

Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.



Printed in Germany.

Greenwood

+ 1902 +

Ibn, 1902

0

Die
Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Erstes Vierteljahr



Leipzig

Verlag von fr. Wilh. Grunow,
1902

(RECAP)

0902

. 707

Jul 5. 61

pt. A

1902



Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1902. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Dreywesen

- Die Weltlage am Jahresanfang. S. 1.
Zur Entwicklungsgeschichte der absoluten Monarchie in Rußland. S. 11. 66.
Rationalitätskämpfe. 1. Grundbegriffe. S. 57.
2. Kämpfe früherer Zeiten. S. 190. 3. Ursachen und Arten der Verschiebung der Sprachgrenzen. S. 484. 4. Kämpfe von heute. S. 537. 5. Berichtigung. S. 639. 701.
Historische Veräumnisse. S. 113.
Die Inkompetenzklärung des Haager Schiedsgerichtshofs. S. 125.
Die Erbitterung zwischen dem deutschen und dem englischen Volke. Von E. Fritger. S. 169.
König Wilhelm I. und die Beschließung von Paris. S. 178.
Das Vorgehn Rußlands gegen Persien. S. 225.
Schweizerische Fernsichten. S. 237.
Das größere Italien und die Societä Dante Alighieri. Von Otto Raemmel. S. 281.
Die österreichische Staatskrise. Von Julius Fagelt. S. 293. 344.
Vom ehemaligen Königreich Hannover. S. 337. 406.
Chile und Argentinien. Ein geographisch-politisches Problem. S. 577.
Die Bagdadbahn und der Persische Meerbusen. Eine militärpolitische Studie. Von von Wip- leben. S. 633.
Was wird aus dem Zolltarif? S. 690.

Volkswirtschaft, Verwaltung, Kirche

- Panama oder Nicaragua? Von Th. Lenschau. S. 244.
Zur nächsten Pappwahl. Von Ludwig Norden. S. 352.
Zur Umgestaltung der Generalkommissionen. S. 393. 465.
Catholica. Von Joseph Mayer. 1. Die Geschäftsführung an der Kurie. S. 400. 2. Das Staatssekretariat. S. 530. 3. Die päpstlichen Diplomaten. S. 647. 4. Die Propaganda. S. 709.
Über Thünen's isolierten Staat mit einer Anwendung auf die Wirklichkeit. Von G. W. Schiele. S. 457. 521.

Literatur und Kunst

- Was wir lesen. S. 27.
Alte Musikübung. S. 36.
Unser Kaiser und die Kunst. S. 72.
Beethoven als Märtyrer. Von H. Kreyßmar. S. 79.
Wilhelm Herz. S. 199.
Wolfenbüttel und Lessings Emilia Galotti. Von D. von Heinemann. S. 311.
Philisterium und Kunst. S. 550.
Dame. S. 600.
Ein französischer Teufelsbündner. S. 728.

Verschiedenes

- Robert Noth's Lebenserinnerungen. S. 18.
Sylvesterbombe und Kindsmaulsalat. S. 49.
Kurfürstliche Streitzüge. Von D. E. Schmidt. 3. Eigenroba. Schüba und das Schildbürgerbuch. S. 88. 4. Preßsch. S. 204. 5. Die Lohauer Feide und Annaburg. S. 369. 420. 6. Torgau. S. 606. 664.
Vom mittelalterlichen Judenrecht. S. 128.
Die jüngsten Unruhen in Athen und die neu-griechische Bibelübersetzung. Von A. Thum b. S. 137.
Die Papyrusfische Ägyptens. Von R. Busche. S. 144.
Hellenentum und Christentum. 3. Sokrates, Plato und Aristoteles. S. 251. 301. 4. Der Umschlag der Philosophie in die Theosophie. S. 472. 5. Die Offenbarung. S. 592.
Das evangelische Stift zu Tübingen von der Reformation bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von Albert Landenberger. S. 360.
Die Sonne im Lichte der Sprachgeschichte. Von F. Runke. S. 430.
Die Toten von 1899. S. 560.
August Reichenperger. S. 587.
Marx als Philosoph. S. 656. 717.

Doktor Duttmüller und sein Freund. Von Friß Anders. S. 41. 100. 152. 214. 265. 322. 378. 435. 502. 567. 617. 673. 732.

Rein Tuschulanum. Von Heinrich Kruse. S. 498.

Wahgebliches und Unwahgebliches

- Volkströmung. S. 51. — Eine entladene Seele. S. 54. — Der Moralboden eines Herausgebers. S. 54. — Lohnbediener. S. 55. — Der Kaiser über die Kunst. S. 109. — Die Szigintische Kapelle und das Deutsche Reich. S. 111. — Voraussetzungslosigkeit und Vorschlagsrecht der Fakultäten. S. 112. — Ein Urteil über die Grenzboten. S. 160. — Arbeitliche Ethik. S. 161. — Das Wirtschaftsjahr 1900. S. 163. — Zur Geschichte der Freimaurerei. S. 165. — Der Cuooabismus. S. 166. — Der moderne Geist in der Tonkunst. S. 166. — Noch einmal praktische Musiker und Musikforscher. S. 167. — Lumpcavagabundus. S. 168. — Bitter für Blödsinnige. S. 168. — Ein großes Tier. S. 168. — Die soziale Bearbeitung der Diensthofenfrage. S. 222. — Die Weifen aus dem Morgenlande. S. 224. — Eine Gehaltsaufbesserung vor 120 Jahren. S. 276. — Zur Einheitsmarke. S. 278. — Von der Wähligkeitsbewegung. S. 280. — Die Parteien und der Zolltarif. S. 330. — Zwei Wühler. S. 335. — Die Einrichtung eines Lehr-

stuhles für Geschichte in Kapstadt. S. 336.
 — Zur Jesuitenfrage. S. 386. — Verehrter
 Eifer. S. 388. — Ein Mangel unsrer Gesetz-
 gebung. S. 389. — Montaignes Essais.
 S. 390. — Der Herr Direktor. S. 391. —
 Edmund Michael, Führer für Pilsfreunde.
 S. 392. — Das mittelalterliche Judenrecht.
 Zuschrift. S. 392. — Die sächsische Minister-
 krisis. S. 447. — Juni Heimatschug. S. 450.
 — Das Postdefizit. S. 452. — Aphorismen.
 S. 455. — Militärlexikon. S. 456. — Die
 sächsische Minister- und Verfassungskrisis.
 S. 512. — Die Organisation der Wasser-
 wirtschaft. S. 513. — Neues im Gebiete der
 Volkswirtschaftslehre. S. 514. — Spemanns
 goldnes Buch der Weltliteratur. S. 518. —
 Die Höhen der Kunst. S. 519. — Über-
 zernge. S. 520. — Eine Zuschrift über die
 sächsische Ministerkrisis. S. 576. — Durch
 ganz Italien. S. 576. — Ernsthafte Betrach-
 tungen über Menschentum und Herrenrecht.
 S. 627. — Wilhelm Tell in Frankreich.
 S. 631. — Produkte der religiösen Gärung.
 S. 631. — Deutsch-amerikanische Kultur-
 beziehungen. S. 634. — Gegen den Theater-
 bufel. S. 688. — Die Elegie des Herrn
 von Nichtshofen. S. 740. — England und
 Japan. S. 742. — Die Belinger astron-
 omischen Instrumente. S. 743. — Brügge
 und Ypern. S. 745. — Verichtigung. S. 224.
 688.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Auflagen behandelt worden)

- Americana Germanica. S. 684.
 Baebeler, Kappiten. S. 56.
 Becker, Die Wohnungsfrage und ihre Lösung.
 S. 517.
 Beta, D., Deutschlands Verjüngung. S. 517.
 Bettelheim, A., Biographisches Jahrbuch und
 deutscher Retolog. S. 560.
 Bode, W., Studien zur Alkoholfraze. S. 280.
 *Bölsche, W., Hinter der Weltstadt. S. 31.
 *Liebesleben in der Natur. S. 31.
 Brockhaus, Konversationslexikon. 14. Auflage.
 S. 747.
 Calmer, K., Handel und Wandel. S. 163.
 Dedek, A., Manuia Samoa! S. 224.
 *Dehmel, A., Fizebuge. S. 34.
 Dig, A., Deutschland auf den Hochstraßen des
 Weltwirtschaftsverkehrs. S. 314.
 Drentoff, J., Die Steuerverhältnisse Bulgariens.
 S. 515.
 Durch ganz Italien. S. 576.
 *Ehrhard, Der Katholizismus und das zwanzigste
 Jahrhundert. S. 400.
 Eleutheropoulos, Abr., Wirtschaft und Philo-
 sophie. S. 518.
 Entwicklungsgesetz und das Kirchendogma.
 S. 682.
 *Erkert, A. v., Wandlungen und Siedlungen
 der germanischen Stämme. S. 114.
 *Federn, K., Dantes Zeitalter und sein Wert.
 S. 601.
 Findel, J. G., Geschichte der Freimaurerei.
 S. 165.
 *Friedner, Fr., Lebenserinnerungen. S. 29.
 Förster, W., Himmelskunde und Weissagung.
 S. 224.
 Fried, A. G., Der Theaterbuefel. S. 688.
 Frobenius, P., Militärlexikon. Handwörterbuch
 der Militärwissenschaften. S. 456.
 Gdh, D., Eine Orientreise. S. 56.
 *Haffel, W. v., Geschichte des Königreichs
 Hannover. S. 337. 406.
 Heder, D., Italienisches Wörterbuch. S. 606.
 *Herz, W., Gesammelte Dichtungen. S. 201.
 Hymans, Henri, Brügge und Ypern (aus der
 Sammlung „Berühmte Kunststätten“). S. 745.
 *Kippenberg, Anton, Die Sage vom Herzog
 von Luremburg und die historische Persön-
 lichkeit ihres Trägers. S. 728.
 König, K., Gott. Warum wir bei ihm bleiben
 müssen. S. 682.
 Kohler, J., Dantes heilige Reize. S. 601.
 Krauß, J., Deutsch-türkische Handelsbeziehungen.
 S. 515.
 Kühn, E., Montaignes Essais. S. 390.
 Landmann, J., System der Distriktpolitik.
 S. 516.
 Lislo, G., Roma Peregrina. S. 684.
 Mantuffel, Karl Freiherr v., Das Sparen.
 S. 517.
 May, A. E., Die Wirtschaft in Vergangenheit,
 Gegenwart und Zukunft. S. 164.
 *Rehring, Fr., Gesammelte Schriften von Karl
 Marx und Fr. Engels. S. 658. 717.
 *Reier, E. v., Hannoverische Verfassungs- und
 Verwaltungsgeschichte. S. 337. 406.
 Michael, E., Führer für Pilsfreunde. S. 392.
 *Rohlf, R. v., Lebenserinnerungen. S. 18.
 Müller, A. v., Unfreie Marine in China. S. 224.
 Njemefi, Die Industrialisierung der Landwirt-
 schaft. S. 515.
 Pohle, L., Die neuere Entwicklung des Klein-
 handels. S. 517.
 Protestantismus, der, am Ende des neun-
 zehnten Jahrhunderts in Wort und Bild.
 S. 748.
 *Scherer, J. E., Die Rechtsverhältnisse der Juden
 in den deutsch-herreichlichen Ländern. S. 128.
 Schmitt, Eugen, Die Kulturbedingungen der
 christlichen Dogmen und unsrer Zeit. S. 683.
 Seidl, A., Der moderne Geist in der Tonkunst.
 S. 166.
 Spemann, Goldnes Buch der Weltliteratur.
 S. 518.
 Stille, Werner A., Die ewigen Wahrheiten.
 S. 684.
 Smoboda, A., Ideale Lebensziele. S. 161.
 Thudichum, Fr., Die wahren Lehren Jesu. S. 683.
 Thünen, Der isolierte Staat. S. 457. 521.
 Vogt, J. G., Entfeyn und Vergehn der Welt.
 S. 161.
 Weber, L., Die religiöse Entwicklung der Mensch-
 heit. S. 681.
 Wisnmann, Schilderungen der Suaheli. S. 56.
 Worms, St., Das Gesetz der Güterkonzen-
 tration. S. 516.



Die Weltlage am Jahresanfang



Am Jahresanfang geizt sich schon im bürgerlichen Leben ein Rückblick und ein Vorblick, geschweige denn in den großen Beziehungen der Völker. Überraschende, grundstürzende Wendungen hat das abgelafne Jahr 1901 nicht gebracht, aber die Entwicklung ist doch nach einer bestimmten Richtung hin weiter vorgeschritten. Die Kämpfe in China sind im Sinne der fremden Mächte beendet worden, aber der südafrikanische Krieg dauert immer noch fort, endlos, ergebnislos, ja im Grunde zwecklos. Denn das Land, um dessen Besitz er geführt wird, ist heute schon auf ein Menschenalter hinaus ruiniert, und das unglückliche Heldenvolk, das er unterwerfen soll, das scheint zur einen Hälfte dem Untergange geweiht, dank der brutalen oder unfähigen englischen Kriegsführung und Verwaltung, die nicht einmal davor zurückschreckt oder wenigstens nicht verhindern kann, daß die gefangnen Weiber und Kinder in den berüchtigten „Konzentrationslagern“ zu Tausenden hinsterben, also die Zukunft der kleinen Nation vernichtet wird; in der andern, der noch verzweifelt fechtenden Hälfte aber, die wenigstens in starken Nesten den Krieg überleben wird, ist ein so unverföhlicher Haß gegen alles, was englisch heißt, erwachsen, daß er jede innerliche Annäherung der beiden europäischen Rassen in Südafrika für absehbare Zeiten unmöglich macht. Gegen diese Kriegsführung, nicht nur gegen die englische Eroberungspolitik, die England selbst am tiefsten schädigt, weil sie, abgesehen von den ungeheuern Opfern an Geld und Blut für ein auch auf friedlichem Wege sicher, obgleich langsamer erreichbares Ziel, nämlich für die Vorherrschaft des englischen Elements und der englischen Kultur in Südafrika, auch den militärischen Ruf, das „Prestige“ Großbritanniens tief erschüttert hat, richtet sich in unerhörter Einmütigkeit die einfach menschliche Empfindung der gesamten zivilisierten Welt, nicht das politische Interesse. Das verkennt man jenseits des Kanals gründlich, wenn man sich über den „allgemeinen Haß“ gegen England beklagt. Dieser Haß gilt gar nicht dem englischen Volke, sondern der Politik und der Kriegsführung, die es sich selbst, im Widerspruch mit seinen eignen besten und größten Überlieferungen, gefallen läßt.

Aber auf der andern Seite verkennt man die Lage, wenn man ein Einschreiten der neutralen Mächte verlangt oder auch nur für möglich hält. Ist genug

wird die Frage aufgeworfen: „Warum erklären denn die Großmächte nicht gemeinschaftlich in London, daß sie diesen erbarmungslosen Krieg nicht länger mit ansehen können und seine schleunige Beendigung verlangen?“ Oder man fordert wenigstens als Pflicht der Neutralität ein Waffen- und Pferdeausfuhrverbot, da ein solches den Engländern die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs arg beschneiden und den Frieden herbeiführen würde. Ein derartiges Verbot wäre aber eine direkte Feindseligkeit gegen England, weil es nur dieses treffen würde, nicht auch die Buren, die weder Pferde noch Waffen aus Europa beziehen, und hinter einer Vermittlung, die nicht von beiden streitenden Teilen gewünscht oder wenigstens zugelassen wird, muß der feste Entschluß stehen, mit den Waffen einzugreifen, wenn sie abgelehnt wird, sonst endet die Intervention mit einer Blamage und mit einer diplomatischen Spannung ohne jeden Nutzen; und greifen die vermittelnden Mächte wirklich zu den Waffen, dann beginnen sie einen größern Krieg, um einen kleinen zu beendigen. Die vermittelnde Stellung, die Oesterreich während des Krimkriegs zwischen den Westmächten und Rußland einnahm, befriedigte diese nicht, beleidigte aber Rußland aufs schwerste, schwerer vielleicht, als wenn Oesterreich sich einfach auf die Seite des Feindes gestellt hätte, und bezeichnete den Anfang eines Weges, an dem die Stationen Solferino und Königgrätz lagen. Die bewaffnete Vermittlung Preußens im Kriege von 1805, die ihm eine beherrschende Stellung in Europa hätte geben können, führte geradeswegs nach Jena, weil zwar die Mittel zum bewaffneten Einschreiten vollauf bereit standen, aber der Entschluß fehlte, sie zur Durchführung der gestellten Forderungen anzuwenden. Die sehr ähnliche Haltung Preußens 1790 half zwar der angegriffnen Türkei nicht viel, legte aber den Grund zu dem tiefen Mißtrauen Oesterreichs, das den später gegen Frankreich verbündeten Mächten den Erfolg des ersten Koalitionskriegs verdorben hat. Vestigia terrent! Ist wirklich, auch wenn alle europäischen Großmächte etwa in identischen Notizen Vorschläge zur Beendigung des Burenkriegs in Downing Street machten, bei allen auch der feste Entschluß anzunehmen, einem englischen Nein die Kriegserklärung folgen zu lassen? Das wird doch niemand behaupten wollen. Man erzählt sich im Auslande, z. B. in Rußland, zu einem derartigen Einvernehmen der Mächte fehle nur noch die Zustimmung des Deutschen Kaisers. Diese Ansicht ist mindestens naiv, und auch wenn sie richtig wäre, dann würde unser Kaiser wohl seinen Grund haben, sich von einer so freundschaftlichen Demonstration auszuschließen, denn alsbald würde es wieder heißen: *The Germans to the front!* und wir würden hinter uns niemand finden. Wir haben 1896 nicht vergessen und danken für ähnliche Erfahrungen. *Vestigia terrent!*

Also ist nicht zu helfen? Nein, in der Weise, wie sich das der selbständige deutsche Bürger gern vorstellt, ist den Buren nicht zu helfen; wir können den Einfluß eines solchen Spiels, er mag nun Blamage, Verfeindung mit England oder Krieg heißen, nicht riskieren. Die Buren haben den ihnen freilich aufgezwungenen Krieg in einem unglücklichen Momente begonnen und müssen die Folgen tragen. Man mag das eine Schande des zwanzigsten Jahrhunderts, einen dunkeln Flecken auf unsrer so hoch gepriesenen Zivilisation nennen, aber

eine Besserung dieses in der That beschämenden Zustands unsers sogenannten Völkerrechts, der uns zwingt, der Erwürgung eines kleinen, tüchtigen Volks durch ein Weltreich mit gekreuzten Armen zuzusehen, kann erst von der Zukunft gehofft werden. Natürlich nicht von den Beschläffen irgendwelcher Friedensfreunde, die regelmäßig Deutschland als den bösen Störenfried der europäischen Idylle anklagen, weil es den gutmütigen eleganten Franzosen mit plumpen Fäusten Elsaß-Lothringen abgenommen hat, auch nicht von dem feierlichen Possenspiel eines Haager Friedenskongresses und dem Haager Schiedsgericht, sondern allein von der Steigerung des sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls der Völker und von einem wirklichen Gleichgewicht der Weltmächte.

Ein langer Weg, dessen Ende vielleicht erst der Schluß des zwanzigsten Jahrhunderts sehen wird! Denn in der That, von jenem ersten Ziele sind wir weiter entfernt als je, seitdem die große Politik parlamentarisch regierter Länder so oft nicht etwa, wie die der alten absoluten Monarchien von dynastischen Interessen — diese Schwäche liegt hinter uns —, sondern von der Börse, von „Trusts“ und „Ringen“ zu Ruß und Frommen einiger Milliarden gemacht wird, die über so abgestandne Begriffe wie Freiheit, Vaterlandsiebe, Ehre und dergleichen längst mitleidig lächelnd zur Tagesordnung, zum Money making übergegangen sind. Die politische Sittlichkeit solcher Länder steht ungefähr da, wo in den letzten beiden Jahrhunderten die der römischen Republik stand, als die römische Nobilität mit den Bankiers zusammen unterthänige Länder in Provinzen verwandelte, um sie anzubenten, und blühende Handelsstädte zerstörte, um Konkurrenten zu vernichten; nur hatten die Römer wenigstens den Vorzug vor dem modernen „Imperialismus“, daß sie nicht mit Humanitäts- und Freiheitsphrasen um sich warfen. Wenn nicht die wirklich noch monarchisch regierten Länder diese brutale Kapitalistenpolitik einigermaßen im Zaume hielten, so würde sich die heutige Staatengesellschaft bald in eine Horde von Raubtieren auflösen. Die *Auri sacra fames* ist eben die schlimmste aller menschlichen Leidenschaften.

Also auf die Hebung der politischen Sittlichkeit im Völkerverkehr aus den Völkern heraus setzen wir geringe Hoffnung. Einem Raubtier tritt man mit scharfem Eisen entgegen, nicht mit humanitären Reden. Darum ist die Erreichung jenes Ziels eher davon zu erwarten, daß sich allmählich ein Gleichgewicht der Weltmächte entwickelt, das jede Macht in gewissen Schranken hält, also den Zustand beseitigt, daß sich der Starke alles, der Schwache nichts erlauben darf. Auf dem Festlande von Europa ist das längst nicht mehr möglich, sobald es sich um internationale Beziehungen handelt. Gesezt, Deutschland wollte sich etwa die Schweiz unterwerfen, so würden ihm seine Nachbarn sofort in den Arm fallen, nicht nur deshalb, weil die Schweiz völkerrechtlich neutralisiert ist. Schon als 1857 Friedrich Wilhelm IV. mit der revolutionären Regierung seines Fürstentums Neuenburg und dadurch mit der Eidgenossenschaft in Konflikt geriet, weil diese Regierung einen royalistisch-aristokratischen Reaktionsversuch niedergeschlagen hatte und die gefangenen Royalisten als Hochverräter behandeln wollte, trat Napoleon III. mit gebieterischer Vermittlung dazwischen, und der König verzichtete ganz auf Neuenburg.

Das war möglich, weil Preußen den Waffen seiner Nachbarn nicht gewachsen war. In Südafrika ist etwas ähnliches, wie die Eroberung der Schweiz für uns wäre, die Eroberung der Burenrepubliken, für England möglich, nicht weil es das bessere Recht hätte, sondern weil es die See beherrscht und für die Waffen seiner Nachbarn unerreichbar ist. So lange diese Übermacht ungeschwächt besteht, so lange wird in den überseeischen Verhältnissen die jetzige Barbarei des Völkerrechts bestehen.

Aber diese Übermacht ist allerdings im Rückgange. Der Anteil Englands am Welthandel ist freilich immer noch größer, als der aller andern Völker zusammengenommen, aber prozentual nimmt er ab, und der Anteil der andern steigt rasch, und Deutschland ist heute, wenn auch noch in weitem Abstände von England, die zweite Handelsmacht. Die englische Kriegsflotte ist noch heute jeder Koalition gewachsen, und sie wird und kann es bleiben, soweit die Zahl der Schiffe in Frage kommt; aber woher sie zuletzt, da England keine allgemeine Wehrpflicht kennt, die Bemannung nehmen soll, das weiß man dort wohl selbst nicht, und die Flotten der andern Mächte wachsen ebenfalls unaufhaltsam. Nur im Entschluß der Nordamerikaner liegt es, eine Kriegsflotte zu schaffen, die gegenüber der englischen die See halten kann; die französische steht längst an der zweiten Stelle, die deutsche, italienische, russische, japanische Marine kommen rasch in die Höhe, und an Bemannung kann es ihnen allen niemals fehlen, denn alle diese Länder haben längst die allgemeine Wehrpflicht. Vor vierzig oder fünfzig Jahren gab es von allen diesen Flotten zweiten Ranges nur die russische, und diese mußte sich während des Krimkriegs vor der englisch-französischen Übermacht unthätig in ihre Häfen einschließen oder zerstört werden. Kurz, heute besteht zwar noch die englische Übermacht zur See, aber keineswegs mehr die englische Alleinherrschaft. England beherrscht nach wie vor durch seine Kolonien und Besitzungen alle Seewege, und wenn englische Blätter gelegentlich spöttisch hervorhoben, die deutschen Truppen und Schiffe hätten ohne die Benutzung englischer Häfen gar nicht nach China gelangen können, so war diese Bemerkung für uns nicht angenehm zu hören, aber richtig. Es ist so; die Engländer könnten uns in jedem beliebigen Augenblicke, wenn sie uns etwa Gibraltar, den Suezkanal, Aden, Colombo, Singapur sperren, von unsern Truppen in China und unsern Kolonien gemächlich abschneiden. Auch ist das englische Element durch erfolgreiche Kolonisation in Kanada, Südafrika, Australien auf dem Boden dreier Kontinente so festgewurzelt, daß es als weltbeherrschende Kulturmacht gar nicht mehr erschüttert werden kann, nicht einmal in dem Falle, daß die Kolonien sich von England politisch ablösen sollten, und nichts liegt heute ferner, als eine solche Möglichkeit, da im Gegenteil das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande heute stärker ist als je. Aber ob das militärisch für England viel zu bedeuten haben würde, ist doch sehr die Frage; im Falle eines großen allgemeinen Kriegs würden die englischen Koloniallande mit ihrer dünnen Bevölkerung und ihrer völlig unzureichenden Wehrverfassung den Schutz des Mutterlands in einem Grade brauchen, daß die englische See- und Landmacht über alle Meere zerplittert werden müßte, sie würden die Widerstandskraft

Englands also eher schwächen als stärken, ganz abgesehen noch von Indien, das keine Kolonie ist, sondern eine Besitzung und zu seiner Verteidigung den besten Teil des englischen Heeres verlangen würde.

In der Richtung auf eine Abschwächung der britischen Übermacht hin hat sich auch die politische Entwicklung des abgelaufenen Jahres bewegt. Der Krieg in Südafrika, der dort Englands paramount power begründen soll, wird dieses Ziel vielleicht erreichen, aber er hat England in dem Maße gelähmt, daß es auf allen andern Schauplätzen der überseeischen Politik im Zurückweichen ist. Die Position der Vereinigten Staaten auf den Antillen und auf den Philippinen ist unangreifbar geworden; sie beherrschen damit alle Zugänge zum mexikanischen Golf, also zu Mittelamerika, und nehmen eine dominierende Stellung im Großen Ozean ein, sie werden auch den interozeanischen Kanal, sei es durch Nicaragua oder bei Panama, wirklich bauen, also ihre Aktionsfähigkeit geradezu verdoppeln. Diesem raschen Vordringen gegenüber ist England ohnmächtig, schon weil es bei jedem Konflikt mit der Union für Kanada fürchten muß, das es gegen sie nicht behaupten könnte. „Amerika den Amerikanern!“ In Asien steht es kaum besser. Im nördlichen China hat England die Festsetzung der Russen ruhig hinnehmen, für Süchina den Grundsatz der offenen Thüren annehmen müssen, statt es ausschließlich in seine Interessensphäre zu verwandeln, es kann Deutschlands Ausbreitung in Schantung nicht hindern, und die sibirische Bahn ist so gut wie fertig. Sie mag für den Welthandel noch geringe Bedeutung haben, aber sie sichert den Russen eine schnelle Verbindung mit dem äußersten Osten und erlaubt ihnen, dort jede beliebige Truppenzahl zu versammeln, ohne daß England das stören könnte oder auch nur zu erfahren brauchte. Kurz, mit dem englischen Übergewicht in Ostasien ist es augenscheinlich vorüber. In Erwägung solcher Möglichkeiten scheint Japan Neigung zu haben, sich mit Rußland direkt zu verständigen, da es von England nicht mehr viel zu erwarten, von Rußland sehr viel zu fürchten hat; denn umsonst ist der frühere Minister Marquis Ito nicht soeben in Paris, Petersburg und Berlin gewesen. China selbst aber scheint sich nach der schweren Krisis, in die es von der reaktionären Partei gestürzt worden war, den fremden Kultureinflüssen weiter öffnen zu wollen, und es könnte, falls es sich namentlich militärisch kräftigte, was es doch nur zu wollen braucht, ein selbständiger Faktor werden, mit dem man rechnen müßte. Den Russen in Zentralasien in den Weg zu treten, darauf hat England längst verzichtet, und eben beginnt dort Rußland den Bau der großen Eisenbahn von Orenburg nach Taschkend, die ihm dereinst ermöglichen wird, binnen wenig Tagen aus dem Mittelpunkt des Reichs Truppen bis an die Grenze Afghanistans und Persiens zu werfen, ein Seitenstück zur sibirischen Bahn. Ebenso weicht in Persien der britische Einfluß vor dem russischen rasch zurück, und die Eisenbahnen dort wird Rußland bauen, auch die bis zum Persischen Golf.

Somit beginnt sich in Asien schon heute eine Art Gleichgewicht der Weltmächte auszubilden, wie es in Afrika der Gebietsverteilung nach schon vorhanden ist, seitdem sich Deutschland im Westen und im Osten festgesetzt, Frankreich sich die größere Westhälfte Nordafrikas gesichert hat, und der Kongostaat besteht,

nur daß alle diese Mächte auf die Seeverbindung angewiesen sind, die England leicht sperren kann. Den Süden Asiens beherrschen England und Frankreich, von Norden her reicht Rußlands Hand bis weit in die Mitte, dazwischen ringen in China noch die fremden Mächte miteinander; die Philippinen sind amerikanisch, und nur ein asiatisches Volk ist noch wirklich eine selbständige Macht, nämlich Japan, weil es sich rechtzeitig bis zu einem gewissen Grade europäisiert hat. Wir können gar nicht wünschen, daß Rußland ganz Asien bewältige, etwa bis Indien vorbringe; an der Spitze dieser ungezählten Millionen streitbarer Völker wäre es unwiderstehlicher als Dschingis-Khan und würde jedenfalls dem Handel der europäischen Mächte einfach die Türen zuschlagen. Wir müssen im Gegenteil wünschen, daß die Herrschaft über Asien geteilt bleibt, und daß China einigermaßen widerstandsfähig werde, denn sonst wird es doch schließlich zum verhängnisvollen Zankapfel, der den Weltkrieg entzünden könnte.

Hinter diesen schweren Problemen ist die alte orientalische Frage, die Zukunft der Türkei, jetzt sehr zurückgetreten. Aber auch am Bosphorus ist der alte herrschende Einfluß Englands offenbar verloren. Die Hohe Pforte hofft von ihm nichts mehr und fürchtet Rußland, mit dessen stillschweigender Unterstützung Frankreich soeben eine Reihe von Konzessionen erzwungen hat, sie sieht ihren besten Freund in Deutschland, hat deshalb die denschanatolischen Bahnen ruhig bauen lassen, die Bagdadbahn deutschen Unternehmern konzessioniert und deutsche Ingenieure herbeigerufen, um die neue große Linie Damaskus-Mekka zu planen, die, wenn sie wirklich gebaut wird, doch nicht nur Pilger befördern soll, und dem englisch gewordenen Ägypten in unbecommene Nähe rückt. Jedenfalls tritt Deutschland als Mitbewerber um die Zukunft des „nahen Orients“ auf, es hat jetzt ganz direkte Interessen an den Mittelmeerländern und wird sich nicht wieder beiseite schieben lassen.

Nur durch das Gleichgewicht, worin die europäischen Großmächte einander halten, ist der Fortbestand des türkischen Reichs verbürgt, sind schwere Katastrophen bisher abgewandt worden, wie in China durch das Gleichgewicht der Weltmächte. Man hat viel über die Unvollkommenheiten und die Hemmungen dieses Einvernehmens gespottet; sehr mit Unrecht, denn es war doch etwas höchst Merkwürdiges, wie hier acht Mächte aus drei Weltteilen zu einem Ziele zusammenwirkten und dabei mit Ausnahme Rußlands, das jedoch schon vor dem Beginn der Wirren in Nordchina stand, auf Sonderrechte verzichteten, nur weil sie jeden kriegerischen Zusammenstoß vermeiden, den Frieden untereinander erhalten wollten. Darin darf man einen praktischen Erfolg in der Vervollkommnung des Völkerrechts erkennen, der sehr viel schwerer wiegt, als ein Duzend Kongresse der Friedensgesellschaften und Haager Friedenskonferenzen. Und sehr charakteristisch ist dabei wieder die aristokratische Gestaltung der modernen Staatengesellschaft hervorgetreten. Von einer Teilnahme der Staaten zweiten und dritten Rangs an den Verhandlungen und Kämpfen war dabei gar keine Rede, sie mochten mit ihren Interessen in China beteiligt sein, oder nicht; Belgien, das keine allerdings sehr überflüssige Hilfe anbot, wurde sogar einfach zurückgewiesen, die Großmächte allein nahmen die Sache in die Hand und führten sie durch. Aber dabei traten zum erstenmal Japan und

Nordamerika mit in ihre Reihe, und unter den acht Mächten selbst zeigte sich eine sehr auffallende Gliederung, nämlich in die beiden Gruppen der Weltmächte, deren Besitz in fremde Erdteile reicht, und der Großmächte, die nahezu oder ganz auf den heimischen Erdteil beschränkt sind. Zu der ersten gehören England, Rußland, Frankreich, Deutschland und Nordamerika, zur zweiten Österreich, Italien und Japan. Nur jene traten mit beträchtlichen Streitkräften auf, von diesen nur Japan, weil es am nächsten lag.

Den Schlüsselstein des europäischen Gleichgewichts und damit des werdenden Weltgleichgewichts bildet Deutschland, dessen Geltung durch den Dreibund verstärkt wird. Kein Wunder, daß wir von Feinden umlauert sind. Wir stehen jetzt ähnlich als Weltmacht wie das junge Deutsche Reich nach 1871 als europäische Macht, wie Preußen als die jüngste Großmacht nach den beiden ersten schlesischen Kriegen. Der Satz Heinrich von Treitschkes aus den sechziger Jahren: „Man fürchtet und haßt uns, aber man liebt uns durchaus nicht,“ gilt heute wieder, vielleicht in verstärktem Maße; es wäre Leichtsinns, sich darüber zu täuschen. Trotz aller Friedensneigung des französischen Volks sind dort die Revanchegelüste noch keineswegs erloschen, in Rußland verdenkt man es uns, daß wir nicht einfach im russischen Schlepptau fahren, sondern unsern eignen Kurs steuern wollen, und in gewissen Kreisen sieht man dort in uns gar die Vormacht der gehakten — und doch so unentbehrlichen — westlichen Kultur; in England endlich will man den deutschen Eindringling in die Weltpolitik nicht dulden, während man Rußland als ebenbürtig anerkennen muß, weil man es fürchtet und ihm nicht beikommen kann, und Frankreich notgedrungen zulassen muß, weil man in ihm den alten gewaltigen Gegner respektiert und wirtschaftlich von ihm nichts zu besorgen hat. Darum nehmen jetzt in der englischen Presse die Erörterungen über eine Verständigung zwischen England und Rußland und die Betrachtungen, wie man etwa den Dreibund auflösen oder seine Erneuerung verhindern könne, einen gewissen Raum ein. Die *National Review* hat in ihrem Dezemberheft ihre frühern Betrachtungen darüber unter dem Titel *Some consequences of an Anglo-Russian understanding* fortgesetzt. Sie führt Österreichs Staatsmännern zu Gemüte, wie sie mit Rußland niemals zu einer Einigung über die Balkanhalbinsel in dem Sinne eines Vordringens bis Saloniki gelangen würden, so lange Österreich der „Trabant“ (satellite) Deutschlands sei, also jedes Wachstum seines Einflusses auch den Einfluß Deutschlands verstärke. Österreich hat deshalb zu wählen „zwischen dem Slawen und dem Deutschen.“ Stützt es sich auf die Slawen, dann ist ein Einvernehmen mit Rußland leicht herzustellen. Leider gehen die Politiker der *National Review* dabei wieder von einer mangelhaften Sachkenntnis aus. Es handelt sich in Österreich gar nicht darum, ob sich die Monarchie auf die Slawen oder auf die Deutschen stützen soll. Der Beweis ist eben erbracht, daß sie weder gegen die einen noch die andern regiert werden kann, daß die Nationalitäten gleichberechtigt sein müssen in der Teilnahme am Staatsleben und in allen andern Beziehungen. Es handelt sich lediglich noch darum, inwieweit das Deutsche die Staatssprache oder, wie man dort lieber hört, die Vermittlungssprache sein soll, die „das

Slawische“ schon deshalb nicht sein kann, weil es in Oesterreich nicht eine einheitliche slawische Sprache giebt, sondern mindestens vier, die den Slaven anderer Stämme gar nicht verständlich sind, das Polnische, das Tschechische, das Slowenische und das Kroatische, und weil nur das Deutsche eine Kultursprache ist, die, auch abgesehen von dem praktischen Zwecke der Verständigung, zu lernen die Mühe lohnt. Nicht um die längst bestehende Gleichberechtigung der Nationalitäten dreht sich dort der Kampf — das ist die alte Verwechslung —, sondern um die der Sprachen, und dieser ist grundsätzlich längst zu Gunsten des Deutschen entschieden, es handelt sich nur noch um die Abgrenzung seines Geltungsbereichs im einzelnen. Im Wiener Reichsrate kann jeder in seiner heimischen Zunge reden, aber wenn er allgemein verstanden werden will, so spricht er deutsch, und auch dem erregtesten Tschechen ist es niemals eingefallen, zu verlangen, daß er außerhalb Böhmens und Mährens mit einer Behörde in seiner Sprache verkehren könne. Wollte aber ein österreichischer Minister seine auswärtige Politik im Sinne der „Slaven“ machen, so könnte er das nur im Sinne der Tschechen oder der Polen, niemals beider zugleich, da sie darüber befanntlich der entgegengeetzten Meinung sind; die Ungarn aber würden einen solchen Versuch niemals dulden, und sie sind die mächtigste Nation der Doppelmonarchie. Katholisch könnte Oesterreich allenfalls regiert werden, und ist es regiert worden, niemals aber slawisch, und zu Deutschland steht es nicht als „Vasall.“ sondern weil sein Interesse es so verlangt. Plausibler klingt, was Italien als Preis des Abfalls vom Dreibunde vorgehalten wird, nichts geringeres nämlich als die Ausöhnung mit dem Vatikan, die aber nur dann möglich wäre, wenn ihr Frankreich nicht entgegenarbeite, und darauf würde es nur dann verzichten, wenn Italien nicht mehr „der verhasste Bundesgenosse Deutschlands“ wäre. Ein Versuch dazu, so erzählt der Artikel, sei vor einigen Jahren im Auftrage des Papstes von dem gelehrten Benediktiner Tosti gemacht, aber auf die energische Einsprache eines französischen Kardinals sofort aufgegeben worden. Daß die Feindseligkeit des Vatikans eine offene Wunde am Körper des Königreichs Italien ist, das weiß jeder, und welcher verständige Italiener wünschte sie nicht geheilt zu sehen! Aber der Preis, dafür in Abhängigkeit von Frankreich zu geraten, Tunis zu vergessen, die republikanische Partei im Lande selbst zu verstärken und doch auf nationale Lieblingswünsche an der Ostküste der Adria zu Gunsten Oesterreichs zu verzichten, der dürfte dem Hause Savoyen doch wohl als zu hoch erscheinen.

So ist die Lage Deutschlands nicht viel behaglicher als vor Jahresfrist, wenn auch jetzt wenigstens die chinesischen Wirren beendet sind, und die deutsche Politik muß sehr vorsichtig geführt werden. Wir dürfen namentlich niemals vergessen, daß die Flotte, unser Arm für die Weltpolitik, noch viel zu schwach ist, als daß wir es auf ernste überseeische Konflikte ankommen lassen könnten, und daß die Entwicklung unsers Handels und unsrer Kolonien des Friedens bedarf. Um die Lage noch schwieriger zu machen, stehen soeben der neue Zolltarif und der Abschluß neuer Handelsverträge zur Debatte, und hier verstricken sich äußere und innere Politik unzertrennlich. Unsrer Industrie hat einen mächtigen Aufschwung genommen, unser Wohlstand hat sich erfreulich gesteigert, unsre großen Städte sind im raschen, oft glänzenden Wachstum begriffen. Aber

diese Wandlung beruht wesentlich auf der Ausfuhr unsrer Industrieprodukte, sie hat also die deutsche Volkswirtschaft in eine größere Abhängigkeit vom Auslande, vom Weltmarkte gebracht als jemals vorher, und sie doch weder vor plötzlichen empfindlichen Rückschlägen, wie soeben einer eingetreten ist, geschützt, noch vor den Folgen fremder Zollpolitik, die von uns ganz unabhängig ist und uns lohnende Absatzmärkte schließen kann, wie sich denn der neue Präsident der Union, Theodor Roosevelt, eben jetzt für eine schroff hochschutzzöllnerische Politik erklärt hat; sie hat die großen Städte so überfüllert, daß diese heute über nichts mehr seufzen, als über die immer schwerer drückende Schul- und Armenlast, sie hat das platte Land entvölkert, die Leute in die städtischen Fabriken und Kontore gezogen, sie an städtische sogenannte Genüsse (das heißt wesentlich Kneipen und Lingeltangel) und Bequemlichkeiten gewöhnt, für die Landarbeit unbrauchbar gemacht und wirft sie dann bei jeder Geschäftsstockung scharenweise als „Arbeitslose“ auf die Straße, für die dann die Stadt sorgen mag. Die Lücken, die diese Abwanderungen vom platten Lande dort gelassen haben, müssen bis tief nach dem Westen hinein durch wandernde Arbeitercharen fremden, meist polnischen Stammes ersetzt werden, und sogar Eisenbahn- und Straßenbauten können wir ohne Italiener kaum mehr durchführen. Überfüllert ist Deutschland dank des industriellen Aufschwungs noch gar nicht, nur die größten Städte und einzelne industriell besonders entwickelte Landesteile sind es, unsre Landwirtschaft aber ist dadurch auf dem Standpunkt angelangt, daß sie ohne fremde Kulis nicht mehr auskommt. Ist das ein erfreulicher oder auch nur ein auf die Dauer erträglicher Zustand? Dürfen wir zusehen, daß schließlich auf dem Lande bei uns deutsche Gutsherrn über fremden ab- und zuwandernden Tagelöhnern sitzen, wie etwa die Signori der römischen Campagna, wo doch wenigstens Italiener verwandt werden, oder die deutschen Edelleute der baltischen Provinzen über lettischen und esthnischen Bauern, die aber sesshaft sind? Niemals dürfen wir vergeffen — das hat auch Graf Bülow am 3. Dezember im Reichstage mit allem Nachdruck ausgesprochen —, daß die Basis einer gesunden Weltpolitik eine kräftige nationale Heimatpolitik ist, niemals zugeben, daß uns daheim der Boden unter den Füßen entschwindet, während wir draußen in der Welt neuen zu erwerben suchen. Nicht so steht deshalb die Frage für den deutschen Staatsmann, ob die Preise der Lebensmittel etwas höher oder etwas niedriger sein sollen, sondern so, ob unsre Volkskraft den heimischen Boden behaupten oder an fremde Zuzügler verlieren soll. Deutschland soll weder ein Industrie- noch ein Agrarstaat sein, sondern beides zusammen sein und bleiben.

Selten sind einem großen Volke schwierigere Probleme gestellt worden als heute dem deutschen. Da steigt immer wieder die bange Frage auf: Zeigt es sich den Anforderungen seiner Lage allenthalben bewußt, also ihr gewachsen? Leider hat auch das Jahr 1901 diesen Beweis, daß es das sei, nicht erbracht. In der Entwicklung unsrer Industrie, unsers Welthandels, unsrer Wissenschaft kann man die Frage getrost bejahen, in andern Beziehungen muß man sie verneinen. Alte Sünden unsers Volks sind wieder süppig ins Kraut geschossen. Der ruchlose Ständehaß, der einst Adel, Bürger und Bauern in

wütenden Kämpfen zerfleischt, ist nicht nur von der Sozialdemokratie in den „klassenbewußten Arbeitern“ wieder künstlich gezüchtet worden, sodaß sie dem sogenannten bürgerlichen Staate in abgefagter Feindschaft, dem Vaterlande gleichgiltig gegenüberstehn, sondern er ist auch in dem Streit zwischen Industriellen und Agrariern wieder aufgelebt, der doch nichts weiter ist als der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land, wie ihn kein andres Kulturvolk in dieser Schärfe kennt. Der konfessionelle Zwiespalt, der unsre Vorfahren in den Dreißigjährigen Krieg hineingeheßt hat, den eine mildere Zeit überwunden zu haben schien, den dann der Kulturkampf, obwohl er gar nicht von konfessionellem Standpunkt aus begonnen wurde, in der unheilvollsten Weise erweitert hat, wird von manchen Seiten eifrig geschürt, als ob es darauf ankäme, diese Nation wieder in zwei Teile zu zerreißen, die sich nicht mehr verstehen, trotz aller modernen Bildung und der religiösen Gleichgiltigkeit weiter Kreise. „Glaubt, was ihr wollt, aber vertragt euch wie ihr sollt, um des Vaterlands willen,“ dieser Ruf muß immer wiederholt werden. Endlich wagt sich hier und da, unbeschämt, trotz aller großen nationalen Thaten und Erinnerungen, der nackte Partikularismus wieder hervor, nicht etwa der Dynastien, die national geworden sind, sondern im Volke, dem die nationale Empfindung immer noch nur eine Art Festgewand ist. Das unwürdige Schimpfen über Berlin und Preußen in dem erhebenden Bewußtsein, daß es daheim viel besser sei, steht sogar bei Gebildeten wieder in Blüte; scheint irgend eine heimische Eigentümlichkeit gefährdet, so wird sofort mit „Reichsverdrossenheit“ gedroht, als ob die deutschen Einzelstaaten ohne das Reich überhaupt nur bestehen könnten; jede Ausdehnung der Reichskompetenz, die natürlich im Wachsen ist, so gut wie überall der Staat seinen eignen Machtkreis erweitert, wird, namentlich in Bayern, als eine „Konzeßion“ an „Preußen“ angesehen; ja man scheint dort noch immer als der Weisheit letzten Schluß zu betrachten, möglichst hübsch für sich zu bleiben und sich das Reich möglichst vom Leibe zu halten. Solchem Sondergeist gegenüber muß rund heraus gesagt werden: Wir können und wollen solche künstliche Abschnürungen vom nationalen Körper, die das abgeschnürte Glied selbst allmählich seines Blutes entleeren, nicht mehr dulden, denn durch solche hat Deutschland früher die wertvollsten Glieder, Osterreich, die Schweiz, Holland eingebüßt, und die geistige Gemeinschaft, soweit sie überhaupt besteht, kann die politische nicht ersetzen. Leider hat eine dreißigjährige Erfahrung bewiesen, daß es vergebne Mühe ist, den deutschen Partikularismus durch Konzeßionen zu verjöhnen.

Allerdings, nach außen ist das deutsche Gemeingefühl reger; es ist sogar zuweilen überempfindlich, hat zu wenig von dem ruhigen Nationalstolz längst geeinigter Völker und schweift auch wohl über das praktisch Erreichbare unklar und verschwommen weit hinaus. Unsre fortgeschrittensten deutschen Patrioten betrachten ja das jetzige Deutsche Reich, das mühsam erkämpfte, gern als „Eintagsfliege“ und möchten am liebsten Deutsch-Osterreich, die Schweiz, Holland, die baltischen Provinzen so rasch wie möglich wieder „herbeibringen.“ Wird ihnen einmal gesagt: „Erregt doch durch solche unerfüllbare Wünsche nicht ganz unnütz das Mißtrauen unsrer Nachbarn, wir haben doch Feinde genug, Feinde ringsum,“ dann wenden sie sich verächtlich von solcher Freigebigkeit ab und

fühlen sich stark genug, mit aller Welt zu rempeln. Aus solcher Gesinnung fließen wenigstens teilweise auch die Sympathien für die Buren. Wir billigen sie durchaus, allerdings aus andern Gründen, wir haben aber sehr viel gegen die Versuche einzuwenden, nach ihnen unsre auswärtige Politik bestimmen zu wollen oder zu beurteilen. Und doch geschieht das immer wieder. Und was das Schlimmste dabei ist, das Mißtrauen gegen den Kaiser und die Reichsregierung — so dürfen wir jetzt nach dem rühmlichen Vorgange der jüngsten Thronrede König Alberts von Sachsen unbedenklich sagen — wird dadurch fortwährend geradezu planmäßig genährt, als wenn der Kaiser nur aus persönlicher Liebhaberei und verwandtschaftlicher Zuneigung freundschaftliche Beziehungen mit England unterhalte, und als ob eben jetzt nicht alles darauf ankäme, daß Regierung und Volk fest zusammenstehn. Wir geben gern zu, es könnte auch von der andern Seite manches unterlassen werden, was die falsche Vorstellung nährt, und wir hätten z. B. den Schwarzen Adlerorden in diesem Augenblicke lieber nicht auf der Brust von Lord Roberts gesehen; der Vogel hat an dieser Stelle weit mehr böses Blut gemacht, als er wert war. Aber die Hauptsache liegt doch tiefer. Im deutschen Volke lebt — mit Recht oder nicht — eine starke Abneigung gegen ein wenigstens scheinbar persönliches Regiment; man hat es sich von Bismarck gefallen lassen, weil er eben nur Minister war und offen bekämpft werden konnte; man will es dem Kaiser nicht zugehen, weil es der konstitutionellen Schablone nicht entspricht, und weil er es als Monarch viel nachdrücklicher, widerspruchstloser üben kann als irgend ein Minister. Zwischen der Unfähigkeit der Nation, eine starke persönliche Regierung zu ertragen, ohne fortwährend zu kritteln, zu sticheln und zu nörgeln, und der Unfähigkeit, die große deutsche Politik sachgemäß selbst auch nur zu beurteilen, geschweige denn selbst zu machen, liegt ein unheilvoller Widerspruch, der uns den Blick in die Zukunft trübt, denn wir sehen mit schwerem Herzen, daß das unpolitische Wesen unsers Volks, das unsre nationale Entwicklung gehemmt und vielfach unheilbar verdorben hat, heute noch ebenso stark ist wie vor Jahrhunderten.



Zur Entwicklungsgeschichte der absoluten Monarchie in Rußland



ein Zeitraum hat in der Geschichte des modernen Rußlands so tiefe Spuren hinterlassen wie die Regierung Alexanders II. Keine ist aber auch so reich an äußern Mißerfolgen gewesen, die das freiheitliche Programm des wohlmeinenden Monarchen scheinbar bis in seine letzten Konsequenzen widerlegten. Die größte innere Reform, die Aufhebung der Leibeigenschaft, war von dem Niedergange des Adels begleitet, während der Bauernstand unter dem Zeichen der Freiheit zu

Grunde zu gehn drohte. Die Politik der Versöhnung der unterworfenen Völker mißlang und führte in Polen zur Revolution, die nur mit Murawjew'schen Mitteln unterdrückt werden konnte. Der große slawische Befreiungskrieg gegen die Türken bedeutete militärisch eine Niederlage für Rußland und rief eine wirtschaftliche Krisis hervor, deren Nachwehen kaum heute überwunden sind. Vor allem aber schien die Entfesselung der geistigen Kräfte des Hundertmillionenvolks eine verfrühte That gewesen zu sein, denn aus der von Alexander II. gewährten Freiheit für Schule und Universität, für das gesprochne und das gedruckte Wort sog die verbrecherische Bewegung, die durch eine Reihe von Verschwörungen und Mordversuchen den Thron bedrohte und die Gesellschaft in Furcht und Entsetzen erhielt, hauptsächlich ihre Kraft. La Russie se recueille, hatte Fürst Gortschakoff nach dem verhängnisvollen Ausgang des Krimkrieges gesagt. Aber fünfundzwanzig Jahre später, als Kaiser Alexander II. sein Leben unter Mörderhand aushauchte, schien es, als ob Rußland mehr als je der Koloss auf thönernen Füßen sei. Die freiheitliche Politik, von der man eine Verjüngung der russischen Gesellschaft erhofft hatte, war bankrott geworden, und der unglückselige 13. März des Jahres 1881 hatte ihr den Todesstoß versetzt. Es war begreiflich, daß man beim Regierungsantritt Alexanders III. nach einem rettenden und erhaltenden Gedanken Umschau hielt, dem die große Aufgabe zufallen sollte, das ledt gewordne Staatschiff möglichst schnell einem sichern Hafen zuzuführen. Dieser Gedanke war die uneingeschränkte Selbstherrschaft, von der man sich unter Alexander II. so weit entfernt hatte, daß die Gewährung einer Verfassung in den letzten Tagen des unglücklichen Monarchen allgemein erwartet werden konnte. Es galt nun rückwärts zu gehn und das letzte Vierteljahrhundert aus der Geschichte Rußlands auszulöschen. Die Wiederherstellung des in der Theorie ja allezeit aufrecht erhaltenen Absolutismus wurde der neue Kurs Alexanders III. Es ist allbekannt, mit welcher Rücksichtslosigkeit der eifrigste Vertreter dieser Richtung, Pobjedonosseff, den Gedanken der Selbstherrschaft zu kräftigen wußte, indem er ihm einestheils einen volkstümlichen Anstrich, andererseits einen religiös-kirchlichen Charakter zu geben suchte. Von dieser Dreieit — Absolutismus, Orthodoxie und Volkstum — sollte das große russische Sanierungswerk seinen Ausgang nehmen. Welche Maßregeln dazu auf dem Gebiete der innern Verwaltung, der Behandlung nicht-russischer Nationalitäten und nichtorthodoxer Glaubensbekenntnisse ergriffen wurden, ist allbekannt und in Westeuropa wiederholt gewürdigt worden. Weniger bekannt ist, daß zur Aufrichtung der Selbstherrlichkeit auch die Wissenschaft, die Litteratur und die Presse herangezogen wurden; und doch liegt hierin ein überaus bezeichnender Zug. Während man unter Kaiser Nikolaus I. die Selbstherrschaft als eine Thatfache hinnahm, die so fest begründet war, daß sie ganz außerhalb der Diskussion zu stehn schien, entwickelte sich unter dem unmittelbaren Einfluß Pobjedonosseffs und unter seiner thätigen Mitwirkung eine umfangreiche Litteratur, die mit den Hilfsmitteln der historischen und der juristischen Wissenschaft und mit der Schärfe einer überzeugten Dialektik den Nachweis zu bringen suchte, daß das alleinige Heil Rußlands von jeher nur in der absoluten Selbstherrlichkeit seines auf die Rechtgläubigkeit gestützten

und in dieser mit seinem Volk verbundenen Herrschers beruht habe und in Zukunft nur beruhen könne. Die zahlreichen litterarischen Publikationen Bobjedonossjeffs sind alle auf diesen einen Ton gestimmt, und ihr Einfluß ist zum Teil noch heute so groß, daß sich auch die politische Tagespresse, so weit sie im Jahrvasser der herrschenden Richtung schwimmt, gewöhnt hat, Rußland und seine geschichtliche Rolle ausschließlich vom Standpunkt der Autokratie und Orthodogie zu beurteilen. Ob diese von Bobjedonossjeff empfohlenen Medikamente imstande sein werden, Rußland zu der Gesundung zu bringen, die ihm der Liberalismus nicht gebracht hat, kann man dem Urtheil der Zukunft überlassen. Soweit sich aber um die geschichtliche Stellung der Autokratie in Rußland handelt, steht die Auffassung Bobjedonossjeffs mit den Thatfachen in offenbarem Widerspruch. Die uneingeschränkte Selbstherrschaft hat in Wirklichkeit immer nur vorübergehend bestanden, und als allgemein anerkannte Staatsform erscheint sie erst in der neuern Geschichte. Wie in Westeuropa, so hat auch in Rußland die Monarchie sehr verschiedene Entwicklungsstufen durchgemacht, und man kann sagen, fast in derselben Richtung, wie in den germanischen und den romanischen Staaten, nur daß die einzelnen Abschnitte dieser Entwicklung im slawischen Osten eine längere Zeitdauer aufweisen, was mit den Besonderheiten des Volkscharakters, der Bodenbeschaffenheit, der wirtschaftlichen und der geistigen Kultur zusammenhängt. Es soll in den nachstehenden Zeilen versucht werden, die Gestaltung der monarchischen Idee von der Zeit des germanischen Heerkönigtums in Rußland bis zur Ausbildung der unbeschränkten Selbstherrschaft kurz zu skizzieren.

Die russische Geschichte beginnt bekanntlich mit einem Hilferuf an die Ordnung schaffende Kraft skandinavischer Fürsten. „Unser Land ist reich und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung in ihm; kommt und herrscht über uns.“ So lautete die Botschaft, die vor mehr als tausend Jahren die germanischen Heerkönige Rurik, Sineus und Truvor einlud, aus einem Chaos sich gegenseitig beherrschender Stämme einen Staat zu schaffen. Dieser ältesten Periode ist der Gedanke einer unbeschränkten Fürstenmacht völlig fremd. Von der Berufung Ruriks bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein bleibt die fürstliche Gewalt in Rußland durch die städtische Aristokratie beschränkt, die in Volksversammlungen die bedeutendsten Ämter durch Wahlen besetzt, und sie wird außerdem durch den Einfluß des militärischen Gefolges der Fürsten, den Bojarenrat, im Zaum gehalten. Die wichtigste Aufgabe der Fürsten bestand in der Verteidigung des Landes. Diese Aufgabe führte sie mit ihren Dienstleuten von Provinz zu Provinz und verhinderte sowohl die Eßhaftigkeit in einem bestimmten Gebiet wie die Ausbildung eines fürstlichen Erbrechts. Es fehlte der feste Zusammenhang der Fürsten mit dem Grund und Boden, und die immer von neuem vorgenommene Verteilung der Gebiete unter die Abkömmlinge Ruriks ließ keine Hoheitsrechte im Sinne einer unbeschränkten Monarchie aufkommen. Die Fürsten waren häufig nichts andres als städtische Ehrenbeamte, die für den der Stadt gewährten militärischen Schutz das Recht auf gewisse Lieferungen und Abgaben genossen. Das gegenseitige Verhältnis beruhte auf einem Schutzvertrag, der jeden Anspruch auf Territorialhoheit ausschloß. Erst im drei-

zehnten Jahrhundert verschiebt sich dieses Verhältnis zu Ungunsten der Städte. Die Fürsten streben mit Erfolg danach, dauernd in einer Provinz zu bleiben und durch den Einfluß ihres militärischen Gefolges städtische Beamte durch fürstliche Apanagen. Die Einzelheiten dieses bedeutungsvollen Prozesses sollen hier nicht näher geschildert werden; sie waren in den zahlreichen Teilfürstentümern überaus verschieden. Das gesamte Ergebnis aber läßt sich dahin zusammenfassen, daß die fürstliche Gewalt im vierzehnten Jahrhundert die konkurrierende städtische immer mehr verdrängte (man denke nur an die Republiken Nowgorod und Pskow) und im fünfzehnten Jahrhundert zu einer dominierenden Stellung gelangte. Aus Beschützern und Verwaltern wurden die Fürsten allmählich Besitzer des Territoriums mit weitgehenden Befugnissen. Die politische Zerrissenheit widerspricht zwar dem Gedanken einer Gesamtmonarchie, jedoch auf den einzelnen Territorien schaltet der Fürst wie ein großer Grundherr, allerdings auch nur über Grund und Boden; die Bevölkerung ist völlig frei, sie tritt wohl in seine Dienste, ist ihm aber nicht unterthänig. Bezeichnend für diese Entwicklung ist der Umstand, daß die Fürstentümer schon im dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert auf Grund letztwilliger Verfügung vererbt werden.

Unter Johann III. (1462 bis 1505) begegnen wir in den Annalen der russischen Geschichte zum erstenmal der Bezeichnung „Selbtherrscher“ als Titel des moskauischen Zaren. Diese Bezeichnung deckt sich jedoch noch keineswegs mit dem entsprechenden modernen Begriff; auch ist sie weniger die Folge einer staatsrechtlichen als die einer politischen Wandlung. Johann III. war es gelungen, sein Reich von der Schmach der Tatarenherrschaft zu befreien und das russische Volk von einem Druck zu erlösen, der jahrhundertlang auf ihm gelastet hatte. Die Zinspflicht gegenüber dem Chan der „Goldnen Horde“ hörte auf. Auch die stolze Republik Nowgorod mußte sich Moskau unterwerfen, und Kasan und Vitauen fühlten die Macht des byzantinischen Doppelhaars, den Johann im Ausblick auf das zukünftige „Erbe“ der moskauischen Herrscher dem Reichswappen einfügte. Diese großen Erfolge fanden ihren Ausdruck in dem Titel Selbtherrscher, als Beinamen eines Fürsten, der nach langer Zeit schmachvoller Unterwürfigkeit unter das Mongolenjoch die politische Selbständigkeit seines Landes zur Anerkennung brachte. Allerdings hatten die Errungenschaften auf militärischem und politischem Gebiet auch eine Änderung in der Machtstellung des Zaren gegenüber den Bewohnern des Landes und der Städte zur Folge, die durch den Einfluß der byzantinischen Kaiserthocher gefördert wurde, die Johann zu seiner Gemahlin erkor. Aber die Früchte dieser Kräftigung der zarischen Macht in der Richtung einer fortschreitenden Zurückdrängung aller konkurrierenden Gewalten (Teilfürstentümer, Stadtrepubliken, Wojarenrat) kamen erst unter dem Enkel Johanns, dem Zaren Johann IV. (1533 bis 1584), in der Geschichte mit dem Beinamen der Grausame gebrandmarkt, zur Reife. Die äußern Ereignisse der Regierung dieses Herrschers, bei dem sich hohe staatsmännische Begabung und zügellose Brutalität zu einem unheimlichen Gesamtbilde verbanden, gehören zu den bekanntesten Daten der russischen Geschichte. Seine innere Politik galt der Ein-

schränkung der Bojarenmacht, der Beseitigung der ständischen Rechte zu Gunsten einer zarischen Kabinettsregierung. Es sind mit Blut beschriebne Blätter, die den Kampf Johannis IV. mit der Aristokratie seines Reichs erzählen, und das Wüten der berüchtigten „Dyritschniki“ — der Henkerschar der zarischen Leibwache — erinnert an die Zeiten des kaiserlichen Roms und seiner dem Cäsarenwahnsinn verfallnen Herrscher. Das Ergebnis der Regierung Johannis IV. ist eine mächtige Kräftigung des absolutistischen Regimes. Zum erstenmal erhält die Bezeichnung „Selbtherrscher“ den Sinn des auch nach innen unumschränkten, von keiner ständischen, oligarchischen oder städtischen Gewalt abhängenden Autokraten. Johann IV. ist der erste Vertreter der absoluten Monarchie in Rußland. Aber die Grenzen der Selbtherrschaft sind im sechzehnten Jahrhundert doch noch sehr viel enger gezogen, als sie die moderne Theorie gelten läßt. Wohl betrachtet sich Johann IV. als der Gebieter über Leben und Eigentum seiner Unterthanen, aber er ist doch weit entfernt davon, seinen zarischen Willen als unbeschränkt und insbesondere auch als die Quelle aller Rechtsätze anzusehen. Es besteht ein weitgehendes Gewohnheitsrecht, das der Zar als eine heilige, althergebrachte Ordnung ebenso für sich wie für den geringsten Mann seines Reichs als bindend anerkennt. Wie in dem hellenischen Mythos die Moira über den Göttern des Olymps als ewige Ordnung thront, so steht die Tradition, die geheiligte Gewohnheit des altrussischen Lebens in Kirche, Recht und Sitte über dem neu aufgehenden Stern der Selbtherrschaft. Wir haben einen kulturhistorisch höchst interessanten Briefwechsel des Zaren mit seinem Freunde dem Fürsten Kurbski, worin Johann die Selbtherrschaft theoretisch entwickelt und zu rechtfertigen sucht. Unter dem Einfluß byzantinischer Anschauungen nimmt Johann in seinem intimen Gedankenaustausch mit dem Freunde für sich allerdings eine Machtvollkommenheit in Anspruch, die noch keineswegs in Wirklichkeit umgesetzt war. Es ist eben die Theorie der Selbtherrschaft, die hier zum erstenmal von einem russischen Zaren aufgestellt wird, die aber dem russischen Leben noch etwas Fremdes und zunächst nur mit der Person eben dieses Herrschers verknüpft ist. Ja, wir sehen, daß Johann IV. selbst gelegentlich keinen Anstand nimmt, an eine andre Gewalt zu appellieren und, wenigstens in der bessern Zeit seiner Regierung, über die Köpfe der Bojaren hinweg mit dem Volke Fühlung zu gewinnen sucht. Es werden unter Johann IV. zum erstenmal Deputierte aus allen Klassen der Bevölkerung zur Beratung der Verwaltung des Reichs und der Ordnung der innern Angelegenheiten nach Moskau beschieden. Diese Reichsversammlungen (Semski Sobor) werden bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fortgesetzt. Sie haben nie die Bedeutung einer staatsrechtlichen Institution erlangt, aber sie sind doch ein redender Beweis, daß die Selbtherrschaft zur Zeit Johannis IV. noch einer Stütze im Volke bedurfte, die später und noch heute für gänzlich überflüssig gilt. Diese Reichsversammlungen wurden vorwiegend wegen der finanziellen Schwierigkeiten des Landes einberufen, und wir können in ihnen dieselben Anlässe wirksam sehen, die in Westeuropa zur Bildung der beschränkten Monarchie führten. In Rußland zeigt diese Entwicklung nur schwächere An-

säße, die wohl für die wenig gefeſtigte Natur des jungen Selbſtherrſchertums außerordentlich bezeichnend ſind, es aber doch nicht ernſtlich in Frage ſtellten.

Iſt die Aufrichtung der Autokratie das unbeſtrittne Ergebnis der innern Politik Johannis IV., ſo gewinnt dieſe Thatſache noch ein beſondres Intereſſe durch einen Hinweis auf die gleichzeitigen Vorgänge im Weſten Europas. Auch hier iſt faſt um dieſelbe Zeit die Landeshoheit der Fürſten ſiegreich aus dem Kampfe mit den Landſtänden hervorgegangen. Es iſt die Zeit der Ideen Machiavellis, die Zeit, wo nicht nur in deutſchen Ländern, ſondern auch in Frankreich, Spanien und Italien der Abſolutismus teils immer mehr zum Durchbruch, teils zu vollſtändigem Siege gelangte. Vielfach ſind die Gründe dieſer Entwicklung in Rußland dieſelben wie in den Staaten des Weſtens, und nur die beſondern Eigentümlichkeiten des ruffiſchen Volkslebens und die orientalifche Beharrlichkeit, die in allen ſozialen Wandlungen in der ſlawiſchen Monarchie zu Tage tritt, haben bewirkt, daß dieſelben Ereigniſſe hier und im Weſten von verſchiedner geſchichtlicher Dauer geweſen ſind.

Wie ſehr die Stärke des abſolutiſtiſchen Gedankens inſbeſondere auch von der Perſon des jeweiligen Herrſchers abhing, das zeigt am beſten die Periode, die mit dem Tode Johannis IV. beginnt. Sein Sohn Feodor war während der fünfzehn Jahre ſeiner ruhmloſen Regierung ein gefügiges Werkzeug in den Händen der Kirche und des Bojaren Godunow, der das Reich verwaltete. Mit dem Tode Feodors, der in einer Mönchsſtute eine leidliche Figur abgegeben hätte, auf dem Thron aber zu einer kläglichen Rolle verurteilt war, erloſch das Geſchlecht Ruriks, das über ſiebenhundert Jahre Rußland ſeine Herrſcher gegeben hatte. Es begann nun die unheilvolle Zeit, die in der ruffiſchen Geſchichte als die „Zeit der Wirren“ bekannt iſt und die völlige Auflöſung der mühsam geſchaffnen ſtaatlichen Ordnung bedeutete. Ausländiſche Fürſten, kühne und ehrgeizige Bojaren, zumeiſt aber Abenteuer der niedrigſten Sorte, dem Kloſter entſprungne Mönche, rohe Bauern und Weibeigne ſtreckten die Hand nach der Krone Moſkaus aus und wußten ſich in ihren Beſitz zu ſetzen. Die Selbſtherrſchaft ſank zu einem Schatten hinab. Der erſte Zar dieſer Zeit, der ehemalige Regent Boris Godunow, wurde von der Reichsverſammlung gewählt. Rußland wurde, nur wenig ſpäter als Polen, wo der Mannesſtamm der Jagellonen 1572 erloſchen war, ein Wahlreich, oder richtiger geſagt ein Reich, wo der moſkauiſche Pöbel im Berein mit dem Militär die Zarenwürde vergab und Herrſcher einſetzte und ſtürzte. Im Jahre 1610 nahm dann nach der Beſeitigung des Zaren Waſiſch Schuiſki der Bojarenrat die Zügel des Reichs gänzlich in ſeine Hand, und drei Jahre lang ſtand Moſkau unter der Herrſchaft einer Oligarchie. Im Jahre 1613 trat dann wieder eine Reichsverſammlung zuſammen und wählte den ſechzehnjährigen Michael Feodorowitſch Romanow, den Stammherrn der heutigen Dynaſtie, zum Zaren. Aus der Hand des geſamten Volks empfing der Jüngling die Krone, aber nicht mehr als Selbſtherrſcher, ſondern auf Grund einer Wahlkapitulation, die ſeine Regierungshandlungen an die Mitwirkung der Bojaren band und die ſtändiſchen Intereſſen der Ariſtokratie neben die des Zaren ſtellte. Die Frage, in welcher Form die Selbſtherrſchaft mit dem Regierungsantritt des Hauſes Romanow

beschränkt wurde, und insbesondere die Frage nach der Existenz einer Verfassungsurkunde ist von den russischen Historikern verschieden beantwortet worden. Unbestritten ist jedoch, daß die Romanows nicht als absolute Herrscher begannen, und daß es fast eines ganzen Jahrhunderts bedurfte, bis die Idee der Selbstherrschaft wieder dort einsetzen konnte, wo sie schon unter Johann IV. angelangt war. Nur langsam und allmählich vollzieht sich unter dem neuen Herrschergegeschlecht der aufsteigende Gang des Absolutismus. Der zweite Romanow, der Zar Alexei, Vater Peters des Großen, bestieg den Thron schon kraft Erbrechts; von einer Wahlkapitulation ist bei ihm schon nicht mehr die Rede, aber die Rückwirkung der „Zeit der Wirren“ ist noch zu mächtig, die Stellung des Bojarenrats noch zu gefestigt, als daß die in der Theorie aufrecht erhaltene unumschränkte Gewalt des Herrschers auch thatsächlich zur Geltung hätte kommen können. Unter dem Zaren Alexei ruhte die Regierung noch völlig in den Händen der Großen des Reichs, die hinter der scheinbaren Unumschränktheit des Herrschers ein räkelvolles Oligarchenregiment errichteten. Und als Alexei starb und sein Sohn Feodor, ein vierzehnjähriger kränklicher und blöder Knabe, zu einer kläglichen Schattenherrschaft seinen Namen hergeben mußte, da schien es, als ob das Haus Romanow, das siebenzig Jahre lang dem Lande in seiner schwersten Notlage nur geistig oder physisch degenerierte Herrscher zu stellen vermocht hatte, endgiltig auf das Selbstherrschertum Verzicht leisten sollte. Des kinderlosen Feodors Bruder und Nachfolger, der schwach sinnige Johann, wurde von den Bojaren zur Thronentsagung verurteilt, und sein jüngerer Bruder, der damals zehnjährige Peter, zum Zaren ausgerufen. Auch ihm war keine andre Rolle zugebach als die eines Namensherrschers, während sich die Bojarengeschlechter, an der Spitze die Narischkin und Miloslawski, anschickten, die Würfel über das Schicksal Rußlands zu werfen. In dieser Zeit der größten Machtentfaltung der Bojarenaristokratie war es eine Frau, die den völligen Niedergang des monarchischen Gedankens mit kraftvoller Hand aufzuhalten wußte. Die Stieffchwester Peters, die Zarewina Sophie, stellte sich kurz entschlossen an die Spitze des Heers, erregte einen erfolgreichen Aufstand gegen die Bojarenfamilie der Narischkin, ließ sich zur Regentin während der Minderjährigkeit ihrer Brüder Johann und Peter (die auf ihre Veranlassung beide gekrönt wurden) ausrufen und legte sich (1687) den Titel Selbstherrscherin bei.

Dieses auf die Bajonette gestützte Selbstherrschertum bedeutete eine nach vielen Richtungen folgenreiche Wendung in der Entwicklung Rußlands. Hier wurde der erste Schritt gethan, der Rußland von einem moskauischen Zartum zum europäischen Kaiserreich führte. Man kann die Zarewina Sophie, deren Platz in der Geschichte durch die spätern Thaten ihres Bruders Peter verdunkelt worden ist, mit Recht die Geburtshelferin des modernen Selbstherrschertums nennen. Bezeichnend ist, daß sich die Energie, die den männlichen Sprossen des Hauses Romanow so gänzlich abging, zum erstenmal bei einer Frau dieses Geschlechts wiederfindet. Sophie eröffnete die große Reihe russischer Herrscherinnen, die im achtzehnten Jahrhundert im ganzen siebenzig Jahre lang den Thron inne hatten, und deren Werk vornehmlich die Eingliederung Ruß-

lands in den Kreis der europäischen Völkerfamilie gewesen ist. Die wiederhergestellte Selbstherrschafft unter der Zarewna hatte aber noch eine andre Bedeutung: durch sie gelangt zum erstenmal der zwingende Einfluß europäischer Kultur auf die Geschichte Rußlands zum Ausdruck. Sophie hatte — eine Abnormität am Hofe ihres Vaters Alexei — eifrigen Verkehr mit Ausländern gepflogen, die zu dieser Zeit zahlreich nach Moskau kamen, um dort ihr Glück zu machen. Von ihnen hatte sie Kenntnisse und Ideen gewonnen, die in dem damaligen Rußland nur ganz vereinzelt angetroffen wurden. Es war die Zeit, wo der Besitz einer kleinen Bibliothek, ein bescheidenes Wissen auf technischem und militärischem Gebiet, oder eine geringe Vertrautheit mit staatswirtschaftlichen und politischen Fragen zu einem entschiednen Übergewicht über die Einheimischen verhelfen konnten. Sophiens Lehrer waren nach modernen Begriffen Abenteurer, Glücksritter, Leute, wie wir sie heute etwa in der französischen Fremdenlegion anzutreffen pflegen. Aber ihre europäische Schulung genügte, ihnen bei fluger Benutzung der Umstände den Sieg über die beschränkte und unwissende Bojarenpartei zu verleihen. Der Zusammenhang zwischen dem Einfluß westeuropäischer Kultur und der Stärkung und Wiederaufrichtung der zarischen Macht gehört zu den interessantesten Erscheinungen dieser Zeit; er tritt uns in überzeugender Weise unter dem jungen Zaren Peter — nachmals der Große genannt — entgegen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, die Regierungsgeschichte der russischen Herrscher im einzelnen zu verfolgen. Nur die Wellenlinie soll hier gezeichnet werden, die für den Auf- und den Niedergang der Selbstherrschereidee so überaus charakteristisch ist.

(Schluß folgt)



Robert Mohls Lebenserinnerungen



ieses trifft zusammen, was die Lebenserinnerungen Robert Mohls, die, nachdem ein Vierteljahrhundert seit seinem Tode verstrichen ist, der Öffentlichkeit übergeben worden sind,*) zu einem ungewöhnlich gehaltvollen und anziehenden Buche macht. Einmal der große historische Hintergrund, der für die zweite Hälfte dieses Lebens mehr als Hintergrund ist; denn Mohl ist ein Mithandelnder gewesen, zwar nicht in der vordersten Reihe, aber in sehr verschiedenen Stellungen und in den wichtigsten Zeiten, sodaß sich in seinem Lebensgang die Geschichte unsrer nationalen Wiedergeburt vom Jahre 1848 bis ins neue Reich herein wieder spiegelt. Er gehört zu denen, die bauen halfen, und die sich zuletzt noch des fertigen Baus erfreuen durften. Doch bevor er sich in das öffentliche Leben

*) Lebenserinnerungen von Robert von Mohl. 1799 bis 1875. Mit 13 Bildnissen. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1902.

wagte, war sein Ruf als eines Gelehrten, eines Mannes der Wissenschaft fest begründet. Eine langjährige akademische Wirksamkeit an zwei süddeutschen Hochschulen lag hinter ihm, und die wissenschaftlichen Fäden zogen sich, kaum abgerissen, auch durch seine spätern Jahre. Auf beiden Gebieten durfte er sich seiner Erfolge rühmen, und man kann nicht von einem Zwiespalt reden, der dadurch in sein Leben gekommen wäre. Wohl vertrugen sich der Staatsmann und der Gelehrte miteinander. Nur das läßt sich sagen, daß er zum Gelehrten wohl mehr die Begabung, zum Staatsmann mehr die Neigung hatte. Er selber hatte eine deutliche Empfindung davon, und einmal giebt er dem Zweifel an seine staatsmännische Begabung offen Ausdruck. „Ich stand nicht über den Illusionen und Leidenschaften des Tages und meines Kreises; zu einem festen Schritte in schwieriger Lage fehlte mir der Gedanke und der Mut. Kurz, ich sah täglich mehr und mehr ein, daß ich Theoretiker und Doktrinär, nicht aber maßgebender Staatsmann sei.“ Er schrieb das nieder im Rückblick an seine Erfahrungen als Reichsjustizminister im Jahre 1848; dennoch hat ihn das Verlangen, sich im Staate mitthätig zu bethätigen, bis in seine letzten Jahre verfolgt, und er war in andern Stunden wieder geneigt, den Platz, den er in der Gelehrtenwelt einnahm, nicht allzu hoch einzuschätzen. Im Jahre 1871 feierte er sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Alle Ehrungen, die ihm bei diesem Anlaß zuteil wurden — damals wurde ihm auch der erbliche Adel durch den Großherzog von Baden verliehen —, verzeichnet er sorgfältig, eine um die andre, aber er knüpft daran Worte strenger Selbstprüfung: „Ich möchte mir etwa sagen, daß durch einige meiner Arbeiten die Wissenschaft gefördert worden sei, so durch mein Polizei- und durch das württembergische Staatsrecht, und daß ich in meiner Geschichte der Staatswissenschaften einen immerhin aner kennenswerten Beweis von weitausgreifender Belesenheit und von ungewöhnlicher Beharrlichkeit geliefert habe: allein nahe am Ziele des Lebens angelangt, von vielen Illusionen befreit, durch manche Erfahrungen und durch weitres Nachdenken und Prüfen zu einem objektiven Urteil gedrängt und befähigt, konnte ich nicht umhin, an die Gesamtheit meiner Leistungen einen bescheidenen Maßstab anzulegen. Das Ergebnis aber war, daß ich, keineswegs ein genialer, sondern höchstens ein talentvoller Kopf, auch keine Werke ersten Ranges und von bleibendem Werte in der Wissenschaft geliefert habe und habe liefern können; daß ich wohl über einzelne falsche Richtungen und Gedanken Herr geworden sei, mich aber nicht über die allgemeine Strömung der Zeit erhoben, vielmehr manches als an sich richtig angenommen und weiter ausgebildet habe, was nur eine relative Wahrheit habe beanspruchen können; daß also naturgemäß meine Schriften früher oder später veralten und nur ihre Stellen in der Vittergeschichte als Beispiele einer später verlassenen Richtung behaupten werden.“

Die Mannigfaltigkeit der Lebensbeziehungen, in die ihn seine doppelte Laufbahn gebracht hat, macht den besondern Reiz dieser Denkwürdigkeiten aus. Wir wandeln durch eine unabsehbare Galerie von Bildnissen mehr oder weniger bekannter und berühmter Persönlichkeiten aus der wissenschaftlichen wie aus der politischen Welt, Professoren und Gelehrte, Fürsten und Diplomaten,

Minister und Volksvertreter. Bald werden sie mit wenig Strichen gezeichnet, bald macht sie Mohl zum Gegenstand eines eigentlichen Studiums, einer ausführlichen schonungslosen Analyse. Diese Urteile sind mit großer Bestimmtheit ausgesprochen. Die Sprache ist nicht diplomatisch rücksichtsvoll; unbekümmert um Namen und Berühmtheit wägt sie mit strengem Richteramt Wert und Unwert der Zeitgenossen ab, wie sie dem Beurteiler erscheinen. Also stark subjektiv; aber so, daß man meist den Eindruck hat, als sei das Porträt wohlgetroffen, freilich niemals geschmeichelt. Mohl ist bei Lebzeiten wegen seiner scharfen Zunge bekannt und gefürchtet gewesen. Wo er tadelte, nahm er kein Blatt vor den Mund, das verleugnet sich auch in seinen Erinnerungen nicht, und mit gutem Grunde hat er selbst angeordnet, daß sie nicht in die Öffentlichkeit gebracht werden sollten, so lange die von ihm Genannten am Leben seien. Das Persönliche hat für ihn einen besondern Reiz, und in diesen Urteilen über Persönliches, Neigungen und Abneigungen, verrät sich seine eigne Persönlichkeit noch deutlicher als in der Art, wie er — übrigens freimütig und rücksichtlos genug — über sich selber urteilt. Wie er in seiner Lebensführung aristokratische Gewohnheiten hatte, so ist auch sein Urteil über Personen durch seine Abneigung gegen demokratische Sitten und Gesinnungen sichtlich beeinflusst, und er giebt seiner Mißachtung nicht selten einen Ausdruck, der die Grenzen der Billigkeit überschreitet. Unbedeutend, ganz unfähig, geistlos, stupid, verächtlich, einfältig, roh, frivol, unverschämt — das sind häufig gebrauchte Eigenschaftswörter; in Heidelberg sagte man von ihm, er habe ein kurzes Lexikon. Ein Urteil wie das über Uhland ist nicht zu rechtfertigen und nur aus persönlicher Antipathie erklärlich. Aber wenn wir Memoiren haben, die sich nur mit diplomatischer Behutsamkeit an Personen und Zustände wagen, die mehr verhüllen als zeigen, mehr erraten lassen als ins Licht stellen, so hat es etwas Erfrischendes, hier eine Stimme zu vernehmen, die rücksichtslos, mit realistischer Deutlichkeit ihre Sprüche formuliert, unbekümmert, ob sie gefallen oder nicht. Und, wie gesagt, weitaus die meisten der Charakteristiken wird man als zutreffend erkennen müssen. Mehr noch, sie sind zum Teil geradezu Meisterstücke, kleine Kunstwerke. So zum Beispiel gleich die Charakterbilder seiner drei Brüder: Julius des Orientalisten, Hugo des Botanikers, Moriz des wunderlichen Volkswirts. Die Schilderung, die er von dem letzten entwirft, seinen Tugenden und Untugenden, seinen Verdiensten und seinen Schrüllen, ist geradezu klassisch. Und so wäre noch eine lange Reihe von Charakterköpfen zu nennen, deren Züge er zu sprechender Ähnlichkeit herausgearbeitet hat, wenn er auch ihrer geistigen Bedeutung nicht immer ganz gerecht geworden ist. So die beiden Tübinger Kanzler Autenrieth und Wächter, Cuvier, Wangenheim, Bunsen, Bangerow, Mittermaier, Häußler, König Wilhelm von Württemberg, der Erzherzog Johann, die Redner und Ministerkollegen von der Paulskirche, dann zahlreiche Kollegen in der Diplomatie, eine Galerie, die sich vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis in die Reihen des deutschen Reichstags der siebziger Jahre erstreckt.

Der Sinn für die schönen Künste ist bei Mohl sehr mäßig entwickelt gewesen, dagegen lag ihm viel an der Form der litterarischen Darstellung. Er

schreibt und erzählt vortrefflich, seine Feder ist unterhaltender, als einst sein Rathedervortrag war. Menschen und Dinge sieht man leibhaftig vor sich. Man merkt es diesen Erinnerungen nicht an, daß sie größtenteils erst in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben sind. Es fehlt nicht an einigen redseligen Partien, aber auch über diese hilft die klar und leicht hinfließende Erzählung hinweg. So enthält gleich der erste Abschnitt über Familie, Erziehung und Ausbildung viel des Anziehenden. Indem er die Glieder seiner Familie, die Umgebung, in der er aufwuchs, schildert, giebt er zugleich einen Beitrag zur Kenntnis der württembergischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er stammte aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie, die manche bedeutende und berühmte, zum Teil auch wunderliche Glieder hatte. Sein Urgroßvater war jener Johann Jakob Moser, der, auch Gelehrter und Staatsmann zugleich, noch heute als mutiger Verteidiger der landständischen Rechte gegen fürstliche Willkür im Andenken des württembergischen Volks fortlebt, ein kindlich frommer, freilich auch eigensinniger, streitsüchtiger und unverträglicher Herr und ein unermüdlicher Vielschreiber, über dessen pruritus scribendi schon die Zeitgenossen klagten. Die Eltern waren wohlhabend, und dies kam vor allem der Erziehung und der Ausbildung der Kinder zu statten. Hatte doch der Vater für jeden der vier Söhne die Summe von 6000 Gulden zu einer größern wissenschaftlichen Reise ausgesetzt. Und alle strebten nach hohen Dingen, dafür sorgte der leidenschaftliche Ehrgeiz der Mutter, einer Frau voll Geist und Wiß, die aber als echte schwäbische Hausfrau der Küche ebenso vorstand wie dem Salon. Die Denkart im Haus war ganz rationalistisch, ein kirchliches Bedürfnis war nicht vorhanden; alles zielte neben sittlicher Führung auf Übung der Verstandeskkräfte. So war Roberts Ausbildung durchaus modern. Für das klassische Altertum hatte er kein Interesse. „Von Anlage zu metaphysischer Spekulation oder auch nur von Achtung vor einer solchen gar keine Spur.“ „In der ausschließenden Beschäftigung mit dem jetzt vorhandenen Leben war meine ganze Richtung eine praktisch politische, das heißt, es war mir lediglich darum zu thun, die Thatfachen und Gesetze der bestehenden staatlichen Zustände genau kennen zu lernen, aus den Prämissen die noch unentwickelten Forderungen abzuleiten, endlich auf Lücken in den Einrichtungen und auf Verbesserungen derselben, so wie sich diese aus dem Stand der Wissenschaft ergaben, aufmerksam zu machen.“ Die ausgebreiteten Reisen aber fügten zu der wissenschaftlichen Ausrüstung den weltmännischen Ton, durch den sich der angehende Gelehrte zum Vorteil von dem damals üblichen akademischen Wesen unterschied. „An feinere Gestaltung des täglichen Lebens und an die Formen des geselligen Umgangs machte ich größere Ansprüche, als in Gelehrtenkreisen, namentlich damals, Sitte oder auch nur gern gesehen war, und ich stand dadurch in Gefahr, mit Mißtrauen als ein Stutzer und Lebemann betrachtet zu werden.“ Eben dieses Bedürfnis feinerer Lebensformen machte, daß er später nur mit Mißbehagen und Geringschätzung an die Tübinger Hochschule, der er von 1824 bis 1845 als Lehrer der Staatswissenschaften angehörte, zurückdachte. Seine Schilderungen sind ja ohne Zweifel zutreffend: die Stadt klein und unschön, die geselligen Verhältnisse höhern

Ansprüchen nicht genügend, die Einrichtungen der Universität vielfach veraltet oder beschränkt, zum Teil trostlos. Für eine zureichende Bibliothek hat erst Mohl den Grund gelegt, der sich als Oberbibliothekar diesem Amt mit besonderer Eifer widmete, wie denn Bücher seine Liebhaberei, ja seine Leidenschaft waren, sodas er einmal die Bemerkung macht, wenn er je seinen Beruf verfehlt habe, so wäre es der des Vorstands einer großen Bibliothek gewesen. Auch der Bau eines neuen Universitätsgebäudes, womit wahrhaft skandalösen Zuständen abgeholfen wurde, war größtenteils seinem energischen Betreiben zu verdanken. Überhaupt hatte er in organisatorischen Fragen eine geschickte Hand, er verstand zu dirigieren, sich Geltung zu verschaffen, und in Verbindung mit seinen Freunden gelang es ihm thatsächlich, jahrelang eine leitende Stellung im akademischen Senat einzunehmen. „Ich war während etwa zehn Jahren unbestritten der einflussreichste Mann bei der Universität.“ Wie es aber bei regierenden Herren der Fall zu sein pflegt, stellte sich bei ihm ein Autoritätsbewußtsein ein, das neue Männer und neue Richtungen, die nach Geltung rangen, unbequem fand und nach Kräften abzuwehren suchte. Mit der junghegelschen Philosophie, mit dem Leben Jesu von Strauß, mit der theologischen Kritik Baur's und seiner Schüler kam um die Wende des vierten und fünften Jahrzehnts in die Universität Tübingen ein frisches, jugendlich pulsierendes Leben, ein neuer wissenschaftlicher Schwung, der ihr damals ihr eigentliches Gepräge gab. Dafür hatte Mohl, obwohl er Baur's Schwager war, umso weniger Verständnis, als überhaupt, wie wir schon wissen, theologische und philosophische Dinge außerhalb seines Gesichtskreises lagen. Religion und Kirche waren ihm nur Stützmauern der staatlichen Ordnung. In der neuen Richtung aber sah er eine Gefahr für die Religion des Volks, ein Niederreißen wohlthätiger und unentbehrlicher Schranken. „An der Theologie hängt untrennbar die Religion, in dieser aber nur zu zerstören, ohne neu aufzubauen, erschien mir und erscheint mir noch immer ein unheilvolles Beginnen. Es giebt Wahrheiten, welche man nicht preisgeben darf, wenn man sie auch verschlossen in der Hand hat. Und das alles, was Baur und seine Schüler lehren, wirklich auch Wahrheit ist, erscheint mir noch keineswegs festzustehn.“ Bischof gegenüber, der damals in der Residenzstadt am Neckar so viel Rumor machte, kam noch ein andres hinzu. Mohl gehörte zu denen, die in Bischof's erstem Auftreten eine unliebsame Störung der akademischen Sirkel sahen. Die feste Gebärde, womit der junge Ästhetiker von seinem Lehrstuhl Besitz nahm, fand er mit der Würde eines Senatsmitglieds unvereinbar, und er hat ihm den Eintritt in diese Körperschaft nach Möglichkeit erschwert. Ein Verhalten, das um so auffallender ist, als er später in Heidelberg bei dem Kampf um Runo Fischer, wo es sich doch ganz um dieselben Gegensätze handelte, entschieden die Partei des Verfolgten nahm. Es war in dem ersten Fall offenbar mehr noch die gekränkte Würde des Talars, als die Sorge um die Religion, die an der berühmten Antrittsrede Bischof's Anstoß genommen hatte.

Mohl ist in seinem akademischen Amt von einer tadellosen Pflichterfüllung gewesen, mit einem Erfolge, den er allerdings mehr seinen bedeutenden literarischen Werken verdankte als dem Ratheder. Er war nicht eigentlich ein

beliebter Lehrer, gehörte nicht zu den Professoren, bei denen schon die Art des Vortrags anzieht und den Hörsaal füllt. Wiederholt spricht er es selbst aus, daß ihm das Vorlesungshalten kein Vergnügen gewesen sei, ja daß er „kaum ein einzigesmal den Katheder mit eigener Lust betreten habe.“ Doch auch die Schriftstellerei hat ihn nicht voll befriedigt. Im Herbst 1845 sehen wir ihn plötzlich als Kandidaten für den württembergischen Landtag auftreten. Schon lange hatte er dieses Ziel im Auge gehabt, konnte an eine Bewerbung aber erst nach dem Tode seines Vaters denken, weil dieser lebenslänglich Mitglied der Ersten Kammer war und nach der Verfassung Vater und Sohn nicht zugleich dem Landtag angehören konnten. Diese erste Bewerbung blieb erfolglos, aber in ihren Wirkungen war sie verhängnisvoll genug: sie entzweite ihn mit der württembergischen Regierung und führte damit die Wendung seines Lebens herbei. Das Betreten der politischen Bühne hatte für Mohl eine besondre Schwierigkeit. Er wollte nichts mit der damaligen liberalen Opposition zu thun haben, deren Häupter waren ihm verhaßt, er galt nach seiner Tübinger Vergangenheit bisher als ein Anhänger der Regierung. Nun sandte er aber zum Zweck seiner Bewerbung ein Wahlschreiben nach Balingen, das an dem Ministerium Schlayer eine Menge Verwaltungssünden auszusetzen hatte. Es war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, wurde aber ohne sein Wissen in eine Zeitung gebracht und machte das größte Aufsehen. Schlayer war in hohem Grade erbozt, und der König selbst entzog dem streitbaren Professor die bisher bewiesene Schuld. Man strafte ihn, indem man ihn als Regierungsrat nach Ulm versetzte, eine Art der Bestrafung mißliebiger Professoren, die bekanntlich in Württemberg nicht vereinzelt geblieben ist. Mohl galt damals als eine Art Rivale des allmächtigen Ministers. Schlayer selbst mochte ihn als einen Nebenbuhler betrachten. Man sagte wohl, Württemberg sei zu klein für zwei solche Herrschernaturen, und einer von beiden mußte weichen. Mohl beantwortete die Strafversetzung mit seinem Austritt aus dem württembergischen Staatsdienst. Nur um so hartnäckiger war jetzt sein Entschluß, um jeden Preis ein Mandat für die Kammer zu erringen, aber auch ein zweiter Versuch schlug fehl, und erst beim drittenmal glückte es ihm, der sowohl die Regierung als die Opposition zu Gegnern hatte, einen Sitz im Landtag zu gewinnen. Er hat nur noch eine einzige und unwichtige Tagung mitgemacht. Schon war an ihn ein Ruf nach Heidelberg ergangen, der ihn dem Boden der Heimat für immer entführte.

Von nun an verlief sein Leben in bewegterem Flusse. Er hat der Heidelberger Hochschule von 1847 bis 1861 angehört, aber mit den Unterbrechungen, die seine politische Thätigkeit mit sich brachte. Die weitem Stationen sind: das Vorparlament, die Frankfurter Nationalversammlung und das Reichsministerium, dann von 1857 der Sitz in der badischen Ersten Kammer, erst als Vertreter der Universität, später durch Regierungsernennung, vom Jahre 1864 als Präsident. Im Jahre 1861 trat er in die Diplomatie über und war bis 1866 Gesandter Badens am Bundestag, von 1866 bis 1871 Gesandter in München. Nach der Aufhebung dieses Postens zum Präsidenten der badischen Oberrechnungskammer ernannt, nahm er 1874 für Donaueschingen

eine Wahl in den deutschen Reichstag an; während der zweiten Tagung, an der er teilnahm, ist er in Berlin am 4. November 1875, im Alter von 76 Jahren, gestorben.

Im Frankfurter Parlament schloß sich Mohl den Erbkaiserlichen an. Er konnte sich dem Klubwesen nicht entziehen, sah es aber immer als ein Übel, vorläufig freilich als ein unvermeidliches Übel an; es ist bezeichnend, daß er die Redner, deren Porträts er entwirft, nicht nach den Parteien gruppiert, sondern in folgende Kategorien einteilt: die beweisführenden, die streitbaren, die gefühlsanregenden, endlich die stummen Redner. Er selbst wollte kein Redner sein: „ich sah wohl ein, daß ich mit den Rednern ersten Rangs nicht auf gleicher Linie stehe, und in zweiter mich bemerklich zu machen, paßte mir nicht.“ Dagegen machte er sich in geschäftlichen Dingen nützlich. Die Geschäftsordnung des Parlaments war sein Werk, und als Reichsjustizminister hatte er wenigstens zwei Erfolge, die Durchführung der schon vorher beschlossenen Wechselordnung und die Aufhebung der Spielbanken, eine kühn improvisierte, aber populäre Maßregel. Bei beiden Anlässen ging es nicht ohne Zusammenstoß mit dem „eiteln“ und „guten, aber urteilslosen“ Mittermaier ab, der als Abgeordneter für Baden-Baden das Spiel verteidigte, „im Widerspruch mit seiner ganzen sonstigen Sentimentalität und Tugendhaftigkeit.“ Im übrigen war es gerade das Frankfurter Jahr, das ihn über das Maß seiner staatsmännischen Begabung belehrte. Es war, seinem Urteil zufolge, ein bedeutend geringeres, als er sich früher eingeildet hatte. Man darf dem wohl hinzufügen, daß ihm nach zahlreichen Zeugnissen sowohl für sein persönliches Auftreten als für seine amtliche Wirksamkeit in Frankfurt allgemeine Anerkennung zu teil wurde.

Nicht so war es für seine Haltung im Schicksalsjahre 1866. Man hat es dem ehemaligen Erbkaiserlichen verdacht, daß er, als es zur Entscheidung über die deutsche Frage kam, ein Gegner der Bismarckschen Politik war, und man wird den Erklärungs- oder Rechtfertigungsversuch, den er unternimmt, kaum als zureichend anerkennen können. Er hat die Bedeutung Bismarcks doch allzuspät erkannt, und wie es scheint, nie im vollen Umfang gewürdigt. Baden sah sich damals gezwungen, an der Seite seiner süddeutschen Nachbarn österreichische Politik zu treiben, der Freiherr von Edelsheim, der aus Roggenbachs Händen das auswärtige Ministerium übernahm, war ein heftiger Gegner Preußens, und Mohl selbst, damals Gesandter am Bundestag, stand, wie er sagt, „nicht bloß in amtlichem Auftrag, sondern auch persönlich“ auf Seite der Gegner Preußens. Er wiederholt in diesem Zusammenhang alle die Gründe, die in jenen Tagen so oft gegen den Einheitsstaat und für die Vorteile der deutschen Vielstaaterei ins Feld geführt worden sind. „Die eine Thatfache entschied, meiner Meinung nach, daß man in Deutschland den französischen Begriff Provinz gar nicht kannte, das heißt Geistesarmut, Unwissenheit, Unselbständigkeit des ganzen Landes mit einziger Ausnahme der Hauptstadt.“ Jeder ernsthaften Verbesserung der deutschen Zustände, davon war auch er überzeugt, müsse die Ausscheidung Österreichs vorangehen, um das Übergewicht dieses zurückgebliebenen und uns nur zu seinen Zwecken aus-

näbenden Staats, sowie den alles lähmenden Dualismus los zu werden. Bismarck war es aber gar nicht um einen ganz Deutschland umfassenden Staat zu thun, er wollte bloß Norddeutschland beherrschen, wollte den Süden hinausstoßen und zu einem anarchischen Chaos verurteilen. „Mit einem Wort, es war nur die Mainlinie beabsichtigt, diese aber crachtete ich für das größte mögliche Unglück für Deutschland.“ Unter diesen Umständen erschien ihm die einstweilige Erhaltung des Bundes, damit freilich auch ein Anschluß an Osterreich noch als das geringere Übel. Einmal nahm er in jener kritischen Zeit auch an den Sitzungen der Ersten badischen Kammer teil. Es war am 14. Mai. Bluntschli hatte den Antrag gestellt, den Antrag in dem bevorstehenden Kampfe neutral bleiben solle. Er und Zolty begründeten den Antrag in längern Reden. Mohl stellte dagegen einen formellen Antrag auf Vertagung, der auch angenommen wurde. An den spätern Verhandlungen über die Kriegsfrage nahm er keinen teil. Er war auf seinen Posten in Frankfurt zurückgekehrt und machte dann mit seinen Kollegen auch die Flucht nach Augsburg mit, wo denn freilich der Bundestag bald zum Skelett wurde und nichts andres mehr zu thun hatte, als die Hiobsposten vom Kriegsschauplatz entgegenzunehmen, der sich allmählich tief nach Franken hineinzog. In Karlsruhe aber war nach der Schlacht von Königgrätz, und nachdem die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Osterreich begonnen hatten, ein völliger Umschwung eingetreten. Der Großherzog, der Politik Edelsheims im Herzen durchaus abgeneigt, verlangte von seinem Minister, unverzüglich auf den Abschluß eines Waffenstillstands hinzuwirken, und als Edelsheim in einer zu München am 19. bis 21. Juli gehaltenen Ministerkonferenz diesem Auftrag nicht entsprach, kam es zum Bruch. Edelsheim wurde in höchster Ungnade entlassen, und Mohl telegraphisch nach Karlsruhe berufen, wie er glaubte, daß er Edelsheims Nachfolge übernehmen solle. Allein auch er wurde vom Großherzog, den er „in einer kaum begreiflichen Aufregung“ traf, mit Vorwürfen empfangen, konnte sich jedoch damit entschuldigen, daß er zwar in jenen Tagen gleichfalls in München gewesen sei, aber nur zufällig, um dem Herzog von Augustenburg einen Besuch zu machen, dessen Stimme er im Bundestage (in partibus) führte, und daß er von keiner Seite eine Instruktion in dem vom Großherzog gewünschten Sinne gehabt habe. Unter diesen Umständen, sagte der Großherzog, sei die Schuld des Verräters Edelsheim nur um so größer, und seine schlechte Absicht um so klarer, und Mohl wurde gnädig entlassen. Anstatt aber, wie er gehofft hatte, in das Ministerium Mathy-Zolty als Minister des Auswärtigen gerufen zu werden, wurde er wieder nach Frankfurt geschickt, um an der Abwicklung der Geschäfte des alten Bundestags teilzunehmen. Auch sein Wunsch, nach Beendigung dieses Geschäfts zum Gesandten in Berlin ernannt zu werden, wurde ihm nicht erfüllt; seine jüngste Vergangenheit stand dem im Wege. Dagegen erhielt er den Posten in München, und in dieser für einen Beobachter besonders interessanten Stellung hat er den Umschwung des Jahres 1870 erlebt. Was er von dem damaligen Hof, von König Ludwig II., der schon damals menschenscheu für die fremden Gesandten so gut wie unsichtbar war, von dem wissenschaftlichen und geselligen Leben

in München, von den Verhandlungen über den Beitritt zum Reich zu erzählen weiß, gehört gleichfalls zu den anziehendsten Kapiteln. Den Minister Bray schildert er in seiner drastischen Sprache als ganz partikularistisch, von übelm Willen, unfähig und von allen Parteien verachtet; er nennt es geradezu tragisch für den Grafen, daß er den Vertrag von Versailles unterzeichnen mußte, wozu ihn nur die Gewalt der Umstände drängen konnte.

Als der Münchner Posten eingezogen wurde, erneuerte sich Mohls Wunsch, zum Gesandten in Berlin und Bevollmächtigten im Bundesrat ernannt zu werden. „Ohne Selbstüberschätzung“ sprach er sich nach seiner Vergangenheit die Befähigung zu, bei der Einführung und der Weiterbildung der Reichseinrichtungen mitwirken zu können. Die badische Regierung war auch bereit dazu, fand aber bei Bismarck kein Entgegenkommen. Daß sich nun der Vier- undsiebzehnjährige in den Reichstag wählen ließ, wo er — ungerne genug — der nationalliberalen Partei beitrug, mag man als Beweis für seinen noch immer ungesättigten Ehrgeiz ansehen; für ihn persönlich war es ein um so glücklicherer Abschluß seiner politischen Laufbahn, als seine Tochter Anna an Helmholz, den berühmten Naturforscher, verheiratet war, er also in Berlin eine Heimat fand, und zugleich einen geistbelebten Salon, der eine bunte, erlesene Gesellschaft vereinigte. Den Verhandlungen des Reichstags ist er mit Aufmerksamkeit gefolgt, auch erschien er regelmäßig in den Sitzungen; für eine eingreifende Thätigkeit fühlte er sich aber doch zu alt und zu müde. Doch seiner kritischen Porträtsammlung konnte er nun noch eine Reihe neuer Namen zufügen, und es macht der Schärfe seines Urteils alle Ehre, daß er schon damals die Bedeutung Miquels erkannte, den er „zur Bekleidung der höchsten Stellen“ befähigt fand.

Schärfe des Urteils ist überhaupt der vorherrschende Eindruck, den man aus diesen Erinnerungen gewinnt. Ein klarer, illusionsfreier Verstand spricht aus jedem Satze. Mohl hat in seinem Leben nicht alles erreicht, wonach sein hochstrebender Sinn verlangend sich streckte; den Grund davon fand er in sich selbst, in dem Maße seiner Fähigkeiten. Denn wie gegen andre, so ist er auch gegen sich selbst ein strenger Richter. Er giebt sich in seinen Denkwürdigkeiten so wie er war, ohne Versuch zu beschönern. Daß ihm volle Sympathie nicht zu teil werden kann und vielleicht nie zu teil geworden ist, liegt daran, daß ihm bei seiner reichen Begabung eins fehlte: die Wärme des Gemüths. Es geht ein kalter Zug durch diese Erinnerungen. Und bei all seiner Gelehrsamkeit ist es im Grunde kein weiter Horizont, den er umspannt. Sein dauerndes Gedächtnis hängt zuletzt doch an dem, was er auf dem begrenzten Felde seiner Wissenschaft geleistet hat. Seine Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften nennt sein Biograph Hermann Schulze ein „Riesendenkmal deutschen Gelehrtenfleißes,“ ein „in seiner Art einziges Werk in der Litteratur aller Völker und Zeiten.“

W. 1.





Was wir lesen



it der Jahr für Jahr steigenden Flut der Romane und der Dichtungen, der belehrenden und der unterhaltenden Werke aus allen Fächern des Wissens wächst für eine Zeitschrift, die ihren Lesern eine gewissenhafte Beraterin sein möchte, die Schwierigkeit der Aufgabe. Die Tageszeitungen haben schon lange stehende Rubriken mit Berichten, die jedes Buch mit einigen Zeilen und in immer wiederkehrenden Wendungen abthun, erweiterte Buchhändleranzeigen also, Ankündigungen und Empfehlungen aus gutem Glauben, denn zum Lesen und vollends zum Abfassen begründeter Urtheile reicht ja keines Berichterstatters Zeit mehr hin, auch die meisten periodischen Journale begnügen sich mehr und mehr mit Anzeigen, zu deren Herstellung es der Lektüre eines Buchs nicht bedarf, und die eigentlichen Rezensionenblätter sind schon, um für möglichst vieles Raum zu schaffen, genötigt, ihre Artikel immer knapper zu fassen. Die Grenzboten haben sich jederzeit bemüht, in ihren Bücherbesprechungen den Lesern möglichst viel zu geben, nicht nur Urtheile, sondern auch Mittheilungen aus dem Inhalt, sie haben lieber wenig ausführlich, als vieles oberflächlich behandeln wollen, und sie haben das Gute gesucht, wo es nur zu finden war, sich das Schlechte aber und das Mittelmäßige und Unbedeutende nach Möglichkeit fern gehalten. Sie haben die Freude gehabt, sich oftmals verstanden zu sehen und manchmal auch etwas Nützliches zu stiften, und das soll, so hoffen wir, auch hinfort geschehn. Allen es recht zu machen, ist unmöglich; ein Blatt wie das unsre soll etwas wie eine Person sein, ein Mensch mit seinem Willen und auch mit seinen Schwächen. Unsrer Freunde werden uns zu finden wissen, und wir wollen uns zu den alten neue erwerben. Diesen möchten wir vor allem gern sagen, was sie von uns an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts zu erwarten haben.

Was wir also lesen? Zunächst mindestens zehn-, zwanzig- und dreißigmal mehr, als worüber wir zu schreiben uns schließlich anschicken, denn alles, auch was uns der Zufall auf den Tisch wirft, sehen wir, wenn es nicht gar zu einfältig ist, wenigstens mit Aufmerksamkeit durch. Nun ließe sich schlechtes, lächerliches Zeug leicht abschlagen, manchmal in recht lustiger Weise, aber was hätte der Leser davon? Wo sich das Ungehörige einmal zu weit vor- drängt und durch laute Unverschämtheit Schaden anrichten könnte, mag mancher gegenüber einer rechtschaffnen Abfertigung ein Gefühl von Genugthuung haben, das besser ist als Schadenfreude, aber im ganzen ist es kein sehr edles Vergnügen, sich auf eines andern Kosten zu belustigen, und lange wird kein ernsthaftes Publikum an solchen Scherzen Gefallen finden. Auch die Kritik überhaupt, die sachlich, wenn sie bloß zu tadeln hat, nützt vielleicht in einzelnen

Fällen dem Autor und einigen wenigen, die sich für einen bestimmten Gegenstand interessieren; einen weitem Leserkreis wird sie bald langweilen. Sie unterhält ihn nicht, und was sie lehren könnte, geht ihn nichts an. Wozu also die Schulmeistererei, wenn sie ihm nichts positives bringt? Was man nicht loben kann, darüber schweigt man besser.

Der Bücherhaufe auf unserm Tisch wird kleiner, viel kleiner. Er nimmt langsam ab, denn eine Zeit lang dachten wir noch, dies und das, was wir uns angemerkt hatten, könnte unsern Lesern von Nutzen sein, und bei weiterm Erwägen mußte es doch weggeschoben werden, wenigstens vorläufig. Etwas davon wird sich immer noch einmal in irgend einem passenden Zusammenhang zum Wort melden, etwas auch plötzlich für sich allein auftauchen aus einem „Unmaßgeblichen.“ Ganz ergebnislos war also unser Bemühen nicht, vielleicht auch für die nicht ganz gleichgiltig, die die Bücher geschrieben oder gedruckt haben, denn manchmal finden gerade solche verstreute Körner ein gutes Stück Acker, und vereinzelt Eindrücke wirken oft besser als eine Reihe von Anzeigen hintereinander in dem üblichen Empfehlungsstil. Zu denen können wir uns nicht zwingen, schon darum nicht, weil wir uns mit dieser immer wieder einsetzenden Anwendung derselben Redensarten schließlich selbst komisch vorkommen müßten. Und was die Sache betrifft, wenn z. B. Gedichte oder Erzählungen an sich ganz gut, aber weder für den Autor, noch für die Art, die der Leser beide schon kennt, irgendwie neu oder besonders sind: würde es uns auch nur ein einziger Schriftsteller danken, wenn wir das so kurz und klar, wie es dann gefehlt hätte, ausdrücken? Was schließlich zurückbleibt, was wir also für unsre Leser für gut genug halten, oder wie wir auch sagen dürfen, wozu wir im Hinblick auf sie ein eignes Verhältnis haben finden können, das wird nicht gerade sehr viel sein, um so besser können wir dem gerecht werden, und alle dabei Beteiligten werden sich auf diese Weise am besten stehn. Der Herausgeber der Grenzboten hat vor einiger Zeit an die Verleger die Bitte gerichtet, möglichst nur solche Bücher zu schicken, die wirklich eine Besprechung verdienen, und nicht zu erwarten, daß beliebige Erzeugnisse der Fachliteratur oder unbedeutende Romane und Gedichte den Lesern empfohlen würden. Das war nicht unfreundlich gemeint. Die Mitarbeiter hatten das Gefühl einer großen Last, die die Zusender selbst möglicherweise als eine erwiesene Wohlthat ansehen konnten; sie wollten sich wenigstens ausdrücklich von der Verpflichtung lossagen, etwas zu besprechen, was ihnen aus irgend einem Grunde nicht paßte, und lieber auf alle Zusendungen, mit denen dieser Anspruch verbunden wäre, von vornherein verzichten. Sie glauben andererseits, daß sie durch das, was wirklich besprochen wird, für alles, was unter den Tisch fällt, die Verleger einigermaßen entschädigen.

Es sind keineswegs bloß Thorheiten, Albernheiten und nichtige Sachen, die wir stillschweigend ablehnen. Auch bessere Bücher, die wir uns anfangs zu besprechen vorgenommen hatten, haben wir schon oftmals nachträglich ausgeschieden, wenn wir sahen, daß sie ihren Weg inzwischen auch ohne unser Zutun gemacht hatten, wenn die Reklame so laut erscholl und das Lob so überschwenglich wurde, daß wir nach unsrer eignen Schätzung des Werts doch

nichts mehr hätten sagen können, was Autor oder Verleger befriedigt haben würde. Unfre Stimme hätte sich dann höchstens als Tadel ausgenommen, und am Tadeln haben wir kein Vergnügen; dann ist Schweigen besser. Als ein Beispiel aus vielen mögen hier die Lebenserinnerungen des kürzlich in Madrid verstorbenen Frig Fliedner genannt werden (Berlin, Martin Barmack), ein frisches, muntres Buch, das neben manchem Interessanten und Wohlthuenden (zu jenem rechnen wir namentlich die Erfahrungen in der spanischen Evangelisation, zu diesem die Kindheitsgeschichten des Verfassers und die Mitteilungen aus dem Leben seines Vaters) auch sehr viel Trivialitäten enthält, Schnurren aus den Studentenjahren, allbekannte Anekdoten über Tholud und andre Haller Professoren, oft und anderwärts schon viel besser erzählte Dinge aus der Zeitgeschichte, und das durch seinen vielfach stark burlesken Ton außerdem nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte. Findet jemand, daß in einem derartigen Buche das Gute trotzdem überwiegt, so verstehe wir das. Hat aber die öffentlich urteilende Meinung dem Anschein nach gar keine Empfindung für die Schwächen, genießt das lesende Publikum ohne Wahl mit vollen Zügen, sodas der Verlag triumphierend auf schnell folgende, hohe Auflagen hinweisen kann: was hätte es dann noch für einen Sinn zu sagen, daß unfre Freude nicht ganz so rein gewesen sei! Manchmal haben wir uns auch schon über ein Buch von Herzen gefreut und das unsern Lesern gesagt, dann kamen andre und trompeteten so unbändig, so ganz außer Verhältnis zu jedem gebräuchlichen Maßstab, mit Fansaren, die ein litterarisches Wunderwerk zu begrüßen ausgereicht hätten: „In dem Wust von Litteratur der letzten zehn Jahre sehe ich nur drei Bücher, hinter deren Worten Menschen stehen usw.“ und dann war die Wirkung auf unser eignes bescheidenes Menschentum die, daß wir bei dem folgenden Bande oder dem nächsten Werke desselben Autors lieber still auf die Seite traten, nicht um Vorzehung zu spielen und ausgleichende Gerechtigkeit zu üben, sondern weil das Register der Töne, über das wir in dem Falle verfügten, dem Verwöhnten ja kaum noch ans Ohr geklungen haben würde. Endlich haben wir auch noch die Eigentümlichkeit, daß wir bisweilen die gehaltvollsten Bücher am längsten warten lassen, weil sie uns so lieb geworden sind, daß wir uns immer noch nicht von ihnen trennen können. Solche Besprechungen nützen vielleicht den Verlegern am wenigsten, unsern Lesern aber jedenfalls am meisten, und da ein Rezensent auch wohl einmal an sich denken darf, so haben wir Rücksicht mit dieser unsrer fehlerhaften Gewohnheit. Sie trägt uns sogar manchmal noch einen freundlichen Dank des Autors für die eingehende Behandlung ein, den wir nicht verdient haben, weil wir ja egoistisch handelten, den wir aber verstehen. Denn wer kann heutzutage noch zwei, drei, vier Wochen auf ein einziges Buch verwenden, das er nicht selbst geschrieben hat? Die Grenzbotenleute nehmen sich, wenn sie nicht durch ein aktuelles Interesse getrieben werden, zu einer Sache genau soviel Zeit, wie sie brauchen.

Zwei Arten von Büchern, denen wir im allgemeinen unfre Freundschaft versagen, scheinen uns in neuester Zeit den Markt bedenklich zu belasten und Besserm den Weg zu versperrten. Die einen sind Sammlungen von feuilleton-

artigen Auffäßen, die nur für den Tag geschrieben sind und von allem möglichen handeln, was auf keine Kuhhaut geht. Dieses unzusammenhängende Vielerlei wird dann noch einmal gedruckt, vom Buchbinder zusammengebunden und dem geehrten Publikum durch einen sinnigen Titel als Dauerwerk empfohlen und aufgehängt. Ebenso beliebt wie unpassend ist hierfür der Ausdruck „Essays,“ ein bescheidenes Wort, das eine ruhmreiche Geschichte hat, weil es an litterarische Formleistungen der höchsten Art erinnert, wie sie in unsrer neuern Litteratur überhaupt selten sind. Die Herausgeber von Otto Gilde-meisters gesammelten Auffäßen konnten es mit Fug gebrauchen; Hinz und Kunz, wenn sie ihre Exerzitien zusammenstellen, haben dazu noch kein Recht. Aber ganz abgesehen von der Titelfrage: früher sammelten die Menschen ihre kleinen Schriften erst am Ende ihrer Laufbahn, wenn sie die „großen“ hinter sich hatten. Jetzt aber ist eine solche Sammlung nicht selten des Herrn Schriftstellers erstes Buch, und beinahe immer würde man, vorausgesetzt, daß diese Männer eine weitere litterarische Entwicklung haben, später diese Sachen zu ihren Jugendschriften rechnen. Was soll nun ein unglücklicher Rezensent von heute dazu sagen? Daß der Autor besser gethan hätte, die der Herausgabe seiner Jugendschriften gewidmete Zeit und seine Gedanken auf die Vorbereitung seiner Hauptwerke zu verwenden? Das wäre eine etwas anmaßende Pädagogik. Eher dürfte er sagen, wie schwer und unbequem es ihm für seine Person gewesen sei, sich als Leser in diesem Durcheinander zurecht zu finden, aller zehn Seiten ein neues Bild, das die Einstellung des Auges auf einen andern Schwinkel erfordert, und daß man sich seine Morgenzeitung doch auch nicht binden lasse, um sie später noch einmal in einem Zuge zu genießen usw., worauf der Autor dann freilich erwidern könnte: die Menschen, die sein Buch überhaupt kauften, würden es nachher auch schon zu lesen wissen, und was sie dabei für ein Gesicht machen, sei dann nicht mehr seine Sorge. Höchstens könnte der Rezensent dann noch raten, wenigstens im Wiederholungsfalle stärker zu sortieren und nur die besten Auffäße durchzulassen, wenn dann auch das Buch nicht so dick würde, da sich doch auch z. B. sechs Titel besser ausnähmen und leichter empföhlen als ein volles Duzend. Wenn dann abermals der Autor repliziert, das käme ganz auf den Buchbinder an, so ist der Rezensent endgiltig auf den Mund geschlagen, mausetot. — Die zweite überflüssige Art scheinen uns die vielen kleinen Bücher zu sein, die von Ausländern, namentlich von Franzosen und hin und wieder auch von Italienern, über beliebige deutsche Persönlichkeiten, vorzugsweise Schriftsteller, verfaßt und dann ins Deutsche übersetzt und in möglichst auffälliger Ausstattung ausgegeben werden, mit einer Vorrede versehen, die das Verdienstliche und beinahe Notwendige einer solchen Übersetzung aus der „eigenartigen“ Auffassung des fremden Herrn Autors zu begründen hat. Bei unsrer zufälligen und ganz lächerhaften Kenntnis dieser Sachen, die zum Teil ursprünglich nichts weiter sind als Artikel einer beliebigen Revue oder vor irgend einem Kreise gehaltne Vorlesungen, möchten wir hier nur soviel sagen, daß wir nicht begreifen, wie derlei Geschäfte noch für den Buchhandel lohnend sein können. Deutsche Stoffe, aufgewärmt und mit fremder Sauce übergossen, diese wieder durch Übersetzung verwässert, was

bleibt in solcher Klischeearbeit noch Originelles übrig, und wie müssen die Menschen beschaffen sein, die so etwas kaufen und lesen sollen?

Ein ganzes, breites Gebiet lehnen wir nach wie vor deutlich ab: die Gattung *Notre-Dame au cochoon* und *Venus* mit dem *Bock*. Daß der Kultus dieser Holben in Blüte steht, kann ja heute niemand wundern, wenn die in Musik eingewickelten Joten der Wolzogenschen „Feuersnot“ in unsern ersten Opernhäusern Einlaß finden, mit Kraftstellen, deren einzelne man aus den Textbüchern wegläßt, weil vielleicht doch mancher, wenn er sie vorher gelesen hätte, sich zuguterletzt noch schämen könnte und dann nicht kommen möchte. Wir können daran durch unsre Kritik genau so wenig ändern, wie jemand nützen wird, der neulich, wie uns mitgeteilt wurde, in die Kasse eines gemeinnützigen Vereins ganze fünfzig Mark stiftete „zur Hebung der Keuschheit in Deutschland.“ Wir können sogar meistens nicht einmal finden, daß die, die ihre Kränze in jene Heiligtümer tragen, das mit sehr viel Grazie thun. So hatten wir uns z. B. Bierbaums Veräskunst in der Erinnerung weit besser vorgestellt, als sie uns jetzt in der Sammlung: „Zirrgarten der Liebe“ (Berlin, Schuster und Loeffler) erscheint. Da kennen wir Leute, die bessere Verschen machen, ohne daß sie sie drucken lassen. Übrigens hätten wir in diesem Zirrgarten auch nichts weiter zu suchen, da die poetische Vorrede unsrer sittsamen Tugend verbietet, an seinen Blumenbeeten zu riechen. Bei diesem Anlaß möchten wir noch erwähnen, daß wir die zwei Bände von Wilhelm Bölsche über das Liebesleben in der Natur (Leipzig, Diederichs) von Anfang bis zu Ende mit der Sorgfalt gelesen haben, auf die ein so sicher und nachdrucksvoll schildernder schriftstellerischer Künstler Anspruch hat. Es ist uns aber nicht gelungen, den Inhalt in seiner ganzen Zubereitung für so *naiv* zu halten, wie der Verfasser ihn angesehen wissen will; nach unserm Eindruck überwiegt das Lästerte, *Sexualpathologische*, und dafür haben die Grenzböten keine Abtheilung.

In demselben Verlage hat Bölsche noch eine Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel „Hinter der Weltstadt“ (d. h. Friedrichshagen) herausgegeben, die manches Beachtenswerte über die modernste Litteraturbewegung in ansprechender, höchst lebendiger Darstellung enthalten. Es hat sich selten, meint er, vielleicht nie, eine Zeit unzweideutig dramatischer Kunst mit so schlechten Abschläffen beholfen, wie die naturalistische des neunzehnten Jahrhunderts, und damit zielt er auf Hauptmann, auf den „wir“ schwören wollten, und der uns auf einmal nicht Wort hielt. In hohen Tönen spricht er von den Brüdern Hart, deren Anfänge er sehr hübsch erzählt, von dem gigantischen Epiker Heinrich und dem Lyriker Julius, aus dem die Sehnsucht des ganzen Jahrhunderts flammengleich emporlodre. „Ich weiß nicht, wer das so in seiner Lyrik herausgezaubert hat wie er, und welcher zweite es so prägnant auf die Nachwelt bringen soll.“ Wir wissen es ebensowenig, wissen überhaupt nicht, ob sich an allen diesen Poesien noch jemand erfreut außer „uns Dichtern,“ denn wir sitzen zu sehr „hinter der Weltstadt,“ wo man das vielleicht wissen könnte. Dagegen legte uns neulich der Zufall einen Band „Geschichte der Weltlitteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker“ von Julius Hart in die Hand, der zu einem von Reumann in Neu-

damm herausgegebenen „Hauschatz des Wissens“ gehört. Darin lasen wir beim Blättern auf einer der ersten Seiten, daß Johannes Huf „in Prag“ den Feuertod erlitt, fanden auch weiterhin die Nachbildung eines Kupferstichs „nach Raffael“ mit vier lorbeerbekränzten Dichtern, darunter Tasso, der, soviel wir uns erinnern, geraume Zeit nach Raffael geboren wurde, und — an jenem Tage lasen wir nicht weiter in diesem Hauschatz des Wissens, was uns hoffentlich niemand verdenken wird. Um jedoch auf das Buch Bölsches zurückzukommen, wir finden da neben zutreffenden Bemerkungen über zwei Alte, Fontane und Fechner, Gedanken über einen kürzlich verstorbenen Jüngern, die besser sind, als die Überschrift erwarten läßt: „An der Mumie von Georg Ebers.“ Das Hauptstück der Sammlung ist aber wohl ein Aufsatz über Herman Grimm als einen Pionier der ästhetischen Kultur, die uns wichtiger sei als die „ethische,“ etwas ausfallend und streitbar, worauf schon die leise Anrempelung des Titels vorbereitet: „Herman Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern.“ Die Schulmeister sind die Philologen, die Ilias und Odyssee verschiedenen Dichtern gaben und dann auch noch deren Personen verflüchtigten, das Rettungswerk aber ist Grimms Nacherzählung der Ilias in Prosa, „in zwei dicken Bänden, ein Glück, denn ästhetische Untersuchungen, die wirklich etwas sagen sollen, brauchen den größten Raum.“ Gerade diese Ilias, meint Bölsche, thue unsrer jetzigen, unhistorischen Generation not. Wenn ihr nur die Bände nicht doch zu dick sind! Zu der Erzählung kommt dann noch ein kristallklarer Kommentar des Mannes der feinen Analyse, der z. B. aus der Menge einzelner Züge, die in der Dichtung auf das sorgfältigste nacheinander vorgebracht werden, Charaktergestalten und Allgemeinbilder gewinnt, etwas Hochbedeutungsvolles, sagt Bölsche, nicht nur für die einzelne Ilias, sondern für das dichterische Schaffen überhaupt, was sich auch äußerlich im Text durch eine Fülle von Exkursen ankündigt. Dem kritischen Unsinn der Gelehrten stelle Grimm, ganz allgemein gesagt, eine Ästhetik des Epos entgegen, ein Buch, das, wenn je eins, zeitgemäß war am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, in der Stunde, wo die Menschheit mehr als je all ihre Sterne braucht. Wir fürchten, der Prozeß der kristallhellen Analyse wird für die Leute des zwanzigsten doch zu langwierig sein. Vor Zeiten hat ja Gerwinus auch einmal den Shakespeare mit einer Analyse bedacht, die damals für ungemein geistreich galt; jetzt genießen wir wieder lieber das Nacheinander, so wie es die Dichtung vorträgt, und brauchen keinen mehr, der uns die Einzelzüge zu Gestalten und Gesamtbildern zusammenbringt. Wäre das nicht auch der natürliche Weg zum Homer, sofern überhaupt jemand noch nach diesem Verlangen hat? Wir haben schon etliche Menschen getroffen, denen die hier von Bölsche an die Schulmeister ausgetheilten Ohrfeigen (sein Aufsatz stand zuerst in der Deutschen Rundschau) ungemeines Vergnügen machten, aber noch keinen, der um deswillen etwas für Herman Grimms zweibändige Ilias übrig gehabt hätte. Der Naturforscher Bölsche, der sich in diesem ganzen Buche mit dem, was er die ästhetische Kultur nennt, auseinandersetzt, findet bei Grimm das unlösbare Band zwischen Ästhetik und Ethik wieder einmal praktisch klar geworden. „So würde auch eine voll-

lommne ästhetische Analyse des Faust die ethischen Kerngedanken ins hellste Licht setzen.“ Uns wäre eine solche Faustanalyse, vielleicht auch in zwei Bänden, ein ziemlich ängstlicher Gedanke, wir würden dann die geohrfeigten Schulmeister beinahe noch vorziehen, und wem die ethischen Kerngedanken des Faust erst noch besonders klar gemacht werden müssen, für den finden sich doch auf jeden Fall noch einfachere Methoden.

Was nun Herman Grimm selbst betrifft, so sind seine großen Verdienste um Goethe unbestritten, ebenso die Anregungen, die er durch seinen Michelangelo und zahlreiche Auseinandersetzungen mit Fragen der bildenden Kunst gegeben hat. Er war ein feiner Kopf, ein edler, hochdenkender Mann, er hat sich aus einem Dilettanten, der er lange Zeit war, durch eigne Kraft zu einem selbständig denkenden Schriftsteller, einem Geiste von seltner Individualität durchgerungen, und als akademischer Lehrer hat er sich eine Stellung geschaffen, in der ihn wohl auch die, die einst mit ihm in bitterer und berechtigter Fehde lagen, schließlich werden haben gelten lassen. Die Jüngern wissen davon kaum noch viel, und wenn Bölsche behauptet, Grimm habe an Michelangelo und Raffael (diejem unglücklichsten seiner Bücher!) „uns gezeigt, wie wir sehen sollen,“ so haben gerade dies, und daß er selbst sehen konnte, alle, die darüber urteilen durften, ihm früher und später mit Recht bestritten. Es würde auch gar nicht schwer sein, dazu aus seinen sämtlichen Schriften die reichlichsten Belege zu bringen. Die Rehrseite dieses immerhin glanzvollen Bildes ist nun aber ferner die, daß der geistreiche Mann eine Menge dilettierender Nachfolger anzog, die seine Schwächen nachahmten, weil sie seine Stärke nicht zu kennen braucht, herum spricht mit tönenden Worten, die Eindruck machen, die aber ebenso gut auch auf manche andre Sache passen könnten, hat er Schule gemacht, wie er es selbst kaum beabsichtigt oder auch nur geahnt haben mag. Das wäre anders ausgefallen, wenn er fester in der wissenschaftlichen Methode gestanden, etwas mehr von den löblichen Gewohnheiten der Schulmeister gehabt hätte, auf die er mit Selbstgenügen und nicht ohne Hochmut hinabzusehen pflegte. In den sechziger und noch in den siebziger Jahren wurden Grimmsche Stilblüten als geflügelte Kuriositäten kolportiert. Danach ging dann aber den Leuten das Gefühl dafür verloren, wie sinnwidrig, bis zum Unfinn komisch ein zu hoch genommener Drakelton der Rede wirken kann, natürlich, denn gerade diesen braucht und pflegt ja jetzt die poetische Prosa der Moderne. Grimms Schreibart, die sich zuletzt von der Satzbildung, die die andern bindet, ganz befreit und die Gedanken, wie sie kommen, bruchstückweise hinschüttet, wird hier so eingehend (als Naturforscher beobachtet Bölsche ja schärfer als wir) geschildert, daß wir seine Charakterisierung am liebsten hier ausziehen möchten, aber sie geht über mehrere Seiten weg. Er findet Grimms Stil von einer Klarheit ohne gleichen und bestreitet ihm jedes Pathos, das gewöhnliche, falsche und auch das echte einer bestimmten Kunstform, wofür er andre Ausdrücke einführt: Höhenluft, Höhenbetrachtung, Flügelstoß der Gedanken, Höchstmaß der sprachlichen Kultur, Fortbildung der constructio ad sensum usw. Diesen Sprachfortschritt, an dem die Versdichter seit Jahr-

tausenden arbeiteten, könnten die Sprachschulmeister grundsätzlich nie verstehen, mit ihrer „ewigen“ Grammatik, vor der es nur Verstöße, aber keinen Fortgang gebe, denn sie verzeichneten immer nur gewissenhaft, wie oft einer unsrer größten Führer und Pfadfinder in der ästhetischen Kultur sich nicht genügend mit den Vorschriften der grammatikalischen Hilfsbücher auseinandergesetzt habe. Alles in allem: für das Gefünstelte, das starke Quantum Manier, das in diesem Fortschritt steckt, hat Bölsche, der doch sehr gut zu schreiben versteht, keine Empfindung mehr gehabt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unsrer Zeit, daß die Herren von der ästhetischen Kultur erst die Schulmeisterei, d. h. den Betrieb der humanistischen Bildung, in der sie einst erzogen worden sind, zer schlagen und, wenn sie damit einiges Glück gehabt zu haben meinen, noch hoffen können, ein Lesepublikum anzutreffen, das es nach einem zweibändigen deutschen Homer gelüftet, weil sie ihn ausbieten. Noch mehr, während sie die höhern Lehrer, die des Gymnasiums, zur einen Thür ihres Kulturtempels hinausjagen möchten, lassen sie durch die andre die niedern, die Volksschullehrer, huldreich herein, senden sie dann wieder als Apostel in die Welt hinaus und sehen sie auch wohl noch gar als eine Art entscheidender Instanz in Fragen ihrer Kultur an. Unsrer Leser haben jedenfalls von Dehmels famosem Kinderbilderbuch „Fizebuze“ gehört, wo die Kinder stammeln (oder soll es Mauscheln sein?) vom „lieben Dott, der so frecklich dumm ist und sebratne Menschen fißt,“ wenigstens haben die Zeitungsberichterstatter in hellen Haufen Purzelbäume des Entzückens geschlagen ob solcher Weisheit aus Kindermund. In einem Prospekt, der schon nach Jahresfrist eine zweite Auflage ankündigt, läßt „Schaffsteins Verlag für neudeutsche Kinderkunst in Köln“ die Preßstimmen abdrucken, auch die eines kleinen Häufleins von Gegnern, „die mit kaum begreiflicher Gehässigkeit über den kindlich lustigen Grundzug des Werkes hergefallen sind, angeblich um die christliche Moral zu schützen.“ Rein, verehrter Herr Schaffstein, nicht angeblich! Sondern es giebt wirklich noch Menschen, die ihren Verstand nicht ganz mit Ästhetik zugebedt haben, und wenn sich in denen dann noch eine Funke von Gefühl regt, das durch irgend etwas verletzt werden kann, so werden sie das hoffentlich auch noch irgendwo sagen dürfen, beispielsweise in einer der erwähnten acht Zeitungen mit dem „sittlichen Entrüstungsbedürfnis.“ Eine Redensart übrigens, die in Sachen des Geschmacks nur noch von einer andern in den Schatten gestellt wird, nämlich von der Anwendung der Worte Jesu: So ihr nicht werdet wie die Kindlein, auf ein Bilderbuch, ein „faudummes,“ wie die Deutsche Zeitung findet. Wenn der Verlag Wert darauf legt, daß Zeitungen von „streng kirchlicher Gesinnung“ seinem Fizebuze die besten Zeugnisse ausgestellt haben, so sind das eben die bekannten Dissonanzen zwischen der Redaktionsmusik und den Leistungen der einzelnen Berichterstatter in den weniger wichtigen nicht politischen Fächern, die kein Leiter eines großen Blattes bei der heutigen täglichen Arbeitshege mehr in der Hand halten kann. Daß sie so groß sein müssen wie hier (z. B. in der Kreuzzeitung und der Norddeutschen Allgemeinen), ist bedauerlich um des Gebrauchs willen, den die Reklame immer davon machen wird, wie Figura zeigt. Ganz zuletzt ist der Fizebuze

auch noch zu einem „Traumspiel“ mit Musik für Erwachsene verarbeitet und im Kölner Theater aufgeführt worden, etwas Mittleres also zwischen Maeterlinck und Überbrettli, damit es wenigstens die Großen genießen könnten, wenn sie es denn wirklich für ihre Kinder ablehnten. Das findet eine Zeitung, die das Bilderbuch „wüsch“ nannte, entzündend, womit sie den Theaterbesuchern aus der Seele gesprochen haben wird; ob diese auch Kinderklappern und Saugflaschen bei sich gehabt haben, wird nicht gemeldet.

Wir erfahren ferner aus dem Prospekt, daß der Fizebuße schon in seiner ersten Gestalt als bahnbrechende Leistung von der pädagogischen Kritik begrüßt worden ist. Der Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften hat nämlich vor der Drucklegung die Wirkung sämtlicher Gedichte und Bilder durch den Lehrer L. an dessen siebenjährigen Schülern erproben lassen, und dem überaus beifälligen Gutachten dieses Fachmanns schlossen sich dann noch weitere an usw. Wunderbar, höchst wunderbar, nicht wahr? Das klingt nach etwas: „die“ pädagogische Kritik, „der“ Fachmann. Das ist das, was Taine in seinem Werke über Napoleon einmal kurz und sehr schön „den Verlust der unmittelbaren Anschauung der Dinge“ nennt. Wir umgeben uns mit einem Schwall von Ausdrücken, die immer abstrakter werden, die immer weiter von der Erfahrung abrücken, von dem Menschlichen und Lebendigen, das hinter ihnen steht, und die darum immer leichter irre führen, immer weniger geeignet sind, von dem Wesen, das sie bezeichnen sollen, eine Vorstellung zu geben. Braucht denn das erst festgestellt zu werden, oder beweist es andererseits irgend etwas, daß siebenjährige Kinder ein Bilderbuch amüsanter finden als den Unterricht ihres Lehrers L.? Aber die Anwendung einer feierlichen Terminologie macht jede Bosse zu einer Staatsaktion. Überhaupt, wenn das Wichtigthun nicht wäre! „Prüfungsausschuß für Jugendschriften,“ das giebt Vertrauen, so ein Gefühl von Sicherheit, wie Milchkontrolle oder Nahrungsmittelverfälschungsgesetz. Und damit tastet sich dann das liebe gebildete Publikum geduldig an seiner Nebelwand von abgezognen Begriffen weiter und kauft, was es soll.

Wir gönnen jedem Menschen den Fizebuße, den er verdient, können aber diesen hier selbst beim besten Willen nicht naiv finden, wir sind so aufrichtig zu sagen, daß wir z. B. die ganz anspruchslosen „Sprechenden Tiere“ für etwas besseres und gesunderes halten, auch wenn die kleinen Hamburger Verlagskarnickel sie nicht ganz so amüsant gefunden haben sollten. Geradezu lächerlich kommt es uns aber vor, wenn sich die gefetzte, gespreizte Schulmeisterei über diese Dinge hermacht, wenn z. B. ein Buch, wie wir eben in einem andern Prospekt lesen, „ein Versuch sein will, die Volksschulpädagogik in den Bildungszielen wie in der Unterrichtsmethode auf die Basis der modernen Kultur zu stellen, d. h. unsrer Zeit der Sozialreform entsprechend zu gestalten.“ Den Gymnasiallehrern wirft man seit Jahr und Tag vor, daß sie der Jugend ihre Lust verkleiden, die Elementarlehrer dürfen sich mit Hilfe dieser sogenannten Ästhetik gebärden wie halbe Professoren, und dieses allgemeine Gerede von unsrer modernen Kultur fängt nachgerade an unheimlich zu werden. Wir werden von nun an auch eine illustrierte Zeitschrift haben, die „Der Junge“ heißt (Berlin, Ludwig Traube). Wie lange, das weiß man freilich nicht, denn die

Kinder, für die sie bestimmt ist, könnten auch wohl einmal aufmucken gegen diese „Behandlung.“ Aus unsrer eignen Kindheit erinnern wir uns wenigstens nur zu gut, daß uns Bücher zum Lesen absolut nicht paßten, die uns so pädagogisch in die Schere nehmen wollten mit onkelhafter Bevormundung und tantigen Anreden. Ein ordentlicher Junge möchte womöglich für etwas größer und vernünftiger genommen werden, als er ist, auf keinen Fall will er angealbert werden wie von einer alten Kindermuhme. Auch solche Geschichten über größere Knaben, die „erzogen“ werden, wie hier ein wohlgemeinter Aufsatz über die Kampfspiele der Knaben in Olympia, hätten uns gelangweilt; wir wollten etwas hören von fertigen Menschen, die so waren, wie wir selbst hätten werden mögen. Und in einem Buch mit einem so einfältig aussehenden Jungen, wie er hier abgebildet ist, zuerst auf dem bunten Umschlag der Zeitschrift als Brustbild mit Blumen im Haar, und dann noch einmal über dem Text, grinsend, in voller Figur, hätten wir überhaupt schwerlich viel gelesen. Auch hätten wir vermutlich gesagt, das kleine Mädchen da auf dem Dreifarben- druck, das sogenannte Sonnenkind, das in die Luft stiert, müßte tödsinnig sein. Aber Kinder sind ja auch wieder lenksam und weich, wie wenn man ihnen immer wieder vorredet, daß diese Albernheiten Natur seien, so werden sie am Ende selbst noch ebenso „eigenartig“ (nettes Modewort!), wie diese ganze künstlerische Kultur, von der wir vielleicht in einem nächsten Aufsatz unsre Leser zu unterhalten Gelegenheit haben werden.



Alte Musikübung



ie heute frisch aufblühende Musikwissenschaft betrachtet es als ihre wichtigste Aufgabe, die Quellen zur Musikgeschichte zu veröffentlichen. Die hauptsächlichsten sind natürlich die Musikwerke selbst. Die Neuausgabe von Kompositionen alter Meister wird schon in den meisten europäischen Staaten eifrig betrieben. Deutschland, das durch die monumentalen Bach- und Händelausgaben den Anstoß zu der Bewegung gegeben hat, wird, nachdem es sich in den letzten Jahren von andern Staaten, namentlich Österreich, hat überflügeln lassen, voraussichtlich, namentlich durch die kürzlich neubegründeten, vom preussischen Staate unterstützten „Denkmäler deutscher Tonkunst“ bald wieder die führende Rolle übernehmen. Von diesen „Denkmälern,“ von denen jährlich mehrere Bände erscheinen sollen (einige sind schon herausgekommen), darf man großes erwarten, und es ist keine Übertreibung, wenn sie in der Buchhändleranzeige der Firma Breitkopf und Härtel, die den Verlag übernommen hat, mit den Monumenta Germaniae Historica in Parallele gesetzt werden. Was diese für die deutsche Geschichtschreibung geworden sind, versprechen jene für die deutsche Musikgeschichte zu werden. Nachdem das große Unternehmen zustande gekommen ist, darf man, so glaube ich wenigstens, der weitem Entwicklung

der Musikwissenschaft mit Vertrauen entgegesehen. Nur am Mangel genügender Vorarbeiten sind bis jetzt zumeist die großen musikgeschichtlichen Versuche gescheitert. Die Denkmäler sind nun dazu berufen, das nötige Material zu liefern, und wenn nur erst dieses einmal gesammelt ist, wird es auch an den Baumeistern nicht fehlen, die das Gebäude der Musikgeschichte errichten. Bedeutende Köpfe hat die Musikwissenschaft schon immer aufweisen können; sie brachten es aber nur so selten zu großen Erfolgen, weil sie selbst jeden einzelnen Stein erst mühsam herbeischleppen mußten.

Der Wissenschaft leisten also die Denkmäler und überhaupt die Neuausgaben alter Musik vorzügliche Dienste. Aber die Kompositionen alter Meister sind doch nicht nur Geschichtsquellen, sie sind auch Kunstwerke. Bei ihrer Auswahl wird nicht nur nach ihrer historischen Bedeutsamkeit, sondern auch nach ihrem künstlerischen Wert gefragt. Selbstverständlich wäre es wünschenswert, daß die besten unter ihnen, wie das bei den alten Werken der Litteratur und der bildenden Kunst schon geschehen ist, wieder geistiges Besitztum der Gebildeten würden. Das wäre an und für sich schon reicher Gewinn, aber das Wiederlebendigwerden der alten Tonwerke würde auch unsre heutige Musik mannigfach fördern und anregen, den Künstler vertiefen und der Musikübung neue Impulse geben. Dafür, daß das geschehn könnte, ist jedoch in den Neuausgaben, auch in den bis jetzt erschienenen Bänden der Denkmäler, nicht gesorgt worden. Sie dienen wohl der Wissenschaft, aber nicht der Praxis. Diese weiß mit den wissenschaftlich korrekt hergestellten Ausgaben nichts anzufangen, weil sich die Musikübung im Laufe der Jahrhunderte vollständig geändert hat, die Instrumente, die Besetzung der Singstimmen, die Art des Vortrags anders geworden sind. So kommt es denn auch, daß trotz der Menge alter Musik, die in den letzten Jahrzehnten vorgelegt worden ist, Aufführungen solcher verhältnismäßig selten sind. Die durch Mendelssohns Vorgehn bei den offiziellen Konzertsinstituten beliebt gewordenen historischen Konzerte sind sogar fast ganz wieder verschwunden, die Pflege alter Musik ist — abgesehen natürlich von Händel und Bach — den wenigen Instituten überlassen, die sich aus diesen oder jenen Gründen besonders in deren Dienst gestellt haben.

Das ist ein großer, bedauernswerter Mangel. Auf ihn immer und immer wieder hingewiesen und auf seine Abstellung gedrungen zu haben, ist eins der Verdienste Hermann Krejschmars. Leider ist auf seine Stimme noch nicht genügend gehört worden, aber sie muß noch durchdringen. Einmal hat er immer gefordert, in den Neuausgaben mit den wissenschaftlichen auch die praktischen Anforderungen zu berücksichtigen, zweitens hat er erst kürzlich sehr mit Recht nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß es eine der nächsten Pflichten der Musikwissenschaft sei, die alte Musikübung gründlich zu erforschen und unsre Musiker über die Ausführung alter Musik zu belehren; er verlangt, kurz gesagt, ein Handbuch der alten Musikübung. Er ist aber bei dieser Forderung nicht stehn geblieben, sondern hat in seinen „Bemerkungen über den Vortrag alter Musik,“*) in denen sie aufgestellt ist, schon selbst einen be-

*) Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, 1901, S. 51 ff. Auch in Sonderdruck erschienen.

deutenden Anfang zu einem solchen Buche gemacht. Die „Bemerkungen“ sind so interessant und lehrreich, daß es mir angebracht erscheint, auch die musikalische Laienwelt auf sie aufmerksam zu machen. Ich möchte das um so mehr thun, als sogar Fachmusiker und Musikschriftsteller achtlos daran vorbeigegangen zu sein scheinen.“*)

Eine der ersten Schwierigkeiten bei der Aufführung alter Musik bietet der Mangel an dynamischen Zeichen in den originalgetreuen Ausgaben. Kreßschmar führt als Beispiel das Gloria der H-moll Messe von Bach an, 176 Takte ohne ein einziges Forte- oder Pianozeichen. Und „bei Händel und bei den Zeitgenossen dieser beiden ist's nicht anders.“ Trotzdem wäre es doch ganz verkehrt, wollte man alles in derselben Stärke spielen. Wer sich in Sinn und Geist der alten Musik etwas hineinlebt, der fühlt das ohne weiteres heraus. Kreßschmar giebt aber auch schwarz auf weiß geschriebne, also für jedermann zwingende Beweise an die Hand. Er weist in seinen „Bemerkungen“ auf ein Buch hin, dessen große Bedeutung man aus dem Titel allein nicht erraten kann, nämlich den „Versuch einer Anweisung die Flöte traversière zu spielen“ von J. J. Quanz, dem Flötenlehrer Friedrichs des Großen. Dieses Werk ist ein umfassendes Handbuch der gesamten Musikübung seiner Zeit. Daraus zitiert Kreßschmar den Satz: „Es ist bei weitem nicht hinlänglich, das piano und forte nur an den Orten, wo es hingeschrieben steht, zu beachten, sondern ein jeder Akkompagnist muß wissen, es an vielen Orten, wo es nicht dabei steht, mit Überlegung anzubringen.“ Aber warum schrieben es denn die Komponisten nicht hin? Aus dem einfachen Grunde, weil sie, viel mehr als das heutzutage der Fall ist, auf die Ausführung ihrer Werke durch Künstler rechneten, denen sie nicht alles haarklein vorzukauen brauchten, und denen sie das Beste im Vortrag, das schließlich doch nur durch richtiges Erfassen des geistigen Gehalts erreicht wird, ruhig überlassen durften. Man musizierte damals eben noch nicht mit „Massen und Herden,“ will sagen Monstrosorchestern und hundertköpfigen Gesangsvereinen. Freilich, wo es sich um Chor- und Orchesteraufführungen handelte, waren, um Übereinstimmung in der Dynamik zu erzielen, zahlreiche Proben nötig. Diese sind denn auch gehalten worden; die damaligen Berufsschöre waren natürlicherweise auch in diesem Punkt unsern Dilettanten-Singvereinen weit voraus, und als Belege dafür, daß auch die Orchester sogar bei technisch leichten Stücken — nach unsern heutigen Begriffen war ja das meiste leicht, und man konnte von Anfang an mehr auf den Vortrag Bedacht nehmen — viel probierten, nennt Kreßschmar

*) Erst dieser Tage noch erschien in der gut angeesehenen Neuen Zeitschrift für Musik (Nr. 44 des Jahrgangs 1901) ein Aufsatz „Über den Vortrag von Kompositionen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert“ von G. Tischer, der unter anderem zu der ganz unmöglichen Behauptung kommt, die alten Stücke hätten in gleicher Tonstärke dahinzustehen, die geringe Anzahl der dynamischen Zeichen sei nicht Zufall oder gar Nachlässigkeit, sondern Absicht. Wo sich ernsthaft gebärende Musikschriftsteller noch dergleichen Widersinn behaupten dürfen, ist es in der That am Platz, die wirklich ernsthaften Forschungen weitem Kreisen bekannt zu machen, und wenn die Fachleute nicht hören wollen, so verheßen die Dilettanten vielleicht auf den rechten Weg, wie das in der Musikgeschichte schon mehr als einmal vorgekommen ist.

mit Recht die Biographien Glucks, Dittersdorfs und andre. Die im gemeinschaftlichen Üben so eifrigen Musiker kamen nicht unvorbereitet an ihre Aufgaben heran; sie waren für den Vortrag gründlich geschult. Darüber, wie ein *piano*, ein *forte*, ein *fortissimo* oder die Untergrade dieser Klangstärken zu geben seien, wurden Instrumentalisten und Sänger in den Lehrbüchern auf das gründlichste belehrt. So konnten die Komponisten die Verteilung von Licht und Schatten ruhig den singenden und spielenden Künstlern überlassen und sich mit ihren Vorschriften auf die Stellen beschränken, wo sie, wie Kreßschmar sich ausdrückt, „von der Tradition und dem Nächstliegenden abweichen, oder wo ein Zweifel über ihre Absichten entstehen konnte.“

Man darf vielleicht noch hinzufügen, daß die Absichten der Komponisten in der alten Musik im ganzen leichter zu erkennen sind, als in der unsrigen. Wenn trotzdem unsre Musiker bei ältern Kompositionen oft völlig fehl gehn, so ist dabei, so glaube ich wenigstens, häufig nur der Umstand schuld, daß sich die historisch in keiner Weise gebildeten oder auch nur angeregten Künstler nicht mit der rechten Liebe an die Sache machen und das aufzuführende Werk von Anfang an mehr nur als Kuriosität, denn als lebendes Kunstwerk ansehen. Die ältere Musik, ich denke hier namentlich an die Instrumentalmusik, bei der über die Absicht des Komponisten weit eher gestritten werden kann, als bei dem mit einem textlichen Leitfaden ausgestatteten Gesang, ruht weit mehr noch auf den elementaren musikalischen Grundlagen, als unsre zu größter Künstlichkeit ausgebildete Tonkunst. Darauf deutet das seltne Vorkommen des *Crescendos*, das nach Kreßschmar freilich nicht ganz ausgeschlossen ist, dafür spricht auch das sogenannte *Echo*, das vom sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts eines der wichtigsten Ausdrucksmittel war. Man bildete das natürliche *Echo* nach, indem man eine Phrase eines Stückes von entfernt oder auch in einem andern Raum stehenden Sängern oder Spielern schwächer wiederholen ließ, oder, und das war das häufigste, denselben Exekutanten war die notengetreue Wiederholung einzelner Phrasen vorgeschrieben. Immer hatten sie in einem solchen Fall, auch wenn das nicht besonders vermerkt war, das erstemal *forte*, das zweitemal *piano* zu spielen; es kommt auch nicht selten, namentlich am Schluß eines Stückes, ein zweites *Echo*, *pianissimo*, vor. Auf den Reiz dieser elementaren Wirkung von stark und schwach sind häufig ganze Stücke aufgebaut. Kreßschmar giebt zahlreiche Beispiele für das Vorkommen und genaue Anweisungen über die Ausführung des *Echos*. Er jagt, die Lehrbücher bringen zwar keinen Abschnitt unter dem Titel *Echo*, aber das Gesetz des *Echos* stellen sie ausdrücklich und klar genug auf. Dazu könnte man beifügen, daß Walthers in seinem bekannten „Musikalischen Lexikon, 1732“ einen besondern Artikel unter „*Echo*“ bringt, der ausdrücklich sagt, daß dieses in der Musik häufig imitiert werde. Interessant ist auch, daß derselbe Autor das *Piano* (*p.*), *Piu piano* (*pp.*) und *Pianissimo* (*ppp.*) durch den Vergleich mit einem ersten, zweiten und dritten *Echo* erklärt. Es ist das ein kleiner Hinweis darauf, daß die Musik doch auch, was zuweilen bestritten wird, durch Nachahmung von Naturerscheinungen entstanden ist; zweitens ein Beweis für die oben ausgesprochne Behauptung, daß die ältere Musik (für die also das *Echo*

ein Hauptausdrucksmittel war) weit mehr noch auf elementaren Grundlagen ruhte als unsere heutige.

Eine weitere Schwierigkeit bietet die alte Musik dadurch, daß die Aufzeichnungen der Komponisten auch im Melodischen oft nur „Stückwerk und Skizze“ bieten; „bei allen zur italienischen Schule gehörigen Kompositionen müssen die Ausführenden die Kunst des freien Verzieren und Variieren üben,“ sagt Kreyschmar. Diese Kunst, das schlanke Notengerüst, wie es die alten Komponisten lediglich geben, durch freierfundne Verzierungen und Variationen zu füllen und zu beleben, ist uns ganz abhanden gekommen. Chrysander hat zuerst wieder auf sie hingewiesen; er hat auch als Erster in seinen bekannten Einrichtungen Händelscher Oratorien den Versuch gemacht, sie wieder in die Praxis einzuführen. „Wenn aber in diesen Einrichtungen, so sagt Kreyschmar überzeugend, die nötigen und nützlichen Ergänzungen hingeschrieben sind, so ist das nur ein zeitweiliger Notbehelf. Die Sänger, die Instrumentalisten und Dirigenten müssen diese Zuthaten selbst erfinden lernen, denn jede Individualität und jeder Aufführungsraum braucht für dieselben Werke andre!“ Gerade das, was im weitern über die leider verloren gegangne Kunst gesagt wird, würde zu allererst verdienen, von denen gründlich studiert zu werden, die es angeht; ihr Wesen und ihr Wert sind meines Wissens noch nie so klar und überzeugend geschildert worden. Aber freilich sind unsere Musiker leider der Belehrung noch schwer zugänglich; sie wollen es noch immer nicht glauben, daß musikgeschichtliche Kenntnisse für sie kein nutzloser Ballast, keine tote Wissenschaft, sondern eine wertvolle Brücke zum Verständnis alter Kunst wären. Der Musikfreund, der diese Zeilen liest, sei also wenigstens davor gewarnt, alte Musik, wie das so oft geschieht, kurzweg für langweilig zu erklären, bevor er weiß, ob die Ausführung auch wirklich den Intentionen der alten Meister entsprochen hat.

Eine dritte Schwierigkeit bietet endlich die Instrumentalbesetzung. Auch in diesem Punkte hat namentlich Chrysander aufklärend gewirkt. Kreyschmar faßt die bisherigen Ergebnisse zusammen, bringt aber auch wichtige, neue Thatfachen ans Licht. An der Hand alter Rechnungen und des schon erwähnten Quanz stellt er fest, daß die Ausführung der sogenannten Continuostimme bloß durch ein Akkordinstrument (Flügel) bei starker Orchesterbesetzung nicht genügt, sondern daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wie es vom einzelnen Fall des „Orfeo“ von Monteverdi schon bekannt war, auch bei andern Komponisten und Werken eine ganze Schar von Akkordinstrumenten, wie Lauten, Theorben, Gamben usw., oder zum mindesten mehrere Flügel miteingriffen. Auch bringt er neue Belege für die chormäßige Besetzung der Bläser, deren schöne Wirkung unsere Zeit aus den Chrysanderschen Händeleinrichtungen zum erstenmal wieder kennen gelernt hat. Ganz besonders wertvoll sind dann namentlich auch die Anweisungen, die Kreyschmar für die heutige Praxis giebt; er weist überall Mittel und Wege, wie man heute die Sache richtig machen könnte. Möchte man endlich zur Einsicht kommen und diese Wege auch einschlagen!

So dürftig und mangelhaft die vorstehenden Angaben sind, so dürften sie doch gezeigt haben, daß die alte Musikübung von der unsrigen himmelweit

verschieden war, und unsre heutigen Aufführungen in vielen Beziehungen den Intentionen der alten Komponisten nicht gerecht werden. Ebenfalls dürfte es einleuchten, daß es sehr wünschenswert wäre, die alten Schätze durch Neubelebung wieder zu gewinnen. Dahin zu gelangen, wird noch viel, sehr viel Arbeit nötig sein. Zu allererst sollten die Bestrebungen in eine äußerlich geregelte Bahn gelenkt werden können. „Hätten unsre Kultusministerien, wie für die bildenden Künste, so auch für die Musik ständige und auf der Höhe der Sache stehende Referenten, so wären wir weiter und längst im Besitz der unentbehrlichen Organisation,“ sagt Kreisshmar. Aber auf Unterstützung von dieser Seite scheint man vor der Hand nicht rechnen zu dürfen, denn er fährt fort: „Einstweilen muß eine regere Privathilfe die Schwierigkeiten wegzuräumen suchen, vor welche die Neuausgaben den modernen Musiker stellen.“ Das wichtigste wäre, die angehenden Tonkünstler für die alte Musik zu schulen; vollständige Spezialkurse für sie sollte man einrichten, verlangt Kreisshmar. Der natürliche Ort dafür wären die Konservatorien. Oder man müßte besondere Schulen gründen. Anfänge beider Art sind schon gemacht worden; die königliche Hochschule für Musik in Berlin ist als eine Anstalt zu nennen, in der neben der neuen auch die alte Musik eifrig gepflegt wird, und J. Haberk hat in seiner Regensburger Kirchenmusikschule ein besonderes Institut für den Unterricht in ihr geschaffen. Aber diese Anfänge sind noch sehr vereinzelt; lebhaft muß gewünscht werden, daß sie sich bald verallgemeinern. Wenn das geschieht, dann werden die Neuausgaben alter Tonwerke nicht mehr bloß für die Wissenschaft ein großer Gewinn sein, sondern auch für die lebende Kunst und die ganze an ihr teilnehmende Menschheit.

K. Mef



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Frig Anders (Max Mühlh)

Erstes Kapitel

Gewogen, zu leicht befunden



n der Unterprima des Gymnasiums zu Braunsfels herrschte einige Spannung. Man hatte „den Alten“ mit einem Stoße blauer Hefte unter dem Arm auf dem Hofe wandeln sehen, und seine Miene hatten nichts gutes gewelsagt. Es stand fest, daß in der nächsten Stunde die lateinischen Verlesungsbeftemporallen zurückgegeben werden würden, und daß dies für manche der Unterprimaner schmerzliche Augenblicke mit sich bringen werde. Louis Duttmüller freilich war seiner Sache sicher und machte einen spitzen Mund und ein gleichgiltiges Gesicht, das nur unvollständig seinen innern Triumph verdeckte; aber andre waren ihrer Sache nicht sicher, und ihre Miße hatten eine etwas gezwungne Tonart.

Der Alte erschien. Alle Zeichen deuteten auf Unwetter. Er warf seine Hefte auß Ratheder und setzte sich aufstöhnend nieder. Dann fuhr er sich mehrmals über

den Stoppelbart und begann die Besprechung der Arbeiten mit zurückhaltender, leise vibrierender Stimme. Die Schüler kannten das schon und zogen die Köpfe zwischen die Schultern. Es kam keiner ungerufen davon, sogar Louis Duttmüller, der ja keinen wirklichen Fehler gemacht hatte, mußte vorgeworfen werden, daß er eine Ciceronianische Feinheit, die in einer Ausnahme der Ausnahme bestand (vergleiche Schulgrammatik § 87, Anmerkung 3) nicht angewandt habe. Nun aber nahm der Alte seine Brille ab, legte seine großen Hände wie Tassen auf den Kathederrand, schob Kopf und Hals aus der Halsbinde hervor, zog die Augenbrauen in die Höhe und sah sein Opfer mit Basillidenblicken an.

Und Sie, Wandrer, sagte er, haben ut finale mit dem Indikativ konstruiert. Da haben Sie Ihr Opus. — Damit warf er das Buch über die Köpfe der Schüler dem Sünder zu. Es flatterte verzweifelt auf die Bank, und man konnte sehen, daß die letzte Seite rot durchgestrichen war. Felix Wandrer, ein hübscher, braunlockiger Junge mit hellen, klugen Augen, wurde rot und blaß; die Nachbarn rühten unmerklich von ihm fort, wie von einem, der von des ferntreffenden Apollo Pfeil errettet worden war. — Mensch, schrie der Direktor, als wenn er einen körperlichen Schmerz empfände, wie können Sie ut finale mit dem Indikativ konstruieren? Wie können Sie einen groben Grammatikalen machen, den sich ein Quartaner zu machen schämt? Mensch, reden Sie, wie kommen Sie dazu?

Herr Direktor, ich habe mich nur verschrieben.

Verschrieben! Er sagt, er habe sich verschrieben. Man verschreibt sich aber nicht. Werden Sie sich je verschreiben und Vater mit dem d schreiben?

Und ich hatte damals solche Zahnschmerzen.

Ach was Zahnschmerzen! Ich will Ihnen sagen, was Sie hatten, Flausen im Kopfe hatten Sie. Flausen! Flausen! Dummheiten, aber keinen Ernst bei den Wissenschaften. Daß Sie auf dieses Extemporale nicht verfeßt werden, können Sie sich allein sagen, sagen Sie es aber auch Ihrer Frau Mutter. Das beste ist, Sie gehn ab und werden Dütchendreher, damit Sie wenigstens was werden. Solche Leute wie Sie können wir nicht brauchen.

Am andern Morgen, es war Sonntag, erschien Wandrer bleich und übermäßig zum Frühstück.

Felix, was hast du? fragte seine Mutter, die verwitwete Frau Professor Wandrer, hast du nicht geschlafen?

Nein, geschlafen habe ich nicht.

Bist du krank?

Nein, Mama, aber ich soll dir vom Direktor sagen, daß ich nicht verfeßt werde. Ich soll Dütchendreher werden, und das will ich auch.

Aber um Gottes willen, Felix, was ist denn geschahn? Warum sollst du nicht verfeßt werden?

Weil ich ut finale mit dem Indikativ konstruiert habe.

Die Frau Professor wunderte sich. — Und weiter nichts?

Welter nichts. Wegen dieses einen Fehlers.

Und wenn der Fehler noch so schwer wäre, soll wegen eines einzigen Fehlers ein ganzes Jahr voll Arbeit, ein ganzes Lebensjahr eines Menschen verloren sein?

Ja, wegen eines einzigen Fehlers.

Und du hast das nicht gewußt, daß — daß —

Ich habe das wohl gewußt, jeder Quartaner weiß das, aber ich habe mich nur verschrieben, und ich hatte auch gerade — nein, Mama, ich will dich nicht belügen, ich habe mich nicht verschrieben, sondern ich dachte mir, was der Alte für ein Gesicht machen würde, und wie er die Tassen auf das Katheder legen und den Hals reden würde, wenn einer ut finale mit dem Indikativ konstruierete. Und dann habe ich es unglücklichweise hingeschrieben und beim Durchsehen auch nicht korrigiert. Und hernach ist es genau so gekommen, wie ichs mir gedacht hatte.

Aber Kind, das war doch sehr unrecht von dir, du wußtest doch, wieviel für dich und mich davon abhing, daß du versetzt wurdest.

Ja, das weiß ich. Es ist mir diese Nacht klar geworden. Ich war ein dummer Junge. Ich glaubte, die Welt wäre meinerwegen da, und ich könnte schimpfen, wenn mir was nicht gefiel. Das Recht hatte ich nicht. Ja, wenn ich auf eignen Füßen gestanden hätte, aber so hatte ich nur die Pflicht zu arbeiten, um auf die Füße zu kommen. Mama, ich weiß jetzt, wie sauer es dir geworden ist, mich auf die Schule zu schicken. Ich habe das so in meiner Gedankenlosigkeit hingegenommen, aber jetzt weiß ich, wie undankbar ich gewesen bin.

Mein armer Junge, nein, sei auch nicht ungerecht gegen dich. Du hast doch gearbeitet, und hast doch auch gern gearbeitet.

Ich habe nicht gern gearbeitet. Ich bin mit Grauen in die Schule gegangen. Ach Mama, du weißt nicht, wie trostlos das alles ist. Vokabeln, Formenlehre, Syntax — lauter Stroh. Was habe ich mich auf den Homer gefreut! Jetzt dachte ich, kommt man doch in die Sache hinein, und man sieht doch, wie und warum. Wir haben Patronymica gebaut und sind über die men und to und an nicht hinweggekommen. Die andern haben es wohl nicht so gefühlt; aber mir wars schrecklich, arbeiten und arbeiten und nie wissen, warum. Aber ich hatte kein Recht, mich zu beklagen. Und der Direktor hat ganz recht, wenn er mir vorwirft, ich hätte Klauen im Kopfe.

Mein armer Junge, nimm's doch nicht zu schwer. Dein seliger Vater machte es freilich auch so, der nahm auch alles zu schwer. Es ist ja schlimm, daß wir das Jahr verlieren, aber es muß überwunden werden. Es läßt sich alles in der Welt überwinden.

Felix schüttelte den Kopf. — Das ist aus und vorbei, Mama, wenn ich sitzen bleibe, so verliere ich das Stipendium.

Wir schränken uns ein.

Nein nein, du sollst nicht meinerwegen darben.

Wir nehmen von unserm kleinen Kapital.

Das dürfen wir nicht. Das Geld gehört dir, nicht mir.

Nun denn, jetzt weiß ich nur noch eins. Ich gehe zum Direktor und bitte ihn.

Thu es nicht, Mama. Es hilft dir nichts, und es demütigt dich nur.

Die Mama that es doch. Was thut nicht eine Mutter, welche schweren Wege geht sie nicht für ihr Kind, wenns sein muß. Und ein Weg zum Direktor, um für den Sohn, der sitzen bleiben soll, zu bitten, gehört nicht zu den leichtesten Wegen.

Der Herr Direktor war keineswegs angenehm berührt, als er Frau Professor Wandrer eintreten sah. Kaum, daß er ihr einen Stuhl anbot. Auch stimmte er einen sträflichen und vorwurfsvollen Ton an, als sei Frau Professor die eigentliche Schuldige. — Sie kommen wegen Ihres Sohnes, sagte er. Es thut mir leid, Ihnen befristigen zu müssen, daß er sitzen bleiben wird. Er hat — ut finale mit dem Indikativ konstruiert.

Ja, Herr Direktor, das hat er leider gethan; aber darf ein einziger Fehler im Extemporale über den Wert eines ganzen Menschen und über die Arbeit eines ganzen Jahres entscheiden? Und hat er denn noch mehr Fehler gemacht?

Das weiß ich nicht, interessiert mich auch nicht. Ich habe ihm seine Arbeit durchgestrichen, als ich diesen Kapitalfehler gefunden hatte. Denn wer ut finale mit dem Indikativ konstruiert, dem ist alles zuzutrauen.

Ich möchte doch auch bitten, zu berücksichtigen, sagte die Frau Professor, daß es sich hier um mehr als ein Jahr handelt, vielmehr um einen ganzen Lebenslauf.

Ich weiß es. Ihr Sohn wird natürlich das Stipendium verlieren. Es ist das beste, Ihr Sohn geht ab und wird etwas andres.

Sie wissen, Herr Direktor, mein seliger Mann war Schulmann, wie Sie, und sein sehnlicher Wunsch war es, daß Felix studieren möchte. Auch in meiner Familie giebt es nur studierte Leute. Es wäre mir schrecklich, wenn mein Sohn das Ziel nicht erreichte.

Aber Ihr Sohn ist für den gelehrten Beruf unbrauchbar. Er hat ut finale mit dem Indikativ konstruiert.

Herr Direktor, einmal, und das aus Versehen.

Und dann hat Ihr Sohn Flausen im Kopfe. Er nimmt es nicht ernst genug mit der Wissenschaft. Ich weiß wohl, er hat Hintergedanken. Leute, die eigne Gedanken haben, können wir nicht brauchen. Sie sagen einmal! Nein, das darf auch nicht einmal vorkommen. Das Gefühl der Latinität muß dem Schüler so in suocum et sanguinem übergegangen sein, daß ut finale mit dem Indikativ unmöglich, einfach unmöglich ist.

Herr Direktor, es ist nichts unmöglich in der Welt.

Ich bedaure, ich kann Ihre Bitte nicht berücksichtigen, ich kann nicht, und ich will auch nicht.

Nun, dann bitte ich den lieben Gott, er wolle verhüten, daß Ihnen einmal etwas Unmögliches begegne. Wenns aber geschieht, dann erinnern Sie sich, daß Sie über einen Schüler, dem auch etwas Unmögliches begegnet war, unbarmherzig den Stab gebrochen haben.

Damit ging Frau Professor hinaus, kühlen Stolz im Gesichte und weinenden Jammer im Herzen.

Der Herr Direktor setzte seine Brille ab und griff nach seiner langen Pfeife, aber er setzte sie unmutig wieder zur Seite. Die letzten Worte der Frau Professor ärgerten ihn, ja sie beunruhigten ihn. Er fühlte sich in seiner unfehlbaren Sicherheit gestört. Er dachte an seine eigne Frau und an seinen Siegfried, der jetzt die Vorschule besuchte. Der Direktor hatte erst in spätern Jahren geheiratet und eine Frau bekommen, um die ihn schon viele beneidet hatten. Sie war eine wirkliche Schönheit, elegant, nett, lebenswürdig, aber sie gehörte nicht zu den Gelehrten ihres Geschlechts, liebevolle Jungen sagten etwas deutlicher, sie habe nicht gerade das Pulver erfunden. Und der Unglücks-Siegfried war nach seiner Mutter geschlagen. Man merkte das beim Abc in der Vorschule nur zu deutlich, trotz aller besondern Rücksichtnahme und Nachhilfe, die der Sohn des Direktors fand. Wie, wenn der auch einmal in der Prima ut finale mit dem Indikativ konstruierte? Würde er, der Vater, dann auch so streng und sachlich urteilen wie eben jetzt bei dem Unglücksmenschen Wandrer? Ja, er würde es. Er stellte sich das Bild eines Brutus und eines Cato vor Augen und brachte sich ihre Römertugend in Sägen bester Latinität in Erinnerung. Diese loci memoriales stärkten seine Seele. Er war gewiß, daß er, der klassische Lateiner, hinter der klassischen Tugend eines Brutus und Cato nicht zurückstehn werde.

Zu derselben Zeit fand auch unten zu ebner Erde eine Konferenz in Schulangelegenheiten statt, und zwar in der Wohnung des Kastellans. Diese Wohnung lag zum Teil in einem der beiden Türme, die die Front des Gymnasiums zierten, zum Teil in dem Raume dahinter. Der Raum im Turme war die Dienststättle des Kastellans. Hier selbst pflegte er sich, in einem alten Lehnstuhl sitzend, aufzuhalten, wenn er nicht den Hof zu fegen oder für den Direktor Gänge zu besorgen hatte, und die Aus- und Eingehenden zu beobachten. Von der Decke hing das Seil der Schulglocke herab, die er alle Stunden — ein Zeichen unfähiger Erleichterung für Lehrer und Schüler, besonders an Sommernachmittagen — in dem ihr eigentümlichen Bimbam erklingen ließ.

Der Inhaber des Lehnstuhls im Turme hieß Meister Ölmann. Die Schüler pflegten ihn weniger respektvoll Musjeh Klimbin zu nennen. Er war seines Zeichens Schuster und seiner Neigung nach Philosoph. Noch als würdiger Schuhmachermeister war er seiner Zeit in den Turmerker eingezogen. Seit er jedoch

einiges Geld erspart und eine kleine Erbschaft gemacht hatte, hatte er das Handwerk aufgegeben. An seine frühere Tätigkeit erinnerte noch jetzt manches. Erstens, daß seine Haut nie ganz rein wurde und seine Haare ausfähen wie mit Pech pomadisiert, und dann, daß die Pflöten im Erker, der Lehnstuhl und der Stodestrang mit einer schwarzen Kruste überzogen waren, endlich, daß ein Bündel Papiermaße und die Schustertugela noch immer an der Wand hingen. Meister Ölmann hatte schon von jeher ein beschaufliches Gemüt gehabt, das den großen Lebensproblemen zugeneigt war, seit er aber die Schusterei aufgegeben hatte, wandte er sich mit allem Ernste, sozusagen berufsmäßig, der Philosophie zu. Ein Philosoph, der etwas auf sich hält, kommt natürlich nicht ohne eine eigne Weltanschauung und ohne ein eignes System aus. Ölmann wußte, was er sich schuldig war, und so erklärte er alle verborgenen und alle offenbaren Beziehungen der Dinge, indem er sie zwischen die beiden Pole: Kopfschenie und Ellbogen stellte. Hieraus ergaben sich mit logischer Notwendigkeit die Unterkategorien: Kopfschenie und kein Ellbogen, Ellbogen und kein Kopfschenie, und kein Ellbogen und kein Kopfschenie. Dieses Gedankenmaterial war geeignet, ihn auf den höhern Standpunkt zu erheben, von dem aus er die Dinge dieser konkreten Welt mit überlegnem Geiste würdigen konnte. Ja, es gab ihm die Fähigkeit, an der Leitung der Dinge teilzunehmen. Wenn man nur die rohen materiellen Beziehungen ins Auge faßte, so war der Direktor der Leiter der Schule, und das Kollegium die Vereinigung der höhern Götter, und er, Ölmann, Kastellan; wenn man aber die tiefern Beziehungen, die verborgnen Qualitäten, in Rechnung zog, so konnte man es nicht als Annäherung bezeichnen, wenn Ölmann zu sagen pflegte: „Das machen wir so,“ und: „Wir sind der Meinung,“ und: „Wir sind der Schule das und das schuldig.“ Es hätte es niemand geglaubt, und doch war es nach Ölmanns Überzeugung so, daß von dem schwarzen Lehnstuhl im Turmerker Wohl und Wehe des Gymnasii zu nicht geringem Teile abhing.

In dem mit dem Turme verbundenen Wohnraume war auf der einen Seite das Wirtschaftsdepartement, auf der andern der Repräsentationsraum, hier ein Kochofen, Schüsselschrank und Küchensbank, dort Sofa, Glasschrank, Kommode. An der Wand hingen die Bilder Luthers, Jakob Böhmes und zweier stark ausgeschüttter und mit Goldschmuck besetzter Schönheiten. Und überm Sofa sah man das Bild eines Sergeanten mit Schwalbennestern auf den Achseln, gesträubtem, dunkeln Haar, einem Schnurrbart, der einem Blaubart Ehre gemacht hätte, und Augen wie Kohlen.

In diesem Raume hauste Idchen, die nicht mehr ganz junge Tochter Ölmanns. Auch Fräulein Ida nahm lebhaftes Interesse am Wohl und Wehe der Anstalt, doch in mehr menschlicher Weise. Ihr Interesse richtete sich mehr auf die Schüler, besonders auf die Primaner und die Sekundaner. Es soll Zeiten gegeben haben, wo das zwischen ihr und den Schülern herrschende Freundschaftsverhältnis das in den Schulgesetzen gestattete Maß überschritten hatte. Doch das waren jugendliche Verzerrungen gewesen. Jetzt, nachdem sich Idchen mit dem Regimentshoboisten Drillsche, dessen Bild über dem Sofa hing, verlobt hatte, hatte das Verhältnis einen mehr tantenhaften Charakter angenommen. Idchen wußte von jedem ihrer Primaner und Sekundaner, wo er saß, und welche Chancen er bei der Osterverfehung hatte, hatte auch ihre besondern Protegees, die, wenn sie Kirichen kauften, die Düte voller kriegten als die andern.

In der Zeit, daß Frau Professor Wandrer beim Direktor war, saß in der Mitte des Repräsentationsraums auf der Kante eines Stuhls Frau Duttmüller, während Meister Ölmann in seinem Lehnstuhl ruhte, und Fräulein Idchen, auf ihrer Küchensbank sitzend, Rüben pufte.

Frau Duttmüller war die Mutter von Louis Duttmüller und Inhaberin eines Wäschgeschäfts. Das heißt, sie bewohnte eine Kellerwohnung und beschäftigte mehrere Wäscherinnen, mit deren Hilfe sie seine Wäsche für die noble Kundschaft der Stadt

wusch, bügelte und sticte. Eben verband sie einen Geschäftsgang mit einem Besuche bei Meister Olmann. Hierbei war sie es sich, ihrem Geschäft und Meister Olmann schuldig gewesen, eine reine blaue Schürze vorzut thun und eine Haube aufzusetzen, deren breite, weiße Bänder gestärkt waren, daß sie aussahen und knitterten wie Blech. Frau Duttmüller hatte das Bedürfnis gefühlt, sich über ihren Sohn zu erkundigen und zu erfahren, daß er unter den ersten versezt werden würde. Beim Direktor vorzusprechen hätte sie nicht gewagt, aber bei Meister Olmann, mit dem sie seit langen Jahren befreundet war, das giug eher und bedeutete auch im Grunde das nämliche, wenigstens wenn man den Andeutungen von Meister Olmann glauben wollte.

Dieses ist so, wie es ist, sagte Meister Olmann; denn wir haben in Preußen den allgemeinen deutschen Schulzwang und müssen jedermann aufnehmen, auch wenn sein Vater zu dem Geschlechte der Mikrocephalonten gehört. Aber hernach wird rausgeschmissen. Da wird solange geschüttelt und gemacht, bis Koppschenie und Ellbogen obenauf kommt. Und alles, was nicht obenauf kommt, wird rausgeschmissen.

Frau Duttmüller hörte mit Andacht zu und schlug gottergeben die Hände über ihrem Korbe, den sie auf die Kniee stützte, zusammen.

Sino duplo, fuhr Olmann fort, wird rausgeschmissen. Ich muß das wissen. Und ich weiß es auch, dafür bin ich dreizehn und ein halbes Jahr auf dem Gymnasium. Wenn ich so einen Primaner oder Sekundaner nach dem Extemporale begossen nach Hause schleichen sehe, und hernach kommen die Herren Eltern an, dann sage ich zu mir: Olmann, sage ich, hier ist periculos in morea, jetzt siehst du dein Kontor nach, und was du noch für Äpfel und Frühstück zu bekommen hast, und siehst zu, wie du zu deinem Gelde kommst. Und dann ab nach Kassel.

Ach Gott, Vater, entgegnete Jdchen, indem sie den Kopf auf die Seite legte und gebildet sprach, wie es sich für die Tochter eines solchen Vaters ziemte, wie kannst du nur so sind. Junge Leute sind doch nicht bloß zum rauschmelzen da. Wenn Quartaner und sonnes Kleinzeug abgehn, das ist mir eingal, aber große Schüler, das thut mir doch zu leid. Und ganz besonders um diesen Felix Wandrer. Denn das war ganz gewiß der allernetteste — Ihren Louis ausgenommen, Frau Duttmüller.

Felix Wandrer? fragte Frau Duttmüller.

Dieser ist auch allbereits spruchreif, sagte Meister Olmann. Koppschenie, aber zu wenig Ellenbogen. Wird der Frau Professor auch nichts helfen, daß sie zum Alten gegangen ist. Bei uns giebt's kein Erbarmen.

Aber nein, sagte Jdchen, thue doch nicht so gefährlich, als hättest ihr gar kein Herz für eure Gymnasiasten.

Herz? Dieses ist kein casus belli für Herzen, sondern nur für das Naturgesetz. Denn was ist das Leben? Ein Sortiment ist es, wo alles auseinander geschüttelt wird. Hier Koppschenie, und hier Ellenbogen. Wo aber Koppschenie und Ellenbogen zusammenkommen, da giebt es etwas Feines. Und da sollen Sie einmal sehen, Frau Duttmüller, mit Ihrem Louis, da wird es was.

Da müssen Sie aber doch eine große Freude drüber haben, Frau Duttmüller, sagte Fräulein Jda, so ein Sohn und so fleißig und überhaupt so anständig. Und das bestreiten Sie alles von Ihrer Hände Werk, da muß man wirklich sagen: alla bongkör.

Frau Duttmüller war gerührt und schaute gleichsam erröthend auf die Hemden tragen in ihrem Korbe und sagte tief aufseuzend: Der Mensch thut, was der Mensch kann. Aber das können Sie mir glauben, Jdchen, Handfett kostet es, und sauer wird es einem alten Menschen, für alles sorgen, für die Kleidsache und die Bücher und das Taschengeld. Und an guten Lehren lasse ichs nicht fehlen. Louis, sage ich vor meinen Louis, immer nur anständig. Und einen reinen Rock und ganze Hosen —

Und Koppschente, sagte Ölmann.

Und Louis, sage ich, fuhr die Duttmüllern fort, dein Vater war ein Vorkämmerer, ein windiger Berliner. Und die Leute hatten mir gleich gesagt, ich sollte ihn nicht nehmen, aber man ist ja in der Jugend zu dumm. Wenn der, dein Vater, der Vorkämmerer, sage ich, nur halb soviel Sitzfleisch gehabt hätte —

Und Ellenbogen, fügte Ölmann hinzu.

Wie du und wie ich, dann hätte er nicht nötig gehabt, bei Nacht und bei Nebel davonzugehn. Und Louis, sage ich, das mußt du mir vergelten, was ich an dir gethan habe, wenn du einmal ein großer Mann geworden bist und ich alt. Und das wird Louis auch thun, das weiß ich. Denn fleißig ist er, und das hat er von mir und nicht von seinem Vater, dem Windhund. Denn das können Sie mir glauben, Töchen, daß ich manchmal die ganze Nacht aufsitze und Strümpfe stopfe. Und sein gestopft! Daß man nicht weiß, ob es gestopft oder gestrickt ist.

Währenddessen hatte Meister Ölmann zum Fenster hinausgeschaut. Jetzt wandte er sich zurück und sagte: Wie ich Ihnen gesagt habe, Frau Duttmüller, bei uns auf das Gymnasium herrscht das Naturgesetz. Sehen Sie, da kommt die Frau Professor zurück und hat nichts ausgerichtet. Denn bei uns auf dem Gymnasium, da heißt es nicht, was bist du, und was hast du, und was gilt dein Vater, sondern da heißt es: Hic Romulus, hic salba.

Die Anwesenden beugten sich vor der ewigen Wahrheit dieses Satzes und sahen in ihm das Walten des Naturgesetzes. Aber Fräulein Töchen konnte doch nicht umhin, hinzuzusehen: Es ist aber doch schade, es war ein hübscher Junge, der Felix Wandrer.

Als die Frau Professor vom Gymnasium nach Hause ging, begegneten ihr einige Bekannte, die sie grüßten und sich in wehleidigem Tone nach ihrem Befinden erkundigten. Denn daß Felix im Extemporale ein Verbrechen begangen hatte, das war schon in der ganzen Stadt bekannt. Frau Professor machte ein bedrücktes Gesicht, das freilich nicht ganz natürlich war, und versicherte, daß es ihr ausgezeichnet gehe. Sie kam nur mit Mühe die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf, dann aber waren ihre Kräfte zu Ende. Sie sank halb ohnmächtig in ihren Sorgenstuhl, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und weinte zum Erbarmen. Worüber? Es war ihr zu Mute wie einem Offizier, der vor der Front begrabiert worden war, wie einem Brahmanen, der aus seiner Kaste ausgestoßen wird. Sie und ihr Sohn.

Mama, sagte Felix, weine nicht, die Sache ist es nicht wert. Was mich trübt, ist, daß dich der alte Kerl schlecht behandelt hat, nicht, daß ich vom Gymnasium weg muß.

Aber was soll denn nun werden?

Ich werde Kaufmann.

Aber Felix, denke doch an deinen seligen Vater, der nur für die Wissenschaft war, denke an unsre Verwandtschaft. Was wird man sagen?

Daß sie sagen, was sie wollen.

Mein Sohn, du steigst tiefer hinab, als du jetzt ahnst. Alle unsre Verwandten sind studierte Leute, nur Onkel Friedrich ist Kreissekretär, und den läßt niemand gelten. So wird dir's auch gehn.

Schadet nichts. Ich studiere Verblenologie, ich werde bald selbständig, ich falle dir nicht zur Last, und ich suche mir meinen Weg durchs Leben selbst. Jeder, der etwas Ordentliches leistet, ist vollgiltig, und alles andre ist Unsinn.

Kind! Kind! Du täuschst dich, du kennst die Welt nicht.

Aber Felix setzte es durch, daß er Kaufmann wurde. Er ging zu Östern ab und besuchte eine Handelsschule. Dies erregte großes Aufsehen in den maßgebenden Kreisen der Stadt, und in allen Kaffees war die Rede von der armen Frau Professor und ihrem mißrathen Sohne. Und die Frau Professor brauchte ihren ganzen Mut, das Mitleid der befreundeten Damen auszuhalten. Wie oft wurde sie in wehleidigem Tone gefragt: Wie geht es Ihnen, meine liebe Frau Professor? Dann

pfliegte sie kühl lächelnd zu versichern, daß es ihr sehr gut gehe und ihrem Sohne auch.

Als man hat doch seine rechte Not, sagte dann eine andre leise zu ihrer Nachbarin, das heißt so laut, daß es alle hörten, der Sohn der Frau Stadtrat Neugeburth hat ja auch abgehn müssen.

So? Was Sie sagen? Hat auch abgehn müssen?

Ja, es ging in der Schule nicht mehr. Wissen Sie, der Herr Stadtrat — ich will um Gottes willen nichts über ihn gesagt haben, aber er ist doch eigentlich etwas — einfach. Nun und der Sohn —? Herr Professor Behrends sagt, das Griechisch hätte ihn umgebracht.

Und was will er denn nun werden?

Techniker, Elektriker oder so etwas.

Mama, fragte eine der jungen Damen im Hintergrunde am Nebentische, dann können wir aber doch den jungen Hofmeister nicht mehr zum Tanzkränzchen einladen. Techniker, was ist das eigentlich?

Das alles mußte die Frau Professor mit anhören, und es gab ihr einen Stich ins Herz. Denn sie hatte es von Jugend auf auch nicht anders gewußt, als daß der gebildete Mensch erst mit dem studierten Manne anfange. Und nun erlebte sie, daß ihr eigener Sohn in die untern Regionen hinabsank. Aber sie ließ sich nichts merken, machte ein freundlich gleichgiltiges Gesicht und schwieg.

Aber Louis Duttmüller wurde versezt. Freilich nicht als erster, das ließen seine etwas dürftigen deutschen Aufsätze nicht zu, die ihm eine Drei im Deutschen einbrachten. Frau Duttmüller war sehr ausgebracht und vermutete ungerechte Bevorzugung und andre Schlichtigkeiten. Deutsch könne jeder. Aber Griechisch und Lateinisch, dabei käme es auf Romulus und Salba an, wie Meister Olmann sagte. Meister Olmann war denn auch mit seinem Direktor nicht zufrieden und urteilte, wenn es auf Koppischele und Elbogen ankomme, so hätte Louis unbedingt der erste sein müssen. Er habe auch mit Professor Behrendessen gesprochen, der habe aber gesagt, er könne in der Sache nichts thun.

Auch beim Abiturientenexamen erwies sich das fatale Deutsch als ein Hindernis zu einem völligen Erfolge. Meister Olmann fing an, ernstlich an der Intelligenz seines Direktors zu zweifeln, und für Frau Duttmüller lag es am Tage, daß es nicht mit gerechten Dingen zugegangen sei, und daß die Reichen bevorzugt würden.

Bald darauf gab es wieder eine erregte Sitzung in der Kastellanswohnung, als nämlich zu Tage kam, daß Louis nicht, wie als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, Theolog, sondern Mediziner werden wollte.

Aber Louis, sagte seine Mutter, wer soll denn das alles bezahlen?

Na du! erwiderte Louis. Du sagst ja immer, daß ich dein Einziger bin.

So ein Schlingel, meinte die Mutter in dem besagten Rate. Und meinen Sie denn, daß er sich belehren lasse? Ich habe ihm die himmlischsten guten Worte gegeben, es war ihm alles egal. Schämst du dich nicht, sage ich, hast du denn kein Gefühl, sage ich. Was antwortet er mir? Wenn ich nicht Doktor werden soll, dann werde ich Bierbrauer.

Man schlug die Hände zusammen vor Staunen und Entrüstung. Erst das ganze Gymnasium durchmachen, das Abiturientenexamen bestehen und dann Bierbrauer werden — das war gegen das Naturgesetz! Frau Duttmüller sah es auch ein, daß das nicht gehe, und so hielt sie noch einige Bornreden, gab aber schließlich nach, brachte ihre alten Weine in schnellere Gangart, stellte noch eine Wäscherin mehr an und stiftete den Abend noch eine Stunde länger, um für den Herrn Sohn das Geld zu seinem theuern Studium zu verdienen.

Und das dauerte so manches Jahr.

Inzwischen hob sich das Gymnasium immer mehr, nicht der Zahl nach — vielmehr sank es auf die Hälfte der Besucher herab —, aber dem Werte nach. Alle zweifelhaften Elemente, alle Schüler, die nicht völlig in der Grammatik aufgingen,

wurden ausgemerzt. Schon konnte man es wegen seiner Leistungen mit dem Grauen Kloster vergleichen. Eins blieb nur zu beklagen — daß nicht alle Schüler Philosophen wurden.

Sylvesterbowle und Rindsmaulsalat



Der letzte Schlag der Mitternachtsglocke war verklungen — so laß Ernst seinem Freunde Karl vor, der mit der Bereitung einer anscheinend zur Wiedererweckung Toter bestimmten Sauce beschäftigt war —; der letzte Atemzug von Neunzehnhundertundeins hatte einen Augenblick wie das matte Aufklackern eines verlöschenden Lämpchens auf der schmalen Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft gezittert, und das Jahr war sanft und lautlos in den Schoß der Ewigkeit gesunken, hatte sich dem endlosen Reigen unzähliger Brüder und Schwestern zugesellt . . .

Sehr verständig, sagte Karl, deiner Sauce noch etwas Cayennepfeffer zusetzend, da weiß man doch, was so ein Jahr macht, wenn es tot ist: es tanzt mit Brüdern und Schwestern, was nicht so?

Mit den Brüdern und Schwestern sind die paaren und die unpaaren Jahreszahlen gemeint.

Pair oder impair also, ein Glückspiel. Dafür gilt es ja auch. Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende. Na da wollen wir diesmal unser Vermögen und unsern Kredit vertrauensvoll auf pair setzen. Paar sind natürlich die Schwestern, unpaar die Brüder. Adam Nummer eins, Eva Nummer zwei. Da wäre ja neunzehnhundertundzwei ein weibliches und deshalb für uns Männer besonders glückverheißendes Jahr. Was will man mehr?

Ul will Vater Docht in dem Neujahrsartikel leider nicht; er will, er soll sich gediegen ausnehmen. Anwünschen soll ich der ganzen Welt etwas Gutes und Nützliches, in ernsthafter Weise, und es soll nichts Abgedroschnes sein. Wenn ich das nicht zuwege bringe, will ers lieber gar nicht haben.

Du mußt eben thun, was er dir sagt, Ernst, und der ganzen Welt etwas Nützliches und Gutes anwünschen, das nicht abgedroschen ist. Dafür bist du Mitarbeiter.

Na, da wünsche du doch mal los, wenn du 's Herz so voll hast von schönen Wünschen.

Kellner, einen halben Eßlöffel kleingewiegte Zwiebeln, aber gleich.

Wären Schalotten nicht besser?

Nein, das ist zu fein; als Salat zu einer Sylvesterbowle gehört etwas Kräftiges. Wünsche ihnen doch, daß sie in dem neuen Jahre maßhalten lernen mit den eignen Wünschen und sich fremden Wünschen gegenüber willigen Entgegenkommens befähigen.

Gut mag das ja sein und auch nützlich, aber es läßt sich nichts damit machen; er möchte gern ein paar nette Anspielungen haben auf Mr. Chamberlain und den Transvaalkrieg, auf die Los-von-Rom-Bewegung und die Tschechen, auf die Ultramontanen und die Polen, auf den Zolltarif und die Kanalfrage, auf Feuerfresser und Jesuitenbesetzung — was will ich denn! auf Feuerbesetzung und Jesuitenfresser, auf den brennenden Spahn und die gerochne Lunte. Da gehört doch überall etwas weniger Lappiges hin als dein kniefchüssiges Maßhalten und Entgegenkommen.

Du mußt mir das nicht übel nehmen, Ernst, du bist wirklich schwächer geworden in der letzten Zeit: weh, wie eine ausgepreßte Citrone. Man muß dir neuerdings alles klar machen wie Klobbrühe. Von der Energie, vom nicht unter die Räder kommen spricht man eben am Ende: das ist dann etwas Kräftiges und Pflantes,

wie unser heutabendiger Rindsmaulsalat, und vorher wird dem Leser ein Glas beschwichtigenden Labetranks nach dem andern verabreicht. Woran fehlt es denn aller Welt heutzutage, den Regierungen und den Regierten, den Annektierenden und den Annektierten, den auf dem Fels Petri sitzenden und den nach dem Brode des Lebens schmachtenden? An der Einsicht, daß nicht jeder alles für sich allein haben kann, und daß ein weiser Vergleich besser ist als ein mit Kragnen und Krellern ersochtner und doch nur den einen der beiden Bewerber befriedigender Sieg.

Ich kann mich nun einmal für das Knieschüsslige nicht begeistern, Karl, und Vater Docht auch nicht. Es ist wie mit der Konferenz im Haag: schwummliges, schwabbliges, obwohl von ganzem Herzen gut gemeintes Zeug: Schiedsgerichte für siebentaufendsiebenhundertsiebenundsiebzig Fälle. Sie waren gerade fertig, der König klebte ihnen noch an den Mundwinkeln, da sollte ein kleiner, braver Kerl, auf den man Stücke hält, in den Sack gesteckt werden. Man atmete auf und sagte sich: Gott sei Dank, daß wir das Haager Schiedsgericht haben. Patzsch, gleich das allererste mal wars nichts damit, weil es ein siebentaufendsiebenhundertundachtundsiebzigster Fall war, an den niemand gedacht hatte.

Eben drum, Ernst, wenn die Briten etwas bessere Bettbrüder wären und nicht immer die ganze Decke für sich allein haben müßten, da hätten sie die waves weiter rulen können, während sich die Buren auf ihren Farmen mehr festländischer Genüsse erfreut hätten. Der Mensch soll an sich denken, das ist ja ganz richtig, aber doch nicht bloß an sich, sondern auch an die andern. Mit der Feuerbestattung ist es auch so: da soll nun mit einemmal alles auf den Kopf gestellt werden, weil das einigen hellen Geistern besser einleuchtet.

Feuerbestattung, auf die halten wir, Vater Docht und ich. Wir wollen nun einmal verbrannt sein, damit wir nach unserm Tode keine Miasmen verbreiten und transportabler sind. Beim Umziehen — umgezogen wird ja heutzutage mehr als früher — Kinder, heißts da, gebt ein bißchen auf dem Onkel Eduard seine Urne acht, daß der nichts geschieht, wo wir doch die schöne Kommode von ihm geerbt haben. — Da kann sich wahre Pietät bethätigen, ornamental und billig! In der neuen Wohnung kommt die Kommode wieder zwischen die Fenster, und Onkel Eduards Urne mitten darauf: den Varen und den Benaten ist von neuem ein ihnen geweihter Altar errichtet.

Nun ja doch, ich ließe mich ja auch verbrennen, wenn ich dächte, es könnte jemand Freude machen. Und gerade den Landes synoden, die so gegen die Feuerbestattung sind, möchte ich — man darf das nur nicht so sagen — himmlische Sophrosyne anwünschen, damit sie einsähen, daß Leichendverbrennung nur in ihrem braven, am Alten festhaltenden Herzen etwas mit der christlichen Lehre zu thun hat, und daß der liebe Gott immer seinen Segen dazu giebt, wenn Asche zu Asche zurückkehrt, es mag dies nun auf trockenem oder nassem, auf kaltem oder heißem Wege geschehn.

Verbrannt worden wärst du ohnehin, Karl, wenn du ein paar Jahrhunderte früher zur Welt gekommen wärst, aber bei lebendigem Leibe und unter der festlichen Betheiligung nicht eines Geistlichen nur, sondern der ganzen heiligen Schar. Denen und den Polen würde man natürlich auch Maßhalten und Entgegenkommen anwünschen wie dem Reich und der Regierung! Da liegt einem doch, Gott verzeih mir die Sünde, ein ganz anderer Wunsch nahe.

Helfen wirs ja nichts, das geb ich zu, Ernst. Bei den Polen nicht, weil sie und ihre Kornaks nicht wollen, und bei den Exklusiven jenseits und diesseits der Alpen nicht, weil sie nicht können: aber gut wärs doch, wenn sie wollten und könnten. Die Engländer haben Recht: *whoso thers is a will, thers is a way*, und da die Leute Mittel und Wege finden, wenn sie miteinander auskommen wollen, wie viel mehr müßte ihnen da um einen solchen Fund zu thun sein, wo sie miteinander auskommen müssen. Nein nein, unser Neujahrswunsch ist gar nicht so übel: er paßt für jeden.

Auch für Spahn?

Für ihn und für die andern. Bei den Katholiken giebt es voraussetzungslose Forschung und Lehre nur auf einem begrenzten Gebiet, bei den Protestanten fällt diese Grenze weg. Der Leitende wie der Forschende, der Hörende wie der Lehrende weiß, woran er ist.

Und bis ganz, ganz oben hinauf geht der Wunsch auch?

Da hinauf geht er erst recht, damit er sich ein wenig schont und sein Lebenslicht nicht von beiden Enden auf einmal abbrennt. Er soll an seine Deutschen denken: die brauchen ihn weiter.

Darauf trinken wir eins, wie es im Wernsdorfer Komment heißt.

Prosit Neujahr! Maßhalten . . .

Und hübsch der eine dem andern was vorkommen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vollströmung. Gelegentlich wird den Grenzboten vorgeworfen, daß sie vollströmlichen Strömungen zu wenig Verständnis entgegenbrächten, z. B. in der Burenfrage, und daß sie dem Kaiser zu viel Vertrauen schenkten. Wenn sie kein eigentlich populäres Blatt sind, wenn ihnen zuweilen auch der geradezu komische Vorwurf gemacht wird, sie seien nicht „objektiv,“ so beruht das teilweise auf dieser ihrer Stellung zu den „Vollströmungen“ und zum Kaiser. In dieser letzten Beziehung stellen sie die schlichte Frage: Wem sollen sie denn größeres Vertrauen schenken, als eben dem Kaiser? Etwa den Herren Lieber, Kanitz, Sattler, Richter, Nebel usw.? Gewiß sind das alles ganz tüchtige Männer, aber als Autoritäten wegen sie uns nicht schwer genug, und sie verfolgen doch auch recht verschiedene Ziele. Also quid sequar aut quom? Oder sollen wir den Schatten des Fürsten Bismarck befragen und uns die selbstverständliche Antwort holen: „Jede Zeit macht ihre Politik; ich habe nur die meiner Zeit gemacht, macht ihr die eure?“ Beim Kaiser sehen wir, daß er in den großen Fragen das Richtige will, beharrlich, mit Anspannung aller Kräfte will, und daß er schon manches erreicht hat; in jedem einzelnen Falle über die angemessenen Mittel abzusprechen, maßen wir uns nicht an, weil wir über seine Beweggründe nicht besser unterrichtet sind als andre Leute, die es allerdings trotzdem thun. Und ist es wirklich das Lebensgesetz einer Zeitschrift für gebildete Leser, den Strömungen der öffentlichen Meinung unbefehlen zu folgen? Für ihren Absatz, ihre Verbreitung wäre es vielleicht zweckmäßig, für ihren innern Gehalt ganz gewiß nur verderblich. Denn solche Strömungen entstehen niemals aus ruhiger, sachlicher Erwägung, sie sind überhaupt nicht Sache des verstandesmäßigen Urteils, sondern des Gefühls, der Gewohnheit, der Phantasie. Sie verdienen natürlich Beachtung, namentlich wenn sie sehr stark sind, denn gleichgiltig ist die Volksmeinung niemals, auch für den praktischen Politiker nicht, weil sie seine Arbeit ebensowohl erschweren als fördern kann, und sie hat auch immer ihren berechtigten Kern; nur soll man nicht fordern, eine Zeitschrift, die von selbständig denkenden und unabhängigen Männern gemacht wird, solle der Volksstimmung nur deshalb folgen, weil sie eben die Volksstimmung ist: Vox populi vox dei! Es ist allerdings ganz erstaunlich, wie wenig Leute, wie wenig sogar gebildete, ja wissenschaftlich gebildete Männer es giebt, die imstande sind, einer starken Strömung zu widerstehen oder auch nur sich nicht von ihr fortreißen zu lassen. Es steckt viel Herdennatur im Menschen; springt ein Leitwaggon voran, so laufen ihm eben die meisten nach, ohne nach rechts und links zu sehen. Sogar Schlagworte, die bei schärferer Beleuchtung in nichts zerfließen, locken auch solche unwiderstehlich, die sonst stolz auf die Selbständigkeit ihres Denkens sind.

Uns Deutschen ist das alles ganz besonders gefährlich, denn wir sind durch-

aus keine Phlegmatiker und noch viel weniger rechnende Verstandesmenschen, sondern, wie H. von Treitschke einmal mit Recht sagt, „das leidenschaftlichste der Völker,“ das alles sofort mit dem Gemüt erfasst und dann ruhigen Erwägungen sehr schwer zugänglich ist. Darin liegt unsre Stärke und unsre Schwäche, unser auffallender Mangel an staatenbildender und staatenerhaltender Kraft, mit einem Worte unsre geringe politische Befähigung. Wer aus eigener Erfahrung einige Jahrzehnte zurücksehen kann — denn kein historischer Bericht giebt hier ein völlig zutreffendes Bild, weil es sich um Stimmungen handelt, die sich auch in der Erinnerung abschwächen und allmählich verschwinden —, der denkt nicht ohne Erschütterung und Beschämung daran, wie in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren die vox populi in Deutschland fast regelmäßig das Falsche stürmisch verlangt und das „Kreuzige“ über jeden gerufen hat, der ihr widersprach, ja wie er wahrscheinlich selbst mit den andern getrit und mit ihnen das „Kreuzige“ gerufen hat; denn die Unfähigkeit, die Gesinnung einer andern Partei, obwohl man sie bekämpfen muß, wenigstens soweit zu würdigen, daß man sie nicht auf sittliche Verirrungen zurückführt, nicht den Gegner für schlecht und eigennützig hält, statt nur für einseitig, verbindet sich fast immer mit dem leidenschaftlichen Eifer für die eigne Sache, und dieser macht in Deutschland gar keinen Unterschied zwischen dem Fremden und dem Landsmann. In den Jahren 1848/49 war die deutsche Volksströmung in dem „Professorenparlament“ von Frankfurt und außerhalb für den deutschen Bundesstaat auf dem Boden der Volkssouveränität und „breitester demokratischer Grundlage,“ womöglich mit Einschluß Deutsch-Oesterreichs; 1859 begeisterten wir uns für die Behauptung der österreichischen Fremdherrschaft über Italien als für einen nationalen Kampf und wollten den Italienern das Recht, das wir doch für uns selbst in Anspruch nahmen, einen unabhängigen Nationalstaat zu bilden, nicht einräumen; 1863/64 schwärmte alles für das Erbrecht Friedrichs von Augustenburg in Schleswig-Holstein und schimpfte auf Preußens Eigennuß und Unehrlichkeit, ohne (sogar nach der Entscheidung) sehen zu wollen, daß die Eroberung der Herzogtümer für Deutschland die Hauptsache war, und nicht der obendrein bestrittene Anspruch eines kleinen Fürstenhauses. In denselben Jahren tobte das ganze liberale Deutschland gegen die „Reaktion“ in Preußen, gegen König Wilhelm und Bismarck, die mit jedem erdenklichen Schimpf beworfen wurden, weil man nicht sah, daß nur ein waffengewaltiges Preußen, ein starkes Königtum die deutsche Frage lösen konnte, und noch im Jahre 1866 war die Volksstimmung außerhalb Preußens durchaus preußenfeindlich, begehrte sich zwar nicht für den oft verhöhten Bundestag, wollte aber von einer preussischen Lösung der deutschen Frage, der einzigen noch möglichen, nichts wissen, ohne natürlich zu wissen, was man selbst wollte. Ja noch 1886, als wir die politischen Kinderschuhe eigentlich hätten abgelegt haben können, erhitzten wir uns für Alexander von Bulgarien deraut, daß wir es dem Fürsten Bismarck sehr verdachten, als er sich um des „Wattenberger’s“ willen nicht mit Rußland überwerfen wollte.

Wir geben dabei zweierlei ohne weiteres zu. Erklären läßt sich zunächst die Volksstimmung in jedem der angeführten Fälle. Die Regierungen hatten sich 1848 alle so schwach gezeigt, daß sie der Anwendung des von Frankreich herübergeschleppten populären Prinzips der Volkssouveränität auf die Neugestaltung der deutschen Reichsverfassung gar keinen Widerstand leisten zu können schienen; der Fehler war nur, daß man alles Ernstes noch daran festhielt, als sich schon herausgestellt hatte, daß sie viel stärker seien, als man gedacht hatte, und doch — mit einigen Ausnahmen — vor der offenen Revolution zurückschreckte. Die Parteinahme für Oesterreich im Jahre 1859 ergab sich aus dem alten Mißtrauen gegen Frankreich, gegen das Oesterreich als Vorkämpfer aufzutreten schien. Die Einsetzung Friedrichs von Augustenburg galt 1863/64 als das einzige Mittel, Schleswig-Holstein von Dänemark zu lösen, und die preussische Politik stand wegen ihrer kläglichen Haltung in den Jahren 1850/52 mit Recht im allererschlechtesten Andenken. Im preussischen „Konflikt“ handelte es sich, wie man meinte, um die Behauptung der Verfassung gegen den

Reaktionsversuch eines starren Junkers und eines sehr unpopulären Königs, und vornehmlich aus demselben Grunde verhielt man sich 1866 gegen die deutsche Politik Preußens ablehnend. Und 1886 war Fürst Alexander schließlich ein Deutscher, der Feld von Skinnitz und das Opfer gemeiner, undanbarter Schurken. Ebenso steckte in allen diesen Volksbewegungen immer ein an sich berechtigter Kern: 1848/49 die Herstellung der deutschen Einheit, 1859 die Abwehr des französischen Übergewichts, 1863 die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, in der Konfliktzeit die Wahrung der Verfassung, die freilich im Ernste gar nicht von der Krone, sondern von der Fortschrittspartei bedroht war, 1866 die Abneigung gegen einen Bürgerkrieg zu Gunsten eines unpopulären Regiments, 1886 die Sympathie für einen glänzenden erprobten und niederträchtig mißhandelten Fürsten. Man wird aber sagen können: das, was in allen diesen Fällen die „Volksströmung“ wesentlich bestimmte, das waren viel weniger politische Erwägungen, als sittliche Empfindungen, Sympathien für das, was man für recht, Jorn über das, was man für unrecht hielt, also an sich sehr ehrenwerte Beweggründe. Was wäre nun geworden, wenn diese Volksstimmungen unsre Politik bestimmt hätten? Wir hätten 1849 eine Reichsverfassung erhalten, nach der der Kaiser nicht neben und nicht über dem Reichstage gestanden hätte, sondern kraft seines nur suspensiven Vetos unter ihm, die also die ganze Politik dem in Deutschland doppelt unberechenbaren Spiele der Parteien im Reichstage preisgegeben hätte. Wenn wir 1859 für Österreich das Schwert gezogen hätten, so wäre Frankreich wahrscheinlich besiegt, aber auch die uns notwendige Einheit Italiens verhindert, der wankende liberale Absolutismus in Österreich besiegt worden. Wir hätten 1863/64 einen neuen Kleinstaat an einer gefährdeten Grenze geschaffen, der die Macht Deutschlands nicht gestärkt, sondern geschwächt hätte, in Preußen wäre aus dem Siege der Fortschrittspartei ein der Verfassung widersprechendes, parlamentarisches, also machtloses Königtum hervorgegangen, das zu einer energischen deutschen Politik unfähig gewesen wäre; und wäre 1866 die österreichisch-mittelstaatliche Politik siegreich geblieben, Preußen unterlegen, außerdem etwa um Schlesiens und seine altschlesischen Lande, Westfalen und die Altmark verkleinert worden, wie es der blinde Haß seiner Feinde verlangte, so bestünde heute noch ein loser, zwieträchtiger, also ohnmächtiger Staatenbund, und das linke Rheinufer wäre vermutlich französisch. Das alles sind nicht etwa wüste Phantasien, sondern die nüchternen, schlichten Folgerungen aus dem, was damals die „Volksstimmung“ als das allein Richtige und Gerechte stürmisch verlangte.

Es ist eben nicht anders: auch dann, wenn sich Strömungen derart erklären lassen, sogar sittlich ehrenhaft sind, ja wenn ihr Kern an sich berechtigt ist, sie werden und dürfen ihr Ziel nicht erreichen, wenn sie es falsch gestellt haben und falsche oder ungangbare Wege einschlagen, wenn ihnen starke Staatsinteressen entgegenstehen, wie es bei allen diesen Gelegenheiten der Fall war. Sie erreichten 1870 so gut wie 1813 ihr Ziel, einmal die Befreiung vom fremden Joch, dann die Abwehr eines unberechtigten fremden Einspruchs in unsre nationale Entwicklung, weil hier das Staatsinteresse dasselbe Ziel verfolgte, der Weg dahin ganz klar lag, und die Regierungspolitik von der vollstümlichen Strömung gefördert wurde.

Nach solchen Erfahrungen ist es doch offenbar die Pflicht einer besonnenen patriotischen Presse, ganz besonders in Deutschland, der „Volksströmung“ nicht unbedenken zu folgen, nur eben weil es die Volksströmung ist, und noch weniger löblichen Schlagworten nachzulaufen, nur weil sie gelegentlich von einem bedeutenden Manne ausgesprochen werden. Nicht darauf kommt es an, sondern darauf, ob das Schlagwort begründet, ob die Volksströmung politisch berechtigt und auf dem richtigen Wege ist. Das zu beurteilen ist die Sache ruhiger Erwägung, nicht leidenschaftlicher Aufwallung und donnernder Resolutionen, von denen wir z. B. 1863/64 gerade genug erlebt haben, daß wir für alle Zeiten von dem Glauben an sie geheilt sein könnten. In diesem Sinne haben die Grenzboten ihre Aufgabe immer verstanden und werden sie immer in diesem Sinne zu lösen suchen.

Eine entladne Seele. Auf den Kopf der deutschen Bevölkerung kommen jährlich nach Professor Fovels Berechnung gegenwärtig 564 Liter Bier, was nach Abzug der vielen Kinder und Frauen und der immerhin doch auch vorhandenen Männer, die überhaupt keins trinken, für die wirklichen Biertrinker wohl so ziemlich das doppelte Quantum ausmachen dürfte. Diese drei Liter täglich, wenn das Exempel richtig ist, geben allerlei zu denken. Manchem wird es tröstlich sein, daß sie wenigstens kein Schnaps sind. Aber einem haben sie geradezu Freude gemacht, sobald er darüber einen Lobgesang anstimmt, aus dem wir einige Stellen hierher setzen: Wo ist der Grund der merkwürdigen Harmonie und Ausgeglichenheit in der Bevölkerung und in dem Leben Münchens, das wie eine grüne Dase aus der Delandence des umgebenden Europas hervorleuchtet? So paradox es klingt, das Bier ist der große Ausgleicher. Den allzu unbewußten, instinktiven, beschränkten Menschen stachelt es zur Thatkraft auf, und den allzu bewußten, nervösen Gehirnmenschen des *fin de siècle* entlastet es von dem Übergewicht des Denkens und macht ihn wieder zur That fähig. Nirgends fand ich so viel Tugenden der Gesundheit, als da sind Einheitslichkeit, Mut, Einsicht und Lebenslust, Verständnis und Liebe auch für das Andersgeartete und Höflichkeit, wie bei dem Münchner — Kraft und dabei doch ein heiterer, fast buddhistischer Gleichmut sind die Grundzüge seines Charakters. Der deutsche Nationaltrank hat das Volk in Gesundheit, Jugend und Kraft erhalten. Man möchte der ganzen deutschen Nation zurufen: In his signis vinco!

Die Modernen Essays von Max Messer (Dresden und Leipzig, Carl Meißner) handeln von sehr vielerlei, z. B. von Max Stitner, dem Luther des Individualismus, von Ricarda Fuch, die nach dem Erlebnis riecht (daß dich!), und der Verfasser, der sie als Zwanzigjähriger zu schreiben anfing, um seine tief empfindende und begeisterungsvolle Seele zu entladen, hat sie nun, im ganzen dreißig, in chronologischer Folge geordnet, herausgegeben, weil er damit etwas zu vollbringen glaubte, was in unsrer Zeit der delabenten Skepsis und Gefühlsmüdigkeit des Dantes wert sei. Einst hat er sich von dem Duft des Modernen berauschen lassen und neue, ungewohnte Kulturen gesucht; jetzt möchte er, klar und nüchtern geworden, ein Bild seiner eignen Entwicklung und vielleicht auch der literarischen Strömungen seiner Zeit geben. — Da die Entladung nach der frühesten Jahrszahl 1895 begonnen hat, er selbst also jetzt sechsundzwanzig Jahre alt sein wird, so hat er noch genügend Zeit vor sich, seine Seele, ehe er sie aufs neue entladet, zu weiterer Reife und Klarheit zu entwickeln.

Der Moralkodex eines „Herausgebers.“ In dem neu erschienenen englischen Informationslexikon, das den Titel *What's What?* führt, ist der Moralkodex eines englischen Zeitungs- oder Zeitschriftenherausgebers durch folgende auf ihn und sein Werk gehende Sentenzen charakterisiert, die wir der Academy entnehmen: Alle Artikel sind zu lang, und die meisten wären besser nicht geschrieben. — Man giebt besser Neugierden als Ansichten. — Nur keine Artikelserien. — Jede Kritik ist verdächtig und bleibt besser weg. — Die Beiträge sollen ja nicht persönlich sein; das ist das Privilegium des Herausgebers oder Chefredakteurs. — Ein Herausgeber argumentiert nicht, er behauptet. — Jeder Beitragende muß hie und da sich einen Strich gefallen lassen; das ist Machtausbruch. — Ein Herausgeber muß brummig sein; das gehört zum Geschäft. — Der Herausgeber muß unsichtbar sein, außer wenn er ein bestimmtes Rendezvous giebt, und auch dann braucht er es nicht immer einzuhalten. — Herausgeber haben Feinde, doch keine Freunde; die ersten sind Menschen vom niedrigsten Charakter, die zweiten wären Engel: wenn sie existierten. — Jede Zeitung hat die Beiträge, die sie verdient. — Einem Mitarbeiter soll man immer danken, doch niemals ihn loben. — Das Urteil eines Chefredakteurs ist unfehlbar; nur seiner Feder passiert hie und da einmal etwas. — Entschuldige dich niemals; außer mit Invektiven. — Fehler sind unvermeidlich, Irrtümer entschuldbar, aber es ist nicht zu verstehen, wenn auf

der Gegenseite so etwas geschieht. — Die Gezeje über Beleidigung durch die Presse muß man durchaus kennen. — Empfange nie einen geistlichen Herrn, einen Erfinder oder Erzieher und laß dir keine Gefälligkeiten erweisen. — Sei liberal mit deinen guten und niedrig mit deinen schlechten Mitarbeitern. — Sei grob mit deinen Hilfsarbeitern, aber so, daß es niemand hört. — Habe zwei oder wenigstens einen Tag in der Woche, an dem du prinzipiell nichts mehr annehmen kannst. — Lies die Zeitungen aus der Provinz. — Lieb genau acht, was in einer Konkurrenzzeitung steht, aber zitiere sie nicht. — Schaff dir einen Papiertorb wie einen Schiffskessel, die Konstitution eines Pferdes, einen Drehstuhl und ein Herz wie einen Granitmelenstein an!

Lohnbedienter. Eine der komischen Seiten unjers Gesellschaftslebens ist die Handwerksmäßigkeit, mit der die Geselligkeit abgemacht wird. Man ist verpflichtet, in feierlichem Aufzug bei einer Anzahl Dinere zu erscheinen, zu denen sich ein gewisser Kreis verpflichtet fühlt, und man ist selbstverständlich auch verpflichtet, die Mitglieder dieses Kreises in eben so feierlichem Aufzug bei sich zu empfangen. Man setzt sich feierlich an die feierliche Tafel zu dem stereotypen von dem allen benutzten Stadtkoch bereiteten Menu, und wird feierlich von denselben Lohnbedienten bedient, die alle benutzten — den Männern, mit denen nach und nach die ganze Stadt auf vertraulichen Fuß gekommen ist: sie sind eigentlich überall die wirklichen Hausherrn; man weiß ja manchmal selbst nicht recht, ist man bei sich oder bei einem der andern, und was wird auf den Tisch kommen? Die Seele der ewig gleichbleibenden Suite ist der Lohnbedienter; er hat vor dem Diner dirigiert und dirigiert das Diner. Und er thut es bei Kunz wie bei mir, und bei mir wie bei Kunz mit derselben vertraulichen Feierlichkeit. Wir langweilen uns und sind froh, endlich die Damen sich selbst überlassen und ins Rauchzimmer hinüber zu können. Aber wir sind zufrieden mit dieser LohnbedienterGeselligkeit. Wir brauchen nichts zu denken, der praktische Mann thut es ja für uns, und er weiß es am besten, wie er jeweilig Variationen in das mühlame Menu bringen kann.

So ist es auch bei den Zeitschriften. Jedermann fühlt sich verpflichtet, eine neue herauszugeben, immer für dieselben Gesellschaftskreise; das Menu ist überall so ziemlich dasselbe, wie bei einem gewisse Grenzen einhaltenden normalen Diner. Und es wird immer von denselben Lohnbedientern aufgewartet. Man muß lachen, wenn man die Menüs, d. h. die Prospekte der in jedem Quartal neu auftauchenden Monats- und Wochenschriften in die Hand bekommt, überall derselbe Schmarren, überall dieselben Bücher, überall dieselben alten ausgeschüttelten Handwerksliteraten mit ihrem geschäftigen Nachwuchs, die mit feierlicher Miene oder als alte Bekannte mit vertraulichen Augenzwinkern ihren alten Kohl oder ihre pikanten Saucischen servieren. Sie sind da, wo sie bezahlt werden, und sind überall, wo etwas bezahlt wird. Sie wollen gar nicht Meinungen und Überzeugungen zu Markte tragen, und springen nicht vor, um in einem Kampfe zu siegen oder zu sterben, wo es ein Recht festzuhalten oder ein Ideal durchzusetzen gilt; sie bieten nur ihre übliche Ware feil, mit oder ohne neuen Aufputz, aber immer mit neuen Sprachdummheiten. Das Publikum ist ja so vertrauenselig, daß es immer und überall wieder liebt, zuletzt für berühmte Namen hält; das Publikum, das nicht alle wird, nimmt ja andächtig alles hin, was schwarz auf weiß dasteht — es muß ja wohl wahr sein, denn es steht ja gedruckt! Höchstens fragt man sich wie im Restaurant, ist es ein Diner für 3 Mark oder für 2 Mark? — das Was nimmt man eben hin, schwelgt oder nimmt fürlieb, je nachdem. Natürlich spielt doch der Preis eine Rolle; Gedrucktes für 3 Mark oder Gedrucktes für 2 Mark — das Billigere hat immer seinen Vorzug. Vielleicht schmeckt es sad, aber man ist doch verpflichtet, etwas für die Bildung zu thun, und wenn man sie da sucht, wo sie billig ist und vielleicht sogar mit Autotypen garniert, erfüllt man nur seine Hausvaterpflicht. Schließlich ist man sogar froh, wenn man als gehobter Mann seiner literarischen Bildungspflicht einigermaßen genügt hat

und sich aus der Langweile des mit Respekt zu genießenden und anstrengenden Revue-salons in das Rauchzimmer der Wipplätter mit oder ohne pikante Reize zurückziehen kann, und wundert sich höchstens, daß der Kladderadatsch, der keine berühmten Namen unter seine Verse und Satiren setzt, immer noch der Geheißteste davon ist.

Literatur

Eine Orientreise, geschildert und illustriert von Hermann Göy. Leipzig, C. K. Seemann, 1901

Ein hinterlassenes Werk des frühverstorbenen Direktors der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Göy war ein feiner, künstlerisch begabter Beobachter, und so zeigt er sich auch in diesem Buche als trefflicher Schilderer und Erzähler. So oft auch schon die Einbrüche des Morgenlandes beschrieben worden sind, einem Künstler mit so geschultem Form- und Farbensinn, mit so schöpferisch dankbarer Seele sind wir noch nicht an den Nil und in die Wüste, in die Ruinen und Moscheen Kairo's, nach Balbel und Jerusalem gefolgt. Holzschnitte und Farbendrucke nach Originalen von Göy und zahlreiche Photographien machen aus dem Buche, dessen Ton anspruchslos aber von der Lust am Sehen durchwärm't ist, zwar kein Prachtwerk, was es offenbar nicht sein will, wohl aber ein prächtiges Werk, das Auge und Herz erfreut. Die Reise führt nach Ägypten, Palästina, Damaskus und Balbel, dann noch einmal nach Alexandrien. Es ist sehr anziehend, daß Göy's lebhaftes Interesse für arabische und koptische Kunst uns außer den altägyptischen Werken auch neu-ägyptische, besonders aus dem Bereich des Kunstgewerbes vor Augen führt.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf die eben erschienene fünfte Auflage des Baedeker'schen Ägyptens aufmerksam machen. Mit 36 Karten und Plänen, 55 Grundrissen und 58 Bignetten und einer Einleitung von 136 Seiten von Schweinfurth, Socin, Steindorff, Schreiber, Franz Pascha über Land, Volk, Geschichte, Hieroglyphenschrift, Glauben der Ägypter, Glaubenslehre des Islam, alexandrinische und arabische Kunst ist das nicht bloß ein Reise-, sondern auch ein Lesebuch von Wert und Nutzen für jeglichen Freund des Morgenlandes.

Schilderungen der Suaheli von Expeditionen von Wilmanns, Dr. Bumillers, Graf von Sögens und anderer. Aus dem Munde von Suahelinern gesammelt und überfetzt von Dr. C. Velten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1901

Ein vorzüglicher Gedanke, uns über Afrika nach so vielen guten und schlechten Reisebeschreibungen endlich einmal die Afrikaner selbst reden zu lassen. Der Verfasser hat lange unter den Suaheli gelebt, die als Karawanenführer und Träger den halben Erdteil durchzogen haben, kennt sie und ihre Sprache genau genug, daß er als Dolmetsch dienen kann, und verdient alles Lob für das ganz neue, fesselnde Buch, das er uns hier bietet. Kein europäischer Reiseschilderer möge mir es verargen, daß ich die Reiseerzählungen dieser einfachen Suaheli mit ihren dramatischen Dialogen, ihrem Mangel an Reflexionen, ihrer flüchtigen, gleichmäßigen Darstellung von Mensch und Tier, Schön und Häßlich, Gut und Böse viel interessanter finde als die gewürzten Gerichte, die er mir aufischt. Außerdem sind diese Erzählungen lehrreich durch ihre ethnographischen Einzelheiten und durch die Blicke, die sie uns in die Seele des Neger's gewähren. Eine kleine Monographie zur afrikanischen Völkertunde sind die Mitteilungen über das Land und das Volk von Uzaramu von Mtoro bin Mwenji Balari. Die hübsche Beschreibung Selim bin Abalaris, des Dieners und Begleiters Dr. Bumillers auf einer Reise nach Zentralasien, die den Band beschließt, zeigt uns den naiven Negerreisenden im Übergang zum reflektierenden Europäismus; sie ist kaum weniger anziehend als die vorhergehenden. Diese Sammlung wird Glück machen und verdient es.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Nationalitätskämpfe

1. Grundbegriffe



o immer zwei Nationen aneinander grenzen, da findet auch in Zeiten des Friedens ein beständiger Kampf statt. Unaufhörlich dringen Bestandteile der einen Nation in größerer oder geringerer Menge in den Bereich der andern hinüber. Nehmen sie dort im Laufe der Zeit die Nationalität des sie umgebenden Volkes an, so erleidet zwar die Nation, der sie ursprünglich angehörten, durch ihren Abgang und die dadurch verursachte Stärkung der benachbarten Nation eine Einbuße; die bisherige Sprachgrenze aber bleibt von Bestand. Behaupten sich dagegen die vorgedrungenen Bestandteile dauernd in der fremden Umgebung, so wird die dort herrschende Nation notwendigerweise eingeengt durch Entstehung von Sprachinseln, die eine Veränderung der Sprachgrenze zur Folge haben können.

Unser deutsches Sprachgebiet hat durch solche Nationalitätskämpfe im Laufe der Jahrhunderte manche größeren und manche kleineren Veränderungen erfahren; weitere Veränderungen, die es in der Zukunft erleiden wird, werfen schon ihre Schatten voraus.

Bevor ich aber auf diese Vorgänge einer zum Teil weit hinter uns liegenden Vergangenheit und ferner auf das, was wir von der Zukunft für die Verbreitung unsrer Nationalität in Europa zu erwarten haben, näher eingehe, wird es nötig sein, für einige immer wiederkehrende Grundbegriffe Klarheit zu schaffen.

Über den Begriff „Nationalität“ sollte es nicht nötig sein, ein Wort zu verlieren. Da jedoch nicht nur in unsrer Tagespresse, sondern sogar in Schriften schweizerischer Universitätsprofessoren dieser Begriff mit dem der Staatsangehörigkeit verwechselt und so von einer österreichischen, schweizerischen, ja luxemburgischen „Nationalität“ geredet wird, so dürften doch einige kurze Bemerkungen am Platze sein. „Nation“ wird häufig als Synonym von „Volk“ behandelt, ohne daß sich beide Worte genau decken. Man kann sehr wohl von einem preussischen, österreichischen, schweizerischen, luxemburgischen Volk sprechen, aber der Begriff Nation läßt sich mit keinem der aufgezählten

Adjektive vereinigen. Dagegen kann man die Adjektiva deutsch, französisch, englisch, russisch, italienisch, tschechisch, magyarisch, polnisch ebensowohl mit dem Substantivum Volk wie mit Nation verbinden.

Aus dieser Gegenüberstellung läßt sich schon die trotz gelegentlich völlig synonymmer Anwendung doch vorhandne Verschiedenheit beider Begriffe deutlich genug erkennen: Volk ist eine Gesamtheit von Menschen, die durch irgend ein einigendes Band verbunden sind; das Volk eines Landes, einer Provinz, einer Stadt findet sein einigendes Band im landschaftlichen oder örtlichen Zusammenwohnen, mag dabei der Ursprung der Einzelnen noch so verschieden sein. „Fahrendes Volk“ hat lediglich die Gemeinsamkeit der unsteten Lebensführung. In der Gegenüberstellung mit Aristokratie bedeutet „Volk“ nur einen Teil der Nation. Im Gegensatz dazu ist die Nation eine Gesamtheit von Menschen, die durch die Gemeinschaft ganz bestimmter Merkmale verbunden sind. Das Merkmal, an dem man die nationale Zugehörigkeit am leichtesten erkennt, ist die Sprache. Gleichwohl ist der Begriff der Nation nicht genau bestimmt durch die Gesamtheit aller Menschen, die eine und dieselbe Sprache reden. Einen im Kindesalter nach Deutschland gekommenen Neger, der seine heimatliche Sprache vergessen hat und nur noch deutsch redet, wird darum wohl niemand als einen Angehörigen unsrer Nation anerkennen. Hier wird die Gleichheit der Sprache überwogen durch die Verschiedenheit der Abkunft.

Gemeinsame Herkunft ist demnach neben der Sprachgleichheit ein entscheidendes Merkmal der nationalen Zugehörigkeit. Aber auch hier kann man nicht den Satz aufstellen: Alle Menschen, die derselben Herkunft sind, sind einer Nation. Die in Deutschland eingewanderten Hugenotten sind unbestreitbar französischer Herkunft; gleichwohl gehören sie nicht der französischen, sondern der deutschen Nation an. Andererseits haben gerade wir Deutschen durch Abgabe zahlreicher Angehöriger an andre Nationen von den ältesten Zeiten an die schwersten Einbußen erlitten. Die Nachkommen aller derer, die in Amerika, Australien und nicht zum wenigsten in Europa selber als deutscher „Kulturträger“ das Blut anderer Nationen aufgefrischt haben, sind zwar deutscher Abkunft, aber der deutschen Nation sind sie längst verloren gegangen.

Jede Nation hat auf ähnliche Weise, wenn auch nicht in dem Maße wie die deutsche, Verluste erlitten, sodaß sie Nachkommen ihrer Angehörigen, Menschen, die durch gemeinsame Herkunft mit ihr verbunden sind, nicht mehr zu den Ihrigen rechnen kann. Auf der andern Seite hat aber auch jede Nation die Fähigkeit, bis zu einem gewissen Grade fremdnationale Elemente aufzunehmen und sie, ohne an ihrer nationalen Art Einbuße zu erleiden, sich gleich zu machen, zu assimilieren. Werden aber die fremden Elemente übermächtig, so kann umgekehrt die ursprüngliche Nation der fremden Elemente angeglichen werden, oder es kann aus den beiden verschiedenen Bestandteilen eine neue Nation zusammenwachsen. So sind bekanntlich die romanischen Nationen Bildungen neuern Ursprungs, entstanden durch das Zusammenwachsen der Urvohner mit Teilen des Römervolks nebst einem nicht sehr zahlreichen aber äußerst wirksamen germanischen Beisatz, zu neuen nationalen Individualitäten.

Wenn es dergestalt Nationen giebt, die aus der Vereinigung von drei,

ja noch mehr Bestandteilen verschiedener Herkunft erwachsen sind, ist dann nicht doch etwa die Meinung der Leute richtig, die behaupten, der Begriff Nation könne überhaupt nicht definiert werden, und jeder könne durch freie Wahl sich der Nation anschließen, zu der er sich hingezogen fühlt? Es ist begreiflich und bezeichnend, daß man solchen Äußerungen besonders häufig da begegnet, wo das Nationalbewußtsein auf niedriger Stufe steht. Im Elsaß z. B. habe ich solche und ähnliche Äußerungen von französisch Gesinnten vernommen. Sie beweisen lediglich, daß die Betreffenden doch noch ein dunkles Gefühl haben, das ihnen immer und immer wieder sagt: „Ihr steht nicht auf der Seite, auf die ihr durch die Natur selber, durch Sprache, Abstammung, geistige Anlagen hingewiesen seid.“ Daher das Suchen nach einer Entschuldigung ihrer Stellung. Denn für den gefunden, durch Vorurteile nicht getrübbten Verstand ist doch ohne Frage jeder, der sich durch „freie Wahl“ einer Nation anschließt, in die er nicht hineingeboren ist, ein Überläufer. Vielfach geht den protestlerischen Elsäßern erst, nachdem sie die Heimat mit dem vergötterten Frankreich vertauscht haben, unter den Schmerzen des Heimwehs die Erkenntnis auf, daß sie in der Fremde leben, und daß die von der Natur gewollten Gegensätze der Nationen nicht durch die freie Wahl des Einzelnen beseitigt werden können.

So bleibt die Herkunft, die Abstammung, trotz zahlreicher Ausnahmen immer noch neben der Sprache ein wichtiges Merkmal der nationalen Zugehörigkeit. So einseitig allerdings, wie es bisher geschehn ist, darf doch der Begriff der Abkunft nicht gefaßt werden. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß wenn z. B. auch die Kinder der bei uns eingewanderten Hugenotten zum Teil noch raffereine Franzosen waren, sie sich doch größtenteils mit Deutschen vermählten und also ihrerseits nur noch halbblütige Kinder erzielten. In der folgenden Generation überwog schon das deutsche Blut, und es kam mit jeder spätern auf deutschem Boden geschlossenen Familienverbindung der Alleinherrschaft näher. Bei den deutschen Abkömmlingen der französischen Hugenotten ist demnach eine genealogische Wurzel in französischem Erdreich, aber weit mehr andre sind in deutschem Boden entsprossen. Und wenn heute die französische Abkunft dieser Landsleute von uns noch so lebhaft empfunden wird, so hat das seinen Hauptgrund in der Erhaltung des französischen Familiennamens. Dem Blute nach sind sie ebenso wenig französisch wie die Angehörigen irgend einer Familie mit deutschem Namen, in die im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert einmal eine Französin hineingeheiratet hat. Wer vollends heute noch bei einem bestimmt lokalisierten Teile der französischen Nation — abgesehen von den noch jetzt oder bis vor kurzem deutschen Landesteilen im Nordosten — deutsche Herkunft aus der Völkerwanderung behaupten will, treibt eine theoretische Spielerei, der jede praktische Bedeutung abgeht. Die Abkömmlinge der germanischen Wandrer in Frankreich sind schon seit vielen Jahrhunderten Franzosen und unterscheiden sich von ihren Volksgenossen romanischer Herkunft durch nichts. Das durch die Völkerwanderung dem Lande zugeführte germanische Blut hat sich durch anderthalbtausendjährige Mischung über die gesamte Nation verteilt. Und wenn diese Vermischung auch nicht über

die ganze Nation hin gleichmäßig ist, so ist ihr Vorhandensein doch bei keinem Franzosen von vornherein als ausgeschlossen zu betrachten.

Die Gegensätze der Herkunft werden ausgeglichen durch Blutmischung. Sobald diese geschehn ist, kann von einheitlicher Herkunft keine Rede mehr sein, denn ihre Produkte stehn von vornherein der einen Nation so nahe wie der andern. Welcher von beiden Nationen sie sich endgiltig zuwenden werden, hängt von Umständen ab, die erst später erörtert werden können. Auf jeden Fall ist die Herkunft ebenso wie die Sprache ein Merkmal nationaler Zugehörigkeit, das der Wandlung fähig ist. Durch fortgesetzte Blutmischung kann die ursprüngliche Herkunft bis zur Bedeutung einer vielleicht auch bald verloren gehenden Familienerinnerung abgeschwächt werden, wo sie dann einer neuen Herkunftsbestimmung Platz macht, die sich nach dem überwiegenden Blute richtet. Schon die Nachkommen der nach Deutschland eingewanderten Hugonotten sind in diesem Sinne weit mehr deutscher als französischer Herkunft.

Wenn dergestalt durch Blutmischung Verschiedenheiten der Abkunft ausgeglichen werden können, so bleiben auf der andern Seite diese Verschiedenheiten und Gegensätze von Bestand, wo eine Blutmischung nicht geschieht. Die nun schon weit länger als tausend Jahre über die Länder Europas zerstreuten Juden haben zwar allerorten durch das lange Zusammenwohnen die Sprache der jeweils herrschenden europäischen Nation angenommen; aber eine Blutmischung mit dieser ist nur in Ausnahmefällen geschehn. Der Gegensatz der Abkunft ist darum noch heute so handgreiflich, daß er meist schon in der äußern Erscheinung auf den ersten Blick in die Augen fällt. Und sogar in Familien, in denen schon mehrere Generationen hintereinander Blutmischung mit Arien vorgekommen ist, treten nicht selten urplötzlich atavistische Rückbildungen ein, in denen der schon nahezu verschwundene semitische Typus wieder mit allen seinen charakteristischen Zügen deutlich erscheint.

Solche Beobachtungen lassen sich in so auffallender Form natürlich nur da machen, wo ein weit auseinanderklaffender Unterschied der Abkunft im Spiel ist. Die verschiedenen Völker Europas haben sich im Laufe vieler Jahrhunderte durch eine im wesentlichen gemeinsame Kulturentwicklung, durch eine in der Steigerung des Handels und des Verkehrs immer stärkere gegenseitige Berührung einander so weit genähert, daß unter ihnen, abgesehen von der im Staatsleben beruhenden geschichtlichen Überlieferung, fast allein noch die Sprache als das Fremde empfunden wird. Schon von den ältesten Zeiten her haben sich die ganz stammfremden Etrusker und Ligurer von den benachbarten Ariern Italiens und Südfrankreichs assimiliert lassen, sodaß sie heute mit diesen trotz des schärfsten Gegensatzes der Herkunft eine völlig homogene Masse bilden. Sämtliche europäische Nationen, einschließlich der turktatarischen Finnen und Magyaren, stehn uns heute so nahe, daß Abkömmlinge von ihnen allen schon nach verhältnismäßig kurzer Blutmischung zu Angehörigen unsrer Nation werden können, deren fremden Ursprung niemand ahnen würde, wenn nicht die fremdartigen Familiennamen ihn verrieten.

Daß im Gegensatz hierzu die unter uns lebenden Juden trotz der Annahme unsrer Sprache von unsrer Nation immer noch durch eine tiefe Kluft getrennt sind, liegt nicht an dem Zwispalt der Herkunft allein. Denn wenn auch der deutsch sprechende Jude der Herkunft nach uns ferner steht als etwa ein Pole oder ein Franzose, so ist uns sein Ursprung doch auch nicht fremder als der eines Finnen oder eines Magyaren. Was seinen gänzlichen Übergang in unsre Nation verhindert hat, ist in viel höherm Maße die Verschiedenheit der Religion: durch sie vor allem ist das Konnubium und damit die Blutmischung verhindert worden. Ohne den religiösen Zwispalt hätte der Rassen Gegensatz bei aller seiner Größe und Schärfe nichts daran ändern können, daß eine sich allmählich steigende Blutmischung die zerstreuten Bestandteile des Judentums völlig mit den umwohnenden Nationen verschmolzen hätte.

So sehen wir auch die Religion in den Nationalitätsverhältnissen eine sehr bedeutende Rolle spielen, dergestalt, daß das sonst mögliche Zusammenwachsen von Elementen verschiedner Herkunft zu einer Nation bei religiösem Gegensatz unter allen Umständen erschwert wird, ja sogar überhaupt verhindert werden kann. Besondre Religion trägt überall mächtig zur Erhaltung der nationalen Art bei. Auch wenn unter dem Zwange der äußern Verhältnisse die nationale Sprache verstummt ist, bleibt doch, gestützt von der besondern Religion, das geistige Gepräge in seiner nationalen Gestalt bestehen und verhindert das völlige Zusammenwachsen und Sichdurchdringen der beiden verschiednen Elemente, die sich durch das Fallen der Sprachschranke doch schon so nahe gekommen zu sein scheinen.

Im kleinen äußert die Konfession eine ähnliche Wirkung wie die Religion: Gleichheit der Konfession erleichtert in jedem Falle den Übergang von einer Nation zur andern. Damit erklärt sich zum Teil die schon oft bemerkte Erscheinung, daß die katholischen Deutschen eine geringere nationale Dauer und Widerstandskraft zeigen als ihre evangelischen Volksgenossen. Da die deutsche Nation fast an allen Seiten von katholischen Nationen umgeben ist, wird der an der Grenze oder im fremden Nachbargebiet lebende evangelische Deutsche von seiner Umgebung außer durch die Nationalität noch durch die Konfession getrennt. Wo aber nationaler und konfessioneller Gegensatz sich vereinigt, ist die Trennung doppelt scharf, und der Übergang von einer Seite auf die andre wesentlich erschwert. Damit sind wir bei dem großen Gebiete geistiger Betätigung angelangt, die bei dem Übergang von einer Nation zur andern und beim Erhalten der Nationalität eine nur zu oft unterschätzte Rolle spielt. Auf sie kann in diesem Rahmen nur andeutenderweise hingewiesen werden. Es ist bekannt, daß wie dem einzelnen menschlichen Wesen, so auch dem Volksstamm und weiter der Nation eine durch bestimmte Charakterzüge dargestellte Individualität eigen ist. Mit wie großer Zähigkeit sich diese geistige Individualität einer Nation behaupten kann, dafür ist schon oft als Beweis die Beschreibung herangezogen worden, die Cäsar von dem Charakter der alten Gallier gemacht hat. Seitdem ist die Sprache der Gallier in unglaublich kurzer Zeit bis auf ganz geringe Reste verschwunden; Römer haben sich im Laude der Gallier niedergelassen und dem Volke neben den Errungenschaften einer vorgeschrittenen

Kultur auch ihre Sprache übertragen; dann haben Germanen verschiedener Stämme auf dem Boden Galliens eine Heimat gefunden und sich mit den romanisierten Eingebornen vermischt. Aber alle diese Wandlungen, die über das Land dahingegangen sind, und die sogar die altheimische Sprache ausgemerzt haben, konnten der geistigen Individualität des Volkes keinen Abbruch thun: das Bild, das einst Cäsar von dem Charakter der alten Gallier gezeichnet hat, paßt noch heute Zug für Zug auf die modernen Franzosen.

Die geistige Individualität der Nation ist die höhere Einheit, in die sich die Individualität des Stammes wie des Einzelnen einfügt. Wer die Unterordnung seiner Einzelindividualität unter die Nationalindividualität lebhaft empfindet, hat Nationalbewußtsein. Und auf Grund dieses Nationalbewußtseins des Einzelnen entsteht das Zusammengehörigkeitsgefühl, durch das die Glieder einer Nation, mögen sie auch durch Staatsgrenzen, ja durch Weltmeere voneinander getrennt sein, fest aneinander gebunden werden. Das Zusammengehörigkeitsgefühl ist auf geistigem Gebiete die Parallelerscheinung zu dem, was unter den äußern Merkmalen der Nation die Sprache ist. Wenn die Sprache das am leichtesten zu handhabende Kennzeichen der Nationalität darstellt, so ist es andererseits das Zusammengehörigkeitsgefühl, wodurch es der Nation ermöglicht wird, im staatlichen, geschichtlichen Leben als greifbares Wesen zu erscheinen, im Streben nach gemeinsamen Zielen sich im Staat immer fester zusammenzuschließen und auch über die Grenzen des Staats hinaus sich als eine Einheit zur Geltung zu bringen.

Die Staatsangehörigkeit, die so oft mit dem Begriff „Nationalität“ verwechselt wird, hat mit diesem von Haus aus nichts zu schaffen. Sie bezieht sich auf eine politische, von Menschen geschaffne, also künstliche Einteilung, während die Nationalität auf einer natürlichen Einteilung der Menschheit beruht. Aber durch das Streben der Nationen, sich in Staaten zu organisieren, kommen beide Begriffe einander so nahe, daß sie in einer großen Menge von Einzelfällen übereinstimmen. Im Deutschen Reiche z. B. haben gegenwärtig stark fünfzig Millionen sowohl deutsche Staatsangehörigkeit wie deutsche Nationalität. So entsteht leicht der Schein, als bedeuteten beide Begriffe im wesentlichen dasselbe. Überall da jedoch, wo sich die Grenzen des Staats nicht mit denen der Nation decken, läßt sich das Auseinanderklaffen beider Begriffe leicht sehen: innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs leben noch Polen, Tschechen, Wenden, Dänen, Franzosen in großer Zahl; wenn diese auch deutscher Staatsangehörigkeit sind, so sind sie doch keineswegs Glieder der deutschen Nation.

Der Staat ist die politische Organisation der Nation. Wenn es auch Nationen giebt, die es zu keiner eignen staatlichen Organisation gebracht oder eine früher vorhandene wieder eingebüßt haben; wenn auch Staaten vorhanden sind, die keinen ausgesprochen nationalen Charakter zeigen, so ändert dies an obigen Sätze nichts. Es beweist lediglich, daß die Entwicklung unsrer Staaten noch im Fluß begriffen, noch fern vom Ziele ist. Mag nun auch durch kommende politische Umwälzungen der Staatenbau Europas diesem Ziele näher und näher geführt werden, völlig kann ein Zustand, wo Staatsangehörigkeit und Nationalität zusammenfallen würde, niemals erreicht werden. Das wird

für alle Zeiten scheitern teils an der unregelmäßigen, teils an der unbestimmten Gestalt der Nationalitätsgrenzen, die den Bedürfnissen des Staatslebens nicht gerecht werden. Zudem wird sich ein in der Fülle der Macht stehender Staat niemals scheuen, sich Gebietsteile fremder Nationalität einzuverleiben, deren er aus irgend einem politischen Grunde bedarf.

Wird so das Gebiet eines Staats über fremde Nationalität ausgebreitet, so kann dadurch auch eine Ausdehnung der durch den vordringenden Staat vertretenen Nation angebahnt werden. Das jedoch soll hier nur berührt und an späterer Stelle eingehender behandelt werden.

Wenn oben nur allgemein gesagt werden konnte, die Nation sei „eine Gesamtheit von Menschen, die durch die Gemeinschaft ganz bestimmter Merkmale verbunden sind,“ so haben wir jetzt die wichtigsten dieser Merkmale kennen gelernt: es sind Sprache, Abkunft, geistige Individualität und Zusammengehörigkeitsgefühl. Die sonst noch im vorstehenden berührten Dinge wie Religion, Konfession, Staatsangehörigkeit können wohl auf die nationale Gestaltung einwirken, stellen jedoch keine wesentlichen Merkmale der Nation dar. Die Nationalität ist der Inbegriff der Merkmale, durch die sich die Zugehörigkeit zu einer Nation kundgibt. Über sie kann kein Zweifel bestehen, wenn sich die erwähnten wesentlichen Merkmale sämtlich nach einer Richtung vereinigen, mögen dabei auch Einschränkungen wie die oben bei der Herkunft erwähnten vorhanden sein. Auch das Zusammengehörigkeitsgefühl oder mit einem andern Worte das Nationalbewußtsein ist oft, zumal in ruhigen Zeiten, bei den breiten Bevölkerungsmassen nur latent vorhanden, während es in Zeiten der Erregung wie mit einem Schläge alle Gemüter ergreifen und fortreißen kann. Aber niemand würde z. B. den Schwaben in Südingarn die Zugehörigkeit zur deutschen Nation absprechen, weil bei ihnen noch bis vor kurzem von einem Nationalbewußtsein kaum eine Spur vorhanden war.

Schwieriger wird die Nationalitätsbestimmung da, wo das Nationalbewußtsein nicht nur schlummert, sondern wo etwa durch das Einwirken eines fremden Staatsgedankens die Zusammengehörigkeit mit den Sprach- und Stammesgenossen anderer Staaten abgeleugnet wird. Wenn z. B. unter den Elsfässern von deutschem Blut manchen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den Deutschen nicht nur abhanden gekommen ist, wenn sie sich sogar mit der französischen Nation völlig eins wähen, kann man sie dann gegen ihre Überzeugung der deutschen Nation zurechnen? Oft hört man als Antwort auf diese Frage: Solchen Leuten, die sich trotz deutscher Abkunft an eine fremde Nation hängen, geschieht eine unverdiente Ehre, wenn man sie wider ihren Willen der deutschen Nation zuzählt; wir wollen sie gern der fremden überlassen. Dieser Standpunkt trägt sehr deutlich den Stempel der gereizten Empfindlichkeit und schießt deshalb über das Ziel hinaus. Die deutschen Elsfässer sind nicht allein der Abkunft nach deutsch, damit wäre ja der Übergang in ein fremdes Volkstum vereinbar; in ihrem Munde lebt noch die deutsche Sprache, wenn auch hier und da nur in der mundartlichen Form neben der französischen; und vor allem trägt ihre geistige Anlage noch so unverfälscht deutsche Züge, daß kein Franzose sie im Ernst für seinesgleichen hält.

und sie selber, zu dauerndem Aufenthalt in Frankreich gezwungen, sich vornehmen wie in der Fremde und in der Verbannung. Das sind überwiegende Merkmale, in denen das Deutschtum noch nicht vom Fremdtume überwuchert worden ist. Der damit nicht vereinbare Zug zum Franzosentum ist eine Verirrung. Verirrte Brüder hören aber darum noch nicht auf Brüder zu sein. Sie dem Fremdtume preisgeben, hieße für die nationale Zugehörigkeit die eigne freie Wahl entscheidend machen. Das würde zu völliger Regierung des Nationalitätsprinzips führen; denn dann könnte niemandem, der die Sache seiner Nation verlassen hat und zu einer andern übergegangen ist, der leiseste Vorwurf gemacht werden, falls er dabei nicht etwa einen Eid gebrochen oder sonstwie schimpflich gehandelt hätte.

Die jetzt noch deutschfeindlichen Elässer können in ihren Kindern oder Enkeln der deutschen Sache völlig zurückgewonnen werden, sobald in diesen das abhanden gekommene Nationalbewußtsein wieder auslebt. Unverkennbar aber stellen sie eine Anfangsstufe des Übergangs zum Franzosentum dar, das in ihrer Nachkommenschaft bei Fortdauer starker französischer Einflüsse — etwa Auswanderung nach Frankreich und französische Heirat — die Oberhand erlangen würde. Schon die nächste Stufe des Übergangs, die neben der französischen Gesinnung durch vollkommene Zweisprachigkeit charakterisiert ist, dürfte für die Weiterentwicklung in französischem Sinne den Ausschlag geben; denn ihr wird wohl meist die Stufe folgen, auf der die angestammte deutsche Sprache nur noch im Hintergrunde als Erinnerung erscheint. Mit ihr ist der Übergang zum Franzosentum besiegelt, und eine Umkehr ohne einen völligen Umschwung der äußern Verhältnisse — etwa Rückkehr in deutschredende Gegend — ausgeschlossen.

Der eben skizzierte Übergang vom Deutschtum zum Franzosentum fällt schon in den Bereich der Nationalitätskämpfe. Nationalitätskämpfe sind Kämpfe, deren Gegenstand die nationale Zugehörigkeit von Personen, Ortschaften, Landschaften ist. Die einzelnen Phasen des Nationalitätskampfes sind in einer später näher darzustellenden Weise an die oben genannten Merkmale der Nationalität geknüpft.

Für das Gebiet, wo die Angehörigen einer Nation vereinigt sind, giebt es keine genau bedeckende Bezeichnung: der hier allein zutreffende Ausdruck „National- oder Nationalitätsgebiet“ wird nicht angewandt. Anstatt dessen behilft man sich mit der Bezeichnung „Sprachgebiet“, die doch nur von einem unter mehreren Merkmalen der Nationalität, allerdings von dem am meisten in die Augen fallenden und Ausschlag gebenden, hergenommen ist. Sprachgebiet ist das zusammenhängende Gebiet, wo eine bestimmte Sprache von der überwiegenden Masse der Bevölkerung geredet wird. Seinen Abschluß findet das Sprachgebiet in Sprachgrenzen, die nicht wie die politischen Grenzen durch Staatsverträge festgelegt und verändert werden, sondern das allmählich gestaltete Ergebnis freier geschichtlicher Entwicklung sind. Bei ihrer Gestaltung können wohl Staatsverträge und Maßnahmen der Gesetzgebung neben andern Umständen mitwirken, aber ihre freie Entwicklung läßt sich dadurch nicht in vorher genau bestimmbare Bahnen leiten.

Die Sprachgrenze ist die anthropo-geographische Linie, die die Ausdehnungsbereiche zweier von feindschaften Völkern geredeter Sprachen voneinander scheidet. Auch da, wo die Sprachgrenze haarscharf zu sein scheint, stellt sie keine absolute Scheidelinie dar. Überschreitungen zu dauernder Niederlassung im fremden Sprachgebiete sind nirgends ausgeschlossen. Aber diese Überschreitungen können hier in ihrer Vereinzelung keine Veränderung des nationalen Besitzstandes herbeiführen. Eine scharfe Sprachgrenze ist unter allen Umständen das Ergebnis langdauernder Nationalitätskämpfe, die in ihr zu einem gewissen Abschluß, zu einem gewissen Gleichgewichtszustand der nationalen Kräfte gelangt sind. Ist sie einmal erreicht, so wird oft auf Jahrzehnte hinaus keine größere Veränderung des nationalen Besitzstandes mehr vorkommen. Fällt sie mit einer politischen oder natürlichen Grenzlinie zusammen, so wird dadurch ihre Festigkeit noch bedeutend erhöht. Erst das Hinzukommen neuer politischer, wirtschaftlicher, auch religiöser Anstöße, die stark genug sind, eine Massenbewegung der Bevölkerung herbeizuführen, kann die einmal gewonnene Festigkeit der Sprachgrenze erschüttern und eine neue Abgrenzung der Sprachgebiete bewirken. Aber scharfe Sprachgrenzen finden sich nicht überall: beim deutschen Sprachgebiet herrschen sie nur im Westen vor. Im Süden und im Osten lassen sich hier und dort zwar auch Sprachgrenzen ziehen; aber jenseits von ihnen, oft bis in weite Ferne hinaus, finden sich geschlossene deutsche Siedlungen größern oder kleinern Umfangs, kleine deutsche Sprachgebiete umgeben von fremder Zunge, mit einem Worte Sprachinseln; daneben deutsche Minderheiten in fremdsprachigen Ortschaften.

Häufiger noch ist besonders im Osten die Abgrenzung der Sprachgebiete so undeutlich, daß von einer Sprachgrenze überhaupt keine Rede ist, daß an die Stelle einer die Sprachgebiete trennenden Linie eine einen allmählichen Übergang darstellende Mischzone oft von sehr großer Breite tritt. Hier liegen die eigentlichen Schlachtfelder des Nationalitätenkampfes. Während wir bei einer scharfen Sprachgrenze einen gewissen Abschnitt und Ruhepunkt in den Nationalitätskämpfen finden konnten, ist dort, wo Sprachinseln dem geschlossenen Sprachgebiete vorgelagert sind, oder sich eine Mischzone zwischen zwei Sprachgebiete drängt, die Entwicklung der Nationalitätsverhältnisse noch in vollem Fluß begriffen. Die Entwicklung drängt hier zur Erreichung des schon skizzierten Abschlusses, der Feststellung einer scharfen Sprachgrenze mit einheitlich geschlossenen Sprachgebieten zu beiden Seiten. Dabei können kleinere Bevölkerungsbewegungen verhältnismäßig große Ergebnisse erzielen, denn jeder Zuzug aus dem geschlossenen Sprachkörper findet im Mischgebiete schon Sprachgenossen vor, an die er sich anlehnen kann, sodas er seine Nationalität erhalten, sie aus der Minderheit zur Mehrheit und schließlich zum überwiegenden Bevölkerungsbestandteile erheben wird. Wo sich aber in dem Mischgebiet nach dem Abschluß dieser Phase des Nationalitätskampfes einmal die neue Sprachgrenze festsetzen wird, darüber lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen. Häufig wird es eine mittlere Lage sein, und so das ehemalige Mischgebiet unter die beiden beteiligten Nationen geteilt werden. Aber die Entfaltung einer größern nationalen Energie auf der einen Seite kann es auch

bewirken, daß die sich bildende Sprachgrenze bis weit über die Mitte des einstmaligen Mißgebietes hinaus vorgeschoben wird und dergestalt schließlich dieses Mißgebiet der energischern Nation allein ohne Teilung anheimfällt.



Zur Entwicklungsgeschichte der absoluten Monarchie in Rußland

(Schluß)



Es ist allgemein bekannt, daß Peter der Große die zarische Gewalt in ihrer unbeschränktesten und absolutesten Form zur Anerkennung gebracht hat; es ist nicht minder bekannt, daß er sein Reich nach europäischem Muster umgestaltete, oder richtiger gesagt, einen völligen Neubau schuf. Nicht ebenso bekannt ist es aber, daß zwischen diesen beiden Thatfachen ein tief innerer Zusammenhang bestand. Noch Johann der Grausame glaubte, die Selbstherrschaft dadurch begründen zu können, daß er einer möglichst großen Anzahl widerspenstiger Bojaren den Kopf abschlagen ließ; Peter der Große wußte, daß nur die völlige Vernichtung des gesamten altrussischen Lebens zu diesem Ziele führen könne. Johann beseitigte Personen, Peter räumte mit der Tradition vergangner Jahrhunderte auf. In diesem bewußten Vorgehn liegt die Anerkennung der Macht der altgeheiligten russischen Tradition, die wir früher als die letzte Schranke der Selbstherrschaft kennen lernten, und die, so schwer sie sich definieren läßt, den Zaren an das geschichtlich Gewordne, an das Gewohnheitsrecht, die Bojaren, den Patriarchen und die Sitte des täglichen Lebens band. Nirgends war diesen Kräften ein verbrieftes Recht an der Einschränkung des zarischen Willens zugesprochen, aber thatsächlich waren sie eine Mauer, vor der die absolute Gewalt jederzeit Halt zu machen pflegte. Wohl hatte Johann IV. Bresche in diese Mauer gelegt, aber sie völlig niederzureißen gelang erst Peter dem Großen. Damit ist aber auch der gewaltige Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Selbstherrschertum begründet. Das letzte zeigt sich als eine moderne Einrichtung, die ihre Wurzeln nicht in den ehrwürdigen Zeiten der moskauer Zaren, sondern in den Reformen hat, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in aller Eile und im stritten Gegensatz zur historischen Entwicklung Rußlands eingeführt wurden. Nicht Moskau hat die absolute Monarchie zur Reife gebracht, sondern Petersburg. Es ist bekannt, daß Peter der Große noch heutigentags in Rußland erbitterte Gegner hat; es sind das die Slavophilen, die in dem Werk des ersten Kaisers eine rohe Unterbrechung der geschichtlichen Entwicklung ihres Reichs sehen. Es ist dieselbe Partei, die in der Wiederbelebung der vorpetrinschen Tradition das Heil Rußlands sieht. Will man die Slavophilen auf ihr politisches Glaubensbekenntnis hin klassifizieren, so darf man nicht vergessen, daß sie die Vertreter

der Auffassung sind, wonach die monarchische Gewalt aus dem Volke hervorgegangen ist und sich in Wechselwirkung mit ihm bethätigen soll. Der Gedanke, daß die Romanows, ebenso wie einst Kurik, die Krone aus den Händen des Volks empfangen hatten, war in der That durch das kraftvolle persönliche Regiment Peters des Großen in der Erinnerung der Zeitgenossen ausgelöscht und durch ein Novum — die absolute Monarchie von Gottes Gnaden — ersetzt worden; als Mittel diente die planmäßige Europäisierung Rußlands. So stellt sich denn die neue, mit Peter beginnende Entwicklungsphase der Selbstherrschaft in einen schroffen Gegensatz zum altrussischen Staatsleben aus der Zeit der Dynastie Kuriks und der ersten drei Herrscher des Hauses Romanow.

Fünf Jahre nach dem Tode Peters des Großen hatte die neubegründete Autokratie ihre Feuerprobe zu bestehen. Es konnte niemand entgehen, daß das Werk Peters, das weder beim Volke noch bei den höhern Ständen Verständnis und Sympathie vorfand, aufs engste mit der außergewöhnlichen Persönlichkeit des Herrschers verknüpft gewesen war, und daß der Nimbus seines Namens noch auf lange Zeit hin die Hauptstütze des reformierten Selbstherrschertums bleiben werde. Peters Nachfolgerin, die Kaiserin Katharina I., hatte den Thron nur zwei Jahre inne, sein Enkel Peter II. starb als Knabe nach dreijähriger Regierung. Beide waren nur dem Namen nach Herrscher, und ihr willenloses Regiment schwächte das Ansehen der Monarchie. Der russische Thron war bei dem Mangel eines festen Erbrechts wieder so weit, daß er ausgedient werden konnte. Mit Übergehung näher Berechtigter wurde die Krone einer Nichte Peters des Großen, der verwitweten Herzogin Anna von Kurland angetragen. Bevor sie aber noch aus ihrer Residenz Mitau nach Moskau gekommen war, vollzog sich ein Ereignis, das in der Geschichte der russischen Selbstherrschaft von außerordentlicher Wichtigkeit ist und die Entstehung und den Charakter der neuen russischen Gesellschaft hell beleuchtet. Es brach ganz plötzlich eine Bewegung aus, die nichts geringeres beabsichtigte, als ein neues konstitutionelles Staatsrecht für Rußland zu schaffen und die Macht der neuen Zarin durch eine Wahlkapitulation zu beschränken. An der Spitze dieser Bewegung standen die Fürsten Golizyn und Dolgoruki. Der ganze Plan wurde mit außerordentlicher Schnelligkeit ins Werk gesetzt und gleich einer Überraschung. Noch ehe Anna einen Fuß auf russischen Boden setzte, hatte sie schon die Wahlkapitulation unterschrieben, die die Selbstherrschaft beseitigte und eine Regierung unter Mitwirkung der obersten Stände des Reichs begründete. Dieser Übergang von der Autokratie Peters zu der durch eine Verfassungsurkunde beschränkten Monarchie ist allerdings nur eine Episode, die aber durch die mitwirkenden Ursachen und Ideen zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der russischen Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Sie zeigt uns in deutlicher Weise die Lösung staatsrechtlicher Fragen unter dem direkten Einflusse westeuropäischer Anschauungen und Theorien.

Peter der Große hatte dafür gesorgt, daß die zeitgenössische Bildung die altrussische Unwissenheit ersetzte. Auf seine Veranlassung wurden die Werke der berühmtesten europäischen Gelehrten ins Russische übertragen, und es war um diese Zeit keine Seltenheit, die Schriften von Pufendorf, Hugo Grotius, Thomasius,

Lode und anderer Staatsrechtslehrer in den Bibliotheken der russischen Großen anzutreffen. Sie eröffneten eine vollständig neue Welt — die Welt der politischen Freiheit. Die Grundsätze der naturrechtlichen Schule fanden Eingang, wo bis dahin die Schriften byzantinischer Mönche und Scholastiker den Gesichtskreis völlig beherrscht hatten. Dazu kam die unmittelbare Berührung der auf das Geheiß Peters ins Ausland gesandten jungen Leute mit den Sitten und Gebräuchen des Westens. Die Tagebücher dieser Vertreter der russischen Intelligenz sind voll von Bewunderung für die Freiheit der Bewegung, die den Unterthanen in England, Deutschland, Schweden, Italien, in den Staaten des Kaisers, ja sogar in Frankreich gegeben war. Zurückgekehrt in die Heimat empfanden sie den zarischen Absolutismus als eine ungerechte Beschränkung. Aus diesen in Westeuropa gewonnenen Anschauungen gingen die Männer hervor, die im Februar 1730 die Selbstherrschaft beseitigten. Es war keine Reminiszenz an die Vorgänge früherer Jahrhunderte, kein Zurückgreifen auf den alten Kampf für bojarische Sonderrechte, sondern ein völlig neues, konstitutionelles Element, großgezogen durch die westeuropäische Theorie. Während des Interregnums nach dem Tode Peters II. lag ganz Moskau im Verfassungsfieber. Überall bildeten sich politische Gruppen, die je nach ihrer Stellung eine mehr oder weniger weitgehende Beschränkung des Absolutismus anstrebten. Eine große Anzahl von Verfassungsentwürfen erschien und wurde mit Jubel begrüßt. Die Sitzungszimmer der ersten Reichsbehörde, des Obersten Geheimen Rats, standen acht Tage lang allen offen, die irgendwelche staatsrechtliche Reformen zu befürworten wünschten. Das gesamte gebildete Publikum beteiligte sich an politischen Diskussionen und bedeckte die zum Teil sehr radikalen Verfassungsentwürfe mit seinen Unterschriften. Allenhalben war man von der Notwendigkeit einer Reform durchdrungen, aber — und hier zeigt sich wieder der große Unterschied gegen früher — nicht allein die oligarchischen Interessen der hohen Bojarenaristokratie sollten gegenüber der kaiserlichen Gewalt ihre Vertretung finden, sondern auch der niedere Adel, die Geistlichkeit und der Mittelstand; ja sogar den Bauern — ein beachtenswerter Gedanke in der Zeit der härtesten Leibeigenschaft — sollten gewisse unveräußerliche Rechte gegeben werden. Alle diese Pläne bedeuteten eine ungeheure Neuerung, und in der alten Zarenstadt Moskau, wohin der Hof unter Peter II. wieder verlegt worden war, machte sich ein Freiheitsdrang geltend, wie er später nie wieder in der Geschichte Rußlands verzeichnet worden ist. Freilich ist der Erfolg aller dieser Bestrebungen nicht von Dauer gewesen, und die beschränkte Monarchie konnte in Rußland nur auf eine kurze Lebenszeit zurückblicken. Die Unfähigkeit der russischen Gesellschaft, eine geschlossene politische Partei zu bilden, die Neuheit des Unternehmens und nicht zuletzt die Plan- und Energielosigkeit der Führer, sowie eine Reihe von ihnen begangener taktischer Fehler brachten es bald dahin, daß die neue Ordnung der Dinge ins Schwanken geriet. Der Kaiserin Anna gelang es sehr bald, mit Hilfe des ihr ergebenen Militärs einen Umschwung herbeizuführen. Die Wahlkapitulation wurde beseitigt und die Selbstherrschaft wiederhergestellt: die konstitutionelle Episode hatte ihr Ende erreicht. Die von der Kaiserin eigenhändig zerrissene Ver-

fassungsurkunde wird noch heute in den Staatsarchiven aufbewahrt und gehört wohl zu den interessantesten Dokumenten der Entwicklung der staatsrechtlichen Ideen in Rußland. Es schien, als ob mit der hier geschilderten freiheitlichen Regung der russischen Gesellschaft deren Widerstandsfähigkeit gegen die Selbstherrschaft endgiltig gebrochen sei.

Von nun an entwickelt sich die Selbstherrschaft stetig auf der von Peter dem Großen geschaffnen Grundlage und mit der völligen Beseitigung aller Elemente, die im alten Rußland als Konkurrenten der zarischen Gewalt gelten konnten. Wohl ist das ganze achtzehnte Jahrhundert reich an Unternehmungen gegen die oberste Gewalt, aber sie zielen nicht auf eine Änderung der Verfassung, sondern richten sich gegen die Person des jeweiligen Throninhabers. Das achtzehnte Jahrhundert ist die Zeit der falschen Prätendenten, die, gestützt auf das Fehlen einer festen Thronfolgeordnung und auf die stete Bereitwilligkeit des notleidenden Volkes zu Aufständen, dauernd Beunruhigungen schufen und den Bestand des Reiches mehr als einmal mit der äußersten Gefahr bedrohten. Aber staatsrechtlich sind alle diese Versuche ohne Bedeutung; ihre Spitze kehrt sich nicht mehr gegen die Selbstherrschaft. Sogar der furchtbare Aufstand Pugatschew's, der den Thron Katharinas II. erzittern machte, hatte nichts mit dem Veruche einer Verfassungsänderung zu thun. Es ist überaus charakteristisch, daß sich die Erstarkung der Selbstherrlichkeit in der langen Periode des achtzehnten Jahrhunderts vollzog, wo, wie schon bemerkt, Frauen auf dem Throne Rußlands saßen. Das war von 1725 bis 1796 der Fall, nur dreimal kurz unterbrochen durch die episodenhafte Erscheinung der beiden Kinder Peters II. und Johannis VI., sowie Peters III. Die Prinzessin aus dem Hause Anhalt-Zerbst, die als Katharina II. mit außerordentlicher Klugheit und Festigkeit fünfunddreißig Jahre lang Rußlands Geschichte leitete und das Werk Peters des Großen vollendete, konnte es im Bewußtsein ihrer ungefährdeten Selbstherrlichkeit sogar wagen, mit parlamentarischen Ideen ein geistreiches Spiel zu treiben, das bis hart an die Grenzen der absoluten Gewalt hinaureichte und alle Fürstenhöfe Europas in Staunen versetzte. Am 14. Dezember 1766 erschien ein kaiserliches Manifest, das die Berufung einer gesetzgebenden Versammlung ankündigte, deren Glieder aus Wahlen aller Stände und Völkerschaften des Reichs hervorgehn und sich in der Gesamtzahl von 564 Abgeordneten in Moskau versammeln sollten, um die Wünsche des gesamten Volkes wegen der Verwaltung, der Rechtspflege, des Haushalts usw. zum Ausdruck zu bringen und auf der so gewonnenen Grundlage eine Neuordnung der Gesetze des russischen Reiches in Angriff zu nehmen. Das war für die damalige Zeit und in einem Lande, das noch auf der untersten Stufe der Kultur stand, etwas ganz Unerhörtes! Jahrelang hatte die Kaiserin an der Verwirklichung ihres Lieblingsgedankens gearbeitet und selbst eine „Instruktion“ für die Abgeordneten geschrieben, die in mehr als 500 Paragraphen abgefaßt war. Es ist das ein für die Geschichte der liberalen Ideen in Rußland höchst interessantes Werk, das bald in ganz Europa bekannt wurde und Katharina überschwängliches Lob eintrug. Die berühmte Instruktion war der litterarische Niedererschlag der Ideen, die durch die naturrechtliche Schule großgezogen und

durch Montesquieu, Beccaria, d'Alembert, Voltaire u. a. zu einem Gemeingut der damaligen gebildeten Welt gemacht worden waren. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren die Leitmotive der fürstlichen Schriftstellerin, die sie auch auf ihre Unterthanen zu übertragen suchte. Die Vertreter des heiligen Synods, der höchsten russischen Beamtenkreise, des fein gebildeten Adels der Ostseeprovinzen, aber ebenso der Repräsentanten der Kosaken, Kalmücken und Baschkiren, der muhamedanischen und der heidnischen Völkerschaften des Reichs wurden nach Moskau berufen, wo sie plötzlich in den Brennpunkt von Ideen traten, an denen sich die Pariser Salons dieser Zeit berauschten. Die Kaiserin stand so sehr unter dem Eindruck ihrer Instruktion, daß sie deren Unausführbarkeit völlig überseh. Die Kost, die sie ihrem Volke vorsetzen wollte, war für dieses ungenießbar, und die Ideen, mit denen sie vor das erstaunte Europa trat, waren dieselben, die fünfundzwanzig Jahre später der Monarchie in Frankreich den Todesstoß versetzten. Vorerst aber erntete Katharina Bewundrung über Bewundrung. Die Gelehrten Europas, an der Spitze Voltaire, priesen sie über alle Maßen. Friedrich der Große schrieb, er sei beim Lesen der Instruktion entzückt über die Ideen der Menschlichkeit gewesen, die darin zum Ausdruck gelangten. Die Berliner Akademie ernannte die Kaiserin zu ihrem Mitgliede, die französische Gesellschaft jubelte. Aber dem idealen Erfolge entsprach der praktische in keiner Weise. Wohl traten die Abgeordneten zusammen, die Citoyens (!), wie Katharina ihre Unterthanen nannte, erschienen mit ihren „Cahiers,“ in denen alle Wünsche der Wähler verzeichnet waren, und es wurde anderthalb Jahre lang über alle möglichen Fragen der Staatsverwaltung geredet, ohne daß bei der heterogenen Zusammensetzung der Abgeordneten und ihrem Mangel an Kenntnissen und parlamentarischer Schulung ein wirklich greifbares Ergebnis zu Tage getreten wäre. Allmählich mochte Katharina die Einsicht gewinnen, daß sie ein nicht ganz ungefährliches Spiel treibe, und ein äußeres Ereignis, der 1768 ausbrechende Türkentrieg, gab ihr den willkommenen Anlaß, die Versammlung wieder nach Hause zu schicken. Katharina selbst hat zweifellos nie daran gedacht, ihre Selbstherrlichkeit durch die gesetzgebende Versammlung einschränken zu lassen, aber das Urtheil der Zeitgenossen bewegte sich vielfach in dieser Richtung. Der englische Minister Conway schrieb an seinen Gesandten in Petersburg und drückte sein Erstaunen über das wunderbare Ereignis aus: „Es giebt manche Beispiele in der Geschichte, daß nach gewaltsamen Krisen despotischen Fürsten die Macht entrispen worden ist, aber ich wußte nicht, daß jemals eine freiwillige Verzichtleistung auf die Gewalt von einem absoluten Herrscher zu Gunsten seines Volkes geschehen sei.“ Der nüchterne Brite zog die Konsequenzen, an die Katharina in der Humanitätsschwärmerei ihrer liberalen Periode nicht gedacht hatte. So verschwand denn eines Tages die russische Konstituante unter den Wolken kriegerischer Verwicklungen mit dem Auslande — als Rest verblieb ein ungeheures Altkennmaterial der kaiserlichen Kanzlei. Als zwanzig Jahre später in Paris von der Berufung der *Etats généraux* die Rede war, äußerte die alternde Kaiserin zu ihrer Umgebung, die französische Regierung thäte gut, einen Krieg zu beginnen, um die Erfüllung des Versprechens wegen einer solchen Versammlung zu umgehn.

Katharina hatte sich selbst einmal als Selbstherrscherin mit der republikanischen Seele bezeichnet. Das Republikanertum aber blieb ihr Privatvergnügen. Klugheit und angeborene Herrschernatur bewahrten sie davor, Geister zu rufen, die sie nicht bannen zu können glaubte, und die Ideen, die in Frankreich so unheimlich an dem Bau der alten Gesellschaft zu rütteln begannen, blieben in Petersburg, wie in Paris, lange Zeit das bevorzugte Spielzeug der vom Euphorion lebenden höhern Gesellschaft. Als aber einige Jahrzehnte später die Vertreter dieser Gesellschaft durch die napoleonischen Kriege in direkte Berührung mit Frankreich kamen, als insbesondere die militärische Jugend durch den wiederholten Aufenthalt der russischen Heere auf französischem Boden unmittelbar unter den Einfluß freier Ideen trat und sich den langweiligen Garnisondienst im Feindeslande mit dem Studium der französischen revolutionären Litteratur erträglicher zu machen suchte, da schlugen die Grundsätze, die den Thron Ludwigs XVI. weggesegt hatten, alsbald tiefe Wurzeln in dem empfänglichen Gemüt der russischen Jugend. Die feurige slavische Natur beaufachte sich an dem Freiheitskultus des niedergeworfnen Feindes, und als die Heere Alexanders als Sieger in ihre Heimat zurückkehrten, waren ihre Führer zu Gegnern des Absolutismus geworden. Es entstand in den Kreisen des russischen Offizierkorps eine Verschwörung, die den Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch die Aufrihtung einer beschränkten Verfassung zum Siege verhelfen sollte. Dies ist die bekannte Dekabristenverschwörung, die bei dem Regierungsantritt des ersten Nikolaus ausbrach und dem jungen Herrscher leicht Thron und Leben hätte kosten können. Nur mit Mühe gelang es, die Verschwörer, die einen Teil des Heeres für sich gewonnen hatten, niederzuwerfen. So hatte das besiegte Frankreich den Kampf mit Rußland nochmals aufgenommen und dem Selbstherrscher in der eignen Hauptstadt und mit russischem Militär eine heiße Schlacht geliefert. Die Dezemberverschwörung des Jahres 1825 war die letzte mit großen Mitteln und unter dem Beistande des Heeres unternommene Auflehnung gegen den Absolutismus. Wie wenig aber der Gedanke der beschränkten Monarchie bei den revoltierenden Soldaten, die nur ihren Offizieren blindlings folgten, überhaupt verstanden wurde, mag folgender Zug darthun. Die Führer der Verschwörung suchten ihre Bestrebungen mit dem Namen des Großfürsten Konstantin, der auf die Thronfolge zu Gunsten seines jüngern Bruders Nikolaus verzichtet hatte, zu decken und hatten die Soldaten angewiesen: „Es lebe Konstantin und die Konstitution!“ zu rufen. Auf die Frage, wer denn die Konstitution sei, wurde den Kriegern erläutert, es sei das die Gemahlin Konstantins!

Es gab in Rußland keine Partei, die unfähiger gewesen wäre, eine konstitutionelle Regierung zu begründen und durchzuführen, als die der Dekabristen. Auch wenn ihnen in dem Straßenkampfe der Sieg verblieben wäre, hätte ihr Unternehmen scheitern müssen, ohne in der Geschichte der Selbstherrschaft einen Wendepunkt zu schaffen. Als die Bojaren dem ersten Romanow in seiner Herrschergewalt Schranken zogen, da hatten sie einen ausgebildeten, geschulten Verwaltungssapparat zu ihrer Verfügung und die geschichtliche Tradition der Mitwirkung bei der Regierung an ihrer Seite. Die Dekabristen waren eine

Schar von freisheitschwärmenden jungen Männern, die für ihre persönlichen Ideale in der russischen Gesellschaft nirgends einen festen Untergrund vorfanden. Zwischen ihnen und dem alten Rußland lag das Werk Peters des Großen — die Vernichtung der ständischen Gewalten. So hat der Dezemberaufstand den Charakter einer Revolte, nicht den einer Erhebung der russischen Gesellschaft. Dasselbe gilt auch von den zahlreichen spätern Verschwörungen und Aufständen, sowie von den nihilistischen und anarchistischen Attentaten. Sie sind die Symptome einer tiefen Unzufriedenheit, häufig auch der Ausfluß persönlicher Rache und persönlichen Hasses, und in den letzten Jahrzehnten können wir auch die Wirksamkeit sozialistischer Theorien verfolgen. Turgenejew hat in seinen sozialen Romanen den Typus der russischen Weltverbesserer ohne Saft und Kraft, ohne festen Ausgangspunkt und ohne klares Endziel mit Meisterhand gezeichnet. Vergeblich suchen wir auch heute nach einer Partei, deren Programme nicht nur den Umsturz der bestehenden Ordnung forderten, sondern auch die Herstellung eines Neubaus verbürgten. Die Schwärmerei für staatsbürgerliche Freiheit hat noch keinem Volke dauernd zur Bestimmung seiner Geschichte verholfen, so lange ihm die Fähigkeit fehlte, die Zügel zu erfassen und festzuhalten. Wo in Europa die beschränkte Monarchie den Absolutismus abgelöst hat, da finden wir überall einen in der Schule der ständischen oder kommunalen Selbstverwaltung emporgewachsenen Stand, eine einflußreiche Bevölkerungsschicht, die oft unter harten Kämpfen das Recht zur Ordnung ihrer Angelegenheiten erst auf begrenztem Gebiet hat erwerben müssen, bevor sie an die staatliche Selbstverwaltung herantreten konnte. Ein solcher Stand fehlt in Rußland. Die Ansätze waren einmal gegeben, aber die petrinischen Reformen haben sie vernichtet. In dieser Thatsache liegt noch heute die stärkste Stütze der unbeschränkten Selbstherrschaft.



Unser Kaiser und die Kunst



Als der Kaiser an festlicher Tafel seinen Bildhauern für ihre Arbeit an einem großen, nun vollendeten Werke dankte, griff er in der Freude seines Herzens das Lob so hoch, daß er meinte, nun stehe die Berliner Schule auf einer Höhe wie einst die Plastik zur Zeit der Renaissance. Er ist mehr als ein fürstlicher Liebhaber der Kunst, das wird ihm jeder lassen, denn er kennt ihre Geschichte und hat einen selbständigen Geschmack und auch ein sehr weitgehendes praktisches Interesse, wenn es sich darum handelt, anzuregen und zu unterstützen. Manche gehn weiter und erzählen von der treffenden Sicherheit seines Urteils, das ihn zu einem wirklichen Kenner mache, und auch in dem Echo der Zeitungstimmen, das seine letzte Rede geweckt hat, wird er noch ein gründlicher Kenner der

Kunstgeschichte genannt. Die Kunstreporter dieser Zeitungen, die das alles aber doch noch besser verstehen müssen, haben Zug um Zug stückweise von dem kaiserlichen Lob soviel weggeschnitten, daß zuletzt an dieser von zweiunddreißig Fürsten bewachten Siegesallee kaum noch etwas Gutes bleibt, nicht einmal das, daß weißer Marmor vor Naturgrün eine angenehme dekorative Wirkung mache. Wenn der Kaiser redet, so wird es ringsum lebendig. Hier hat er sich praktisch, mit einem großen Beispiel, gegen die Richtung der „Moderne“ entschieden und außerdem noch in scharfen Worten gegen sie gesprochen. Er will doch das Beste, sagen beinahe alle. Wenn er sich also gerade gegen die moderne Kunst wendet, sagen einige von diesen, so muß er seine Gründe dazu haben, und diese fallen ganz anders ins Gewicht, als wenn ein Greis so spräche. Sehr gültig! Aber auch klug und richtig, denn der Kaiser ist ein durchaus moderner Mensch, der auf jede neue Bewegung achtet und jede sich regende Kraft erkennt. Ohne weiteres zu sagen, daß er in diesem einen Falle einfach Unrecht hätte, das ginge also nicht an, und damit setzt der Chorus ein, von Dan bis Berseba, als hätte der kaiserliche Redner geboten: Kinder, sprecht euch nur aus!

Wir überschätzen die Marmorgruppen der Siegesallee gewiß nicht. Wir vergleichen sie nicht mit frühern äußerlich ähnlichen Werken, weil sie uns als Ganzes in ihrem lehrhaften Zusammenhange, in der beabsichtigten Kostümtreue und in der bewußten Anwendung verschiedner Stilformen je nach der Zeit der Dargestellten etwas Besondres zu sein scheinen, da doch früher die lebendig schaffende Kunst jedem Dinge ohne Reflexion den Stil ihrer eignen Zeit aufnötigte und die äußere Einleidung dazu gab, wie sie dieser Zeit entsprach, allenfalls idealisiert, vereinfacht oder antik in vermeintlicher Erhöhung, aber niemals in dieser chronologisch durchgeführten Differenzierung. Der Kaiser hat etwas ganz Bestimmtes gewollt, in plastischen Einzelgestalten die lange Reihe seiner Vorgänger an der Krone, möglichst porträtmäßig oder wenigstens heraldisch genau — hält man dagegen die Art, wie Rubens in seinem Leben der Maria von Medici das Kostüm erlebte, so hat man ungefähr den Unterschied —, und er findet, daß seine Künstler ihre Aufgabe zu seiner Zufriedenheit erfüllt haben. Sagen wir etwa: so gut es diese Zeit vermochte, die ja kein Zeitalter der Kunst ist. Denn wir haben uns in unsrer persönlichen Geschichtsphilosophie den Satz gemacht, und das ist ein fernerer Grund, weswegen wir nicht immer sofort mit dem Vergleichen bei der Hand sind, daß solche Epochen wie die griechische Plastik oder die italienische Renaissance nur einmal kommen. Dort eine absolute Höhe und eine allgemeine Verbreitung, eine das ganze Leben durchdringende Herrschaft einer Kunst; hier das Zusammenwirken aller drei bildenden Künste, ebenso hoch, so tief, beinahe zwei Jahrhunderte umfassend in zwei deutlich geschiednen Ausdrucksweisen. Wir können noch als dritte weltgeschichtlich einzige Erscheinung im Leben der Kunst, die freilich die Plastik des Kaisers zunächst nichts angeht, die niederländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts anführen und behaupten, daß ein einziges Volk von Malern wie dieses, ein ganzes in Malerei sozusagen eingetauchtes Land, nicht

zum zweitenmale sein wird. Es kann immer noch Neues geben, und manches wird im einzelnen übertroffen werden, aber Kunstzeitalter wie diese werden auf unsrer Erde nach menschlicher Voraussicht nicht wiederkehren, auf unsrer Erde wenigstens mit den „jetzigen Menschen,“ wie einst Homer sagte, und wie wir zu mehrerer Deckung unsrer Behauptung hinzusetzen mögen.

Wie große Erscheinungen der Vergangenheit uns alle ergreifen, so haben auch den Kaiser mit seinem lebhaft entwickelten historischen Sinn, während er seinen Künstlern die Aufgaben stellte, Gedanken an die größere Vorzeit bewegt und begleitet, und nun, wo er das stattliche Werk vollendet sieht, bekennt er sich vor ihnen redend noch einmal ausdrücklich zu den Vorbildern, die vor seiner Seele standen. Er fühlt sich der vergangnen Kunst näher als der heutigen, deren Ausschreitungen ihn abgestoßen und verletzt haben, und im Angesicht einer imposanten, nach Anlage und Ausdehnung ungewöhnlichen Leistung, die jene fortsetzen soll, spricht er ernste und tiefe Worte von den Aufgaben der Künstler, von der Pflege großer Ideen und von der Erhebung des Volks, die auf alle haben Eindruck machen müssen, auch auf solche, die sonst für die „Allee der versteinerten Schauspieler“ nur Witzeleien übrig haben. Aber nun bebauern sie, daß der Kaiser gerade die gerufen hat, diese höfischen Künstler und geschickten Hoflieferanten, und nicht die wahren Idealisten, die abseits ihre dornigen Pfade weiter gehn, wohin sie der Geist treibt, weil eben die Kunst von heute in ihrem „aufrichtigen und schweren Ernst“ unmöglich so schnell fertig werden kann wie Reinhold Wegas und die Seinen.

Wegas, ein in allem Technischen ungewöhnlich geschickter Meister, ist ein Künstler des Barocks. Sein geräuschvolles Denkmal Kaiser Wilhelms I. auf der Schloßfreiheit ist nicht nach unserm Herzen. Nachdem der jetzige Kaiser sich für diesen Platz entschieden hatte, und da er einen Säulenbau wollte, der mit der Schloßfassade zusammenstimmt, wird man sagen müssen, daß er keinen hätte finden können, der das Verlangte besser geleistet hätte als der gefeierte Wegas. Aber ein Denkmal, an dem künftige Zeiten das neunzehnte Jahrhundert erkennen könnten, ist dieser Prachtbau nicht. Etwas Monumentales, einen großen Zug, der durch das Ganze geht, wird man auch dann der Siegesallee zugestehn müssen, wenn man die Lebenswärme vermißt, die die „Moderne“ geben zu können sich zutraute; modern sollte das Werk ja nicht sein. Wen außer seinen Künstlern hätte der Kaiser — selbstverständlich kommen nur deutsche in Frage — dafür haben können? Hildebrand, den wir für den bedeutendsten Bildhauer halten, ist ganz gewiß nicht „modern.“ Klinger? Ja, wenn man Denkmäler radieren könnte. Oder Stuck, der Meister der Antike in neuer Ausdrucksweise, wie ihn seine Verehrer nennen? Wenn wir an seine Muskelmenschen und Krafthuber oder an seine schenkelstrammen Weiber denken, so sind wir zufrieden, daß der Kaiser sein Geschmac vor solchen Experimenten bewahrt hat. Hätte es sich etwa um Figuren für die Fassade eines Schlachthauses gehandelt, dann wäre die Sache wohl zu überlegen gewesen. — Das sind nur die ersten Namen, die heute genannt werden. Wir verstehen es, wenn man sagt, daß es außerhalb Berlins auch noch andre giebt,

die ebensogut hätten berufen werden können, und die ihre Sache sogar besser gemacht haben würden als manche der Berliner Bildhauer, wir verstehen überhaupt jede kritische Ausstellung an einem dieser gemeißelten Markgrafen oder Kurfürsten und erwarten nicht, daß wenn die moderne Richtung sich an einer Sache reibt, die ohne ihr Zuthun entstanden ist, diese Reibung besonders leise oder schonend erfolge, aber eins verstehen wir nicht, und die Zeitungen, die dem Kaiser Vorwürfe machen, würden in Verlegenheit geraten, wenn sie darauf eine Antwort geben müßten: wie man sich eine Lösung der kaiserlichen Aufgaben im Sinne und mit den Mitteln dieser modernen Richtung vorzustellen hätte.

Was die letzten zwanzig Jahre uns gewonnen haben und was uns die Zeitungen bei diesem Anlaß wieder in der mannigfachsten Umrahmung als „ein Neues“ vorführen, das ist am deutlichsten in der Malerei zu finden, nur möchten wir, was sie da den Kampf um neue, große Ziele nennen, einstweilen lieber als einen Kampf um die materiellen Mittel ansehen, dessen Erfolge unsre Teilnahme haben. In Bezug auf den Naturalismus aber im ganzen, der nötig gewesen sein soll, auch wenn er übertrieben wurde, als Jungbrunnen die formelhafte Nachahmung zu durchspülen und das hohle Stilisieren, die Schablone, wegzuwaschen, geben wir eine Frage zu überlegen: Was haben die gefeierten Künstler, die hier als die Lieblinge des Volks und die von den modernen Kunstfreunden vor allen Gepriesenen angeführt werden, was haben die Böcklin, Klinger und Thoma eigentlich von diesem Naturalismus gehabt? Und wenn man an zwei untereinander so ganz verschiedene denken will, wie Hildebrand und Stud, so wirkt doch bei beiden die Stilisierung zum mindesten ebenso stark wie ihre Natureindrücke! Eine Zeitung sagt uns recht gut, daß dem oft unwahren Streben nach Schönheit der Antike und der Renaissance die zumeist vom Germanentum getragene Moderne das Streben nach Wahrheit entgegensetze. Sie gehe oft fehl und führe zur Unschönheit, aber „daß in dieser neuen Bewegung der Fortschritt steckt, wird klar werden, wenn einmal ein Jahrhundert vorbeigeströmt ist, wenn die öfters schmutzige Massenware des Tages, die den Blick trübt, verdrängt, vergessen ist, und nur noch wie eisbedeckte Bergeshäupter die echten, die großen Künstler der Moderne leuchten.“ Ob das nun die jetzigen sind oder noch andre, auf die wir erst zu warten haben — ein Jahrhundert, das wäre jedenfalls für den Kaiser zu lange. Es ist beinahe etwas ominöses an dieser modernen Bewegung, daß immer so viel von Hoffnungen und Zielen geredet wird, und wenn man näher hinan tritt, so wenig zum Greifen da ist. Das klingt wie ein Geheimnis: „Der Kaiser kennt die Moderne nicht.“ Wenn er ihre Ausstellungen auch nicht besucht, an den großen Schaufenstern der Läden muß er doch vorüber, im raschen Trabe freilich, aber das genügt ja wohl zu einem Blick auf diese Herrlichkeiten der Welt, zu denen die Modernen Gewatter gestanden haben. Was hat uns gerade in den Tagen vor dem Weihnachtsfest, wo der Mensch sein Bestes zu zeigen pflegt, der sogenannte Kunsthandel aufgebaut? Immer dieselben müden, blaßerten Gesichter „mondäner“ Menschen auf Bildern und in Statuetten, forschierartig gewundene Stellungen und grinsende Frauen, Franzisinner

halb Mensch, halb Fisch oder Schnecke oder Pilz, daß Gott erbarm! Dazu die gewundenen bunten Rahmen von Pappe oder Holz mit ihren verschlungenen Linien in den wunderlichsten Farben, in die dann eine Photographie gesteckt ist nach irgend einem Bilde von einem der „Großen.“ Nicht als ob die die „Reklame“ nötig hätten, die den Kaiser unangenehm berührt, sondern es sind dies die Ölgemälde des Volks, das sich keine gemalten Bilder kaufen kann.

Diese Bilderrahmen gehören zum Mobiliar des modernen Stils, das der Kaiser wohl zur Möblierung seiner Schiffskajüten oder anderer für die Repräsentation unwesentlicher Räume verwenden läßt, sonst aber zieht er historische Formen vor, und besonders liebt er das Rokoko wie einst Friedrich der Große. Er hat auch schon kostbare Sachen der Art aufertigen lassen, als Privatmann für seinen persönlichen Geschmack, was man ihm jedoch nicht so hoch anrechnet, wie wenn er als Landesvater die Moderne gefördert hätte gleich dem fürstlichen Better in Darmstadt, der nun nach soviel Huld und Hingebung an ein unter herausforderndem Selbstlob verkrachtes Unternehmen als Kunstmäcen um einige Erfahrungen reicher geworden ist. Hätte aber die Darmstädter Kolonie auch Erfolg gehabt, denken wir uns z. B. das Ganze in viel großartigeren Dimensionen und einen Fürsten von des Kaisers Energie und Einfluß als Gönner dazu: bliebe das alles nicht doch klein und kümmerlich gegenüber der glanzvollen und ganz neugeschaffnen Kunstindustrie, die einst Colbert unter Ludwig XIV. ins Leben rief? Da wiegt jedes Stück noch heute und hat seinen Wert nicht verloren, da lohnte es sich, Protektor zu sein, aber jetzt? Ich komme zu meinem Weg, könnte der Kaiser mit den Worten eines Vorfahren den modernen Möbelkünstlern sagen, wenn ihr nur auch erst soweit seid, etwas zu machen, was den Vergleich mit denen da aushält! Bis dahin aber — Und weil das Möbel im Verhältnis zur Architektur steht, so kommen wir hier mit einem Rösselsprung auch noch auf den neuen Berliner Dom und seinen italienischen Renaissancestil zu sprechen. Wir erinnern uns dabei unnötigerweise, weil es unsre Position zu der Kunst des Kaisers nicht vereinfacht, des Falles der Maria von Medici, für die Rubens jene oben erwähnten Bilder malte. Sie hatte vorher ihren französischen Architekten beauftragt, ihr einen Palast zu bauen mit möglichster Anlehnung an den Palazzo Pitti in Florenz, wo sie ihre Jugend verbracht hatte, und er schuf ihr das Luxembourg, den schönsten Renaissancepalast in ganz Paris, den keiner für italienisch, jeder auf den ersten Blick für französisch halten wird. Wenn nun in dem Berliner Dom, wie die Architekten uns sagen, kein künstlerisches Verdienst steckt, Raschdorff also kein Debrosse ist, wenn aber der Kaiser einen Monumentalbau haben wollte, für den er an diesem Platz einen mittelalterlichen Stil nicht brauchen konnte, und wenn er sich zu einem Experiment mit der neuzeitlichen Bauweise, die Brücken, Bahnhöfe und Warenhäuser aufgeführt hat, und in der wir wahrscheinlich alle mit Ausnahme vielleicht der Allermodernsten einstweilen noch keine Kirche gebaut haben möchten, nicht entschließen konnte: liegt denn das alles an dem Kaiser oder an der Baukunst seiner Zeit?

Denken wir nur ein wenig weiter zurück, an ein Zeitalter, das auch nicht kunstschöpferisch war, an das achtzehnte Jahrhundert, das ganz in den alten historischen Formen stand. Unser Lebensgehalt mag nicht tiefer sein, umfangreicher und anspruchsvoller ist er jedenfalls. Diesen Ansprüchen sollte die Architektur die bisherigen Formen anpassen oder neue zu finden suchen. Niemals ist in Deutschland in einem so verhältnismäßig kurzen Zeitraum so viel gebaut worden wie in den letzten fünfzig oder auch nur dreißig Jahren. Aber wieviel davon geht wirklich die Kunst an? Unsr Zeit ist voll von Bestrebungen, aber nicht reich an endgiltigen Ergebnissen, desto reicher an Hoffnungen und Versprechungen, das meiste ist Programm, und das Ausgeführte liegt uns noch zu nahe, als daß wir es an den abgeschlossenen Perioden der Vergangenheit messen könnten. Sind wir eingenommen gegen das Neue, weil wir mit dem Alten aufgewachsen sind? Oder sehen wir nicht vielmehr weit genug zurück, sodaß wir ohne Täuschung fühlen, das Neue müßte sehr klein werden, sobald wir es etwas in die historische Ferne zu rücken versuchen wollten? Es steht nirgends geschrieben, daß wir jetzt eine neue, große Blüte der Kunst zu erwarten hätten. Es hat Zeiten gegeben, wo die Kunst mit das erste Bedürfnis der Menschen war; ein solches Zeitalter ist das unsre jedenfalls nicht. Unsr riesenhafte Industrie mit allen ihren Einrichtungen und Erfindungen, unser Verkehr mit Ausdehnungen und Schnelligkeiten, gegen die alles, was wir aus früheren Zeiten wissen, Kinderspiel ist, unser ganzes äußerliches Leben nimmt soviel menschliche Gedankenarbeit in Anspruch, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn für ein beinahe ganz ideales Gebiet nicht viel mehr übrig bleibt, wenn sich die Kunst noch einmal ganz damit zufrieden geben müßte, das Leben an den einzelnen Punkten, wo man ihr den Platz anweist, zu „schmücken.“ Und dertweilen predigen und wahr sagen unsre Ästhetiker von einer Kunst, die alles durchbringen und beherrschen soll, wie die Nachtwandler.

Über den Wert des kaiserlichen Gesichts an die Residenzstadt wollen wir keine Worte mehr machen. Für uns ist die Hauptsache, was es darstellt, und wie es wirken kann, nicht auf Überbrettkler und Simplicissimusmenschen, auch nicht auf die Überklugen, die alles bekritteln, was sie ansehen, sondern auf unverbildete Leute, die betrachten und dann weiter darüber nachsinnen mögen, was eine solche Reihe von Standbildern ihnen zu sagen hat, und wir denken hierbei gern an zwei anspruchslos und sachlich geschriebne Aufsätze eines vor trefflichen Mannes, den die Grenzboten bis an seinen Tod zu ihren Mitarbeitern rechnen durften (1901, Heft 8 und 9), des Ministers Boffe. Allerdings belehren uns die Zeitungen, daß Kunstwerke keine pädagogischen Hilfsmittel seien, und daß Denkmäler außer der Feier des Großen als Selbstzweck nur noch die reine ästhetische Wirkung auszusprechen hätten. Wir meinen aber, daß man gerade in den produktiven Zeitaltern der Kunst dieses moderne Gefasel von der ästhetischen Wirkung noch nicht gekannt, dagegen auf einen vielfagenden Inhalt des Kunstwerks das größte Gewicht gelegt habe, und daß man andererseits in der pädagogischen Ausschlichtung der Kunst niemals so weit gegangen sei wie heutzutage. Eine Erziehung durch die

Kunst mit Ausschließung von moralischen oder patriotischen Gemütsanregungen, die sogenannte künstlerische Erziehung der großen Menge, die doch selbst keine Künstler sind, ist nichts weiter als eine moderne Chimäre, und wenn jetzt die Zeitungen höhnisch hervorheben, daß der wichtigste Teil des Volks, das Proletariat, schwerlich vor diesen fürstlichen Statuen Erhebung und Erbauung suchen würde, so würden die vielen andern, die doch auch zum Volk gehören, wahrscheinlich ausbleiben, wenn anstatt der zweihundertdreißig Markgrafen und Kurfürsten ebensoviele Arbeiter nach Meunier und van der Stappen oder auch abwechselnd mit solchen allermodernsten Serpentinanzertänzerinnen daständen, sodaß man auf diesem Wege wenigstens zu einer reinlichen Scheidung der Interessenten an diesem Kunsterziehungswerke gekommen wäre.

Eine der Zeitungen schließt ihre Betrachtung mit beweglichen Worten: „Was man dem Kaiser als Reklame geschildert hat, ist ein Erwachen des allgemeinen künstlerischen Interesses durch den siegreichen, überzeugungstreu unter Schmähungen und Entbehrungen durchgeführten Kampf der modernen Kunst um neue, große Ziele. Deshalb wäre der Subel nicht auszudenken, wenn Wilhelm II., wie auf andern Gebieten, auch hier die kraftvoll willensstarke Führung übernehme. Eine neuer Glanz käme über Deutschland. Es hat nicht sollen sein, und man kennt die »Idealisten«, die sich zwischen den Kaiser und die werdende deutsche Kunst gestellt haben. Die Kunstgeschichte wird über sie richten und sagen, daß sie Wilhelm II. um eine That gebracht haben, die gerade für ihn von der Zeit bereitet war.“ Das klingt sehr rührend, aber zu einer „siegreichen“ Kunst gehören, soviel wir aus der Geschichte früherer Zeiten zu wissen meinen, zuerst Künstler mit Leistungen und dann erst Führer und Gönner, wogegen die moderne Richtung zu ihren annoch recht bescheidenen Thaten (wir denken hier nur an Deutschland) ihre Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche hinzuaddiert zu haben scheint und durch diese Rechnung zu einer ersten großen Selbsttäuschung gelangt ist. Die zweite ist die, daß sie das Volk hinter sich zu haben glaubt, während doch wer sehen und hören mag, täglich beobachten kann, wie ratlos und hilflos, kopfschüttelnd die einfachen und schlichten Menschen vor den mancherlei Wunderlichkeiten der Moderne stehn, ehe sie von deren Propheten eingefangen und „gebildet“ worden sind. Insbesondere das Volk, um dessen Gunst sich ein großer Teil der heutigen Kunstfeuilletonisten hauptsächlich bewirbt, die sozialdemokratische Arbeiterschaft, steht diesen Liebesbezeugungen manchmal recht kühl gegenüber und erweist sich dadurch jedenfalls als der klügere Teil von beiden. Natürlich, denn vor irgend einem ernsthaften Bilde, und wäre es eine Madonna von Raffael, fühlt sich ein vernünftiger Arbeiter sozusagen ernst genommen und für voll angesehen, er teilt da einen höhern, geistigen Genuß mit den sogenannten Gebildeten, während die modernen Glendmaler und Karikaturisten für ihn kaum etwas andres bedeuten können als Spaßmacher oder Unternehmer auf seine Kosten; die sichere, satte Behaglichkeit des Bourgeois, der mit solchen Anregungen nur spielen will, kennt er ja nicht. Aber die seltsamste Täuschung der Moderne ist drittens die, daß sie sich einbildet, sie sei deutsch-national, während sie in Wirklichkeit ebenjogut alles andre

ist, in ihren einzelnen Abteilungen und Fächern französisch oder niederländisch, nordisch, englisch oder amerikanisch. Beispiele dazu kann sich jeder leicht suchen, es verhält sich ja in der schönen Litteratur der Modernen auch nicht anders, und wenn man in solchen Dingen zählen und summieren könnte, so würde wohl abgesehen von der Architektur das französische Vorbild immer noch vorherrschen. Daß die Zentrale Paris die Gefolgschaft ablehnt, unter Umständen auch auspeist, schwächt die Liebe nicht ab. Wir brauchen übrigens kaum zu bemerken, daß wir Böcklin, Thoma und eine ganze Reihe anderer Namen gar nicht in diese Modernen hineinrechnen, sie werden nur à la suite mitgeführt, als Ehrenmitglieder, und Böcklin z. B. hat sich oft genug in Gesprächen diese Kameradschaft gründlich verboten, obwohl sie bekanntlich seiner Popularisierung sehr nützlich gewesen ist. Also die Moderne nun — wir glauben nicht, daß sich unser Kaiser da schon um etwas gebracht habe, was ihm bereitet war —, sie wird auch einmal älter werden, wie alles auf der Welt, soweit es nicht ganz vergeht. Sie kann dann, wenn sie die Thorheiten ihrer Kindheit abgestoßen hat, ihre Zeit haben, und der Kaiser, der jung ist und wills Gott noch vieles erlebt und vieles fördert, wird dann die zu finden wissen, denen er geben kann, was er diesesmal seinen Künstlern von der historischen Richtung gegeben hat.



Beethoven als Märtyrer

Von Hermann Kreßschmar



Das Wesen des Künstlers ist eine der wenigen metaphysischen Fragen, die eines größern Publikums immer sicher sind. Sie ist aber zugleich, eine der schwierigsten, vielleicht die, bei der sich das Urteil am stärksten nach Zeitdoktrinen zu richten pflegt. Soweit es sich um Musiker handelt, ist das leicht nachzuweisen. Besonders scharf scheidet sich da die erste von der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Jene geht unter romantischem Einfluß auf bunte, an Anekdoten reiche Lebensbilder aus, ihre Helden sind Lieblinge des Schicksals, und wenn es ihnen doch hart geht, hilft ihnen, wie dem Eichendorffschen „Taugenichts,“ das innere Glück und der Humor. Man kann sich bei den Musikerromanen der Rau und Genossen, den Novellen der Polko wohl ärgern, wenn ein großer Mann vor allem als Pfahlbürger, als Bruder Lustig und gar als Freund des „Heurigen“ erscheint, aber die Methode an sich hat in harmlosen Kreisen und unter der Jugend der Musik manche Freunde gewonnen. Sie ist durch Schopenhauer verdrängt worden, der persönlich erlebte Kränkungen in die Lehre vom leidenden Genius umsetzte und dafür in einer Zeit, die durch ihre gesteigerte Öffentlichkeit gerade den bessern Künstlernaturen das Leben sehr erschweren kann, einen günstigen Boden fand. Die Wagnerbiographie ist be-

kanntlich dieser Lösung durchaus angepaßt worden; man begnügt sich aber damit nicht, sondern die ganze Komponistengeschichte bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück wird allmählich zur Märtyrergeschichte umgewandelt. Das ist nicht unbedenklich, muß einmal vor der Musik abschrecken, zum andern junge Musiker zur Überspanntheit und zu einem Übermut verleiten, der Rücksichten auf diese blinde Welt für Schwäche und verwegne, ungewöhnliche Stücke für seine Pflicht hält.

Schon darum empfiehlt es sich, die Lehre vom leidenden Genius immer wieder zur Debatte zu stellen und an der Wirklichkeit zu prüfen. Wir greifen zu diesem Zweck den Fall Beethoven herans, nicht bloß weil Beethovens Geburtstag in der Nähe, sondern weil Beethoven ohne Zweifel der nach Wagner am meisten bedauerte Komponist ist.

In den kleinen biographischen Beiträgen der ältern Zeit wird auch Beethovens Leben und Schicksal optimistisch aufgefaßt, auch die Biographie Anton Schindlers, die erste ausführlichere, trägt noch diesen Charakter, nur polemisiert sie etwas stärker. Diese Polemik maßlos ausbeutend hat dann Ludwig Nohl nachzuweisen gesucht, daß die mitlebende Welt gegen den Meister der Sinfonie eine Riesenschuld auf sich geladen habe. Nachdem schon Hanslick das Wiener Publikum, Köchel den Erzherzog Rudolf gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen hatten, ist durch Hayers Biographie mit wohlthuender, gesunder Mäßigkeit und aktenmäßig Nohls phrasenreicher Hohlbau niedergelegt worden. Daß aber Hayer für die Parteiköpfe gar nicht existiert, bewies bei den vorjährigen Reichstagsverhandlungen über die Verlängerung der Schutzfrist für musikalische Kompositionen ein von allen Zeitungen gebrachter Bayreuther Brief, der unter andern unpassenden Parabeln des deutschen Musikelends auch den Fall Beethoven wieder vorritt.

Nun wird kein vernünftiger Mensch leugnen wollen, daß mancherlei Beethovens Leben getrübt hat: seine Kindheit war hart, in den Frühling voller Kraft und glänzender Zukunftsaussichten fiel der Schatten des Gehörverlusts, das eingetretne Unglück verbitterte das edle Gemüt des reifen Mannes, Mißtrauen, Unbehilflichkeit und sonstige Begleitererscheinungen der Taubheit vergrößerten ihm die kleinen Unannehmlichkeiten des Hausstands und der Geschäfte, die Sorgen um die Erziehung des Neffen drückten ihn mit unnatürlicher Schwere. Aber was konnte da die Welt dafür? Das Einzige, wofür sie verantwortlich gemacht werden könnte, wäre die Hemmung, Verkennung und Anfeindung von Beethovens Talent.

Auch wenn eine Untersuchung dieses Punkts nur schon gethane Arbeit wiederholt und auf neue Daten im wissenschaftlichen Sinne verzichten muß, kann sie doch dadurch nützen, daß sie die Wichtigkeit einzelner Thatfachen heller beleuchtet. Unter denen, die für die Beethovensche Zeit sprechen, sind etliche von den Biographen noch gar nicht, andre nicht gründlich genug benutzt worden.

In dem gegen die Zeitgenossen Beethovens vorgebrachten Belastungsmaterial haben wir drei Hauptposten: Klagen und Verstimmungen, über die Besucher und seine eignen Briefe berichten, abschreckende Urtheile einzelner mit-

lebender Musiker über Beethovensche Kunst, die langsame Verbreitung einiger Hauptwerke.

Die Berichte der Besucher hat uns L. Nohl in einer Sammlung, die den Titel führt: „Beethoven. Nach Schilderungen seiner Zeitgenossen“ (1877) vorgelegt. Daß das derselbe Nohl ist, der „Beethovens Leben“ (1864 bis 1877) geschrieben hat, muß man besonders feststellen. Denn jene Dokumente und diese Biographie stimmen nicht zusammen, von dem an der Welt leidenden und mit seiner Zeit zerfallenen Beethoven, den uns die Biographie glauben machen will, wissen die aufgerufenen Zeugen nichts oder wenig. Zwar hörten die meisten, die nach 1816 von auswärts zu Beethoven kamen, den und jenen Ausfall gegen Wien und Wiener Geschmack. Aber tief und schwer genommen hat das nur der zur Überpösie geneigte Kellstab. Er sprach in Krankheits-tagen vor, stieg schon voll Sentimentalität die Treppen hinauf und war auf den „Anblick stillen und tiefen Grams, der auf der wehmüthvollen Stirn, in den wilden Augen lag,“ wahrscheinlich durch gutgemeinte Bilder präpariert. Alles, was er sah und hörte, füllte ihn nun „mit namenloser Nührung.“ Als ein Wort fiel über den „das Bessere verdrängenden“ Kultus, den der Adel augenblicklich in Wien (1825) mit Italienern und Ballett trieb, hörte er kaum die gleich darauf folgende abdämpfende Bemerkung: „Wär ich gesund, wär mir alles eins,“ sondern „der kranke, tief gebeugte Geist“ war für ihn fertig. Nohl ist mit Kellstabs Beethovenverständnis sonst gar nicht zufrieden, aber hier, wo es ihm paßt, kann er sein Zeugnis gar nicht hoch genug stellen; an den andern Berichterstattern, die aus der Empfindsamkeit kein Gewerbe machten, geht er achtlos vorbei. Unter ihnen ist Rochlitz besonders wichtig. Auch ihn setzte Beethoven von dem Groll gegen die Wiener in Kenntnis. „Von mir — hieß es — hören Sie hier gar nichts. Fidelio? Den können sie nicht geben und wollen ihn auch nicht hören. Die Symphonien? Dazu haben sie nicht Zeit. Die Konzerte? Da orgelt jeder nur ab, was er selbst gemacht hat. Die Solofachen? Die sind längst aus der Mode, und die Mode thut alles. Höchstens sucht der Schuppanzigh manchmal ein Quartett hervor usw.“ Aber Rochlitz, obwohl er ein Freund von Künstlerromanen war und als Leipziger die Wiener nicht ungern getadelt sah, schrieb doch über diese Unterredung an seinen Freund Härtel: „Sein ganzes Reden und Thun ist eine Kette von Eigenheiten und zum Teil höchst wunderlichen. Aus allen leuchtet aber eine wahrhaft kindliche Gutmütigkeit, Sorglosigkeit, Zutraulichkeit . . . hervor. Selbst seine reisenden Tiraden — wie jene gegen die jetzigen Wiener, deren ich oben gedacht — sind nur Explosionen der Phantasie und augenblicklichen Aufgeregtheit. Sie werden ohne allen Hochmut, ohne das Erbitterte und Gehässige der Gesinnung — sie werden mit leichtem Sinn, gutem Mute, in wirrig humoristischer Laune herausgepölkert, und damit ist's aus.“ Rochlitz hatte also von Beethoven den Eindruck eines etwas sonderlichen, aber glücklichen Menschen. Was er an ihm „Eigenheiten“ nennt, das bezeichnete Goethe auf Grund persönlicher Bekanntschaft als ungebändigte Natur; es war ein Zug, der früh schon in ihm lag und das Verhältnis zu den besten Freunden störte, aber kein tragischer. Keiner von denen, die ihn bemerkten, hat daraus viel Wesens oder Verhält-

nisse und Schicksale dafür verantwortlich gemacht. „Originell und eigen, wie seine Kompositionen, gewöhnlich ernst, zuweilen auch lustig, aber immer satirisch und bitter und dabei doch sehr kindlich und innig,“ heißt in der Schilderung, die der Dessauer Muft (1807) seiner Schwester von Beethoven giebt. Im Jahre darauf meldet Reichardt: „Er hat, obwohl er sehr fetiert wird, die unselige Grille, daß ihn alles hier verfolge und verachte,“ Wursy bedauert (1816) soviel „Gift und Galle“ in ihm zu finden, und diagnostiziert als ärztlicher Fachmann auf Hypochondrie; Zelter aber freut sich, daß Beethoven „trotz des mannigfachen Tadel, dessen er sich schuldig macht,“ doch eines Ansehens genießt, das nur vorzüglichen Menschen zu teil wird.

Ähnlich wie bei den Schilderungen der Zeitgenossen ist der Ertrag auch bei quantitativer und qualitativer Prüfung der Beethovenschen Briefe. Auch sie hat Nohl, über 700 an Zahl (in zwei Sammlungen 1865 und 1867) herausgegeben und ebenfalls ganz einseitig benutzt. Leider scheinen sie überhaupt nur von einigen Spezialisten gelesen zu werden, denn sonst wäre es unmöglich, daß ab und zu immer wieder ein besonders drastisches Stück als eine neue Entdeckung durch die Presse läuft. Auch der jüngst soviel belachte Brief, worin Beethoven einen Notenschreiber abkanzelt, ist seit bald vierzig Jahren bekannt. Es wäre auch unmöglich, daß Nohls geistige Erben sein gefälschtes Beethovenbild immer wieder der gläubigen Menge pathetisch enthüllen. Allerdings sind die Briefe, namentlich die kleinen Billets, reich an Verdruß und an übler Laune, aber sie beleuchten nicht Beethovens Schicksal, sondern sein Temperament und wirken viel mehr erheitend als niederschlagend. Kann es ein mit den Verhältnissen nur einigermaßen vertrauter Leser wirklich für bare Münze nehmen, wenn Beethoven den jedenfalls treu ergebenen Schindler einen „elenden Schuft“ nennt? Was hat der arme Mensch verbrochen? Das Arrangement eines Konzerts ungeschickt besorgt. So war es fast immer: Beethoven reagierte auf kleine Fatalitäten, auf die keinem Sterblichen ersparten Zusammenstöße mit Unverstand und niedriger Gesinnung meistens ganz ungeheuerlich aufschäumend. Seine Briefe zeigen eine cholertische, zum Zähzorn geneigte Künstlernatur, aber keinen gefesselten Prometheus, keinen ins Mark getroffenen Dulder. Eine Ausnahme macht nur der im Oktober 1802 an die beiden Brüder gerichtete, neuerdings gewöhnlich als „Heiligenstädter Testament“ zitierte, übrigens schon seit 1827 bekannte Brief. Es klingt allerdings erschütternd, wenn Beethoven hier klagt, daß er, der feurig Lebhaft, wie ein Verbannter leben muß, daß die Flöte und der Hirtengefang, die seinen Begleiter entzücken, für ihn nicht klingen, wenn er bekennt, daß er am Selbstmord gestanden habe. Nur bemerkt er dazu — was die Sentimentalen einfach unterschlagen —, daß ihn die Kunst gerettet habe, und daß er über seine Mission klar sei. Aber auch ohne diesen Zusatz hätte dieses „Testament“ als Dokument der Verzweiflung keine abschließende Bedeutung. Es stehen ihm Briefe aus späterer Zeit gegenüber, in denen Beethovens Lebensfreude sich sogar an Ehrenmitgliedschaften und Orden gefällt; es steht ihm sogar eine gleichzeitige Korrektur durchschlagendster Art gegenüber. Allerdings nicht in Briefform, sondern in der Sprache der Töne: die zweite Sinfonie. Sie fällt bekanntlich ganz in die Nähe jenes Heiligenstädter Testaments und zeigt uns,

wie Marx schon angedeutet hat, daß dessen gebrochne Stimmung bald überwunden war, und daß Beethoven dem kommenden Unglück wohlgerüstet entgegentrat, gerüstet mit allerhand Humor, mit Mut und Kraft, mit Gottvertrauen und Selbstvertrauen, mit frommen Hoffnungen und Bitten, mit dankbarer und seliger Erinnerung genossenen Glücks. Es ist wenig beachtet worden, daß Motive dieser zweiten Sinfonie in der Neunten wiederkehren, daß zwischen beiden Werken engere Beziehungen, wie zwischen dem Anfang und dem Ende einer Lebenswandlung, bestehen. Sie sind ein Beweis, daß die Weltanschauung des gereiften Mannes im wesentlichen dieselbe blieb wie die des Dreißigers, und dieser Beweis wird durch die Bekenntnisse seiner übrigen Kompositionen dahin vervollständigt, daß wir es in Beethoven mit einem im Grunde tiefsten, männlich leidenschaftlichen, aber mit keinem wirklich unglücklichen Künstler zu thun haben. Nach Berichten, Briefen und Kompositionen erweist sich die Annahme eines an der Welt leidenden Genius als eine Fiktion. Ihre Vertreter haben nichts dafür einzusetzen als die hochmütige Überzeugung von ihrer tiefen Einsicht und den unbedingten Glauben an die Unfehlbarkeit Richard Wagners.

In der Aufführung von Beethovenfeinden unter den namhaften Musikern hat Schindler den größten Eifer entwickelt und damit der Vorstellung von dem in der Fachwelt seinerzeit durchaus mißverstandnen Beethoven die Unterlage gegeben. Sie beherrscht noch heute nicht nur so ziemlich die ganze musikalische Tagespresse, sondern auch wirkliche Forscher, deren Fleiß und Gewissenhaftigkeit hoch über dem Rohlischen Niveau steht, wie G. Grove. Trotzdem scheint sie nicht haltbar zu sein. Eine vollständige Durchprüfung des Materials steht noch aus, die bisher genauer untersuchten Fälle haben aber auch hier starke Übertreibungen ergeben. So hat Thayer nachgewiesen, daß das Verhältnis Hummels zu Beethoven arg entstellt worden ist; mit dem gleichen Unrecht hat man Dionys Weber zu einem Feinde Beethovens gemacht. Gegen die eine Thatfache, daß er seinen Konservatoristen gern Stellen in Beethovenschen Werken zeigte, die er für verfehlt hielt, muß die andre gehalten werden, daß er die Beethovenschen Sinfonien in Prag einführte. Man muß bei scharfen Worten Abbé Stadlers bedenken, daß auch Beethovens unbarmherzige Kritiken die Wiener Kollegen aufstachelten, man muß namentlich wissen, daß schaffende Künstler über konträre Richtungen befangen urteilen, man muß endlich darüber klar sein, daß wie Beethovens Persönlichkeit auch seine Kunst Eigenheiten hat, die nicht als Muster dienen können.

Obwohl diese Forderungen Gemeinplätze sind, ist's notwendig, sie gelegentlich aufzufrischen. Gewiß soll der Kritiker an die Meister, und nicht bloß an die anerkannten, mit Liebe herantreten, aber daraus folgt noch lange nicht das Opfer des Verstandes. Denn höher als die einzelnen Künstler steht die Kunst. Dieser Grundsatz ist in unserm Zeitalter der heroship etwas in Gefahr geraten. Noch schneller als in der Politik Reichsfeinde konstruiert man in der Musik Wagnerfeinde, Bachfeinde aus den geringfügigsten und respektvollsten Einwänden. Das hat ungefähr denselben Wert, wie wenn dieselben Leute, die vor einem Menschenalter Liszt oder Brahms verspotteten, heute unter den

Schwärmer voran sind. Auch in der Beethovenkritik herrschen die Mode und der Fanatismus und haben schon seit längerer Zeit selbst bedeutende Männer zu Thorheiten verleitet. Im Jahre 1810 schrieb Beethoven an Breitkopf und Härtel: sie sollten sofort im Scherzo der fünften Sinfonie bei der Rückkehr des Hauptsatzes zwei Takte, die eine falsche Wiederholung eines Motivs veranlassen, streichen. Das unterblieb aus Versehen, und die überflüssigen Takte wurden überall weitergespielt, auch dann noch, als im Jahre 1846 die Allgemeine Musikalische Zeitung den Brief Beethovens veröffentlicht hatte. Zu denen, die ihn nicht gelesen hatten, gehörte Berlioz, der auf Grund seiner Unkenntnis Habeneck wegen der Änderung heftig angriff. Das ist nur eins von mehreren Beispielen, wo die Liebe zu Beethoven sich für Druckfehler und Schreibfehler erhitzt hat. Czernys und anderer Ehrenmänner Zeugnisse stellen Beethovens Unzufriedenheit mit einzelnen fertigen, durch den Druck festgelegten Werken außer Zweifel; er selbst schreibt an Breitkopf: „man muß nicht so göttlich sein wollen, etwas hier oder da in seinen Werken verbessern zu wollen.“ Die Pächter des höhern Beethovengeschmacks aber verfolgen die kleinste Ausstellung als Beschränktheit oder Verbrechen. Unter die Kategorie dieser blinden Liebe muß man auch einen Teil der Bewundrung rechnen, die Spohrs und C. M. von Webers Urteile über Beethoven noch immer erregen. Denn diese beiden Männer bleiben als Kronzeugen für die Unfähigkeit der gleichzeitigen Fachgenossen, Beethoven zu verstehn, übrig. Bei Spohr lag diese Unfähigkeit allerdings zeitlebens vor, obwohl er sich über einzelne Werke und einzelne Sätze (in seiner Selbstbiographie) sehr anerkennend geäußert hat. Sie entsprang ähnlich wie bei Cherubini, der Beethoven „bräsque“ nannte, der entgegengesetzten eignen Kunststrichtung. Bei Weber handelt es sich dagegen um bedauerliche Übereilungen jugendlicher Unreife. Schindler und Marx, die ihn darum unter die Beethovenverächter werfen, wußten nichts davon, daß er später gesagt hat: „Von allem, was mir an Beifall, Glanz und Ehre zu teil geworden, hat mich nichts so im tiefsten ergriffen, als der brüderliche Kuß Beethovens,“ und daß er jede Vorstellung des Fidelio als „einen Festtag“ bezeichnet hat. Heute, wo diese Berichtigung feststeht, darf C. M. von Weber nicht mehr als das grüne Holz im Lästernwald verwertet werden.

Aber auch wenn alle die nachweisbaren harten Urteile dieser Herkunft für voll zu nehmen wären, was bedeuten sie gegen Ovationen wie die bei den bekannten Akademien von 1813? Daß Männer wie Salieri, Spohr, Hummel, Meyerbeer, Moscheles an untergeordneten Plätzen in der Aufführung Beethovenscher Kompositionen mitwirkten, war das öffentliche Bekenntnis seiner Verehrung auch bei der musikalischen Notabilität.

Natürlich bilden die Äußerungen der Presse einen beachtenswerten Auhang zu dem Kapitel „Beethoven im Urteil der Zeit.“ Leider hat ihm Thayer einen zu geringen Wert beigelegt und von dem, was er gelesen hat, nur so wenig mitgeteilt, daß die Aufgabe, das ganze erreichbare Material zusammenzubringen, noch offen steht.

Soviel ist aber jetzt schon klar, daß mit dem Ergebnis der Lehre vom leidenden Genius nur wenig gebient sein wird. Anfangs scheidet sich die vor-

handne Zeitungskritik in ihrem Verhältnis zu Beethoven nach Nord und Süd. In der nördlichen klingt dieselbe Stimmung vor, die schon dem Einzugs Haydn'scher Kunst mit dem Hinweis auf Bach und Gluck zu wehren gesucht hatte. Ihre Berliner Vertreter, der „Freimütige“ an der Spitze, unterhielten die Leser am liebsten von den Schwierigkeiten der Beethovenschen Werke, und die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung“ machte Wien, sich anzuschließen. Da rief aber eines Tages ihr Redakteur, Friedrich Rochlitz, seinen Mitarbeitern ein Quos ego zu. Es war nach den ersten Aufführungen der zweiten Sinfonie, wo er erklärte, daß dieses „Werk eines Feuergeistes bleiben werde, wenn tausend jetzt gefeierte Modesachen längst zu Grabe getragen sind.“ Von da ab herrscht in den Rezensionen und Berichten über Beethovensche Werke ein anderer Ton, der Sieg Beethovens war damit bei der Bedeutung des Blattes auch für Norddeutschland entschieden, die Schulfuchserie zog sich ins Ausland zurück, wo sie an dem Londoner „Harmonic“ ihre Hauptstütze, in dem geistvollen Mibischeff einen vielbemerkten Nachzügler fand. Im großen und ganzen können eine Kritik und ein Publikum, die weltfremde Werke wie die Eroica so aufnehmen, wie es der Fall war, nur bewundert werden. Sie haben ihnen eine Helligkeit entgegengebracht, die nur dadurch zu erklären ist, daß bei weniger Klavierspiel und Chorvereinen doch eine gründlichere und allgemeinere musikalische Schulung vorhanden war, daß zweitens die Beethovensche Kunst mit ihrem starken Einschlag Kantschen und Schillerschen Geistes den Puls der Zeit unvergleichlich scharf und nachdrücklich traf. Liegt über kurz oder lang einmal alles vor, was sich an zeitgenössischer Kritik über Beethoven noch erhalten hat, so werden in ihr die Schmähler und Nörgler hinter denen, die den „Musikfaisler“, den „musikalischen Shakespeare“, den „Orpheus und größten musikalischen Dichter unsrer Zeit“, die Beethoven als „Apollos ersten Sohn, den größten aller Geister“, als einen „Mann . . . den unser ganzes Zeitalter verherrlicht“, in Hauptstadt und Provinz, im engen Kreis und in der Weite feierten, äußerlich und innerlich verschwinden.

Wenn heute der Lehre vom leidenden Genius zuliebe die Aufnahme Beethovenscher Werke in der Entstehungszeit bemängelt wird, so verallgemeinert man eine Erfahrung, die nur für einige gilt. Die neunte Sinfonie gehört nicht darunter. Sie kam 1825 sogar schon auf das Niederrheinische Musikfest und brachte dem Komponisten das ganz hübsche Aufführungshonorar von 40 Louisdor, im Leipziger Gewandhaus wurde sie seit 1826 fast so regelmäßig gespielt wie heute. Auch die Gewissenhaftigkeit und Begeisterung, mit der sie H. Wagner 1846 in Dresden einstudierte, hat ihr Gegenstück in der gleichzeitigen Wiener Aufführung durch D. Nicolai. Nur die Auffassung des Werks als des Testaments Beethovenscher Kunst, auf der der heutige Kultus der „Neunten“ ruht, ist Wagners Anteil an der Geschichte dieser Sinfonie.

Wohl aber sind die letzten Sonaten für Klavier, die letzten Streichquartette, sind Fidelio und die Missa solennis nur mit Schwierigkeiten durchgedrungen und haben sich nur langsam verbreitet.

Bei den Sonaten und Quartetten lag das daran, daß hier Beethoven der Zeit doch zu weit vorausgeeilt war. Das Publikum verträgt von seinen

Lieblingskomponisten einen subjektiven Inhalt in gewohnter Form, es verträgt auch eine subjektive Form mit einem ihm faßbaren Inhalt, aber beides auf einmal: subjektiver Inhalt in subjektiver neuer Form geht über seine Kräfte. Das bot ihm nun Beethoven in diesen mit dem Sonatenbau und jedem andern gewohnten Schema brechenden, auf Gemeinverständlichkeit verzichtenden, ganz und gar für den Komponisten allein geschriebnen Tondichtungen. Es ist das Verdienst von Männern wie Liszt und Joachim, es ist die Frucht der Studien am Klavier, wenn sie jetzt für populär gelten; es ist aber auch wahrscheinlich, daß sich in den Beifall, der ihnen heute in den öffentlichen Konzerten — wohin sie gar nicht gehören — gezollt wird, ein gutes Stück Heuchelei mischt.

Bis auf den letzten Punkt steht es mit der *Missa solennis* ähnlich. Sie ist liturgisch noch heute nicht verwendbar, sie fiel in eine Zeit, wo man im Konzert Messen aufzuführen Bedenken trug; niemand endlich, der sie einmal einem Chor einzustudieren gehabt hat, wird in Abrede stellen, daß sie reich an Stellen ist, die für die hohen Stimmen, für die Soprane bestimmt, kaum möglich und immer gefährlich sind. Anders verhält sich mit dem *Fidelio*.

Wenn man hier die nackten Daten der ersten Aufführungen in der Statistik überzieht — Wien 1805, Kassel 1814, Berlin 1815, Hamburg 1816, Königsberg 1819, München 1821, Dresden 1823, Hannover 1824, Mannheim 1827, Darmstadt 1830, Würzburg 1831, Koburg 1832, Nürnberg 1832, Lübeck 1835 —, da ist man allerdings geneigt, Beethovens Mitwelt des Unrechts zu zeihen, und noch mehr dann, wenn man erfährt, daß die Oper meistens nicht gefällt und sich nicht im Repertoire hält. Die von jeher zur Erklärung herbeigezognen technischen Ansprüche, die Konkurrenz mit Paers „*Leonore*“ machen nur einen Teil der Ursache aus; um den wichtigeren zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, wie der *Fidelio* in die Geschichte der Oper hineintrat: als ein Glied aus der Familie der sogenannten „Schreckensoper,“ die seit der französischen Revolution und durch die Werke Cherubinis und d'Alayrac's ein reichliches Jahrzehnt lang einen breiten Platz auf den Musikbühnen Deutschlands und in den Herzen der Opernfreunde einnahm. Das Unglück des *Fidelio* war nun, daß ihn Beethoven nach den ersten Wiener Aufführungen zurückziehen mußte. Als er 1814 endlich wieder kam, erschien er als Fremdling; die ganze Gattung, zu der er gehörte, war inzwischen vergessen worden und ist bis auf heute geblieben. Wenn man den *Fidelio* allmählich doch wieder aufnahm, so ist das ein weiterer Beweis für die Ausnahmestellung, die Beethoven von den Zeitgenossen eingeräumt wurde. Cherubinis „*Lodoiska*“ und seine „*Faniska*“, mit denen der *Fidelio* zunächst zu wetteifern hatte, hat niemand wieder erweckt.

Was wills aber überhaupt besagen, wenn von 130 Werken eines Meisters ein Duzend, und seiens vielleicht auch ihrem Autor die liebsten, einen schwereren Lebenskampf zu bestehen hat? Aus der Zurücksetzung von Beethovens Großer Messe, der letzten Sonaten und Quartette läßt sich um so weniger eine Waffe gegen seine Mitwelt schmieden, als weitere Beweise für die mindestens verständnisvolle Aufnahme seines Gesamtwerks noch in Hülle und Fülle vorliegen. Gilt es nichts, daß Beethoven, so weit wir sehen, der erste Musiker war, der, ohne Amt und bestimmte Arbeitsaufträge, sich ausschließlich der

Komposition widmen konnte? Gilt es nichts, daß die Spitzen des österreichischen Adels, der Erzherzog Rudolf als erster, ihm mit einem reichen Jahresgehalt ein sorgenfreies Dasein bereiteten? Gilt der (kürzlich von Guido Adler eingehend geschilderte) Freundeskreis, der ihn sein Leben lang umgab und alles, was er that, gar nichts? Beethoven war auch darin ein ganz großer Mann, daß er für die Auszeichnung, die ihm widerfuhr, selten ausdrücklich dankte. Im Verkehr mit seinen Verlegern verlangte er sie als etwas Selbstverständliches und pflegte ihnen Preise zu stellen, die das Doppelte vom Üblichen noch weit überstiegen. Beethoven erhielt von Thomson für jede Bearbeitung eines schottischen Liedes 4, von andern für ein selbständiges Lied 8 Dukaten, Schuberts Lieder wurden mit einem Gulden bezahlt; im 1812 betrug das Maximum für ein Streichquartett 30 Dukaten, er aber durfte auf 80 bestehn. Und wehe dem, der auf die Honorare von Kopeluch oder Mayjeder verwies! Trotzdem hörten die Bewerbungen nie auf; um die Große Messe allein bemühten sich sechs verschiedene Firmen, fast ebenso viele um die Herausgabe seiner sämtlichen Werke. Und das alles, obwohl sich einzelne seiner Sonaten wegen ihrer Schwierigkeit schlecht verkauften, obwohl die Nachdrucker den Gewinn herabdrückten! Die Londoner Philharmonie erbot sich zu den größten Opfern, wenn sich Beethoven für einen Winter zur Leitung ihrer Konzerte verstehen wollte, die Wiener Theaterdirektion ließ sich von ihm die ungewöhnlichsten Bedingungen gefallen — kurz: die Beweise gegen sein Märtyrertum sind schwer zu erschöpfen. Mit drei offen daliegenden Thatsachen, die merkwürdigerweise kein Biograph erwähnt, mag die Liste beschlossen sein: Beethoven ist der Erste, dessen Sinfonien in Partitur gedruckt wurden. Auch seine größten Vorgänger haben zu Lebzeiten nur Stimmendrucke erreicht, und seinen Nachfolgern ist es damit erst in der Zeit Mendelssohns und Schumanns besser gegangen. Zweitens: Beethovens Werke geben frühzeitig schon den Maßstab für die Kritik. Wenn von 1850 ab Sinfoniker der Schulen Haydns und Mozarts an die Thüren klopfen, scholl ihnen wie dem Bamino der Zanberflöte ein energisches „Zurück“ entgegen, sie wurden als „kindisch“ gescholten, und fast jede Rezension eines neuen Werkes begann mit dem melancholischen Satz: „Wer jetzt noch mit einer neuen Sinfonie hervortritt, der istw.“ In den dreißiger Jahren schon ist die ganze Sinfoniekomposition Nachahmung Beethovens. Drittens: Beethoven zuliebe werden die alten Dilettantenorchester in Kapellen aus Berufsmusikern umgebildet.

Wir kommen zu dem Ergebnis: Nur wenn man auf der einen Seite so bedeutend übertreibt, wie man auf der andern unterschlägt, läßt sich die Behauptung, daß Beethoven von seiner Zeit verkannt worden sei, festhalten.





Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

3. Sizenroda. Schilda und das Schildbürgerbuch



Als wir im Juli auf den Spuren Karls V. von Strehla her nach Schirmenitz niedersteigend immer wieder den dunkeln Waldgürtel erblickten, der sich vom Lauf der Elbe westwärts zur kleineren Schwester des Stroms, zur Mulde, hinüberzieht, ergriff uns das Verlangen, auch dieses Gelände zu durchstreifen. Es liegt jetzt weit abseits vom großen Weltgetriebe, aber einst war es der Sitz eines reichen kirchlichen und wirtschaftlichen Lebens und birgt deshalb einen köstlichen Schatz alter kursächsischer Erinnerungen. Vor allem lockte uns ein Name in diese stillen Wälder, mit dem sich seit den Tagen der Kindheit die Vorstellung närrischer Heiterkeit und kerudeutschen Humors verband — Schilda. Wer könnte diesen Namen ohne ein Lächeln aussprechen, wenn er der Zeiten gedenkt, wo er in Sexta oder Quinta die unsterbliche Geschichte von dem dreieckigen, fensterlosen Rathaus, in das das Licht mit Säcken hineingetragen wurde, und andre Schildbürgergeschichten des Lesebuchs mit heller Freude studierte? Ein Zauber ist um so kräftiger, je länger er in unsrer Seele wirkt — und so trieb es uns denn mit magischer Gewalt, zu erkunden, wie es zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in dem berühmten deutschen Abdera ansehe.

In einem wunderbar klaren Septembertage, dessen tiefblauer Himmel allen Reiz des unvergleichlichen Sommers von 1901 noch einmal widerstrahlen schien, fuhrn wir von dem sächsischen Städtchen Dahlen nordwärts der preussischen Grenze entgegen. Unfre Straße führte an dem vornehmen Dählener Schloß vorüber, das einst während der Hubertusburger Friedensverhandlungen monatelang der Wohnsitz Friedrichs des Großen gewesen war, danu zwischen Wiesen und den hohen grünen Laubwipfeln des Tiergartens dahin und endlich durch Kiefernforsten nach dem alten Dorfe Sizenroda. Dieses liegt inmitten einer großen Waldblöße, die, wie viele andre in dieser Gegend, infolge der deutschen Kolonisation vor acht Jahrhunderten in den einst vom Elbstrom bis zur Mulde reichenden Urwald hineingearbeitet worden ist. Der Name des Orts bedeutet „Rodung der Sizzo,“ aber wir wissen nicht, ob hier zuerst thüringische oder niederländische oder flämische Bauern den jungfräulichen Boden bestellten. Inmitten des Orts, auf weitaussehendem Hügel, liegt das einfache, aber schmucke Gotteshaus, ein Renbau vom Jahre 1572 an der Stelle der alten Kirche, aus der wertvolle Holzschmuckwerke, z. B. ein der Jungfrau Maria gewidmeter Flügelaltar und ein großer gekreuzigter

Christus, herübergerettet zu sein scheinen. Auch interessante alte Leichensteine stehen an den Wänden. Der älteste zeigt in durchaus realistischer Auffassung die „Anno 1530 am Tage Michaelis in Christo verschiedene ehrbare und tugethame Jungfrau Anna von Miltitz, letzte Eptischen des Closters Sizenroda“; ein anderer einen 1623 verstorbenen, in der Rüstung und Feldbinde eines Obersten des Dreißigjährigen Kriegs mit Schnurr- und Knebelbart dargestellten „Herrn von Brederlo aus dem Hause Ehrenberg in Pommern, gewesenen Erb-jassen von Tammenhain und Heinersdorf.“ Der Ort Sizenroda war einst viel wichtiger als heute. Er beherbergte ein Eisterzienerkloster „zur Marien-pforte,“ wo die unvermählten Töchter des umwohnenden Adels ihre Versorgung fanden. Die Nonnen von Sizenroda waren berühmt durch ihre Heilmittel, die sie aus den Kräutern des Waldes und der Heide herstellten: Markgraf Heinrich der Erlauchte stiftete dem Kloster zwanzig Hufen, weil eine von den Nonnen bereitete Salbe seinen kranken Augen wohlgethan hatte. Die Nähe Wittenbergs bewirkte bei Beginn der Reformation eine sehr schnelle Auflösung des Sizenrodaer Klosters. Schon 1523 heiratete eine der Nonnen den Amtschöffer zu Torgau, und auch die letzte Äbtissin starb 1530 als Protestantin. An die Stelle des verfallenden Klosters, dessen Felder an die Bauern in Erbzinns angethan wurden, trat ein geräumiges Jagdschloß, das Kurfürst August von 1564 bis 1570 erbaute, und dessen in zwei und drei Stockwerken übereinander gewölbte Säle und Zimmer Kurfürstin Anna so reichlich anstattete, daß allein fünfundvierzig Betten zum Inventar gehörten. Nun klang das Hifthorn in den stillen Forsten von Sizenrode. Aber im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs litt das Schloß durch Blitzschlag und Brände, später wurde es ganz abgetragen. So ist hier nicht nur die klösterliche, sondern auch die kurfürstliche Herrlichkeit bis auf den letzten Stein verschwunden; nur die Stelle, wo einst die kräuterkundigen Nonnen haften, ist in einem großen ummauerten Garten erkennbar, und der ehemals zum Schloß gehörige Marstall dient jetzt als Oberförsterei.

Es war am Spätnachmittag, als wir von Sizenroda her in das stille Landstädtchen Schilda einfuhren. Ein biederer Schlossermeister, der nebenher das Gastwirtsgerwerbe betrieb, gab uns Quartier. Wir eilten aber bald wieder fort, die Merkwürdigkeiten Schildas zu betrachten. Der Ort ist sehr alt: schon 1170 hat ihn Markgraf Dedo von der Lausitz, ein Sohn Konrads des Großen, im Walde „Soldoch,“ von dem Schilda seinen Namen hat, gegründet, aber von Altertümern ist kaum noch eine Spur zu entdecken: das Kloster haben die Hussiten vernichtet, die Stadt selbst aber ist im Dreißigjährigen Kriege fast ganz zu Grunde gegangen. So kommt es, daß die ältern Bürgerhäuser fast alle das hohe Mansardendach zeigen, das in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aufkam. Außer der Hausthür hat jedes größere Grundstück eine geräumige, bogenförmig gebaute Einfahrt in einen mit Ställen und Scheunen ausgestatteten Hof. Denn auch auf die Schildbürger paßt Goethes:

Seil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerch mit Bürgergerwerch paart!

Eins von diesen stattlichen Gehöften in der Nähe des Markts betrachteten wir mit besondrer Ehrfurcht: es ist das Geburtshaus Neidhardts von Gneisenau, des größten Feldherrn der Freiheitskriege. Keine Inschrift erinnert an den stolzen Ruhm des behäbigen Hauses; vielmehr macht es eine über dem Thüstein eingemeißelte Trinkanne als ehemaliges Wirtshaus kenntlich. Aber in der Puzstube, die zugleich als das Geburtszimmer gilt, zeigte uns die freundliche Besitzerin ein großes Bild des Gewaltigen. Wie aber kommt Gneisenau unter die Schildbürger? Sie können sich leider nicht rühmen, daß er mit Fleisch und Blut einer der ihrigen sei — nur zufällig hat sich das Stück Soldatenroman, als das uns Gneisenaus Geburt erscheint, in Schilda abgespielt. Gneisenaus Vater stand als sächsischer Artillerieleutnant im Herbst 1760 bei der Reichsarmee in Wittenberg und hatte seine Frau, eine Tochter des Würzburgischen Oberstleutnants Müller, die ihrer Niederkunft entgegen sah, um sie von den Kriegsunruhen fernzuhalten, in dem besten Gasthof des Städtchens Schilda einquartiert. Hier wurde der spätere preussische Feldmarschall am 27. Oktober 1760 geboren. Als aber am 3. November Friedrich der Große bei Torgau gesiegt hatte, und insofgedessen die Reichsarmee südwärts retririerte, floh auch die Böchnerin mit dem Kinde aus ihrem stillen Asyl. Als sie unterwegs mit andern Kranken auf einem Bauernwagen liegend die Besinnung verloren hatte, fiel das Kind vom Wagen; ein Grenadier hob es auf und brachte es am andern Tage der geängstigten Mutter wieder. Doch diese verfiel infolge der Aufregung und Erkältung in Fieber und starb bald darauf im Winterquartier des Gatten bei Hof. Nun wurde das Kind einer Soldatenfrau übergeben und wuchs mitten im Getümmel und unter den Entbehrungen des Krieges seiner großen Zukunft entgegen. So war also Gneisenau nur in der ersten Woche seines Lebens ein Gast der Schildaer: trotzdem gehn sie damit um, ihm auf dem Markt ein bescheidnes Denkmal zu setzen.

Von den öffentlichen Gebäuden Schildas fällt am meisten das turmgekrönte Rathaus an. Man kann es nicht ohne ein Lächeln betrachten: denn seine zahlreichen, über Gebühr großen Fenster machen den Eindruck, als hätten die Schildaer durch diesen Bau die alte Legende vom fensterlosen Rathaus gründlichst zerstören wollen. Eine sonderbare Geschmacklosigkeit begegnet auch bei der Kirche: das ursprünglich gotische Gotteshaus ist in der plattesten Renaissance erneuert worden. Schön dagegen ist die Lage der Kirche; sie ist, wie die von Sigenroda, auf einem Hügel erbaut, von dem aus wir im Scheine der untergehenden Sonne ringsum die von Kindern belebten grünen Auen sehen, über die sich die Stadt auf einem kleinen Plateau erhebt, und darüber hinaus dmitle Waldstreifen. Während des Abends besuchten wir die altväterischen Schenken der Stadt, um dem genius loci zu lauschen. Aber offen gestanden, es ging in Schilda am Biertisch nicht viel anders zu als in andern weltentrückten Kleinstädten. Nur in unserm eignen Gasthaus, wo sich das Gespräch um eine Mordthat drehte, verstieg sich der Wirt bei der Aburteilung über die Schuldfrage zu dem seltsamen Ausspruch: „Die de morden, doochen (taugen) jn nischt, aber die de, die se tot machen, doochen allemal ooch nischt.“ Anderswo gefand uns ein alter Herr, es sei doch ein eigen Ding, ein

Schildaer zu sein. Sie beobachteten gelegentlich selbst, ob etwa bei ihnen Dinge vorkämen, die sonderbar wären. Er könne sich aber nur auf ein Vorkommnis derart besinnen. Vor fast fünfzig Jahren, als noch der Gemeindevorstand jeden Morgen die sämtlichen Kühe der Stadt auf die gemeinsame Weide trieb, sei die Straße wegen Beschleung aufgerissen und nur ein ganz schmaler Pfad für das Rindvieh vorhanden gewesen. Die Kühe seien ihn auch sittsam gewandelt, aber der „Brummochse“ habe versucht, über das Brunnenhaus hinwegzuklettern und sei dabei mit dem Hinterteil so tief in den Brunnen hineingerutscht, daß ihn die zusammengeströmten Bürger mit Seilen hätten herausziehen müssen.

Doch genug der Kurzweil. Der wissenschaftliche Ernst in uns fragt schon längst: Sind wir denn aber auch in Schilda, d. h. in dem Schilda, das dem Verfasser des Schildbürgerbuchs vorschwebte? Das ist durchaus nicht unbestritten. Schon der gelehrte Polyhistor und Rektor der Kreuzschule in Dresden, Schöttgen, ließ im Jahre 1747 unter dem Pseudonym Johann Christoph Langner, *Juris Practicus*, eine „Verteidigung der Stadt Schilda wider die gemeinen, doch ungebührlichen Auflagen“ erscheinen, in der er darlegt, daß der Verfasser des Schildbürgerbuchs „diese Begebenheiten aus andern Büchern“ genommen und der Stadt Schilda „alle zusammen angedichtet hat,“ ferner „daß die im Schildbürgerbuch angegebenen Hiftörchen nicht in Meißn, sondern — wenn überhaupt irgendwo — in Schwaben, Elsaß oder Schweiz oder da herum vorgegangen sein mögen.“ Diese Ansicht hat neuerdings Eduard Schröder, besonders durch den Hinweis auf die oberdeutschen Wortformen des Buchs, wieder aufgenommen. Leo Arnjow aber glaubt gar, die Heimat der Schildbürger in Livland suchen zu müssen. Alle diese Ansichten sind widerlegt worden durch das vortreffliche und gründliche Buch von Ernst Jeep,^{*)} der, wenn ihm auch einige zuweit gehende Behauptungen und unsichere Schlussfolgerungen mit unterlaufen, doch den meines Erachtens unwiderleglichen Beweis geführt hat, daß der Verfasser des Schildbürgerbuchs wirklich das alte kurfürstliche, südlich von Torgau liegende Schilda gemeint habe und selbst ein Oberfachsche, oder wie man zu jener Zeit sagte, ein Meißner gewesen sei. Die oberdeutschen Wortformen erklären sich ganz einfach daraus, daß der Verfasser seine Geschichten größtenteils aus oberdeutschen Schwanksammlungen entnommen hat. Vor allem aber ist der Titel der Originalausgabe vom Jahre 1597 — die nicht mehr vorhanden zu sein scheint — zu beachten: Die Schildbürger. Wunderfeylgame, Abentheurliche un-erhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamia durch M. Aleph, Beth, Himmel (Frankfurt, Paul Brachfeld, 1597, 8). In der Ausgabe von 1598 kommt dazu noch die Angabe: „Gedruckt in Verlegung deß Authoris in der Festung Misnopotamia.“ Zu diesem Namen kann schlechterdings nichts andres stecken als ein Hinweis auf Meißn = Misnia, und zwar speziell auf das „Meißner Flußland,“ das Gebiet zwischen Schwarzer Elster, Elbe und Mulde, in dem unser Schilda liegt. Wenn man

^{*)} Ernst Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuchs und des Grillenvertreibers, Wolfenbüttel, 1890.

ferner im Schilbbürgerbuche Kapitel 1 liest: „das ire erste Voreltern aus Griechenlandt herkommen und von der weisen Meistern einem erbohren sein.“ und wenn man dazu die etymologischen Spielereien des Melanchthon, Albinus und anderer meißnischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts kennt, die die *Myäni* den griechischen *Myfi* gleichsetzen, so kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wirklich das kursächsische Städtlein Schilda als Schauplatz der Schilbbürgergeschichte gedacht sei.

Aber Zeep geht noch weiter. Er glaubt auch den Verfasser des Buches leichhaftig ermittelt zu haben und zwar in der Person des Johann Friedrich von Schönberg auf Falkenberg, der 1597, als das Buch zuerst erschien, kurfürstlich sächsischer Rat, Hofrichter und Hauptmann zu Wittenberg gewesen ist. Der ersten Ausgabe des Schilbbürgerbuchs geht nämlich noch eine unter dem Titel: „Das Valebuch“ (von *λαλεῖν* schwägen, närrisch sein) aus dem Jahre 1597 voraus, die gleichen Verfassers mit dem Schilbbürgerbuch sich hauptsächlich dadurch von ihm unterscheidet, daß die Geschichten noch nicht auf Schilda, sondern auf das fiktive „Valenburg“ lokalisiert erscheinen. Andererseits folgten auf das Schilbbürgerbuch mehrere erweiterte Ausgaben, die aber auch von demselben Verfasser herrühren: 1603 erschien in Frankfurt der „Grillenvertreiber,“ der im ersten Teile das Schilbbürgerbuch enthält, im zweiten eine Fortsetzung dazu, die „Galecuttischen Geschichten“; dazu kam im Jahre 1605 ein drittes Buch unter dem Titel: „Hummeln.“ Während sich nun der Verfasser auf dem Titel des Valebuchs mit sämtlichen Buchstaben des deutschen Alphabets, auf dem des Schilbbürgerbuchs mit dem hebräischen *Abc* und außerdem als „der Festung Ppsilonburger Amptmann“ bezeichnet, listet er den Schleier seiner Pseudonymität im „Grillenvertreiber“ und in den „Hummeln“ soweit, daß er sich als Conradum Agyrtam von Bellemont bekennt. Die Anfangsbuchstaben der drei Namen machen wieder das *Abc* aus, ja die beiden Vornamen scheinen zu diesem Zwecke gewählt zu sein (Agyrta = *ἀγίρτης* Gaukler). Aber in Bellemont steckt doch höchstwahrscheinlich der Geschlechtsname derer von Schönberg. Zum Überflus hat sich in diesem Geschlechte selbst eine natürlich aus der Renaissancezeit stammende Tradition erhalten, daß es von den Herren von Bellemont abstamme. Selbstverständlich kann für die Autorschaft des genannten Schönberg kein mathematischer Beweis geführt werden, aber soviel wird man Zeep zugeben müssen, daß sich unter dem „der Festung Ppsilonburger Amptmann Conrad Agyrta von Bellemont“ recht wohl „der Festung Wittenberg Hauptmann und Hofrichter Johann Friedrich von Schönberg“ verbergen kann.

Zeeps Hypothese wird aber noch viel wahrscheinlicher, wenn wir kurz das Leben und Wesen dieses Schönberg betrachten. Er war am 28. Februar 1543 zu Sizenroda bei Schilda geboren als Sohn Heinrichs von Schönberg, der „dreier Churfürsten zu Sachsen bestalter Rath, Hoffmarschalch und Rittmeister“ gewesen war, und der Dorothea von Hopfgarten. Seit 1553 auf der Fürstenschule zu Grimma gebildet, wurde er 1562 in Wittenberg immatrikuliert. Nach vollendetem Studium ging er auf Reisen, stand vom Januar 1570 bis 1571 im Dienste des Kurfürsten Joachims II. von Brandenburg und lebte dann sechs

Jahre lang auf seinen Gütern oder auf Reisen, bis ihn Kurfürst August von Sachsen 1577 als Assessor beim Hofgerichte in Wittenberg anstellte. Im Jahre 1580 wurde er mit Hans Löser auf Breßch zum „flets währenden Kommissarius“ der Universität ernannt. Als solcher kam er mit den Professoren in dauernde Berührung; sicherlich war ihm z. B. auch Albinus, der oben genannte Verfasser der Land- und Berg-Chronika, der bis 1580 in Wittenberg dozierte, persönlich bekannt. Im Jahre 1586 avancierte Schönberg zum Vizehofrichter, 1590, unter der Regierung Christians I. (1586 bis 1591), zum Hofrichter. Nach dessen frühem Tode wurde bei der Unmündigkeit Christians II. (1591 bis 1611) der starre lutheranische Friedrich Wilhelm von Weimar Administrator des Kurfürstentums. Dieser ernannte ihn zum Hauptmann der Kurstadt Wittenberg und der Ämter Belzig, Gommern und Elbenau. Im Oktober 1591 ist er Mitglied des Ausschusses der Ritterschaft, der vom Administrator die Absetzung des Kanzlers Krell und die Einberufung eines Landtags fordert. Diesem im Februar und März 1592 in Torgau abgehaltenen Landtage hat er beigewohnt, hat auch zu den Visitatoren gehört, die gegen den Kryptokalvinismus vorgehen sollten, und ist am 29. März 1593 zu einem der Direktoren gewählt worden, die den Prozeß gegen Krell führen sollten. Als solcher hat er auch am 10. April 1595 mit Hans Löser gegen Krells Beschwerden protestiert. In seinem Alter litt er an Chiragra und Podagra und zog sich deshalb 1613 auf sein Gut Falkenberg zurück, wo er am 24. März 1614 starb.

Wie kam dieser Mann dazu, das Schildbürgerbuch zu schreiben und unter einem Pseudonym zu veröffentlichen, das aber doch, wenigstens für die ihm Näherstehenden, durchsichtig genug war? Die Antwort auf diese Frage ist nicht so einfach zu geben, auch Jeep, so große Verdienste er sich um diesen ganzen Stoff erworben hat, hat doch diese Antwort nicht in allen Stücken richtig formuliert. Denken wir uns den Wittenberger Hofrichter und Universitätskommissar inmitten der teils höfischen, teils juristisch-bureaucratischen, teils akademischen Gesellschaft, die ihn umgab, als launigen Erzähler und Hörer kurzweiliger Geschichten, so verstehen wir ohne weiteres, wie ein solcher Mann seine Freunde daran haben konnte, dergleichen zu lesen, zu sammeln und heranzugeben. Wir finden also im Schildbürgerbuche zunächst eine ähnliche Sammlung von Schwänken, wie sie in andern Litteraturwerken dieser Zeit vorliegen; vergleicht doch der Verfasser im Talebuch Blatt 2a selbst seine Schriftstellerei mit den „groben Zotten im Kollwagen, Gartengesellschaft, Cento Novella, Ragipori und andern unreinen Scribenten, welche wol ausschneidens bedürften.“ In der That hat er aus diesen und andern Schwankensammlungen volkstümlicher wie humanistischer Art geschöpft. So ist z. B. die Geschichte, wie ein Schildbürger seines Pferdes schonet, aus Freys „Gartengesellschaft“ (Frankfurt, 1590) übernommen; die reizende Erzählung, wie die Schildbürger „einen unschuldigen, armen Krebs,“ der sich zu ihnen verirrt, erst als einen Schneidergesellen ansehen, ihn deshalb auf ein Stück Ländisch Tuch setzen und dieses nach seinen Kreuz- und Quersügen zerschneiden, dann aber, weil er einen Schildbürger mit der Schere gezwikt, durch peinlich Gericht zum Tode des

Ertrinkens verurteilen, ist im Kerne aus Kirchhofs „Wendunmuth“ entnommen, einzelne Züge dazu aus Hans Sachs und Fischart. Andre Geschichten des „Schildbürgerbuchs,“ sowie des „Grillenvertreibers“ und der „Hummeln“ stammen aus Vebers „Facetiae“ (Tübingen, 1561) und dem „Grobianus“ von Kaspar Scheit (Worms, 1551). Wieder andre Geschichten und Wendungen hat der Verfasser aus mündlicher Erzählung und eigener Erfindung. Den mittheilbaren Meißnern lag und liegt ja die Lust am Fabulieren tief im Blute, und besonders Wittenberg, wo Professoren und Studenten von allen deutschen Stämmen zusammenströmten und mit den Hofleuten, Beamten und Bürgern der Stadt in lustiger Plauderei zusammentrafen, war der rechte Ort für eine solche Schwanksammlung. So ist es fast selbstverständlich, daß im Schildbürgerbuche eine aus höfischer Narretei, akademisch-humanistischem Witz und Kanzlei humor gemischte Geistesart ihr Wesen treibt; es ist für uns in dieser Hinsicht ein sehr interessantes Dokument des gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Kurfachsen bei Bier und Wein beliebten Unterhaltungsstoffs.

Aber der Wittenberger Amtshauptmann und Hofrichter ist doch kein bloßer Anekdotensammler; eine solche Thätigkeit wäre zu gering für seine Stellung und für die starke Persönlichkeit des Mannes. Er hat die einzelnen Geschichten nach einem gewissen Plane geordnet und verbunden, ihre Träger zu einer bürgerlichen Gemeinschaft zusammengefaßt und so ein Gebilde geschaffen, das, wenn auch nicht alle Glieder streng zum Ganzen streben, und wenn auch die Komposition nur sehr locker Art ist, doch in vielen Stücken an einen Roman erinnert. Aus diesem Roman tönt aber nicht nur das harmlose Lachen des lustigen Erzählers, sondern auch der böshafte Spott eines Mannes, der verletzen will. Namentlich in den die Schildbürgergeschichten einleitenden Betrachtungen und in alledem, was der Verfasser zu den anderwärts überlieferten Geschichten hinzugefügt hat, in der Verschärfung und Verpfefferung einzelner Ausdrücke und Wendungen zeigt sich, wie Jcep treffend nachweist, die Geißel des Satirikers. Diese Satire entspringt zunächst dem geistig-ästhetischen Gegensatz, der zwischen dem ganzen Lebensmilieu des Verfassers und den elbländischen Kleinstädtern besteht. Schönberg lebt in Wittenberg, zeitweise auch in Torgau, den verhältnismäßig großen und eleganten Residenzen Kurfachsens, den Sammelpunkten wirtschaftlichen und geistigen Verkehrs; er jonnt sich im Glanze höfischer Feste, er ist der gefeierte Mäcen der Univerſität, er wohnt in einem mit allen Erzeugnissen des hochentwickelten Kunsthandwerks ansaffierten Hause, er geht im sammet- und seidestrotzenden Herrengewande einher — welcher Gegensatz zu den in der Kultur zurückgebliebenen, in den Woll- oder Leinenfitteln des Bauern gekleideten, oft auch in Unbildung verkommenen Kleinstädtern! Wenn er oder einer seinesgleichen von Wittenberg oder Torgau nach Domitzsch oder nach Belgern oder nach Schilba kam, so war es ihm wie dem Stadtrömer, den der Zufall einmal nach der altväterischen Volskerstadt Sora am Rande der Abbruzzen oder wie Walthar von der Vogelweide, wenn ihn ein böses Geschick aus den fetten Abteien an der Donau oder von dem üppigen Hofe zu Wien einmal in das armselige, von sandigem Kiefernwalde umgebene Kloster Dobrilugk geführt hatte. Dieser geistig-ästhetische

Gegenſatz forderte ſeinen Spott heraus. Und ſo ſind denn die Valenburger in der erſten Ausgabe des ſatiriſchen Romans nichts als der ins Lächerliche gezo- gene Typus des Kleiſtädters im Meiſner Meſopotamien. Erſt die zweite Ausgabe des Werks iſt nach Schilda lokalisiert. Der Zweck dieſer genauern Lokaliſierung iſt ſicherlich kein anderer als der, die Wirkung der Satire noch zu verſtärken. Als geborner Eizenrodaer kannte Schönberg die benachbarten Schildaer von Jugend auf. Schilda war wohl auch von allen den unter- meiſneriſchen Neſtern das ärmlichſte und erbärmlichſte; die Schildaer erweckten wohl ſchon, wenn ſie mit ihrem Honig oder ihrem Holze oder mit Eiern und Butter auf dem Torgauer Markt erſchienen, durch Weſen und Kleidung das Geſpött der Stadtbürger; das mitten im Walde liegende Städtchen erſchien ihnen als ein troſtloſer Wohnſitz der „Hinterwälder,“ als der Ort, „wo die Füchſe ſich gute Nacht ſagten.“ So ſind denn auch in unſerm Buche alle Mittel angewandt, in Leſer eine Art von äſthetiſchem Ekel vor den Schildbürgern zu erwecken. Drum ſpielen Hunde und Schweine, Dreck und Miſt eine große Rolle in Schilda, ſogar beim Empfange des Kaiſers. Als ihn der Schultheiß erblickte, ſprang er, auch übrigens in ganz vernachläſſigtem Aufzuge „auf den Miſt, den Keſjer deſto förmlicher und geſtätlicher zu empfa- hen.“ Des Kaiſers Sohn möchte der Schultheiß mit des Sauhirten Tochter verheiraten, zu deren Preiſe angeführt wird, „wie ſie alle Morgen im Dreck bis über die Knie ſteht und arbeitet.“ Ganz beſonders aber wird die ganze unſaubere, bäuriſch derbe Lebensweiſe der Schildbürger durchgehelt in den Kapiteln: „Wie der Schultheiß zu Schilda ins Bad gieng“ — die Stadt, die darin ohne weitem Zuſatz genannt iſt, iſt ohne Zweifel Torgau —, ferner „Wie der Schultheiß ſeiner Schultheißin einen neuen Belz framet“ und „Wie die Frau Schultheißin mit ihrem neuen Belz zur Kirchen pranget.“ Dazu ſind die Schildaer ſo dumm, daß ſie auch als privilegierte Narren doch über ſich ſelbſt Bedenken haben; ſie nennen ſich Seite 39 ſelbſt „doppelte Zwelſſel,“ und als einer unter ihnen die Urſache der im Rathhaus herrſchenden Finſternis endlich bemerkt, ruft er: „Na, ſind wir aber nicht gebippeldoppelborte Narrn, ich frage euch alle darumb.“ Die Schildbürger ſind nicht imſtande, auch nur zwei auf- einander gereimte Verſeilen zu merken (S. 90 f.), ſie können nicht ſchreiben und leſen, ſie entſtellen die Fremdwörter, ſie ſtottern (vergl. S. 99), wo der Rat erteilt wird, den Weibern lieber gleich etwas zu kaufen, als ihnen etwas zu verſprechen, und es dann heißt: „Dann ſie haben ein ſehr gu gu gute Gedächtnuß; wie jener Schiltbürger, welcher begert Schreiber zu werden, ſondte doch weder ſchreiben noch leſen, ſondern ſagt, er hette ein ſehr gutes Mar- morium (memoriam) oder Gedächtnuß. Aber verzeihet mir jhr lieben Schilt- bürger, ich hab den Hu hu huſten und fahret im leſen fort.“ Hier wie in dem obengenannten Kapitel vom badenden Schultheißen ſchillern wohl wirk- liche Erlebnisse, die Schildbürgern in Torgau und Wittenberg zugeſtoßen waren, durch; vermutlich hatte ſich einmal ein ungebildetes, ſtotterndes Schildaer Stadtkind dem Herrn Hofrichter zu Wittenberg als Schreiber an- getragen, oder er hatte bei einer Gerichtsverhandlung mit einem Schildaer Schultheißen zu thun gehabt, der nicht wohl ſchreiben und leſen konnte.

Hier fragt man billigerweise, ob es denn wirklich so schweren Geschüzes bedurfte, um den geistig-ästhetischen Gegensatz, der zwischen dem Verfasser und den Verspotteten besteht, zum Ausdruck zu bringen. Hier und an andern Stellen, die in ihrer Verbtheit nicht wiederzugeben sind, steigert sich der Spott zum Hohn, ja fast zum Hass. Das hat Jeep zum erstenmal richtig hervorgehoben, und er glaubt auch die Ursache dazu gefunden zu haben. Nach seiner Ansicht (S. 63 f.) war Schönberg im Jahre 1592 Mitglied der Visitationskommission, die den Kryptokalvinismus beseitigen sollte; dabei erlitt er von der „Selbstüberhebung der obstinaten Schildaer Bürger“ eine Kränkung und rächte sich dafür durch eine satirische Schrift. Hier ist der Punkt, wo ich von Jeep abweichen zu müssen glaube. Meiner Ansicht nach war Schönberg nicht der Angegriffne, sondern der Angreifer, ebenso waren nicht an erster Stelle religiöse, sondern politisch-soziale Gegensätze die Veranlassung seines Hasses, und dieser richtete sich nicht gegen die Schildaer allein, sondern gegen alle derartigen kursächsischen Kleinstädte. Ein starker Grund dafür liegt schon darin, daß der Verfasser sein Werk zuerst als „Valenbuch“ und auch später im „Grillenvertreiber“ als „Wizenbürgische Geschichten“ publiziert, sodas die Lokalisierung auf Schilda nur eine Episode in diesem Kampfe des adlichen Satirikers gegen das Kleinbürgertum ist. Ferner knüpft doch das Valenbuch seine Erzählungen nicht an die Visitation, sondern an den berühmten Torgauer Landtag von 1592 an, dessen Einberufung Schönberg mit gefordert, und den er auch mit besucht hat. Mit Beziehung darauf heißt es in der Einleitung des Valenbuchs: „Als der große Reichstag [Landtag] zu Nthen in der Haupt-Statt [Torgau] angangen . . . came auch selbst eigner Person dahin Udeys der Utopische Keyser [der Administrator Friedrich Wilhelm von Weimar] . . . mit jm aber kam auch dahin ein große Meng so wol Edel als Unedel hohes und niedern Standts: und unter denselben war auch ein A b c d e f usw. [der Verfasser] dervegen mitgereyset, so wol der Reichsversammlung beizuwohnen [als Mitglied des Ausschusses der sächsischen Stände] als wegen Diensten, damit ich meinem Herru verpflichtet und verhasstet gewesen“ [als Hofrichter und Amtshauptmann des Administrators].

Die große Angelegenheit aber, die auf dem Torgauer Landtage zu schlichten war, und die etwas Politisches in den satirischen Roman Schönbergs hineingetragen hat, ist nur zum Scheine die Reinigung Sachsens von der kalvinischen Lehre, in Wahrheit die Wiederaufrichtung des Regiments der adlichen Stände im Gegensatz zu den absolutistischen Bestrebungen des Kanzlers Krell. In Sachsen war wie anderwärts beim Ausgang des Mittelalters die fürstliche Macht durch die Mitregierung der adlichen Stände beschränkt gewesen. Die staatliche Entwicklung aber pflegt vom ständisch beschränkten Fürstentum zum Absolutismus und von da zum Konstitutionalismus zu führen. In Sachsen hat sich dieser Prozeß gemäß dem hohen Stande der Volksbildung und der Volkswirtschaft eher angesponnen als anderswo, vor allem eher als in Brandenburg, wo er erst mit dem Großen Kurfürsten aufhebt. Schon Kurfürst Moriz war seinem Streben nach Absolutist. Wenn er auch, besonders bei Festsetzungen über das religiöse Bekenntnis, den Landtag berief, so machte

er doch seine auswärtige Politik auf eigne Faust, und auch finanziell war er von den Ständen fast unabhängig; auf ihn geht auch die Anfänge einer bezahlten Beamtenchaft bürgerlicher Abkunft zurück. Sein Bruder und Nachfolger August ließ sich zwar eine gewisse Organisation der Stände und ihre Mitwirkung in Steuerfragen gefallen, doch war seine Regierung im übrigen so persönlich, daß der Adel nur zu Einfluß kam, soweit er sich in des Kurfürsten Dienst bequeme. Noch viel schärfer aber trat das Streben nach fürstlichem Absolutismus unter seinem Sohne Christian I. hervor. Dessen Werkzeug, in vieler Hinsicht auch sein Leiter, war Dr. Nicolaus Krell, der Sproß einer Leipziger Juristenfamilie, Sachsens Sully. Er schuf aus der Vereinigung des bisherigen Hofrats mit dem Geheimrat eine einheitliche Verwaltungsbehörde, die aber streng unter seiner eignen und des Kurfürsten Leitung gehalten wurde; er beseitigte die Verpflichtung der Geistlichen auf die Konfessionsformel, die trotz ihres schönen Namens eine Verständigung mit den Reformierten verhindert hatte, verbot alles dogmatische Gezänk und machte Kursachsen durch Anbahnung eines Bündnisses mit Brandenburg, Kurpfalz, Hessen, Heinrich IV. von Frankreich und Elisabeth von England u. a. zum Mittelpunkt einer großartigen, der katholischen Reaktion entgegenwirkenden europäischen Politik. Der sächsische Adel, der sich bis auf wenige Vertraute des bürgerlichen Kanzlers beiseite geschoben sah, war über diese Entwicklung im höchsten Grade aufgebracht. Da starb plötzlich am 25. September 1591 der erst einunddreißig Jahre alte Kurfürst und hinterließ die Vormundschaft über seinen achtjährigen Sohn Christian II. dem streng lutherischen Friedrich Wilhelm von Weimar. Noch waren die Bestattungsfeierlichkeiten nicht vorüber, da forderte schon der Ausschuß der Ritterschaft, zu dem unser Schönberg gehörte, die Absetzung Krells, den Prozeß gegen ihn und die Berufung der zurückgebrängten Stände nach Torgau. Am 23. Oktober wurde Krell verhaftet, und es folgte nun seine furchtbare, zehnjährige Kerkerhaft und der bekannte skandalöse Prozeß. Seine von blindem Haßse vorwärts getriebenen adlichen Gegner konnten ihm keine andre Schuld nachweisen als den großen Einfluß, den er auf seinen Kurfürsten geübt hatte; sie thaten es in ihrer Weise: „Daß er dem Kurfürsten zu Änderung des Regiments und Religion, auch zur Hilfe nach Frankreich geraten habe, dadurch der Kurfürst in schwere Sorge, Mühe und Bekümmernis gediehen und sich auch oft über solche Sachen, die ihm gemeinlich vor oder über der Mahlzeit und besonders zur Unzeit vorgebracht, erzürnet, in Grimm und Zorn darauf gegessen und getrunken, ja wider den Kaiser verhetzt und der Kurfürst dadurch in solche Betrübniß und Schwermut gekommen, daß er daran gestorben.“

Es sind jetzt gerade dreihundert Jahre her, daß Krell, der letzte große Staatsmann, den Sachsen gehabt hat, auf dem Dresdner Neumarkt unter dem Beile des Henkers verblutete (am 9. Oktober 1601). Zu den Direktoren seines Prozesses und damit zu den eifrigsten Verfechtern der Vorrechte des Adels gehörte der Wittenberger Hofrichter von Schönberg. Eine besondere Veranlassung zum Haßse gegen Krell lag für ihn wohl in einem Mandat Christianus I. vom 24. August 1588 (Codex Aug. I, S. 1346), worin gerügt

wird, „daß die Studiosi oftmahls in die Schranken in der Hof-Gerichts-Stube, do zu Recht verfaßt wird, bringen, in den Akten blettern und sichs wohl begeben haben soll, daß unversehens Vollmachten daraus verlohren gegangen sein; daß sich ferner die Assesjores vom Adell bishero auf die bestimmte Hofgerichts Termin nicht zu rechter Zeit, auch wohl gar nicht eingestallt haben, daraus denn erfolget, daß zur Zeit, da der Vice-Hofrichter allein zur stete gewesen, die Publikation der Urthell eingestellet worden.“ Dieses Mandat enthält natürlich auch eine Nase für den damaligen Vicehofrichter von Schönberg, mit dem die Studenten so gemüthlich verkehren, und der seinen Assesjoren so wenig Respekt einflößt, eine Nase, die doppelt schmerzhaft war, weil sie von dem bürgerlichen Kanzler ausging. Schönbergs und seiner Gefinnungs-genossen politisches Ideal war ein aus der Gemeinschaft der adlichen Gutsherrschaften bestehender Staat, worin die Städte zur Bedeutungslosigkeit, die Bauern zur Erbunterthänigkeit herabgedrückt waren. Bezüglich der größern Städte wie Leipzig, Dresden, Freiberg, Wittenberg, Torgau ließ sich dieses Programm nicht mehr durchführen, aber wenigstens die kleinen sollten wieder zur Rechtlosigkeit von Dörfern herabsinken, damit sie ihren Sitz und ihre Stimme im Landtage, der als ein Privilegium des Adels angesehen wurde, verlören. Leuchtet nicht dieses Streben deutlich genug aus der Satire Schönbergs hervor? Gleich das erste Blatt des Schildbürgerbuchs ist dafür beweisend. Schilda war eine schriftfähige und landtagsfähige Stadt; aber auf dem ersten Blatte ist ein sacktragender Bauer, das Käsemeßer an der Seite, abgebildet, und dabei stehen die Verse:

Wißt ihr auch wer ich, der ich bin,
 Ich bin ein Mann von hohen Sinn,
 Ich bin groß Hans von großen Linden,
 Und thu mein Schuh mit Basten binden.
 Der Sack der ist zwar grausam schwer,
 Doch sind mein Gedanken noch viel mehr.
 Drumb weicht, ich trag ein Sack mit Hopff,
 Machi mir nicht unrühig meinen Kopff.

Auch sonst betont der Verfasser immer, daß Schilda, obwohl es sich als Stadt aufspiele, faktisch ein Dorf sei, z. B. Seite 78 läuft einer „nach dem Flecken Schilda (dann nach dem sie angefangen Narrn zu sein, wolten sie ihr Dorff nicht mehr ein Dorff heißen lassen, und warffen den, so er ein Dorff genennet, in Brunnen).“ Der erste Schildbürger, den der Kaiser am Wege trifft, hat in der Hand „ein Stück Brot, das war ganz schwarz und grob, von rauhen Kleien gebacken“ und dazu ein Stück Käse, die Nahrung der Bauern. Der Kaiser erhält beim Festessen Weißbrot; „vor der Bawern Ort lage schwarz Brot: Haberstro het es ihnen auch genug gethan(!). Seite 144 heißt es: „Die Schildbürger hatten einen guten Bürgermut, ob sie schon nur Bawern waren.“ Seite 175 vertriecht sich der Krebs „gehn Schilde inn das Dorff.“ Jetzt verstehen wir erst, warum in dem Buche so oft betont wird, daß die Schildbaer das „gemeine Gut,“ statt es zu mehrren, verpressen und verkaufen — es soll dadurch bewiesen werden, daß sie erst recht nicht dazu taugten, des Landes

Geschäfte wahrzunehmen. Drum machen sie auch den dummen Sauhirten zu ihrem Schultzeißen! Und welche grausame Ironie liegt darin, daß eben diese armen Thoren, die man der Landtagsfähigkeit berauben will, in unserm Buche von Kaisern und Königen zu Ratgebern begehrt werden, ja daß der Kaiser in Utopien, während er darauf wartet, daß die Stände des Reichs sich versammeln, selbst zu ihnen zieht, zu sehen, wie es mit ihrer Narrheit stehe. „Er lies inen auch darbei anzeigen und vermelden (one zweiffel sie zu versuchen und ob sie recht nerrisch sein zuerfahren) er wölle sie bey allen iren von altem hergebrachten Privilegien, Freyheiten und Gnaden nicht nur schirmen und handhaben, sonder auch, wo es die notturft also erfordern thete, noch ferner befreyen unnd begnaden usw.“ Thatächlich sind später Abgeordnete von Kleinstädten, die ehemals landtagsfähig gewesen waren, vom Landtage in Dresden zurückgewiesen worden. Ein solcher Fall ist für Annaburg (Vochau) aus dem Jahre 1682 bezeugt. Ich möchte vermuten, daß auch schon der durch den Administrator 1592 reaktivierte Landtag versucht hat, die Abgeordneten der kleinere Städte auszuschließen. Es wäre interessant, wenn sich etwas deraartiges aus den Landtagsakten nachweisen ließe.

Ich wage nicht zu behaupten, daß Schönberg von Anfang an beabsichtigt hat, eine boshafte Satire auf die meißnischen Kleinstädter und Hinterwäldler zu schreiben; er hat wohl mit einer Schwanksammlung begonnen. Aber indem er deren Stücke untereinander verknüpfte, und namentlich als er die Einleitung dazu schrieb, gewann zunächst für ihn selbst sein Stoff Beziehung zu den sozialen und politischen Fragen seiner Zeit, wurde die satirische Ader in ihm lebendig und machte aus der Schwanksammlung einen satirischen Roman mit aristokratischer Tendenz. So führt uns denn das Schildbürgerbuch zunächst in die heitere Sphäre elbländischer Bier- und Weingespäche ein, außerdem aber ist es ein interessantes Spiegelbild der geistig-ästhetischen sowie der sozialpolitischen Gegensätze, die gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts das innere Leben Kurfürstentums beherrschten. Das Schildbürgerbuch wird also künftig nicht mehr als ein Volksbuch — wenigstens nicht seinem Ursprunge nach — gelten können; es stammt vielmehr aus der höhern Gesellschaft und ist nicht nur ein litterarhistorisches, sondern auch ein wichtiges kulturhistorisches Dokument aus der interessanten Zeit, wo eine Adelsrevolution den Absolutismus Christians I. und seines großen Ministers auf Jahrhunderte zu Boden warf. Doch darf man nicht vergessen, daß trotz dieses ersten Hintergrunds über dem Ganzen etwas von dem unauslöschlichen Gelächter des Hofnarren, etwas vom akademischen Witz und etwas von der Ironie des ablichen Bureaucraten dahinschwebt.

* * *

Es war ein kühler Herbstmorgen, die Sonne stand noch hinter dichten Wolken, als wir Schilba auf der Torgauer Straße verließen. Nach einer halben Stunde standen wir still vor einem wunderbaren Schauspiel. Uns zur Rechten lag der großartige Wasserspiegel des Neumühlenteichs, der sich wegen des Morgennebels in unabsehbare Ferne zu verlieren schien. Ringsum

herrschte die tiefste Einsamkeit, nur die Wildenten schwaxten im Röhricht, und die Karpfen schnalzten aus der glatten Fläche, in der sich ein majestätischer Hochwald spiegelte. Da war mirs, als ballten sich die wallenden Nebel zu Schildbürgergestalten; ich sah, wie sie die Rathausglocke in den Rahn trugen, sie im See zu versenken, und wie der Schultheiß einen Kerbschnitt ins Schiffholz machte, die Stelle zu merken. Dabei schaute ihm aus den von Sigenroda herübertreibenden Nebelschleiern das weinrote Gesicht Hans Friedrichs von Schönberg zu und nickte mit böshafem Schmuzeln. Doch plötzlich änderte sich die Szene: die Schildbürger verwandelten sich in stramme preussische Landwehrleute, der Schultheiß in den Feldwebel — und mit gefällttem Bajonett stürmten sie auf den Sigenroder los. Da saßte mich das Grausen: eilig bestieg ich mein Stahlroß und jagte von dannen; aber ein böser Meilenstein, der an der Wegbiegung stand, büßte mich um Laterne und Bremse.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Frh Anders (Max Allihn)

Zweites Kapitel

Wie Holzweißig in die Bredulje kam



om Kirschberge hinter Holzweißig hat man eine in der ganzen Gegend hochberühmte Aussicht. Wenigstens pflegte der Schulze Lüttge, wenn er da oben saß, sein Glas Bier vor sich und sein Vereich unter sich, zu sagen: Kinder, Kinder, thut mir den einzigen Gefallen! giebt's denn was schöneres in der Welt? der Wald und die Feldflur und überhaupt die Rübenäcker, und was da drüben der Göbdeckenberg ist, wo man einen Kartoffelboden hat wie ausgefucht? — Wer nun auch nicht Landwirt war, der konnte sich doch einer schönen Aussicht in die grüne lachende Gegend freuen. Zunächst auf Holzweißig, das sich an den Fuß des Kirschberges anlehnte, der wiederum ein Abhang des Böhnhardt, eines waldigen Berggründens war. Holzweißig war ein hübsches Dorf — wie aus einer Schachtel hingebaut. Zu höchst und dem Kirschberge am nächsten stand die Kirche mit ihrem spitzen Turme und der goldnen Wetterfahne. Dann kam, ganz grün bewachsen und zwischen alten Rußbäumen liegend, das Pfarrhaus. Daneben stand frisch angestrichen, nüchtern und zweckbewußt die Schule. Darüber hinaus sah man die gerade Dorfstraße hinunter. Man sah das Spritzenhaus, den Laufbrunnen mit der Tränke, Hoppsichs Gaitshaus zum Braunen Bären und rechts und links stattliche Bauernhöfe mit großen Scheunen und kleinen Bohnhäusern. Ganz unten im Dorfe lagen die Schmiede, die Mühle und der Mühlteich, und seitlich davon, umgeben von stattlichen alten Kastanien, der Fronhof. Hier war es umgekehrt wie bei den Bauern, hier waren die Scheune und der Hof klein, und das Bohnhaus groß. Es war ein geräumiges Fachwerkgebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert mit altem Schnitzwerk an den Balken, einem knoppelbedeckten Turm vor der Mitte und einem zwei Stockwerke hohen Schieferdache. Rings um das Dorf zog sich eine Trist, ein mit Pflaumenbäumen eingefasster Grasweg. Darüber hinaus sah man die Aue des

Affeßflusses — es war eigentlich nur ein Flüsschen —, dahinter eine leichte Bodenerhöhung und ein welliges Land, aus dem die Türme und Dächer von Dörfen hervorschauten, und zwar jenseits der Aue und der Afse zunächst Afseborn, dahinter Kodesheim und rechts seitwärts Klein-Sieboldsdorf und Wengenstein, und ganz rechts, hinter dem Hange des Göbbedenberges verborgen, aber mit seinen Fabritschornsteinen herübersehend Groß-Sieboldsdorf.

Wandte man sich nun der Waldseite zu, so hatte man vor sich einen Buchenwald auf ansteigender Höhe, aus dem eigenfönnig gewundene Holzwege herabkrochen, und zur linken Hand ein Thal, das vom Göbbedenberge und dem Böhnhardt gebildet wurde, und aus dem eine Chaussee hervorkam, die von Braunfels über den Böhnhardt, an Holzweißig vorüber nach Afseborn und Kodesheim führte. Das Thal war ein lauschiger Winkel, eine grüne Wiese zwischen Berg und Wald, hieß das Rottenthal und erfreute sich großer Beliebtheit bei den Kindern, weil dort das Sedanfest gefeiert wurde, bei den jungen Mädchen im Pfarrhause, weil dort die süßesten Blumen wuchsen, und bei den Holzweißiger Jägern, weil es dort gute Plätze für den Anstand auf Rehe gab.

Die Bewohner von Holzweißig waren gute Leute und nach ihrem Kirchgange zu urtheilen auch gute Christen. Es waren Bauern, nicht bloß eine Landwirtschaft treibende Bevölkerung, sondern richtige Bauern. Man kann nicht sagen, daß sie zu den fortgeschrittensten ihrer Art gehörten, doch war man mit Chili, Superphosphat, Schmutzprozenten und Schnitzelmasse wohl vertraut.

Im Dorfe regierte als Schulze seit einer langen Reihe von Jahren Hans Lütge. Es dürfte schwierig sein, Antwort darauf zu geben, warum gerade er dieses höchste weltliche Amt in der Gemeinde bekleidete, wenn man nicht annehmen wollte, daß diese Würde auf seinem Gute hypothekarisch eingetragen war. Wenigstens war schon sein Vater Schulze gewesen, und niemand zweifelte daran, daß sein Sohn auch Schulze werden würde.

Aber was wäre der Herr Schulze ohne den Herrn Kantor gewesen! Der Herr Kantor trug mit Stolz den etwas ungewöhnlichen Namen Wöltesind. Nur das betrübte ihn, daß er trotz eindringender etymologischer Studien nicht hatte feststellen können, ob sein Name einen Neutefinder oder Wäufeseind bedeute. Der Herr Kantor war das amtliche Gewissen des Herrn Schulzen; er erinnerte an die Schreiben des Herrn Landrats, die endlich nach mehrmaliger Exzitation erledigt werden mußten, er wußte in Sachen der Steuererschätzung wie in Militärangelegenheiten Bescheid, er verstand es, die juristischen Dunkelheiten der Verfügungen einigermaßen aufzuhellen und hatte zufolge seiner Amtserfahrungen und mit Hilfe seines Konversationslexikons über alles im Himmel und auf Erden eine ausschlaggebende Meinung, die er jedoch klug gefonnen zurückhielt. Also an dem Herrn Kantor hatte der Herr Schulze eine wesentliche Hilfe.

Übrigens gehört auch zu einem Dorfregimente kein kleines Teil Weisheit. Man darf nicht glauben, daß auf dem Lande alles ländlich-friedlich zugeht. Auch da giebt es Verschwägerungen und Verfeindungen, Beziehungen und Scheidewände. Jeder hat seine besondern Interessen, und jeder denkt bei jeder Frage: Was habe ich davon, oder was kostet mich? Dazu kommen Persönlichkeiten von besondrer Art und von besondrer Meinung, die außerdem noch ihren besondern Anhang haben. Alles dies will berücksichtigt sein, und dazu gehört eine genaue Sach- und Personenkenntnis und eine gebiegne Dorfdiplomatie. — Da war in Holzweißig zum Beispiel Frihe Popplik, das war ein „Landwirt,“ was übrigens etwas mehr bedeutet als „Ökonom,“ der machte alles anders als andre Leute und hatte immer seine besondrer Meinung. Er kam damit zwar nicht vorwärts, sondern eher zurück, aber man mußte doch mit ihm rechnen. Da war der alte Gies, der zwar in der Berammlung wenig sagte, aber hinterher alle Hoppes und Langbeins, die zu seiner Verwandtschaft gehörten, auf die Beine brachte, und mancher andre, der in besondrer Weise behandelt werden mußte. Da war der Herr Pastor, ein alter Herr,

der froh war, wenn er seine Sonntagspredigt gehalten hatte, und wenn er seine lange Peise anstecken konnte. Aber er war Schulmonarch und durfte als solcher nicht übersehen werden. Da war vor allen Herr von Nienhagen, der Besitzer des Fronhofs.

Wie soll ich es anfangen, Herrn von Nienhagen zu schildern, ohne einerseits der geschichtlichen Wahrheit, andererseits dem pietätvollen Andenken, das man dem alten Herrn schuldet, zu nahe zu treten. Ich mache es wie die Historiker, *relata refero*, und überlasse es dem Leser, sich sein Teil dazu zu denken. Herr von Nienhagen war Oberstleutnant gewesen und einmal aus dem Manöver überraschend schnell nach Hause gekommen. Man sagte ihm nach, daß er, in Reserve stehend, sein Bataillon die Hosen habe wechseln lassen und dabei von den feindlichen Husaren überrascht und samt seinem Bataillon ohne Hosen gefangen genommen worden sei. Wenn das wahr ist, aber ich glaube es nicht recht, dann verdiente er freilich den Cylindershut, den er von diesem Tage an trug. Später ist er mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern auf sein Gut, den Fronhof, übergesiedelt, während sich der Herr Sohn als Kadett und später als Leutnant ab und zu der erstaunten Welt am Böhnhardt zeigte. Der Herr Oberstleutnant war eine der bekanntesten Personen in der Gegend. Ein prächtiger Herr, sagte der Herr Landrat, der ihn übrigens nicht näher kannte, ein ernsther Christ, sagte der Herr Pastor, in Anbetracht der reichlichen Gabe, die er zu den Kollekten zu spenden pflegte, ein Mann von gut und gerne dreihundert Morgen Land, sagte der Herr Schulze, der es wissen mußte, ein hochgebildeter Edelmann, sagte der Herr Kantor, der sich von dem Herrn Oberstleutnant wissenschaftliche Bücher zu borren pflegte. — Ach was, meinte der Oberamtmann Schlichte, euer Oberstleutnant ist ein alter Konfusionsarius, der in alles mögliche seine Nase steckt, aber nichts ordentliches versteht.

Es wäre nun noch von manchem andern zu berichten, der in unsrer Geschichte eine Rolle spielt, aber wir heben es auf auf gelegne Zeit. Wir kommen ja sonst gar nicht vom Flecke.

Eines Tages fuhr man Holz durch Holzweißig, drei, vier große Wagen voll behauener Stämme und Bretter. Die Wagen kamen von Allum und fuhrn durch den untern Teil des Dorfs auf der Landstraße nach dem Rottethal weiter. Der Gastwirt zum Braunen Bären, Andreas Hoppich, stand wie gewöhnlich im Fenster seiner Gaststube und beobachtete, was draußen vorging. Er betrachtete auch die vier Wagen mit gespannter Aufmerksamkeit, sah die Dorfstraße hinaus, sah sie hinab, schob sein Köpfel von der rechten nach der linken Seite und konnte die Sache nicht ergründen. Und die Gäste in der Gaststube konnten es auch nicht. Als die Stammgäste abends, und zwar zahlreicher als sonst, versammelt waren, war schon mehr Klarheit in die Sache gekommen. Frixe Raupach hatte gesehen, daß man das Holz auf Frixe Poplitz seiner Wiese abgeladen hatte, und der Herr Förster hatte mit den Zimmerleuten gesprochen und erfahren, daß man dort einen Brunnen oder so etwas machen wolle. Hierauf hielt der Herr Kantor einen Vortrag über artemisiſche Brunnen, Heronsbälle und andre physikalische Dinge und konstatierte, daß die Gegend einen ausgesprochen artemisiſchen Charakter habe — was Andreas Hoppich mit gutem Gewissen bestätigen konnte. Zuletzt kam einer mit der Nachricht, es solle ein Bohrturm werden. So? ein Bohrturm?

Es wurde wirklich ein Bohrturm; er stand da wie hingelassen. Dann wurde eine Lokomotive mit großem Gedröhn durch das Dorf ins Rottethal gefahren, wobei der Weg und die Bäume am Wege arg geschädigt wurden, und am Abend desselben Tages saß ein Herr Bohrmeister am Stammtische bei Hoppich, umgeben von den angesehenen Einwohnern des Orts, den Herrn Kantor an der Spitze. Es war nicht gewöhnliche Neugier, die sie am Freitag, wo man sonst ordnungsmäßig zu Hause blieb, ins Wirtshaus geführt hatte, sondern das Bewußtsein von der Bedeutung des Augenblicks. Der Bohrmeister entscheidet doch darüber, was unter der Erde ist, was natürlich außer ihm kein Mensch wissen kann. Und wie viel hängt

davon ab, ob man auf Steinkohle oder Silber oder gar Gold sibt. Einen Mann, der das weiß, muß man sich doch ansehen, und ein gebildetes Gespräch mit so einem Manne kann keinesfalls zum Schaden sein. Nur war es schwer, was man dunkel empfand, in angemessene Worte zu bringen. Man überließ dies dem Herrn Kantor, der als Gelehrter und Sachverständiger angesehen werden mußte, und der auch gleich noch einmal in seinem Konversationslexikon nachgesehen hatte, was da über Bergwerke und Gesteine geschrieben stand.

Der Herr Bohrmeister, der erst spät von seinem Bohrturm hereingekommen war, saß auf dem Sofa und verzehrte sein Abendbrot. Der Schulze und einige angesehene Nachbarn und Einwohner von Holzweißig, sowie der Herr Kantor saßen im Kreise um den Tisch herum und sahen eifrig zu, wie der Herr Bohrmeister, ein alter Herr, dem es offenbar gut schmeckte, aß, und Andreas Happich, der Wirt, stand dabei, die halblange Pfeife im Munde und die Hände auf dem Rücken.

Also, Herr Bohrmeister, begann der Herr Kantor das wissenschaftliche Gespräch, Sie wollen nun mit Hilfe Ihres Bohrturms das Land hiesiger Gegend „muten.“ — Das Wort muten machte Eindruck, keiner hatte es schon gehört.

Muten? Aee, sagte der Bohrmeister, das besorgt die Gesellschaft. Ich bohre man bloß.

Natürlich, das Muten besorgt die Gesellschaft, und Sie dringen mit Ihrer Intelligenz und Ihren Instrumenten in den Schoß der Erde ein. Ist es nicht erstaunlich, hunderte von Metern tief, wie machen Sie das?

Ganz einfach. Mit der Bohrkrone und den Röhren und der Dampfmaschine kommt man bald hinunter. Herr Wirt, haben Sie nicht noch so ein Endeken Käse? Wissen Sie, so recht alten Kuhkäse?

Will einmal nachsehen, sagte Happich und zog bedächtigen Schritts ab.

Bohrkrone, also mit einer Bohrkrone. Was ist eine Bohrkrone? fragte der Herr Kantor.

Ja, das ist eine Kapjel von Stahl, die mit Diamanten besetzt ist.

Mit Diamanten — höchst interessant! Und damit bohren Sie also — der Herr Kantor machte die Bewegung, als wenn er einen Flaschenkork anbohrte — immer tiefer, immer tiefer hinein, und wenn Sie unten sind, was finden Sie denn da?

Was vorkommt, erwiderte der Bohrmeister lachend, Kohle, Kupferschiefer, Steinsalz, Kalk, Karnallit, Kainit. . . Aber Sie wohnen wirklich hier in einer schönen Gegend, meine Herren, wandte er sich an den weitem Kreis.

Nicht wahr, Herr Bohrmeister, erwiderte der Schulze, wirklich schön. Und Staatsboden — wenigstens was jenseit des Rottenbachs liegt.

Und interessant, sagte der Herr Kantor, Triasformation. Mergel, roter Thon, Buntsandstein, Muschellalk und auch etwas Wellenkalk.

Und Sie sollen ja hier auch eine ausgezeichnete Mettwurst in der Gegend haben, meinte der Bohrmeister.

Berüchtigt sich, Herr Bohrmeister, rief der Schulze, der froh war, daß das Gespräch auf Dinge kam, bei denen ein gewöhnlicher Christenmensch mit reden konnte. Großartig! Weit berühmt, selbst nach Potsdam lassen sie unre Wurst kommen. Habe ich nicht recht?

Andreas Happich, der eben den Käse gebracht hatte, konnte das mit gutem Gewissen bestätigen, und jeder der andern Anwesenden wußte etwas zum Preise der einheimischen Mettwurst beizutragen.

Auch Steinsalz, fuhr der Herr Kantor fort, ist ja wohl ein Glied der Triasgruppe. Was aber Kainit und Karnallit betrifft —

Nun seien Sie aber mit Ihrem Steingerät stille, Kantor, unterbrach ihn Fritz Popplig. Happich, holen Sie lieber einmal eine von Ihren Mettwürsten runter.

Happich rührte sich nicht.

Andres, hörst du nicht, sagte der Herr Schulze, du sollst eine von deinen Mettwürsten für den Herrn Bohrmeister holen.

Happich schüttelte den Kopf und sagte bedächtig: Aber heute nicht mehr.

Warum denn nicht?

Nee, auf den Boden gehe ich heute nicht mehr.

Es ist ein Skandal mit dem Menschen, zürnte Fritz Poplitz, und so was will nun ein Birt sein. Man sollte den Menschen aus seinem Hause hinauswerfen.

Aber das machte keinen Eindruck auf Happich.

Kinder, thut mir die einzige Liebe, sagte der Schulze. Morgen bringe ich eine von meinen Würsten mit.

Man mußte sich also darauf beschränken, die Mettwurstfrage theoretisch zu erörtern. Auf die Wissenschaft kam das Gespräch nicht wieder zurück.

Auch später nicht leicht. Denn man mußte die Erfahrung machen, daß der Herr Bohrmeister, wenn er nicht im Dienste war, von eß- und trinkbaren Dingen eine viel höhere Meinung hatte als von der Geologie. Auch zeigte sich, daß die Erklärungen, die er gab, wenn ihn seine Freunde im Bohrturm besuchten, an einer gewissen Dunkelheit und Allgemeinheit litten. Man sah Röhren, Gestänge, Bohrkronen und Bohrkerne, man staunte, wie hoch ein Bohrturm, und wie groß in ihm jedes Gerät sei, konnte sich aber von der ganzen Geschichte kein Bild machen. Merkt ihr denn nicht, sagte Fritz Poplitz, daß er euch nichts sagen will?

Nach einem halben Jahre wurde der Turm abgebrochen und hinterm Walde neu aufgebaut. Bald darauf lief ein Brief von einem Rechtsanwalt in Braunschweig ein, worin dieser für ein Stück Wiese und Wald, im Kottethale gelegen und der Gemeinde gehörig, für den Morgen zweitausend Mark bot. Es solle an dieser Stelle ein Kalibergwerk gebaut werden. Der Schulze trug diesen Brief zum Herrn Kantor, und dieser las ihn mit Aufmerksamkeit. Achttausend Mark, Kalibergwerk, Produktion von Kalnit und Karbonat, das konnte, wenn man es recht erwo, der Gemeinde entweder zum Vortheile oder zum Nachtheile gereichen. Es schien also geraten, ehe man in der Sache etwas that, Erkundigungen einzuziehen. Anderntages wanderten der Herr Schulze und der Herr Kantor zusammen nach Siebendorf, um sich dort von Gevatter Mewes, der in der Sache Bescheid wissen mußte, unterrichten zu lassen und Rat zu holen.

Wenn ihr Holzweihiger, sagte Gevatter Mewes, gescheit seid, so laßt ihr euch auf gar nichts ein und verkauft keinen Fuß breit an die Juden. Denn Juden sinds, wenn sie auch christliche Eltern haben sollten. Oder sie sind noch schlimmer als die Juden.

Der Kantor nahm sein Notizbuch heraus und schrieb hinein: „Juden“ mit einem doppelten Notabene.

Wir wissen es, was bei der Schachterei rauskommt, fuhr Gevatter Mewes fort, nichts wie Argter und Geldkosten. Erst hat keiner ein Arg gehabt, jetzt aber sitzen wir schön in der Bredulje.

„Bredulje“ schrieb der Herr Kantor in sein Notizbuch.

Die Tagelöhner laufen uns weg, und Knechte sind überhaupt nicht mehr zu haben. Und die Schachter, die zugereist sind, sind die reine Räuberbande; die mausen ja wie die Raben. Ja, die Kaufleute, Bäcker und Fleischer haben den Vorteil davon, euch aber fressen sie die Haare vom Kopfe, wenn ihr diese Sorte ins Dorf laßt.

Der Schulze machte eine sorgenvolle Miene und kratzte sich in den Haaren, als habe das Fressen schon angefangen. Und der Herr Kantor unterstrich in seinem Notizbuche das Wort Bredulje.

Wenn sie euch Geld bieten, fuhr Gevatter Mewes fort, so nehmt es nicht. Und wenn sie Arbeiterhäuser bauen wollen, so verkauft ihnen kein Land.

Ja, sagte der Schulze, aber wie können wir das hindern?

Ihr müßt ein Ortsstatut machen. Wer Land verkauft, zahlt für den Morgen tausend Mark Strafe.

Dies schien dem Schulzen. Und der Herr Kantor schrieb in sein Notizbuch: „Tausend Mark Strafe.“ Auf dem Heimwege wurden beide dahin einig, daß der Schachtbau verhindert werden müsse, und daß es jetzt darauf ankomme, bei den einflußreichen Leuten im Dorf herumzuhören und zu erfahren, wohin die Meinung gehe.

Der Schulze fand überall, wo er herumhörte, große Zurückhaltung. August Hoppe meinte, man müsse sich das überlegen und erst einmal sehen, was die andern thäten, Wilhelm Langbein meinte, achttausend Mark seien auch eine schöne Sache, und Frise Popitz sagte gar nichts, aber man konnte wohl merken, daß er bereit sei, jeden Vorteil zu nehmen, der sich ihm darbiete, ohne sich weiter um die Gemeinde zu kümmern. Nur der Herr Oberstleutnant hatte sich schon eine Ansicht gebildet und hielt mit ihr nicht hinter dem Berge. Er hatte sich ein neues Buch über Nationalökonomie kommen lassen und darin ein paar Seiten vorn, in der Mitte und hinten gelesen und daraus soviel entnommen, daß die ganze Nationalökonomie fauler Zauber sei. Industrie, Agrarierthum, Löhne, Streiks, Produktion und Konsumtion, das sei ja eine sa-bel-haste Verwirrung, der rei-ne Kluddel-muddel, und dabei könne kein Mensch froh werden. Patriotismus und Kornpreise kämen dabei auf den Hund, und wer sein Vaterland lieb habe, müßte unter allen Umständen gegen die Industrie stimmen. Die Deutschen seien von jeher ein ackerbautreibendes Volk gewesen, wie schon Tacitus beweise; den Fabrikdampf und die ganze Jobberei solle man getroßt den Engländern überlassen. Man dürfe es dem Deutschen nicht verwehren, auf seiner Scholle zu sitzen. Die Dampfmaschine sei an allem Schuld, und ehe nicht die letzte Dampfmaschine zum alten Eisen geworfen sei, werde es in der Welt nicht besser werden.

Diese Gedanken setzte er dem Herrn Schulzen auseinander, wobei er im Schlafrode in seinem Zimmer auf und ob ging und auf sein aufgeschlagenes Buch schlug, als stehe alles, was er sagte, darin geschrieben. Der Herr Schulze saß auf seinem Stuhle und folgte den Gängen des Herrn Oberstleutnants mit aufmerksam hin und her gedrehtem Kopfe. Es muß dahingestellt bleiben, ob er die weitreichenden Folgerungen des Herrn Oberstleutnants begriffen hatte. Soviel hatte er ihnen jedoch entnommen, daß der Herr Oberstleutnant gegen das Kalivert sei. Er ließ sich also von ihm in die Hand versprechen, daß er zur nächsten Gemeindeversammlung kommen werde.

Diese Versammlung wurde nach altem Herkommen in der „Ratsstube“ des früheren Dorfruhs, jetzigen Happichschen Gasthauses abgehalten. An der niedrigen Holzdecke hing eine Lampe von ehrwürdigem Alter und trüber Lebensanschauung. Darunter stand ein alter spreizbeiniger Holztisch, an dem als Protokollführer der Herr Kantor Platz nahm. Neben ihm, seitlich vom Tische, thronte der Herr Schulze, in weitem Kreise die Bollbauern auf Holzstühlen, auf denen zu sitzen schwierig war, da die Stuhlbeine aus der Sitzplatte hervorsahen; dahinter saßen die Köstinen auf einer etwas wackligen Bank, und hinter ihnen, was sonst noch im Dorfe zum Besuche der Gemeindeversammlung berechtigt war in freier Gruppierung. Wenn einmal der Herr Oberstleutnant zur Gemeindeversammlung kam, so wurde für ihn der alte Patronatsstuhl, der früher in der Kirche gestanden hatte, hingestellt, eine wahre Arche Noah mit tief eingedrückter Sitzgelegenheit, die von Happichs Kasse zu ihren zahlreichen Bohnenbetten benutzt zu werden pflegte.

Zu besagter Gemeindeversammlung war also die Gemeinde in gewohnter Ordnung erschienen. Und der Herr Kantor las in seinem Notizbuch, und der Herr Schulze saß an seinem Tische und trommelte auf der Tischplatte mit seinen krummen Arbeitsfingern einen schwierigen Rhythmus. Die andern Anwesenden, den Herrn Oberstleutnant einbegriffen, führten untereinander leise Gespräche, und in der Thür stand Andreas Happich mit der halbblangen Pfeife, bereit, mit gutem Gewissen zu bestätigen, was sich irgendwie bestätigen ließ.

Na Kinder, sagte der Schulze nach Verlauf einer langen Zeit. Dann wollen wir einmal. Wilhelm, Otto, dann seid einmal stille. Es ist nämlich ein Schreiben eingelaufen von dem Advokaten in Braunfels. Na, von Hellwigen, ihr kennt ihn ja, der eine Lüderigentochter zur Frau hat.

Der am Johanniſthor wohnt? fragte einer.

Ja, von dem.

Ach was, meinte ein anderer, der am Johanniſthore, das ist ja Weſtermann.

Nein, von Hellwigen. Es ist also ein Schreiben eingelaufen, daß ein — er wandte ſich mit fragendem Blick an den Herrn Kantor.

Konſortium, ſagte dieſer.

Daß ein Konſortium für vier Morgen Gemeindewieſe im Kottelthal zweitauſend Mark für den Morgen geboten hat. Und jetzt ſoll die Gemeinde beſchließen, ob ſie es zufrieden iſt und die Wieſe verkaufen will, und ob nicht die Wege dadurch zerfahren werden und die Bäume beſchädigt werden, und was ſonſt noch für Schaden entſtehen kann, wenn ſie uns ſo ein Bergwerk in die Flur bauen. Und ob nicht der Kottebach dadurch verunreinigt wird, und die Korpfen im Mühlſteich ſterben. Herr Kantor, leſen Sie doch einmal das Schreiben vor.

Dies geſchah. Darauf folgte eine lange Pauſe, während der zahlreiche Privatgeſpräche wieder auflebten.

Eſes, ſagte der Schulze, du biſt der Älteſte, ſage jetzt du einmal deine Meinung.

Eſe legte ſeine Hand an ſeine Ohrmuſchel und fragte: He?

Ob wir die achttauſend Mark nehmen ſollen, fuhr der Schulze fort.

Achttauſend Mark ſind eine ſchöne Summe, ſagte Eſe. Damit könnte man den Siebendorfer Weg pflaſtern.

Hieran ſchloß ſich ein allgemeines Geſpräch über das Thema, was man alles mit dem Geſde anfangen könnte, und ob nicht zweitauſendſünfhundert Mark für den Morgen zu bekommen ſeien.

Nach einiger Zeit ergriff der Schulze wiederum das Wort: Kinder, nun ſeid einmal ſtille. Achttauſend Mark ſind ein ſchönes Geld. Aber die Gemeinde ſoll doch bedenken, daß ſie nicht in die Br . . . Fragender Blick zum Herrn Kantor.

Bredulſe, ſagte der Herr Kantor, in ſein Notizbuch ſehend.

Daß ſie nicht in die Bredulſe kommt. In Siebendorf, wo ſie ein Werk und Schachters genug haben, klagen ſie Stein und Wein. Mein Gevatter Meweß, was der Brudersohn von meiner Frau ihrer Tante iſt, ſagte zu mir — der Herr Kantor kann es bezeugen —: Nehmt euch in acht, daß ihr die Geſellſchaft nicht in das Dorf kriegt, ſonſt kommt ihr bis über die Ohren in — in —

In die Bredulſe, ſagte der Herr Kantor.

Denn wer hat den Vorteil davon? Der Kaufmann, der Gaſtwirt, der Bäcker und der Fleiſcher, und wer hat den Schaden davon? Der Bauer, der Steuern zahlen muß, daß er ſchwarz wird, und der ſeine Not mit den Leuten kriegt. Darum ſolltet ihr lieber, ſagte der Gevatter Meweß, die achttauſend Mark fahren laſſen.

Hier erhub ſich ein vernehmliches Gemurmel in den Ecken, wo der Dorfkaufmann und der Bäcker und der Fleiſcher ſtanden. Auch Andreas Happich erwog, ob der Ernst des Augenblicks nicht dazu angethan ſei, die Weiße aus dem Munde zu nehmen; aber man konnte es ja auch laſſen, und ſo ließ er es. Zum Worte meldete ſich niemand, obwohl mancher manches zu ſagen hatte.

Nach einiger Zeit ließ der Herr Oberſteuermant ſeinen Patronatsſtuhl knacken, räusperte ſich und ſagte: Leute, denn er betrachtete die Gemeinde mit dem Wohlwollen des Bataillonsführers, euer Schulze hat recht, wenn er euch rät, auf den Kalliſchacht nicht einzugehn. Ich habe mich mit der Frage beſchäftigt, und ihr könnt mir glauben, die ganze Geſchichte iſt — ſau—ler Zauber, auf den ſich ein an—ſtän—diger Menſch nicht einlaſſen ſollte. Na ja, alſo: Fabriken, Schächte, Schornſteine, Kohlendunſt, Dreck, zerfahrne Wege und ein Gefindel von Arbeitern, das man

erst einmal vier—undzwanzig Stunden unter die Plume nehmen sollte, um es in ein menschenwürdiges Dasein zu versehen — ich kann so etwas um die Welt nicht ausbleiben. Ihr könnt mir glauben, denn ich weiß das, ich habe mich damit beschäftigt, das Fabrikwesen hat der Satan erfunden. Denn was kommt dabei in die Höhe? Die Juden und die Demokraten. Und hier wird es genau so werden. Mit Kanonen müßte man dazwischen schießen. Wer ein guter Christ und ein guter Patriot ist, der müßte den lieben Gott alle — Tage — auf den Knien — bitten, daß er Feuer und Schwefel zwischen die Hände regnen ließe. Und mein Rat ist, und ihr könnt mir glauben, ich kenne den Zauber: verkauft diesem Konjortium keine Rute Land.

Ob die Rede nachhaltigen Eindruck machte war nicht zu sehen. Die einen sahen hierhin, und die andern dorthin; die einen schienen zuzustimmen, und die andern Mißtrauen zu hegen. Da man nun zu einem Schlusse kommen mußte, und niemand etwas bestimmtes für oder wider beibrachte, so beschloß man, erst einmal zu sehen, ob man nicht noch einen höhern Kaufpreis herauschlagen könnte, denn gänzlich das Geschäft ablehnen, das konnte man doch auch nicht.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, kam die Diskussion in Gang. Jetzt floß Weisheit aus allen Brunnen. Der Schulze und der Herr Oberstleutnant mußten sich hinter ihrem Rücken alles mögliche sagen lassen: Wenn der Schulze und der Oberstleutnant nur Feld in der Gegend des Rottethals hätten, hieß es, würden sie nicht gegen den Verkauf gesprochen haben. Und der Kaufmann und der Bäcker und der Fleischer zahlten auch ihre Steuern und wollten ihren Verdienst haben. Und achttausend Mark haben und nicht haben, sei ein Unterschied, besonders wenn man das Fehlende durch Steuern aufbringen müßte. Und wenn der Arbeiter und der kleine Mann Gelegenheit zu Verdienst finden könnte, dann sollte man nicht sagen, die Industrie wäre vom Teufel; der Gelz sei auch vom Teufel.

Der Herr Kantor legte also die Beantwortung des Schreibens erst einmal beiseite, einestells, um eine besonders gesammelte Stimmung abzuwarten, anderntheils, um zu sehen, wie sich die öffentliche Meinung gestalten würde. Darauf baute er ein Schreiben, worin er dem tausenden Konjortium alle möglichen Bedingungen stellte und alle möglichen Schwierigkeiten machte, und erhielt prompt die Antwort, man respektiere nicht mehr auf die vier Morgen, man habe schon von andrer Hand gekauft. Die klugen Leute in der Gemeinde waren starr. Wer aber war der Übelthäter gewesen? Natürlich Fritze Poplitz.

Na ja, Fritze Poplitz, der wird wohl einmal wieder Geld gebraucht haben, sagte man nicht ohne Verechtigung. Im übrigen war man sittlich nicht sehr entzweit in dem Bewußtsein, es an seiner Stelle wahrscheinlich ebenso gemacht zu haben, und zweitens fühlte man einige Erleichterung, daß einer mit dem Landverkaufe den Bann gebrochen hatte, man konnte also jetzt beruhigt nachfolgen. Und so war denn auch kein Halten mehr. Wer etwas zu verkaufen hatte, verkaufte es an die Gesellschaft, und erfuhr hinterher, daß er geleiht worden war, und daß er das Doppelte hätte bekommen können.

Na ja, sagte auch der Herr Oberstleutnant, es ist den Leuten ganz recht geschehn, wenn ihnen das Fell über die Ohren gezogen worden ist, warum lassen sie sich mit diesem Konjortium ein. Dabei erwog er im stillen, ob er nicht auch mit der Gesellschaft ein Geschäft machen könne. Er machte dieses Geschäft und wurde auch geleiht. Doch davon später.

Nach wenig Jahren hatte sich das Aussehen des Rottethals gänzlich verändert. Wo einst „süße“ Blumen gewachsen waren, da lagen jetzt Schutt, Baumaterial und Maschinenteile, da erhob sich ein Gebäude neben dem andern, sodas eine ganze kleine Stadt entstand. Und wie eine Schnecke ihre Füßhörner, so steckte das Steinwesen, das sich im Rottethale angesiedelt hatte, einen Schornstein nach dem andern in die Luft. In der Nacht und bei dunkeln Himmel sah man schon von weitem einen verdächtigen, lichten Schein über dem Rottethale stehen, wenn man aber nahe

herangekommen war, sah man eine ganze Illumination von weißen elektrischen und roten Lampen. Bei Tage aber sah man über den Gebäuden unablässig weiße Dampfwolken und schwarzen Kohlenrauch lagern. Und die beiden Räder oben auf dem Förderturme, die sich in hastiger Eile vorwärts und rückwärts drehen, waren gleichsam die Unruhe in der Uhr. Tag und Nacht herrschte ein Geruch von Kohlendampf und Chlorgas. Meister Lampe legte, wenn er des Abends aus dem Walde herauskam, die Ohren zurück und rümpfte die Nase und verschmähte Gras und Kraut, das auch schon nach Industrie schmeckte. Der Holzhäher hielt sich mehr als je für berechtigt, mit entrüstetem Geschrei seinen Unwillen kund zu thun, die Singdrosseln, die Laubvögel und die Grassmücken zogen stillschweigend ab, und nur die Krähen zogen ihre gewohnte Straße früh und abends über das Wert hinweg, wobei eine der andern ihre pessimistischen Bemerkungen zurief. Zuletzt wurde auch eine Villa für den Herrn Direktor abseits vom Werke an den Waldrand gebaut. Diese imponierte den Leuten ganz besonders, denn so ein schönes Haus gab es in der ganzen Gegend nicht. Und noch mehr imponierte es ihnen, wenn der Herr Direktor mit seiner Tochter Lydia im eleganten Wagen durchs Dorf fuhr. Dann war es Happich nicht zu verdenken, wenn er ans Fenster trat und dem Wagen nachschaute, solange noch ein Rad zu sehen war, und mit gutem Gewissen behauptete, daß kein zweiter so schöner Wagen in der ganzen Gegend zu finden sei.

Der Einfluß des Werks machte sich weithin fühlbar. Nicht allein, daß alle Wege der Umgegend in Grund und Boden gefahren wurden, nicht allein, daß der Rottebach auf Stunden weit durch Urat und Salze verborben wurde, daß die Karpsen im Röhrichte wirklich starben, und der Müller mit Schaudern die Flüßigkeit anstaunte, die früher Wasser gewesen war, nun aber sein Rad mit einer misfarbigen Kruste überzog, auch in der Bevölkerung trat eine Umwandlung ein. Das Wert beschäftigte im Schacht und in der Fabrik mit der Zeit über tausend Arbeiter. Zuerst kamen Bergleute aus aller Welt Enden an. Die besten ihrer Art waren es nicht, sondern die loder sitzenden, die Zugvögel, die es nirgend lange aushielten, die schlechten oder unverträglichen Arbeiter, die von den ältern Werken abgeschoben wurden. Wo eine Wohnung, eine Dachkammer, ein Unterschlupf frei war, da nisteten sie sich in den Dörfern auf Stundenweite in der Umgegend ein. Zur Zeit des Schichtwechsels sah man sie mit Stock, Kober und Blechflasche ausgerüstet im Gänsemarsch auf Nichtwegen aus dem Walde und über die Höhen angezogen kommen. Später, als die Fabrik gebaut war, gingen auch die Knechte und die Tagelöhner in hellen Häusen zum Werk über, und da die Bauern von auswärts Ernterhantzen, so entstand Wohnungsnot. Das Werk baute eine Kaserne für einen Stamm der Arbeiter und Häuser für die Beamten, die andern konnten sehen, wo sie blieben.

Warum bauen Sie denn nicht? fragte einer der Beamten den Schulzen von Holzweißig, mit dem er sich über den Gegenstand unterhielt.

Wir werden uns schön hüten, erwiderte der Schulze; da kämen wir schön in die Brechulze. Wenns nach mir geht, kommt kein Schachter weiter ins Dorf, wir haben von der Sorte schon mehr als genug.

Eine Zeit lang erreichte es der Schulze durch Ermahnungen, durch Schwierigkeiten, die er machte, durch Schilane, die er in Aussicht stellte, die Baulust niederzuhalten. Aber es war wohl zu erkennen, daß es auf die Dauer nicht helfen werde. Auf Popsitz, der als „gebildeter Landwirt“ keinen Lokalpatriotismus hatte, und auf etliche der „Kleinen“, die ihre Hausanteile gern an den Mann bringen wollten, war kein Verlaß. Leute, die bauen wollten, gab es eine ganze Menge, es mußte also verhütet werden, daß Bauplätze verkauft wurden. Und so spann der Schulze eine Intrigue, verabredete sich mit seinen Freunden, berief zu möglichst ungünstigem Termin eine Versammlung und setzte das Ortsstatut durch, daß bei schwerer Geldstrafe oder entsprechender Gefängnisstrafe ohne Genehmigung des Schulzen kein Land zu Bauplätzen verkauft werden dürfe.

Dieser Beschluß erregte großes Argerniß. Friße Poplitz erklärte: Das wollen wir doch einmal sehen, ob mir das Verfügungsrecht über mein Eigentum entzogen werden kann. Der Schulze ist wohl verrückt? — Er verkaufte nun zum Trotz ein paar Baustücke — Geld konnte er ja immer brauchen —, wurde vom Schulzen in Strafe genommen, erhob gerichtlichen Widerspruch und erzielte ob-siegendes Erkenntnis. Ortsstatuten seien null und nichtig, wenn sie nicht von der Regierung bestätigt würden, und ein derartiges Ortsstatut würde die Genehmigung auch nicht erhalten. Jetzt war dem Unheil nicht mehr zu wehren. Häuser schossen wie Pilze aus der Erde, Kaufläden wurden aufgethan, Handwerker besetzten sich, eine Bevölkerung siedelte sich an, die weder selbst Kartoffeln baute, noch auch irgend welche Achtung vor hundert Morgen Land oder sechs Pferden im Stalle hatte. Der Schulze aber wandte seinen Groll auf Friße Poplitz, der an der ganzen Sache schuld war, und es entstand zwischen beiden, sowie ihrem beider-seitigen Anhange bittere Feindschaft. Der Friede war aus der Gemeinde ver-scheucht, jede Gemeindeversammlung endete mit Skandal. Und bei der nächsten Reichstagswahl erhielt der Sozialdemokrat weit über die Hälfte der Stimmen in einem Orte, wo man noch vor kurzem nicht gewußt hatte, was ein Sozial-demokrat sei.

Kinder, sagte der Schulze, jetzt sitzen wir aber schön in der Bredulze, und der Herr Oberstleutnant hat den lieben Gott, daß er Feuer — und — Schwefel dazwischen regnen lassen möchte.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Kaiser über die Kunst. Wieder einmal ist ein großes Geschrei durch die deutsche Welt gegangen. Der Kaiser hat nämlich am 18. Dezember das neue Pergamonmuseum eingeweiht und die Vollendung der Siegesallee in dem Kreise der Künstler gefeiert, die sie geschaffen haben, und die er in der freundlichsten Weise zu sich geladen hatte. Dabei hat er in längerer Rede seine Anschauungen über Kunst und Künstler ausgesprochen. Da fürchten nun die einen, das Gewicht seines Ansehens möge ungünstig auf die Freiheit der Künstler wirken, die andern finden den Vergleich unsrer Zeit mit der Renaissance, der Siegesallee mit deren Schöpfungen unberechtigt oder wollen überhaupt von der ganzen Siegesallee nichts wissen, die dritten meinen, der Kaiser lasse nur noch den Klassizismus gelten und habe für die nationale Entwicklung der Kunst kein Verständnis, die Münchner Künstler endlich glauben die „Moderne“ gegen ihn in Schutz nehmen zu müssen. Einem kaum glaublichen Gerücht zufolge soll sogar der „Goethebund“ in Berlin die Absicht haben, eine „Protestversammlung“ gegen die kaiserliche Rede zu be-rufen, auf deren Leistungen man gespannt sein darf. Merkwürdig, daß sich also zwar jeder Künstler, jeder Kunstkritiker, ja jeder Gebildete das Recht nimmt, über Kunst und Kunstschöpfungen sein Urteil auszusprechen, es aber dem Kaiser, der doch wohl auch eins hat, verübelt, wenn er das thut, nur weil er Kaiser ist; noch merkwürdiger, was man alles aus seinen Worten herausgelesen hat. Nach unsrer Ansicht hat er vor allem zweierlei betonen wollen. Erstens: für Kunst-schöpfungen großen Stils, wie die Siegesallee, ist es das einzig Richtige, wenn sich der Auftraggeber unmittelbar in persönliche Beziehung zu den ausführenden Künstlern setzt, diesen die Aufgaben im allgemeinen stellt und ihnen dann in der Ausführung möglichst freie Hand läßt, statt Kommissionen zu bilden und Kon-

kurtzen auszuschreiben. In der That, so, wie es in diesem Falle der Kaiser gemacht hat, ist es im Altertum und in der Renaissancezeit immer gehalten worden. Julius II. hat Michelangelo, Raffael und Bramante berufen und ihnen die Aufgabe gestellt, sein Grabmal zu schaffen, im Vatikan zu malen, die Peterskirche zu bauen, aber Kommissionen und Preisrichter hat er nicht bemüht, denn aus deren Beschlüssen pflegt gewöhnlich das herauszukommen, was so, wie es dann ausgeführt wird, kein Mensch gewollt hat, natürlich, weil dann immer eine Mittellinie, ein Kompromiß gefunden werden muß. Ein großes Kunstwerk soll aber nicht durch Mehrheitsbeschlüsse zustande kommen, soll kein Kompromiß sein, sondern der Ausdruck einer starken künstlerischen Individualität und eines beherrschenden Gedankens. Jeder Künstler muß also, wenn er ehrlich sein will, sagen: der Kaiser hat damit Recht, und wir können und sollten Gott danken, daß wir endlich in Deutschland wieder einen kunstbegeisterten Monarchen haben, der große Aufgaben zu stellen weiß. Aber von diesem selbstverständlichen Danke haben wir wenigstens in der Presse noch gar nichts bemerkt; wahrscheinlich denken die Künstler, die der Kaiser beschäftigt hat, zu „vornehm,“ ihrem Danke vor aller Welt Ausdruck zu geben, oder fürchten sie etwa den albernen Vorwurf des „Byzantinismus“? Hat es denn König Ludwig I. von Bayern oder sein unglücklicher Enkel nicht gerade so gemacht, wie jetzt der Kaiser? Man mag über Einzelheiten in der Siegeshalle denken, wie man will: als Ganzes, als das steinerne Bilderbuch einer Geschichte ohnegleichen — denn das will sie sein und keine Sammlung von Ruhmesdenkmälern, die allerdings der eine oder der andre dieser alten Markgrafen und Kurfürsten nicht verdienen würde — hat sie nirgends ihresgleichen. Ausstellungen wie die, für unser Klima passe eine solche Reihe weißer Marmorbilder nicht, richten sich selbst, denn dann müßten wir in der kunstfeindlichen ruhigen Luft unsrer Großstädte auf alle öffentliche Aufstellung von Bildwerken überhaupt verzichten, womit am wenigsten die Künstler zufrieden sein würden, und wenn die Berliner über ein Kunstwerk nur faule Worte machen, aber sich nicht freuen können, so ist das doch wohl für das übrige Deutschland nicht bestimmend. Zweitens hat der Kaiser „Schönheit und Harmonie“ als das „ewige Gesetz“ der Kunst hingestellt, wie sie das klassische Altertum in „so überwältigender Weise“ zum Ausdruck gebracht habe, er hat der Kunst die Aufgabe zugewiesen, „erzieherisch auf das Volk einzuwirken,“ ihm „die Möglichkeit zu geben, sich nach harter Mühe und Arbeit an den Idealen wieder aufzurichten“; er findet, daß sie sich am Volke „veründigt,“ „wenn sie weiter nichts thut, als das Elend noch scheußlicher hinzustellen, wie es schon ist,“ und „in den Kinnstein uledersteigt.“ Man sollte meinen, die ganze deutsche Künstlerchaft müßte so edeln Worten jubelnd zustimmen. Gott bewahre! Man meint vielmehr, der Kaiser wolle das klassische Altertum, von dem allerdings ein großer Teil unsrer Künstler zum Schaden der Kunst nichts mehr wissen will, als das einzige Vorbild hinstellen, verwerfe die „nationale“ Kunst und also auch die „Moderne.“ Aber hat er denn das gesagt? Er stellt nur das Ziel der antiken Kunst, „Schönheit und Harmonie,“ als Gesetz auch für die Gegenwart auf, durchaus nicht ihre Gegenstände und ihre Art der Ausführung, und damit hat er Recht; er verwirft auch nicht die „Moderne“ als solche, sondern nur ihre Ausartung, die allerdings ihre Gegenstände zuweilen „im Kinnstein“ sucht und den Beschauer nicht über den Schmutz erhebt, sondern in den Schmutz hinabzieht, und damit hat er wieder Recht, tausendmal Recht; denn wenn die Kunst nicht höhere und reinere Empfindungen im Menschen erweckt, wogu sie wahrhaftig keine nackten Götter und Heroen braucht, so verwirkt sie das Recht ihres Daseins. Was der Kaiser da gesagt hat, das trifft nur die modernen „Schmutzmalen“ — so nannte „die göttliche Grobheit der Hellenen“ eine verwandte Richtung des spätern Altertums —, nicht die Wappsteiner, nicht Franz Stud oder Franz Leibl, oder wie diese Münchner sonst heißen, auch nicht Max Klinger und Saska Schneider, am allerwenigsten Arnold Böcklin. Nur verwahren wir uns dagegen, daß die „national-deutsche“ Kunst mit der „Modernen“ identisch sei. Zur nationalen Kunst gehört

alles, was zur nationalen Bildung gehört, und zu dieser gehört das ganze reiche Erbe auch des klassischen Altertums und der Renaissance. Wir können uns weder in unsre teutonischen Urwälder zurückziehen noch das deutsche Bauernhaus (unsrer einziges einheimisches Bauprodukt) als ausschließliches Vorbild für unsre Architekten aufstellen noch unsrer Dorf allein auf dem Dorfe, in den Fabriken, auf den Gassen und in den Kneipen unsrer Großstädte suchen. Das wäre ein Rückfall in die Barbarei, nichts weiter.

Wenn nun endlich die Befürchtung ausgesprochen worden ist, die Ducht des kaiserlichen Ansehens werde die freie Entwicklung der deutschen Kunst beeinträchtigen, so können wir diese Sorge nicht teilen. Wir erwarten vielmehr, nach den bisherigen Erfahrungen, daß gerade das Gegenteil eintreten wird, denn bisher hat die Selbständigkeit des deutschen Charakters auf Anregungen und Urteile des Kaisers gewöhnlich geantwortet: „Nun erst recht nicht.“

Die Sixtinische Kapelle und das Deutsche Reich. Die Verlagsanstalt von Brudmann in München hat kürzlich mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung die erste Hälfte eines großen Werks über die in den Vatikanischen Palast eingebaute Kapelle des Papstes Sixtus IV., die durch Michelangelo und seiner Vorgänger Fresken so berühmt gewordene Sixtina, herausgegeben: vierunddreißig Tafeln in einer Mappe mit den Architekturaufnahmen, den Bildhauerarbeiten der innern Ausstattung und Lichtdrucken nach den zwölf großen biblischen Fresken der Quattrocentisten Rosselli, Botticelli, Ghirlandajo, Perugino, Pinturicchio, Signorelli usw. an den beiden Langseiten der Kapelle; dazu gehört ein Textband von 710 Seiten mit noch 260 Abbildungen. Die zweite Hälfte soll den Anteil des Cinquecento, Michelangelo's Deckenbilder und sein Jüngstes Gericht an der Altarwand, bringen, und das Ganze wird alsdann 200 Mark kosten. Das Wertvollste an der vorliegenden ersten Hälfte sind die ungemein interessanten Bilder jener Quattrocentisten, die man freilich schon lange in Photographien, sogar kleinen zu ganz niedrigen Preisen, haben konnte. Weniger wichtig sind die Bildnisse der Päpste, die hier zum erstenmal vollständig vorgeführt werden. Die Kapelle selbst ist als Architekturwerk ganz unbedeutend, und an dekorativer Plastik findet sich in Italien aus der Zeit der Frührenaissance mindestens zehnmal so viel, was eher verdient hätte, so ausführlich publiziert zu werden, als diese iden Werkstatarbeiten an den Schranken und der Sängertribüne, die vielleicht der hundertste Besucher noch nicht einmal angesehen hat. Die photographischen Aufnahmen sind von Anderson in Rom, die Zeichnungen für die Architekturbilder, darunter Rekonstruktionen der Kapelle von innen und außen, von einem italienischen Architekten, ein langweiliges Stück Majolik und das päpstliche Wappen erscheinen auf ganzen Tafeln in Farbendruck. Der Textband des Herausgebers Dr. Ernst Steinmann enthält zweifellos sehr viel neues und wichtiges, z. B. über die Bau- und Bildarbeiten an dieser päpstlichen Hauskapelle, über die Art, wie in ihr die großen Kirchenfeste begangen wurden, über das Leben des Papstes Sixtus und die Reihe seiner Biographen von Platina bis auf Ludwig Pastor, aber eine Eigenschaft hat er ebenso gewiß nicht: er ist nicht monumental, nicht so abgemogen und knapp wie für ein Werk, das doch auf einige Jahrhunderte ausreichen soll. Er enthält viel Zufälliges und Subjektiv-personliches, zuviel Unsichres in den Bildererklärungen, und unter diesem zu wenig gereinigten Haupttext treten wir noch in ein Fußbad von Anmerkungen mit zahlreichen Überflüssigkeiten. Wir erwähnen davon nur eine Art, weil sie uns gegen den guten Geschmack zu verstoßen scheint, der in einem solchen Muster- und Dauerwerke doch auch einige Rücksicht verlangt. Gelehrte Männer pflegen gewissenhaft zu verzeichnen, was für Schriften sie bei ihren Arbeiten nicht bloß gebraucht, sondern auch nicht gebraucht haben, ein Vergnügen, das auf jeden gedruckten Lappen ausgedehnt, von einem Autor nach Belieben verlängert werden und übrigens nur noch für den Seher, der das alles sehen muß, von Belang sein kann. Daß solche Spielereien nicht in

ein Monumentalwerk gehören, sollte ein einziger Augenblick des Nachdenkens jedem klar machen. Wenn dagegen eine Abhandlung z. B. über den Erzbischof Andreas von Krain von Burchardt (nicht von „Johannes,“ wie er bei Steinmann heißt, sondern von dem weltbekannten Jakob, dessen Name übrigens in Steinmanns langem Literaturverzeichnis nicht einmal vorkommt) für den Gegenstand Bedeutung hat: so scheint uns in einem vom Staate subventionierten Werke die Erklärung, daß eine schweizerische historische Zeitschrift dem Autor leider nicht zugänglich gewesen sei, geradezu eine Unschicklichkeit zu sein, da schlimmstenfalls dafür das Postporto von Basel bis Rom in Rechnung kommen konnte. Wichtiger als alles das ist aber endlich noch die Frage, ob es denn wirklich für das Deutsche Reich angezeigt war, mit seinen Mitteln, und man spricht von einer recht hohen Summe, ein derartiges Werk zu fördern, das man doch, wenn es nötig war, zunächst der päpstlichen Haushaltung oder wenigstens den Italienern hätte überlassen dürfen. Ohne Engherzigkeit darf man behaupten, daß derlei größere Subventionen in zwei Fällen gerechtfertigt sind: wenn es sich um bedeutende wissenschaftliche Ergebnisse handelt, oder wenn auf diese Weise ein Prachtwerk durch niedrigeren Preis zugänglicher gemacht werden kann. Beides ist hier nicht der Fall; die Hauptsachen sind nicht neu, und die Privatleute, die sich das Werk anschaffen, werden zu zählen sein. In beiden Hinsichten würde ein ganz auf eigene Mittel angewiesener, intelligenter Verlag unter Vermeidung alles überflüssigen Luxus sicherlich etwas praktischeres geschaffen haben. Und was das Deutsche Reich betrifft, so war mit diesem Gelde besseres und wichtigeres zu erreichen. Unre eignen herrlichen alten Kirchenplasturen in Raumburg, Wamberg, Meißen usw. warten noch immer auf eine ihrer würdige Publikation, es sind Männer vorhanden, die sich mit ihnen beschäftigen, und die, wenn man ihnen mit viel bescheidnen Summen zu Hilfe käme, unre Erwartungen nicht täuschen, uns zeigen würden, daß wir in Deutschland eine große alte Kunst haben, von der die meisten noch so gut wie nichts wissen. Sie geht uns doch wirklich näher an als die Sixtinische Kapelle!

Voraussetzungslosigkeit und Vorschlagsrecht der Fakultäten. Der Verfasser des schönen Aufsatzes über „Voraussetzungslos“ in Nr. 50 der Grenzboten hat ohne Zweifel auch einen großen Teil, wir glauben die überwiegende Mehrzahl der Universitätslehrer auf seiner Seite, soweit es sich um die vermeintliche Freiheit der Wissenschaft handelt. Rommsens Paradoxon konnte kaum schlagender zurückgewiesen werden als mit der Anführung von Rommsens eigener Römischer Geschichte. Jedoch liegt die Bedeutung der Zustimmungsdressen nicht in diesem mehr theoretischen Teil, sondern darin, daß sie vor der Nichtbeachtung des Fakultätswillens bei Berufungen warnen wollen. Daß sie hiermit recht thun, wird durch die Ausführungen der Norddeutschen Allgemeinen nicht widerlegt. Mag sein, daß das preußische Ministerium nicht bloß mit Leopold von Ranke und mit Schweninger, sondern auch in allen dazwischenliegenden Fällen, wo es wider die Fakultäten entschied, gute Gründe gethan hat. Es kommen aber nicht bloß die preußischen, sondern auch die Universitäten kleinerer Staaten in Betracht. An ihnen sind höfliche Einflüsse nicht immer ausgeschlossen. Wir haben es erlebt, daß in den siebziger Jahren an einer dieser kleinstaatlichen Hochschulen ein von der Universität gewünschter Lehrer von der Residenz aus als „Wagnerianer“ beanstandet wurde; zwanzig Jahre später erhielt dieselbe Universität wider ihren Willen einen Germanisten, den Frau Cosima Wagner in der Residenz empfohlen hatte. Gewiß geht es auch in den Fakultäten menschlich zu, aber gegen derartige Maßstäbe und Wandlungen bieten sie Sicherheit.

Einer, der mit unterschrieben hat

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Historische Versäumnisse



in hervorragender Germanist, der noch aus der Schule der Gebrüder Grimm stammte, behauptete gelegentlich, halb im Scherz, halb im Ernst, der schlimmste Gegner der Deutschen sei Cäsar gewesen, da er 58 v. Chr. den Ariovist mit seinen Sueben verhindert habe, Gallien zu erobern, was ohne sein Dazwischentreten sicher geschehn wäre und die Grenzen der Germanen bis an den Kanal und den Atlantischen Ocean ausgedehnt, sie also in eine viel günstigere geographische Lage als ihre heutige gebracht hätte, während in den Ebenen ostwärts von der Elbe ein großes Slavenreich hätte entstehen mögen; die größte Thorheit aber hätten die Markomannen begangen, als sie während der Völkerwanderung Böhmen räumten, nach dem jetzigen Bayern abzogen und somit Böhmen den Tschechen überließen, denn dadurch sei das natürliche Herzland Deutschlands, seine Hochburg, von der aus sich ein gesamtdeutsches Staatswesen am ehesten hätte gründen und behaupten lassen, für immer an ein fremdes Volk verloren gegangen, und das Zusammenwachsen der deutschen Stämme zu einer Nation, zu einem Reiche aufs äußerste erschwert worden. In der That hat kein großes europäisches Volk eine so merkwürdige und tiefgreifende Verschiebung seiner Sitze erfahren als das deutsche, und daß diese die Reichsbildung vielfach gehemmt hat, liegt auf der Hand.

Diese für unsre ganze Geschichte grundlegende, oft zu wenig beachtete Thatfache läßt sich jetzt an der Hand eines großen Kartenwerks, worin der kürzlich verstorbene russische Generalleutnant Roderich von Erfert die Ergebnisse der neuen Forschung sozusagen bildlich dargestellt hat,*) deutlich und mühelos verfolgen; es ist nur zu bedauern, daß der Tod den Verfasser verhindert hat, auch noch den beabsichtigten begründenden Textband hinzuzuschreiben, es sind aber jeder Karte kurze erklärende Bemerkungen beigelegt. Die erste Karte giebt den Zustand des jetzigen Deutschlands nach dem Ende der letzten Eiszeit mit

*) Wanderungen und Siedlungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen, auf zwölf Karten dargestellt (mit einem Vorwort von Johannes Ranke). Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1901. Folio.

den Grenzlinien des vorweltlichen Eises und den Abfluhrichtungen des Schmelzwassers von den Gletschern, also den Boden, auf dem sich erst eine Polarwüste entfaltet, wie sie im kleinen Maßstabe der von den zurückweichenden Gletschern, etwa des Berner Oberlandes (sehr merkwürdig z. B. am Rhône-gletscher), freigelassene Raum zeigt, und sich später Grassteppe und Waldland entwickelten, die Grundlage aller Besiedlung in Europa nördlich von den Alpen. Die nächsten Karten stellen die allmähliche Ausbreitung der Germanen aus ihren historischen Urjizen in dem Küstenlande zwischen den Mündungen der Weser und der Weichsel sowie auf der cimbrischen Halbinsel und im südlichen Skandinavien seit dem Anfange des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts dar, erst das Vordringen bis an den untern Rhein und den hercynischen Wald (den großen westöstlichen mitteldeutschen Gebirgszug) und die mittlere Weichsel etwa im zweiten Jahrhundert v. Chr., dann um etwa 60 v. Chr. über den hercynischen Wald und den Oberrhein, endlich um 150 n. Chr. die Zurückstauung dieser Ausbreitung durch die römische Militärgrenze, die aber anderseits die Besetzung Böhmens und Mährens durch die ostwärts ausweichenden Markomannen veranlaßte. Das ist ungefähr der Zustand, den die ebenfalls auf Blatt 6 mitgeteilte Ptolemäische Karte fixiert hat. Die nun folgenden Wanderzüge der ostgermanischen Völker werden auf den vier Karten des siebenten Blatts nur durch die Richtlinien veranschaulicht, denn für die Entstehung einer deutschen Nation kommen diese Stämme nicht mehr in Betracht, wohl aber die negative Wirkung ihrer Auswanderung. Der Erläuterung dieses Vorganges, der allmählichen Entleerung des ganzen Ostens von germanischen Bewohnern, sind die folgenden Blätter gewidmet. Schon um 300 n. Chr. ist das Land bis an die untere Oder und die Sudeten geräumt, um 400 sind die Germanen fast überall bis hinter die Elbe zurückgewichen und haben auch Mähren aufgegeben, um 500 ist auch Böhmen verlassen, und überall sind geräuschlos slawische Stämme in die menschenleeren Länder eingedrungen; um 600 reichen ihre Wohnsitze bis an die Saale und den obern Main, um 814 haben sie ihre dortigen Siedlungen beinahe bis Regensburg und Bamberg ausgedehnt, und von dem gesamten ostelbischen Boden ist nur noch der größte Teil Holsteins germanisch geblieben. Dieser ungeheure Landverlust im Osten ist durch das Vordringen der Bayern und Schwaben bis tief in die Alpen hinein, der Franken über den Rhein bis Dinkirchen und Diedenhofen nicht im entferntesten ausgeglichen worden; die Ansiedlung der Angeln und Sachsen in Britannien entfremdete sie dem Mutterlande ebenso, wie die Festsetzung fränkischer Eroberer in Nordgallien, ostgermanischer Wandervölker in Südgalien, Italien, Spanien und Afrika, denn sie bildeten dort überall nur eine der Zahl nach schwache, herrschende Rasse, gingen bald unter oder verschmolzen nach wenig Generationen mit den römischen oder romanisierten, ursprünglich keltischen oder iberischen Einwohnern. So ist von dem alten Germanenlande durch alle Jahrhunderte nur ein verschwindend kleiner Teil, nämlich das Gebiet zu beiden Seiten der untern Elbe, immer deutsch geblieben; nur dessen Bewohner könnten, wenn es überhaupt darauf ankäme, den Anspruch erheben, ganz reines Germanenblut zu sein. Alle andern Stämme haben sich auf meist

alteltischem Boden festgesetzt und mit den überall unzweifelhaft zurückgebliebenen, wenn auch sehr schwachen Resten der ursprünglichen Bewohner vermischt, der gesamte Osten aber ist auf Jahrhunderte oder dauernd an die Slawen verloren gegangen.

Eine ungeheure Verschiebung, wie sie bei keinem andern europäischen Kulturvolke jemals vorgekommen ist. Ein halbes Jahrtausend und länger und bis tief ins erste vordristliche Jahrhundert hinein sind die Germanen im ununterbrochenen Vordringen nach Westen und Süden; dann gebietet ihnen die römische Herrschaft nicht nur energisch Halt, sondern drängt sie sogar zurück. In einem mächtigen umfassenden zweiten Vorstoß erreichen sie dann seit dem zweiten Jahrhunderte n. Chr. die äußerste südliche und westliche Grenze ihrer dauernden Ausbreitung, aber darüber gaben sie den ganzen alten Osten auf, ein ungeheurer Landverlust, denn wenn auch diese noch halbnomadischen Stämme schwerlich viel fester an ihrem Boden hafteten, als etwa ursprünglich die Spanier an den südamerikanischen Pampas, sie hatten bisher doch diese Räume beherrscht und mußten sie sich später, als sie ihrer bedurften, erst unter Strömen von Blut wieder erkämpfen.

Diese Räumung des Ostens, nicht nur Böhmens, ist, wenn man so sagen will, die erste große Versäumnis in der deutschen Geschichte, eine Versäumnis natürlich nicht in dem Sinne, als wenn dafür irgend jemand verantwortlich zu machen wäre; denn von den Menschen, die solche entscheidende Volksbeschlüsse faßten, wie den, die alte Heimat aufzugeben und in eine ungewisse Ferne hinauszuziehen mit Weib und Kind und Knecht und Vieh und aller fahrenden Habe, wissen wir fast nichts, und wie dringend ihre Beweggründe waren, können wir noch weniger beurteilen. Aber die Folgen blieben bestehn, und ganz sind sie auch durch die deutsche Rückeroberung und Kolonisation im spätern Mittelalter, die seit Karl dem Großen erst die Ausbreitung der Slawen zum Stillstand bringt, dann das Land weit über die Ostgrenze des alten Germaniens hinaus bis an den Finnischen Meerbusen, bis tief nach Polen, ja in Ausläufern bis nach Ungarn und Siebenbürgen hinein bemeistert, nicht rückgängig gemacht worden. Fremde Staatswesen bildeten sich bis an die Elbe und die Saale und behaupteten sich in Ungarn, Böhmen und Polen, dicht an der Grenze, ja bis ins Herz des neuen kolonialen Deutschlands hinein.

Man ist oft geneigt gewesen, in der Zulassung oder Duldung dieser Staatsbildungen eine zweite historische Versäumnis zu sehen und dafür die italienische Politik des deutschen Kaisertums verantwortlich zu machen, das die besten Kräfte der Nation im Süden zwecklos vergeudet habe, statt sie auf die völlige Unterwerfung des Ostens zu verwenden. Wir glauben mit Unrecht. Erstens konnte damals, als diese Kaiserpolitik einsetzte, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, auch der scharfsinnigste Staatsmann nicht vermuten, daß dieses deutsche Volk einmal neuen Boden für den Überschuß seiner Menschenfülle brauchen werde, da damals noch mit der innern Kolonisation, mit der Rodung der ungeheuern Wälder innerhalb der nationalen Grenzen vollauf Raum geschafft zu werden schien; wenn schon damals von Sachsen aus die Unterwerfung der Elbslawen begann, wie ein Jahrhundert früher von Bayern aus

die der Slawen in den Ostalpen gelungen war, so handelte es sich dabei gar nicht um den Gewinn an Kolonialland, sondern um die Herrschaft, die Tribute, die Befehung der Slawen, und so blieb es bis ins zwölfte Jahrhundert hinein. Was bedeuteten jodann diese Barbarenländer gegen das schönste Kulturland am Mittelmeer, gegenüber Italien und der Weltstellung, die mit seiner Beherrschung und mit dem römischen Kaisertum für die deutschen Könige und die führenden Stände des deutschen Volks verbunden war! Damals erschien es doch unvergleichlich lockender und lohnender, über die alten Städte Italiens zu gebieten, als über Sumpf und Urwald und schmutzige Wendendörfer zwischen Elbe und Oder. Verübelt man es den Deutschen dieser Jahrhunderte, daß sie jene vorgezogen haben, so muß man es auch den Spaniern zum Vorwurf machen, daß sie lieber die reichen Kulturländer Mittel- und Südamerikas unterwarfen, als die öden, sumpfigen, mit ungeheuern Waldungen bedeckten Flachküsten Nordamerikas kolonisierten. Endlich und vor allem: diese Kaiserpolitik war in der That die Politik der ganzen Nation, keineswegs die persönliche, etwa gar von romantischer Sehnsucht bestimmte Politik der Kaiser, und sie mußte es sein, denn sie wurzelte in der staatsrechtlichen Notwendigkeit und in dem ganzen Kulturstande der Nation. Nicht die Nation hat das damalige deutsche Reich geschaffen, sondern das Reich schuf allmählich die Nation. Es war nicht aus ihrer politischen Initiative erwachsen, sondern den deutschen Stämmen von außen, durch die fränkische Eroberung auferlegt worden. Ihrem Kulturstande, ihrem politischen Bewußtsein hätte der Stammesstaat genügt, wie kurz nach 900 vier oder fünf solche durch Recht, Sitte und Mundart scharf geschiedne Bildungen wirklich bestanden und auch von König Heinrich I. nur mit einem sehr losen Bande umschlungen wurden. Aber da sich diese Stammesstaaten jeder für sich gegen die heidnischen Barbaren im Norden und Osten nicht hätten behaupten können, so mußte eben die Einheit, die ihnen die Karolinger aufgezwungen hatten, aufrechterhalten oder wiederhergestellt werden. Wo eine solche Nötigung nicht bestand wie in Frankreich, da löste sich die karolingische Reichseinheit in thatsächlich unabhängige Fürstentümer auf. Aber zwischen der politischen Notwendigkeit der deutschen Reichseinheit und dem wirtschaftlichen Zustande der Nation bestand ein klaffender Widerspruch. So weite Räume, wie sie damals schon einnahm, ließen sich mit den schwerfälligen Mitteln eines geld- und straßenlosen Bauernvolks von einem Mittelpunkt aus gar nicht regieren. Der Kaiser war also zu einer wandernden Residenz gezwungen, und da er keine Mittel hatte, seine Beamten und Krieger in Geld zu besolden, so mußte er sie mit Land statt mit Sold ansstellen. So entstand die Lehnverfassung als ein „Versuch, mit den Hilfsmitteln einer unentwickelten Zivilisation verhältnismäßig große Räume zu organisieren“ und die mangelnde Staatsgefönnung durch ein Netz persönlicher Treuerverpflichtungen zu ersetzen, freilich auf die unvermeidliche Gefahr hin, daß das Amt, der Beruf, das verlehnte Land zum erblichen Besitz des Geschlechts wurden, und daß dieses dann auch die Amtsbefugnisse als seinen Besitz, als einen Zubehör der Grundherrschaft aufsaßte und das Bewußtsein seiner Amtsstellung und Amtspflicht rasch verlor. Mit solchen Beamten, solchen

Vasallen ließ sich nun wohl ein Stammesstaat oder ein Fürstentum allenfalls regieren, wo Nachbarschaft, Verwandtschaft, persönlicher Verkehr und persönliche Anhänglichkeit den Mangel politischen Pflichtbewußtseins und wirklicher Staatsgejinnung einigermaßen ersetzen, und der Herr der Landschaft allen diesen Trostköpfen immer auf dem Nacken saß, aber nicht ein Reich von dem Umfange des deutschen. Darum schuf sich Otto der Große, noch ehe er die Kaiserkrone nahm, aus den Bischöfen und Reichsäbten einen neuen geistlichen Stand hoher Beamter. Denn sie ernannte er thatsächlich, die Gefahr der Vererbung ihrer Ämter war bei ihnen ausgeschlossen, sie hatten eine dem Laien weit überlegne Bildung, waren an pflichtmäßige Arbeit für allgemeine Zwecke gewöhnt und hingen durch die Kirchenverfassung untereinander eng zusammen, kurz sie verfügten über die Reste der hohen antiken Kultur, die einst das römische Weltreich zusammengehalten hatte, waren also wohl imstande, auch Deutschland zu regieren. Wollte aber der König dieses geistlichen Beamtenstandes vollkommen sicher sein, dann mußte er auch das Haupt der Kirche, den Papst, von sich abhängig machen, und das war ihm nur als Kaiser, als Herrn von Rom und Italien möglich. Das sind einfache Schlußketten von zwingender Folgerichtigkeit. Daß der überspannte hierarchische Idealismus Gregors VII. mehr als ein Jahrhundert später die Kirche vom Staate zu lösen versuchen und damit die Reichsverfassung, die einzige damals mögliche, in ihren Grundfesten erschüttern würde, das konnte Otto I. nicht voraussehen, und der Versuch gelang unter Heinrich IV. auch nur, weil der hohe deutsche Adel seinem König verräterisch die Treue brach. Trotzdem ist jene Verbindung von Friedrich I. Barbarossa im wesentlichen wiederhergestellt worden und mit ihr auch die Ottonische Reichsverfassung.

Wenn nun die Kaiserpolitik aus zwingenden Erwägungen einer hochgespannten Staatskunst hervorging, so kann man nicht einmal behaupten, daß sie die Aufgaben im Osten veräuimt habe. Manche Kaiser, wie z. B. Otto II. und Otto III., sind allerdings, übrigens beide während sehr kurzer Regierungen, nicht dazu gekommen, persönlich dort einzuzugreifen, und Otto II. hat sogar die Eroberungen seines Vaters größtenteils wieder verloren; aber Heinrich II. hat, obwohl der bayrischen Linie des sächsischen Hauses entsprossen, in drei großen Kriegen mit dem aufstrebenden Polenreiche gerungen, ihm Böhmen entrisen und die verlorenen Marken wieder wenigstens unter die Lehnsheheit des Reichs zurückgebracht, der Franke Konrad II. hat den polnischen Versuch, sie vom Reiche ganz loszureißen, siegreich abgewehrt, sein Nachfolger Heinrich III. hat Böhmen in die Stellung eines Reichshertzogtums zurückgezwungen, die deutsche Grenze bis an die Leitha und Thaja vorgeschoben, Ungarn wenigstens auf einige Zeit in einen deutschen Vasallenstaat verwandelt. Der Sachse Lotfar vollends nahm als Herzog wie als König die Eroberungspolitik Ottos des Großen östlich von der Elbe mit vollstem Nachdruck wieder auf, erzwang für Pommern und Rügen die Anerkennung der deutschen Hoheit und versuchte, allerdings ohne Erfolg, Böhmen in noch strengere Abhängigkeit zu bringen. Und so sehr der Schwerpunkt der hohenstaufischen Politik im Süden lag, Friedrich Barbarossa hat doch 1163 die Abtretung Schlesiens an eine aus

Polen verjagte Seitenlinie der dort herrschenden Pfasten durchgesetzt, also die Angliederung der großen Landschaft an Deutschland vorbereitet und 1181 Lübeck unmittelbar unter das Reich gestellt; sogar Friedrich II., der doch kein Deutscher, sondern ein Sizilianer war, hat seinen Vertrauten Hermann von Salza, den großen Hochmeister des Deutschen Ordens, 1231 mit dem Kulmerlande und dem zu erobernden Preußen belehnt, das seinen einköpfigen Adler, den echten Adler des alten Reichs, dem großen Hohenstaufen verdankt. Und wenn manche Kaiser sich persönlich wenig oder gar nicht an den Aufgaben im Osten beteiligt haben, so waren doch die Herzöge und Fürsten, die dort wirkten, Reichsbeamte, ihre Eroberungen wurden Reichsgut und neuen Reichsbeamten, den Markgrafen, übergeben. Alles also, was dort geschah, das geschah, wenn nicht immer im ausdrücklichen Auftrag, so doch immer im Namen des Kaisers, der die Quelle jedes Rechts auf deutscher Erde war. Daß Ungarn, Böhmen, Polen nicht zertrümmert wurden, sondern nationale Staatswesen blieben, ist richtig, aber sie sind eben für die dem deutschen Reiche zur Verfügung stehenden Mittel, die nur aus ritterlichen Aufgeboten für kurze Feldzüge bestanden und stehende Besatzungen nur in der Form angefordelter, mit Land ausgestatteter Vasallen kannten, wie sie erst nach völliger Unterwerfung des Landes eingerichtet werden konnten, zu stark gewesen, während die Slawenstämme im Osten der Elbe nichts weiter als lose oder gar nicht verbundene kleine Gaustaaten bildeten, also verhältnismäßig leichter unterjocht werden konnten, und erst der deutschen Kirche, später der deutschen Kolonisation haben sich die polnischen, tschechischen, ungarischen Länder doch auch geöffnet, allerdings unter heimischer Hoheit. Will man den mittelalterlichen Kaisern einen Vorwurf daraus machen, daß sie diese Gebiete nicht erobert haben, so denke man an das römische Reich, das, mit allen Mitteln einer hohen Kultur ausgerüstet, doch auch die germanischen Stämme zwischen Rhein und Donau nicht hat unterwerfen können, obwohl die ihm von dort drohende Gefahr viel drohender war, als später die von Polen, Böhmen oder Ungarn her. Und Böhmen wurde doch wenigstens in den Reichsverband aufgenommen, die Bildung eines großen westslawischen Reichs für alle Zeiten verhindert.

Nein, von Verfassungen der deutschen Kaiserpolitik in diesen Dingen kann im Ernste nicht die Rede sein. Was sie überhaupt mit den ihr zur Verfügung stehenden Kräften hier vermochte, hat sie geleistet; was sie nicht geleistet hat, das konnte sie damals nicht leisten. Die wirklichen schweren, verhängnisvollen, für unsre ganze Entwicklung entscheidenden Verfassungen des Mittelalters liegen auf einer ganz andern Seite; sie liegen darin, daß es niemals gelang, die Krone in einem Hause geschlechtlich oder wenigstens thatächlich auf die Dauer erblich zu machen, wie es doch alle andern Reichsämtel wurden, daß also auch niemals eine Landschaft der feste, dauernde politische Kern des Reichs werden konnte, wie in Frankreich die Krone den Kapetingern verblieben und Francien, ihr Stammland, das Zentrum, Paris die Hauptstadt des Reichs geworden ist. Gewiß war die Veranlassung zum Teil die, daß keins der großen deutschen Kaisergeschlechter viel über hundert Jahre alt geworden ist, und die meisten Könige verhältnismäßig jung gestorben sind, vielleicht eine

Folge der ungeheuern Kraftanspannung, die ihre nameulos schwierige Stellung mit sich brachte, während die persönlich unvergleichlich unbedeutendern Kapetingen eine sehr zählbare Familie gewesen sind. Aber das ist nicht der einzige Grund. Es lassen sich vielmehr genau die Punkte bezeichnen, wo mit vollem Bewußtsein in einem entscheidenden Augenblick Entschlüsse gefaßt worden sind, die der nationalen Notwendigkeit, das Königtum auf festere, jetzigere Grundlagen zu stellen, schnurstracks zuwiderliefen, und nur dem eigensüchtigen Interesse der zu Fürsten aufgestiegenen hohen Reichsbeamten oder auch der römischen Hierarchie entsprachen. Hier sieht man wieder einmal, daß Männer die Geschicke machen, daß erst ihr Wille die von der allgemeinen, sozusagen unbedenkten Entwicklung geschaffnen Möglichkeiten in Wirklichkeiten umsetzen oder dies auch versäumen kann. Das stärkste, waffengewaltigste Herzogtum des Reichs, Sachsen, hat dreimal die Aussicht gehabt, das Kernland, das Königsland des Reichs zu werden, unter den Ottonen, wo es das wenigstens auf kurze Zeit wirklich gewesen ist, unter Heinrich IV., der dort das Domänengebiet um den Harz zu seinem bevorzugten Sitz machen und Sachsen unmittelbar unter die Krone bringen wollte, und unter Lothar, der selbst Herzog von Sachsen war. Das erstemal starb das dort heimische Königsgeschlecht aus, Heinrichs IV. großen Plänen widersetzte sich der Stammestroz der Sachsen, die nur an ihre möglichst ungeschmälerte Selbständigkeit dachten und die besten Bundesgenossen Gregors VII. wurden, und Lothars großer Gedanke, nach seinem Tode (1137) Sachsen seinem Schwiegersohne, dem Welfen Heinrich dem Stolzen von Bayern zu übertragen, also die beiden stärksten Herzogtümer, von denen das eine Front gegen die Slawen und Dänen, das andre Front gegen Ungarn und Italien machte, in einer Hand zu vereinigen und diesem fast die Hälfte Deutschlands als Erbgut seines Hauses beherrschenden Welfen die Kaiserkrone zu geben, traf auf den Widerstand der Reichsfürsten, die ein so starkes Königtum eben nicht wollten. Sonst wäre das langlebige Haus der Welfen, statt der gefährlichste Feind des Kaisertums zu werden, sein Träger geworden, und die Nation wäre mit Kaisern wie Heinrich dem Stolzen und Heinrich dem Löwen wahrhaftig nicht schlecht gefahren. Die Reichsfürsten haben dann auch aus demselben Grunde 1196 den noch viel großartigern Plan Heinrichs VI., die deutsche wie die italienische Krone im Hause der Hohenstaufen gesetzlich erblich zu machen und das hohenstaufische Erbland Sizilien dem Reiche einzuverleiben, also auch die Territorialeinheit Italiens zu begründen, zurückgewiesen, obwohl ihnen der Kaiser dagegen die förmliche Anerkennung der Erblichkeit für ihr Reichslehen auch in der weiblichen Linie anbot, also, weit entfernt, die fürstliche Macht vernichten zu wollen, sie im Gegenteil befestigen und nur den unerträglichen Widerspruch zwischen der Wählbarkeit des Königs und der Erblichkeit der wählenden Fürsten beseitigen wollte. So war jedes neu aufkommende Königsgeschlecht dazu verdammt, wie Sisyphos die unvermeidliche Arbeit an der Vererbung der Krone und an der Bildung einer sogenannten Hausmacht wieder von vorn anzufangen, auch wohl die Leistung seines Vorgängers wieder zu zerstören, wenn der Nachfolger einem andern Hause als dieser entstammte, wie z. B. Konrad III. und dann endgiltig

Friedrich I. die welfische Macht auflösen mußten. In es mußte geradezu die Politik des Kaisers werden, und ist sie gewesen, die alten Stammesgebiete zu zer schlagen, und sie haben mit dieser Arbeit wenigstens den Boden für spätere Einheitsbestrebungen geebnet, die, wären jene erhalten geblieben, niemals zum Ziele gelangt wären. Aber das war eben doch nur eine negative, keine aufbauende Arbeit. Und weil bald Sachsen, bald Franken, bald Schwaben das Kaiserland war, wurde es eben keins wirklich, und dieses ohnehin durch seine Bodenbildung die politische Einheit nicht gerade erleichternde Deutschland blieb ohne festes Kernland und ohne Hauptstadt.

Nun ist es ein noch heute zuweilen vorgezeigtes Brunkstück partikularistischer Geschichtsauffassung, darauf hinzuweisen, daß dieser Mangel ein großer Vorzug gewesen sei, daß wir ihm den Reichtum und die gleichmäßige Verbreitung unsrer Kultur verdanken. Darin liegt ein Körnchen Wahrheit, aber nicht die ganze. Niemand wird unsern fürstlichen Geschlechtern das Verdienst abstreiten wollen, für die Kultur ihrer Länder oft mit tiefer Einsicht und glänzendem Erfolg geforgt zu haben, und niemand möchte Fürstenthöfe wie Dresden, Weimar, Hannover, Stuttgart, Heidelberg, Karlsruhe, Kassel, München u. a. m. in unsrer Kulturgeschichte missen. Aber fürstliche Höfe wären auch ohne die Scheinsouveränität möglich gewesen, die sie so oft verleitete, mit unzulänglichen Mitteln europäische Politik zu treiben, und zu andern Zeiten sind Städte, die niemals fürstliche Residenzen waren, wie Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Köln, Leipzig, Breslau, Danzig, Hamburg u. a. m. in ihrer Bedeutung für das geistige Leben der Nation den Residenzen mindestens ebenbürtig gewesen. Auch würde die Selbständigkeit des deutschen Charakters das geistige Übergewicht einer nationalen Hauptstadt, wie es Paris ausübte, gar nicht haben aufkommen lassen. Jetzt sehen wir nur, wie sehr der Mangel einer solchen unsrer nationale Entwicklung geschädigt hat, mit wie furchtbar hohem Preise die Mannigfaltigkeit unsrer Kultur bezahlt worden ist. Der Mangel einer nationalen Hauptstadt bedeutete eben nichts geringeres als den Mangel eines großen, dauernden Schauplatzes des nationalen Lebens, wo sich alle Elemente des Volks zu gemeinsamer Arbeit vereinigten, einander kennen lernten und ergänzten. Ein solches Zentrum war für kein Volk notwendiger als für die immer zur Absonderung neigenden Deutschen, es hätte auch vielleicht z. B. die Weiterbildung des schwäbischen Dialekts zur allgemeinen deutschen Schriftsprache herbeigeführt, statt daß Deutschland zu einer solchen erst auf weitem Umwegen, sehr viel später und auf einer ganz andern Grundlage gelangte, und hätte die Ausbildung eines nationalen Dramas ermöglicht wie in England. Es hätte jedenfalls eine feste nationale Tradition geschaffen, die uns jetzt so gänzlich fehlt, daß das Volk von allem, was hinter Luther liegt, gar nichts mehr weiß, daß alle seine lebendigen Überlieferungen lokaler oder landschaftlicher Natur sind, und daß an die größte Zeit unsrer mittelalterlichen Geschichte nur wenige verstreute Denkmäler erinnern, in weiten Gebieten überhaupt gar nichts, während zahllose Bauten u. a. m. die Thätigkeit der Landesfürsten vor Augen stellen. Wie sehr das alles das spätere Zusammenwachsen der Nation erschwert hat, liegt auf der Hand.

Alle weitem Veräumnisse sind aus dem schließlichen Siege des Partikularismus über das Kaisertum hervorgegangen und waren doppelt verhängnisvoll in einer Zeit, wo sich ringsum große Nationalstaaten zu bilden begannen. Weil das Kaisertum als Wahlmonarchie erblichen Lehnsträgern und Wählern gegenüberstand, mußte jeder Kaiser seine Wahl durch immer neue Zugeständnisse an diese erkaufen, bis Reichsgut und Reichsrechte endlich so zerbröckelt waren, daß nur noch das mächtigste Fürstengeschlecht die Krone tragen konnte, erst die Luxemburger, dann die Habsburger, ohne daß sie doch ihre gesetzliche Erblichkeit durchgesetzt und damit auf eine wesentlich dynastische, dem Reichsinteresse zuweilen geradezu widersprechende Politik verzichtet hätten. Nichts tragischer deshalb als etwa das Schicksal Maximilians I., des deutschesten und liebenswürdigsten aller Habsburger, der ganz der Mann dazu gewesen wäre, an der Spitze eines wirklichen deutschen Staats eine Rolle zu spielen, wie etwa Franz I. von Frankreich, aber nun sich von Eigennuß, Unverstand und bösem Willen in allen seinen großen Plänen für das Reich gelähmt sah, aus dem jämmerlichen Zwiespalt zwischen kühnem Wollen und mangelhaftem Können Zeit seines Lebens nicht herauskam und endlich auch einer rein dynastischen Politik verfiel. Er erlebte vor allem eine neue große Veräumnis, das Scheitern der von allen Seiten als dringlich anerkannten Reform der Reichsverfassung. Nur weil es so stand, wurde dann in einem der entscheidendsten Augenblicke der deutschen Geschichte ein Fremder, Karl V., zum Kaiser gewählt, und nur ein Fremder wie er, der die Deutschen weder damals noch jemals später wirklich kannte, konnte die ungeheure Veräumnis begehn, 1521 alle die Lebensfragen der Nation unentschieden zu lassen und die wichtigste, die kirchliche Reformfrage, durch die Reichsacht über Luther lösen zu wollen. Ein Kaisertum, das diesen hohen Namen verdiente, hätte es zur Kirchenspaltung gar nicht kommen lassen, sondern hätte Kom die unvermeidliche Reform abgezwungen oder sie selbst mit den deutschen Bischöfen in die Hand genommen. Nicht Luther hat die Nation gespalten, sondern die Kirchenreform wurde auf den Weg der Kirchenrevolution gedrängt, weil sich die Reichsgewalt ihr versagte, und die Nation wurde auch kirchlich zerrissen, nur weil das Reich längst politisch zerklüftet war. Indem aber das Landesfürstentum die Reformation deckte, gewann es neue Kräfte und eine sittliche Berechtigung, die ihm bisher gefehlt hatte, und der Partikularismus hielt seinen frühlichen Einzug auch in das kirchliche Leben des deutschen Volkes, indem er den Notbehelf der Landeskirchen anstatt einer bischöflichen Nationalkirche schuf, wie sie Luther ursprünglich ersehnt hatte, und den tief eingewurzelten Hang zu Sondertümelei noch unendlich verstärkte. Des römischen Papstes war man entledigt, aber dafür hatte man in jeder Gemeinde mindestens ein Pöpstlein. An diesem kleinstaatlichen Ursprung und Entwicklungsgang krankt der deutsche Protestantismus bis zur Stunde. Noch stehn die einzelnen evangelischen Landeskirchen unverbunden nebeneinander, und nach den bisherigen Erfahrungen ist es leider höchst zweifelhaft, ob die Anregung zu einer engeren, wenigstens äußerlichen Verbindung, die früher von der württembergischen Synode und einigen preussischen Provinzialsynoden sowie von der letzten Synode

der sächsischen Landeskirche ausging, und die hochherzigen Gedanken, die jüngst bei der Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Herzog Ernsts des Frommen in Gotha am 26. Dezember vorigen Jahres der Kaiser und der Regent von Sachsen-Koburg-Gotha in dieser Beziehung ausgesprochen haben, irgend welchen besseren praktischen Erfolg haben werden als die ältern Versuche derart. Das Kaisertum aber, dauernd an eine halbfremde Macht gekettet und von der großen protestantischen Hälfte der Nation mit tiefem Mißtrauen betrachtet, hörte nun vollends auf, eine nationale Staatsgewalt zu sein. Seitdem konnte nur ein völliger Neubau auf dem Grunde des souverän gewordenen Landesfürstentums den Deutschen eine neue leistungsfähige Gesamtverfassung geben, und erst als sich ein neues deutsches Kernland, Brandenburg-Preußen, gebildet hatte, kam die moderne Einheitsbewegung zum Ziele.

Gar nicht bestritten ist, daß die schweren Verhältnisse in der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands vor allem aus dem Mangel einer wirklichen Reichsgewalt hervorgegangen sind. Die Nation vermochte weder ihre alte Weltstellung im Handel, die sie in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters errungen hatte, zu behaupten noch an den neuen Seewegen, die Spanier und Portugiesen erschlossen, oder gar an der Besitzergreifung der überseeischen Länder, also an den neuen Aufgaben der europäischen Völker Anteil zu gewinnen. Gegenüber den aufstrebenden Mächten des Nordens und Ostens verlor die Hanse im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts ihre Handels-herrschaft; ja sie konnte nicht einmal das Eindringen ihrer Konkurrenten, der Niederländer in die Ostsee, ihr eigenstes und ältestes Handelsgebiet, verhindern. Denn in dieser Zeit beginnender Großstaatbildung vermochte ein loser Städtebund nicht mehr eine Macht zu sein, und es fehlte ihm nicht nur der starke Rückhalt an einer nationalen Staatsgewalt, sondern Kaiser Karl V. begünstigte sogar die Niederländer, weil er ihr Landesherr war. Noch 1628 überwogen konfessionelles Mißtrauen und ängstliche Kurzsichtigkeit bei dem Reste des Bundes derart, daß er die Hand zurückließ, die ihm damals der Kaiser und Wallenstein darboten, um der Hanse wenigstens den Verkehr mit Südeuropa gegenüber den Niederländern zu sichern und eine Reichsflotte aufzustellen — eine der allerschlimmsten Folgen der kirchlichen Zerklüftung. An ein selbständiges Eindringen in die neuen Seewege und die Kolonisationsarbeit der Spanier und Portugiesen vollends wäre bei der monopolistischen Richtung der Zeit nur dann zu denken gewesen, wenn eine Reichsgewalt eine Stütze geboten hätte, und auch da, wo Karl V. die Deutschen heranzog, also die Verbindung mit Spanien ihnen einmal zum Vorteil gereichen konnte, indem er die Welfer mit Venezuela befehnte, verstanden diese süddeutschen Binnenkaufleute nicht hinlänglich, diese Günst des Geschicks zu einem dauernden Erfolge zu benutzen. So blieb es den Engländern und den Niederländern überlassen, sich den Anteil an der Herrschaft der überseeischen Gebiete und am Welthandel zu sichern, den sich die iberischen Nationen entreißen ließen. In der That ein klägliches und tief beschämendes Schauspiel, zu sehen, wie diese große, reiche, begabte und gebildete deutsche Nation unfähig ist, das zu thun, was viel kleinere und schwächere Völker thaten, nicht etwa, weil sie von auswärtigen Gefahren be-

drängt gewesen wäre — sie genoß vielmehr des vollen Friedens —, sondern nur, weil sie sich keine genügende politische Organisation zu geben vermochte und in kleinlichen Händeln und theologischen Zänkereien elend verkümmerte. Nach dem Dreißigjährigen Kriege vollends, der die Mündungen der wichtigsten deutschen Ströme in die Hände fremder Mächte brachte, war Deutschland wirklich viel zu schwach und viel zu menschenarm, als daß es trotz einzelner Veruche weitfichtiger Fürsten den Bahnen der Engländer und Holländer hätte folgen können, und die Kämpfe um die Grundlagen des neuen deutschen Staats nahmen noch im achtzehnten Jahrhundert die besten Kräfte in Anspruch. Erst im neunzehnten Jahrhundert sind Amerika und der Seeweg nach Indien sozusagen für Deutschland entdeckt worden. Aber mittlerweile war es für die Begründung einer deutschen Kolonialherrschaft großen Stils zu spät geworden.

Denn das Maß politischer Festigkeit, das dazu gehört hätte, das fehlte den Deutschen auch noch in den zwei ersten Dritteln des vorigen Jahrhunderts. Der anerkanntermaßen völlig unbrauchbaren Reichsverfassung und der unhaltbaren Gebietszerpitterung ein Ende zu machen, veräumte die Nation auch noch im achtzehnten Jahrhundert, trotz des Anstoßes, den Friedrich der Große ihr zweimal, im österreichischen Erbfolgekriege und im Fürstenbunde, gab; sie überließ das einem fremden Eroberer, der diese notwendige Arbeit nun natürlich in seinem Interesse vollzog, und sie veräumte noch 1815, sich eine leistungsfähige Gesamtverfassung zu gründen, bis ihr dann endlich das siegreiche Preußen die Grundlagen einer solchen mit den Waffen aufzwang. Wir sagen absichtlich die Nation, nicht die Fürsten. Denn die Fürsten gehören nicht nur zur Nation, sondern sie sind auch ihre Führer, und die Nation, d. h. ihre denkenden und gebildeten Kreise, trifft eben doch die Mitschuld, daß sie die Erbärmlichkeit ihrer Verfassung nicht stärker empfand, sondern sich ruhig gefallen ließ, ja lange Zeit nicht einmal ernstlich daran dachte, eine Folge freilich der politischen Verkümmern von Jahrhunderten.

Wie dem nun auch sein mag, diese politischen Veräumnisse sind mit der Erneuerung des Reichs endlich wiedereingebracht worden, aber wir dürfen nie vergessen, daß das nur das Selbstverständliche, das Unerläßliche war, ein Ziel, das alle andern großen Völker Europas lange vor uns erreicht haben, mit alleiniger Ausnahme Italiens. Die wirtschaftlichen Veräumnisse dagegen sind niemals wieder gut zu machen, sind unheilbar; das kann nicht scharf genug ausgesprochen werden. Wir nehmen im Welthandel jetzt die zweite Stelle ein, wir haben in Afrika, in China, in der Südsee festen Fuß gefaßt. Aber der deutsche Unternehmer folgt nur langsam der deutschen Flagge; das deutsche Kapital, das so gern in wüsten Bank Spekulationen und in allen möglichen fremden Werten hohe Verzinsung sucht auf die Gefahr hin, am Ende die ganze Anlage einzubüßen, scheint sich nicht entschließen zu können, aus eigener Initiative, mit dem alten tapfern hanjischen Wagemut, der doch keine Reichsgewalt hinter sich hatte, das unbedingt Notwendige zur Verwertung unserer afrikanischen Besitzungen zu thun, d. h. Eisenbahnen zu bauen. Die südwestafrikanische Bahn wird vom Reiche gebaut, und was aus der viel wichtigern ostafrikanischen wird, das wissen die Götter! Wie klein und erbärmlich stehen

wir doch neben den gehafteten Engländern da, über die wir tagtäglich schimpfen! Daran ist wahrhaftig nicht die Reichsregierung schuld, sondern einzig und allein die Laueheit und der Kleinmut der Nation. Aber auch wenn ein frischerer Zug dahinein käme, die großen Kolonialgebiete jenseits des Meeres sind uns für immer verloren, deutsche Pflanzstaaten wird es dort niemals geben; diese Möglichkeit ist schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verspielt worden. Sogar in dem Falle, daß sich einmal die englischen Kolonien vom Mutterlande ablösen sollten, Nordamerika, ein großer Teil Südafrikas und Australien würden doch immer angelsächsisch bleiben, und soviele Deutsche dorthin ausgewandert sind und noch auswandern mögen, sie wollen und können auch gar nicht an irgend welche nationalpolitische Selbständigkeit denken, sie sind ehrlich gesagt doch nur „Völkerdünger.“ Eine bessere Zukunft kann uns in einzelnen Teilen Südamerikas erblihen, wo wenigstens die Gründung einigermaßen selbständiger und geschlossener deutscher Niederlassungen gelungen ist und weiter gelingen kann, aber sie stehn eben doch auch unter fremder Herrschaft und haben in Argentinien und Brasilien mit der energischen Konkurrenz der sehr rührigen Italiener zu kämpfen. Dazu werden wir auf Schritt und Tritt mißtrauisch beobachtet und empfinden es schwer, daß wir es überall mit ältern und stärkern Kolonialmächten zu thun haben, deren keine uns auch nur den kleinsten Fortschritt ehrlich gönnt. Verbreitet sich auch nur ein Gerücht, daß Deutschland die und jene Kohlenstation zu erwerben beabsichtige, dann wird die ganze Welt gegen unsern sträflichen Ehrgeiz alarmiert; daß wir Kiautschou besetzten, also ganz daselbe thaten, was England vor sechzig Jahren in Hongkong gethan hat, sollte den Vogeraußstand verschuldet haben; wenn der Sultan seine Lehnshegheit über Koweit geltend macht, so hat ihn Deutschland dazu aufgehetzt, um der englischen Uneigennützigkeit einen Streich zu spielen, und wenn wir unsre Rechte gegen die schwache Regierung von Venezuela geltend machen, uns sogar erdreisten, Kriegsschiffe dorthin zu schicken, weil diese Kreolen etwas harthörig sind, dann erhebt die „gelbe“ Yantseepresse drüben ein wahrhaft indianisches Kriegsgescheul und erörtert ganz ernsthaft den unsinnigen Gedanken, mit uns zur Verteidigung der Montroedoktrin anzubinden, wobei sie allerdings die unangenehme Erfahrung machen würde, daß wir keine Spanier sind. Kurz, wo wir uns nur zu rühren versuchen, da schallt es über den ganzen Erdball hin: Hands off! Da muß bei den bescheidnen Möglichkeiten, die uns noch bleiben, die ganze Nation, deren Geschichte eine Kette schwerer Veräumnisse gewesen ist, nach dem Grundsatze handeln: Keine Veräumnisse mehr! Sonst droht auch unsrer jungen Kolonial- und Weltmachtspolitik die Gefahr, daß sie in eine große und zwar ganz unentschuld bare Veräumnis ausläuft, und daß die Nation endgiltig der Verkümmernng überliefert wird. Also keine Veräumnisse mehr! *





Die Inkompetenzklärung des Haager Schiedsgerichtshofs



Der Verwaltungsrat des Schiedsgerichtshofs in Haag hat sich für inkompetent erklärt, dem Antrage der Buren auf eine Intervention in der südafrikanischen Frage beizutreten. Diese Erklärung hat in weiten Kreisen Erstaunen und Bedauern hervorgerufen, und man darf sich nicht wundern, daß die Frage laut wird, welchen Zweck die Friedenskonferenz und der Schiedsgerichtshof überhaupt haben, wenn das Schiedsgericht in einem Falle wie dem vorliegenden seine Inkompetenz erklärt. Da eine Intervention der europäischen Großmächte oder einer einzelnen zu Gunsten der Buren ausgeschlossen erschien, so war das Eintreten des Schiedsgerichtshofs die letzte Hoffnung, der sich die Friedensfreunde im allgemeinen und die Burenfreunde im besondern hingeben konnten. Es erscheint unter diesen Umständen und zur Beurteilung der obigen Frage gerechtfertigt, einen Rückblick auf den Verlauf und die Abmachungen der Konferenz zu werfen.

Sie tagte vom 18. Mai bis 29. Juli 1899 und stellte den Text der folgenden Konventionen und Erklärungen fest, um sie den Bevollmächtigten der vertretenen Staaten zur Unterzeichnung vorzulegen: 1. Konvention für die friedliche Regelung internationaler Streitigkeiten; 2. Konvention über die Geseze und Gebräuche des Landkrieges; 3. Konvention über die Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention vom 22. August 1864 auf den Seekrieg; 4. drei Erklärungen über: a) das Verbot, Geschosse oder Explosivstoffe aus Luftballons oder auf ähnliche andre neue Art zu werfen; b) das Verbot, Geschosse zu verwenden, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten; c) das Verbot, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausbreiten oder plattdrücken, wie Kugeln mit halbem Mantel, der den Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist.

Nächst dem wurde einstimmig die folgende Resolution angenommen: „Die Konferenz ist der Ansicht, daß die Beschränkung der gegenwärtig die Welt bedrückenden Militärlasten in hohem Maße wünschenswert ist für die Förderung des materiellen und sittlichen Wohles der Menschheit,“ und endlich wurde noch einigen Wünschen Ausdruck gegeben, von deren Ausführung wir aber absehen können. Diese Konventionen und Erklärungen wurden von den meisten der vertretenen Staaten unterzeichnet und ratifiziert. Ausnahmen fanden — nach dem Stande vom 15. Juli 1901 — nur statt bei den Vereinigten Staaten in Amerika über die Konvention 2, die Erklärungen 4b und 4c; bei Groß-

britannien über die drei Erklärungen; bei Schweden und Norwegen sowie der Schweiz über die Konvention 2, die unterschrieben, aber nicht ratifiziert wurde; bei Portugal über die Erklärung 4c; bei China und der Türkei, die sämtliche Punkte unterzeichneten, aber noch nicht ratifizierten.

Um nun die Frage beurteilen zu können, warum und mit welchem Rechte sich der Verwaltungsrat des Schiedsgerichtshofs im vorliegenden Falle inkompetent erklärte, sei im nachstehenden die Konvention 1 etwas näher beleuchtet. Sie betont zunächst, daß die Regierungen der auf der Konferenz vertretenen Länder von dem festen Willen besetzt seien, zur Erhaltung des allgemeinen Friedens beizutragen, daß sie die friedliche Regelung internationaler Streitigkeiten begünstigen und die Herrschaft des Rechts möglichst ausdehnen wollten. Zur Erreichung dieses Zieles soll die Einrichtung einer allen zugänglichen Schiedsgerichtsbarkeit wirksam beitragen, und es fand eine Vereinbarung über die nachfolgenden Bestimmungen statt, die wir hier nur auszugsweise wiedergeben. Artikel 1: Um in den internationalen Beziehungen die Anwendung von Gewalt so weit als möglich zu vermeiden, kommen die Signaturmächte überein, alle ihre Bemühungen anzuwenden, zu dem Zwecke, die friedliche Regelung internationaler Streitigkeiten herbeizuführen. In den folgenden Artikeln 2 bis 8 wird festgestellt, daß sich die Vertragsmächte verpflichten, in Fällen schwerer Meinungsverschiedenheit, bevor sie zu den Waffen greifen, die guten Dienste oder die Vermittlung einer oder mehrerer befreundeter Mächte anzurufen — insoweit es die Umstände zulassen. Es können aber auch unabhängig hiervon eine oder mehrere der am Streite nicht beteiligten Mächte ihre guten Dienste anbieten, und zwar bleibt ihnen dieses Recht auch während der Feindseligkeiten. Diese Aufgabe des Vermittlers ist aber beendet, sobald durch einen der streitenden Teile oder durch die Vermittler selbst festgestellt ist, daß die von ihnen vorgeschlagenen Mittel der Verständigung nicht angenommen werden. Diese guten Dienste haben immer nur den Charakter eines Ratschlags. Die Vertragsmächte sind einig darin, zu empfehlen, daß folgende besondere Form der Vermittlung, wenn die Umstände es erlauben, angewandt werden möchte: Bei schweren Meinungsverschiedenheiten, die den Frieden gefährden, wählen die streitenden Staaten je eine Macht, die sie ermächtigen, in direkte Verhandlungen mit der von der andern Partei bezeichneten Macht einzutreten, um den Bruch der friedlichen Beziehungen zu verhindern. Während der Dauer dieses Mandats, die, eine andre Vereinbarung vorbehalten, dreißig Tage nicht überschreiten darf, hören die streitenden Teile auf, über den obwaltenden Streit direkt zu verhandeln. Kommt es zum Bruch der friedlichen Beziehungen, so bleiben jene Mächte doch mit der gemeinsamen Aufgabe betraut, jede Gelegenheit zu benutzen, den Frieden wieder herzustellen.

Dies sind die grundlegenden Bestimmungen. Auf die weiteren Festsetzungen über das „internationale Schiedswesen“ (Schiedsgerichtsbarkeit, ständigen Schiedsgerichtshof, Verfahren vor dem Schiedsgerichtshof) gehn wir hier nicht ein, sondern erwähnen nur, daß ein ständiger Schiedsgerichtshof gewählt worden ist, „um, wie es in der Konvention heißt, die unmittelbare

Anrufung schiedsgerichtlicher Entscheidung bei Streitigkeiten zu erleichtern.“ Ein im Haag niedergesetztes internationales Amt dient dem Gerichtshof als Kanzlei. Für Deutschland wurden zu Mitgliedern dieses Schiedsgerichtshofs gewählt: Geheimer Rat Dr. Bingner, Senatspräsident des Reichsgerichts in Leipzig; Geheimer Rat von Franke, Legationsrat im Auswärtigen Amt in Berlin; Professor Dr. von Martiz in Berlin; Professor Dr. von Bar in Göttingen.

Es ist nun im Laufe der letzten zwei Jahre sehr oft die Frage aufgestellt worden, warum sich die Thätigkeit oder doch der Einfluß der Haager Friedenskonferenz nicht zuerst geltend gemacht habe zur Beilegung der Streitigkeiten und des aus ihnen entstandnen Kriegs zwischen England und den südafrikanischen Freistaaten. Zur Beantwortung dürfte in der Hauptsache ein Blick auf den Artikel 5 der Konvention genügen, der lautet: „Die Aufgabe des Vermittlers ist beendet, sobald durch einen der streitenden Teile oder durch die Vermittler selbst festgestellt ist, daß die von ihnen vorgeschlagenen Mittel der Verständigung nicht angenommen werden.“ Da nun England zu wiederholten malen erklärt hat, daß es eine Vermittlung nicht annehmen werde, so war hiermit die Aufgabe der Vermittler und ihre Rolle gegenstandslos geworden. Ob und inwieweit neutrale Staaten ihre Vermittlung angeboten haben, entzieht sich unsrer Kenntnis. Aus welchem Grunde England eine Vermittlung ablehnte, liegt ziemlich klar da: es glaubte, die beiden Republiken in kürzester Zeit und ohne große Mühe bewältigen zu können und demnach einer Vermittlung nicht zu bedürfen, die ihm vielleicht die „goldnen“ Früchte eines schnellen siegreichen Kriegs nicht ohne weiteres zugesprochen hätte. Die Stellung, die England einnimmt, machte es auch jetzt unmöglich, dem Antrage der Buren auf eine Intervention Folge zu leisten.

Sehr interessant ist es zu hören, wie sich der französische Delegierte an der Friedenskonferenz, Baron d'Estournelles de Constant, in einem Vortrage, den er am 21. und 22. April vorigen Jahres in Wien und Budapest hielt, über diese Frage äußerte. Die ersten Ergebnisse der Konferenz, sagte er, seien der Krieg in Afrika und die Expedition nach China gewesen; es sei dies natürlich für alle aufrichtigen Teilnehmer an der Konferenz ein sehr trauriges Nachspiel gewesen, und man könne sich denken, wie groß die Enttäuschung und der Kummer gewesen sei, als wenig Wochen nach Schluß der Konferenz der Krieg ausgebrochen sei. Die Chinaexpedition schließt d'Estournelles vollständig aus, denn die Konferenz hätte diese nie verhindern können, da es sich hier nicht um einen Krieg zwischen zwei Mächten handelte, sondern um die Bekämpfung einer innern Revolution. Der Krieg in Transvaal hingegen war „eine Herausforderung an die Konferenz, die nicht ironischer und grausamer sein konnte. Er ist unter den bedauernswertesten Umständen entstanden.“ Nach scharfer Beurteilung des englischen Verhaltens gegenüber den Buren kommt er zu der Frage: „Warum vermochte die Friedenskonferenz den Transvaalkrieg nicht abzuwenden?“ und beantwortet sie damit: „Weil es unmöglich war; weil er vielleicht schon vor der Konferenz beschlossene Sache war. Tatsächlich war der Krieg an demselben Tage beschlossen, wo Transvaal sein Gesuch, zur

Konferenz eingeladen zu werden, zurückgewiesen sah. Und warum diese Zurückweisung? Weil die Transvaalregierung in einer sehr unklaren diplomatischen Stellung ist, und weil sie, nach diplomatischer Anschauung wenigstens, in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu England steht.“ Er tröstet dann seine Zuhörer mit der Betrachtung: „Doch weit entfernt, den Krieg in Transvaal als ein blutiges Dementi gegen die Friedenskonferenz zu betrachten, sehe ich vielmehr darin ein Ereignis, das bei all seiner Traurigkeit der Friedensidee günstig sein wird, weil es in den Gemütern eine solche Empörung hervorgerufen hat, daß der Krieg immer mehr sein Ansehen verlieren muß, und weil schon heute alle Welt bedauert, daß die Konferenz nicht imstande war, ihn zu verhindern.“ Wir sehen hierin einen weitgehenden Optimismus und fürchten gerade die entgegengesetzten Resultate. Wenn die soeben ins Leben getretene und mit Enthusiasmus begrüßte Konferenz in diesem Falle eines von England begangenen Rechtsbruchs nichts thun konnte zur Vermittlung, so wird es ihr in andern Fällen noch viel weniger möglich sein, und die Gefahr liegt sehr nahe, daß sich bei künftigen Streitigkeiten die angreifende und die stärkere — oder sich doch für stärker haltende — Macht immer auf das Beispiel Englands im Burenkriege berufen wird, das die Thätigkeit der Friedenskonferenz nicht anrief, die angebotne Vermittlung ablehnte, ja sogar erklärte, daß es die Ausübung des den neutralen Staaten gewährten Rechts, ihre guten Dienste auch während der Feindseligkeiten anzubieten, als einen „unfreundlichen Akt“ ansehen werde, obgleich dies nach Artikel 3 der Konvention ausdrücklich ausgeschlossen ist.

v. W.



Vom mittelalterlichen Judenrecht



Um Jahrgang 1896 der Grenzboten (IV, 210) hatten wir es zu bedauern, daß der antisemitisch gestimmte Nübling mit all seinem Sammlerfleiß nur ein im ganzen unbrauchbares Buch (Die Judengemeinden des Mittelalters) zustande gebracht hat. Heut müssen wir dem Werke eines Philosophen — ob er Jude ist, wissen wir nicht — die Note: sehr brauchbar geben: Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österreichischen Ländern von Dr. J. E. Scherer (Leipzig, Duncker und Humblot, 1901). Der Verfasser giebt die von ihm gesammelten und zu einem großen Teile bisher ungedruckten Urkunden im Wortlaut, sodaß der Leser beurteilen kann, wie weit seine gelegentlichen Herzensergüsse begründet sind. Als Einleitung dient eine Übersicht der Entstehung der mittelalterlichen Judengesetzgebung und ihrer Entwicklung in den verschiedenen Ländern Europas. Scherer bringt die Judengesetze unter die zwei Rubriken: durch die Religion beeinflusste Staatsgesetze und dem mittelalterlichen Fremdenrecht entfloßene Gesetze. Auch in dem Hauptteile, der die

österreichische Gesetzgebung ausführlich behandelt, wird die der übrigen Länder noch oft zur Vergleichung herangezogen.

Bekanntlich sind die Juden schon im heidnischen Rom verachtet, gehaßt und einigemal ausgetrieben worden. Trotzdem wird es stimmen, daß sich, wie Scherer meint, ihre Lage unter den christlichen Kaisern verschlechtert habe. Wie die Protestanten die Gegenreformation und die Bartholomäusnacht bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen haben und in einigen Staaten der Ausbreitung des Katholizismus gesetzliche Hindernisse in den Weg stellen, so hatten die Christen des vierten Jahrhunderts die Kreuzigung Christi, die Steinigung des Stephanus und die Verfolgungen noch nicht vergessen, die die Apostel überall von den Synagogengemeinden erduldet haben, und jeder Christ kannte die Strafpredigten Jesu gegen die Musterjuden, das Apostelgeschichte 7, 51 über das ganze Judentum ausgesprochene harte Urteil und die Polemik Pauli gegen die Juden. Wenn jedoch Scherer sagt, die Gesetzgebung der christlichen Kaiser offenbare die Tendenz, die Juden als eine verächtliche Menschenklasse und ihren Gottesdienst als gotteslästerlich darzustellen, so erscheint das durch die von ihm selbst angeführten Gesetze nicht gerechtfertigt. Diese Gesetze bezwecken unparteiisch sowohl den Schutz der Christen vor den Juden als auch den der Juden vor den Christen. Die Juden dürfen ungehindert ihre Religion ausüben und erfreuen sich der Selbstverwaltung. Es werden über sie keine Verfolgungen verhängt, wie sie byzantinische Kaiser über die Gegner der vom Hofe begünstigten Kirchenpartei zu verhängen pflegten. Der Ausschluß vom Kriegsdienst und die Befreiung vom Defurionat waren Vergünstigungen,*) mit denen sich die Juden sicherlich über die Zurücksetzung getröstet haben werden, die in der Ausschließung von den meisten Staatsämtern lag. Wenn in einigen gegen die Juden gerichteten Gesetzen beschimpfende Worte vorkommen, so mag daran erinnert werden, daß katholische und protestantische Machthaber, vom Papst und Luther anzufangen, auch nicht immer in den schmeichelhaftesten Ausdrücken voneinander geredet haben.

An einem Hauptwendepunkt der europäischen Judenpolitik, bei der Darstellung der Judentumgesetzgebung Ludwigs des Frommen, läßt der Verfasser seine sonst unanfechtbare Objektivität vermissen. Er sagt Seite 142 bis 143, es seien zwar Schutzbriefe dieses Kaisers für einzelne Juden vorhanden, der Inhalt seines allgemeinen Gesetzes für die Juden seines Reichs aber sei unbekannt. Sollte sich dieser Inhalt nicht aus Ugobards Schrift *De insolentia Judaeorum* der Hauptsache nach folgern lassen? Von dieser Streitschrift, die die Macht

*) Wie die Juden schon damals wegen ihres Reichthums und ihrer privilegierten Stellung beneidet wurden, beweisen folgende Verse aus dem *Itinerarium des Rutilius*, eines Dichters des fünften Jahrhunderts:

Atque utinam nunquam Judaea subacta fuisset,
 Pompeji bellis imperioque Titi.
 Latius excisae pestis contagia serpunt,
 Victoresque suos natio victa premit.

des Judentums im fränkischen Reiche darstellt (einiges davon haben wir in dem Bericht über Rühlings Werk nach einem andern Geschichtschreiber S. 213 angeführt) wäre also ein Auszug mitzutheilen gewesen; Scherer jedoch entnimmt ihr und andern Quellen jener Zeit nur abgerissene Notizen und verstreut sie durch sein Buch (S. 63, 68, 142 bis 143, 145, 160 bis 161, 252), sodaß man kein Bild des ganzen Zustands bekommt; ein solches würde wahrscheinlich zeigen, wie der bigotte aber immer gelbbedürftige Ludwig durch unvernünftige Begünstigung der Juden seinen Unterthanen den intensivsten Judenhaß eingepflanzt hat. Daselbe haben dann unzählige christliche Fürsten gethan, wie Scherer selbst beweist. Man lese und staune! Juden waren Münzmeister der österreichischen Herzöge. Sie waren in Oesterreich gesetzlich weder vom Grundbesitz noch von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Sie waren von sehr lästigen Naturalleistungen der übrigen Unterthanen befreit, z. B. von der Pflicht, den Herzog, sein Gefolge, seine Abgesandten zu beherbergen und zu befördern. Wenn bei einem Juden eine gestohlene Sache gefunden wird, so braucht er bloß eidlich anzugeben, um welchen Preis er sie gekauft habe, und diesen Preis erhält er bei der Herausgabe des Gegenstands zurückerstattet. Im Prozeß sind die Juden nicht allein den Christen gleichgestellt, sondern vor ihnen bevorzugt, indem es verboten ist, sie zum Gottesurteil der Feuerprobe, des Kesselfangs und der Wasserprobe anzuhalten und Zwangsmaßregeln wie Prügel und Gefängnis, denen unfreie Christen unterworfen waren, gegen sie anzuwenden. Streitigkeiten der Juden untereinander werden nur von ihren eignen Richtern geschlichtet. Als Pfand für Darlehen dürfen sie alles nehmen mit Ausnahme von Kirchenkleinodien, „ungewundnem“ Korn und Zeichen von Verbrechen, z. B. blutigen Gewändern. Was den Zinsfuß betrifft, so gestattet das Privilegium des Herzogs Friedrich II. den Juden 173 Prozent! Verwundet ein Christ einen Juden, so hat er dem Verwundeten 12 Mark in Silber und die Heilungskosten, der herzoglichen Kammer 12 Mark in Gold zu zahlen. Wenn ein Christ an eine Jüdin gewaltfam Hand anlegt, wird ihm die Hand abgehauen. Wer die Judenschule bewirft, hat an den Judenrichter zwei Talente zu zahlen. Wer einen Judenknaben entführt, wird als Dieb bestraft. Die Strafe für Diebstahl, bemerkt Scherer dazu, war wahrscheinlich der Tod. Für strafrechtliche Verhandlungen gegen Juden war der Platz vor der Judenschule die Gerichtsstätte. Am Sabbath und an jüdischen Feiertagen darf nicht gegen einen Juden verhandelt, und darf ihm auch kein Pfand abgefordert werden. In einer Anzahl von Streitfällen waren sogar die christlichen Bürger und Bauern dem Judenrichter unterworfen, und die Prälaten, Pfarrer, Grafen, Ritter und Ritterknechte mußten 1447 ausdrücklich von der Jurisdiction des Judenrichters eximiert werden. Die Judengemeinden erfreuten sich uneingeschränkter Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit für alle innern Angelegenheiten, nur daß einem Juden, über den der Bann ausgesprochen war, die Berufung an den Landesherrn freistand. (In Spanien haben die Synagogengemeinden das Recht, Angeber hinrichten zu lassen, wofür der König ihr Todesurteil bestätigt. In Kriminalsachen sind sie allerdings einem Alcalde unterworfen, den sie aber selbst aus den Alcalden des Bezirks

wählen dürfen!) Stirbt ein Christ, so wird sein Tod in der Judentumschule ausgerufen, damit etwaige jüdische Gläubiger sich melden können. Als bei einer steirischen Judenverfolgung viele Juden nach Wien flohen und die Wiener Bürger*) nicht übel Lust bezeugten, über sie herzufallen, da erließen, wie eine Chronik erzählt, der Herzog und der Rat Verordnungen, wonach es jedem, der einen Juden auch nur scheel ansehe, an Leib und Gut gehn solle, fügte aber jemand einem Juden ein Leid zu, so wolle man ihn und seine Sippe bis ins siebente Glied vertilgen. Das wird wohl Übertreibung sein, doch hatte Albrecht I. bei einer ähnlichen Gelegenheit erklärt, er wolle St. Pölten dem Erdboden gleich machen, wobei allerdings, wie Scherer richtig bemerkt, der Unmut darüber mitgesprochen haben wird, daß diese bischöfliche Stadt und andre Enklaven sein Gebiet zerstückelten. Unverbrüchlich wurde auch Juden gegenüber an einem Grundsatz festgehalten, der dem biblischen und dem germanischen Recht gemeinsam ist, daß nämlich kein Mensch auf die Aussage eines einzigen Zeugen hin verurteilt werden dürfe; es wurden immer mindestens drei verlangt; und die Lage des Angeklagten war auch noch insofern günstig, als nach deutschem Recht, wenn er den Beweis seiner Unschuld erbracht hatte, in der Regel kein Gegenbeweis zugelassen wurde. Wie oft kommt es in modernen Prozessen vor, daß der Angeklagte auf die Aussage eines einzigen Kronzeugen hin verurteilt wird, trotzdem daß er ein Duzend Entlastungszeugen anbietet, die sich, wenn sie für ihn aussagen, auch noch der Gefahr eines Meineidsprozesses aussetzen!

Wenn der Verfasser die Judenordnung des Herzogs Friedrich II. von Österreich, „die nicht nur keine einzige der zahlreichen entwürdigenden Bestimmungen jener Gesetze [er hatte eben eine Anzahl kirchliche und weltliche angeführt] enthält, sondern den von der Landwirtschaft, vom Gewerbe und vom kunstmäßigen Handel ausgeschlossenen Juden das gewinnreiche Privilegium des Zinsdarlehensgeschäfts zuwieh und sie gegen Unbilden jeder Art schützte,“ wenn er diese Ordnung einen strahlenden Stern in dunkler Nacht nennt, so erscheint diese Bezeichnung wenig gerechtfertigt gegenüber der Tatsache, daß, wie seine Urkunden beweisen, viele der oben mehr angedeuteten als angeführten Vorrechte den Juden in Österreich sowohl vor als nach dieses Herzogs Regierungszeit verliehen worden sind, und einzelne auch in fast allen andern Ländern der Erde vorkamen. Wenn er aber das belobte Privileg auch noch als ein schönes Denkmal der Toleranz und Humanität Friedrichs preist, so muß man zweifeln, ob er glaubt, was er sagt, denn er macht es selbst klar, daß dieses Privileg wie alle andern von weltlichen Fürsten ausgestellten Judenenschutzbriefe nur der Ausfluß der bekannten mittelalterlichen Geschäftspraxis war, die wir ja schon öfter gelegentlich charakterisiert haben. Die Völker standen auf der naturalwirtschaftlichen Stufe, aber die Fürsten brauchten trotzdem viel Geld; teils für ihre primitive Regierung, namentlich für Kriege, teils für ihren

*) „Der Böbel,“ schreibt der Verfasser. Aber Proletarier gab es wenig in mittelalterlichen Städten, und die etwa vorhanden waren, hatten weder von jüdischen Gläubigern noch von jüdischen Konkurrenten zu leiden.

privaten Luxus. Von regelmäßiger, wohlgeordneter Besteuerung wußte man nichts. Da wurden denn die Juden als Werkzeuge gebraucht, den Unterthanen auszupressen, was diese an Geld hatten. Die Fürsten zogen den Mammon durch mehrerlei Praktiken an sich: durch Besteuerung der Juden, als Bezahlung für gewährte Vergünstigungen, durch Anleihen, die gewöhnlich nicht zurückgezahlt wurden. Damit es den Juden nie an Geld fehle, wurden jene „humanen“ Gesetze erlassen, die den gemeinen Mann zwangen, dem jüdischen Gläubiger nicht allein das Kapital zurückzuzahlen, sondern auch noch hundert und mehr Prozent Zinsen dazu. Nützte der Unwille des Volkes den Fürsten, seine Juden zu vertreiben, so benutzte er auch das zu einem Geschäft: bei der Vertreibung konfiszierte er ihr Vermögen (was in den nördlichen Ländern auch bei der Vertreibung italienischer Geldleute manchmal geschah), und dann mußten sie sich die Rückkehr wieder erkaufen. Denn sie kehrten regelmäßig und rasch zurück; die Fürsten, die sich manchmal stellten, als wollten sie die Juden gänzlich loswerden, zankten sich um ihre unentbehrlichen Bluteigel, und jeder wachte eifersüchtig darüber, daß ihm kein Nachbar seine Kammerknechte entzöge. Wenn Verletzung, Tötung oder Vertreibung von Juden an den Christen mit ungewöhnlich hohen Strafen geahndet werden, so wird manchmal ganz offenermaßen die Schädigung der Kammer des Fürsten als Grund angegeben. Das Drängen der Bürgerschaften, denen sich später auch die Landstände anschlossen (weil die von Juden ausgeplünderten Bauern ihren Verpflichtungen gegen die Grundherren nicht mehr nachkommen konnten, S. 482), mußte schon in halbe Revolution übergehen, wenn sich die Fürsten zu einem Einschränken der Thätigkeit ihrer Finanzhelfer entschließen sollten. Das alles, was man längst wußte, wird durch Scherer's Urkunden hundertfach bestätigt. Bedenken wir nun noch dazu, daß, wie Scherer ebenfalls in Übereinstimmung mit allen Geschichtsforschern lehrt, der im Norden neu entstehende nationale Handelsstand den Juden das Geschäft aus den Händen winden mußte, daß er also sozusagen als Antijemite geboren wurde und das eroberte Gebiet vor etwaiger Konkurrenz der auf den Geldhandel zurückgebrängten Juden eifersüchtig behüten zu müssen glaubte, so begreifen wir, daß sich der unter diesen Umständen selbstverständliche Haß aller Volksschichten in jener gewaltthätigen Zeit gar nicht anders äußern konnte als in blutigen Verfolgungen. Daß die Juden vorkommendenfalls auch unter den gegen das Ende des Mittelalters überhandnehmenden Justizgreueln zu leiden, die Folter und qualifizierte Todesstrafe zu bestehn hatten, versteht sich von selbst.

Konkurrenzneid und Habgier zeigen sich nicht gern unverhüllt, und der Volkshaß sucht nach Vorwänden, sich austoben zu können. Deshalb wurde die aus dem religiösen Gegensatz entspringende Feindschaft der ersten christlichen Jahrhunderte wieder belebt, und wurden Blutmärchen und — namentlich in der schrecklichen Zeit des Schwarzen Todes — Brunnenvergiftungsgeschichten verbreitet. Der Glaube an den Ritualmord mag wohl aus den heidnischen Menschenopfern und aus der rituellen Verwendung von Blut oder von geschlachteten oder lebendig begrabnen Jungfrauen bei Städtegründungen entstanden sein. Als sich die aufgeklärtern Griechen und Römer späterer Zeiten

solcher abergläubischer Greuel schämten, argwöhnten sie sie bei andern, und namentlich bei orientalischen Geheimkulten, in denen ja thatsächlich orgiastischer Unfug und ekelhafte Verstümmelungen vorkamen. Den Christen wurden bekanntlich thyrscische Mahlzeiten nachgesagt. Was in den letzten Zeiten des fränkischen Reichs dergleichen Gerüchte veranlaßt haben könnte, ist in dem Aufsätze über Rübings Buch S. 213 erwähnt worden. Auch der Ritus der Beschneidung und die 2. Mos. 12, 4 vorgeschriebene Bestreichung der Thürlippen mit dem Blute des Osterlammes sind geeignet, die Phantasie mit gefährlichen Bildern zu erfüllen. So muß man es denn ganz natürlich finden, daß der alte Argwohn in allen Zeiten großer Erbitterung gegen die Juden wieder auflebt; auch in der allerneuesten Zeit haben die Chinesen ganz ähnliche Unthaten von den Europäern geglaubt, unter andern, daß diese zum Bahnbau Kinderblut verwendeten. Die Kirche hat an diesem Volksglauben und an den Verbrechen, zu denen er stachelte, keinen Teil. Scherer ist loyal und objektiv genug, hervorzuheben, daß die Judengesetze der mohammedanischen Staaten die der christlichen „an brutaler Gehässigkeit und chikanöser Intoleranz überbieten“ (so mußten alle „Ungläubigen“: Juden, Christen und Parsen an der Kleidung ein Zeichen tragen, woran erkannt werden konnte, welcher Religionsgemeinschaft ein jeder angehörte), und die zahlreichen zum Schutze der Juden erlassenen päpstlichen Bullen aufzuzählen. Als einen der Beweggründe zu Schutzbestimmungen führt er richtig den Glauben der Kirche an, daß die Juden als lebendige Zeugen für die Wahrheit des Evangeliums erhalten bleiben müßten. Seite 34 berichtet er: Zur Sicherung der Juden gegen Gewaltthätigkeiten erließen die Päpste seit Calixtus II. (1119 bis 1124) Schutzbullen, in denen den Christen verboten wurde, die Juden gegen ihren Willen zur Taufe zu zwingen, sie ohne gerichtliches Urteil zu töten oder zu verwunden, ihnen ihr Geld abzunehmen oder ihre guten Gebräuche zu ändern, sie bei der Feier ihrer Feste mit Knütteln oder Steinen zu stören. Niemand solle andre Leistungen und Dienste von ihnen verlangen als die hergebrachten. Um der Verkehrtheit und Habsucht schlechter Menschen zu begegnen, heißt es weiter, werde eingeschärft, daß niemand es wage, die Friedhöfe der Juden zu beschädigen oder in sie einzudringen oder dort Leichname auszugraben, um sie zu berauben. Wer solchen Frevel verübe, solle Amt und Ehre verlieren und, wofern er nicht entsprechende Genugthuung leiste, der Exkommunikation verfallen. Eine ähnliche Bulle Clemens III. (1187 bis 1191) wurde von siebenzehn Päpsten, die Scherer mit Namen nennt, bestätigt und erneuert. Außer diesen allgemeinen Schutzbullen wurden aus bestimmten Anlässen welche verkündigt. So richtete Gregor IX. zwei (1233 und 1236) an den französischen Episkopat wegen Mißhandlung und Beraubung der Juden durch Kreuzfahrer, Clemens VI. erließ 1348 eine gegen die Beschuldigung der Brunnenvergiftung, Martin V. 1418 eine zu Gunsten der Juden in Deutschland und Savoyen, und 1420 eine für die österreichischen Juden, die unter andern verbot, Judenkinder gegen den Willen ihrer Eltern zu taufen. Innocenz IV. nahm in zwei an den Erzbischof von Vienne gerichteten Bullen die Juden gegen Ritualmordanklagen in Schutz. Als in Deutschland mehrere geistliche und weltliche

Fürsten die Juden beraubten unter dem Vorwande, daß diese am Passahfeste das Herz eines ermordeten Kindes unter sich theilten, richtete derselbe Papst — wir zitieren Scherer wörtlich mit einigen Kürzungen und unbedeutenden stilistischen Änderungen — unterm 5. Juli 1247 die energische Bulle *Lacrimabilem Judaeorum Alemanie* an die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, in der er sagt, so oft irgendwo ein Leichnam gefunden werde, beschuldige man böswillig die Juden des Mords, und auf Grund solcher und ähnlicher Erdichtungen (*figmenta*) geschehe es, daß man sie ohne Anklage, ohne Geständnis und ohne Überführung, gegen ihre Privilegien, gegen Gott und Gerechtigkeit ihrer Güter beraube, sie mit Hunger und Gefängnis quäle, schweren Strafen unterwerfe und zum schimpflichsten Tode verurteile, sodasß die Juden unter der Herrschaft der genannten Mächthaber schlimmer daran seien als ihre Väter in Ägypten. Den Bischöfen und Äbten gebietet er darum, die Juden gegen solche Unbilden in Schutz zu nehmen. In einem Schreiben an den Bischof Hermann von Würzburg verbietet er, die Juden zu beschuldigen, daß sie bei ihrem Ritus Menschenblut gebrauchten, da ihnen ihr Gesetz, von Menschenblut zu schweigen, ganz allgemein den Gebrauch von Blut verwehre.

Neben diesen Schutzbullen für die Juden wurden nun allerdings auch Bullen erlassen zum Schutze des Christentums vor den Juden, aber die darin enthaltenen Bestimmungen waren dem damaligen Glaubensstandpunkte angemessen und darum notwendig, weil das Judentum durch seine privilegierte Stellung eine starke Anziehungskraft auf die Christen ausüben mußte, und weil die Juden bei ihrem Reichtum in der Lage waren, viele christliche Dienstboten zu halten, denen die Ausübung ihrer Religion erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wurde, und die in der ersten Hälfte des Mittelalters in Gefahr schwebten, als Sklaven in mohammedanische Länder verkauft zu werden (in der Zeit des fränkischen Königthums wurde dieser Handel mit christlichen Sklaven, besonders mit Knaben in großem Maßstab betrieben); übrigens waren diese Bestimmungen weder grausam noch beschimpfend. Von Päpsten und allgemeinen Konzilien wurde den Juden nur verboten, christliche Sklaven oder Dienstboten zu halten, an Sonn- und Festtagen Handel zu treiben und sich an den letzten drei Tagen der Karwoche öffentlich sehen zu lassen. (Die dritte Verordnung diente ohne Zweifel in Zeiten des aufgeregten Fanatismus zum Schutze der Juden, wenn das auch vielleicht nicht die Absicht der Gesetzgeber war. Noch heute kommt es vor, daß an Wallfahrtsorten, wo die Leidensgeschichte in bemalten Holzfiguren dargestellt ist, die fromme Einfalt dem Judas Iskariot die Augen austrakt.) Auch sollen die Juden keine Ämter bekleiden, aber den Kirchenzehnten entrichten; in Wirklichkeit haben sie sogar hier und da von Kirchengütern, die ihnen verpfändet waren, den Zehnten empfangen. Den Christen war verboten, sich jüdischer Ärzte zu bedienen, und selbstverständlich wurden Ehen zwischen Juden und Christen nicht erlaubt. Bei Unzuchtvergehen kommt nach Bestimmungen der ostdeutschen Partikulargesetzgebung der jüdische Teil sehr wohlfeil weg: der Jude zahlt zehn Mark, die Christin wird durch die Stadt gepeitscht und verbannt. Partikularkonzilien haben die allerdings beleidigende Vorschrift erlassen, daß Christen nicht mit Juden essen dürften; als

mißverstandener Umstand kann jedoch angeführt werden, daß sich auch die Juden zu verunreinigen glaubten, wenn sie mit Nichtjuden aßen (Galater 2, 12) oder nicht nach ihrem Ritus bereitete Speisen genössen. Für eine abföehliche Entwürdigung hält Scherer das Judenabzeichen, das allerdings von einem allgemeinen Konzil, dem vierten Lateranensischen 1215, angeordnet worden ist. Aber abgesehen davon, daß diese Vorsichtsmaßregel schon weit früher von den Mohammedanern gegen Juden und Christen angewandt worden war, hätte Scherer, anstatt sich darüber fürchtbar aufzuregen, daran denken sollen, daß in heutiger Zeit den Offizieren und den katholischen Geistlichen die vorgeschriebene Uniform unter Umständen sehr unbequem wird, und daß in kulturkämpferischen Zeiten und Gegenden eine Mönchskutte den Träger öffentlichem Schimpf und Spott aussetzt. In den spätern Zeiten des Mittelalters, wo die Wut des Volks gegen die Juden aufs höchste gestiegen war, wurden von geistlichen und weltlichen Behörden allerlei häßliche Zeremonien und Symbole zur Beschimpfung der Juden eingeführt, z. B. bei der Eidesleistung, doch darf man nicht vergessen, daß das Mittelalter rohe Komik liebte und solche auch beim Gerichtsverfahren walten ließ. Eine Salzburger Synode ordnet an, daß die Jüdinnen an irgend einem Gewandstück eine Schelle tragen sollten. Scherer klammert ein: wie Schlittenpferde. Wir wissen nicht, ob damals schon Schellengeläute üblich war, wohl aber wissen wir, und haben ohne Zweifel auch die Salzburger Geistlichen gewußt, daß nach 2. Mose 28, 33 der Saum der hohenvriesterlichen Tunika mit granatapfelförmigen Quasten und Schellen geschmückt sein mußte. Daß es auch im spätern Mittelalter noch Bischöfe gab, die ihre Juden vor der Volkswut kräftig schützten, gesteht Scherer selbst, z. B. Seite 509, zu, und wenn eine in Wien 1267 abgehaltne Synode zum Schutz der durch Wucher arg bedrückten christlichen Bevölkerung die schon bestehenden kanonischen Gesetze erneuert und die weltlichen Fürsten zu ihrer Beobachtung ermahnt, so nennen wir das nicht mit Scherer (S. 335) Anmaßung und Willkür, sondern Pflichterfüllung. Daß „kein Land durch blutige Verfolgung der Juden weniger befleckt ist als Italien,“ dürfte freilich nicht dem Einfluß der Kirche zuzuschreiben sein, sondern dem Umstande, daß die Italiener von der Römerzeit her ihren eignen Handelsstand hatten, der den Juden überlegen war.

Vor allem aber: in ihrem Kultus sind die Juden, abgesehen von dem, was aufrührerische Volkshaufen verbrachten, in christlichen Ländern niemals gehindert und gestört worden. Manches Land hat sich ihrer durch Vertreibung oder Massenmord zu entledigen gesucht, aber wo sie einmal waren, da durften sie ihre Religion ausüben, und war ihr Gottesdienst gesetzlich geschützt. Wurde, was hier und da vorgekommen ist, der Bau neuer Synagogen verboten, so war diese Maßregel gegen die Ausbreitung des Volks, nicht gegen seine Religion gerichtet. Die einzige Vorschrift, die sich mit ihrem Kultus beschäftigt, war die einigemal für einzelne Orte erlassene, die Juden sollten, namentlich in der Nähe christlicher Kirchen, ihre Feste nicht mit großem Geschrei feiern, sondern mit gedämpfter Stimme (*submissa voce*) singen und beten. Aber kein Gesetzgeber, keine Behörde hat jemals den jüdischen Gottesdienst

verbotten oder eingeschränkt, keine Obrigkeit hat sich irgend welche Einmischung in ihre Kultusangelegenheiten und in die Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten erlaubt, und von Konstantin dem Großen bis auf Pius IX., Gambetta, Falk und Baldeck-Rouffieu ist es keinem christlichen und keinem neuheidnischen Gesetzgeber eingefallen, danach zu fragen, was die Rabbiner predigen, was sie im Religionsunterricht lehren, und in welcher Sprache sie diesen erteilen. Bedenken wir demgegenüber, daß in der Zeit des *cujus regio illius religio* in keinem Lande die Ausübung einer andern christlichen Konfession als die der herrschenden erlaubt war, und daß in Ländern beider Hauptkonfessionen dem Kultus der andern bis in die neuere und die neueste Zeit Schwierigkeiten bereitet worden sind, bedenken wir, daß die Gesetze, die dem irischen Volke die Bezahlung der Geistlichen der englischen Hofkirche aufbürdeten und jeden Besuch eines katholischen Gottesdienstes an Katholiken mit einer Geldstrafe ahndeten, Gesetze, die das ganze irische Volk in ein Lumpenproletariat verwandeln mußten, bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestanden haben, bedenken wir überhaupt all das Schreckliche, was Christen an Christen verübt haben: die mittelalterlichen Katholiken an Ketzer, die drei Konfessionen aneinander, alle drei gemeinsam an den sogenannten Hezen und an politischen Gegnern, und sehen wir nun, daß in gewissen sich liberal nennenden Kreisen gerade nur immer die Judenverfolgungen als etwas ganz unerhörtes und als die Schmach der betreffenden Jahrhunderte gebrandmarkt werden, so vermögen wir in diesem Verhalten die in denselben Kreisen so hoch gerühmte Voraussetzungslosigkeit nicht zu finden. Für tragische Völkerschicksale kann niemand verantwortlich gemacht werden, und das Schicksal der Juden ist nicht einmal tragisch, eher das Gegenteil; war es im Mittelalter vorübergehend unglücklich, so war das Schicksal ihrer Verfolger wahrhaftig auch nicht zu beneiden.

Die alte Frage, ob die Juden durch ihre Entwicklung für Ackerbau und Gewerbe unfähig geworden seien und ewig beim Handel bleiben müßten, kann nur die Zukunft entscheiden. So viel sehen wir, daß die Vergangenheit nicht wohl anders verlaufen konnte, als sie verlaufen ist. Wenn manche Gesetzgeber den Juden den Grundbesitz und die Ausübung von Gewerben verboten haben, so haben sie damit nur den geschichtlich gewordenen Zustand sanktioniert. Die Dörfer der Germanenreiche sind entstanden aus Markgenossenschaften, aus Fronhöfen und durch Kolonisation. Die Markgenossenschaften waren Geschlechter, die sich nach der Einwanderung fest niederließen. Juden konnten solche nicht gründen, denn sie wanderten nicht geschlechterweise als Nomaden und mit der Absicht der Niederlassung ein, sondern sie kamen einzeln als Händler ins Land. Fronbauern zu werden, würden sie sich bedankt haben, und auch ein Fürst der slavischen Ostmarken konnte sie unmöglich als Kolonisten berufen, denn zur Urbarmachung des Landes braucht man Bauern. So fand sich in dem bäuerlichen Gemeinwesen kein Platz für sie, und nicht anders kann es dann in den Städten gewesen sein. Denn diese entstanden aus den drei Arten von Bauernschaften oder wurden diesen ähnlich gegründet, und bei ihnen trat noch der Umstand hinzu, daß ihre Organisation ganz und gar kirchlich war; jede

Zunft hatte ihren Schutzheligen, und sie konnte ohne ihre Kapelle oder wenigstens einen eignen Altar so wenig gedacht werden, wie ein mittelalterliches Dorf ohne Kirche.



Die jüngsten Unruhen in Athen und die neugriechische Bibelübersetzung

Von A. Thumb (Marburg)



er von dem Studentenkravall und den sonstigen Unruhen gelesen hat, die jüngst aus Athen berichtet wurden, mag sich wohl sehr gewundert haben über den uns höchst harmlos scheinenden Anlaß dieser plötzlichen Bewegung, durch die wieder einmal mehr als sonst die Aufmerksamkeit auf das Volk der Griechen gelenkt wird.

Der Plan einer neugriechischen Bibelübersetzung — so lasen wir — hat die Studenten zu lebhaften Äußerungen gegen die Redaktionen zweier Zeitungen, der „Asty“ und der „Akropolis,“ veranlaßt, die ihn gutgeheißen haben. Die Erregung stieg so weit, daß es zu Blutvergießen kam, daß man sogar auf den Ministerpräsidenten schoß, der die erregte Menge zu beruhigen versuchte, daß die Synode nach den Zeitungsberichten dem Exkommunikation androhte, der eine Überetzung der Bibel veranstalten wollte, und daß das Ministerium selbst über diese Angelegenheit zum Sturze kam.

Man sieht sich im heutigen Europa wohl vergebens nach Analogien zu diesem Vorgang um. Es ist ein Sprachenkampf ganz eigner Art — nicht zu vergleichen mit den Kämpfen, die etwa in Österreich zwischen den verschiedenen Nationen toben. In der griechischen Volksseele ringen zwei Kulturströmungen gegeneinander und drängen nun mit einenual zu einer gewaltsamen Explosion. Es sind rein philologische Dinge, um die es sich handelt. Aber der gebildete und der halbgebildete Grieche jeden Standes ereifert sich aufs höchste in solchen Dingen, die dem Mitteleuropäer und besonders dem Deutschen mehr oder weniger gleichgiltig sind — teils weil ihn die Sache überhaupt kalt läßt, teils weil sie im wesentlichen für ihn erledigt ist.

Zwei philologische Fragen sind dem Griechen geradezu nationale Fragen: die Aussprache des Altgriechischen und die Parteilung zu einer bestimmten Form der Pitteratursprache. Man braucht mit Griechen nicht lange zu verkehren, bis man über diese Fragen interpelliert wird. „Was für eine Ansicht haben Sie über die Aussprache?“ so fragt der griechische Gelehrte, der Schulmeister, der Aleriker, der Arzt und wer immer es sei den Fremden, besonders wenn er Philologe ist (und das sind ja wohl die meisten, die nach Hellas pilgern). Man muß dann freilich zur großen Betrübniß des Fragenden antworten, daß Demosthenes gewiß ganz anders als die heutigen Athener sein Griechisch aus-

gesprochen habe, daß die bei uns übliche, von den Griechen meist nach Erasmus von Rotterdam benannte „erasmische“ Aussprache der Wahrheit näher komme, wenn sie auch in Einzelheiten nicht richtig sei. Mit solcher Antwort stößt man sogar bei griechischen Philologen auf absolute Verständnislosigkeit — von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die ich jetzt nicht nennen will, weil sie sonst in diesen Zeiten der Unruhe von ihren Landsleuten als Verräter der nationalen Sache angesehen werden könnten. Wenn wir Deutschen oder die Franzosen oder die Engländer darüber belehrt werden, daß das mittelalterliche Deutsch, Französisch oder Englisch anders ausgesprochen wurde als heute, so beunruhigt uns das nicht weiter. Aber der heutige Grieche, der sich als Nachkommen und unmittelbaren Erben der alten Griechen betrachtet, möchte eben gern den engen Zusammenhang der modernen mit der alten Sprache auch dadurch beweisen, daß er nicht nur die antiken Texte nach neugriechischer Weise liest — ein Grundsatz, der sich aus praktischen Gründen für den Griechen durchaus empfiehlt —, sondern daß er auch ein nahezu unverändertes Beharren der lautlichen Form, d. h. der Aussprache, für mehr als zwei Jahrtausende annimmt — eine Annahme, die in der ganzen Sprachgeschichte isoliert steht und geradezu ein Wunder postuliert. Aber der Grieche fürchtet eben, daß sein antiker Ursprung in Zweifel gezogen werden könnte, wenn sein Glaube an die Altertümlichkeit seiner Aussprache angetastet wird. Es hat ja tatsächlich auch Leute gegeben, die das Neugriechisch geradezu für ein slawisches Mischidiom erklärt haben. Aber da über die völlige Verkehrtheit dieser Ansicht kein Zweifel besteht, so könnte sich der Grieche wegen des Streites über die Aussprache völlig beruhigen; daran hindert ihn nur das Nichtverstehenkönnen oder Nichtverstehnwollen der Ergebnisse moderner Sprachwissenschaft, wobei immer noch die Angst vor dem bösen Fallmerayer nachzittert.

Und die zweite Frage, die dem griechischen Patrioten so nahe geht, hängt eng zusammen mit der ersten, eben besprochenen und mit deren psychologischen Motiven: es ist die sogenannte Sprachfrage; sie ist auch die Quelle des gegenwärtigen Ausflusses griechischer Leidenschaft, sie ermöglicht uns zu verstehen, warum sich die athenischen Studenten (und ihre Hintermänner) gegen eine Übersetzung der Bibel wehren. Zum Verständnis dieses Widerstandes ist darum eine geschichtliche Erläuterung der neugriechischen Sprachverhältnisse nötig.

Die neugriechische Volkssprache, d. h. die vom gemeinen Manne gesprochene und mundartlich reich gegliederte Sprache ist eine natürliche und innere Fortentwicklung der Sprachform des Altertums, die man die hellenistische Weltsprache oder kurz die Gemeinsprache (Koine) nennt. Diese zeigt schon im Altertum — etwa um Christi Geburt — die Keime, deren Auswachsen zum Neugriechischen führte, wie das Vulgärlatein die Keime der romanischen Sprachentwicklung enthält. Daraus ergibt sich von selbst, daß die Veränderungen der Aussprache, die Umbildungen des Formenbaues und des Satzbaues, wie sie im Neugriechischen vorliegen, nicht durch Slaven oder Albanesen oder Türken verursacht worden sind, da ja die Anfänge der Sprache weit vor der Zeit liegen, wo diese Völker mit den Griechen in Fühlung traten. Nur die

Aufnahme von romanischen und türkischen Lehnwörtern giebt dem neugriechischen Wortschatz ein etwas buntes Aussehen, aber das ist ein Vorgang, der mit dem Bau der Sprache so wenig etwas zu thun hat wie die lateinischen und romanischen Elemente des Deutschen oder des Englischen mit dem innern Bau dieser Sprachen.

Aber neben diesem natürlichen Leben der gesprochenen Sprache gab es in der griechischen Kulturwelt seit alter Zeit eine Litteratursprache, das Attische, das seit den Tagen Xenophons und Platos das Schrifttum beherrschte. Zwar bildete sich auch die attische Litteratursprache im Zeitalter des Hellenismus (d. h. seit Alexander dem Großen) langsam um, indem sie der gesprochenen Sprache in einem gewissen Abstände folgte; aber die Bewegung, die z. B. in den Schriften des Neuen Testaments zu einer Umwälzung führte, d. h. zu einer Erhebung der lebenden Vulgärsprache in die Litteratur, wurde in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung durch eine rückläufige Bewegung wieder gehemmt: die sogenannten Attizisten, deren geistreichster der Spötter Lufian ist, wollten mit Bewußtsein das klassische Attisch wiederbeleben: die Kluft zwischen der lebenden und der Schriftsprache erweiterte sich immer mehr, es entstand eine Zweisprachigkeit, die bis zum heutigen Tag fortbesteht. Wenn auch die Gesetze des Attischen nicht streng durchgeführt werden konnten, so blieb doch immer die Schriftsprache von der des Lebens weit entfernt. Die heutigen Griechen sind hierin die Erben der Byzantiner, und diese fuhrten fort, in den Bahnen zu wandeln, die das sinkende Altertum vorzeichnete. Auflehnung gegen diesen Geist der Erstarrung findet sich seit dem elften Jahrhundert in der volkstümlichen Poesie, und eine lebenskräftige, auf der Volkssprache beruhende Litteratur begann sich im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert auf dem venezianischen Kreta zu regen, bevor sie zur Schöpfung einer volkstümlichen Schriftsprache und Litteratur führte. Eine Versöhnung des Gegensatzes zwischen Volks- und Schriftsprache versuchte der um sein Volk hochverdiente, als Philologe ausgezeichnete Grieche Adamantios Korais (1748 bis 1833): die unnatürliche Schriftsprache sollte vereinfacht und damit dem Verständnis des Volkes nahegebracht werden; aber auch für Korais war doch die Schriftsprache, nicht die Volkssprache Ausgangspunkt der Reformbewegung. Soweit Wörter aus ihr genommen wurden, mußten sie zuerst ihre griechische Legitimation nachweisen: ein Zeitgenosse, Jakobos Rizos Nerulós, verspottete in einem Lustspiel die Sucht des Korais, alle Lehnwörter der Volkssprache durch griechische zu ersetzen oder vulgärgriechischen Wortformen ein besseres, d. h. altgriechisches Aussehen zu geben; ein andres Lustspiel, die „Babylonia“ des Byzantios (1840), macht sich lustig über den gelehrten Schulmeister, der von der *καπνοσίφιγξ* statt von der *πίπα* (der Tabakspfeife) spricht — aber diese verspottete Richtung hat doch gesiegt, wovon sich jeder überzeugt, der einen Blick in eine griechische Zeitung, sogar in den Annoncenteil, wirft. Ein lexikalisches Werk eines Griechen, das vor kurzem erschienen ist, und worin die aus dem alten Material neugebildeten Wörter der Schriftsprache zusammengestellt sind, legt Zeugnis ab von der unermüdblichen und enormen Arbeit, die

aufgewandt worden ist und wird, um die Schriftsprache den Bedürfnissen des modernen Lebens anzupassen. Wenn diese Unsumme von Arbeit dazu verwandt worden wäre, die Volkssprache zum Schriftgebrauch auszubilden, so wäre die griechische Sprachfrage gelöst: es gäbe eine einheitliche, dem Volke ohne weiteres verständliche Sprachform, die an Kraft und Reichtum des Ausdrucks der mumienhaften und altertümlichen *καθαρεύουσα*, d. h. der „puristischen“ Sprache überlegen wäre.

Aber die Versuche, der natürlichen Entwicklung zum Siege zu verhelfen und damit auch die Litteratur in natürlichere Bahnen zu lenken, haben nie gefehlt. In der lyrischen Poesie hat überhaupt fast immer die Volkssprache Anwendung gefunden: die bedeutendsten Dichter des modernen Griechenlands, Lyriker wie Solomós und Palaoritís, haben in der Volkssprache gebichtet. So wenig wie die Mutter ihr Kind in der steifen Sprache der Gelehrten anredet, ebensowenig giebt der echte Lyriker seinen Gefühlen in Worten und Formen Ausdruck, die längst erstorben sind; und mag auch eine solche Schriftsprache den Gelehrten, den Politiker und Staatsmann nicht stören, so ist sie doch ungeeignet für die Sprache der schönen Litteratur. Eine nationale Litteratur muß sich einer nationalen, d. h. dem Denken und Fühlen des Volks entsprechenden Ausdrucksform bedienen. Eine solche Sprache ist aber die sogenannte *καθαρεύουσα* nicht, so sehr und so oft es auch deren Anhänger behaupten. Aber die Zahl derer ist gering, die Einsicht haben und ihr die That folgen lassen. Doch ist seit den achtziger Jahren die Bewegung immer stärker geworden, die eine gründliche Reform der Sprache anstrebt und die Volkssprache zur Grundlage der Litteratursprache machen will, nicht nur in der Dichtung, sondern auch in der Prosa. Zu dieser neuen Bewegung hat ein Buch des Griechen Jean Psichari den Aufstoß gegeben, der — halb Fran- zose — als Professor des Neugriechischen an der Ecole des Hautes Etudes zu Paris wirkt. Unter dem anspruchslosen Titel: „Meine Reise“ (*Τὸ ταξίδι μου*, Athen, 1888) plaudert er in der Form der Vulgärsprache über Reiseindrücke aus dem Orient, über Themata der Litteratur, der Sprache und der Politik, die das griechische Volk betreffen: durch die gewählte Sprachform, die keinerlei Faktieren mit der *καθαρεύουσα* kennt, suchte er den Beweis zu erbringen, daß sich in der Vulgärsprache sehr wohl alle möglichen Gegenstände des Lebens und der Wissenschaft behandeln lassen. Um dieses Buch entbrannte lebhafter Kampf; die Mehrzahl der Griechen verurteilte Tendenz und Darstellung; manche billigten zwar die Tendenz, wünschten aber in der Ausführung einen Ausgleich zwischen den beiden Extremen; eine kleine Gruppe von Schriftstellern erklärte sich aber unbedingt für den Standpunkt des Neuerers, und so entstand geradezu eine Partei der *Ψυχισταί*, der Anhänger von Psichari. Seine Grundsätze wurden auch von andern in die That umgesetzt, und es ist ganz unlegbar, daß die Erzählungslitteratur einen kräftigen und nationalen Aufschwung nahm: statt farbloser Novellen, die in beliebiger Sprache ihren Ausdruck finden konnten, pflegte man die Schilderung des echten Volkstums, der Klephten, Hirten und Bauern. Aber die mutigen Vertreter der Volkssprache wagten noch mehr: zum Entsetzen der Schulmeister und Philister schrieben sie litterarische Essays

und Kritiken in der „gemeinen, schmutzigen“ Sprache des Volks. Und vor wenig Monaten ist sogar der Anfang einer „Geschichte des neugriechischen Volkstums“ erschienen,*) die in gewandter, leicht dahinfließender Vulgärsprache die frühbyzantinische Geschichte (bis zum Tode Justinians) erzählt. Man kann süßlich überrascht sein, wie gut dies dem Verfasser gleich bei dem ersten Entwurf dieser Art gelungen ist; wenn auch noch nicht ein streng historischer Stil erreicht worden ist — der Verfasser verrät gelegentlich den Novellisten —, so ist doch der Beweis aufs beste erbracht worden, daß die geschmähte Vulgärsprache für geschichtliche Darstellung und Charakterisierung an Kraft wie an Ausdrucksfähigkeit der archaisierenden Schriftsprache überlegen ist.

Das werden nun freilich die Anhänger der Schriftsprache nicht zugeben. Das griechische Publikum überhaupt steht gleichgültig oder feindselig und verständnislos der Reformbewegung gegenüber. Was man gemeinhin für die *καθαρεύουσα* und gegen die Volkssprache geltend macht, ist recht windig. Die Volkssprache, so sagen die Gegner, sei nur in der Form der Dialekte vertreten, sie sei darum nicht einheitlich. Die so reden, übersehen ganz, daß auch die heutige Schriftsprache von Einheitlichkeit der grammatischen Form weit entfernt ist: man kann fast sagen, daß es ebenso viele Arten der Schriftsprache wie Schriftsteller giebt; denn der Grad des Archaisierens und der Beimengung volkstümlicher Worte und Formen variiert nach Autor und sogar nach Thema. Die Volkssprache ist hierin nicht ungünstiger gestellt: es giebt eine Art Gemeinsprache, die allgemein verstanden wird. Aber auch wenn dem nicht so wäre, so könnte sich doch der Dialekt eines Zentrums, etwa Athens, ebensogut über das Mundartliche hinaus zu einer allgemeinen Litteratursprache erheben, wie dies bei allen Kulturvölkern geschehn ist — sogar bei den alten Griechen, deren falsche Nachahmer ihre Nachkommen sind. Aber das Beispiel, das die Alten oder ein Dante, ein Luther gegeben haben, verfängt bei den heutigen Griechen nicht: sie halten ihre Volkssprache für ungeeignet und unwürdig höherer Verwendung. Und doch ist diese Sprache das Erzeugnis des Volksgeistes, der ununterbrochen seit alter Zeit wirkt. Indem die Griechen ihre eigne Sprache beschimpfen, beschimpfen sie sich selbst und beschimpfen ihre eignen Vorfahren.

Warum nun dieser heftige Widerstand gegen eine Entwicklung, die so natürlich ist? In Europa giebt es keinen Gelehrten (Dilettanten haben nicht mitzureden), der nicht schon einmal den Griechen das Verkehrte ihres Thuns vorgeworfen hätte. Aber das Motiv, das sie zum Schaden der eignen Litteratur so verblendet, hängt mit dem zusammen, was wir schon über die Aussprache bemerkt haben: indem die Griechen in ihrer Schriftsprache möglichst stark archaisieren, suchen sie den engen Zusammenhang mit dem Altertum zu erweisen und sich gegen den Verdacht zu wehren, daß sie am Ende nicht Nachkommen der Alten seien, als ob aus einem solchen Kunstgriff böshafte Menschen nicht eher das Gegenteil folgern könnten. Aber da die Griechen einmal dem Bann solcher Vorstellungen verfallen sind, so wehren sie sich eben gegen jeden

*) Α. Ἐργαλιώτης Ἱστορία τῆς Ρωμοσύνης. I. Athen, 1901.

Versuch einer Reform. Zeitschriften, die den Versuch gemacht haben, die Volkssprache durchzuführen, haben sich nicht halten können oder änderten ihr Programm, um sich zu halten. Ein Richter, der das Unerhörte gethan hatte, ein Urtheil in der Volkssprache abzufassen, wurde geradezu offiziell gemahregelt — was der Stimmung der breiten Masse entsprach —, und jetzt sehen wir vollends, daß der Versuch, das Neue Testament in die Volkssprache zu übersetzen, zu Unruhen und Ministersturz führt. Der springende Punkt ist nicht der Versuch einer Übersetzung überhaupt, sondern der einer vulgargriechischen Übersetzung. Denn Übertragungen der Bibel in die neugriechische Schrift- und Volkssprache sind vom siebzehnten Jahrhundert an öfters unternommen worden; die Übersetzung der englischen Bibelgesellschaft geht auf Arbeiten griechischer Kleriker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zurück.*) Allerdings ist seit den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Übersetzung der Heiligen Schrift in der orthodoxen griechischen Kirche verboten worden; aber wenn jetzt der Widerstand kirchlicher Kreise gefährliche Unruhen zur Folge gehabt hat, so scheint mir dieses Verbot allein doch kaum ein ausreichendes Motiv zu sein, die Lage zu erklären; auch rein politische Motive, von denen uns die Zeitungen berichten, so eine Demonstration gegen russischen Einfluß, scheinen doch nur sekundär eine Rolle zu spielen. Wenn man wirklich der Regierung Verlegenheit bereiten, Minister stürzen, gefährdeten fremden Einfluß zurückweisen wollte, so sieht man nicht ein, warum ein litterarisches und theologisches Vorkommnis, eine politisch harmlose Sache wie eine Bibelübersetzung zum Anlaß eines so heftigen Ausbruchs der Volksleidenschaft gemacht werden konnte. Denn die Sache entbehrt durchaus des Beigeschmacks konfessioneller Gegensätze, die sich ja leicht zu gefährlicher Schärfe aufspitzen. Als in Deutschland der Sprache von Luthers Bibelübersetzung auch in dem katholischen Süddeutschland Eingang verschafft werden sollte, da regten sich allerdings die katholischen Kreise zunächst sehr darüber auf, daß die Sprache des konfessionellen Gegners angenommen werden könnte, und man bekämpfte darum eine rein litterarische oder philologische Angelegenheit wegen ihrer Verquickung mit religiösen Fragen; man regte sich darüber auf, daß das „lutherische“ e in Wörtern wie Hitze, Leute gegenüber süddeutschem Hitz, Leut von einem Katholiken gebraucht werde.**) Aber um solche Gegensätze handelt es sich in der griechischen Streitfrage nicht. Die Anhänger der Volkssprache sind nicht Ketzer oder Freigeister; Orthodogie und Liberalismus scheidet sich nicht nach den beiden Sprachtendenzen. Wenn man die in der Sprachform revolutionäre Geschichtsdarstellung des schon genannten Estliotis auf die religiöse Gesinnung des Autors hin prüft, so ist man vielmehr über die konfessionelle Befangenheit überrascht: der sprachliche Neuerer ist vom Geist der byzantinischen Orthodogie nicht frei. Darum muß der Widerstand gegen die Bibelübersetzung aus andern Motiven erklärt werden. Man las in den Zeitungen, daß die Königin von Griechenland auch dem einfachen Soldaten und Bauern das

*) Vergl. Näheres in der Realencyklopädie der protestantischen Theologie, 3. Aufl., III, Seite 118.

**) Vergl. darüber J. Kluge, Von Luther bis Lessing, 3. Aufl., Seite 128 ff.

Evangelium verständlich machen wollte: denn das Griechisch der Heiligen Schrift ist dem einfachen Mann nicht oder doch nur sehr unvollkommen verständlich. Die Anhänger der Schriftsprache behaupten allerdings das Gegenteil; wenn aber die Bibel im Urtext von jedem verstanden werden kann, so begreift man erst recht nicht, warum die Unruhestifter den frevelhaften Übersetzer mit dem Bannspruch gestraft wissen wollen. Aber dieser Übersetzer, Pallis, ist ein Vertreter der Volkssprache; er hat durch andre Schriften, so vor allem durch eine Homerübersetzung bewiesen, daß er die Sprache der Volkslieder schöpferisch zu gestalten und meisterhaft zu handhaben weiß. Und die Gegner müssen fürchten, daß die künstliche Schriftsprache gefährdet werde, wenn die Volkssprache durch ein Buch wie die Bibel populär gemacht wird. Denn während die literarischen Erzeugnisse der Volkssprache bisher nur von einem kleinen Kreis beachtet, im übrigen leicht totgeschwiegen wurden, könnte eine Bibelübersetzung dem Volke zeigen, daß seine Sprache für den schriftlichen Verkehr jeder Art mindestens ebensogut, ja besser ist als die Sprachform, die seit fast zweitausend Jahren schulmeisterliche Beschränktheit dem Volke aufzwingt. Die Kreise, die sich bei den letzten Unruhen bethätigten, haben vorläufig die Oberhand behalten; die Studenten waren offenbar die Werkzeuge der Männer, die in der Schriftsprache das Heil der Volksbildung und Litteratur zu sehen glauben. Wenn aber die breiten Massen durch das Gelingen einer vollstündlichen Bibelübersetzung mit einemmal für ihre lebende Sprache gewonnen und entflammt würden, dann würde der Widerstand der Kreise, die zur Zeit das Volk auf falschen Bahnen führen, vielleicht ebenso gebrochen werden, wie jetzt die Gegner gewaltsam niedergeworfen worden sind. Es soll keineswegs bestritten werden, daß die *καθαρισται*, die Anhänger der Schriftsprache, für ihre ehrliche Überzeugung kämpfen; aber die europäischen Forscher, die sich mit den neugriechischen Sprachverhältnissen beschäftigen, sind wie in der Frage der Aussprache ebenso darin einig, daß eine gewisse Voreingenommenheit, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, den literarischen Kreisen Griechenlands die richtige Einsicht hemmt. Die europäischen Gelehrten stimmen mit den Gegnern der herrschenden neugriechischen Schriftsprache darin überein, daß von einer Reform der Sprachverhältnisse das Gedeihen der neugriechischen Litteratur abhängt. Wenn Griechenland seit mehr als zweitausend Jahren keine zweite Litteraturblüte gesehen hat, so muß unter die Gründe dieser Erscheinung auch die Thatsache gerechnet werden, daß das Leben der Schriftsprache erstarrt ist.

Es ist eine eigne Ironie der Geschichte, daß sich die neugriechische Sprachfrage schließlich gerade zu einem Kampf um die Bibelübersetzung verdichtet hat. Als die neutestamentlichen Schriften in den Gesichtskreis der Gebildeten des antiken Hellas traten, erregte die Sprachform Abscheu und Widerwillen; man charakterisierte sie als eine Sprache der Matrosen, die durchaus barbarisch klinge und mit fremden Bestandteilen durchsetzt sei. Man glaubt in solchen Worten die Philologen des modernen Griechenlands zu hören, wie sie gegen die heutige Volkssprache losdonnern, sie als schmutzig und unflätig schmähen. Das Evangelium wurde einst den Armen und den Verachteten

gepredigt und gelehrt in der Sprache, die auch dem einfältigen Menschen verständlich war; heute aber drohen die strenggläubigen Atheuer denen Mord und Fluch, die nichts andres wollen, als was die Apostel und ihre Schüler wollten, und sie sind überzeugt, daß auch das — Christentum sei.



Die Papyruschätze Ägyptens



unter den Vorträgen der vorjährigen Straßburger Philologenversammlung fesselte besonders Wildens Vortrag über die Papyrusforschung der letzten Jahre die Aufmerksamkeit der Zuhörer; denn thatsächlich ist unsre Kenntnis des klassischen Altertums in dem letzten Jahrzehnt durch nichts mehr gefördert worden als durch die in Ägypten zahlreich gefundenen griechischen Papyri, die nicht nur für die Pflitteraturgeschichte von großer Bedeutung sind, sondern auch über die staatlichen Einrichtungen, über das wirtschaftliche und das gesellige Leben der griechischen und der römischen Periode Ägyptens wertvolle Aufschlüsse geben. Es dürfte deshalb auch für solche, die der philologischen Arbeit fern stehn, von Interesse sein, über diese Papyrusfunde, ihre Sammlungen und ihren Inhalt näheres zu erfahren.

Die ersten wichtigern Papyrusfunde wurden schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Herkulaneum gemacht. Aber die dort in ziemlich großer Anzahl gefundenen Rollen waren von dem heißen Lavaströme, der die Stadt einst verschüttet hatte, nicht unberührt geblieben: sie waren in einem halbverkohnten Zustande, und es bedurfte unendlicher Mühe und besondrer mechanischer Vorrichtungen, sie lesbar zu machen. Etwa mit dem dritten Teile ist das bis jetzt gelungen, doch ist der Inhalt dieser Rollen ohne allgemeineres Interesse, da es fast ausschließlich Schriften griechischer Philosophen aus der Schule Epikurs, namentlich von Philodemos, sind.

In Ägypten kam der erste Papyrus, die sogenannte Charta Borgiana, 1778 zum Vorschein; alsdann wurden hier seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts dann und wann in Gräbern Papyri gefunden, mit denen die Leichen an Stelle der gewöhnlich verwandten Byssostreifen umwunden waren, oder die aus Gründen der Pietät den Toten in thönernen Krügen mit in das Grab gegeben waren. Aber in größerer Menge kamen Papyrusstücke erst an das Tageslicht, als die Fellähs anfangen, in Mittelägypten die antiken oft bis zu mehr als 20 Metern emporgetürmten Schutthaufen der Städte des Niltals abzugraben, um die salz- und natronhaltige Erde — von den Eingebornen afsh genannt — für die seit der englischen Okkupation in größerm Maßstabe betriebne Baumwollen- und Zuckerkultur zu gewinnen. Die Landschaft el Faijum, wo insbesondre diese Arbeiten vorgenommen wurden, besteht

aus drei Terrassen (vergl. die Einleitung zu Grenfell und Hunt, *Faijum towns and their Papyri*, London, 1900).*) Die höchste Terasse ist die von Mahun, durch die sich das Bett des Bar Yusuf, der den alten Mörisee mit dem Nil verband, hinzieht. Die zweite ist die von Medineh el Faijum, die dritte ist die niedrigste, die heute zum Teil von dem salzigen Birket el Kurun, dem Überrest des im Lauf der Jahrtausende stark eingetrockneten Mörisees eingenommen wird. Es ist wahrscheinlich, daß das höchste Plateau von der jährlichen Überschwemmung des Nils immer freigeblichen ist, ebenso auch ein Teil des mittlern. Denn durch den schon 2500 v. Chr. errichteten großen Damm von Mahun und seine Schleusen waren der Zufluß und der Abfluß des Nilwassers so geregelt worden, daß das Niveau des Sees dauernd unter dem Niveau des größeren Teils der zweiten Terasse blieb; und durch die Schleusenarbeiten der Ptolemäer wurde dem See abermals viel Land abgerungen. Die Blütezeit des Faijums reicht etwa von der Zeit des Ptolemäus Philadelphus bis in das dritte Jahrhundert n. Chr., dann beginnt die Periode des Verfalls und der allmählichen Verwundung. Sobald nun bekannt wurde, daß die bei den Arbeiten der Eingebornen in der eben geschilderten Gegend gefundenen unscheinbaren Papierstücke von den Fremden mit gutem Gelde bezahlt wurden, bemächtigten sich ägyptische Händler der Sache, holten sich in Kairo die Erlaubnis der Regierung und veranstalteten etwa seit 1890 planmäßige Durchgrabungen der Schutthanfen, die besonders in den Trümmern des alten Arsinoe ergiebig waren. So kamen viele wertvolle Papyri in Umlauf, obwohl es nicht ausblieb, daß durch die ungeübten Hände der Arbeiter, die ohne sachkundige Aufsicht gruben, manch kostbares Stück vernichtet wurde. Auch kam es vor, daß die Händler, um größeren Gewinn zu erzielen, einzelne Stücke zerschnitten und nach verschiedenen Seiten hin verkauften. Ungefähr zu derselben Zeit hatte der englische Forscher Flinders Petrie das Glück, ebenfalls im Faijum eine Anzahl von Särgen aufzufinden, die aus Papyruskartonnagen hergestellt waren. Die losgelösten — 1891 und 1894 von Mahaffy veröffentlichten — Stücke erwiesen sich als wertvolle Urkunden der ptolemäischen Zeit, während die sonst im Faijum gemachten Funde größtenteils dem römischen oder dem byzantinischen Zeitalter angehören.

Eine neue Periode der Papyrusforschung trat ein, als die beiden Oxford-Gelehrten Grenfell und Hunt im Auftrage der englischen Gesellschaft Egypt Exploration Fund um die Mitte der neunziger Jahre mit ebenso großer Umsicht und Sachkenntnis wie mit glücklichem Erfolg ihre Ausgrabungen im Faijum und im alten Dyrhynchos begannen. Diese letztgenannte, durch ihre reichen Papyruschätze bekannt gewordene Stadt, deren Stelle heute ein elendes Dorf Behnesch einnimmt, lag südlich von Arsinoe am Rande der westlichen Wüste (etwa 120 englische Meilen südlich von Kairo) und nahm einen Raum von $1\frac{1}{4}$ englischen Meilen Länge und ungefähr einer halben Meile Breite ein. Der Name kommt von dem Spitzschnauze genannten Fische her, der in ganz Ägypten für heilig gehalten wurde, hier aber den Hauptort seiner Verehrung hatte. Die

*) Berliner philologische Wochenschrift 1901, Nr. 25.

Stadt war die Hauptstadt eines Bezirks und noch in spätern Jahrhunderten als ein hervorragender Sitz des Christentums bekannt. Außer den Schutthäufen wurden auch andre Stätten von Oxyrhynchos und den Faijumstädten nach Papyris durchforscht; jedoch gaben diese Nachsuchungen leider ein negatives Resultat, da das hier vorhandne Grundwasser alle Überreste zerstört hatte. Eine beträchtliche Ausbeute gewährten dagegen die am Rande der Wüste im trocknen Sande liegenden Nekropolen; Grenfell und Hunt fanden hier u. a. eine Totenstadt von mumifizierten Krotobilen, die mit Papyrusstreifen umwunden waren. Neben den Engländern haben sich in den letzten Jahren auch Gelehrte anderer Nationen an der Durchforschung der Papyrusfundstätten beteiligt; so hat z. B. Wilcken in Ehnäsje, dem alten Herakleopolis, Ausgrabungen veranstaltet.

Bei so regem Eifer ist denn auch der Erfolg nicht ausgeblieben. Allein in Oxyrhynchos sind 280 Zinnkasten mit Papyruschriftstücken, die zumeist aus römischer Zeit stammen, angefüllt und nach Abzug der an das Museum in Gizeh abzuliefernden Rollen nach Oxford geschafft worden. Abgesehen von Gizeh, Alexandria, dem Britischen Museum in London und der Bibliothek in Oxford sind auch in mehreren Städten des europäischen Kontinents teils ältere Bestände erweitert, teils neue Sammlungen angelegt worden, so in Wien, Paris, Brüssel, Genf, Kopenhagen, in Deutschland besonders in Berlin, außerdem in Heidelberg, München und Straßburg. Sogar Amerika wirbt seit einiger Zeit um den Ankauf griechischer Papyri. Unter den in den letzten Jahren aufgefundenen Schriftstücken sind natürlich sehr viele nach dem Urteil der englischen Gelehrten *practically useless fragments*; aber auch von den wirklich wertvollen Texten und Urkunden ist bis jetzt erst ein kleiner Teil veröffentlicht worden, was um so erklärlicher ist, als jedes Stück, um das Lesen überhaupt zu ermöglichen, erst mit heißen Dämpfen präpariert und sorgsam aufgewickelt werden muß. Auch in dieser Beziehung stehn die beiden englischen Hauptfinder neben ihrem Landsmann Kenyon, dem ersten Herausgeber des Bakchylides, an der Spitze; sie haben bisher außer den schon 1896 und 1897 herausgegebenen zwei Bänden Greek Papyri und andern Einzelheiten für die Egypt Exploration Fund zwei Sammelbände der Urkunden von Oxyrhynchos und einen Band der im Faijum gefundenen Handschriften veröffentlicht. Auch eine große Anzahl der Berliner Urkunden ist von der Generalverwaltung der königlichen Museen herausgegeben, und verschiedene besonders interessante Stücke sind in philologischen und historischen Zeitschriften von Wilcken, Maß u. a. behandelt worden. Besonders wichtig ist es, daß der verdienstlichste deutsche Forscher auf diesem Gebiete, H. Wilcken, eine eigne Zeitschrift für die Papyrusforschung gegründet hat, von der zur Zeit der erste Band vorliegt (Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete. Erster Band. Leipzig, Teubner, 1901).

Wir kommen nun zu der Frage, welche Bedeutung die braunen, aneinander geleimten Papyrusstreifen, die jahrtausendlang kein menschliches Auge gesehen hat, und die zum Teil durchlöchert und am Rande zerfetzt mit halbverwischten, schwer zu entziffernden griechischen — mitunter auch lateinischen — Schriftzügen bedeckt sind, für uns haben. Man teilt die ganze

Maße der Papyri am besten in zwei Teile, in die litterarischen Texte und in solche, die das praktische und das gesellschaftliche Leben der Ptolemäerzeit und der römischen Kaiserzeit betreffen. Werfen wir zunächst einen Blick auf die zweite, der Zahl nach natürlich weitaus am stärksten vertretene Klasse. In alle Lebensverhältnisse dieser durch Schriftsteller verhältnismäßig weniger bekannt gewordenen Zeiten, von den naiven Äußerungen der Kinderstube und der Elementarschule bis hinauf zu den Staats- und Reichsgeetzen und den Kundgebungen wichtiger historischer Persönlichkeiten weihen uns die Schriftstücke, gleichsam als lebendige Zeugen jener Jahrhunderte, ein. Zunächst enthalten die Sammlungen der englischen Gelehrten — aus diesen ist die Mehrzahl der im folgenden angeführten Beispiele entnommen — eine Reihe von Briefen und andern Gelegenheitschriften. Einige sind recht heitern Inhalts. So ein von einem Knaben geschriebener Brief, worin der Verfasser seinem Vater bittere Vorwürfe macht, daß er ihn nicht mit auf die Reise nach Alexandria genommen habe. Wenn du mir nicht wenigstens etwas Schönes schickst, so droht der Schlingel, der mit Grammatik und Rechtschreibung offenbar auf gespanntem Fuße steht, „dann schreibe ich dich nicht und spreche nicht mehr mit dich.“ Von einem Knaben rührt auch ein Schriftstück her, das nach dem Diktat des Lehrers geschrieben zu sein scheint und ebenfalls voll von ergötzlichen Schülerfehlern ist. Auch verschiedene Einladungskarten zu Gastmählern kommen vor, aus denen man erfieht, daß derartige Festlichkeiten in Oxyrhynchus schon um drei Uhr nachmittags zu beginnen pflegten. Ein weiterer Brief enthält Ermahnungen einer Mutter an ihren Sohn, und wieder in einem andern beklagt sich ein Vater seinem Sohne gegenüber, daß er die Steuer für eine Zisterne nicht erschwingen könne. Ein höherer Offizier, der ein Kommando nach Arabien zum Einfangen wilder Tiere erhalten hat, bedankt sich bei seinem Vorgesetzten für ein Geschenk, das ihm in der Wüste zu den Saturnalien sehr willkommen gewesen ist, und sendet zugleich ein Gegengabe. Geschichtlich interessant ist ein Schreiben aus dem zweiten Jahrhundert, denn es ist als die Kopie eines Briefs des Kaisers Hadrian an Antoninus festgestellt worden. Der Kaiser ergeht sich darin in Betrachtungen über sein bevorstehendes Lebensende (er starb 138), dem er mit Ergebung entgegen sieht, indem er unter andern die Länge seines eignen Lebens mit der kurzen Lebensdauer seiner Eltern vergleicht. Andre Briefe und Schriftstücke aus dem Familien- und Geschäftsleben der Ptolemäerzeit, den Flinders Petrie-Papyri entnommen, teilt U. v. Wilamowitz in seinen kürzlich erschienenen Reden und Vorträgen Seite 224 ff. in Übersetzung mit.

Für den Historiker sind besonders die Urkunden von Bedeutung, die sich auf die Staats-, die Gemeinde- und die Tempelverwaltung beziehen. So lehren uns, wie U. Wilcken festgestellt hat, die erhaltenen Tagebücher der römischen Präefekten, Epistategen und Strategen, wie die offiziellen Amtsakten der römischen Beamten geführt wurden, wie z. B. bei Besichtigungsreisen die Amtshandlungen jedes Tages genau gebucht wurden. Eine Reihe anderer Urkunden bringt den Nachweis, daß in Ägypten wohl seit der Zeit des Augustus aller vierzehn Jahre eine Volkszählung stattfand, die einmal Rekrutierungszwecken

diente, dann aber auch den richtigen Maßstab für die Kopfsteuer abgeben sollte. Das Steuerwesen spielt überhaupt eine bedeutende Rolle in den Papyrusfunden, was sich daraus erklärt, daß die Ägypter unter den Ptolemäern und noch mehr in römischer Zeit mit Abgaben aller Art sehr stark belastet waren. Schon zur Zeit der Ptolemäer, unter denen überhaupt — im Gegensatz zu den spätern Jahrhunderten der Kaiserzeit — die Geldwirtschaft weit vorgeschritten war, wurde nur die Grundsteuer in Naturalien gezahlt, die übrigen Abgaben in Geld. Zu diesen gehörten unter andern Gewerbesteuern für jedes Handwerk, Markt- und Viehsteuer, Ein- und Ausfuhrzölle, Umlagen für die Unterhaltung der Nildämme und Kanäle, der Amtsgebäude, der Tempel usw. In römischer Zeit kam dann noch die vorhin erwähnte Kopfsteuer hinzu, sowie die Beiträge zur Verpflegung der Stadt Rom.

Über die verschiedenen Arten der Steuern werden wir aus der Ptolemäerzeit am besten durch den sogenannten Revenue-Papyrus des Ptolemäus II. unterrichtet, doch giebt es, wie gesagt, aus dieser und aus späterer Zeit noch sehr viele andre entsprechende Urkunden. Einschätzungsrollen, Steuerbefehle, andererseits Klagen über zu hohe Steuern, Edikte gegen säumige und landflüchtige Zahler, mitunter auch Steuererlasse kommen in allen Sammlungen vor. Wie noch heute, wurde schon damals über gezahlte Steuern quittiert; diese Quittungen sind sehr häufig auf sogenannten Ostraka, das sind Topfscherben, geschrieben, die ebenfalls in den Lehmhäusern der Faijumstädte in großen Mengen gefunden worden sind. Sie sind teils von den Steuereinnehmern für die Steuerzahler ausgestellt, teils von den höhern Beamten, die den Staatskassen vorstanden, für die Einnehmer oder Erheber. Ihre Zeit erstreckt sich von den ersten Ptolemäern bis weit in das römische Kaiserthum hinein. Leider reichen die bisher gefundenen Urkunden nicht aus, uns ein genügendes Bild von der Bevölkerungszahl und damit von der Summe der jährlichen Staatseinnahmen zu liefern. Die Sklavenwirtschaft scheint in Ägypten in geringerem Umfange geherrscht zu haben als in Italien oder in andern Theilen des römischen Reichs; denn aus den erhaltenen Verzeichnissen von Arbeitern und Hausständen ersieht man, daß die Arbeit, auch im Gewerbebetriebe und Landbau, meist von freien Arbeitern besorgt wurde, und Sklaven in der Regel nur zu häuslichen Diensten verwandt wurden. Neben diesen Ergebnissen für die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte sind die Papyrusfunde auch für die große politische Geschichte der hellenistischen Zeit, z. B. für die syrischen Kriege der Ptolemäer, nicht ohne Ertrag geblieben; ja eine Urkunde in Straßburg, die demnächst von Professor Keil ausführlich behandelt werden wird, soll sogar über die politischen Verhältnisse des perikleischen Zeitalters ungeahnte neue Aufschlüsse bringen.

Fast in erdrückender Zahl sind juristische Urkunden aller Art zum Vorschein gekommen. Da finden sich gerichtliche Anklage- und Verteidigungsakten, Kauf-, Miet-, Pacht- und Darlehenskontrakte, Testamente, Heirats- und Scheidungsurkunden usw. Als wichtiges allgemeines Ergebnis hat sich aus der Vergleichung der verschiedenen Urkunden hellenistischer Zeit der Umstand ergeben, daß die zuerst von Mitteis als wahrscheinlich erwiesene Einheit des

griechischen Rechts im ganzen Bereich der gräco-makedonischen Welt wirklich bestanden hat. Auch über das römische Recht wird durch die Papyri in mancher Hinsicht neues Licht verbreitet. Dem Edikt eines ägyptischen Prätors verdanken wir z. B. die Erkenntnis, daß die Grundzüge des Grundbuchrechts, das früher für eine Institution des deutschen Rechts gehalten wurde, schon im römischen Recht vorhanden waren. Verschiedne Rechtsbestimmungen, die man bisher in die spätrömische Kaiserzeit verlegte, sind nun auf Grund der Papyri einer weit frühern Zeit zuzuweisen. Daraus folgt, daß die juristischen Papyri der römischen Zeit als wichtige Rechtsquelle des römischen Rechts neben den Schriften der klassischen Juristen zu betrachten sind. (Vergl. hierzu den Vortrag von L. Mitteis „Aus den griechischen Papyrusurkunden,“ Leipzig, 1900, S. 20 bis 23.)

Für die theologische Wissenschaft ist gleichfalls mancher Gewinn aus den Papyrusfunden zu verzeichnen. Denn ein von Grenfell und Hunt 1897 in Oxyrhynchos gefundener und schnell berühmt gewordener Papyrusstreifen enthält acht Aussprüche (Logia) Jesu, die sämtlich durch die Formel „Jesus sagt“ eingeleitet werden. Von dem vierten und dem achten Logion sind allerdings nur ein paar Buchstaben erhalten, und der erste, der sechste und der siebente Spruch stimmen im wesentlichen mit Stellen der Synoptiker überein, nämlich mit Luf. 6, 42, Luf. 4, 24 (Matth. 13, 57, Mark. 6, 4) und Matth. 5, 14. Lesbar und zugleich originell sind also die übrigen drei Sprüche; diese lauten: Log. 2: „Wenn ihr euch nicht der Welt enthaltet, werdet ihr das Reich Gottes nicht finden, und wenn ihr nicht den Sabbath feiert, werdet ihr den Vater nicht sehen.“ Log. 3: „Ich stand inmitten der Welt und wurde im Fleisch von ihnen gesehen, und ich fand alle trunken, und keinen fand ich unter ihnen dürstend, und meine Seele ist betrübt über die Söhne der Menschen, weil sie blind sind in ihrem Herzen.“ Vom Log. 5 ist nur der Schluß sicher erhalten: „hebe den Steinblock auf, und du wirst mich dort finden, spalte das Holz, und ich bin auch dort.“ Diese Aussprüche stammen übrigens trotz der ausdrücklichen Einführung schwerlich von Jesus, vielmehr sind es, wie Harnack zuerst bemerkt hat, höchst wahrscheinlich Exzerpte aus dem Ägypterevangelium. In den Bereich der Theologie gehören auch die Bruchstücke der Akta Pauli, über deren Ursprung man früher kein sicheres Urteil hatte. Jetzt hat sich herausgestellt, daß sie eng verbunden waren mit den Akten des Paulus und der Thekla, einem christlichen Roman aus dem zweiten Jahrhundert, der die Geschichte der heiligen, aus dem Rachen wilber Tiere wunderbar erretteten Jungfrau Thekla aus Ikonium behandelt, also auch erst der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuzuweisen sind. Endlich erwähne ich noch zwei Bruchstücke aus dem Hirten des Hermas auf einem Faijumer, jetzt Berliner Papyrus, die für die Kritik des bekanntlich auch sonst erhaltenen Briefs nicht ohne Wert sind.

Die Sprache aller dieser Urkunden ist natürlich die griechische Vulgärsprache, die sogenannte Koine, in der auch die Septuaginta und das Neue Testament geschrieben sind. Da nun jede Publikation neue Wörter und Formen bringt, so wird auch dem Sprachforscher durch die Papyri ein reiches Material ge-

boten, sodaß er tiefer in den Geist der hellenistischen Volkssprache einzubringen und ihre noch immer nicht ganz sichere Stellung zu der ältern griechischen Sprache einerseits und der neugriechischen andererseits genauer festzustellen vermag.

Litterarische Papyri sind im Verhältnis zu der Menge der Urkunden nur in geringer Zahl gefunden worden. Es ist das leicht erklärlich: Man muß voraussetzen, daß es keine größern Bibliotheken gerade in den Städten gab, die die Hauptmasse der Papyri geliefert haben. Nur die angeheuern Einwohner hatten die klassischen Schriftsteller der Griechen, also vor allem Homer, dann Werke der Dramatiker und Lyriker, von den Prosaikern besonders Platon; andre Schriftsteller, zeitgenössische und frühere, werden nur selten vorgekommen sein, waren aber doch in einzelnen Exemplaren vertreten. In den Schutthäufen werden natürlich nur zerlesene Zeilen von Schriftstellern entdeckt, vollständigere Exemplare kommen in der Regel nur aus Gräbern wieder an das Tageslicht. Aus Gräbern stammen denn auch die Gedichte des Herondas und die Verfassung der Athener von Aristoteles, die schon zu Anfang der neunziger Jahre vom Britischen Museum aus veröffentlicht wurden. Der wichtigste litterarische Fund der letzten Jahre sind die Gedichte des Bakchylides, die 1896 ebenfalls in einem Grabe gefunden wurden. Dieser Dichter aus der Blütezeit von Hellas ist zwar kein Genius ersten Ranges, daß er aber bei Mit- und Nachwelt in hohem Ansehen stand, geht daraus hervor, daß er es wagen durfte, mit Pindar in Siegesliedern zu wetteifern, und daß er von den Alexandrinern in den Kanon der neun großen Lyriker aufgenommen wurde. Er gehörte auch mit Pindar, Achylus und Simonides zu den Gästen des glänzenden Hofes zu Syrakus, und auf dessen Beherrscher Hieron finden sich mehrere Preisgesänge unter seinen Gedichten. Seine Sprache ist nicht so erhaben und pathetisch wie die Pindars, dafür aber auch nicht so dunkel und fürs erste Lesen nicht so unverständlich; und einige Stellen seiner Lieder, z. B. der Vergleich des einheraufenden und dann ruhenden Achilles mit dem wütenden und dann sich legenden Meeressturme im dreizehnten Gedicht, gehören zu den schönsten Perlen der griechischen Dichtung. Wir haben jetzt von diesem Dichter, der uns bisher nur aus einigen Fragmenten bekannt war, zwanzig mehr oder weniger vollständig erhaltne Gedichte, die alle für eine bestimmte Gelegenheit, sei es für einen bei den Nationalspielen ertungenen Sieg oder eine religiöse Feier, gedichtet sind, und die zum Teil einen balladenartigen Charakter tragen. Wer sich näher über den Dichter unterrichten will, dem kann man die kleine Schrift von Wilamowitz „Bakchylides“ empfehlen, die auch meisterhafte Übersetzungsproben enthält.

Was nun die in den Schutthäufen von Oxyrhynchos und der Faijumstädte entdeckten litterarischen Papyri anlangt, so sind dies größtenteils kleine Abschnitte aus uns bekannten griechischen Schriftwerken, besonders aus Homer, und zwar zeigen diese Zeilen durchschnittlich nicht weniger Fehler als unsere meist tausend und mehr Jahre jüngern Handschriften, sodaß sie nur selten zur Kontrolle der sonstigen Überlieferung dienen können. Immerhin fehlt es nicht an bisher unbekanntem und schon deshalb wertvollen Stücken. Dahin gehört

vor allem ein teilweise erhaltenes Gedicht der Sappho, worin die Dichterin dem von der See heimkehrenden Bruder glückliche Ankunft wünscht. „Nereus liebe Töchter, so beginnt der Torso, verleihet, daß mein Bruder unverletzt hierher gelange, und daß ihm erfüllt werde, was er im Herzen sich wünschet.“ Auch von Archilochus hat sich ein Geleitsgedicht gefunden, aber einem Feinde gewidmet, dem der Dichter mit der ganzen Leidenschaft des Hasses, deren er fähig ist, Tod und Verderben wünscht. Den Besuch von neun Jungfrauen (den Nusen?) bei der Göttin Demeter schildern mehrere in äolisch-dorischem Dialekt verfaßte Hexameter, die dem Alkman oder auch — von Blaf — der Dichterin Erinna zugeschrieben werden. In einem Tragikerfragment hat Blaf zwei Reste der Sophokleischen Niobe erkannt; in dem größern tritt eine Tochter der Niobe auf, vom Pfeil der Artemis in die Seite getroffen, jedoch noch nicht zu Tode. Sie schaut suchend umher, wohin sie fliehn, wo sie sich verbergen könne, und fleht die Göttin an, sie nicht zu töten. In dem kleinern, leider schwer verstümmelten Bruchstück scheint eine zweite, noch unverwundete Tochter der Niobe aufgetreten zu sein. Von besondrer Wichtigkeit ist ferner ein Blatt in Genf aus einem Buche, das den Landmann des Menandros enthielt; denn es ist dies das umfangreichste Originalfragment eines Werkes der neuern attischen Komödie, gerade groß genug, uns im Verein mit den sonst vorhandenen Bruchstücken eine Vorstellung von dem Gange der Handlung dieses Lustspiels zu ermöglichen. Ein andres, gleichfalls ziemlich umfangreiches Fragment aus der Geschornen des Menandros (so genannt, weil die Haupthebin des Stückes von ihrem Geliebten aus Eifersucht ihres Haar Schmuckes beraubt wurde) ist von Grenfell und Hunt im zweiten Bande der *Oxyrhynchos-Papyri* veröffentlicht worden. Von den alexandrinischen Dichtern ist neben Herondas und kleinern Bruchstücken andrer Dichter schon früher ein Abschnitt aus der Hekale des berühmten Bibliothekars und Dichters Kallimachos aufgefunden worden; in diesem Epyllion erzählte der Dichter die Bewirtung des Theseus durch die freundliche Alte Hekale, eine Geschichte, die an die bekannte, von Ovid behandelte Sage von Philemon und Baucis anklingt. Aus der Zeit nach Christi Geburt haben die englischen Herausgeber in ihrem letzten Werk eine längere Episode aus dem Roman des Chariton Chaireas und Kallirhoe veröffentlicht. Da der Papyrus, der das Fragment enthält, nach Angabe der Herausgeber aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts stammt, so wird dadurch erwiesen, daß der Dichter, den E. Rohde in seinem griechischen Roman in das dritte oder vierte Jahrhundert setzte, schon im zweiten oder gar im ersten Jahrhundert nach Christo gelebt hat.

Das wäre ein oberflächlicher Überblick über die Schätze, die uns bisher die ägyptische Erde gespendet hat, wenigstens über die bisher bekannt gewordenen. Mehr dürfen wir von der weitern Veröffentlichung der bisherigen Funde, vor allem aber von den fernern Ausgrabungen erwarten. Denn bis jetzt ist ja kaum der zehnte Teil der Ortlichkeiten, wo man Papyri vermuten darf, wissenschaftlich durchforscht worden. Man muß deshalb wünschen, daß die bisher von den englischen Behörden gewährte Freiheit, Ausgrabungen zu machen, auch fernerhin erhalten bleibe, und daß sich auch die deutsche Forschung, durch

staatliche Mittel unterstützt, reger noch als bisher daran beteilige, damit das Ziel, für jede deutsche Universität eine Papyrusammlung zu schaffen, in nicht zu langer Frist erreicht werde.

Leer

K. Busche



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mülln)

Drittes Kapitel

Auf der Kegelbahn



Im Sommer war alle Mittwoch auf dem Kirschberge zu Holzweißig Kegeltag. Dieser Tag war in der ganzen Gegend bekannt und beliebt — schon von alten Zeiten her, wo der Herr Pastor noch seine saumtümige Kugel schob, und der alte Poppliz noch lebte, und die Kegelbahn noch neu und gut war. Seitdem hatte die Kegelbahn unter Regen und Sonnenschein viel ausstehn müssen, die Bretter waren morstch geworden, und die Bohle hatte Berg und Thal bekommen, sodaß nur alte Kegler, die die Wunden der Bahn kannten, ihre Kugeln mit Erfolg hinausbrachten. Man hatte jedes Jahr von einer Reparatur geredet, Andreas Happich hatte philosophische Betrachtungen über den Gegenstand angestellt, und Fritz Poppliz hatte geschimpft wie ein Rohrpaß. Damit war aber die Angelegenheit erledigt gewesen, und alles war geblieben wie zuvor. Die Bahn war es also nicht, die die Anziehungskraft ausübte, auch Happichs Bier nicht, das oft zu wünschen übrig ließ, sondern die schöne Lage und die „gute“ Gesellschaft. Die Bahn lag mit ihrem Kegelhaufe unter einer Gruppe alter Buchen nahe an dem Gipfel des Berges; vorn die Bahn, und dahinter etwas erhöht Bänke und Tische. Während sich nun die Kegler über das Spiel aufregten, den Kegeljungen schalten und über geheimnisvolle Tüden von Brett und Kugel klagten, saßen die Zuschauer an den Tischen und führten bedächtige Gespräche. Auch eine Laterne hing an einer Kette von einem Aste herab, und diese Laterne wurde auch bisweilen angezündet, wenn gerade Öl auf der Lampe war.

Hier waltete Andreas Happich als Mensch, Land- und Gastwirt, und zwar gleichfalls mit Bedacht. Erstens befann er sich jedesmal eine halbe Stunde, ob er das Faß, das er im Kegelhaufe aufgelegt hatte, auch anstecken sollte, denn er fürchtete immer an etwaigen Resten bankrott zu werden; und zweitens hätte er es für eine Versündigung gehalten, überhaupt etwas mit Anstrengung seiner Kräfte zu thun. Er war doch der Wirt, und Kirschberg und Kegelbahn waren sein Eigentum. Wenn er also jemand bediente, so that er es mit der Würde, die ihm als Menschen, Land- und Gastwirt zulam. Daß er sich bezohlen ließ, kam dabei weiter nicht in Betracht. Leider hatte sich die Wandlung der Zeit schon in seinem Gasthaufe unten im Dorfe spürbar gemacht. Dort fingen die Gäste an, sich als Herren zu betrachten und zu schelten, wenn das Glas eine zu große Mühe hatte, oder wenn sie zu lange warten mußten; aber auf dem Kirschberge verkehrte nur gute Gesellschaft, die sich etwas gefallen ließ, keine Schächter, die weder vor Gott im Himmel noch vor dem Wirt auf Erden Achtung hatten, da herrschte noch ein guter Ton, höchstens daß Fritz Poppliz bisweilen einmal ungeduldig wurde, von

Skandal rebete und auf die Kulanz der Wirte in den Städten hinwies. Als ob das hier überhaupt in Betracht gekommen wäre!

Eines Tages müssen wir gedenken, der in der Geschichte des Kirchberges von besondrer Bedeutung war, es war der Tag, an dem der Herr Direktor Wenzel zum erstenmale auf der Regelpbahn erschien. Der Herr Schulze hatte ihn schon öfter eingeladen, der Herr Direktor hatte auch versprochen, zu kommen, endlich war er erschienen. Und das gereichte den Herren auf der Regelpbahn zu besondrer Gemugthuung. Es wäre doch auch nicht hübsch gewesen, wenn sich so ein Mann, wie der Herr Direktor, der tausend Arbeiter kommandierte und eignen Wagen und Pferde hatte, von der besten Gesellschaft, die der Ort und die Gegend zu bieten hatten, zurückgezogen hätte. Also der Herr Direktor hatte sich, von einem Waldspaziergange zurückkehrend, zur Regelpbahn begeben und von dem Herrn Schulzen in lauten Wiederanstößen und von dem Herrn Gastwirt mit einer würdigen Anrede begrüßt an dem Ehrenplatze des höherstehenden Tisches niedergelassen. Es war ein kleiner Herr von behaglicher Verbestandung mit spärlichem Haar auf dem Kopfe und einem goldnen Kneifer auf der Nase. Er hatte in Miene und Haltung etwas Weiches, womit freilich der scharfe und bisweilen sogar unruhig flackernde Blick seines Auges nicht übereinstimmte. In seiner Begleitung war ein junger Mann, dem man sofort den Kaufmann ansah, wenn man unter dem Kaufmann nicht bloß den Ladenjüngling oder den Geschäftstreisenden versteht, sondern einen Mann von Welt, der ebenso in den Geschäftsbüchern seines Hauses wie in den Verkehrszentren des In- und Auslandes und auf den großen Ozeandampfern weisß. Dieser junge Mann wurde von dem Herrn Direktor mit einer gewissen freundlichen Auszeichnung behandelt. Es hieß, er sei ein Vertreter des Kalkyndulats. Außerdem war noch der Herr Obersteiger gekommen. Dieser besaß sich höchst nobel, aber man merkte ihm doch das bergmännische Hinterleder etwas an. Die Herren nahmen also Platz und empfingen mit einigem Mißtrauen ihr Bier. Der Schulze eröffnete das Gespräch mit einer ausführlichen Erörterung der Lage der Witterung.

Es ist doch ein netter Mann, der Herr Direktor, sagte der Schulze zur Regellompagnie, nachdem er sich vom „Herrentische“ zurückgezogen hatte, weil sich Popplitz dort niedergelassen hatte — ein netter Mann, gar nicht stolz, und leutselig ist er, und rebet mit unferneinem wie mit seinesgleichen.

Ja, das ist er, stimmte man zu, ein freundlicher Mann, und er gönnt auch den Leuten einen Verdienst. Leben und leben lassen.

Kinder, Kinder, fuhr der Schulze fort, wenn man bedenkt, was aus einem Menschen werden kann, wenn er Glück hat. Was meint ihr wohl, daß der Herr Direktor früher gewesen ist? Kaufmannslehrling bei Kirchbergen in Braunschweig. Dütchenbreher ist er gewesen. Und sein Vater war Schafmeister beim Baron von Below. Und jetzt? Was ist er jetzt für ein Mann? wie steht er jetzt da? Fünfhunderttausend Mark Gehalt und Tantieme und ein schönes Vermögen in Aktien. Und so eine Stellung!

Wer den zum Schwiegervater kriegt, sagte ein anderer, der kann lachen.

Das kann er, aber Fräulein Lydia nimmt nicht jeden, sagte Frihe Harlot.

Ja, meinte ein anderer, bei dem scheffelt es. Unferneiner muß sich ganze Jahr durch schinden, ehe er seine paar Thaler zusammenkragt. Und wenn man denkt, man hat was, dann kostet der Weizen nichts oder der Zucker ist runter gegangen, und es war wieder Effig.

Da hast du Recht, entgegnete man. Mit der Couponjchere arbeitet sich leicht.

Hier verfielen mehrere ins Nachsinnen, und Karl Brückner sagte: Wem gehört denn eigentlich das Werk?

Du möchtest wohl als Kompagnon eintreten? wurde erwidert.

Das Werk, begann im Vehrone der Herr Kantor, der als Schriftführer hinter der Tafel saß, ist auf Kuxe fundiert, es ist eine sogenannte beschränkte Sozietaät.

Wenn man nämlich einen Kuz zu kaufen kriegt, so ist man beschränkter Sozjus und kann mit verdienen.

Oder man wird sein Geld los, sagte der Schulze. Kinder, laßt die Finger davon. Mein Gebatter Newes in Siebendorf, der die Sache versteht, sagt: Wer sein Geld will fliegen sehen, der kaufe Tauben, und werß begraben will, der soll es in Bergwerken anlegen.

Der Abend sollte noch schöner werden. Denn nachdem sich alle laut verschworen hatten, es fielen ihnen gar nicht ein, sich die Finger zu verbrennen, nachdem man im stillen erwogen hatte, ob man im Interesse der Couponschere nicht ein paar Tausend riskieren könnte, weunns einem geboten würde, und nachdem der Herr Direktor nach langem Zureden zur Kugel gegriffen und unter großem Hallo drei Reunen geworfen hatte — es war der reine Dusel gewesen, wie von mißgünstiger Seite behauptet wurde —, kam unter graujamen Bremsstönen ein Wagen den Waldweg herab, ein „Dre—al,“ der soviel Menschen geladen hatte, als irgend draufgingen, mit einem Pferde davor, das sich verzweifelt dagegen wehrte, den Wagen auf den Leib zu bekommen. Die Herren Landwirte redten die Hälse und hatten bald heraus, daß es der Dre—al der Kuppertschen Brauerei sei, daß der Braumeister Gödel, Herr Organist Larißch und noch einige mehr oder weniger bekannte Herren aus Braunfels darauf saßen, und daß es diesen Abend noch Freibier geben werde. So war es auch. Der Wagen hielt am Kegelhäuschen; die Herren stiegen ab, wobei sie eine Gruppe bildeten, die nach Alter, Größe, Dicke, Kleidung und Benehmen völlig unsortiert war. Nachdem sie ihre vom langen Fahren außer Schid gekommenen Glieder wieder eingereut, den Staub abgeschüttelt und sich sonst nach Kräften verschönt hatten, setzten sie sich im Festzuge in Bewegung, wie Leute, die gewiß sind, willkommen geheißen zu werden. Voran Herr Larißch, ein würdiger älterer Herr mit einem breiten roten Gesichte, das ausjah, als wenn sein Inhaber in nicht zu entfernter Weise mit dem Kladderadatsch verwandt sei, dann Herr Gödel, dessen Leibesumfang leicht seinen Beruf erraten ließ, dann ein langer schmaler, sorgfältig, wenn auch etwas altmodisch gekleideter alter Herr, der im Wehn bemüht war, Schnupstabskrümel von seinem Vorhemden wegzuschnippen; dann ein kleiner beweglicher Herr, der, wenn man sein Haar für echt halten wollte, in den besten Jahren war und sich bemühte, seinen Schritten Gemessenheit und Würde beizubringen, und zuletzt ein junger Herr in modernem Anzuge mit aufgestreiften Weinkleidern und tadelloser Bügelsalte.

Das ist aber einmal schön, rief der Schulze in seinen biedersten Tönen, Herr Gödel und Herr Larißch und die übrigen Herren, daß Sie uns einmal besuchen. Kommen Sie, hier am Herrentische ist noch Platz.

Der Festzug kam also am Herrentische zum Stillstande, Herr Larißch nahm vor der Front Aufstellung und sagte, zu den fremden Herren am obern Ende des Tisches gewandt: Ich habe die Ehre, allerseits einen vergnüglichen guten Abend zu wünschen. Erlauben Sie, daß ich den Ausrufser in der Menagerie mache. Ich heiße Larißch, August Larißch, und bin mit Respekt zu vermelden Schulmeister. Aber nur bis nachmittags um drei Uhr. Daß ich außerdem in der Marienkirche allsonntäglich die Orgel drehe, übergehe ich mit gebührender Bescheidenheit. Dies ist, wie Sie wissen, mein Freund der Braumeister Gödel, der ein nur unvollkommenes Deutlich spricht und den edeln Beruf hat, sich zu Ehren seiner Firma und zu Gunsten dieser Blutsauger von Wirten totzuschauen. — Geben Sie mir Ihre Vorderstoffe, Andres, Sie Blutsauger. — Dies ist mein Freund Bernhard Scholz, ehemals Tabakstreichender, jetzt Rentier, eine vollendete alte Zumser. Dieser kleine Herr ist Herr Lebrecht Volze, Giftmischer außer Dienst und Professor aller einleitenden Wissenschaften. Und dies ist Herr Doktor Saliz, ein Mediziner von noch leidlich reinem Gewissen, der es aber gewiß noch einmal weit bringen wird.

Jede Vorstellung wurde durch eine Verbeugung des Vorgesetzten und eine Gelächterfalbe der Herren Landwirte begrüßt. Darauf setzte man sich. Herr Larißch

wie ein Medner nach einem großen Erfolge, Herr Gödel, nachdem er dem Wirte einen Auftrag gegeben hatte, Herr Bernhard Scholz mit altfränkischer Höflichkeit, Herr Lebrecht Volze nach einigen vorhergehenden Erörterungen über Kläse im allgemeinen und Holzbänke im besondern, und Herr Doktor Salix wichtig und förmlich, nachdem er rechts und links modern-steife Verbeugungen gemacht hatte. Er behielt auch dann noch einen schönen Anstand bei, als er sich erst rechts und dann links mit dem Arme aufstützte und sich mit seiner Zigarette beschäftigte. Hierauf brachte der Wirt Bier in Hülle und Fülle, das der Braumeister zu Ehren seiner Firma zum besten gab. Man ließ sich nicht nötigen, sondern griff zu und lobte Bier und Brauerei.

Nun mein lieber Herr Varisch, fragte im weitem Verlaufe des Abends der Schulze, was führt Sie denn hierher in unser Holzweidig?

Menschenliebe, Herr Schulze, erwiderte Varisch, die reine Menschenliebe. Wir wollen unserm Gödel helfen, Zeche zu machen, damit er sich nicht vor der Zeit totkauft. Außerdem sind wir — hier legte er seine Stirn in Falten und zog den Mund in die Breite, daß er aussah wie ein selbstbewußter Frosch —, außerdem sind wir auf einer Studienreise. Wir beabsichtigen, die tote Ase zu studieren.

Was studieren?

Die tote Ase. Zum Teibel, Schulze, Sie wissen doch, was die tote Ase ist; der Arm des Aseflusses hinterm Kallbruche auf Allum zu, der bei der Regulierung abgeschnitten worden ist. Diese tote Ase wollen wir ausfischen.

Kinder, hört mal zu, rief der Schulze, der die ganze Geschichte für eine Eulenspiegelerei von Varisch hielt, die Herren wollen die tote Ase ausfischen. Ich habe doch mein Lebtag nicht gehört, daß da Fische drin sind.

Aber wir, entgegnete Varisch. Und auf dieser Wissenschaft beruht unser Unternehmen. Und das sage ich Ihnen, Schulze, wenn Sie sich beikommen lassen, zu wilddieben, so werden Sie in Ihr eignes Spritzenhaus gesperrt. Sehen Sie hier, meine Herren — damit warf er ein Schriftstück auf den Tisch und schlug mit der Hand darauf —, hier liegt ein ordnungsmäßiger Kontrakt mit dem Fischmeister Oskar Hofmann in Allum vor, auf Grund dessen wir die Fischereigerechtfame in der toten Ase gepachtet haben. Also Hand von der Butter, oder man trete in die Gesellschaft ein. Volze, tragen Sie einmal den Fall im Zusammenhange vor.

Volze erhob sich, loderte den Kestkopf im Stehtragen, betrachtete seinen Bleistift und begann: Der Fischreichtum unsrer deutschen Ströme war im Mittelalter berühmt —

Warum fangen Sie denn nicht gleich bei Adam und Eva an? fragte Varisch.

Stören Sie mich nicht. Dieser Fischreichtum war im Mittelalter so groß —

So lassen Sie doch Ihr dummes Mittelalter und kommen Sie auf die Gegenwart.

— war so groß, fuhr Volze unbeirrt fort, daß es gesetzlich verboten war, dem Diensthoten öfter als dreimal in der Woche Fische vorzusetzen. Wie haben sich die Zeiten geändert! Fische sind eine Delikatesse geworden, der deutsche Mann muß pekuniäre Opfer bringen — und wer brächte gern Opfer —, um zu einem Gerichte von Fischen zu gelangen. Es war am vierzehnten dieses Monats, als Herr Varisch und ich, um Orchideen und Wasserpflanzen zu sammeln, die Aue der Ase durchstreiften. Es war ein schöner Sommertag, die Wiese war so grün, und der Himmel war so blau —

Natürlich, schaltete Varisch ein, soll denn der Himmel grün und die Wiese blau ausgefahen haben? Volze, Sie sind ein Veimfieber.

Unterbrechen Sie mich nicht. Und so konnten wir denn, am Wasserpiegel der toten Ase stehend, deutlich sehen, daß in dem Teiche zahlreiche Fische standen, Fische von ansehnlicher Größe. Volze, sagte Varisch, die müssen wir haben. Varisch, entgegnete ich, sehr wohl, aber per fas nicht per nefas. Volze, sagte Varisch, natürlich per Faß; auf ein paar Zentner können wir bestimmt rechnen. Varisch, sagte ich, Ihr Latein ist für die Raqe. Fas heißt Raqt, und nefas Unraqt.

Glauben Sie ihm nicht, meine Herren, rief Lariſch, er ſchwindelt.

Keine Spur. Lariſch hat ſich nur hinterher herausreden wollen und behauptet, er ſelbſt habe bloß einen Wiß machen wollen. Das möge nun ſein, wie ihm wolle, wir wanderten nach Aklum und ſchloſſen mit dem Fiſchermeiſter Oskar Hofmann einen Pachtkontrakt ab, des Inhalts, daß uns gegen eine gewiſſe Summe — und ich muß ſagen, daß ſie in Anbetracht des Fiſchreichthums der toten Aſſe nicht hoch iſt — die merkantile Ausbeutung überlaſſen wird. Meine Herren, die Zuſammenſetzung der Kräfte iſt die Grundlage des modernen Wirtschaftslebens, iſt die Vorausſetzung des Erfolgs. Wir haben beabſichtigt, nachdem wir eine Studienreiſe, auf der wir uns eben befinden, gemacht haben, eine Geſellſchaft zur merkantilen Ausbeutung der toten Aſſe zu gründen, und zwar auf der Baſis von Antellſcheinen, oder Kuzen, oder, wenn Sie wollen, von Waſſerfluzen von einem Nominalwerte von zehn Mark, mit einer Anzahlung von fünf Mark. Es ſteht nichts im Wege, dieſe Gründung heute vorzunehmen, und ich lege die Liſte für die Zeichnung auf dem Tiſche des Hauſes nieder.

Damit legte er eine Art Proſpekt, der auf die Rückſeite einer Speiſelatte geſchrieben war, nieder. Die in dem Bre—al angekommenen Gäſte unterſchieden mit Verrettwilligkeit. Nun aber kam die Sache ins Stoden. Die Holzweiſiger Ökonomen zogen ſich zurück und ſahen mißtrauiſch auf ihren Schulzen, der ſich mit großem Gelächter einmal über das andre auf die Kniee ſchlug.

Was lachen Sie denn, Schulze? fragte Lariſch.

Aee ſowas! ſowas! ſowas! rief der Herr Schulze, was dieſer Herr Lariſch für Spaß machen kann.

Unſinn! Verderben Sie uns das Geſchäft nicht durch Ihr Geſeize. Die Sache iſt ganz ernſthaft. Bei zehn Teilnehmern iſt immer auf zwanzig Pfund Karpfen für den Anteil zu rechnen. Na, nun rechnen Sie ſich aus, wenn Sie mit Adam Nieſe Beſcheid wiſſen, was Ihnen die Karpfen koſten werden.

Aber es war keine Stimmung zu machen. Die Herren Bauern redeten zwar eifrig über das Unternehmen, waren aber viel zu vorſichtig, zehn Mark zu riſkieren. Man wußte ja nicht, wieviel Fiſche im Teich ſeien, und wie man ſie herausbringen wolle, und was das koſten würde.

Da trat der Gaſtrat Happich vor, malte ſeinen Namen unter das Dokument und ſagte: Mit Verlaub, meine Herren, Karpfen kann ein Gaſtwirt immer brauchen. Dies brachte ihm ein Hurra ein, und Lariſch reichte ihm die Hand und ſagte: Geben Sie mir die Vorderſtoſſe, Happich, Sie ſind ein intelligenter Mann und werden es noch weit bringen. Darauf wanderte das Papier an das andre Ende des Tiſches, und auch der Direktor zeichnete lachend eine Aktie.

Hier wurde ein Bergmann gemeldet, der den Direktor ſprechen wollte. Ein Arbeiter ſei vom Schüttboden der Salzmühle herabgefallen und liege für tot da.

Man ſolle ſogleich zu Doktor Blume nach Rodeshelm ſchicken, beſah! der Direktor.

Der Doktor Blume, wurde eingewandt, ſei heute in Aklum und ſchwerlich ſchon zurück.

So ſolle man nach Aklum einen reitenden Boten ſchicken.

Iſt nicht nötig, Herr Direktor, ſagte Lariſch, wir haben ja unſern Menſchenſchinder bei uns, der kann gleich ſeine Kunſt probieren.

Man war es allſeitig zufrieden, beſonders auch der Herr Doktor ſelbſt, der ſich ſogleich erhob und es nur bedauerte, daß er ſeinen Inſtrumentenkaſten nicht bei ſich habe. Zugleich erhob ſich auch der junge Herr, der neben dem Herrn Direktor ſaß, und verabſchiedete ſich. Sie wiſſen, Herr Direktor, ſagte er, daß ich morgen abend in Bremerhaven ſein muß, und ich möchte vorher noch meine Mutter auf ein paar Stunden beſuchen. Ich kann ja auch gleich dem Herrn Doktor den Weg zeigen.

Beide gingen alſo. Wenn der Herr Doktor nicht in zu tiefe Gedanken wegen

des Falls versunken gewesen wäre, so würde er bemerkt haben, daß ihn der andre wiederholt forschend ansah. Darauf blieb dieser andre stehen und sagte: Louis Duttmüller! ich irre mich ganz gewiß nicht.

In der That, Doktor Duttmüller, praktischer Arzt und Geburtshelfer, erwiderte der Doktor.

Aber der Herr mit dem breiten Rande nanute dich doch Doktor Salix?

Um, ja! Doktor Duttmüller lachte etwas verlegen. Dieser Herr Larisch hat seine Eigenheiten. Er nennt mich Doktor Salix, seitdem ich ihm einmal salicylaures Natron verschrieben habe. Und mit wem habe ich die Ehre?

Louis, das könntest du aber erraten. Ich bin Felix Wandrer, der seinerzeit vom Alten in den Bann gethan wurde, weil ich ut finale mit dem Indilatio konstruirt hatte.

Wirklich, ich hätte Sie nicht erkannt.

Laß doch das dumme Sie. Wer auf derselben Bank vor dem Alten gezittert hat, der ist sein Lebtage verbrüderet, wie wenn man Kamerad im Kriege gewesen wäre. Ich bin, allerhöchstem Rate folgend, Dütchendreher geworden.

Und Sie sind — du bist hier am Werk angestellt?

Noch nicht. Es könnte aber bald so kommen. Ich will erst noch ein paar Reisen machen, dann aber will ich sesshaft werden und einen bürgerlichen Lebenswandel beginnen.

Und morgen wollen Sie — willst du nach Bremerhaven fahren?

Ja und dann weiter nach Hull, Newyork und Chicago. Und dann: will ich noch einmal nach Indien und Japan.

Zum Vergnügen?

Natürlich nicht, sondern in Sachen von Düngesalzen, Soda und andern schönen Dingen. Aber Vergnügen macht es auch, solange man noch jung ist. Man sieht etwas von der Welt, man lernt etwas und zieht die Philisterhosen aus.

Louis Duttmüller sah etwas bedenklich auf seine aufgeschlagenen und mit schönster Bügelsalte versehenen Hosen hinab.

Und du, fuhr Felix fort, bist also wohlbestallter Doktor, praktischer Arzt und Geburtshelfer.

Wohlbestallt kann ich nicht gerade sagen. Ich suche erst nach einem Ort, wo ich mich niederlassen will. Eigentlich wollte ich nach Berlin gehn. Mir, einem Schüler von Gehelmrat Forstmann, hätte es da nicht fehlen können. Aber der Andrang ist groß, und das Leben ist dort sehr teuer. Und meine Alte wird schwierig, sie will kein Geld mehr herausrücken.

So bleib doch hier in Holzweßig. Hier ist offenbar etwas zu machen.

Ich weiß nicht, ob ich mich entschließen soll, auf ein Dorf zu gehn.

Entschließe dich, ehe dir ein anderer zuvorkommt.

Louis Duttmüller konnte sich aber doch noch nicht entschließen. Und nach dem, was er seinem Schulfreunde über seine Erfolge, Kenntnisse, Beziehungen und Aussichten auseinandersetzte, wäre es auch schade gewesen, wenn so ein Mann wie er aufs Land zu den Banern gegangen wäre.

Während dessen erwogen die Herren am Herrtentische der Regalbahn alle Möglichkeiten, die zu dem Unfalle des Arbeiters geführt haben konnten, sowie alle Zufälle und Beschädigungen, die durch Fallen, Stoßen, Reißen, Quetschen, Brennen oder Ertrinken entstehen können, besprachen alle Kinderkrankheiten, die den Ort in den letzten zehn Jahren heimgesucht hatten, und erwogen die Geldkosten und den Schaden, der entstand, weil kein Arzt in Holzweßig ansässig war. Überdem stand der alte Rodesheimer Doktor, im Volksmunde Doktor Humhum genannt, in Holzweßig nicht sehr in der Gunst.

Humhum ist ja ein tüchtiger Arzt, sagte man, und er versteht auch seine Sache, das muß ihm der Neid lassen, aber er ist zu — zu abstrakt, meinte einer.

Sage nur dreist: grob, erwiderte Kraut-Wilhelm.

Das ist nicht zu bestreiten, wurde geantwortet. Als neulich die dicke Brandeisen einmal wieder kurte — es muß wahr sein, die Brandeisen hat immer etwas zu kuren —, da ließ sie Blumen mitten in der Nacht kommen und sagte, wenn sie mit der Hand nach dem Rücken langte, dann thäte es ihr immer da weh. Da fuhr sie aber der Doktor an und sagte: Dann langen Sie doch nicht immer hin!

Man lachte. Hat er das wirklich der Brandeisen gesagt?

Wahr und wahrhaftig! Kraut-Wilhelm kanns bezeugen.

Und dann hat er wohl auch noch drei Mark aufgeschrieben?

Nein, das hat er nicht. Er hat nur geschimpft, daß man ihn um jeden Quart rufen lasse, dazu habe er keine Zeit.

Jetzt höret Se mal auf mi, sagte der Braumeister. Wenn euer Doktor für euch lei Zeit hat, warum holet er denn na kein andre nach Holzweißig? Doktore gleibts heut'z'tag wie Sand am Meer. Bei uns in Braunfels hats früher drei Arzt gebe — jetzt sind er zehn da. Und in Großschilfa, 's ischt doch bloß e Dorf, sibet zwei. Hab i net Recht? Ihr braucht nur mit'm kleine Finger zu winte, so hent er, sobiel er wollet. Aber er dürfet au net den erschte beschte nehme, sondern ein, der euch gut empfohle ischt.

Richtig, sagte der Schulze, wir könnten uns ja einen Doktor nach Holzweißig kommen lassen. Kinder, das wäre eine schöne Sache, nicht einmal in Siebendorf haben sie einen.

Den Doktor Duttmüller könnt i Ihne empfehle, Herr Schulze, sagte Gödel; er ischt ein tüchtiger strebsamer junger Mann, der die beschte Zeugnisse hat.

Aber wir haben doch nun einmal den Doktor Blume.

Ach was, wurde erwidert, was geht uns Blume an, er hat doch Holzweißig nicht gepachtet. Und wenn er mit den Leuten umgeht wie mit Schafleder, dann kann er sich nicht wundern, wenn die Leute ausreißen wie Schafleder.

Ja, den Doktor Duttmüller könnte mer empfehle, sagte der Braumeister, net wohr, Herr Scholz?

Herr Bernhard Scholz spitzte den Mund, nahm eine Pfeife und erwiderte: Ohne dem Urteile der Herren vorgreifen zu wollen, möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß ich mit ihm seit längerer Zeit in der Forelle verkehre und ihn als einen wohlunterrichteten und geschickten Arzt zu kennen glaube. Mir hat er wiederholt bei Gichtanfällen geholfen, und unsern Wirt hat er in vierundzwanzig Stunden von einer Lungenentzündung geheilt.

Man staunte. — Es ist doch großartig, was heutzutage die ärztliche Kunst vermag. So etwas bringt freilich der alte Blume nicht fertig.

Was meint ihr, sagte der Schulze, wenn wir nun gleich, wenn Doktor Duttmüller wiederkommt, mit ihm reden: So und so, und wenn er wollte, dann könnte er sich bei uns niederlassen. Mit dem Dorfe und dem Werke und den vielen Arbeitern würde es Arbeit genug geben.

Nei, so gehts net, wandte der Braumeister ein, etwas sicheres muß e Doktor habe, wenn er sich als Arzt niederlasse will. Er kann doch net e Loschle miete und Pferd und en Wagen anschaffe außs Ogwißse. Von de Arbeiter kann er doch net verblene, und ob ihn 's Werk nemmt, das weiß mer net. Gelltet Se, Herr Direktor?

Ja, was gewisses müßte er haben.

Kinder, rief der Schulze, so geht es. Wir kündigen dem Doktor Blume die Krankenkasse und geben sie Duttmüllern, das sind gleich achthundert Mark. Heinrich! Wilhelm! Andres! kommt einmal her; wir sind ja alle bei einander und können gleich hier einig werden. Ist es euch recht, daß wir Blumen die Krankenkasse abnehmen und sie Duttmüllern geben? Dann haben wir einen Doktor am Orte. Wenns nötig ist, legen wir noch ein paar hundert Mark zu. Und Sie, Herr Direktor, nehmen ihn als Knappschastsarzt an.

Man war's zufrieden. Der Herr Direktor freilich wollte nichts gewisses versprechen, aber er versprach die Sache zu erwägen.

Soweit waren die Verhandlungen gediehen, als Doktor Duttmüller zurückkam und Bericht erstattete. Der Mann lebte noch, er hatte weder Arm noch Bein gebrochen, dagegen müßte ein bedeutender Collapsus konstatiert werden. Doch nahm Doktor Duttmüller als gewiß an, daß er den Mann durchbringen werde. Er hatte vor der Hand stündlich 0,5 Gramm salicylsaures Natron verordnet, wollte aber im Laufe der Nacht nochmals nach dem Patienten sehen.

Dieser Bericht machte tiefen Eindruck. Vor allem erschien der Collapsus als eine gefährliche und unheimliche Sache. Der Doktor schien mit viel Umsicht und Gewissenhaftigkeit gehandelt zu haben, ganz anders als Doktor Blume, der in einem ähnlichen Falle, als ein Knecht vom Heuwagen gefallen war, zu der verzweifeltsten Gattin gesagt hatte: Heult nicht, gebt dem Kerl ein Glas Wasser und legt ihn in sein verstoffnes Bett. Hieran schloß sich nun der Vorschlag des Schulzen, der im Namen der Gemeinde also sprach: Was ich sagen wollte, Herr Doktor, Sie müssen es aber nicht übel nehmen, wir haben hier in Holzweißig doch keinen Doktor, und bei den vielen Menschen und Schachtern und dem Werte könnte sich hier ganz gut ein Doktor ernähren. Wie wäre das nun, wenn Sie hier blieben und sich einmieteten? Hapich's Oberstube wäre wohl zu haben, und wir gäben Ihnen acht-hundert Mark aus der Krankentafel für den Kassenarzt. Wir könnten auch — Hier räusperte er sich und brach ab.

Doktor Duttmüller that sehr überrascht. Er hatte nicht daran gedacht, eine Landpraxis zu übernehmen. Er wollte eigentlich in eine große Stadt, und ihm als einem Schüler von Geheimrat Forstmann könne es dort nicht fehlen, meinte er. Andreas Hapich hatte aber sein Faß noch nicht zugeschlagen, so war alles im Reinen. Duttmüller hatte die Oberstube Hapich's gemietet, und die Gemeinde hatte Duttmüller auf die besondere Empfehlung des Braumeisters als Kassenarzt engagiert. Beim Abschiede reichte Gödel dem Doktor seine Rechte und schüttelte des Doktors Hand mit väterlicher Herzlichkeit.

Am andern Tage früh beizeiten sah man Doktor Duttmüller im medizinischen Amtsschritte zu seinem Patienten nach dem Werte gehn. Er fand ihn außer Bett, damit beschäftigt, sich eine Pfeife zu stopfen. Dies wurde jedoch nicht geduldet. Der Patient mußte wieder ins Bett und wurde zu vierundzwanzig Stunden abso-luter Ruhe verurteilt, um etwaigen Folgen einer etwaigen Gehirnerschütterung vor-zubeugen. Darauf wurde eine neue gründliche Untersuchung von Knochen, Lunge und Leber vorgenommen und eine neue Medizin verschrieben, die ein Eilbote aus der Apotheke holen mußte. Dieses Geschäft hatte gut eine Stunde in Anspruch genommen. Auf dem Rückwege sprach der Doktor ein paar alte Frauen an, hob ein Kind aus dem Kinnsteine und entließ es mit hygienischen Ratsschlägen und hielt ein längeres, wissenschaftliches Gespräch über Krankheitserreger mit dem Herrn Kantor. Zu Hause angekommen bestellte er sich bei einer Handlung in Braunsfels eine elek-trische Nachtglocke und bei einer andern ein großes blankes Messingschild mit der Inschrift: Dr. L. Duttmüller, praktischer Arzt und Geburtshelfer. Sprechstunde früh von acht bis zehn Uhr. Darauf schrieb er an seine Mutter.

Liebe Alte. Du wirst überrascht sein, zu erfahren, daß ich mich hier in Holz-weißig als Arzt niedergelassen habe. Ich wäre lieber in eine große Stadt ge-gangen, und ich würde zweifellos dort reüssiert haben, wenn es möglich wäre, dort ein oder zwei Jahr von der Stange zu leben. Dazu reichen freilich deine Mittel nicht aus, und ich bringe das Opfer, mich hier zu etablieren. Es ist ja nicht aus-geschlossen, später noch wo anders hinzugehn. Jetzt wirst du mich also von der Tasche los. Zuvor mußt du aber noch einmal ordentlich bluten. Ich muß die Ausstattung eines Wartezimmers, eines Wohnzimmers und eines Schlafzimmers haben. Dies muß ich sogleich haben, wenn ich anfangs zu praktizieren. Die Möbel müssen elegant sein. Pferde und Wagen kann ich mir noch nicht anschaffen, in-

zwischen wird es ein Zweirad auch thun. Von kleinern Ausgaben will ich nicht reden. Im ganzen werde ich tausend Mark brauchen. Sende mir doch das Geld sobald als möglich. Meine Praxis erlaubt es mir nicht, jetzt von hier fortzugehen; sende mir doch Wäsche und Kleider. Dein Louis

Nach zwei Tagen kam mit einem großen Ballen von Kleidungsstücken ein Brief von Frau Duttmüller an, der also lautete:

Lieber Lui. Daß du dich in Holzweißig ethalieren thust, ist mir eigentlich nicht recht. Nach das viele Geld, was du gelostet hast. Und ich hatte wenigstens gedacht, daß du Professor in Halle werden würdest oder Medizinalrat in Magdeburg. Und Meister Olmann sagte auch, wenn es in der Welt nach Koppyschenie und Ellbogen geht, dann mußt du was ganz Extraes werden und nicht bloß Bauern doktor in Holzweißig. Aber tausend Mark ist ein Sünden- und Heibengelb, warum ich auch die ganze Nacht nicht geschlafen habe, indem daß du dir selber sagen kannst, daß man mit Wäsche und Bügeln keine tausend Mark verdient, bei die Fleischpreise und Miete und was sonst das Leben kostet, und indem daß die Wäscher mädgen ausverkauht sind und den Hals nicht voll genug kriegen können. Und was die Möbel sind, die kosten lange keine tausend Mark. Wir können sie ja auch alt kaufen oder von Aaron Feilgenstengel aus dem Abzahlungsgeschäft nehmen, was jetzt die uobelsten Herrschaften thun. Und ein Flißeveh ist ein neumodischer Unsinn. Der alte Sanitätsrat Liebscher, für den ich jetzt fünfundzwanzig Jahre wäsche, hat in seiner Jugend auch nicht Flißeveh gefahren. Das schlage dir nur aus dem Kopfe. Und wenn du kommst, wollen wir besprechen, wie wir Geld kriegen können, aber tausend Mark laun ich nicht schaffen. In Liebe grüßend

Deine Mutter

Nachschrift. Olmanns wollen mir fünfhundert Mark borgen, was mir sehr schanierlich ist, indem daß ich in meinem Leben noch nichts nicht geborgt habe. Aber weil du mein Einziger bist, und dein Vater, der Lucibams, durchgegangen ist und sich nun nichts nicht kümmerst, habe ich es angenommen. Und das hoffe ich, daß du es mir auf meine alten Tage vergelten wirst. Und das bitte ich mir aus, daß die Geschichte mit Braumeisters Laura nun ein Ende hat. Denn wenn du das viele Geld gelostet hast und bist Doktor geworden, dann scheidt sich so eine wie Laura nicht für dich, und ich will eine Schwiegertochter haben, die was feines ist, und die auch etwas hat. In Liebe die Obige

Diesen Brief las Louis Duttmüller mit gemischten Gefühlen. Denn erstens gab es kein Rad, das er sich schon lange gewünscht hatte, und zweitens war es doch kein angenehmer Gedanke, mit Laura zu brechen, nachdem ihm ihr Vater in den Sattel geholfen hatte in der offenbaren Absicht, damit zugleich seine Tochter zu versorgen. Dies annehmen, schön Dank sagen, sich den Mund wischen und davon gehen, konnte nicht gerade als schön bezeichnet werden. Ach was! Kommt Zeit, kommt Rat.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Urteil über die Grenzboten aus ihrer Anfangszeit vor sechzig Jahren von Karl Guplow wird interessieren. Er schreibt aus Brüssel am 12. März 1842 (Briefe aus Paris, I, 49): „Die flamändische junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewiesen, nur wählen können zwischen England und Deutschland. Zu befördern, daß sie Deutschland wählt, ist der Zweck einer hier vor wenigen Monaten von einem geistreichen und feberkundigen deutschen Vitteraten, Dr. Kuranda

begründeten Wochenchrift Die Grenzboten. Diese Revue erscheint in wöchentlichen Heften und verdient ihrer rein nationalen, Deutschland zur Ehre gereichenden Tendenz wegen die allgemeinste Beachtung. Wie betrübend, daß eine so wichtige Zeitschrift in Deutschland äußere Hemmungen finden konnte! Sie erobert den deutschen Interessierten ein neues Terrain und wird aus diesem Gesichtspunkt sogar von der hiesigen Bank, die in materieller Hinsicht einen Anschluß Belgiens an Deutschland wünscht, unterstützt.

Kuranda besitz zugleich gefällige Formen genug, um hier in jeder Weise die deutsche Litteratur würdig zu vertreten."

Bald darauf sind die Grenzboten nach Leipzig übergesiedelt, und von hier aus haben sie dann den nationalen Interessierten in allem Wandel der Zeiten gebietet bis zum heutigen Tage.

Atheistische Ethik. Zwei dicke Bücher, die eine solche zu begründen versuchen, haben sich auf unserm Büchertische zusammengefunden. Das eine davon, Adalbert Szwoboda's „Ideale Lebensziele, Kritisches, Geschichtliches, Philosophisches" (Leipzig, C. G. Naumann, 1901) erwähnen wir nur als Kuriosum. Es ist ein zwei Bände von zusammen 897 Seiten füllendes ungeordnetes Sammelhurium von Velefrüchten, zu dem Zwecke zusammengestellt, die Philosophie und alle Religion, besonders die christliche, verächtlich und lächerlich zu machen. Die eigene Denktätigkeit des Verfassers beschränkt sich auf Glossen, und die Skandalgeschichten werden nicht einmal in einer Weise mitgeteilt, die eine Nachprüfung ermöglichte. Und so etwas findet einen Verleger in Deutschland! Keine Spur eines Verfalls, die „idealen Lebensziele" aus dem reinen Naturalismus, der als Dogma hingestellt wird, abzuleiten! Sie sind eben da! Sehr naiv leitet der Verfasser den zweiten Band mit dem Satze ein: „Das Wesen ethischer Vorzüge ergründet man leicht in der Geschichte der Unsitlichkeit." Er nennt einfach unsittlich, was die meisten zivilisierten Menschen unsittlich nennen, und nimmt das Gegenteil davon, da hat er denn das Sittliche. „Das menschlich Perverse bei Natur- und Kulturvölkern" überschreibt er seine Geschichte der Unsitlichkeit, als ob von Perversem die Rede sein könnte, wo alles streng naturgeschichtlich verläuft! Seite 364 des zweiten Bandes lesen wir unter der Überschrift: „Ausblicke in den Vernunftstaat" so kindliche Sachen, daß einem der Verfasser leid thut. „Wie anders wird es in den Rechtsstaaten der Zukunft aussehen! Für alle Rechtsbedürfnisse der Völker wird gesorgt, alle Vorrechte, auch das der Erbthrone, [werden] verwerkt, die Klagen über des Lebens sozialen Jammer verstummt sein. . . . Werden den Staatsgenossen alle Mittel zur bequemen Lebensführung und edle Genüsse aller Art dargeboten, so verzichten sie gern auf den Verkehr mit Jenseitspersonen, nach deren Hand sie vor- malts bei moralischen Beklemmungen und physischen Bedrängnissen gegriffen hatten. Man wird sich nach einem bessern Nachdasein nicht mehr sehnen, wenn der Idealstaat das Leben erträglich, ja genureich macht." Der Verfasser ist dreihundsechzig Jahre alt, aber seine Seele ist eine achtundvierziger Sekundbanerseele geblieben, was ihr ja in gewisser Beziehung zum Lobe gereicht. In den letzten Abschnitten muftert er die edlern „Genußwerte," die selbstverständlich keine andern als die altbekannten sind: Wissen, nützliche Thätigkeit, Liebe, Pflege des Schönen und der Kunst, und da die Ästhetik sein eigentliches Fach ist, so bietet er in den Kunstbetrachtungen, in die sein planlos herumirrendes Denkerschifflein als in einen leidlich sichern Hafen zuletzt einläuft, einige ganz hübsche und sogar gesunde Gedanken; er ist nämlich, wie das zu seinem achtundvierziger Jünglingswesen gehört, kein Freund der „Roberne."

Ein Werk ganz anderer Art haben wir vor uns in: „Entstehen und Werden der Welt als kosmischer Kreisprozeß. Auf Grund des physikalischen Substanzbegriffs. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Von F. G. Vogt. Mit erläuternden Illustrationen." (1005 S. Großoktav. Leipzig, Ernst West

Nachf., 1901.) Der Begründer der physikalischen Weltanschauung, d. h. der Ansicht, daß der Weltprozeß im gegenwärtigen Stadium ein Verdichtungsprozeß sei, hat Jünger, bei denen, nach einigen Proben zu schließen, die wir gelesen haben, die Pyknote ins Komische ausschlägt. Das Werk des Begründers ist jedoch ein sehr ernstes Erzeugnis des staunenswertesten deutschen Gelehrtenfleißes, das wir hier nicht einmal zu analysieren, geschweige denn zu kritisieren vermögen. Zu dieser Arbeit werden sich die Physiker, Astronomen, Chemiker und Biologen teilen müssen, denn Vogt bietet jeder von ihnen vier Wissenschaften neue Grundlagen dar. Wir streifen nur einige Einzelheiten des Buchs, die uns einigermaßen angehn. Der Verfasser hat die Güte gehabt, es dem Rezensenten „zur gefälligen Benutzung“ überlassen zu lassen, und dieser hat Grund zu der Annahme, daß mit Benutzung gemeint sei Belehrung mit Beziehung auf einen gewissen Punkt. Seite 917 preist Vogt nämlich Darwin als den Kopernikus der Biologie und Haeckel als seinen deutschen Apostel, der zwar über das Ziel hinausgeschossen, aber der biologischen Forschung unendliche Anregung gegeben habe. Möge er von den Finsternmännern heute geachtet werden, seine Verdienste würden unge schmälert bleiben; augenscheinlich habe sich heute in Deutschland die Wissenschaft in den Dienst der Reaktion gestellt usw. Nun zerpfückt aber Vogt selbst die Darwinische Lehre und ihre verschiedenen Verzweigungen, namentlich auch die Theorien von Haeckel und Weismann, dermaßen, daß, wie er ausdrücklich hervorhebt, nichts als feststehend übrig bleibt als die Überzeugung, daß sich die höhern organischen Wesen aus den niederen entwickelt haben. Zu dieser Ansicht bekennen wir uns nun ebenfalls, sind also in der Hauptsache mit ihm einig. Ob er auch unsre Voraussetzung annimmt, daß die Entwicklung von einer Intelligenz geleitet werden müsse, ist uns nicht klar geworden. Denn zwar läßt er alle Veränderungen durch äußere Eingriffe verursacht werden, aber da er der Materie Befehle, ja Bewußtsein, Empfindung zuschreibt und die Entwicklung mit der Flucht vor dem Schmerz beginnen läßt (was er freilich später zurücknimmt), so scheint es doch, daß ihm so etwas wie ein Plan vorzuschwebt, besonders da er öfter von Zwecken spricht. Er unterscheidet Naturforschung, Naturerkennen und Metaphysik. Die Metaphysik verwirft er als eine Verirrung, da uns die Wesenheit der Weltsubstanz, die Ursache alles Geschehens unzugänglich sei. Unter Naturforschung versteht er die Aufdeckung des Zusammenhanges der Erscheinungen, die er sekundäre Erscheinungen nennt. Die hypothetischen Wesen und Vorgänge der physikalischen Systeme wie Atome und deren Schwingungen, die wir mit unsern Sinnen nicht wahrnehmen können, nennt er primäre Erscheinungen, und versteht unter Naturerkenntnis die Zurückführung der sekundären Erscheinungen auf diese primären. Das Kriterium dafür, ob sich die Naturerkenntnis innerhalb der Grenzen der Wissenschaft hält oder in die Metaphysik verirrt, ist die Vorstellbarkeit der angenommenen Wesen und Bewegungen und die Möglichkeit ihrer Kontrolle mit dem Rechenstift. Darin stimmen wir Vogt bei, glauben aber, daß seine Pyknoten, Chemosen und Biosen, allermindestens aber deren innere Zustände, wie er sie beschreibt, schon metaphysische Dinge sind, denen kein Rechenstift wird bekommen können, wenn sie sich auch vielleicht noch vorstellen lassen. In einem Punkte allermindestens hört auch die Vorstellbarkeit auf, wo nämlich das Bewußtsein dieser Urwesen — ebenso wie das menschliche Bewußtsein — als bloße mechanische Spiegelung erklärt wird. Daran glauben würden wir erst dann, wenn uns einmal unser Glas- spiegel zurufen würde: Deine Frage thut mir weh! Vorstellbar würde es dadurch der Vorgang immer noch nicht. Also das menschliche Bewußtsein ist gleich dem der Biosen, der organischen Urelemente, ein Spiegel, der sich ganz passiv verhält; Lust und Schmerz sind Begleitererscheinungen körperlicher Vorgänge, das Ich und der Wille falsche Vorpiegelungen, deren Deutbarkeit und Vorstellbarkeit wiederum weit über unser Denk- und Vorstellungsvermögen hinausgeht. Auf dieser Grundlage eine Ethik aufzubauen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, aber Vogt ist ein edler und guter Mensch, und so fühlt er sich denn gedrängt, es wenigstens zu

versuchen. Daß es eigentlich Unsinn ist, da der Mensch weiter nichts ist als eine etwas komplizierte Kapsel zur Aufbewahrung und Weitergabe des Keimplasmas, daß es für den fühlenden Spiegel so wenig einen Unterschied von Gut und Böse geben kann wie für die Atomschwingungen, sondern nur den von Lust und Unlust, das gesteht er ja offen ein, aber trotzdem versucht ers. Das Wesen der differenzierten Weltsubstanz ist Kampf, der Verzicht auf den Kampf in Genuß oder Resignation führt den Tod herbei — also ist Kampf die Quasipflicht — von einer wirklichen Pflicht kann bei dem Fehlen sowohl des verpflichtenden wie des zu verpflichtenden Subjekts keine Rede sein — des empfindenden Spiegels. Freilich müßte man aus der physikalischen Weltansicht vielmehr das Gegenteil folgern, da nach ihr die Weltsubstanz der Ruhe durch Verdichtung bis zur Erstarrung zuströbt. Man sieht, daß Vogts Metaphysik — er muß uns schon diese ihm widerwärtige Bezeichnung erlauben — praktisch auf die von Hartmann hinausläuft, die er auch lobt, nur daß ihm die den Weltprozeß leitende Intelligenz fehlt, mit deren Hilfe Hartmann die aus dem Ausgangspunkte seines Systems auftauchende Gefahr des Quietismus abgewehrt hat. Der ersten Quasipflicht schließt sich bei Vogt die zweite an, den jetzt grausamen und nicht bloß unneuschlichen, sondern unnatürlichen, mehr als bestialischen Kampf der Menschen untereinander natürlich und gerecht zu machen; wobei die Idee der Gerechtigkeit ganz unbefangenen der Rüstkammer des angeblich abgethanen Idealismus entlehnt und die Frage, wie die uns ihren eignen Gesetzen folgende Natur etwas Unnatürliches hervorbringen könne, unbeantwortet gelassen wird. Natürlich und gerecht soll der Kampf durch die Beseitigung aller Vorrechte gemacht werden, sodaß alle mit gleichen Waffen kämpfen. Daß dieses der Anfangszustand jeder Gesellschaft ist, und daß eben der Kampf und die durch ihn bewirkte Differenzierung die Individuen und ihre Waffen immer ungleicher machen, weiß er selbst nur zu gut, denn er sagt es ausdrücklich, daß die Entwicklung von der Freiheit und Gleichheit zur Ungleichheit und Unfreiheit geht, nicht umgekehrt. Nun muß ja freilich, wenn die Ungleichheit und Unfreiheit einen gewissen Grad erreicht haben, eine Umkehr eintreten, wenn das Übermaß nicht den Untergang herbeiführen soll, und müssen die Bedingungen wieder hergestellt werden, unter denen allein der Kampf ums Dasein eine Auslese der Besten bedeutet. Nebenbei bemerkt, läßt Vogt den Daseinskampf als Mittel der Artbildung nicht gelten, weil der im Daseinskampf siegende schon der stärkere sei, es nicht erst werde, und alle lebendigen Wesen ohne Ausnahme ihrem Milieu angepaßt seien, nicht erst nötig haben, sich ihm durch Veränderung anzupassen. In der Schilderung des Daseinskampfes, wie er heute geführt wird, hält Vogt unsrer Gesellschaft einen Spiegel vor, der ihr ein nichts weniger als schmeichelhaftes Bild zeigt, und unserm deutschen Volke stellt er eine schlimme Zukunft, wo nicht den Untergang in Aussicht. Man wird seinem Gemälde nicht alle Wahrheit abprechen, es aber als übertreibend bezeichnen dürfen, und noch mehr übertreibt er in dem Bilde, das er von dem Glück und der Vortrefflichkeit Nordamerikas und — Chinas entwirft.

C. J.

Das Wirtschaftsjahr 1900. Tatsachen, nicht Theorien! ist der Wahlspruch des Hamburger Großhändlers R. E. May bei seinen bekannten national-ökonomischen Arbeiten. Dieser Forderung entspricht Richard Calwer in seinem Buche Handel und Wandel (Dr. John Edelsheim, Berlin-Vern, 1901), das als erster Jahrgang (1900) einer periodischen Zeitschrift erschienen ist, die alljährlich „für Volkswirte und Geschäftsmänner, für Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt“ berichten soll. Man findet darin in der That jede gewünschte Auskunft. Die Hauptabschnitte sind überschrieben: Vorboten und Beginn der Krise; Zunahme der Produktivkräfte und Aufnahmefähigkeit des Marktes; Entwicklung der Produktion, Kartellwesen und Rentabilität der Großindustrie; die Lage des Arbeitsmarktes (Landwirtschaft, Kohlenbergbau, Eisen- und

sonstige Metallgewerbe, Textilgewerbe, Ubrige Gewerbe); Börse und Bankwesen; Auswärtiger Handel und Verkehrsanstalten; Einkommen und Konsum, Warenpreise, Wohnungsnot; Wirtschaftspolitische Reichsgesetze; Wirtschaftliche Chronik und Bibliographie; Statistische Tabellen. Die Geschichte der Depression, die vom April 1900 ab im Rückgang der Aktienkurse offenbar wurde, und der Börjennämder, die den natürliden Lauf der Dinge modifizierten, wird ausführlich und genau erzählt. In welchem Maße die Kartelle und Syndikate nicht allein ihre arbeitswilligen Mitglieder und Fachgenossen, sondern auch die Abnehmer ihrer Waren zu bedrohen vermögen, ohne daß den Bedrohten und mit Konventionalstrafen Gezüchtigten gerichtlicher Schutz zu teil wird, liest man Seite 35 ff. nicht ohne einige Verwunderung. Die kritischen Bemerkungen, mit denen Calwer die angeführten Thatfachen und Zahlen begleitet, halten sich in bescheidenen Grenzen und nehmen nicht viel Raum ein. Eine davon wollen wir anführen, weil sie einen Gegenstand betrifft, der in den Grenzboten oft und eingehend behandelt worden ist. Die Wohnungsmieten steigen nicht bloß in den Großstädten. Kobach, Gräfenroda und Gera sind gewiß keine Weltstädte, aber trotzdem sind dort und in andern thüringischen Städten die Mietpreise für kleine Wohnungen 1898 bis 1899 um 20, 50, 60 bis 100 Prozent gestiegen. Der Gewerbeinspektor für Sachsen-Koburg-Gotha, Dr. von Schwarz, hat das ermittelt, und er hat auf Grund einer Umfrage, die nahe an tausend Arbeiterfamilien umfaßt, berechnet, daß Lente, die nur 2 Mark täglich verdienen, siebenundfünfzig Tage des Jahres für die Wohnungsmiete arbeiten müssen, während diese bei 2 bis 3 Mark Verdienst durch achtunddreißigtägige, bei 3 bis 4 Mark durch fünfunddreißigtägige, bei 4 Mark und darüber durch neunundzwanzigtägige Arbeit ausgebracht wird. Er bezeichnet als zu erstrebendes Ziel einen Mietpreis, der auch von den niedrigsten Arbeitereinkommen nur 10 Prozent wegnehme. Calwer entgegnet, gute Wohnungen so wohlfeil herzustellen, sei nicht möglich, es müßte denn auf dem Wege der Wohlthätigkeit geschehn; das Ziel sei vielmehr, die Arbeitereinkommen soweit zu erhöhen, daß der zehnte Teil davon die Miete für eine anständige Wohnung decke. Die Unternehmer werden sagen, daß sei erst recht nicht möglich.

May hat sich diesesmal nicht auf das Jahr 1900 beschränkt, sondern ein Jahrhundertwendebuch von 727 Seiten geliefert: Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit 130 Tabellen und vergleichenden Übersichten (ebenfalls bei John Ebelhelm, 1901). Der Verfasser hat mit staunenswertem Fleiß eine Masse Material zusammengetragen, für die ihm jeder, der dergleichen braucht, dankbar sein wird. Man bekommt u. a. eine Geschichte der Eisenbahn, der Elektrizität, des Telefons, der Genossenschaften, der Gewerksvereine. Aber ein getreues Bild von der Wirtschaft früherer Zeiten bekommt man nicht, sondern nur einzelne dürftige, in die verschiedensten Kapitel verstreute Züge, sodaß also das erste Drittel des Titels zuviel verspricht. Die Hauptsache bleibt der gegenwärtige Zustand, verglichen mit der jüngsten Vergangenheit zu dem Zweck, die Fortschritte der Menschheit im glänzendsten Lichte zu zeigen. Denn May ist keineswegs so frei von aller Theorie, wie er sich einbildet; er hat, wie jedermann, seine Grundanschauungen, nach denen er sich die Thatfachen zurechtlegt, und seine Tendenz, die man als die sozialliberale bezeichnen kann, macht sich in seinem Buche stärker geltend als in dem von Calwer die sozialdemokratische. May gehört zu denen, die sich an Kilometer-, Kilogramm- und Tonnenzahlen berauschen und in Entzücken geraten bei dem Gedanken daran, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Wir lassen uns hier nicht in Auseinandersetzungen mit dieser Denlungsart ein und beschränken uns auf die Bemerkung, daß, wenn im Deutschen Reiche allein schon die Bevölkerungszahl um 800 000 jährlich wächst, natürlich auch alle Zahlen, die sich auf volkswirtschaftliche Gegenstände beziehen, entsprechend wachsen müssen, und daß ohne die Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit, besonders ohne die dem Verkehr zu gute kommenden, die Behausung und Ernährung dieser ungeheuern auf verhältnismäßig

kleine Räume zusammengedrängten Menschenmassen unmöglich sein würde. Daß die moderne Menschheit die ihr zufallenden schwierigen Aufgaben bisher immer noch gelöst hat, ist ja gewiß erfreulich und macht ihr Ehre. Aber ob das Wachstum der Menschenzahl, die Steigerung des materiellen Reichtums und die Diversifizierung der Güterarten eine entsprechende Zunahme an immateriellen Kulturwerten und an Glück zur Folge hat, das kann aus statistischen Tabellen nicht ersehen werden. Sache der Nationalökonomie ist es ja nun auch gar nicht, diese Frage zu beantworten, nur muß sie nicht, wie das bei May der Fall ist, den Schein erwecken, als schloßen ihre Ergebnisse die Antwort, und zwar die bejahende ein. Und die Schwierigkeiten, die auch noch bei strenger Beschränkung auf das national-ökonomische Gebiet auftauchen, nimmt May viel zu leicht. Er hat ja z. B. vollkommen recht, wenn er sagt: es giebt keine Überproduktion; im Gegenteil: es wird noch viel zu wenig produziert! Gewiß! Kann es einen drastischeren Beweis dafür geben als die Hungersnöte in Indien und in Rußland? Und sogar im lieben deutschen Vaterlande mit seinem staunenswert steigenden Reichtum sieht man nicht bloß unter den Proletariern Gesichter, aus denen die Diagnose: schlecht genährt! herauschaut. Wenn nun trotzdem die Landwirte aller Länder schreien, daß sie an den Preisen, d. h. an dem zu starken Angebot ihrer Erzeugnisse zu Grunde gehn, so muß doch in der Volkswirtschaft ein Fehler stecken, den zu ermitteln wichtiger ist als das Zusammentragen von Zeugnissen für unsern Reichtum und unsern Fortschritt; aber diese und ähnliche Rätselfragen läßt May unbeachtet. Was die Zukunft betrifft, so hofft er, daß fortschreitende Organisation der Volkswirtschaft der jetzt noch herrschenden, periodische Krisen erzeugenden Anarchie ein Ende machen werde; jedoch beweist die Antinomie: Not der Landwirtschaft und Hungersnot, an die wir soeben erinnerten, daß es sich bei solcher Organisation keineswegs bloß um Preisregelung und Maßregeln zur Verhütung von Absatzstodungen handelt, womit sich jetzt hauptsächlich die Syndikate abmühen. Von den guten und wahren Worten, die man in Mays Buche findet, wollen wir wenigstens eins anführen. Er beweist statistisch, daß im letzten Jahrhundert der Anteil der Massen am Mehrkonsum stärker gestiegen sei als der der Wohlhabenden und Reichen, und bemerkt Seite 45: „Und schümm, wenn es nicht so wäre! Von dem Konsum der paar Reichen kann der Zoll- und Verbrauchssteuerschornstein des Reichs nicht rauchen, der hauptsächlich die Reichsmaschine in Gang halten muß.“

Zur Geschichte der Freimaurerei. Dr. Findel kämpft an der Spitze der Brüder, die die Geschichte der Freimaurerei von allem Legendennebel befreit und vollkommen klar gemacht haben. Der Bund ist dadurch entstanden, daß im siebzehnten Jahrhundert gebildete Männer, die keine Bauhandwerker waren, in die wenigen noch vorhandenen im Verfall begriffnen englischen Bauhütten eingetreten sind und diese dazu benützt haben, den Deismus und die Grundsätze der Toleranz zu pflegen und zu verbreiten, sodaß „innerhalb der alten Bauhütten das Steinwerk mit dem Geisteswerk vertauscht“ wurde. Die Vereinigung von vier so erneuerten Londoner Logen zu einer Großloge im Februar 1717 ist als die Gründung der heutigen Freimaurerei anzusehen. Wegen der Aufdeckung dieser nächsteren historischen Wahrheit hat Findel von den „in Hochgradwesen und Sektengeist befangnen“ Brüdern heftige Angriffe erfahren. Aber die historische Wahrheit dringt natürlich durch, und Findels Bücher erleben viele Auflagen; die Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart ist (Leipzig, J. G. Findel, 1900) in siebenter Auflage erschienen. Sie erzählt in der Vorgeschichte auch die Geschichte der deutschen Steinmessen und erwähnt unter anderm, daß der Wiener Dombaumeister Schmidt als der letzte Wissende gegolten habe, bis 1892 der königliche Baurat und Dr. phil. Dr. Oskar Mothes in Zwickau erklärt hat, daß auch er zu den Wissenden gehöre, und daß es in Deutschland noch mehrere Steinmessen gäbe; mehr dürfe er nicht sagen. — Unsere Ansicht über die Frei-

maurerei und über ihre gegenwärtige Kritik haben wir im 2. Bande des Jahrgangs 1899 der Grenzboten Seite 559 und im 2. Bande des Jahrgangs 1900 Seite 407 ausgesprochen.

Der Quovadismus. Das bescheidne Kirchlein Domino Quo Vadis vor der römischen Porta San Sebastiano, das seine Entstehung einer der schönsten christlichen Legenden verdankt, hat jetzt auch zu einer Wortneubildung Anlaß gegeben. Man spricht von „Quovadismus,“ wie man von Japonismus, Jphenismus, Tolstoismus, Wagnerismus, Napoleonismus, Botticellismus, Symbolismus, Naturalismus, Velozipedismus und andern, teilweise unvergänglichen aber doch zumeist höchst vorübergehenden „Ismussen“ spricht — natürlich in Paris, wo die Mode, im Gefolge des suggestiven Sienkiewiczischen Allerveltstromans aus der ersten christlichen Zeit, das Wort *Le Quovadisme* neu gebildet und seine Voraussetzungen vorher geschaffen hat. Ein Aufsatz von Raymond Bouyer in der *Nouvelle Revue* vom 15. Dezember beschäftigt sich mit den Erscheinungen, in denen sich der Quovadismus äußert. Er ist eine Mischung von Mystizismus, Prärafaelismus und Snobismus; Sienkiewicz suchte zugleich zu amüsieren und zu erbauen in seinem weit über Gebühr geschäftet und gelelenen Roman, der in zwanzig verschiedenen Übersetzungen (drei deutschen, zwei französischen, sechs russischen) den größten litterarischen Erfolg der Gegenwart abgeben hat; denn in Frankreich allein sind bis jetzt dreihundertdreißigtausend Exemplare verkauft worden. Man bewundert Petronius, den größten geistigen Gourmand und physischen Wohlleber des Altertums, und zugleich le *génie* du Christianisme: das ist Quovadismus. Bouyer sagt, wenn man statt *Quo vadis* fragt: „Woher kommst du?“ (was er übrigens fälschlich und wohl auch noch druckfehlerhaft mit „Lade vadis?“ ausdrückt), so erscheinen die Geister Chateaubriands, Vulters, Théophile Gautiers, Alex. Dumas des Vaters, Henri Conscience, Cardinal Wisemanns, Louis Bouilhetts und endlich auch des jetzt neu wieder hervorgehollten Jean Lombard; denn auf den Martyr, den letzten Tagen von Pompeji, der Arria Gautiers ujm. bis hinunter zu der von Langweile und falscher Historie strogenben „Agonie“ Jean Lombards (Byzance ist noch langweiliger) beruht der dem Polen zu verdankende Quovadismus. Von Rationalpolnischem ist in diesem Sienkiewiczischen Werke nichts zu finden; wenn man von Sienkiewiczismus daraufhin sprechen wollte, so würde das polnische Charakteristikum fehlen. m.

Der moderne Geist in der Tonkunst bietet ein der Untersuchung wertees Thema, ist eine Frage, deren richtige Lösung Produzenten und Konsumenten zu Dank verpflichtet muß. Hauptsächlich wird eine Belehrung über den modernen Geist in der Musik dem Publikum zu gute kommen, wenn sie davon überzeugt, daß neue Formen und Mittel nicht ohne weiteres als Launen und Schönheitsfehler abzulehnen, sondern daraufhin zu prüfen sind, ob sie der notwendige Ausdruck neuer Ideen sind. Die Einwirkung auf den Komponisten wird auf einen guten Rat beschränkt bleiben, und zwar einen zwiefachen: daß er der geistigen Entwicklung seiner Zeit folgen, daß er aber auch die modernen Elemente nicht überschätzen möge. Denn nicht alles, was einer bestimmten Zeit eigen ist, scheidt sich auch für ihre Musik und muß in ihr Aufnahme finden. Der Komponist sei nur ein unversehrt gebildeter und geschmackvoller Mensch, so wird der berechtigte Ton der Zeit in seinen Werken von allein zum Klingen kommen; geht einer absichtlich und bewußt auf ihn aus, so läuft er Gefahr, statt modernen Geistes modernen Lach zu bieten, und erzieht ein Publikum, das keinen Esel mehr von einem Löwen zu unterscheiden weiß. Eine Untersuchung über den modernen Geist wird demnach vor allem klar zu machen haben, worin das Moderne unsrer Zeit besteht, wie weit es sich für die Musik eignet und wodurch es sich musikalisch äußert.

Mit diesen Erwartungen schlugen wir ein Buch an, das das angegebne Thema zum Titel und Dr. Arthur Seidl zum Verfasser hat; im breiten Faksimile steht

der Name auf dem Umschlag. Die Arbeit setzt auch wenigstens halbwegs richtig mit der Frage ein: „Was ist modern?“ Wir sagen halbwegs, weil diese Fragestellung zu allgemein ist. Aber schon auf der ersten Seite beginnt auch die Enttäuschung. Statt aufs Ziel zu halten, treibt der Verfasser mit mitteleuropäischer Zeit, mit Röntgen, mit Graf Zeppelin, mit einem Witz überflüssiger Anspielungen und Beziehungen Schaumislägererei. Seite 13 sagt er:

„So, und nun werden meine Leser also, nach diesem erbaulichen Präludium, von mir mit Recht erwarten, daß ich jenen verflüchtigen Begriff des »Modernen« hier gleich entwickeln und ihnen einmal genauer zu fassen trachten soll, was doch alle Welt im Munde führt, und was sich so hartnäckig dem Erhaschen, geschweige denn einem Konstruieren, entziehen will? Wenn man sich da aber nur nicht am Ende gewaltig in mir verrechnet hat? Denn eigentlich könnte ich wohl sagen: »Es fällt mir gar nicht ein, und ich denke nicht daran usw.«“

Wenn der Leser nach dieser Probe von Saloppheit auf weitere Bekanntschaft mit dem Verfasser verzichtet, büßt er nichts wesentliches ein. Denn das ganze Buch ist nichts als wieder eine tumultuarische Verherrlichung des Komponisten Richard Strauß; von ähnlichen Leistungen dieser Art unterscheidet sie sich nur durch den Mangel einer offenen Flagge. Wird aus Strauß, der unsern Wissens nicht aus Schwaben stammt, doch noch ein musikalischer Messias, solls auch uns sehr freuen. Aber um feinerwillen in die deutsche Musik, die noch an den Wirren und Kämpfen eines kaum beendeten fünfzigjährigen Kriegs leidet, aufs neue die Brandfackel zu werfen, ist unter allen Umständen verblendet. Nur wegen dieses frevelhaften Versuches zu einer neuen Parteibildung haben wir Seidls Buch beachtet. Ihn selbst zu beschreiben, der die Musik nur vom nendutschen Stübchen her kennt, über alles was ihm fremd ist, sogar über seinen Lehrer R. Spitta, von oben her spricht, heute für Wagner, morgen mit Nietzsche gegen ihn schreit und sich in vollster Itebanergröße ein Leßling dünkt, nehmen wir uns nicht die Mühe. Aber selbständige und unterrichtete Kollegen können sich aus dem Pamphlet überzeugen, wie not ersüßliche und praktische Friedensarbeit thut. Die modernen Aufgaben liegen auf der Seite des Musikbetriebs, das Gezänk um Komponisten ist längst altväterisch geworden!

Noch einmal praktische Musiker und Musikforscher. Sehr geehrte Redaktion! Die Ausführungen über das eben angeführte Thema in Nr. 51 der Grenzboten veranlassen mich zu einem kleinen Zusatz: Die praktischen Musiker verschließen die Ohren nicht bloß, wenn außerhalb des Musikgewerbes stehende „Forscher“ sprechen, sondern sie hören auch den Belehrungen der eignen Zunftgenossen nicht zu. Ich lebe abseits vom großen Musiketriebe, bin aber einer der ältesten Subskribenten der Bachausgabe und reiste als echter Bachianer im vergangenen März mit Spannung zu dem Berliner Bachfest. Wie war ich erstaunt, da, wo ich Musteraufführungen erwartet hatte, ein ganz veraltetes Treiben zu finden! Nur in zwei Punkten soll es hier angedeutet werden. Die Bläserbesetzung dieses Bachorchesters stand in vollem Widerspruch zu dem, was M. Hauptmann darüber vor fünfzig Jahren, das Accompagnement der Violinjouate in A dur zu dem, was B. Rust nicht viel später als Bachisch nachgewiesen hat. Die berühmten Musiker, die an der Spitze des Festes standen, hatten sich offenbar um die Vorenden der Bachbände nicht gekümmert, obwohl sie von zwei Thomaskantoren, also von praktischen Musikern herrühren. Der Schluß, den ich hieraus ziehe, ist: daß man die Bedenken gegen die praktischen Vorschläge der Musikforscher nur als eine Ausrede zu betrachten hat. Ob die Wissenschaft von Gelehrten oder von Musikdirektoren kommt, das ist gleich. Der Durchschnitt der praktischen Musiker ist zu träg oder zu unfähig ihr zu folgen und zieht es vor, auch in der Behandlung alter Musik dem Naturalismus zu huldigen. Gelobt wirds doch!

Lumpacivagabundus. Das an sich lobenswerte Bestreben unsrer Bühnen, dem Volk im Lustspiel und in der Posse statt des üblichen Raffinements auch einmal eine harmlos-heitere Kost zu bieten, hat dazu geführt, daß man auch ältere vollstümliche Stücke wieder zu beleben versucht. Ich besinne mich mit Vergnügen auf die „historischen Lustspielabende“ des Leipziger Stadttheaters und auf die Auführungen Hans Sachs'scher Stücke durch das Dresdner Hoftheater. Aber Protest erheben muß man gegen die Wiedereinführung der Wiener Possen Restroys, insbesondere des „Lumpacivagabundus,“ den ich in der Weihnachtswoche im Dresdner Hoftheater und zwar bei ausverkauftem Hause über die Bühne gehn sah. Zwar bietet dieses im Jahre 1833 zuerst aufgeführte Stück einige leidliche Bilder aus der gemüthlichen Zeit des „Bruders Straubinger,“ übrigens aber ist es trotz seines derben Realismus voll unerträglicher Längen und voll der sadestn Wiße. Die ganze Szene, in der ein Brief unter hundert thörichten Mißverständnissen verlesen wird, ist so abgeschmackt, daß kein Mensch mit gesundem Verstande mehr darüber lachen kann. Noch schlimmer steht es mit einem Auftritt, der eigentlich keinen andern Inhalt hat als die Verherrlichung der Schnapskulle. Die Weiskälbalven vom „höchsten Olymp,“ die gerade diese Expektorationen und das alberne „astronomische“ Lied des Schnapsbruders auszeichneten, beweisen lebiglich, daß der Dichter hier an die niedrigsten Instinkte des Menschen appelliert hat. Alles in allem riecht man aus dem Stücke die verdorbene Luft der Zeit Metternichs, der ja in Wien das gedankenlose Bummlerleben aus politischen Gründen begünstigte. Wenn solcherlei in der Weihnachtswoche, wo sich das Volk nach anstrengender Arbeit auch einmal im Theater erholen will, auf einer Hofbühne geboten wird, so ist es nur geeignet, den noch gesunden Sinn in ästhetischer wie moralischer Hinsicht zu verwirren. Da wäre das „Weiße Röhl“ oder etwas ähnliches viel besser am Platze gewesen.

Bilder für Blödsinnige. Am Schaufenster eines Buchhändlers sahen wir ein buntes Blatt mit einem Hirsch, einem Reh und einer Hand, an der ein paar Blutstropfen hängen, darunter die Erklärungen: „Hier ist ein Hirsch, und hier ein Reh, und hier ein böses Wehweh.“ Das Blatt gehört zu einer Sammlung, die sich „Lustige Bilder für Kinder“ nennt. Da kein normales Kind so etwas lustig finden wird, so wäre der einzig mögliche Titel „Bilder für Blödsinnige“ gewesen, die dann auch nicht einmal Kinder zu sein brauchten.

Ein großes Tier. In seiner Abhandlung: Vierhundert Schlagworte (in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. 1900) hat R. M. Meyer auch oben stehenden Ausdruck besprochen. Er hat nachgewiesen, daß die magna bestia sich schon in einem lateinischen Gedichte Caspar Scheids findet, aber in einem Sinne, der dem heutigentags mit diesem Ausdruck verbundenen noch nicht entspricht. Die magna bestia Scheids ist der Tölpel — ein großer Fiel würden wir auch dafür sagen können. Ob nun die heutige Bedeutung des Ausdrucks eine Umbeutung der magna bestia Scheids oder eine davon unabhängige Neuschöpfung ist, kann fraglich sein. Meyer neigt sich der letzten Alternative zu, und er wird wohl Recht haben, auch mit der Annahme, daß die Neugeburt der Studentenprache angehört. Schon Günther kennt den Ausdruck in dem jetzt gangbaren Sinne:

Jetzt wird er als ein großes Tier
Dir taum noch über Ähsel banten.

Götte-Littmann S. 158

Vor diesem dacht ich mit der Zeit
Ein groß und vornehm Tier zu werden,
Ich such in Kleidung und Gebärden
Vor allen einen Unterschied.

Ebenba S. 173 f. K.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Erbitterung zwischen dem deutschen und dem englischen Volke

Don E. Fitger (Bremen)



or einigen Wochen erregte ein in diesen Heften (Nr. 47 vom vergangenen Jahre) eingehend besprochener, von äußerster Feindseligkeit gegen Deutschland getragener Artikel in der Londoner National Review starkes Aufsehen im politischen High-life ganz Europas. Ein Leitartikel in den Times, die schon lange gleichfalls von Abneigung und Mißtrauen gegen Deutschland beherrscht werden, hatte ihm die Beachtung verschafft, die ihm sonst wahrscheinlich versagt geblieben wäre. Sein Zweck war die Herbeiführung einer Verständigung zwischen England und Rußland über Asien, damit beide sich gemeinsam gegen Deutschland wenden könnten. Die genannte Monatschrift nimmt für sich allein keine solche Stellung ein, daß ein Zurückkommen auf ihre Ausführungen nötig wäre. Sie wird hinreichend dadurch gekennzeichnet, daß sie von L. J. Mazze, dem Sohne des frühern englischen Gouverneurs von Helgoland, redigiert wird, der unter unfre fanatischen Gegner gegangen ist. Mit ihm zusammen wirkt ein bekannter Gefinnungsgenosse, Sir Rowland Blennerhasset, dessen Gattin, eine geborne Deutsche, als deutsche Schriftstellerin bekannt ist; ferner ein bekannter russischer Bitterat, Wesselsky, der in seinem Vaterlande unmöglich geworden ist und sich seitdem auf Denunziationen und Hezereien gegen Deutschland in romanhaftem, abenteuerlichem Stil geworfen hat; endlich Herr Tatitschschew, früher Gehilfe und auswärtiger Agent des russischen Finanzministers, der es jetzt auch vorzieht, fern von Petersburg zu weilen. Diese Leute sind hinter dem Zeichen A B C usw. und ähnlichen Monogrammen der National Review zu suchen. Rechnen wir noch hinzu, daß E. Drumont, der Herausgeber der Libre Parole, dessen Monomanie sich auf Deutschenhaß und Antisemitismus ehrlich verteilt, zu den Mitarbeitern der Monatschrift gehört, so tritt diese damit in einen Rang, der es uns nahe legt, mit einem Lächeln über sie und ihren hochpolitischen Humbug hinwegzugehen.

Aber die Sache hat doch einen weitern Hintergrund. Einmal sind im Gegensatz zu der sich meist abgeneigt verhaltenden englischen Tagespresse — auch die Times haben sich alsbald von dem Gedanken losgesagt — noch andre, weit angesehenere englische Zeitschriften sympathisch und mit noch größerer Gehässigkeit auf die Sache eingegangen. Sodann haben sich auch Petersburger Urtheile vernehmen lassen — anfänglich in höhnischer Abweisung des britischen Liebeswerbens, dann aber auch mit zärtlicher Erhörnung. Endlich besteht der wichtigste Punkt darin, daß sich zwischen Deutschland und England ein Maß von populärer Gehässigkeit eingestellt hat, das zu wachsenden Bedenken Anlaß giebt. Diese Gefühle bilden den Untergrund, aus dem solche giftige Tagesleistungen der Journalistik entstehen, und er bleibt, auch wenn deren Haltlosigkeit im einzelnen festgestellt ist. Hier ist geradezu das krankhaft infizierte Organ, von hier aus werden noch mehr besorgniserregende Erscheinungen ausgehn, hier muß die Heilung herbeigeführt werden.

Es ist gewiß, daß viele Deutsche von unbezweifelbarer Vaterlandsliebe und warmem Gefühl für nationale Ehre jede Mahnung zur Besonnenheit in dieser Richtung als einen dreisten und scharf zurückweisenden Eingriff in ihr Recht, sich über England zu entrüsten, zurückweisen werden. Die Neigung zur Entrüstung in innerer und äußerer Politik ist ja überhaupt ein sehr hervortretender Charakter des zeitgenössischen Deutschen; sie hat die Sentimentalität der dreißiger und der vierziger Jahre, die sogar zur Polenschwärmerei führte, und das Schwelgen im stolzen Bewußtsein der Einigkeit und Macht, das die siebziger und achtziger Jahre kennzeichnete, abgelöst. Und zweifellos ist ja auch von englischer Seite vieles geschehn, was entweder geradezu das deutsche Bewußtsein verletzen oder doch, wo wir unbeteiligte Zuschauer waren, eine sehr abfällige Beurteilung hervorrufen mußte. Wir erinnern nur an die Herausbeschwörung des Kriegs in Südafrika und die Art, wie er geführt wird, an den taktlosen Versuch der Ministers Chamberlain, die Formen des englischen Krieges zu entschuldigen, indem er sie mit denen des deutschen in Frankreich auf eine Stufe stellte. Auch hat sich die englische Presse keineswegs tadelnfrei gehalten. Aber auf unsrer Seite ist das Sündenkonto auch groß, namentlich das eines großen Theiles der deutschen Zeitungen. An Gehässigkeit, Verdächtigung, Beschimpfung wurde alles Erdenkliche aufgeboten, den bittersten Haß gegen England anzufachen. Beweggründe der innern Politik spielten mit hinein, Zoll- und Handelspolitik, dann namentlich der Nachsucht für die Entlassung des Fürsten Bismarck, die sich in Feindschaft gegen jede Tendenz nicht-bismarckischer Kanzler, ganz besonders aber gegen den unserm Kaiser nahe verwandten und befreundeten englischen Hof richtet. Hier hat man es gleichsam mit den Eruptionen eines immerfort thätigen Vulkans zu thun. Eine Aufrechnung der Sünden hüben und drüben ist gar nicht möglich, schon weil kein Mensch das riesige, immerfort einherflutende papierne Material übersehen kann. Auch fehlt es an einem Aroopag, der ein Urtheil fällen könnte, das auf Anerkennung von beiden Seiten rechnen dürfte. In einem solchen Falle muß man alles thun, den Streit zu begraben und beiderseitige Schuld zuzuschaukeln, sodaß sie auch nicht einmal mehr als Gespenst umgehn kann. Das ist zwischen

Nord- und Süddeutschland nebst Österreich über die Ereignisse von 1866, zwischen Österreich und Ungarn über die Revolution von 1848, zwischen Österreich und Italien über die Einigung der apenninischen Halbinsel mit Einschluß der Lombardei, Venetiens und Roms, zwischen Frankreich und Rußland über Moskau und den Krimkrieg gesehn. Die ganze Weltgeschichte ist voll von solchen Versöhnungen, auch wo viel schärfere Konflikte vorgelegen haben als zwischen Deutschland und England.

Das Ganze, was jetzt der uns feindseligste Teil der englischen Presse anstrebt, ist ja auch nichts anderes als eine Versöhnung mit Rußland, mit dem ein alter und tiefwurzelnder Antagonismus besteht. Seit der gemeinsamen Überwältigung Napoleons ist die Politik Englands fast ununterbrochen der Gegenpol der russischen gewesen. Das langjährige Ringen um Konstantinopel gipfelte im Krimkriege. Aus dem gemeinsamen Auftreten in China ist England mit schwerer Enttäuschung hervorgegangen. Das Herannahen Rußlands über Transkasprien, Afghanistan, Persien, Mesopotamien läßt den für Indien verantwortlichen englischen Staatsmännern keine Nacht ruhigen Schlummers. Man hat die peinlichsten Erfahrungen mit russischen Zusagen gemacht, namentlich mit dem 1856er Pariser Vertrage über den Ausschluß der russischen Kriegsflotte vom Schwarzen Meer. Trotzdem wird gerade von den englischen Zeit-schriften, mit denen wir uns hier beschäftigen, die Zuschüttung der Kluft zwischen beiden Ländern, die Erreichung einer Verständigung mit allen Kräften angestrebt. Und da sollte es nicht möglich sein, die Differenzen zwischen Deutschland und England zum Schweigen zu bringen?

Unter diesen spielt neuerdings der Handels- und Schifffahrts-Gegensatz eine große Rolle. Der ganz außerordentliche wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands ist jenseits des Kanals viel bemerkt worden. Großbritanniens Industrie, Handel, Schifffahrt sind in allen Teilen der Welt auf die vordringende Konkurrenz Deutschlands gestoßen. Das erweckt natürlich auf jener Seite keine angenehmen Gefühle. Und dann ist die berechtigte Befriedigung darüber in manchen deutschen Städten in einer Weise zur Schau getragen worden, die man, gelinde gesagt, parvenühaft nennen muß. Das ruhige Kraftbewußtsein freut sich seiner Erfolge und sucht sie zu erweitern und zu sichern, womöglich ohne durch zu viel Aufhebens einen Widerstand hervorzurufen. Das greenhorn tritt reklamehaft, lärmend und proßig auf und erregt dadurch nicht allein den Haß der Verdrängten. Es giebt sich Blößen, sodas seine Schwächen mitleidlos ans Licht gezogen, die Güte seiner Ware heruntergemacht, sein ganzes Wesen als schwindelhaft hingestellt werden. Den deutschen Fortschritt hat dies nicht aufhalten können, wohl aber hat es ihn vielfach gehemmt. Namentlich hat es dazu geführt, Deutschlands politische Ziele kleinern Völkern gegenüber zu verdächtigen. Der Deutsche, auch der Kaufmann, wird jetzt in den meisten Ländern mit einem Argwohn betrachtet, der noch lange Zeit nach der Gründung des Deutschen Reiches unbekannt war. In Amerika mag kaum irgend etwas vorkommen, womit man Deutschland auch nur entfernt in Verbindung bringen kann: sofort erheben die Denunzianten vor dem Forum der Vereinigten Staaten ein lautes Geschrei und klagen Deutschland geheimer, nieder-

trächtiger Pläne gegen die geheiligte Monroe'sche Doktrin an. Dazu trägt ein großsprecherisches, parvenühaftes Wesen in einem Teile der deutschen Presse viel bei.

Am unmittelbarsten berühren sich doch die hanseatischen Kaufleute mit der englischen Konkurrenz. Es ist sehr bemerkenswert, daß trotzdem bei ihnen gar nicht der Sitz der Gehässigkeit ist. Natürlich loben und lieben sie nicht alles, was man von jener Seite gegen uns thut. Aber sie sehen doch in dem freien Wettbewerb mit England eine genügende Bürgschaft für fernere Fortschritte, und vor allem legen sie großen Wert auf die Liberalität, mit der England und seine Kolonien dem Handel und der Schifffahrt aller Länder geöffnet sind, und auch die Niederlassung Fremder erlauben. Das ist außer England selbst keinem Lande in solchem Maße zugute gekommen wie unserm Vaterlande. Großbritannien, sogar ohne seine Kolonien, ist unser bester Kunde, wie unter den seinigen Deutschland der beste ist. Unser Handel und unsre Schifffahrt emanzipieren sich zwar immer mehr von der Vermittlung Englands, aber namentlich die deutsche Schifffahrt kann ohne die englischen Anlaufhäfen ihren jetzigen Stand gar nicht behaupten. Ohne Aden, Ceylon, Australien, Kapstadt als Kohlenverorgungsstationen könnten wir die Reichspostdampferlinien nach dem fernen Osten und Südafrika gar nicht durchführen. Nicht ohne Grund betonen englische Blätter, daß die deutsche Expedition nach China ohne die britischen Anlaufhäfen gar nicht möglich gewesen wäre. Deutsche wohnen nicht nur in England selbst in großer Zahl, auch in den Kolonien findet man sie überall als Kaufleute, Fabrikanten, Pflanzler, als Unternehmer von Eisenbahnen, Gas- und Wasserleitungen, Bergwerken, Reedereien. Und überall sind sie als tüchtige, ordnungsliebende, ehrenhafte Leute gebildet und geachtet. Es ist nicht bloß für sie, sondern auch für die zahllosen Verbindungen, die sie mit der Heimat unterhalten, keineswegs gleichgiltig, ob ihnen diese Stellung durch die Anfachung des Nationalhasses erschwert wird oder nicht. Mit vollem Nachdruck bringt das auch der soeben erschienene Jahresbericht der Bremer Handelskammer zum Ausdruck: „Es sei nur darauf verwiesen, daß die Ausfuhr des Deutschen Reichs nach Großbritannien und seinen Kolonien und die britische Gesamtausfuhr nach Deutschland im Jahre 1900 je einen Wert von rund einer Milliarde Mark hatten. Alle die aber, welche in Rede und Schrift die Erregung gegen England schüren und dies schon vor den südafrikanischen Ereignissen thaten, die nur neuen Bündstoff boten, verkennen oder vergessen, daß der deutsche Handel und die deutsche Exportindustrie ihre glänzende Entwicklung wesentlich der Thatfache mit zu verdanken haben, daß im großbritannischen Reiche, namentlich in den Kolonien von jeher der Handel aller Nationen sich ausbreiten konnte; sie unterschätzen ferner die Bedeutung des britischen Handels auf dem Weltmarkte und bedenken nicht, wenn sie insbesondere das Vorgehen Englands in der Durchführung des südafrikanischen Krieges verurteilen, daß durch die aus diesem Anlaß ins Maßlose gesteigerte Agitation gegen die englische Nation die Beendigung der traurigen Episode nur erschwert und in die Handelsbeziehungen Deutschlands und Englands eine Mißstimmung hineintragen wird, die geeignet ist, unser eignes wirtschaftliches Leben dauernd schwer zu bedrücken.“

Sehr häufig begegnet man der Ansicht, Englands Empfindungen könnten uns völlig gleichgiltig sein. Wir hätten auf dem ganzen Erdball nur kollidierende, nirgends gemeinsame Interessen. Das ist zum Teil schon durch das soeben Gesagte widerlegt worden. Im übrigen lehrt auch der flüchtigste Rundblick, wie falsch die Ansicht ist. Ein großes gemeinsames Interesse ist, daß alle oder möglichst viele fremde Länder der europäischen Ausfuhr zugänglich bleiben, nicht aber gegen sie abgesperrt werden. Das Vordringen russischer Zollgrenzen in Asien, nordamerikanischer auf der westlichen Hemisphäre gereicht nächst England keinem Lande mehr zum Nachteil als Deutschland. Es läßt sich ihm nur durch die Erhaltung der Unabhängigkeit aller übrigen Länder begegnen, und dazu müssen Deutschland und England zusammenwirken. An der Erhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeer ist Deutschland einmal durch seine Verbindung mit dem fernen Osten stark beteiligt, dann aber auch durch seine Verbündeten, Italien und Österreich, die ja in der Falle sitzen, sobald dem Zweibund die Herrschaft über das Mittelmeer gelingt.

Vor einem unbefangenen Sinn kann der Gedanke, daß es Deutschland einerlei sei, ob England unser Freund oder unser Feind sei, keinen Augenblick bestehn. Einen Krieg zwischen den beiden Reichen allein braucht man gar nicht einmal ernstlich ins Auge zu fassen; denn ein solcher Fall ist doch sehr unwahrscheinlich. Thöricht genug ist es freilich, wie es sogar von militärischer Seite geschehn ist, eine Milchmädchenrechnung über die Landung deutscher Truppen in England aufzumachen und nicht zu bedenken, daß England die See beherrscht, und wie exponiert Wilhelmshaven, Kiel und ferner Danzig, Bremerhaven, Rughaven (um nicht zu sagen Hamburg) und nahezu alle Ostseestädte den weittragenden englischen Geschützen sind, wie groß die Chancen einer Blockade der Elbe, der Weser und der Oder sind, und wie wenig sich die deutsche Handelsflotte, auf die wir mit Recht so stolz sind, auf die Meere hinauswagen dürfte. Der Schwerpunkt liegt darin, daß Konstellationen unter den Mächten entstehen können, die Deutschland nur wenig Bundesgenossen, noch dazu von fragwürdiger Stärke und Kriegslust, lassen, oder die es gar völlig isolieren. Dem vorzubeugen war das Ziel unablässiger Sorge des Fürsten Bismarck. Diesem Ziele dient gewiß das Bestreben, mit Rußland auf dem Boden traditioneller Freundschaft zu bleiben, wie denn von meinen Ansführungen auch nicht eine einzige bestimmt ist, uns mit Rußland zu entzweien, geschweige denn in einer solchen Weise zu hezen, wie in vielen geschäftigen Ergüssen gegen England geschieht. Aber England vor den Kopf zu stoßen wäre gleichfalls eine grobe Thorheit, vor der viele amtliche Auslassungen Bismarcks gewarnt haben, wenn auch zur Zeit die mit seinem Andenken den lautesten Kultus treibende Presse ganz unter dem Eindruck seiner letzten Verfassung petrifiziert ist.

Kann man im Ernst sagen, es sei nur von untergeordneter Wichtigkeit, wohin sich eine Großmacht stelle, eine Großmacht zwar, die zu Lande nur schwach ist, die aber doch die Meere beherrscht? Tritt England in dem großen Weltringen, auf das doch nun einmal die riesigen Rüstungen aller Länder zugeschnitten sind, auf unsre Seite, so sind unsre Häfen gedeckt, ist unser Handel

frei, sind unsre Schiffe auf allen Meeren sicher. Gesellt sich England unsern Gegnern bei, so sind unsre Häfen bedroht und blockiert, unsre Schiffe von allen Meeren weggejagt, unsre Ausfuhr vernichtet, Italien auf der Stelle abgepresngt. Darin soll nicht die Empfehlung eines Bündnisses mit England liegen, denn ein solches wollen wir ebensowenig eingehn wie das Inselreich. Wir haben keine Lust, den Engländern Indien zu verbürgen, und ohne dieses hat ein Bündnis für sie keinen Reiz; wir wollen uns auch nicht auf die immer sehr bescheidne und immer von wechselnden Parlamentsmehrheiten abhängige englische Kriegslust verlassen. Aber wir wollen doch nicht England unsern Gegnern in die Arme treiben! Es wäre doch ein Wahnsinn, auf den Vorteil zu verzichten, mit zweien gut Freund zu sein und gegen nicht zu duldbende Zumutungen des einen die Freundschaft mit dem andern gebührend zu betonen. Frankreich hat sich dieses Vorteils begeben, seitdem es sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Rache an Deutschland, auf den Wiedergewinn unsrer Reichslande gesetzt hat. Die Stimmung dieses sehnsüchtigen Gefühls erwartet es von Rußland, und deshalb sieht es sich genötigt, sich in allen großen politischen Fragen einfach dem Steuer Rußlands zu überlassen. In Petersburg ist man natürlich entzückt, einen so anspruchsvollen Bundesgenossen zu haben; man behandelt ihn mit aller Rücksicht und bringt dem gallischen Bedürfnis nach politischer Demonstration willig Opfer. In den Fragen von materieller Bedeutung darf dagegen die Republik dem Zarenreich nicht in die Quere kommen. Das hat sich mit aller Deutlichkeit bei der Besetzung Mytilenes gezeigt. Statt erfreut zu sein über einen Bundesgenossen, der eine Position so nahe vor den Dardanellen einnehmen wollte, mit der er eine Blockade dieser für Rußland so wichtigen Wasserstraße unmöglich machen konnte, reichte der Blick der zarischen Staatsmänner auf die Zeit hinaus, wo Frankreich vielleicht nicht mehr der Verbündete der Herrscher am Schwarzen Meere sein wird. Und vor allem war den Russen die Wiederbelebung alter Protektionsansprüche Frankreichs über die römisch-katholischen Unterthanen des Sultans sehr zuwider. Mit verblüffender Eile zog das französische Geschwader aus Mytilene wieder ab. Wenn Deutschland zu dem einen konstanten Faktor der ganzen Politik, der Feindschaft Frankreichs, als zweiten konstanten Faktor sich noch die Feindschaft Englands aufhält, so gerät es in dieselbe, vielleicht in noch größere Abhängigkeit von Rußland als Frankreich.

Nach alledem kann keine Rede davon sein, daß es uns gleichgiltig sein müsse, wie sich die Volksseele in Großbritannien zu Deutschland stelle. Es sollte ausgeschlossen sein, daß sich bei uns Leute zu ihrem politischen Sport der Verhetzung beider Völker hingeben oder mit Zwietrachtsäpfeln Fangeball spielen. Damit soll nicht im geringsten gesagt sein, daß man den Krieg in Südafrika, das Verhalten der englischen Truppen oder so manche geschriebne und gesprochne Taktlosigkeit gutheißen müsse. Verlangt werden muß nur, daß sich das Urteil in den Grenzen halte, die mit dem politischen Einvernehmen der beiden Völker vereinbar sind.

Es wird nunmehr Aufgabe dieser Zeilen sein, nachzuweisen, daß die Verstimmung in England in der That einen beunruhigenden Grad angenommen

hat und sich nicht bloß auf die litterarischen Leistungen eines fragwürdigen Kleeblatts in der National Review beschränkt. Wir nehmen eine andre Zeitschrift zur Hand, die sehr angesehene Fortnightly Review (Dezember 1901). Hier wird der von jener in die Welt gesetzte Gedanke mit großem Eifer aufgenommen. Es heißt dort:

Deutschlands Anglophobie ist unermüdlieh. Sie ist voll nachhaltiger Gewalt; sie ist eine fixe Idee in dem Lande der fixen Ideen geworden; es ist etwas, was nach Befriedung in Handlungen verlangt. Deutsche Feindseligkeit hängt mit einem Wort nicht von dem Burenkrieg ab. Sie war nicht durch ihn erregt und wird nicht mit ihm verschwinden. Sie ist bleibend, weil sie in einem Interessengesetz wurzelt(?), wie er kaum je zwischen zwei Völkern zuvor existiert hat(?). Der entscheidende Punkt mag durch einen einzigen hellen Gegensatz erläutert werden. Rußland und Frankreich wünschen nicht, unser Land (England) zu überwältigen, um die kommerzielle und maritime Suprematie Deutschlands herzustellen. Sie wünschen entfernt nicht, Karl zu töten, um Jakob zum König zu machen. Bei Deutschland hingegen ist die Hoffnung, uns in beiden Beziehungen zu verdrängen, der herrschende Gedanke seiner nationalen Vorstellung(?). Nur durch Weisheitschiebung Englands kann es hoffen, seine neuesten und teuersten Bestrebungen zu verwirklichen. Es liegt nicht in der unbezähmbaren Natur der deutschen Gründlichkeit und Beharrlichkeit, mit dem zweiten Platz in irgend einer ernstlich unternommenen Sache zufrieden zu sein. Es fühlt sich auf das Streben nach Sieg im Handel angewiesen; es kann nicht damit zufrieden sein, daß seine Flotte den zweiten Platz einnehme, und wird den Traum nicht lassen, einst den ersten Platz einzunehmen. Die Deutschen sind also das einzige Volk, das ein überwältigendes Interesse daran hat, unsre Seemacht niederzuwerfen. Sollte dies je geschehn, so ist es mit Hilfe Deutschlands, ohne sie ist es nicht möglich. Das ist das Wesen der Frage. 1870 liegt schon weit hinter uns. Jeder Untertan des Kaisers hofft, daß ein Kampf mit dem Zweibund nur eine entfernte Voraussetzung sei; er ist ein Gedanke, den jedermann fürchtet, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Einen außerhalb, vielleicht gar innerhalb der deutschen Grenzen auszufechtenden Krieg — der, wie auch sein Ausgang sein möge, ein riesiges wirtschaftliches Unglück für die seit dem Frankfurter Frieden emporgeblühte Industrie sein würde — zu verhindern ist die Aufgabe, die für die Staatsmänner von Berlin jede andre zurückdrängt. . .

Dann wird ausgeführt, ein Kampf des Zweibunds gegen England sei wenig wahrscheinlich, namentlich eine Niederlage Englands dabei kaum anzunehmen. Eine Gefahr entstehe erst, wenn Deutschland beitrete, und die sei groß genug:

Deutschland würde Verhandlungen über seinen Beitritt beim ersten Zeichen der Gefahr eröffnen. Welches unmittelbare Schicksal seine Flotten in Verbindung mit den russischen und den französischen auch haben möchten, der Siegespreis würde überwältigend sein. Seine Industrie würde innerhalb des blockierten Kontinents die überlegene sein; die militärischen Landstreitkräfte Rußlands, Deutschlands und Frankreichs dürften wahrscheinlich zu Lande die schlimmsten Chancen zur See ausgleichen und sich einer neuen Teilung Asiens gegenübersehen, aus dem die englische Flagge verschwunden sein würde. Wir könnten gegen eine kontinentale Koalition Indien nicht halten, weder durch Seemacht noch durch irgend etwas, ausgenommen die äußersten Quellen der allgemeinen Dienstpflicht. . . Der größte Fehler unsers politischen Denkens ist dies, daß während wir uns einen Konflikt mit Rußland und Frankreich vorstellen, wir nicht über Frankreich und Rußland hinaussehen. Wir lassen Deutschland außerhalb der Rechnung. Aber diese Macht darf nicht außer

Ansatz gelassen werden. Sie würde dann ihre gottgeandte Gelegenheit gehabt haben, das Ergebnis von 1870 und 1878, den Gegensatz von Zwei- und Dreibund, auszumergen.

Als Zeichen der Tücke Deutschlands gegen andre Länder, in diesem Falle gegen die Vereinigten Staaten, werden dann die Bestrebungen zu gemeinschaftlicher Abwehrstellung Europas gegen Amerika und die angeblichen Äußerungen des deutschen Kaisers gegen Herrn de Ségur im Oddeffjord herangezogen. Alles Ernstes wird verschiedentlich die Frage der Verständigung mit Rußland, welche Mittel zur Niederhaltung Deutschlands es gewähren werde, erörtert. Konstantinopel könne man preisgeben. Die Schwierigkeit liege allein in Persien. Einem frühern Artikel der Fortnightly Review stimmt der Verfasser zu, worin es heißt:

„Der Persische Golf muß der Fokus der asiatischen Politik sein. Die Bagdadbahn, sollte Deutschland die jetzt schon mit äußerster Anstrengung angestrebte Konzeption gelingen, mündet dort. Die hauptsächlichsten südlichen Zweigbahnen der jetzt vervollständigten sibirischen (der Verfasser scheint an die transkaspische Bahn zu denken) werden dort endigen. Wenn England glaubt, die Schifffahrt im Persischen Golf allein zu kontrollieren, so muß es Deutschland und Rußland gegenüberreten. Dies ist denn der Schlüssel des ganzen Problems unsrer auswärtigen Politik.“ Darum müsse England mit Rußland allein ein Abkommen treffen. „Eine englisch-russische Verständigung würde weit eher Persien wert sein, als Paris jemals eine Messe wert war.“ Nur genüge, so führt der Verfasser aus, nicht, Rußland bloß einen Handelshafen am Persischen Golf einzuräumen. Wo die russische Bahn endige, da sei das Bedürfnis nach Befestigung vorhanden; sonst wäre es der Mühe nicht wert. „Bender Abbas muß genau so russisch sein wie Port Arthur oder Sebastopol, oder die Alternative muß sein — in der einfachen Sprache Lord Curzons — ein von Pol zu Pol reichender Krieg, wenn nicht, was allerdings wahrscheinlich ist, wir zuletzt in Bender Abbas handeln wie in Port Arthur, ungerechnet den Fall, daß wir unsrer Prestige sichern müssen entweder durch Unterhandlung oder Kampf und es doch nicht sichern.“

Die altangesehene Zeitschrift Spectator vom 7. Dezember geht ganz und gar zustimmend auf diesen Gedankengang ein und empfiehlt sogar einen völligen Verzicht auf Persien zu Gunsten Rußlands. Das sei keine Gefahr für Indien, sondern im Gegenteil eine Sicherung:

„Ohne Zweifel, wenn Rußland im Persischen Golf eine Flotte halten könnte, stärker als unsre im Indischen Ozean, dann würden wir dort die Seeherrschaft verlieren, und Rußland könnte Indien bedrohen. Aber warum sollen wir annehmen, daß Rußland dazu imstande sei? Sicherlich wird der Besitz von Häfen am Golf ihm nicht die Offensivkraft zu Wasser geben, auf die es allein ankommt. Häfen sind noch nicht Schiffe.“ Was Rußland auch an Flottenstärke entwickeln möge, England könne ihm mit Leichtigkeit gewachsen bleiben. Besitze Rußland Persien, so sei es zufrieden und bedrohe Indien nicht. „Kann es zum Golf gelangen ohne Seeherrschaft, so wird es nicht zögern, anzunehmen. Kann es das nicht, so geben wir ihm einen starken Grund, alles zu thun, um unsre Seemacht herauszufordern.“ England müsse darum alles aufbieten, Rußland gegen die deutsche Bagdadbahn auf die Beine zu bringen. Deutschland sei der gegebene Nebenbuhler Englands; Aufgeständnisse seien von ihm nicht zu verlangen; darum schärfsten Gegensatz.

Ebenso angesehen ist die Saturday Review. Auch sie kultiviert den Deutschenhaß. In einem ebenfalls vom 7. Dezember 1901 datierten Artikel

beklagt sie sich bitter über die „Brutalität der antienglischen Campagne in Deutschland.“ „Die Deutschen werden einem schweren Irrtum unterliegen, wenn sie glauben, daß die neuerliche Wildheit ihrer Sprache und ihres Verhaltens keine Wirkung auf das populäre Empfinden Englands hat.“ In diesem Artikel setzt das Organ es sich zur besondern Aufgabe, Deutschland und die Vereinigten Staaten miteinander zu vergleichen.

Es ist unmöglich, hier alle Gedankengänge dieser deutschfeindlichen Auslassungen wiederzugeben; noch weniger ist es angezeigt, die Vorschläge zur Bekämpfung Deutschlands zu kritisieren, so viele Bösen sie auch der abfälligen Beurteilung gerade vom englischen Standpunkt aus darbieten. Namentlich kann der Gedanke, den Russen das steinige, menschenarme aber strategisch starke Persien preiszugeben, um eben dadurch das fruchtbare, menschenwimmelnde, strategisch bloß daliegende Indien zu schirmen — eben gegen die Russen zu schirmen! —, nur Heiterkeit erregen. Das müssen die Engländer mit sich selbst abmachen. Und auch im übrigen bieten die hier wiedergegebenen Stellen, noch mehr aber der breite sonstige Inhalt, Stoff zu den nachdrücklichsten Einreden. Wir glauben einfach nicht daran, daß England den Russen Persien und dem Zweibunde das Mittelmeer einräumen wird.

Die Hauptbedeutung der Auslassungen der vier großen Zeitschriften liegt für uns in dem Einblick, den sie in die Psyche des englischen Volkes gewähren. Wir entdecken hier sehr begreiflichen Kummer über das allseitige abfällige Urteil der ganzen gebildeten Menschheit über den Krieg in Südafrika; am stärksten schmerzen die Wunden, die aus der Gehässigkeit und Giftigkeit eines großen Teiles der deutschen Kritik entstanden sind, der die übrigen Völker nichts gleiches an die Seite gestellt haben. Und unser Volk vor dem Übermaß dieser Jornaussprüche zu warnen ist die allerhöchste Zeit. Wachsende Gehässigkeit tritt in Deutschland in der Erörterung aller öffentlichen Angelegenheiten hervor. Es ist beklagenswert, wie sich der Ton seit einem Jahrzehnt geändert hat. In internationalen Angelegenheiten können die Folgen am allernunehmsten sein, weil den ausländischen Lesern von ihren Blättern natürlich nur Sträuße aus den allergarstigsten Blumen vorgelegt werden. Und gerade in der Gehässigkeit gegen England ist in der Sprache deutscher Blätter wohl das Allerstärkste geleistet worden, das überhaupt Ausdruck gefunden hat. Gegen Frankreich wird solche Sprache nicht geführt, vollends gegen Rußland bedient sich ihrer schledsterdings auch nicht ein einziges Organ. Wie man in den Wald ruft, so tönt es heraus. Das aus Deutschland erklingende Hejgeschrei hat in England vielleicht zunächst nur eine Gruppe erbitterter Fanatiker gegen uns gebildet. Doch haben auch diese schon manchen Einfluß auf die Volksseele gewonnen. Es ist hohe Zeit, zu verhindern, daß noch fernherhin Öl ins Feuer gegossen wird. Alle Besonnenen sollten dahin wirken, daß der Kritik — auch einer abfälligen, die ja niemand unterdrücken will — Formen gegeben werden, die den Getadelten womöglich überzeugen, nicht aber in einen unverzöhnlichen Feind verwandeln. —

Meine Ausführungen waren schon dem Druck übergeben, bevor die Reichstagsverhandlungen vom 8. und 10. Januar stattfanden. Diese haben

neues Material für die im Vorstehenden ausgesprochenen Warnungen geliefert. Vor allen Dingen die beispiellose Rede des Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg, der doch hätte bedenken müssen, daß durch Beschimpfungen, und seien sie noch so massiv, keine Abrechnung zwischen zwei gegeneinander gereizten Völkern herbeigeführt werden kann, und daß andre Parlamente vielleicht auch über entsprechende Kräfte verfügen, die ihrem Deutschenhaß durch Beschimpfungen an die Adresse Deutschlands und seiner Staatsmänner Luft machen können. Was wird damit gewonnen? Aber auch die Reden des deutschen Reichskanzlers, so tadelstreu sie, objektiv betrachtet, waren, haben nur ein Echo noch größern Hornes und Hasses hervorgerufen. Selbstverständlich will ich die britischen Ergüsse nicht in Schutz nehmen, auch die neusten nicht. Aber die Heftigkeit dieses neuen Baues muß doch allerseits die ruhig urteilenden Leute veranlassen, das Ihrige zur Beendigung beizutragen.



König Wilhelm I. und die Beschießung von Paris

ie „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck haben das Gedächtnis an die große Zeit, in der das neue Deutsche Reich gegründet wurde, in unserm Volke wieder lebhaft wachgerufen; ihr Reiz und ihr Wert liegen besonders in der persönlichen Seite, da sie ja vielfach nicht sowohl den eigentlichen Thatbestand als vielmehr die Eindrücke und Ansichten Bismarcks wiedergeben. So war es nur natürlich, wenn sie teilweise auch Widerspruch und Entgegnungen wachgerufen, aber gerade dadurch auch dazu beigetragen haben, daß unsre Erkenntnis über jene Ereignisse wesentlich klarer geworden ist. Hierzu gehört auch die Frage der Beschießung von Paris, die bekanntlich seinerzeit, wie wenig andre, nicht nur die Armee, sondern das ganze Volk in hohem Grade beschäftigt und erregt hat. Durch neue, eben durch diese „Erinnerungen“ angeregte Veröffentlichungen z. B. der Generale von Blume und von Müller, namentlich des zweiten, darf diese Frage jetzt als in allen wesentlichen Punkten geklärt bezeichnet werden, und deshalb erscheint es umso mehr von Nutzen, die nun feststehenden Thatfachen in gemeinverständlicher Weise darzustellen, als auch unsre berufensten Historiker, z. B. Professor E. Marcks in seinem vortrefflichen Buche: Kaiser Wilhelm I., die eigentliche militärische Frage als noch jetzt strittig bezeichnen und dadurch zu unzutreffenden Schlüssen kommen.

Die Belagerung von Paris wurde gleich nach der Schlacht von Sedan ins Auge gefaßt; es war die Zeit, wo die Ansichten des Königs und des Generalstabs wesentlich auseinandergingen, und wo der König allein richtig voraussah, daß der schwerere Teil des Krieges nun erst beginne. „Ich muß nur immer zur Vorsicht mahnen,“ so hat er wiederholt ausgesprochen; und

das galt auch von der zunächst vorliegenden Aufgabe, der Belagerung von Paris. Schon am 8. September wurde in Reims beschlossen, daß nicht nur eine Einschließung, sondern eine wirkliche Belagerung stattfinden solle, indem an diesem Tage ein königlicher Befehl die Mobilmachung eines Artillerie-Belagerungstrains anordnete. Da Moltke wiederholt ausgesprochen hat, daß er von Anfang an gegen eine Beschießung von Paris gewesen sei, so muß man darin also eine persönliche Willensmeinung des Königs sehen. Thatsächlich sind Moltke und Roon, nach jetzt veröffentlichten Privatbriefen, in Reims übereinstimmend der Ansicht gewesen, Paris werde nur einen schwachen Widerstand leisten, und eine Beschießung kaum notwendig werden. Im Anschluß an den Befehl des Königs wurde sodann angeordnet, daß der Artillerietrain mit der Eisenbahn nach Paris herangezogen werde; wenn das die Bahn sperrende Toul bis dahin nicht gefallen sei, so solle von dort ab der Landtransport eintreten, und das Generalgouvernement Nancy die notwendigen Pferde dazu in seinem Bezirk requirieren. Dieses meldete aber, daß es statt der erforderlichen 10000 Pferde nur 1000 zusammenbringen könne; und so blieb nur übrig, diese Anordnung wieder aufzuheben und dafür in dringender Weise eine Beschleunigung der Belagerung von Toul anzubefehlen. Hier liegt der erste Grund, wodurch sich die Beschießung von Paris verzögerte.

Am 16. September trafen die dritte und die vierte Armee vor Paris ein; am 19. war die Einschließung bewirkt. Gleich darauf beauftragte der König die dem großen Hauptquartier zugehörenden Chefs der Artillerie — von Hindersin — und der Ingenieure — von Kleist — als die berufenen Instanzen mit der Aufstellung des Belagerungsplans. Nach den nötigen Erkundigungen erstatteten diese am 30. September den mündlichen Bericht, dem der schriftliche alsbald folgte. Dieser führt folgendes aus: „Die Beschießung einer größern Festung führt einer thatkräftigen Verteidigung gegenüber selten zur Übergabe. Der Erfolg wird um so zweifelhafter, wenn, wie bei Paris, ein Gürtel von Forts die Anlage von Batterien in genügender Nähe der Stadt ausschließt, und selbst nach Wegnahme einiger Forts wegen der großen Ausdehnung der Stadt nur ein verhältnismäßig kleiner Teil derselben der Beschießung ausgesetzt ist.“ Es wurde deshalb der sogenannte förmliche Angriff vorgeschlagen — bestehend in dem Artillerieangriff: Beschießung und Zerstörung der feindlichen Verteidigungsmittel, dem Ingenieurangriff: Vortreiben der Laufgräben gegen die Festung, und endlich dem Sturm der Infanterie; es ist dies die Form des Angriffs, die am sichersten Erfolg verspricht, aber auch am meisten Zeit und Kräfte in Anspruch nimmt. Der Angriff sollte ein doppelter sein: von Süden gegen die Forts Issy, Vanves und Montrouge als Hauptangriff; von Norden oder Nordwesten gegen St. Denis als Nebenangriff.

Dieser Vorschlag wurde im allgemeinen vom Könige gebilligt; auf Grund davon fanden dann nähere Beratungen, vornehmlich zwischen Moltke und Hindersin, statt. Daß die Hoffnung, Paris werde nur einen schwachen Widerstand leisten, irrig war, war schon allseitig erkannt worden. Im Gegenteil kam man zu der Überzeugung, daß Paris stärker ausgerüstet sei, als man hätte annehmen müssen; es war durch schwere der Flotte entnommene Schiffsgeschütze

und die Matrosenartillerie so verstärkt worden, daß der zunächst heranbeorderte Artillerie-Belagerungstrain nicht als genügend stark angesehen werden konnte. Die Besatzung von Paris war an Zahl der Einschließungsarmee überlegen, sodasß diese also nicht stark genug war, die für den Bau und die Bewachung der Laufgräben erforderlichen Mannschaften zu stellen — es wären hierzu noch weitere drei Divisionen notwendig gewesen, die aber nicht verfügbar zu machen waren. Es mußte also auch in Betracht gezogen werden, von dem Ingenieurangriff und dem Sturm der Infanterie Abstand zu nehmen und nur den Artillerieangriff, d. h. eine Beschießung, durchzuführen.

Dazu kam, daß die dem Generalstab zugehenden Nachrichten aus Paris sagten, daß die Besatzung demoralisiert sei, und die Lebensmittel nur für zwei bis drei Monate ausreichen. Diese Nachrichten des im übrigen guten Kundschafterdienstes erwiesen sich zwar später als unzutreffend, sie hatten aber doch eine gewisse Grundlage: wir wissen jetzt, daß in der That die Disziplin zuerst viel zu wünschen übrig ließ, und daß die maßgebenden Behörden in Paris selbst die Dauer der Lebensmittel damals so bemessen haben. Wenn aber diese Nachrichten richtig waren, und der Artillerieangriff nicht vor November beginnen konnte, so war die Erwägung nicht unberechtigt, ob man dann die großen Opfer an Streitmitteln, die er kosten mußte, noch aufwenden sollte, da man hoffen durfte, in derselben Zeit mit der Aushungerung zum Ziele zu kommen. Alle diese Umstände brachten nun Moltke zu folgender Ansicht: Dem bestimmten Befehl des Königs entsprechend sei an der Heranziehung des Artillerie-Belagerungstrains festzuhalten, damit man für alle Fälle gerüstet sei. Wegen des Mangels an Infanterie sei keine förmliche Belagerung, sondern nur ein artilleristischer Angriff vorzusehen; da aber dieser allein nicht mit Sicherheit einen Erfolg in Aussicht stelle, so sei damit erst zu beginnen, wenn die Lebensmittel auf die Reize gingen. Das drohende Gespenst der Hungersnot und die Beschießung sollten zusammenwirken, die Besatzung zur Kapitulation zu bewegen. An dieser Ansicht hat Moltke auch festgehalten; die Beschießung blieb ihm der letzte Trumpf. Sein eigentlicher Beweggrund aber war doch wohl, daß er hoffte, so weitere Verluste, besonders an Infanterie, zu vermeiden. Gegen die Berechtigung dieser Ansicht wird man nichts einwenden können; weshalb sie doch unrichtig war, sollten erst die weiteren Ereignisse lehren.

Die erste Bedingung für jeden Angriff blieb die Heranschaffung der schweren Geschütze. Mit Einwilligung des Königs wurden die für den Nordangriff verfügbaren Geschütze zunächst gegen einige kleinere Festungen, besonders das die Bahn nach der Nordfront sperrende Soissons bestimmt; der Geschütztransport für den Südantritt wurde dagegen nummehr eingeleitet, und die nähern Anordnungen dafür dem Oberkommando der dritten Armee übertragen, bei dem die Ansicht des Generals von Blumenthal besonders ins Gewicht fiel. Am 24. September fiel Toul, am 29. war die Eisenbahn wieder betriebsfähig; aber nur bei Tage, da die Feindseligkeit der Bevölkerung zu großer Vorsicht nötigte, sodasß ein Zug von Deutschland bis zur Endstation Nanteuil — später Vagny — meist fünf Tage brauchte. Der erste Zug aus Deutschland mit dem mobil gemachten Artillerietrain ging am 1. Oktober ab und kam

am 5. in Nanteuil an; der letzte am 23. und am 26. Oktober. Der Eisenbahntransport erfolgte somit zwar langsam, aber ganz programmgemäß; wenn Bismarck in seinen „Erinnerungen“ anführt, der Bahntransport sei zu Gunsten der Heranziehung von Lebensmitteln, die nachher niemand haben wollen, zurückgestellt, und dadurch die Beschießung verzögert worden, so ist das unrichtig. Ein schnellerer Eisenbahntransport hätte an der Sachlage gar nichts geändert. Die Verzögerungen sind nicht auf der Eisenbahn entstanden, sondern durch die Schwierigkeit der Abfuhr von der Endstation. Diese lag nämlich von der Gebrauchsstelle, dem Park in Billacoublay, zwölf Meilen entfernt, zu deren Zurücklegung ein Landtransport von vier Tagemärschen, also für den Hin- und Rückmarsch jedesmal acht Tage, erforderlich war. Die dazu notwendigen Pferde wurden teils von den Trains und den Kolonnen der Einschließungsstruppen ausbildungsweise gestellt, teils waren sie mit den nötigen Wagen vom Lande requiriert worden. Auch dieser Landtransport ging, besonders mit den Geschützen selbst, anfänglich gut von statten; als aber Mitte Oktober schlechtes Wetter eintrat, und die Wege grundlos wurden, ergaben sich große, täglich wachsende Schwierigkeiten. Besonders traten große Verluste an Pferden ein; es ist wiederholt vorgekommen, daß bei einem einzigen Transport mehr als die Hälfte der Pferde zu Grunde ging. Sodann erwiesen sich die vom Lande requirierten Wagen als zum Transport der schweren Geschosse wenig geeignet, die Fuhrleute entflohen zum Teil, sodaß sich dann bald sehr bedenkliche Verzögerungen einstellten, zumal da auch die Truppenpferde nicht mehr gestellt wurden. In demselben Maße nun, wie sich die Transporte und damit die Möglichkeit der Beschießung hinauszögerten, wuchsen überall die Ungebuld und das Verlangen nach dem Beginn des Angriffs. Ausgegangen ist dieses von den Truppen. Sie sahen, daß die Franzosen immer kühner wurden; ihr Geschützfeuer wurde täglich stärker und sicherer, die Verluste wuchsen, und so begriffen unsre Leute nicht, weshalb man nicht wieder schoß, besonders seit sie wußten, daß die Geschütze dazu eingetroffen waren. Auch in Versailles wurde man ungeduldig, und bald erhob sich denn auch in der Heimat mit wachsendem Ungeßüm der Ruf nach Beginn des Bombardements.

Es ist nun bezeichnend gerade für solche Fragen, die die öffentliche Meinung besonders tief erregen, mit wie wenig Sachverständnis sie meist behandelt werden; so auch hier. Man verlangte vor allem ein Bombardement der Stadt; man schob den Parisern einen großen Teil der Schuld an dem Kriege bei, und dafür sollten sie gesüchtigt werden. Da war es doch nur natürlich, daß sich auch Gegenstimmen erhoben, die es inhuman fanden, daß man Unschuldige — Frauen und Kinder — den Krieg mit büßen lassen wolle. Beide Anschauungen haben in allgemein menschlicher Hinsicht eine gewisse Berechtigung, militärisch berechtigt sind sie nicht, und es sieht jetzt zweifellos fest, daß bei den entscheidenden Stellen, das sind der König und Moltke, nur die militärischen Rücksichten maßgebend gewesen sind. Das Bombardement ist eine im Kriege allgemein übliche Maßregel, mit möglichst geringen eignen Verlusten die Übergabe einer Festung herbeizuführen. Die Einwohnerschaft soll nicht gesüchtigt, sondern durch die Gefahr, in der sie schwebt, dazu veranlaßt werden,

ihren Einfluß auf den Kommandanten im Sinne der Kapitulation geltend zu machen. Thatsächlich ist diese Maßregel bei mehreren kleinern Festungen 1870/71 mit Erfolg angewandt worden, und von deren Einwohnern sind nicht etwa die Deutschen der Inhumanität beschuldigt worden, sondern der eigne Kommandant, wenn er sich zu der unvermeidlich gewordenen Übergabe nicht gleich entschließen konnte. Bezeichnend ist nun weiter, daß viele der direkt Beteiligten, die, wie z. B. Bismarck und anscheinend auch Moos, das Bombardement verlangten, davon keine klare Vorstellung hatten, daß das Bombardement als solches allein überhaupt gar nicht möglich war. Durch die vorgeschobnen Forts von Paris wäre man nämlich gezwungen gewesen, mit den Bombardementsbatterien so weit von der Stadt abzubleiben, daß nur ein verschwindend kleiner Teil zu treffen gewesen wäre, was bei der großen Ausdehnung der Stadt absolut keine Wirkung hervorgebracht hätte. Ein Bombardement ohne Wirkung hätte aber in moralischer Hinsicht gerade den entgegengesetzten Erfolg von dem gehabt, den man beabsichtigte. Es wurde erst möglich und wirksam durch die vorhergehende Befämpfung der Forts.

Die Pariser selbst haben anfänglich eine Beschießung als selbstverständlich erwartet und sich darauf vorbereitet; als sie sich aber hinzögerte, und zumal als sich die Presse der ganzen Welt der Frage bemächtigte und meist dagegen aussprach, glaubten sie nicht mehr daran. Als sie dann doch eintrat, waren sie zuerst verblüfft und dann höchst empört, was aber nur beweist, daß sie notwendig war.

Die Stimmung in Versailles war fast allgemein für die Beschießung. An der Spitze der Schießer, wie man sie nannte, standen Bismarck mehr aus politischen, Moos mehr aus militärischen Gründen. Moltkes Ansicht haben wir schon angegeben; man könnte sie in ihrer ruhigen Objektivität eine neutrale nennen. Der entschiedenste Gegner der Beschießung war der General von Blumenthal; wir haben ein Schreiben von ihm an Moltke, worin er offen ausspricht, daß er sich von einer Beschießung keinerlei Nutzen verspreche und deshalb entschieden dagegen sei. Freilich hat der Verlauf der Ereignisse ihm Unrecht gegeben; der General von Müller glaubt den Grund dieses Irrtums darin suchen zu dürfen, daß dem General von Blumenthal die großen Fortschritte des deutschen Geschützwesens gerade in den sechziger Jahren nicht genügend bekannt gewesen seien. Thatsächlich ist er, wie viele andre, durch die große Überlegenheit, die demnächst die deutschen Geschütze in ihrer Wirkung über die französischen bewiesen, überrascht worden. Man wird sich aber bei der Beurteilung der Frage gegenwärtig halten müssen, daß auch die höchsten Stellen der Artillerie und der Ingenieure von vornherein den Erfolg einer Beschießung für zweifelhaft erklärt hatten. Wenn sie später von diesem Urteil zurückkamen und entschieden für eine Beschießung eintraten, so lag das darin, daß die lange Dauer der Einschließung und die wachsende Widerstandskraft der Besatzung moralisch wie militärisch dazu nötigten, jedes mögliche Mittel auch anzuwenden; ob es dann wirksam sein würde, hing von der aufgewandten Kraft und Energie ab.

Es ist richtig, daß damals in Versailles vielfach die Schuld an der Ver-

zögerung auf englische Einflüsse im Oberkommando der dritten Armee geschoben wurde. Daß solche Anregungen dort erfolgt sind, wird wahrscheinlich zutreffen, wie sich denn überhaupt wohl jeder Briefwechsel zwischen der Einkleifungsarmee und der Heimat, ob von Hoch oder Niedrig, mit dieser Frage befaßt hat. Daß aber dadurch irgend jemand im Oberkommando veranlaßt worden wäre, gegen seine eigne bessere Überzeugung zu handeln, ist natürlich völlig ausgeschlossen. Wohin diese Überzeugung giug, darüber liegt gerade vom General von Blumenthal eine Angabe nebst Begründung offen vor, nämlich der schon erwähnte Brief an Moltke und nunmehr auch sein Tagebuch.

Wenn nun gar sich in Bismarcks „Erinnerungen“ die Andeutung findet, daß der Einfluß der Königin Augusta auf den König hemmend eingewirkt habe, so ist das wohl nur dadurch zu erklären, daß Bismarck überhaupt dahin neigte, jeden ihm entgegnetretenden Widerstand auf die Königin zurückzuführen. Die Persönlichkeit des Königs mit ihrem hohen Verantwortlichkeitsgefühl steht schon jetzt in der Geschichte fest; so ist es leicht, die völlige Grundlosigkeit einer solchen Vermutung nachzuweisen. Zunächst hat der König, nach den „Erinnerungen,“ diese Andeutung mit einem sehr berechtigten Hornesausbruch beantwortet. Ferner hat Moltke, gewiß ein unanfechtbarer Zeuge, in einem Privatbriefe am 22. Dezember 1870 das Gerede von dem „Einfluß hoher Persönlichkeiten“ entschieden zurückgewiesen und bezeugt, daß an entscheidender Stelle „nur das militärisch Mögliche und Nützliche ins Auge gefaßt worden sei.“ Und Roon schreibt am 6. Januar 1871, es sei ein Irrtum, anzunehmen, der König sei gegen die Beschießung gewesen. Wichtiger noch ist, daß wir jetzt einen genauen Einblick in die damaligen Vorgänge haben; es geht daraus hervor, daß im Gegenteil gerade der König die Beschießung am meisten betrieb hat. So hat er sich z. B. am 3. November 1870 persönlich von der Einrichtung des Belagerungsparks bei Villacoublay überzeugt. Während es dann in Versailles zwischen den verschiedenen Ansichten zu einem erbitterten Streit kam, der der Sache selbst nur geschadet hat, hat er allein sich den ruhigen Überblick bewahrt; ihm allein ist es zu danken, daß die Beschießung überhaupt ins Werk gesetzt und gerade noch rechtzeitig begonnen wurde.

Verfolgen wir nun weiter den Gang der Ereignisse.

Anfang November trat in den Vorbereitungen der Beschießung eine Krise ein, die mit einer Krise in der ganzen Kriegslage zusammenfiel. Die Schwierigkeiten bei dem Transport der Munition von Ranteuil hatten sich durch weitere Verringerung des Pferdebestandes so vermehrt, daß der mit der Leitung des Artillerieangriffs beauftragte Oberst von Kieff eine baldige völlige Stockung der Transporte voraussah. Er richtete deshalb unter dem 7. November 1870 ein Schreiben an das Oberkommando der dritten Armee, daß noch 45 000 Zentner Munition von Ranteuil zu transportieren seien; dafür beantragte er die Bestellung von weitern tausend bespannten Wagen, die bei dreimaliger Fahrt in vierundzwanzig Tagen die Aufgabe bewältigen könnten. Dieser Antrag und ähnliche weitere wurden aber von Blumenthal dilatorisch behandelt: es wurden kleine und wenig wirksame Mittel verfügt, die aber keine durchgreifende Abhilfe brachten. Es ist von Roonscher Seite Moltke vorgeworfen

worden, daß er an dieser Verschleppung mit Schuld sei; dieser Vorwurf ist aber unbegründet, denn es steht fest, daß Moltke wiederholt im Sinne der Förderung um Bericht über den Stand der Angelegenheit ersucht hat. Man muß festhalten, daß die Durchführung der Vorbereitungen Blumenthal oblag, und wenn dieser seiner Aufgabe nicht gerecht werden konnte, so hätte er eben weitere Mittel dafür beantragen müssen. Auf ihm also wird vor der Geschichte die Schuld der Verzögerungen haften bleiben. Daneben bleibt bestehn, daß weder Roon noch Moltke etwas Thatsächliches zur Behebung der Schwierigkeiten gethan haben.

Am 19. November 1870 trug Johann der Oberst von Rieff dem Kronprinzen selbst mündlich in entschiedenster Weise die Unmöglichkeit vor, so vorwärts zu kommen, und bat um Gestellung von Pferden durch die Artillerie und die Kolonnen der Einschließungstruppen. Der Kronprinz griff nun auch ein und trug die Sachlage noch an demselben Tage dem Könige vor, der den Antrag aber ablehnen mußte, weil er in der That nach der ganzen Kriegslage nicht ausführbar erschien.

Es war nämlich das inzwischen Thatsache geworden, was der König schon bei Sedan vorausgesehen hatte. Frankreich hatte mächtige Heere im Norden und im Süden des Landes neu aufgestellt und zum Entsatz von Paris in Marsch gesetzt, die mit dessen Besatzung zusammen die deutschen Einschließungstruppen um mehr als das Dreifache an Zahl übertrafen. Metz war zwar am 27. Oktober 1870 gefallen, aber die sofort von dort nach Westen beorderten deutschen Korps waren noch nicht herangekommen. Die Schwierigkeit der Lage trat klar zu Tage, als am 9. November 1870 die französische Loirearmee den mit der Deckung der Einschließung nach Süden beauftragten General von der Tann durch das Gefecht bei Coulmiers zwang, Orleans zu räumen und sich gegen Versailles hin zurückzuziehen. Wenn damals die Franzosen so viel innere Kraft gehabt hätten, alsbald nach Paris vorzurücken, so wäre die Einschließungsarmee in die allerschwierigste Lage geraten; es hätte die Aufhebung der Belagerung notwendig werden, ja der ganze Artilleriebelagerungspark verloren gehen können. Hierin liegt der Grund, weshalb Moltke von da ab die Ansicht vertrat, die Heranziehung der Belagerungsgeschütze nach Paris sei ein großer Fehler gewesen, weil sie der Bewegungsfähigkeit der Armee schwere Fesseln angelegt habe.

Die kritischen Tage gingen glücklich vorbei: am 27. November 1870 wurde die Nordarmee bei Amiens geschlagen; und am 28. November 1870 brach sich die Kraft der Loirearmee bei Meaune la Rolande an dem zähen Festhalten des zehnten Armeekorps. Durfte der König in dieser gefährlichen Lage die Marschfähigkeit der Truppen nicht durch Abkommandierung von Pferden schwächen, so hat er doch die Förderung der Belagerung nicht aus den Augen verloren; zunächst befahl er einen Vortrag des Generals von Hindersin über den Stand der Transportfrage, den dieser am 23. November erstattete. Als dann die Lage der Einschließungsarmee dies ermöglichte, zögerte er nicht, mit voller Kraft einzugreifen.

Bemerkenswert ist, daß der Generalstab gerade in diesen Tagen von dem

Fall von Metz und der Niederlage der Nord- und der Loirearmee ein Ende des Feldzugs erwartete; der König teilte diese Ansicht nicht, sondern sah auch hier richtig voraus, daß der Friedensschluß von dem Fall der Hauptstadt abhängig sei, den er nun mit großer Energie herbeizuführen unternahm. Am demselben 28. November, dem Schlachttag von Beaune, erließ er ein mit außerordentlicher Schärfe verfaßtes eigenhändiges Schreiben an Moltke und Roon, worin er Bericht über die eingetretenen Verzögerungen und zugleich Vorschläge zu deren Abstellung verlangt, um, wie er schreibt, „die allergrößte Beschleunigung des Angriffs herbeizuführen.“ Die ihm darauf eingereichten Berichte der dritten Armee und Moltkes gehen auf den eigentlichen Grund der Verzögerung nicht ein und betonen nur die ja allerdings in der Sache liegenden Schwierigkeiten. Moltke steht dabei offenbar noch unter dem Eindruck der oben überstandnen kritischen Periode; er stellt sich noch um ein Teil kühler gegen die Beschießung als bisher und spricht sich ausdrücklich gegen den Nordangriff aus, den er für „wenig entscheidend“ hält, und der durch den zweiten Belagerungspark der Einschließungsarmee eine zweite Fessel der freien Verwendbarkeit anlegen würde. Der Verlauf der Beschießung hat diese Ansicht als unzutreffend erwiesen.

Als Mittel zur Abhilfe der Verzögerungen wurde neben der Gefstellung von Truppenpferden die Mobilmachung eines Fuhrparks von tausend Wagen in der Heimat in Vorschlag gebracht und auch vom Könige genehmigt. Freilich entstand dadurch, weil er erst mit der Eisenbahn herangeführt werden mußte, auch neue eine unliebsame Verzögerung. Es ist nicht ohne Interesse, daß Roon dieser Maßregel zunächst abgeneigt war, und es nach den „Erinnerungen“ erst der Überredung des Fürsten Bismarck bedurfte, ihn dafür zu gewinnen. Sie war ihm zu kostspielig, er sah darin wohl auch einen Schachzug gegen sich, da seinem Ressort nunmehr das aufgebürdet wurde, was die dritte Armee nach seiner Ansicht wohl hätte leisten können. Und noch eine andre Maßregel traf der König, die sich in der Folge als besonders nützlich erwies: er entzog den Armeecorpskommandos die endgültige Entscheidung über die Leitung des Artillerieangriffs und übernahm diese selbst, indem er einen Kommandeur der Artillerie — den General Prinz Hohenlohe — und der Ingenieure — den Generalleutnant von Ramede — für den Gesamtangriff ernannte, die nur ihm unterstanden, d. h. direkt an ihn berichteten und von ihm allein Befehle empfangen. Von jetzt ab ist es der König ganz persönlich, der die Belagerung betreibt und sie auch durchsetzt. Daß sie notwendig war, sollte sich bald zeigen.

Die Besatzung von Paris hatte durch die lange Ruhe Zeit gehabt, sich wesentlich zu verstärken, und ihre Widerstandskraft und Unternehmungslust waren bedeutend gestiegen. Mitte November begann sie die Rollen umzukehren und selbst mit Laufgräben und schweren Batterien angriffsweise gegen die Einschließungslinie vorzugehen; so auf dem Mont Avron und bei Le Bourget. Am 30. November folgte dann die große Anfallschlacht bei Billiers-Champigny, in der die Franzosen eine unerwartete Kraft entwickelten. Damit war schlagend bewiesen, daß für die Belagerung in der That energische Maßregeln notwendig waren, und sie wurden nun auch endlich ergriffen. Es wurde der Artillerieangriff gegen den Mont Avron beschlossen, und die für den Nordangriff ver-

fügbaren schweren Geschütze nunmehr hierhin beordert. Auch beim Südangriff wurden die Arbeiten jetzt kräftig gefördert, besonders seit die Eisenbahn bis Lagny weitergeführt war.

Am 17. Dezember fand dann beim König die entscheidende Beratung über die Beschießung statt, an der der Kronprinz und eine größere Anzahl höherer Offiziere teilnahmen. In der Beratung beantragte zunächst Roon, mit der bis dahin herangeschafften Munition alsbald das Bombardement von Paris zu eröffnen. Der General von Hinderlin wies nach, daß das artilleristisch nicht angängig sei; er nannte den Vorschlag einen Bombardementskugeln, mit dem man sich nur lächerlich mache. Der König lehnte darauf den Vorschlag entschieden und endgiltig ab. Es wurde vielmehr, und zwar auf den Vorschlag von Moltke, in Aussicht genommen, unter möglichster Beschleunigung der Vorarbeiten mit einer Beschießung der Werke und der Stadt im Süden vorzugehen, sobald ein genügender Vorrat an Munition (500 Schuß für das Geschütz) herangeschafft sei, um das Feuer ohne Unterbrechung durchführen zu können. Über den Nordangriff wurde der Beschluß zunächst ausgesetzt, da die dafür bestimmten Geschütze für den Angriff im Osten gebraucht wurden. Von einem Sturm der Infanterie auf die Werke wollte man nach wie vor absehen.

In diesem Sinne wurden nun die Arbeiten fortgeführt; aber es bedurfte immer noch der treibenden Kraft des Königs. „Ich muß nur immer treiben,“ hat er in diesen Tagen wiederholt zu seiner Umgebung gesagt. Moltke blieb skeptisch gesinnt; noch in einem Brief vom 22. Dezember erwartet er den Erfolg wesentlich vom Hunger, und Blumenthal bekennt sich noch am 24. Dezember dem Prinzen Hohenlohe gegenüber als entschiednen Gegner der Beschießung. So ist es erklärlich, daß die schnellern Fortschritte beim Ostangriff gemacht wurden, wo allerdings wegen der größern Nähe der Eisenbahn die Transportverhältnisse wesentlich günstiger lagen. Am 4. Dezember erging der königliche Befehl für die Beschießung des Mont Avron; am 15. Dezember trafen die Geschütze und die Truppen zu ihrer Bedienung mit der Eisenbahn ein, und schon am 27. Dezember erfolgte die Eröffnung des Feuers. Der Erfolg war außerordentlich glänzend: schon am 28. Dezember abends räumten die Franzosen, zum Teil in wilder Flucht, den Mont Avron und ließen Gewehre, Munition, Artamurstücke und sogar zwei schwere Festungsgeschütze auf dem freien Felde liegen. Auch die moralische Wirkung war gewaltig: in Paris war man völlig zerschmettert, während die Truppen der Einschließungslinie froh aufatmeten, daß endlich der Bann gebrochen und das Feuer der Festung von ihnen abgelenkt war. Auch in die höhern Kreise drang die Wirkung; der Kronprinz gestand offen, daß er sich geirrt habe, nur Blumenthal blieb auf seiner Ansicht bestehn. Mit demselben schnellen und durchschlagenden Erfolge wurde dann am 5. Januar im Norden das Feuer gegen die vorgeschobne französische Stellung bei Le Bourget eröffnet, und an demselben 5. Januar begann endlich auch der Südangriff das Feuer und zwar zunächst gegen die Forts Issy, Vanves und Montrouge. Auch hier war die Wirkung gut; gegen die beiden ersten Forts wurde schon am ersten Tage eine Überlegenheit erreicht, sodaß dann auch alsbald mit der Beschießung der Stadt begonnen werden

konnte. Dabei ist nachstehendes Vorkommnis von Interesse. Als der Oberst von Kieff dem General von Blumenthal meldete, es werde am folgenden Tage das Bombardement der Stadt beginnen, verbot dieser ein solches Vorgehn in entschiedner Weise. Das Verbot hatte aber keinen andern Erfolg, als daß auf Veranlassung des Prinzen Hohenlohe ein direkter Befehl des Königs an die dritte Armee die Beschießung der Stadt ausdrücklich anordnete. Obwohl nun durch neu herangezogene Geschütze die Zahl der Batterien des Südangriffs noch weiter vermehrt und ein Teil näher an die Festung vorgeschoben wurde, aus denen nun auch ein regelmäßiges Bombardement stattfinden konnte, so mußte sich doch bald die Erkenntnis durchringen, daß zwar die Niederkämpfung und Zerstörung der vorgeschobnen Forts bald erreicht werden würde, daß es aber zweifelhaft blieb, ob mit den vorhandenen Mitteln und ohne einen Infanterieangriff die dahinter liegende, sehr stark ausgerüstete Hauptumwallung siegreich bekämpft werden könne. Der Grund hiervon lag darin, daß durch die lange Verzögerung die Franzosen Zeit gehabt hatten, diesen Teil der Umwallung sehr stark auszubauen; so übertraf die Zahl der hier aufgestellten französischen Geschütze die der preussischen um mehr als das Doppelte. Auch das Bombardement konnte von Süden allein keinen durchgreifenden Erfolg haben, da bei der großen Ausdehnung der Stadt von hier aus nur ein Viertel davon betroffen werden konnte. Diese Erwägungen und die großen Erfolge im Nordosten veranlaßten den König, auf den ursprünglichen Plan eines zweiten Angriffs von Norden her zurückzukommen und den Artillerieangriff auf St. Denis anzuordnen. Der Befehl wurde sofort mit großer Energie und Kühnheit ausgeführt, sodas das Feuer schon am 21. Januar eröffnet werden konnte. Der Plan des Königs ging über das von Moltke befürwortete weit hinaus: es wurde beschlossen, die Forts bei St. Denis und diese Stadt selbst zunächst zu beschießen und dann zu erstürmen, worauf man dann zwischen Paris und St. Denis endlich die Stellen erlangt hätte, von wo aus Paris mit der sichern Aussicht auf Erfolg bombardiert werden konnte. Doch sollte es dazu nicht mehr kommen; am 26. Januar kapitulierte Paris und gab damit auch den Anstoß zum Friedensschluß.

Wir kennen aus zahlreichen französischen Quellen jetzt genau die Verhältnisse, wie sie damals in Paris herrschten, und wissen somit, daß die Kapitulation in der That erst erfolgte, als die Lebensmittel auf die Knie gingen. Zu einer vollständigen Erschöpfung, zu einem wirklichen Mangel oder gar zur Hungersnot ist es jedoch nicht gekommen, was schon daraus hervorgeht, daß in den Forts, die bei der Kapitulation übergeben wurden, nicht unbeträchtliche Mengen von Lebensmitteln, wie Schinken, frisches Brot und dergleichen zurückgelassen wurden, die mitzunehmen die Franzosen also nicht für notwendig erachtet hatten. Daß der Widerstand nicht bis zur äußersten Grenze fortgesetzt wurde, bis zur Hungersnot, die für die deutsche Verwaltung ebenso unangenehm gewesen wäre wie für die französische, wird man vor allem auf den tiefen Eindruck schieben müssen, den die nun auch von Norden drohende Gefahr in Paris hervorrief. Das Schlußurteil wird also lauten, daß die Beschießung nicht nur moralisch, sondern auch materiell von Erfolg gewesen ist.

Auch darüber steht das militärische Urteil jetzt fest, daß es trotz aller wirklich vorhandenen Schwierigkeiten möglich gewesen wäre, die Übergabe vier bis fünf Wochen früher zu erzwingen, und dadurch möglicherweise den Krieg zu beendigen, wenn von vornherein die Vorbereitungen entschlossener betrieben worden wären. Wie die Belagerung am besten zu führen gewesen wäre, darüber gehen die Ansichten noch etwas auseinander. Im Generalstab meint man, daß nur eine förmliche Belagerung zum Erfolg geführt hätte; man steht dabei wohl noch unter dem Banne der Ansichten von 1870 und verfällt in denselben Fehler wie damals, die wirkliche Leistungsfähigkeit der schweren Geschütze zu unterschätzen. In den Kreisen, wo man diese voll zu würdigen weiß, ist man zwar auch der Ansicht, daß die förmliche Belagerung der am sichersten zum Ziele führende Weg war; wenn aber die dazu erforderliche Infanterie nicht herbeizuschaffen war, so beweisen die großen Erfolge, die namentlich im Osten und Norden erzielt wurden, daß auch eine Beschießung, verbunden mit der Erstürmung von St. Denis, zur Kapitulation geführt hätte, wenn sie nur von vornherein mit der Kraft ausgeführt wurde, wie der Nordangriff in der That eingeleitet worden ist.

Dagegen herrscht darüber ein einstimmiges Urteil, daß bei einer solchen Belagerung die Verluste nicht nur nicht größer, sondern im Gegenteil kleiner gewesen wären, wie sie tatsächlich waren, da dann die großen Ausfallschlachten nicht stattgefunden hätten, zu deren Ausführung die Franzosen erst durch die lange Unthätigkeit auf deutscher Seite den Mut und die innere Kraft gefunden haben; auch die großen Verluste bei den Vorposten wären vermieden worden.

Gegenüber diesem jetzt feststehenden militärischen Urteil ist es nicht ohne Interesse, auch die letzte Äußerung eines unsrer Historiker darüber zu hören. Professor Delbrück behauptet im Oktoberheft 1901 der Preussischen Jahrbücher, daß der König, der Kronprinz und alle maßgebenden Generale, mit Ausnahme von Mook, der Ansicht gewesen seien, „daß sowohl eine förmliche Belagerung wie ein Bombardement eine ganz zwecklose Kraftverschwendung sein würde,“ und nennt das wirklich eingeschlagene Verfahren „eine traurige Halbheit von Bombardement und Belagerung, die uns viele brave Leute und unsägliche Anstrengungen gekostet hat, ohne etwas zu nützen.“ Der sonst so belehene Professor hat doch offenbar die schon 1899 veröffentlichte amtliche Korrespondenz nicht gekannt, die die Ansicht des Königs klar ergibt, sonst würde er den direkt den König treffenden Vorwurf gewiß nicht ausgesprochen haben, noch dazu ohne alle Begründung und im Gegensatz zu allen militärischen Urteilen. In dem erwähnten Aufsatz findet sich über Bismarck, der ja auch die Beschießung wollte, folgendes Urteil: „Fürst Bismarck, dessen eindringender Verstand sonst eigentlich alle Gebiete beherrschte, verstand gerade von militärischen Dingen sehr wenig.“ Ob dem Professor Delbrück denn nicht der Gedanke gekommen ist, daß dieser Satz auch auf ihn angewandt werden könne, da in der That die Kriegführung eine Kunst ist, zu deren völliger Beherrschung positive Fachkenntnisse gehören, wie sie nur durch längere Berufstätigkeit erworben werden können.

Überhauen wir zum Schluß noch einmal den Gesamteindruck der Ereignisse vor Paris, so ergibt sich, daß allerdings auch auf deutscher Seite Fehler und Irrtümer vorgekommen sind, und es liegt kein Grund vor, das nicht offen auszusprechen. Ihre Ursache wird man vor allem darin zu suchen haben, daß überhaupt die Erfordernisse des Festungskriegs damals bei allen Nationen nicht so weit vorbereitet waren, wie dieses für den Feldkrieg der Fall war. Immerhin ist auch hierin die deutsche Armee der französischen weit überlegen gewesen.

Wenn dadurch nun auch auf einige unsrer berühmtesten Führer leichte Schatten fallen — ihre Verdienste sind so groß, daß es ihnen keinen Abbruch thut —, so tritt dafür das Bild des Kaisers Wilhelm in ein immer glänzenderes Licht, je genauer wir die damaligen Verhältnisse in allen Einzelheiten kennen lernen. Wir erfahren, daß der Kaiser in der That, wie wiederholt während des Kriegs, so auch bei Paris die Verhältnisse am richtigsten beurteilt hat; er ist es, der den richtigen Entschluß gefaßt und ihn dann auch trotz aller Schwierigkeiten mit festem Willen durchgeführt hat. Wir erhalten gerade in dieser Versailler Zeit ein so genaues Bild von ihm wie bei wenig andern Gelegenheiten, sowohl durch die amtlichen Schriftstücke, wie durch die Veröffentlichung zahlreicher privater Feldzugsbriefe, die uns einen tiefen Einblick in das ganze Räderwerk der Regierungsmaschine gewähren. Wir sehen da, daß der König den großen Männern, die er in die maßgebenden Stellungen berufen hatte, große Selbständigkeit verlieh und damit die volle Freiheit im Handeln und die Arbeitsfreudigkeit, die allein auch die höchste Arbeitsleistung sichert; zugleich aber gewährte er ihnen volle Unabhängigkeit voneinander und erreichte dadurch, daß er die oberste Leitung und die letzte Entscheidung unbedingt in der Hand behielt. Denn so war er es allein, der die politischen wie die militärischen Dinge zugleich vollständig über sah und dadurch dem einzelnen Ressortchef immer überlegen blieb; und nur er allein konnte somit das Zusammenwirken Aller leiten, und das hat er denn auch thatsächlich mit so großem Erfolge gethan. Wir sehen den erbitterten Kampf der starken Kräfte, die dort thätig waren; wir sehen aber auch, daß er, so unangenehm er sich manchmal den Einzelnen empfindlich machte, doch den großen Gang der Ereignisse in keiner Weise geschädigt hat.

So kommen wir zu der Überzeugung, daß diese große Zeit, die ebenso fruchtbar war an gewaltigen kriegerischen wie staatsmännischen Erfolgen, in ihrer großartigen Einheitlichkeit doch auch wesentlich das Gepräge des Kaisers selbst trägt, und daß die Geschichte deshalb gewiß zu dem Urtheil kommen wird, daß er nicht nur äußerlich der Herrscher war über die großen Männer, die dort unter ihm thätig waren, sondern in Wirklichkeit der Größste unter den Großen.





Nationalitätskämpfe

2. Kämpfe früherer Zeiten



Das deutsche Sprachgebiet in seiner heutigen Gestaltung ist wie die Sprachgebiete aller Nationen das Ergebnis eines viele Jahrhunderte dauernden Nationalitätskampfes. Dieser Kampf ist nicht mit kriegerischen Waffen geführt worden, wenn auch die Entscheidungen der Kriege oft seinen Gang beeinflusst, ja ihm hier und da eine bestimmte Wendung gegeben haben.

Von den Nationen und Sprachen, die noch in historischer Zeit in Europa blühten, sind einige ganz und gar verschwunden. Von den einst zahlreichen und hoch entwickelten Etruskern wissen wir nur durch die geschichtliche Überlieferung und durch die Überbleibsel ihrer eigentümlichen Kultur. Wie sie, sind die stammverwandten Rhätier und die Ligurer untergegangen. Von den einst Aquitanien und Spanien bewölkern den Vasconen ist heute nur der unbedeutende baskische Rest im Winkel des Meerbusens von Biskaya übrig geblieben. Und die Völker keltischen Stammes, die noch zu Beginn unserer Zeitrechnung ganz Gallien, Belgien, die Schweiz, einen großen Teil des westlichen und das ganze südliche Deutschland nebst dem angrenzenden Böhmen und Teilen Pannoniens, sowie ganz Großbritannien und Irland, den größten Teil der Pyrenäenhalbinsel, das nördliche Italien erfüllten und sich bis nach Kleinasien ausbreiteten, sind heute beschränkt auf Teile der Bretagne, Irlands, Schottlands, auf Wales und einige Inseln.

In den durch das Verschwinden der etruskischen, ligurischen und keltischen Völker frei gewordenen weiten Gebieten fanden andre Nationen reiche Ausdehnungsgelegenheit, oder vielmehr durch ihre Ausdehnung wurden die erstgenannten Völker von ihrem angestammten Boden verdrängt, teilweise wurden sie völlig vernichtet. Die Römer nebst den ihnen stammverwandten Italikern haben schon in sehr früher Zeit der ganzen einstmalig so vielsprachigen apenninischen Halbinsel ein einheitliches nationales Gepräge aufgedrückt. Und weiter, jenseits der Alpenkette, die dem Vordringen der Römer kein Ziel zu setzen vermochte, verbreitete sich römische Sprache und Gesittung mit einer fast unerklärlichen Schnelligkeit über Gallien, Spanien, Portugal, einen großen Teil Britanniens, Belgien, den Westen und Süden Deutschlands, die Donauländer. Hier, nahe an der Donaumündung, ist der am weitesten nach Osten vorgeschobene Posten, auf dem es der Sprache der Römer gelang, dauernd festen Fuß zu fassen: die Rumänen zeigen noch heute in Namen und Sprache deutlich genug die Verwandtschaft mit den einstmaligen Beherrschern der Welt. Darüber hinaus, im Orient, vermochte das Lateinertum der übermächtigen hellenischen

Bildung nicht Herr zu werden. Auch in Nordafrika und Britannien haben römische Sprache und Gesittung nur vorübergehend geherrscht. Hier wurde das aufkeimende Römertum durch das Erscheinen neuer jugendkräftiger Völker wie vom Sturme verweht. Aber auch die Lande, in denen das römische Wesen kräftige Wurzeln geschlagen und die urheimischen Volkssprachen gänzlich verdrängt hatte, brachten diese neuen Völker in ihre Gewalt. Hier konnte das Römertum zwar nicht mehr wie in Nordafrika, Britannien und dem südwestlichen Deutschland ent wurzelt werden. Dazu waren die erobernden Volksstämme der Zahl nach zu gering und der Kultur nach zu unentwickelt. Aber wenigstens die Einheit des Römertums konnte sich auch hier nicht behaupten: der alten Römersprache wurde der Boden mehr und mehr streitig gemacht durch die wenn auch nahe verwandten Volkssprachen; durch die Gründung neuer Reiche der Eroberer wurde der so beginnenden Zerklüftung der Sprache eine politische hinzugefügt: und der wenn auch meist schwache Beisatz des Bluts, den die Vermischung der Eroberer mit den Provinzialen bewirkte, die Aufnahme von Worten aus der Sprache der Eroberer thaten ein Übriges, die Differenzierung der von vornherein trotz der zur Alleinherrschaft gelangten römischen Sprache und Kultur nichts weniger als einheitlichen Bevölkerungen der römischen Provinzen zu wirklichen nationalen Gegensätzen zu gestalten.

Diese fremden Eroberer, die auf den Trümmern des alten römischen Weltreichs neue Reiche errichteten und dadurch dem Entstehn der neuen romanischen Reiche die Wege ebneten, waren vor allem die wandernden Stämme der Germanen. Vandalen, Ost- und Westgoten, Burgunder und Langobarden gingen so dem deutschen Leben verloren, indem sie das Blut der römischen Provinzialbevölkerung auffrischten und in ihr aufgingen. Aber so gewaltig war die Kraft des Germanentums, daß trotz dieses unermesslichen Verlusts zahlreicher, großer und hochbegabter Stämme der in Mitteleuropa zusammengehaltne deutsche Kern noch jahrhundertlang alle übrigen Völker Europas in den Schatten stellen konnte. So schwer die Verluste aber auch waren, die dem Germanentum durch die Völkerverwanderung auferlegt wurden, ganz und gar verloren für uns war die deutsche Volkskraft doch nicht, die über die Grenzen des morischen Römerreichs dahingeflutet war. Im Westen und im Süden wurden doch weite Gebiete der deutschen Sprache und Gesittung gewonnen.

Während die festländischen Germanen in den ältesten Zeiten nur bis an die Weser im Westen und den Thüringer Wald im Süden reichten, hatten sie sich zur Zeit Cäsars schon dem Unterthein genähert. Den Oberrhein hatte Ariovist mit seinen suevischen Scharen schon überschritten. Aber er war hier mitten im keltischen Lande, weitab von seiner Volksgenossen Heimath, die immer noch nach Süden zu im Thüringer Walde, sowie in den nördlichen Randgebirgen des noch von den keltischen Bojern bewohnten Böhmens ihre Grenze hatten. Die Berichte des Tacitus lassen erkennen, daß in den seit Cäsar verflossenen anderthalb Jahrhunderten das Drängen der Germanen nach Westen schon begonnen hatte. Sie wurden jetzt begrenzt von Rhein, Donau und Weichsel. Weiter und weiter ging das Drängen, bis der Hunnensturm über die alte Welt dahinbrauste und den Anstoß gab zu Umwälzungen, die ganz

Europa in Mitleidenschaft zogen. Die ostgermanischen Wanderstämme, die sich schon von den Gestaden der Ostsee bis ans Schwarze Meer ausgebreitet hatten, durchzogen die Balkanhalbinsel, Italien, Gallien, Spanien; die Vandalen endeten erst in Afrika. Sie alle gingen nach einer kurzen glänzenden Geschichte unter in dem sie umgebenen nach Zahl wie nach Gefittung überlegenen Römertum. Die westgermanischen (deutschen) Stämme waren von so großen Umwälzungen unter den Völkern Europas nicht unberührt geblieben; Langobarden und Bruchstücke der Sueven und Sachsen wurden vom Strudel erfasst und teilten das Schicksal der Ostgermanen bis auf die Sachsenstamm, die mit den Langobarden nach Italien aufgebrochen sich den Rückweg in ihre norddeutsche Heimat wieder erkämpfte. Aber die große Masse der Germanen deutschen Stammes blieb doch trotz mancher Veränderungen, die auch sie über sich ergehen lassen mußte, trotz ungeheuern Machtzuwachses einzelner Stämme in geschlossener, zusammenhängender Masse in Mitteleuropa sitzen. Besonders waren es unter ihnen die Franken, die sich durch die Unterwerfung ganz Galliens und weiterhin durch die allmähliche Vereinigung aller deutschen Stämme unter ihrer Herrschaft zur größten Macht Europas erhoben. Wie das fränkische Königshaus der Merowinger, so hatten zwar auch manche fränkische Edle und Volksgenossen im unterworfenen Gallien, weiterhin unter römische Provinzialen zerstreut, eine neue Heimat gefunden. Sie gingen dadurch in ihren Nachkommen dem Stamme und der deutschen Nation verloren. Aber die große Mehrheit des fränkischen Stammes bewahrte doch einen ununterbrochenen Zusammenhang mit den übrigen deutschen Stämmen. Und indem sich so der salische Zweig der Franken in langsamem Vordringen über das südliche Holland, Belgien und das angrenzende Nordfrankreich, der ripuarische Zweig über Luxemburg und Lothringen ausbreitete, wurden weite Gebiete westlich vom Rhein der deutschen Sprache und Gefittung gewonnen.

In Oberdeutschland war zu derselben Zeit der Alemannenstamm der Träger einer ähnlichen Vorwärtsbewegung, indem er die Ebenen der Pfalz und des Elsaß und einen großen Teil der heutigen Schweiz mit dichten Siedlungen erfüllte, aus denen sich ebenfalls eine dauernde und beträchtliche Erweiterung des deutschen Sprachgebiets ergab. Die größte und nachhaltigste Expansionskraft unter allen deutschen Stämmen haben aber die Sachsen bewiesen. Schon früh hatte sich dieses seefahrende Volk an zahlreichen Punkten der französischen und der britischen Küste festgesetzt: an der Loiremündung bestanden sächsische Niederlassungen, die Sachsen von Bayeux haben sich lange erhalten, und in dem Vorsprung der belgisch-französischen Küste zwischen Boulogne, Dünkirchen und St. Omer waren dicht gedrängte Siedlungen des Sachsenstammes, die, sich an die sal-fränkischen Vlaemen anlehnend, bis ins späte Mittelalter und in die neuere Zeit herein ihre germanische Sprache zu behaupten vermochten.

Als dann um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Auswanderung der Sachsen und Angeln nach England größern Umfang annahm, wurde der Grund gelegt zu einer Kolonisationsthätigkeit, wie sie die Welt weder vorher noch nachher gesehen hat, und deren Wirkungen sich noch heute weit entfernt von

ihrem Abschlusse überall in der Welt, wo immer das Angelsächsentum seine Polypenarme regt, beobachten lassen. Das rastlose Umsichgreifen des Engländerturns in allen Weltteilen, die Ausbreitung englischer Sprache und englischen Volkstums über unermessliche Gebiete in America und Australien, dies alles hat doch seinen Ursprung in dem Zuge der sagenhaften Sachsenführer Hengist und Horsa über das Nordmeer. Und wenn so der Ursprung des Engländerturns auf unverfälscht niederdeutschem Boden, im Gebiete der Mündungen von Elbe, Weser und Rhein zu suchen ist; wenn sich die niederdeutschen Ansiedler in dem eroberten Inselreiche trotz der Mischung mit den keltischen Urbewohnern und wohl nicht sehr beträchtlichen römischen Volksteilen, trotz der sehr merklichen Einwirkungen der französierten Normannen doch in Sprache und Sitte ein im wesentlichen germanisches Gepräge bewahrt haben, so hat sich doch die dergestalt neu entstandne englische Nation von dem ursprünglichen Deutschtum so weit entfernt, daß wir uns heute kaum von einer andern Nation Europas durch eine gleich tiefe Kluft getrennt fühlen. Der Verlust, den die deutsche Nation damit erlitten hat, ist weit schwerer als der der Goten und Vandalen. Und wie sich das Angelsächsentum dann weiter in der Welt ausgebreitet hat, so konnte sein Gewinn dem Deutschtum nicht mehr zu gute kommen; in den meisten Fällen war er vielmehr verbunden mit schweren Schädigungen der deutschen Nationalität.

Während in Großbritannien das altheimische Keltentum von den Angelsachsen mehr und mehr in die westlichen Bergländer zurückgedrängt wurde, klärten sich auch im westlichen Deutschland die Nationalitätsverhältnisse ab. Aus den dichtgedrängten Niederlassungen deutscher Stämme auf ehemals römischem Boden, wie sie in der Zeit der großen Wanderungen im nördlichen Belgien bis tief nach Artois hinein, in Luxemburg und Lothringen, in der pfälzischen und elsässischen Ebene und in den niedrigeren Teilen der Schweiz entstanden waren, erwuchs trotz mannigfacher zwischen ihnen und weiter zurück sitzenden romanischen Bevölkerungsresten ein zusammenhängendes, einheitliches deutsches Sprachgebiet, das durch eine scharfe Sprachgrenze von dem romanisch gebliebenen Teile Galliens geschieden war. Diese erste deutsch-romanische Sprachgrenze hat sich schon in sehr früher Zeit gebildet. Jedenfalls hat sie schon vor dem Jahre 1000 bestanden. Sie hat auf Grund archivalischer Materialien für den größten Teil ihres Verlaufs ziemlich genau festgestellt werden können. Sie begann an der französischen Küste bei Boulogne und lief südlich an Aire und St. Omer vorbei in scharf östlicher Richtung, bog, indem sie Lüttich auf der französischen Seite ließ, scharf nach Süden um und lief dann fast genau wie noch heute, indem sie das Großherzogtum Luxemburg sowie Arlon mit Umgebung dem deutschen Gebiete zuwies, dahin, wo Belgien, Luxemburg, Frankreich und Lothringen zusammenstoßen. In Lothringen lief sie in südöstlicher Richtung, überschritt halbwegs zwischen Diedenhofen und Metz die Mosel und ging, südwestlich von Dieuze und Nizingen, die sie beide dem deutschen Gebiete ließ, auf die Vogesen zu, die sie im Donon erreichte. Hier bog sie nach Süden, ließ vom Breuschthal Schirmeck, Rothau bis St. Blaise hinauf auf der deutschen, den obern Teil des Breuschthales da-

gegen sowie das obere Weiler-, Leber- und Urbeisthal auf der französischen Seite und folgte dann der Kammlinie der Vogesen bis zum Endpunkt nördlich von Giromagny, von wo aus sie sich fast wie gegenwärtig im Bogen östlich um Belfort herumzog, das sie mit seiner Umgebung auf der französischen Seite ließ.

Wie die früheste deutsch-romanische Sprachgrenze dann weiter in der Schweiz verlief, ist noch nicht so genau erforscht. Wir wissen nur bestimmt, daß dort das deutsche Sprachgebiet noch nicht so ausgedehnt war wie heute, daß insbesondere im Gebiete des Bieler, Neuenburger und Murtenner Sees, sowie auch im obern Wallis das Romanentum noch ein weiteres Gebiet inne hatte als heute. In der Ostschweiz, in der noch heute der Kanton Graubünden der Schauplatz eines stetigen und kräftigen Vordringens des deutschen Sprachgebiets ist, war ebenfalls der deutsche Besitzstand vor tausend Jahren noch bedeutend geringer als jetzt. Wir wissen, daß noch im zehnten Jahrhundert bis an den Bodensee heran die romanische Sprache herrschte.

Alles in allem zeigte die früheste deutsch-romanische Sprachgrenze nur hier und dort große Verschiedenheiten im Vergleich zu der heute bestehenden. In Nordfrankreich wie in Lothringen waren ziemlich ausgedehnte Gebiete deutsch-rend, die heute dem französischen Sprachgebiet angehören; in einigen Teilen der Westschweiz, besonders in der Seengegend und im Wallis war es umgekehrt, und in der Ostschweiz war das Romanentum sogar noch die überwiegende Nation. In Lothringen steigerte sich zunächst die Verschiedenheit noch, indem das Deutschtum bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein langsame aber genau erkennbare Fortschritte machte: die Sprachgrenze schob sich hier allmählich näher an das mit seiner Umgebung romanisch gebliebene Metz heran, indem die nördlich an der Mosel liegenden Orte Tréméry, Ay, Flévy, Ennery u. a. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert germanisiert wurden. Auch Chicourt, Burlioncourt und Marfal mit Umgebung wurden von der deutschen Sprache erobert; in dem noch weiter vorgeschobnen Vic an der Seille, dem Lieblingsaufenthalt der damaligen Metz-Bischöfe, lassen sich um dieselbe Zeit deutliche Anzeichen fortschreitender Germanisierung erkennen. Hier aber kam der Prozeß nicht zum Abschluß; er wurde unterbrochen durch den sich in Lothringen anbahnenden nationalen Umschwung.

Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zeigen sich die ersten vereinzelt Anzeichen, die darauf hindeuten, daß der Fortschritt des Deutschtums in Lothringen seinen Höhepunkt erreicht hatte. Während hier und da die Vorwärtsbewegung noch anhält, treten an andern Punkten schon Merkmale eines beginnenden Rückgangs hervor. Die am 28. Februar 1548 durch den Metz-Bischof Johann von Lothringen verfügte Ersetzung der deutschen Gerichtssprache in Marfal durch die französische war der erste wirkliche Schlag, den das Deutschtum in Lothringen erleiden mußte. Schon 1551 folgte eine ähnliche Verfügung für Chicourt, 1552 fiel Metz in die Hände der Franzosen. Langsam begann in den vorgeschobnen Punkten des deutschen Sprachgebiets sich französisches Wesen einzunisten. Ein rascher Fortschritt des Franzosentums und dem entsprechend ein schnelles und beträchtliches Zurückweichen der

Sprachgrenze nach Nordosten trat erst mehrere Menschenalter später ein, nachdem durch die Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs und durch schwere Seuchen das Land fast menschenleer geworden war. Aus deutschen Landen konnte der zum Wiederaufbau des Landes notwendige Zufluß von Menschen nicht kommen, weil dort überall ähnliche Zustände herrschten. So blieb nur die Möglichkeit einer Wiederbevölkerung von der französischen Seite her übrig: in dichten Scharen zogen französisch redende Einwanderer, vornehmlich aus der Picardie, in das verödete, einst mit volkreichen deutschen Siedlungen erfüllte Land. Die Ausläufer dieser französischen Einwanderung erstreckten sich bis tief in die Pfalz hinein, wo sie noch heute an den ziemlich zahlreichen französischen Familiennamen kenntlich sind. Und so wurde die Sprachgrenze auf der ganzen Linie durch eine rasche Befestigung des französischen Wesens bis zu ihrem heutigen Stand zurückgeschoben, fast überall um einen Streifen von der Breite mehrerer Gemeinden, im Südosten um eine ziemlich breite Zone, deren breiteste Stelle durch die etwa 23 Kilometer voneinander entfernten Orte Marsal und Albedorf bestimmt ist.

An andern Stellen hatte die früheste deutsch-romanische Sprachgrenze schon eher begonnen, sich dem heutigen Stande zu nähern: in Artois war infolge der alten politischen Verbindung mit Frankreich das Deutschtum von jeher einer schädigenden Beeinflussung durch das übermächtige Franzosentum ausgesetzt. Während in dem allerdings überwiegend französisch redenden Herzogtum Lothringen das Deutschtum noch lange ein Bollwerk hatte, durch seine Zusammenfassung in einen besondern Verwaltungsbezirk, den bailliage d'Allemagne, wo das Deutsche als amtliche Sprache gebraucht wurde, trat dem Deutschtum des Artois schon in früher Zeit die bewußte und planmäßige Gegnerschaft des französischen Staats entgegen. So ist es wohl vor allem als Wirkung der Fremdherrschaft zu betrachten, daß in diesem deutsch-redenden nördlichsten Winkel Frankreichs die deutsche Sprache noch weit schwerere Einbußen erlitten hat als in Lothringen: während sie einstmal bis zum Kap Gris-Nez und südlich bis an Boulogne hinan herrschte, wurde sie bis über Gravelingen und St. Omer auf Dünkirchen und Hazebrouk zurückgeworfen. In Belgien und Luxemburg, wo sich zwar ebenfalls ein entschiedenes Übergewicht französischer Sprache und Kultur während des ganzen Mittelalters und bis in die allerneueste Zeit hinein bemerkbar macht, kann von einer eigentlichen Fremdherrschaft keine Rede sein. Der Rückgang des deutschen Sprachgebiets, der auch dort im Laufe der Jahrhunderte geschah, war nur sehr gering, indem die Sprachgrenze nur an vereinzelten Punkten um die Breite einer Gemeinde zurückgeschoben wurde.

Während so von Lothringen nördlich die Wandlung der deutsch-romanischen Sprachgrenze von ihrer frühesten Feststellung bis zum gegenwärtigen Stande durchweg zu unsern Ungunsten geschah, ändert sich das Bild, sowie wir den Boden des Elsaß betreten. Das obere Breuschtal allerdings, das den Übergang Lothringens zum Elsaß darstellt und in mancher Beziehung mehr Ähnlichkeit mit Lothringen als mit dem Elsaß aufweist, schließt sich in der Veränderung des Besitzstands der Sprachen durchaus an Lothringen an:

die Sprachgrenze, die einstmals noch St. Blaise, für das der deutsche Name Helmsgerieth urkundlich belegt ist, dem deutschen Sprachgebiet zuwies, ist heute über Schirmed hinaus bis nach Lüzgelhausen zurückgeschoben. Dagegen hat im Leberthal die deutsche Sprache, begünstigt durch eine starke Bergmanns-einwanderung, in der neuern Zeit starke Fortschritte gemacht, die durch die politische Herrschaft Frankreichs und die auf sie folgende elssässische Oppositionsstimmung wohl aufgehalten, aber nicht rückgängig gemacht werden konnten. Weiter nach Süden zu hat sich im Elsaß die deutsch-romanische Sprachgrenze behauptet, abgesehen von wenigen unbedeutenden Verschiebungen im Sundgau, die fast ausnahmslos der deutschen Sprache zu gute gekommen sind. In der Westschweiz hat sie, wie schon angedeutet worden ist, im Laufe der Jahrhunderte größere Veränderungen zu unsern Gunsten erfahren, die in manchen Gegenden bis in unsre Tage anhalten. Noch deutlicher giebt sich die Ostschweiz als ein Gebiet zu erkennen, wo die deutsche Sprache in Mittelalter und Neuzeit die kräftigsten Fortschritte gemacht hat und sich auch heute noch im Kanton Graubünden auf Kosten der Rätö-Romanen rüstig weiter ausbreitet.

Viel verwickelter liegen die Verhältnisse im benachbarten Tirol: Während im Süden alte germanische Siedlungen sind, die zum Teil bis in die Zeiten der Völkerwanderung zurückreichen und noch heute ins Königreich Italien hinübergreifen, wo sie vor einigen Jahrhunderten noch weit ausgebehntere zusammenhängende Komplexe gebildet zu haben scheinen, ist der Norden nebst den angrenzenden Gebieten Oberbayerns erst verhältnismäßig spät in ausgebehnterem Maße von Deutschen besiedelt worden. Hier im Norden finden sich noch überall die deutlichsten Spuren der einst herrschenden romanischen Sprache. Und während die deutsche Sprache hier in ähnlicher Weise wie in der Ostschweiz der romanischen den Boden streitig machte und die Alleinherrschaft errang — im Vintschgau läßt sich dieser Vorgang noch ziemlich deutlich an der Hand der Urkunden verfolgen —, bröckelte im Süden Scholle um Scholle von dem einstigen deutschen Sprachboden ab und ging in dem ansteigenden Meere des Italienerthums unter. Später als die Franken und Alemannen haben die Bayern ihre endgiltigen Sitze eingenommen. Sie sind es, die das Deutschtum im östlichen Alpengebiet ausgebreitet haben. Nachdem sie die eigentlich bairischen Lande, Tirol und Salzburg besetzt hatten, standen Karantänen und infolge der glücklichen Eroberungspolitik Karls des Großen auch Osterreich ihnen offen. Indem sie hierhin durch ihre Niederlassung deutsche Sprache und Sitte trugen, haben sie die erste nachhaltige Ausdehnung des Deutschtums nach Osten bewirkt und damit einen Weg beschritten, der in spätern Jahrhunderten noch öfter zum Heile des Deutschtums betreten werden sollte. Sie haben das große Werk der Wiedergewinnung des an Slawen und Awaren preisgegebenen Ostens durch die Erringung nachhaltiger Erfolge eingeleitet.

Nachdem die germanischen Wanderstämme ihre alten Sitze an Elbe, Oder und Weichsel verlassen hatten, um weiter im Süden oder Westen eine neue Heimat zu suchen, schienen die von ihnen aufgegebenen Gebiete für immer der

deutschen Besitzung verloren gehn zu sollen. In aller Stille rückten slawische Völkerschaften nach, besetzten die verlassenen Gebiete und breiteten ihre dichten Siedlungen längs der ganzen Südküste der Ostsee bis über Bagrien, das heißt das östlich von der Kieler Förde liegende Holstein aus. Weiter südlich drangen sie über die Elbe vor, besetzten das hannöversche Wendland, die Altmark, das ganze Land zwischen Elbe und Saale, Böhmen, Mähren und darüber hinaus das obere Maingebiet bis nahe an Bamberg, die ganzen Ostalpen bis zum Tiroler Pustertal und Friaul. Innerhalb dieser Abgrenzung, die die Slawen etwa bis zum Jahre 600 erreicht haben mögen, erfüllte eine dichte slawische Bevölkerung, zumeist angesiedelt in den charakteristisch kleinen, aber dafür um so zahlreichern Rundlingsdörfern, die Lande. Von hier aus wurden verheerende Raubzüge tief in die deutschen Nachbarlandschaften unternommen, bis es endlich Karl dem Großen gelang, die slawische Hochflut einzudämmen. Im Südosten wurde, wie gezeigt worden ist, das Slawentum schon jetzt stark zurückgedrängt durch das kolonisiatorische Vorgehn des Bayernstammes. Aber weiter nach Norden zu sollten wirkliche große Erfolge des Deutschtums noch lange auf sich warten lassen. Nachdem Oberfranken und die Altmark deutsch geworden und Oberfranken wenigstens durch die Errichtung deutscher Grundherrschaften über der slawisch gebliebenen niedern Bevölkerung dem deutschen Leben wieder näher gerückt waren, geschah die eigentliche Kolonisation und Verdeutschung der weiten ostelbischen Lande im wesentlichen erst im dreizehnten Jahrhundert.

Der Gang dieser umfassenden Germanisation des Nordostens läßt sich im einzelnen heute noch nicht darstellen, da es an den notwendigsten Vorarbeiten noch zu sehr fehlt. In der letzten Zeit hat man vielfach, und nicht ohne Erfolg, versucht, diesen Dingen durch eingehende Untersuchungen der Entwicklung der Agrarverhältnisse näher zu kommen. Aber so sehr sich auch das Auftreten deutscher Siedlungs- und Wirtschaftsformen von dem früheren slawischen Zustande abhebt; so sehr sich der umgestaltende Einfluß der starken deutschen Einwanderung auf das Wirtschaftsleben mit Händen greifen läßt, so deckt sich doch keineswegs die Ausbreitung deutschen Rechts und deutscher Wirtschaftsformen mit der deutschen Volkstums und deutscher Sprache. Während z. B. im hannöverschen Wendland die deutsche Flureinteilung schon seit dem ausgehenden Mittelalter besteht, hat sich dort die wendische Nationalität und Sprache bis an die Schwelle der neuesten Zeit erhalten. Man darf also, wo immer man in ostelbischen Landen Anzeichen für deutsches Recht und deutsche Flureinteilung in den Urkunden oder sonstigen Quellen wahrnimmt, mit Sicherheit auf das Wirken eines starken deutschen Einflusses schließen, keineswegs aber darauf, daß dort die ansässige Bevölkerungsmasse deutscher Nationalität gewesen sein müsse. Dies zu ermitteln giebt es Wege, die sichrer zum Ziele führen als das Studium der Agrarentwicklung: nämlich die Sammlung der örtlichen Flur- und Personennamen aus den historischen Quellen. Ich brauche das hier nur anzudeuten, da ich im Jahrgang 1900 Nr. 6 dieser Zeitschrift eingehender über diesen Punkt gesprochen habe. Bis der dort aufgestellte Arbeitsplan ausgeführt sein wird, kann man das Vordringen des Deutschtums nach Osten nur in all-

gemeinen Umrissen darstellen; die einzelnen Etappen dieses Vordringens müssen, abgesehen von Ausnahmen, erst noch von der Forschung erschlossen werden. Das Ergebnis dieses Vordringens war die Vernichtung des gesamten Wendenvolks bis auf den kleinen Rest, der bis heute in der Lausitz seine nationale Sprache und Art behauptet hat.

Noch vollständiger wurde der den Litauern verwandte Stamm der Preußen vernichtet, und von den Gebieten der Litauer, Polen und Tschechen wurden umfangreiche Teile germanisiert. Durch diese große kolonisatorische und germanisatorische Bewegung, die im zwölften Jahrhundert angebahnt und im dreizehnten durch eine starke deutsche Bauerneinwanderung begründet ward, wurden dem Deutschtum vollständig gewonnen: die östlichen Teile Holsteins und Hannovers, die nördliche Altmark, Mecklenburg, Pommern bis auf unbedeutende kassubische Bezirke im äußersten Osten, West- und Ostpreußen nur teilweise; ferner das östliche Thüringen, die Mark Brandenburg und Sachsen bis auf die wendisch gebliebenen Teile der Lausitz, der größte Teil Schlesiens nebst den böhmischen Randgebirgen und ein großer Teil der Provinz Posen. Im allgemeinen ist diese germanisatorische Bewegung, die sich auf eine starke deutsche Einwanderung stützen konnte, rasch vor sich gegangen. Neben dem bis heute wendisch gebliebenen Teile der Lausitz hat sich das Wendentum inmitten der deutschen Hochflut noch einige Jahrhunderte erhalten im hannoverschen Wendland, im Altenburgischen und in der mecklenburgischen Zabelheide. Heute ist auch auf diesen ehemaligen Sprachinseln die wendische Sprache längst verstummt. Andre Inseln, auf denen sich das Wendentum noch längere Zeit nach der deutschen Einwanderung hielt, dürften sich aus einer Durchforschung der archivalischen Materialien mit Sicherheit ergeben. Ferner würde sich durch sie zeigen, daß das Verschwinden der wendischen Nationalität doch nicht so plötzlich war, wie man vielfach auf Grund der bis jetzt gedruckten Urkunden und getäuscht durch die untergeordnete Stellung der wendischen Sprache, die sich im öffentlichen Leben keine Geltung zu verschaffen vermochte, angenommen hat.

Die oben gegebne Aufzählung germanisierter Landschaften nennt nur die, in denen die Deutschen in zusammenhängender, dichter Masse sitzen. Darüber hinaus hat sich aber deutsche Siedlung noch weithin nach Osten erstreckt. Die deutsche Kolonisationsthätigkeit am Südstrande der Ostsee schließt nicht mit Ostpreußen ab; auch in den heute russischen Ostseeprovinzen sah man in derselben Zeit in den Städten und auf den Edelhöfen deutsches Leben erblühen. Aber hier fehlte der deutsche Bauernstand, der in den westlicheren germanisierten Landen vor allem die Entscheidung zu Gunsten unsrer Nationalität herbeigeführt hatte. Und wenn sich das baltische Deutschtum auch mit bewunderungswürdiger Zähigkeit bis auf den heutigen Tag seine nationale Art bewahrt hat, so ist es doch nicht über das insulare Dasein hinausgekommen, das es von Anfang an mitten in der esthnischen und lettischen Bevölkerungsmasse geführt hat.

Die solide Grundlage des Bauernstands war dagegen in den Ausläufern der mittel- und oberdeutschen Kolonisation im Zipser Land und in Siebenbürgen wie auch in dem Ländchen Gottschee und im viel später besiedelten Banat, Wolhynien und Südrußland hervorragend vertreten. Und wer weiß, ob nicht

die näher liegenden dieser deutschen Sprachinseln schon lange mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete zusammengewachsen wären, wenn nicht auch hier die furchtbare Schwächung des deutschen Volkstums durch den Dreißigjährigen und spätere Kriege dem Vordringen unsrer Nationalität für lange Zeit ein Ziel gesetzt hätte. Als sich später, nachdem sich das deutsche Volk von diesen und andern Schlägen erholt hatte, wieder expansive Kräfte bei uns zu regen begannen, hatten sich inzwischen weite überseeische Gebiete aufgethan, die mit unwiderstehlicher Gewalt den Überschuß unsrer Volkskraft an sich zogen. So gingen die Kräfte, die eine erfolgreiche Wiederaufnahme der großen östlichen Kolonisation herbeizuführen vermocht hätten, unwiederbringlich für uns verloren, und nur in ganz langsamem Fortschreiten rückte bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein die deutsche Sprache nach Osten vor.



Wilhelm Herz



ert Hartmann von Aue, der ritterliche Erzähler des „Zwein,“ des „Gregorius vom Stein“ und des „Armen Heinrich“ steht, als ältester Vertreter einer Dichtung mit besonderm schwäbischem Gepräge, an der Pforte der Zeiten, in denen die Geschichte der deutschen Litteratur unterscheidbare Gesichter und Gestalten zu zeigen beginnt. Ein Stück „Heimatkunst“ erscheint, lange ehe der Begriff vorhanden war, in ihm verkörpert. Der schwäbische Ritter, der als Kreuzfahrer Morgenland wie Abendland gesehen, dem die Minne Liebes und Leides gethan hat, der die Gegensätze von Gott und Welt, Herz und Leib so redlich in sich auszugleichen sucht, der im „Armen Heinrich“ die Erkenntnis verkörpert, daß selbstlose Liebe und Treue hoch über allem Irdischen, auch über der Ehre des Rittertums stehn, ist mit seiner ruhigen Sicherheit, seinem unbefangnen Lebensmut, der Mischung von Tiefsinn und heiterm Behagen, mit seinem unererschütterlichen Gefühl, daß die Welt des Maßes nicht entraten könne, und der hellen Freude an klarer, anschaulicher, farbenreicher Darstellung schon der echte Schwabendichter. Bis auf das Zueinanderpiel überlieferter und selbsterlebter Poesie, überlieferter, die er sich durch sein glückliches Naturell zu eigen macht, erlebter, der er einen Zug ins Allgemeine zu geben trachtet, bis auf das Gefühl für den geheimen Reiz und Glanz, die oft im unscheinbar Wirklichen wohnen, zeigt sich Herr Hartmann den Heimatgenossen verwandt und ähnlich, die volle sechshundert Jahre nach ihm als schwäbische Dichterschule zusammengeschlossen und gebucht wurden. Wunderfam genug berührt es uns, wenn

Wir hatten gehofft, dem Dichter mit diesem Aufsatz eine Freude machen zu können, da tönt, noch ehe das Heft die Presse verlassen hat, die Trauerkunde zu uns, daß er für immer die Augen geschlossen hat!

wir, des Unterschieds der Zeiten und Bildungen unbeschadet, bei dem jüngsten Dichter schwäbischen Bluts, bei dem „Münchner“ Wilhelm Herz, auf Elemente und Eigenschaften treffen, die der schwäbische Epiker und Lyriker in den Tagen der Hohenstaufen aufgewiesen hat. Ein halbes Jahrtausend scheint gewisse Grundanlagen und Grundneigungen des schwäbischen Stammes so wenig verändert zu haben wie den Himmel und die Höhenzüge des schwäbischen Landes. In dem Bewußtsein oder dem unbewußten Gefühl dieses dauernden heimatlichen Elements lassen schwäbische Dichter ihre Phantasie mit Vorliebe bei Bildern weit zurückliegender Zeit verweilen und vertrauen uralten Überlieferungen, mit voller Sicherheit eignes Leben in ihnen zu erkennen und das eigne Blut in ihnen rauschen zu hören. Dasselbe Etwas, das im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Ludwig Uhland dazu brachte, mit frischerer Unmittelbarkeit und größerem Glück als alle romantischen Zeitgenossen aus der Fülle mittelalterlichen Lebens zu schöpfen, bewährte am Ende des Jahrhunderts seine volle Wirkung bei und in einem Dichter wie Wilhelm Herz. Klaräugig, weltfroh, schwungreich und maßvoll, mit glücklichem Gleichgewicht der Sinne und der Seele erinnert dieser Dichter der Gegenwart in mehr als einem Zug an den ritterlichen Landsmann Hartmann von Aue. Die Lebensfälle und Unmittelbarkeit in den Dichtungen von Wilhelm Herz gehört zu den wirksamsten Fragezeichen hinter den Lobpreisungen für die alleinseligmachende Modernität. Alle seine Dichtungen sind ein erneutes Zeugnis dafür, daß sich künstlerische Vollendung nach wie vor am liebsten mit klarer Schlichtheit und voller Gesundheit paart. Wohl handelt sich hier um Eigenschaften, auf die schwäbische Dichter keineswegs allein Anspruch haben, doch immerhin stimmt es zum Nachdenken, daß, verschwindende Ausnahmen abgerechnet, die Talente schwäbischen Ursprungs, auch die zweiten und dritten Ranges, die anderwärts so leicht jeder neuen Lockung der Mode und der Manier unterliegen, die gesunde Einfachheit wie ein Vätererbe wahren, und wenn es ihnen ver sagt ist, der Natur und dem Menschenleben neue Offenbarungen abzugewinnen, wenigstens die Wahrheit der poetischen Überlieferung nicht fälschen. In dieser Überlieferung ist ein sicheres Gefühl eingeschlossen, das in schwäbischer Luft niemals zu verkümmern scheint: ein Gefühl dafür, daß alles, was in die Phantasie des Dichters eintritt, erst zu Fleisch und Blut werden muß, wenn es als lebendige Poesie wirken soll. In siegreicher Weise tritt uns dieses Gefühl beim Vergleich der kleinen epischen Dichtungen von Wilhelm Herz mit einer langen Reihe von Epen und Romanzen, die, gleich den feinen, dichterischen Früchte des großen Baums der germanistischen Studien sind, entgegen. Bei wie wenigen gilt das Goethische Wort: „Alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduktion der Welt durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form wieder hinstellt,“ und wie gern könnte man eben dieses Wort über jede Würdigung der Schöpfungen von Wilhelm Herz schreiben. Wenn wir uns dabei erinnern, wie lange schon der glückliche Dichtergeist, der immer in der Mitte der Dinge weilt und sich genug thut, in der engern Heimat unsers Dichters waltet und dabei bis zu Hartmann von Aue zurückschaut, so thut das der individuellen Bedeutung und Wirkung

des Dichters der Gegenwart keinen Eintrag, und es ehrt ihn, daß er im angedeuteten Sinne ein echter Sohn Schwabens ist. Eine runde, geschlossene, völlig selbständige Erscheinung bleibt er darum doch, und je seltner Erscheinungen seiner Art in der Litteratur der Gegenwart sind, um so weniger darf der mäßige Umfang und die mäßige Zahl seiner Dichtungen*) die Würdigung des in ihnen vorhandenen Reichtums hindern oder beeinträchtigen.

Was uns zuerst aus den Dichtungen von Wilhelm Herz entgegenpringt, ist die Fülle weltfroher, durch und durch gesunder Sinnlichkeit, die Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, für die die Welt, so alt sie auch geworden ist, immer jung bleibt. Das Leben, sein letztes Ziel und sein Zweck, ist diesem Dichter nicht minder ein Rätsel als seinen dunkel grübelnden und wehmütig sinnenden Genossen, er fühlt die Schmerzen und die seelischen Erschütterungen, die den Menschen nicht erspart bleiben, so unmittelbar und tief wie die Sänger, „deren Verchen schwarz Gefieder tragen“ (wie Anastasius Grün von Venau sagt), aber die Stärke seines Lebensgefühls und der frische Wellenschlag, der ihm durchs Herz gegangen ist, verhindern ihn, die elegische oder pessimistische Stimmung Herr über sich werden zu lassen. Wer nur die lyrischen Gedichte von Herz kennen lernte, würde zwar auch den Eindruck davontragen, daß sich hier eine lichte, unverwüsthche Jugendkraft und Genußfreudigkeit immer wieder siegreich über mancherlei Anfechtungen des Schmerzes und manche tiefe Schatten der Erinnerung erheben. Er würde sogar meinen können, daß der Dyrifer, der Gedichte, wie „Märchentraum“ und „Sternbotschaft“, „Am Grabe meiner Mutter,“ „Wandrer's Herbstlied,“ „Den Manen meines Bruders,“ „Am Grabe,“ „Bergesamkeit,“ „Immer stiller fließt das Leben,“ „Vision“ und „Lautlose Nacht“ geschaffen hat, zu den Dichtern gehöre, die im Lied öfter ihr Leid bezwingen, als Glück und Jubel ihres Lebens ausatmen. Doch Wilhelm Herz erinnert selbst daran, daß er sein reiches Glück gelebt habe, und für die Charakteristik des Dichters ist die ungebrochne Lebensfreude, die Lust am Reichtum der Wirklichkeit, die seine kleinen erzählenden Dichtungen erfüllt und trägt, entscheidend. Die vier kleinen Epen „Lanzelot und Genevra,“ „Hugdietrich's Brautfahrt,“ „Heinrich von Schwaben,“ eine Kaisersage, und „Bruder Rausch,“ die mit' den „Walladen und Romanzen“ zusammen den weitaus größten Teil der „Gesammelten Dichtungen“ ausmachen, spiegeln in aller scheinbaren Objektivität die individuelle Art von Wilhelm Herz auf das klarste und deutlichste. In ihnen ist die Probe gegeben, wie tief Anschauung und Gefühl des Dichters von der „blühenden Erdenherrlichkeit“ getränkt sind, der er in einem seiner Jugendgedichte entgegenjauchzt, wie wahr er in einem andern jeden neuen Lenz als den „Bruder seiner Seele“ begrüßt hat:

Ukräftig weht mir durch die Brust
Dein blütenfrohes Wallen —
Ein derber Drang nach Erdenluft
Und eigenes Gestalten,

*) Gesammelte Dichtungen von Wilhelm Herz. Stuttgart, 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. (Nur ein Band. Preis 6 Mark, elegant gebunden 7 Mark.)

sie bezeugen den unverfälschten Blick des Erzählers und bethätigen die frische Phantasie, die sich einzelner Kerne aus der Welt der mittelalterlichen Sage und Dichtung befruchtend, belebend und gestaltend bemächtigt. Die Gefahr, der die wenigsten germanistischen Dichter entronnen sind, Übersetzer und im besten Falle Nachbildner zu bleiben, scheint an Wilhelm Herz niemals herangetreten zu sein. Auch wo er als Übersetzer und Bearbeiter aufgetreten ist, in seiner Übertragung des „Rolandlieds,“ in dem prächtigen „Spielmannsbuch,“ das französische Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert mit all ihrer lecken Weltlichkeit, ihrem Übermut und ihrem Humor wie mit all ihrer Lust an farbiger Schilderung wiedergibt, in seinen hochdeutschen Bearbeitungen von Meister Gottfrieds „Tristan und Isolde“ und Meister Wolframs „Parzival,“ namentlich aber in der ersten, macht sich seine selbständige ureigene Dichtergabe so stark geltend, daß sich die Altersfalten in dem poetischen Gesicht der alten Gebilde völlig glätten, die eingeschlagnen Farben in neuer Frische wieder hervortreten, die Sprache den unmittelbaren Fluß des ursprünglichen lebendigen Vortrags zurückgewinnt, und alles Buchmäßige, das andern Bearbeitungen anhaftet, bei ihm verschwindet. Wo unser Dichter aber nur den Stoff einer alten Überlieferung entnimmt, den Grundlinien eines Abenteuers zwar folgt, aber sich die Belebung in Erzählung, Charakteristik, Schilderung und Sprache vorbehält, da entstehen Dichtungen wie die obengenannten, die nicht nacherzählt, sondern nacherlebt sind, so stark haucht Wilhelm Herz ihren Begebenheiten und Gestalten den eignen warmen Atem ein. „Lieder vergangner Tage“ nennt wohl der Dichter diese kleinen Epen selbst, und für die Art Bildung, die jede Photographie ohne weiteres dem Gemälde vorzieht, mag der mittelalterliche Sagenstoff unbesehen als Beleg gelten, daß hier ein Stück „akademischer Kunst“ vorliege. Wessen Auge jedoch für die unnachahmliche Bewegung lebendiger Wirklichkeit, wessen Ohr für die elementaren Laute ursprünglicher Natur geschärft ist, der fühlt im Vortrag dieser angeblich verschollnen Abenteuer das Geheimnisvolle erwachen, das nur von unmittelbarer aus dem Innersten dichterischer Schöpferkraft strömender Poesie geweckt werden kann. Der ungeheure und doch für eine gewisse Gattung von Lesern und Urteilern gar nicht erkennbare Unterschied zwischen Dichtern, die nach „Vorbildern“ arbeiten, und solchen, die das Blut, das in den Adern alter Vorgänger pulst, in den eignen Adern pochen fühlen, das Leben, das andre vor ihnen gestaltet haben, in neuer Jugend und neuem Lichte erleben und schauen, wird bei Dichtungen wie den vier kleinen Epen von Wilhelm Herz offenbar. Natürlich waltet auch hier ein Mehr oder Minder ob, und während zum Beispiel in „Lanzelot und Sinebra“ und in „Heinrich von Schwaben“ ein Mißspiel der Überlieferung leicht erkennbar ist, die mittelalterliche Sage gleichsam einen grauen Hintergrund bildet, von dem sich die frischen Farben und der warme Hauch der subjektiven Beteiligung des modernen Dichters hell, doch niemals grell abheben, erscheint die ganze Erfindung wie die Einzelbelebung und der Vortrag des „Bruder Raufsch“ so vollständig in die Weltanschauung und das Gefühl getaucht, die Wilhelm Herz eigen sind, daß eben nur noch ein paar goldne Fäden das Gedicht der Gegenwart mit

der Überlieferung verbinden. Wollte man den Verlauf der Erzählungen kurz berichten, so würde gerade der bezeichnete Abstand zwischen den einzelnen Gedichten überzeugend zu Tage treten, nur möchte dabei den ältern der kleinen Epen insofern Unrecht geschehn, als sich die Unmittelbarkeit, die auch bei ihnen im Kolorit wie im Ton vorhanden bleibt, in dem kurzen Bericht nicht wiedergeben ließe. Kein Zweifel, daß sich „Bruder Rausch“ und in gewissem Sinne auch „Hugdietrichs Brautfahrt“ durch einen noch feinern Schimmer der Farben, noch gewinnendern Fluß und Reiz des Verses auszeichnen, als „Lanzelot und Ginevra“ und „Heinrich von Schwaben,“ aber man soll nicht meinen, daß dieser Schimmer und dieser Fluß und Reiz den letztgenannten Gedichten überhaupt fehlten.

Wie alle Dichter seiner Art und Richtung strebt Wilhelm Herz mitten im epischen Behagen und in der Freude an der Fülle der Welt doch nach Kürze und knapper Begrenzung. Das Bewußtsein, daß der echte Dichter in das anschauliche Bild und den schlagenden Ausdruck jederzeit eine Folge von Besteindrücken legen kann, ist bei ihm stark ausgeprägt, er hat, hier wiederum an seinen erlauchten Landsmann Uhland mahnend, immer nur geringes Wortaufwands bedurft, um das Zuständliche klar vor Augen zu stellen und die ganze Poesie der Stimmung, die in einer Situation liegen kann, voll auszuatmen. Die Beigabe schalkhaften süddeutschen Humors, die dem lyrisch-epischen Dichter verlihen ist, ihn übrigens nie zu den Seitensprüngen Schöffelschen Humors verleitet, hilft die erfreuliche Gebrängtheit der kleinen Epen wesentlich steigern. Der Lyriker in Herz übt dieselbe knappe Selbstbegrenzung wie der Humorist, er durchhaucht Leidenschaftsdarstellung, Gefühlsausdruck und Naturbild mit zartem Schmelz, aber er begehrt innerhalb der erzählenden Dichtung kein selbständiges Recht, und höchstens im ersten Anschlagen der Töne, in der Schlußwendung eines epischen Gesangs streift er einmal die Fesseln ab, die ihm das Kunstgesetz der Epik auferlegt. Wilhelm Herz bestätigt vollauf und überall, daß der erzählende Dichter in Versen den höchsten Reiz der Mannigfaltigkeit, die vollste Beweglichkeit und den Wechsel der Wirkungen erreichen kann, auch wenn er das Stilgesetz der poetischen Erzählung streng einhält und das einheitliche epische Maß als unerläßlich betrachtet. Als einfachstes und natürlichstes Maß, innerhalb dessen der Dichter sich mit großer Freiheit bewegen kann, gilt Herz das Reimpaar, dem er, ohne Anlehnung an ältere Muster, mit feinem Künstlerinn alle Verschiedenheiten der Sprache und der Bilder, die innerhalb einer durchgeführten Form möglich sind, aufsprägt. Auch hier kommt es dem Dichter zu gute, daß sein Sinn für die innerste Musik des poetischen Vortrags geschärft ist, daß er bei seinem Drang zum Elementaren, zum Ursprünglichen und darum nie Vergänglichem die Elemente der Sprache bevorzugt, die dem Naturlaut noch am nächsten stehn. Vergleicht man seine epischen Dichtungen miteinander, so zeigt sich, daß der Dichter in dem Maße, wie seine Neugestaltung mittelalterlicher Stoffe sich immer mehr zu lebendig selbständiger Poesie ausgewachsen hat, seinem Ideal des Ausdrucks in der Sprache immer näher und im „Bruder Rausch“ am nächsten gekommen ist. Er erscheint inmitten des trozigen und verzweifelten Ringens nach neuen

Wirkungen, in seiner schlichten Sicherheit und unbeirrten Kraft wie einer, der zum Elftanz auf verborgner Waldwiese geladen war:

Kommt ein verirrtes Sonntagskind,
Ein Spielmann, der auf Lieder sinnt,
Der wird in Guld und Gnaden
Zu ihrem Fest geladen.
Sie schenken ihm das Laub vom Hag:
Das wird zu Gold am goldnen Tag.

21. St.



Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

4. Preßsch



er auf der etwas einförmigen und staubigen Straße, die von Torgau in fast schnurgerader Richtung nach Dommitsch führt, an einem warmen Herbsttage dahinwandert, der hat Zeit, über die frühere Gestaltung der Gegend nachzudenken. Zu Beginn unsrer Zeitrechnung war das Landschaftsbild — auch abgesehen von den fehlenden Ortschaften — wesentlich anders als heute. Ein ungeheurer Urwald erstreckte sich von der in zahllosen Schlingen und Rinnen leise dahinziehenden Schwarzen Elster zur Elbe und von da zur Mulde. Jeder der drei Flüsse hatte ein ganzes Heer von Trabanten zur Seite, sodas der eigentliche Hauptarm zwischen dem Gewirt von Inseln und Werbern kaum zu erkennen war. Zur Frühjahrszeit bedeckte wohl das ganze Gebiet ein riesiger See, aus dem nur wenige höher liegende Waldstreifen eilandartig hervorragten. Von menschlichen Ansiedlungen konnte man in dieser Wald- und Wassereinöde nichts wahrnehmen, als hier und da einen Pfahlbau von Jägern und Fischern; dafür herrschte in diesem Gebiete der gewaltige schwarze, wildblickende Auerochse, neben ihm der Elch und das Wildschwein; vom knorrigen Eichbaume schaute wohl auch das große grünliche Geäug des Luchses blutigierig herab auf das darunter äsende Reh, und an den zahlreichen Wasserläufen, besonders da, wo riesige Baunleichen, die Wurzel nach oben, gurgelnde Strudel hervorriefen, baute der Biber in ungestörter Stille seinen Wohnsitz — das Ganze glich einem Eldorado für Jäger und Trapper, wie es im vorigen Jahrhundert am Mississippi und Missouri zu finden war.

Aber auch noch vor tausend Jahren und später war die Elbe keineswegs der verhältnismäßig schmale und befriedete Strom, der heute diese wohlangebauten Gefilde durchzieht. Ein Blick auf die Generalstabkarte genügt, zu erkennen, daß die Elbe in früherer Zeit ein mehrere Kilometer breites Bett hatte. Es reichte vom Rande der Dommitscher Heide hinüber bis zum Rande der Lohauer, jetzt Annaburger Heide, von einer durch die Orte Süptitz

und Zinna, Reiden, Elsnig, Dommitzsch gebildeten Linie bis hinüber zu der von Zwethau, Dauphschen, Prettin; das ist eine Breite von vier bis sieben Kilometern. Das jetzige Bett der Elbe ist das Ergebnis eines mindestens ein Jahrtausend lang geführten Kampfes mit dem gewaltigen Strom. Unzählige Wasserläufe, Lachen, Tümpel, die auf der Karte als „alte Elbe“ bezeichnet werden, vor allem aber der seeartige Große Teich bei Torgau mit seinem majestätischen Wasserspiegel bedeuten die Punkte, an denen das feuchte Element trotz aller Arbeit und Kunst des Menschen Sieger geblieben ist. Und noch manchmal bei andauernden sommerlichen Regenfällen oder zur Zeit der Schneeschmelze und des brechenden Eises erneuert der alte Fluhgott den Kampf und bemächtigt sich auf Tage und Wochen wieder einmal seines alten Gebiets. Auch der Biber, der dann und wann noch im Strome abwärts von Torgau auftaucht, ist wie ein unverbrüchlicher Zeuge der alten Wasserherrlichkeit, und die preussische Regierung thut wohl daran, den seltenen Einsiedler als ein Vermächtnis der Urzeit durch strenge Jagdverbote zu schützen.

Es ist kein Zweifel, daß das Hauptwerk der Elbregulierung in diesen Gegenden erst von den deutschen Einwanderern, zum Teil erst in der neuern und der neuesten Zeit gethan worden ist; aber begonnen haben damit doch schon die Slaven. Denn als sie sich etwa um 500 n. Chr. längs der genannten Flüsse ansiedelten, wählten sie, von Natur zu Fischefang, Handel und Viehzucht, aber nur zu den leichtesten Formen des Ackerbaus geneigt, sich solche Wohnplätze, die keine schwerere Rodungsarbeit forderten. Sie gründeten also ihre Dörfer an den Ufern der Flüsse; da aber die wenigen von Natur hochliegenden Wohnplätze bald besetzt waren, so bauten sie sich auch auf solchem Gelände an, das nicht unbedingt vor Überschwemmung sicher war, und dieses sicherten sie durch Pfahlwerk, Dämme und Deiche. So kommt es, daß zu beiden Seiten der Elbe, der Schwarzen Elster und der untern Mulde slawische Ortsnamen einen dichten Gürtel bilden, während das Innere der Wälder der Besiedlung durch die erst im zwölften Jahrhundert in größerer Zahl einwandernden deutschen Bauern vorbehalten blieb.

Zu den auf günstiger Höhe über den Fluten der Elbe liegenden Ortschaften gehört Dommitzsch, ungefähr in der Mitte zwischen Torgau und Preßsch. Das Städtchen bietet aber außer seiner aussichtsreichen Lage und dem stattlichen Ziegelmassiv des Kirchturms kaum etwas Bemerkenswertes. Dagegen erschien mir Preßsch als die Krone dieser an der Elbe liegenden ehemals kurfürstlichen Kleinstädte, und ich denke an meinen Aufenthalt dort mit dem lebhaftesten Bedauern zurück, daß er nicht weiter ausgedehnt werden konnte.

An einer Drehung der Straße, wo sie einen kiefigen Rücken überschreitet, erscheint Preßsch dem Wanderer zum erstenmale hoch über der fast eine Stunde breiten, von Wasserläufen durchzognen grünen Elbaue. Wie freundlich grüßen uns die roten Ziegeldächer der weißen Häuser unter dem behaglichen Kirchturme, und wie kraftstrotzend, einem wachhaltenden Giganten gleich, thront das Schloß auf dem Stadt und Aue beherrschenden Hügel. Auch das Innere des Städtchens hält uns durchaus, was das schmucke Äußere verspricht. Die

saubern Straßen sind von niedrigen, aber gutgehaltenen Bürgerhäusern eingefasst, alles macht den Eindruck des Gedeihens und der Wohlhabenheit. Es war die schönste Zeit der Woche, Sonnabend nachmittags, als wir dem blühsaubern Gasthof zuschritten. Die Sonntagsruhe warf ihren wohlthuenden Zauber voraus, die Leute standen schwäzchend vor den Häusern, nur hier und da war noch eine Magd beschäftigt, dem Pflaster mit dem großen Rutendesen das Feiertagskleid zu geben — sonst war alles friedlich und still unter dem goldnen Abendhimmel; unsagbares Behagen lag auf den Gesichtern der Männer und der Weiber, die, den Rechen über der Schulter, von den Kartoffelfeldern heimkehrten; mit sattem Plumpsen rollten da und dort die erdbuftenden Früchte der *magnam bonum* von den Wagen in die Keller. Solche Stunde und Stimmung erinnert mich immer an die selige Kinderzeit, an das qualmende Kartoffelfeuer auf dem Felde, das wir, der lateinischen Grammatik glücklich einmal entronnen, im Herbst am Sonnabendnachmittag anzuzünden pflegten, und an das Stündchen bei Sonnenuntergang unter der Hausthür, wo wir den ahnungsvollen Vorgeschmack des Sonntags genossen, der uns noch viel schöner dünkte, als der Sonntag selbst. Die in Priesch wieder einmal geschaute Behaglichkeit wirkt ansteckend, wie ja auch die Gesundheit in manchen Fällen ansteckend wirken soll, und man wird sich dabei bewußt, wie schön es doch ist, solche anspruchlose mitteldeutsche Landstädte zu durchwandern, wo uns durch tausend Kleinigkeiten, die einen wie alte Bekannte grüßen, das warme Heimatsgefühl in der Brust erweckt wird, das uns nicht der azurne Himmel Italiens, nicht die üppigste Tropenlandschaft geben kann.

Unser erster Ausgang in Priesch galt dem Schlosse, das mit seinen beiden mächtigen Flügeln einen rechten Winkel bildet, in dessen Scheitel sich der trutzige, viereckige Turm erhebt. Wir suchten es auf wegen seiner geschichtlichen Erinnerungen; doch zunächst behauptete die Gegenwart ihr Recht. Wir fanden nämlich im Schloßhof ein überaus anmutiges Bild. Etwa zweihundert wohlgekleidete, wohlgezopfste, meist hausbäckige Mägdelein von sechs bis vierzehn Jahren hatten sich dort zu je zweien angestellt, immer je zehn von einer fünfzehn- bis sechzehnjährigen Aufseherin geleitet, um zum Abendessen in den vor dem Schlosse im Garten liegenden Speisesaal niederzusteigen. Jede der jugendlichen Aufseherinnen trug zum Abzeichen ihrer Würde eine große funkelnde Metallbroche mit dem Namenszug Friedrich Wilhelms III., der das Schloß 1827 dem königlichen großen Militärwaisenhanse geschenkt und zu einer Erziehungsanstalt für zweihundert verwaipte Soldatenmädchen eingerichtet hat. Wir hatten am andern Tage, während die größeren Kinder zum Vormittagsgottesdienst in der Kirche weilten, Gelegenheit, auch die von den Soldatenmädchen bewohnten Innenräume zu sehen. Wir waren überrascht von dieser Fülle von Luft und Licht, die die hohen, weiß getünchten Säle und Zimmer durchflutete. Namentlich die geräumigen Schlafsäle, die aus ihren zahlreichen hohen Fenstern einen entzückenden Ausblick auf die Elblandschaft boten, machten so sehr den Eindruck des Gesunden und Erquickenden, daß wir unwillkürlich darüber nachdenken mußten, ob diese Kinder, wenn ihre Eltern am Leben wären, auch nur halbsoviel Atemraum für ihre jungen Lungen zur Verfügung

haben würden. Sogar für eine den Augen wohlthuende Nachtbeleuchtung durch große mattgrüne Glasampeln war gesorgt. Selbstverständlich waren auch Wasch- und Waderäume, die die neusten technischen Fortschritte auf diesem Gebiete aufwiesen, vorhanden. Rechts vor dem Schlosse war soeben ein schönes Renaissancegebäude fertig geworden, das eine Fortbildungsschule für die konfirmierten Mädchen aufnehmen soll. Das Lieblichste, was wir sahen, waren aber doch die sechs- und siebenjährigen Mädchen bei ihrem Spiel. An langen Tafeln saßen sie einträchtig bei einander, die einen mit Puppenküche, die andern mit Puppenwäsche, wieder andre mit den Puppenstuben beschäftigt: es sah aus, als ob in jedem der Zimmer eine große Gesellschaft glücklicher Kinder eingeladen wäre. Das war trotz der Anwesenheit der Aufseherinnen ein Scherzen, Kichern und Reden, daß man auf den ersten Blick sah: in diesen Räumen trieb nicht irgend eine Duckmäuserei ihr Wesen, sondern hier herrschte die echte Heiterkeit, die sich mit wahrer Frömmigkeit und Zucht so wohl verträgt. Das Ganze erschien uns als die ins Weibliche übersezte *casa giocosa* des alten Vittorino da Feltre.

Von den Innenräumen wandten wir uns zur Besichtigung der Außenseite des nach der Elbe zu mit Wall und Graben umgebenen Schlosses und seiner wohlgepflegten Gärten und Parkanlagen. Wir standen lange still vor dem schönen Renaissanceportal, das von der Westseite zum Garten hinunterführt. Denn hier hat der Erbauer, dessen ruhmreiches Geschlecht längst ausgestorben ist, der Nachwelt sein reichgeschmücktes Wappen hinterlassen. Hier im stillen Garten triumphiert die Vergangenheit über die Gegenwart, hier kommen die alten Erinnerungen zu ihrem Rechte. Was könnten diese Mauern, dieser Hügel, auf dem sie stehn, erzählen! Bretsch (Bretokina genannt in einer Urkunde Ottos II. vom Jahre 981, später Bretasch) ist wegen seiner vorzüglichen Lage sicherlich eine der ältesten slawischen Siedlungen in dieser Gegend gewesen. Im zwölften Jahrhundert soll Bernhard von Askaniern hier eine Burgwarde gegen die Sorben gegründet haben. Im Jahre 1325 verließ der Askanier Kurfürst Rudolf I. von Sachsen „dat Huß Bretasch und Klöden“ an Magnus Löser und seinen Bruder Bertram von Mehesfeld. Daß der Name Mehesfeld und nicht Löser der ursprüngliche des Geschlechts gewesen ist, geht aus dem Wappen hervor: die Löser führen ein Reh im grünen Feld und ein halbes springendes Reh auf dem Turnierhelm als Wappentier; daß aber der Name Löser wirklich verliehen ist, weil sich Magnus von Mehesfeld um die „Lösung“ Markgraf Friedrichs mit der gebissenen Wange aus der brandenburgischen Gefangenschaft (im Jahre 1312, s. Flathe, Säch. Gesch. I, 258) verdient gemacht habe, möchte ich dem unzuverlässigen Peccenstein nicht ohne weitere Prüfung nachschreiben. Magnus Löser wurde zum Erbmarshall des sächsischen Kurhauses ernannt; sein Geschlecht hat in dreizehn Generationen durch länger als drei Jahrhunderte dieses Ehrenamt und Schloß Bretsch behauptet. Wenn wir im vorigen Abschnitt in Hans Friedrich von Schönberg, dem Verfasser des Schildbürgerbuchs, einen Typus aristokratischer Überhebung und boshafter Spottsucht kennen lernten, so ist das Geschlecht der Löser typisch für die Mannheit, Frömmigkeit und Kraft, die dieser sächsische Adel zumal im Zeit-

alter der Reformation entfaltete. Da ist Hans I. Löser, der mit den Franzosen gegen die Engländer im Felde lag und mit Ludwig dem Bayern den Gegenkaiser Friedrich von Österreich besiegte. Sein Sohn George war so fromm, daß er einst zur Buße seiner Sünden im harten Winter ohne Hut, Mantel und Schuhe einen Widder vom Borwerk Mauden nach Elöden trug, um ihn der Mutter Gottes zu opfern. Da ist Heinrich Löser, der mit Friedrich dem Streitbaren gegen die Hussiten kriegte; ein zweiter desselben Namens zog mit Kurfürst Ernst 1480 nach Rom, ein dritter war auch an dieser Fahrt beteiligt, nachdem er schon 1476 Herzog Albrecht nach Jerusalem zum heiligen Grabe begleitet und dort den Ritterschlag erhalten hatte. Sein Leichenstein mit der allerdings sehr verwitterten Inschrift ist am Kirchthum in Preßsch eingemauert.

Da ist Hans III. Löser, des vorigen Sohn, der in jüngern Jahren (1498) mit Herzog Heinrich dem Frommen nach Palästina und nach dem spanischen Compostella wallfahrte, 1507 gegen die Venetianer, 1512 bei Ravenna gegen die Franzosen kämpfte, nach Kaiser Maximilians Urteil „von der Faust hurtig, von Rat listig und behende,“ später ein treuer Freund Luthers. Dieser ist von Wittenberg aus oft in dem gastlichen Hause Preßsch zu Besuch gewesen; er war es, der dem schon in reifern Jahren lebenden Hans Löser das Versprechen abnahm, der freien Liebe zu entsagen und ein Weib zu nehmen. Er widmete ihm deshalb 1523 seine berühmte Auslegung des 7. Kapitels St. Pauli an die Korinther, in der er der sogenannten Keuschheit der Priester, Mönche, Nonnen und anderer Hagestolze mit den sieghaften Waffen echter Humanität und echten Christentums zu Leibe geht; er selbst kopulierte ihn 1524 mit Ursula von Porzig. Ein andermal, 1531, war Luther, nunmehr selbst seit sechs Jahren ein Ehemann, auf Preßsch, „seines Kopfs Saufen und Schwachheit durch Bewegung des Leibes zu vertreiben.“ Hans Löser nahm ihn mit auf die Jagd; aber den gewaltigen Gottesmann jammerten wohl die Hasen und Rehe wie zehn Jahre zuvor, wo er als Junker Jörg auf der Wartburg weilte; er blieb auf dem Wagen sitzen, und während Löser auf irdisch Wildbret pirschte, hielt Luther sein „geistlich Gejait und fing den 147. Psalm: Lauda Jerusalem mit seiner Auslegung, welches mir denn das allerlustigste Gejaid und edelst Wild ist.“

Im Jahre 1532 stand Luther mit vierundfünfzig andern Vätern in Preßsch Gebatter, 1533 am 29. Januar war er in der Lage, dieses Vertrauen zu vergelten. Er schreibt an Hans Löser: „Euer Gestrengen wolle sich demütigen, Gott zu Ehren, und meinem jungen Sohn, den mir diese Nacht Gott bescheret hat von meiner lieben Rätthen, förderlich und hilfflich erscheinen, damit er aus der alten Art Adams zur neuen Geburt Christi durch das heilige Sacrament der Taufe kommen und ein Glied der Christenheit werden möchte, ob vielleicht Gott der Herr einen neuen Feind des Papsis oder Türken an ihm erziehen wolle.“ In seinem Alter wollte Hans Löser am Hofe zu Wittenberg als Hofmeister des Herzogs Moriz. Man darf wohl annehmen, daß Löfers weltgewandte, ritterliche Persönlichkeit auf Luthers Empfehlung gewählt worden war, um den jungen, feurigen Fürsten, der zuvor am katholischen Hofe Georgs in

Dresden erzogen worden war, für die Sache des Evangeliums zu gewinnen. Löser war später (1539 bis 1541) Moritzens Vertrauter besonders in der romantischen, gegen den Willen der Eltern betriebenen Heiratsgeschichte mit Agnes, der Tochter Philipps von Hessen. Löser machte sich dadurch dem jungen Herzoge so unentbehrlich, daß dieser, sonst eine durchaus kühle Natur, in seinen Briefen eine fast zärtliche Sorge um die Gesundheit des alten Herrn offenbart. Seiner erschütterten Gesundheit halber zog sich Löser nach der Hochzeit des jungen Paares (11. Januar 1541) nach Pörsch zurück und starb dort noch in diesem Jahre. Nicht minder bedeutend wurde sein Sohn Hans IV. Löser, der, beim Tode des Vaters erst neun Jahre alt, auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich in Wittenberg erzogen wurde, wo sich natürlich auch Luther um seinen Paten gekümmert haben wird. Trotz seiner Jugend nahm er am Schmalkaldischen Kriege teil und focht fünfzehnjährig mit auf der Lothauer Heide; doch entkam er aus der Katastrophe mit dem Sohne des Kurfürsten nach Wittenberg. Später finden wir ihn am Hofe des Kurfürsten Moriz, mit dem er 1552 gegen den Kaiser und 1553 nach Sievershausen zog. Auch dem Kurfürsten August war er ein treuer Kriegsgefährte und Staatsdiener. Er wurde zum Kriegs-, Hof- und Landrat, zum Vizehofrichter zu Wittenberg und schließlich auch zum Kommissarius und Inspektor der Universität ernannt. Hans IV. Löser war ein Mann von schöner Gestalt und einnehmendem Wesen, der Geist der Renaissance war in ihm lebendig. So zeichnete er sich auch durch Beredsamkeit und Geschmac aus und ersetzte das alte Schloß seiner Väter 1571 bis 1574 durch einen zeitgemäßen Neubau, das jetzige Pörscher Schloß, das ebenso sehr durch standhafte Solidität wie durch die heitere Harmonie des Ganzen unsre Bewunderung erregt. Er kennzeichnete sich selbst als Bauherrn in einer stolzen Inschrift des Grundsteins, und über der Thür steht noch heute zu lesen: *Ut haec domus ab omni ruina et laeae inconcussa perduraret, ingenti sumtu ita constructa est, ut altitudo eius tanta sit sub terra, quanta supra eam prominet et muri quidem in fundamento vincenum cubitorum [zwanzig Ellen!] sunt. Sed tamen Dominus fortitudo et arx nostra unica est.* Er starb 1580 noch nicht fünfzig Jahre alt, seine Witwe Agnes von Binäur geriet durch die infolge des kostspieligen Baus entstandne Schuldenlast in arge Verdrängnis und wandte sich um Erlaß einer Schuld von 6000 Gulden an den Kurfürsten August. Dieser gewährte die Bitte so, daß er die Summe ihren Nachkommen „zu desto stattlicherer Erhaltung des Erbmarschall-Amtes auf Pörsch“ stehn ließ.

Danach haben die Löser Pörsch noch besessen bis weit in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hinein; einer Beschiehung durch den schwedischen General Banér im Jahre 1637, an die noch zwei eingemauerte Kanonenkugeln erinnern, hielt es vermöge seiner Festigkeit gut Stand. Mächtiger aber als Banér erwies sich danach der concursus creditorum, durch den es der Familie Löser (ausgestorben 1818) verloren ging. 1647 kaufte die Herrschaft Pörsch aus dem Konkurse für 70 000 Gulden der kurfürstliche Generallieutenant Wolf Christoph von Arnim. Er starb 1668 und wurde in Gegenwart des Kurfürsten Johann Georg II. in der Pörscher Kirche beigesetzt, wo noch jetzt sein glänzendes Grabmal steht. Seine Söhne aber vertauschten 1689 Pörsch gegen

Planitz bei Zwickau und andre Güter an den Kurfürsten Johann Georg III. Das Regiment der Sporen machte nunmehr dem des Reifrocks Platz: Preßsch wurde in der folgenden Zeit vorzugsweise als Wittum fürstlicher Frauen verwandt und bekam die besondre Aufgabe, Kurfürstinnen ein Asyl und ein Trost zu sein, die in ihrem ehelichen Leben Ungemach erlitten hatten. Die Schuld an diesem ehelichen Unglück darf man nicht allein dem Naturell der einzelnen Fürsten aufbürden, sondern das ganze Zeitalter muß sie tragen. Die Signatur dieses Zeitalters ist der fürstliche Absolutismus. Daß dieser Absolutismus eine notwendige Durchgangsform ist, die den ständischen Staat in einen konstitutionellen verwandelt, ist schon früher (S. 96) bemerkt worden. Doch trat der Absolutismus zunächst nicht in seiner geläuterten und humanen Form auf, für deren theoretische Begründung und praktische Durchführung Friedrich der Große das vielbewunderte Vorbild ist, sondern mit allerhand Schlacken und unreiner Beimischung, da man zwischen den Begriffen des Staats und der Person des Fürsten grundsätzlich nicht unterschied. Wir nennen diese erste Erscheinungsform nach dem bekannten Wort Ludwigs XIV: *L'état c'est moi* den egoistischen Absolutismus. Dieser lehrt, der Zweck des Staats sei lediglich der Glanz und das Wohlbefinden des Fürsten, für dessen Willen weder sittliche noch gesetzliche Schranken vorhanden sind. Demnach bildet auch die Ehe für ihn keine Schranke; er schließt sie um eines politischen Vorteils willen und um einen legitimen Erben zu erhalten, übrigens aber ist er berechtigt, mit seiner freien Liebe zu beglücken, wen er will.

Solche Anschauungen hegten nicht nur die Fürsten selbst, auch nicht nur ihr Hofgesinde und der höfische Adel, sondern auch ein großer Teil der bürgerlichen Beamtenschaft und des Volks. Die erste sächsische Kurfürstin, die unter diesen Anschauungen zu leiden hatte, war Eleonore Erdmuth Louise, die junge Witwe des Markgrafen von Ansbach, seit 1692 die Gemahlin Johann Georgs IV. Dieser aber war so sehr in den Banden der schönen aber geistlosen Magdalene Sibylle von Reidschütz (geb. 1675), daß er sogar dem Einzuge seiner Braut in Leipzig an der Seite der Maitresse zuschante; das Volk war damals noch so wenig an dergleichen gewöhnt, daß es den Kurfürsten von einem bösen Zauber behext glaubte, den ihm die Reidschütz oder deren intrigante Mutter beigebracht hätte. Als Johann Georg IV., der sich auch von der an den Blattern erkrankten Geliebten nicht zu trennen vermochte, ihr am 27. April 1694 in den Tod gefolgt war, nahm seine Witwe ihre stille Residenz im Schlosse Preßsch, doch ist sie hier schon am 9. September 1696 im fünfunddreißigsten Lebensjahre gestorben.

Weit bedeutender war die nächste Inassin des Schlosses: Christine Eberhardine, die Gemahlin Augusts des Starken. Sie war am 19. Dezember 1671 zu Bayreuth als erste Tochter des tapfern und frommen Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1661 bis 1712) und seiner zweiten Gemahlin Sophie Ludovica von Württemberg geboren und hatte den guten Traditionen ihres Hauses entsprechend eine sorgfältige Erziehung in evangelischem Geiste genossen. Dabei war sie zu einer klugen und überaus anmutigen Prinzessin erwachsen. Einer der besten Kenner weiblicher Schönheit, Baron Pölnitz, der

Verfasser des bekannten Werkes *La Saxe galante*, der sie in ihrem sechzehnten Jahre am Dresdner Hofe sah, schreibt von ihr: „In der That war die Prinzessin von Bayreuth eine derjenigen Personen, die man ohne Verwundrung nicht ansehen kann. Die Weiße ihrer Haut und ihre blonden Haare machten ihr ein so herrliches Ansehen, dergleichen nur an ihr zu finden. Alle ihre Züge waren ordentlich und ihr Gesicht und ihre Person voller Annehmlichkeit und Reizung. Sie hatte einen sittsamen und bescheidenen Verstand, welcher ihren Umgang beliebt machte. Man konnte ihr nichts vorrücken, als sie thue vor eine Person von fünfzehn Jahren gar zu ernsthaft.“ Fünf Jahre später, im Dezember 1692 erschien der sächsische Prinz Friedrich August, von seiner berühmten, in die romanischen Länder unternommenen „Kavalierstour“ heimkehrend, am Hofe von Bayreuth, eine schöne, ritterliche, imponierende Erscheinung von herkulischer Kraft und Gesundheit des Körpers, aber auch von hoher geistiger Begabung, ein Meister geistreicher Unterhaltung, gewöhnt, schnelle Triumphe über das weibliche Geschlecht davonzutragen. „Er hatte Christine Eberhardine kaum erblickt und mit ihr einige Konversation gepflogen, so wurde sein Herze durch ihre Schönheit schon dergestalt gerührt, daß er nicht weiter nötig hatte, Proben von ihrem Tanzen, Singen, sinnreichen Diskursen und andern liebreizenden Dingen zu sehen und zu hören, weil er sie auch ohne dieses, ihrer äußerlichen Annehmlichkeiten wegen reizend und würdig hielt, seine Gemahlin zu werden.“

Seine Neigung wurde von Christine Eberhardine, die voll Bewundrung zu dem glänzenden Kavalier aufblickte, aufrichtig erwidert, und auch die Eltern gaben ihr Jawort, zumal da auch durch diese Verlobung wieder ein Band zwischen den Häusern Brandenburg und Sachsen geknüpft wurde. Am 10. Januar 1693 wurde in Bayreuth die Vermählung vollzogen, wobei der Braut schon Schloß und Amt Preßsch als dereinstiges Wittum verschrieben wurde. Der Anfang der Ehe war glückverheißend, denn Friedrich August, bezaubert von dem holdseligen Wesen seiner jungen Frau, schien sich wirklich vorgenommen zu haben, nun „nichts Fremdes mehr zu lieben.“ Aber es ist ja bekannt, daß dieser Hüne, den schon Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Schwägerin Ludwigs XIV., eine feine Beobachterin der Menschen, nach seinem Auftreten in Paris „ein toll Hunkel“ [Hühnchen] genannt hatte, in seinem unbändigen Kraftgefühl an den sich gleichbleibenden sanften Banden einer geruhigen Ehe kein dauerndes Genügen fand. Schon im Dezember 1693 stürmte er wieder in die Welt hinaus, bis ihn der unerwartete Tod seines Bruders am 27. April 1694 auf den Thron berief. Aber die neue Würde stärkte in ihm nicht etwa das fürstliche Pflichtgefühl, sondern gab ihm als Herrscher nach den Anschauungen der Zeit nur das Recht völliger Schrankenlosigkeit und ließ also das romanisch-romantische Heroentum dieses Rokofoübermenschen nur noch zügelloser hervortreten — es führte ihn in die Arme des Katholizismus (2. Juni 1697) und auf den polnischen Thron (15. September 1697). Bei Beginn des nordischen Kriegs träumte er von einem Reiche, das sich von Dniepr bis zur Berra, vom finnischen Meerbusen bis an die Karpaten erstrecken sollte, und Wolfframsdorff, der Verfasser des *Portrait de la cour de Pologne*, riet

ihm in seinem Pamphlet, sich in dem Sinne zum Herrn seiner Staaten zu machen, daß auch die Minister nicht mehr nach den Gründen seiner Befehle zu fragen wagten, sondern es sich genügen ließen, daß der König sage: *Tel est notre plaisir!*

Christine Eberhardine nahm weder an dem falschen Glanze des neuen Königtums noch an der Glaubensveränderung ihres Gemahls einen andern Anteil als den schmerzlicher Resignation auf die Träume ihrer Jugend. Sie war nun mit einem Schlage eine schwer geprüfte Frau geworden, aber sie erlag dem Schlage nicht, sondern ging als ein gefestigter Charakter und als eine geläuterte protestantische Christin aus diesem Ungemach hervor. Ihr Trost war damals der am 7. Oktober 1696 geborne Kurprinz Friedrich August II., ihr einziges Kind. Zwar leitete sie dessen Erziehung nicht persönlich, sondern dieses Kind war der energisch protestantischen Großmutter Anna Sophie von Dänemark, der Wittve Johann Georgs III., anvertraut, die in Schloß Lichtenburg bei Prettin an der Elbe residierte. Aber sie wußte es bei der Großmutter in den besten Händen, und mit dieser verband sie eine sich von Jahr zu Jahr vertiefende Freundschaft. Den beiden Frauen gelang es noch, im Oktober 1710 die protestantische Konfirmation des Kurprinzen durchzusetzen. Aber sie konnten nicht hindern, daß dieser, von seinem Vater auf Reisen geschickt und während der Zeit unablässig von Jesuiten bearbeitet, nach langem Widerstreben am 27. November 1712 zu Bologna ebenfalls zum Katholizismus übertrat. Erst fünf Jahre später erfuhr seine Mutter die längst geahnte, für sie so schmerzliche Wahrheit. Sie wußte sich in ihrem Innern auch damit abzufinden — nahm sie doch sogar an den prunkenden Festen teil, mit denen im September 1719 die Vermählung des Kurprinzen mit Maria Josepha von Osterreich in Dresden gefeiert wurde. Aber die Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans wissen von ihren Thränen zu erzählen. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß sich Christine Eberhardine ein freiwilliges Wittum auferlegte und sich immer mehr von dem glänzenden Hoflager ihres Gemahls zurückzog. Schon seit dem Jahre 1697 lebte sie meist in Torgau, wo sie ihrem Kinde und ihrer Schwiegermutter näher war, später fast immer in Preßsch.

Das sächsische Volk nannte sie nach dem Titel einer 1717 erschienenen Flugschrift „die weinende Rahel“ oder wegen ihrer evangelischen Bekenntnistreue die „Wetsäule von Sachsen.“ Man darf aber, um ihr Wesen recht zu verstehen, nicht nur mit diesen Bezeichnungen operieren. Gewißlich haben fromme Gebete und Andachtsübungen in ihrem Tages- und Lebenslauf eine große Rolle gespielt, aber sie war doch keineswegs das, was man unter einer „Wetschwester“ versteht. Sie war mehr. Ihr Christentum war lebendig und trug lebendige Frucht. Sie war durch ihre Schwiegermutter, die Freundin des ehemaligen Dresdner Oberhofpredigers Spener, eine Schülerin des Pietismus, der das Wesen des Christentums mit dem innersten Gemüte erfaßte und in werktätiger Liebe bekundete. In demselben Geiste, in dem Speners jüngerer Genosse August Hermann in Halle die großen und berühmten Wohltätigkeitsanstalten, die „Francischen Stiftungen“ ins Leben rief, wirkte sie in Preßsch im kleinen. Sie erzog dort einen großen Teil der Prinzessinnen

ihrer Verwandtschaft in treuer mütterlicher Fürsorge, so ihre Nichte Christiane Sophie, ferner die Prinzessinnen Charlotte Christiane Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, Sophie Magdalene und Sophie Karoline von Brandenburg-Kulmbach u. a. Ja als diese Sophie Magdalene sich im Jahre 1721 mit dem Kronprinzen von Dänemark, dem nachmaligen König Christian VI. vermählte, und als ihre Schwester Sophie Karoline 1723 den Fürsten von Ostfriesland heiratete, beschaffte Christiane Eberhardine die Ausstattung und rüstete in Preßsch die Hochzeit aus. Zu ihren Zöglingen gehörten aber nicht nur Prinzessinnen, sondern auch adliche und bürgerliche Mädchen, sogar ein Zigeunerknabe. Außerdem war sie eine „wahre Mutter“ der Stadt: sie baute den Preßscher Bürgern das im Dreißigjährigen Kriege niedergebrannte Rathaus wieder auf, sie unterstützte Witwen und Waisen, ließ befähigte Knaben studieren, junge Leute auf ihre Kosten reisen: kurzum, sie stand thätig und umsichtig inmitten eines selbstgeschaffnen Wirkungskreises.

Wenn auch ihre Schicksale den von Natur vorhandenen Ernst ihres Wesens noch verstärkt haben mochten, so liebte sie doch andererseits auch eine edle Freude und Erheiterung. Das geht schon daraus hervor, daß sie sich vorzugsweise mit der lebenslustigen Jugend befaßte. Sie hielt sich aber auch der Sitte der Zeit gemäß ihren „Leibkammerzweigen,“ so den „ $\frac{3}{4}$ Elle langen“ Hans Tramm, der 1710 zu Torgau starb, und den „Gürge,“ der in ihrem Trauerzuge erwähnt wird. Sie ließ sich aber auch den genialen Baumeister und Bildhauer Pöppelmann, den Erbauer des „Zwingers,“ nach Preßsch kommen, der ihr die noch jetzt das Schloß umgebenden Gärten und Gartenhäuser anlegte. Von diesen Anlagen Pöppelmanns sind noch die schönen steinernen Blumen- und Fruchtkörbe übrig, die die Pfeiler des den Garten umgebenden Eisengitters schmücken, und im Innern des Gartens ein kleiner Flötenspieler aus Sandstein. Die Gartenhäuser dienen jetzt als Lehrerwohnungen. Im Innern des Schlosses habe ich vergebens nach Mobiliar der Königin und nach einer kleinen Bibliothek, die uns etwa ihren litterarischen Geschmack verraten könnte, geforscht. Nur eine Reliquie der edeln Frau verwahrt es in einem Parterrezimmer, das für die Inspektionskommission des Militärwaisenhauses reserviert ist — ihr Bild. Es stellt Christiane Eberhardine in ihren mittlern Jahren dar, das Gesicht unter dem weißen Haar noch immer frisch und von wunderbarer Schönheit, die Stirn rein und klar, die Nase leicht geschwungen, der feine Mund rosig und beredt, vor allem aber die blauen Augen voll märchenhafter Tiefe. Aus den Zügen, die ich immer wieder betrachten mußte, spricht weder Traurigkeit noch Weltflucht, sondern Festigkeit und Geist. Angesichts dieses herrlichen Bildes kann man den Fürsten nur bedauern, daß er es verschmähte, mit dieser wundervollen Frau zu leben.

Am 5. September 1727 verschied sie vor der Vollendung ihres sechsundfünfzigsten Jahres in Preßsch, tief betrauert vom ganzen Lande, vor allem aber von den Bewohnern des Städtchens, das unter ihr sein goldnes Zeitalter erlebt hatte. Ihre Leiche ruht in der Stadtkirche neben dem prunkvollen Epitaphium des Generallieutnants von Arnim unter einem kunstlosen, backsteinförmigen Steinbau. Keine Inschrift kündigt dem Wandrer die letzte Ruhestätte

der Königin. Das ist geradezu auffallend. Soll sie etwa, der Edelsten eine, die auf Sachsens Thron gesessen hat, der Vergessenheit anheimfallen? Niemals — wir hoffen vielmehr, daß das allzu unförmige Grabmal, das im Rohbau stecken geblieben zu sein scheint, bald einen einfachen künstlerischen Schmuck und eine Inschrift erhalte. Die Gegenstände, die dies vielleicht einst verhinderten, sind ja längst milder geworden — käme Christine Eberhardine heute auf die Erde zurück, sie würde beruhigt sein über das Schicksal ihres Sachsenlandes. Sie würde teilnehmen an dem blühenden Leben der zu neuer Thatkraft erwachten evangelischen Kirche, sie würde eine begeisterte Anhängerin der innern Mission sein, und vor allem — sie würde sich freuen über die edle Verwendung ihres Schlosses als Erziehungshaus für Waisenmädchen — hat sie es doch schon selbst in diesem Geiste benutzt.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Friz Anders (Max Ullihn)

Viertes Kapitel

Der Fronhof



Wir müssen jetzt dem Fronhofs und seinen Bewohnern einen Besuch abstatten. Es ist schon erzählt worden, daß der Fronhof ein alter Edelsitz, und daß das Wohnhaus — Schloß hätte man beim besten Willen nicht sagen können — ein alter Fachwerkbau mit einem himmelhohen, schiefergedeckten Dache war. Die alten Balkenköpfe mit ihrem Schnitzwerke, die Einlagen in den Mauerfächern, die eingeschnittenen Inschriften machten sich gar nicht übel. Nur waren die Fenster für das alte Haus zu modern. Vor der Front stand ein Turm, worin die Wendeltreppe zum obern Stockwerke führte. Über der Thür war das Nienshagensche Wappen — oder war es das eines frühern Besitzers? — in Holz geschnitzt angebracht. Vor dem Hause war ein breiter, besterter und sorgfältig geharkter Platz. Hier hätten nun frische Näderspuren ihre eleganten Kurven eingeschrieben haben sollen, aber diese fehlten. Weiterhin standen alte Bäume auf Grasplätzen. An einer freien Stelle waren die Felder für das Laventennispiel in den Rasen gezeichnet, auch die Pfähle und das Netz aufgestellt. Dort waren Kübel mit alten Aloepflanzen aufgestellt, und an der Hauswand unter einem rotgestreiften Sonnendache Gartentische und Stühle von ehrwürdigem Alter und so oft angestrichen, daß sie mehr durch die Ölfarbe als durch innere Gebiegenheit zusammengehalten zu werden schienen. Es hatte alles einen menn auch nicht reichen, so doch nobeln und herrschaftlichen Anstrich. Dafür sorgte mit Hilfe von Klapphorn, der das Faktotum des Hauses war, die gnädige Frau, die ihre besondre Aufgabe darin sah, zu repräsentieren und für den vornehmen Glanz von Park und Salon zu sorgen.

Hinter dem Hause lag der Küchengarten. Hier war das Revier des Herrn Oberstleutnants, der — gleichfalls mit Hilfe von Klapphorn — praktischen Aufgaben oblag und seinen Liebhabereien nachging. Man kann nicht sagen, daß dieser Küchengarten besonders gepflegt ausgesehen hätte. Auf den Wegen wuchs Gras, und auf den Beeten mehr Unkraut, als den Gewächsen dienlich war. Alles war anders ein-

gerichtet, als man sonst zu thun pflegte, womit nicht gesagt sein soll, daß es besser gewesen wäre. An den Wänden der angrenzenden Gebäude war Spalierobst gepflanzt, einst nach allen Regeln der Kunst angelegt, später aber vernachlässigt und schlecht geschnitten. Einige Bäume waren eingegangen. An ihrer Stelle rankten japanische Klettergurken empor, für die die Stelle ausgezeichnet gewesen wäre, wenn es nicht an Dünger gefehlt hätte. Dort wuchsen Tomaten — sehr schön anzusehen, aber leider wurden sie in dem Klima von Holzweißig nicht reif. Dort war eine Wasserleitung zur Bewässerung des Gartens mit vielem Scharffinn angelegt, schade nur, daß es mehr Mühe machte, das Wasser in das Bassin als an Ort und Stelle zu schleppen. Im Hintergrunde standen einige alte Schulbänke, die der Herr Oberstleutnant auf der Auktion gekauft hatte, weil niemand drauf bieten wollte, und weil sie so billig waren. Sie dienen jetzt als Stellage für des Herrn Oberstleutnants Kaktensammlung. Auch die benachbarte, im Hause liegende Waschküche hatte er sehr zum Verdruße von Augusten in sein Bereich eingezogen. Hier machte er Tinte, man konnte es schon von außen an den schwarzen Streifen sehen, die vom Fenster aus nach unten zogen. Denn der Herr Oberstleutnant war, nachdem er zwanzig Tintensorten versucht hatte und mit keiner zufrieden gewesen war, zu der Überzeugung gekommen, daß die ganze Tinten-fabrik-lation im Ar-gen liege, und daß es hohe Zeit sei, dem Probleme einer wirklich guten Tinte mit Intelligenz auf den Leib zu rücken. Er beschloß also, selbst Tinte zu fabrizieren und dabei womöglich alle bisher eingeschlagenen Wege zu vermeiden. Noch war das Ziel nicht erreicht, es sah auch nicht so aus, als wenn es bald geschehn würde, da der Herr Oberstleutnant, um nichts umkommen zu lassen, die mißratne Tinte immer wieder in die neu angelegte verarbeitete.

Klapphorn aber erwies sich sowohl vor als auch hinter dem Hause als eine Perle von Faktotum, da er alles, was die „Frau“ anordnete, unweigerlich ausführte, und alles, was der „Herr“ angab, als Evangelium betrachtete, wenn es auch heute das Gegenteil von dem gewesen wäre, was gestern gegolten hatte. Denn er pflegte die Summe seiner Lebensweisheit in den Satz zusammenzufassen: Besser das Maul voll als den Kopf voll.

Weide, „der Herr“ und „die Frau“ befanden sich also in ihren Revieren, er im Küchengarten, und sie im Salon. Übrigens konnte die gnädige Frau das Wort Salon nicht ausstehen, denn ihre Sympathien richteten sich nicht nach Frankreich, sondern nach England. Seit sie in ihrer Jugend einmal in England gewesen war, um sich auf dem Schlosse einer entfernten Großtante zu langweilen, und weil sie ein schmales Gesicht, eine schmale Nase, aschblonde Haare und graue Augen hatte, betrachtete sie es als einen Irrtum des Schicksals, daß sie in Deutschland geboren war. Sie fühlte sich also innerlich als Engländerin. Ihre Kinder mußten natürlich Namen haben, die ihr sympathisch waren, und so setzte sie es durch, daß sie York, Alice und Ellen getauft wurden. Sie hätte auch gern ihren Hausstand nach englischem Muster eingerichtet, aber hier stieß sie auf unüberwindliche Schwierigkeiten und mußte finden, daß man in Deutschland schrecklich zurückgeblieben sei und gar kein Verständnis für die Vorzüge Englands hatte. Sie konnte nicht erreichen, daß das Gesellschaftszimmer Drawing-Room genannt wurde, und mußte immer wieder hören Salon, oder — schrecklich! — gute Stube. Und wenn Klapphorn, um seinen guten Willen zu zeigen, vom „traurigen Ruhm“ redete, so gereichte ihr das nicht zur Befriedigung. Sie konnte nicht erreichen, daß zu Mittag gelöstst und zu Abend gedinnert wurde, des Personals wegen, das lieber gesundigt als sein Mittagbrot zu Abend gegessen hätte. Daß der Kaffee verbannt und nur noch Thee getrunken wurde, war nicht durchzusetzen, da „der Herr“ darauf bestand, nachmittags um drei Uhr seinen Kaffee zu haben, und gegen den five-o'clock-tea — „die olle Pfeiffache,“ sagte Klapphorn — rebellierten sogar die Töchter, die sich nicht jeden Nachmittag verderben lassen wollten. Die gnädige Frau rührte natürlich nichts andres als Thee an. Und bei gegebenen Gelegen-

heften, besonders wenn Besuch da war, wurde „die olle Pfeiffache losgelassen,“ und es wurde so gethan, als wenn das der gewöhnliche Lauf des Tages sei. Die Möbel waren nach englischem Stil gebaut und sahen aus, als wenn sie aus dem Lande der Zahnslocher importiert wären, der Ofen war beheizt und durch einen Kamin erheizt worden, was im Winter zur Folge hatte, daß immer nur die eine Daseinshälfte erwärmt werden konnte, und daß sich in der andern Rheumatismus und andre schöne Dinge festsetzten. Besonders groß aber war die gnädige Frau in der Kunst, etwaige Mängel zu verdecken und mit Surrogaten große Wirkung zu erzielen. Wer sie in ihrem „traurigen Ruhme“ mit ihrem seidnen Kleide — etwas andres trug sie überhaupt nicht, wenn auch dreiviertel Baumwolle in der Seide steckte — und ihrer schmalen aristokratischen Nase vor ihrem Kamin sitzen sah, wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß die anspruchsvolle altertümliche Uhr auf dem Gesims nur noch eine unvollständige Sammlung von Nadeln enthielt, und daß die indischen und chinesischen Schaustücke billige Nachahmungen waren. Ein Lawn-tennisplatz durfte natürlich nicht fehlen, wo natürlich nur englisch gezählt wurde, und wenn York auf Urlaub zu Hause war und einen Kameraden mitgebracht hatte, so mußte Klapphorn Livree anlegen, die Zähne zeigen und ein blödsinniges Gesicht machen, was ihm nicht übel gelang. Im übrigen beschränkte sich die wirtschaftliche Thätigkeit der gnädigen Frau darauf, die Lage der Dinge mit der Vorgnette zu betrachten, endlose Überlegungen anzustellen und alles, Personen, Sachen und Verhältnisse traurig zu finden, sofern es nicht eine deutliche Beziehung auf England hatte.

Die gnädige Frau befand sich also in ihrem „traurigen Ruhme.“ In der Hand hielt sie einen Brief, den ihr eben Auguste auf einem neusilbernen Präsentierbrette gebracht hatte. Im Fenster saß Fräulein Alice und malte Blumen modernen Stils, bei denen es bekanntlich nötig ist, das Blatt aus einer gewissen Entfernung und unter einem gewissen Gesichtswinkel zu betrachten, um zu erkennen, was es eigentlich sein solle. Fräulein Ellen, ein Backfisch von sechzehn Jahren, lag auf einem Triumphstuhl, die Hände hinter dem Kopfe, die Beine ausgestreckt, und spielte den Naturburschen.

Mama hielt also den Brief in der Hand. Sie kannte die Aufschrift, sie kannte auch den Inhalt. Der Brief war von York. York hatte wieder nicht mit seinem Zuschusse gereicht, York machte viele Umstände und Wiße, York brachte viele Gründe vor und verwandte viele Schmeichelworte, das Ende war: Ich brauche Geld. Mama hatte die Augen gen Himmel geschlagen, den Brief zierlich eröffnet und mit der Miene der duldbenden Tugend gelesen.

York braucht Geld, sagte sie.

York ist ein Lump, erwiderte Ellen.

Aber Ellen — und wie sitzt du wieder da? — wie kannst du York, einen Offizier und Edelmann, einen Lump nennen!

Wer mehr ausgiebt, als er hat, ist ein Lump, sagte Ellen.

Es ist dein Bruder, Ellen, sagte Alice mit sanfter Stimme, und deiner Mutter Liebling, sel nicht lieblos.

Zawohl! und an Pa denkt keiner von euch. Ist es nicht lieblos, ihn zu quälen, daß er immer wieder Geld schaffen soll? Er war neulich schon ganz ärgerlich und hat furchtbar über die Halsabschneller von Juden geschimpft.

Während dessen war Mama, den Brief in der Hand schwingend, ein paar mal das Zimmer auf und ab gegangen; nun schwenkte sie ab und schwebte hinaus, um den Herrn Gemahl da zu suchen, wo er sicher zu finden war, im Hausgarten.

Der Herr Oberstleutnant pflanzte mit Hilfe von Klapphorn eine neue Art Rübe, die als Futterrübe besondere Vorzüge haben sollte.

Dies ist nämlich, sagte er, die große Edendorfer Walzenrübe.

Walzenrübe, wiederholte Klapphorn.

Etwas ganz ausnehmend ausgezeichnetes. Alle andern Runkeln sind Dred dagegen.

Dreck dagegen, sagte Klapphorn mit dem Ausdruck unerlöschlicher Überzeugung.

Wir werden von diesen Stecklingen Samen ziehn und mit Hilfe dieses Samens alle andern Sorten der Gegend verdrängen.

Siehst du woll, sagte Klapphorn, immer weg damit.

Wir werden der Gegend damit eine unschätzbare Wohlthat erweisen. Meinen Sie nicht auch, Klapphorn?

Befehl, Herr Oberstleutnant. Wir bauen von jetzt an nur noch Walzenrunkeln und verdienen damit eine Masse Geld.

Verdienen? Meinen Sie, daß wir Geld verdienen? fragte der „Herr.“

Befehl, Herr Oberstleutnant. Einen ganzen Haufen Geld.

Hier hörte man das bekannte Klaischen des seidnen Kleides, das den Oberstleutnant immer mit bangen Ahnungen erfüllte. Denn das Ende war jedesmal ein Angriff auf seinen Geldbeutel, und daß er diesem Angriffe der Beharrlichkeit seiner lieben Frau gegenüber nicht werde stand halten können, wußte er aus Erfahrung. Die gnädige Frau also rauschte heran, ihren Brief in der Hand haltend, und sagte: Egon, ich habe mit dir zu reden.

Egon antwortete nicht, sondern buddelte weiter.

Eine Sache von großer Wichtigkeit. York hat geschrieben.

Ach du barmherziger Gott! dachte Egon, und man sah es ihm auch an, daß er das dachte.

York braucht Geld.

Natürlich, wann hätte dieser Mensch kein Geld gebraucht!

Er hat Malheur gehabt mit seiner Fuchsstute, und er führt außerdem auch noch eine Reihe unabweisbarer Bedürfnisse auf, gegen deren Dringlichkeit wir uns nicht verschließen dürfen. Folgte die Verlesung und Begründung dieser Bedürfnisse. Egon buddelte weiter, und die gnädige Frau fuhr fort: Das wirst du einsehen, Egon, ein andres Pferd muß er haben. Da sich nun die Gelegenheit bietet, von Knefebed unter Draufgabe von fünfhundert Mark ein gutes Pferd zu kaufen, so würde es unverantwortlich, ja geradezu Verschwendung sein, die Gelegenheit vorübergehen zu lassen. Der arme York! Er ist so sparsam, er giebt nicht einen Groschen mehr aus, als nötig ist, wie er mir erst neulich wieder versichert hat. (Egon nahm den Rest seiner Stecklinge und trug ihn zu der Bank, auf der die Kasse stand. Die gnädige Frau folgte, und Klapphorn bildete den Schluß.) Ich kann mir das Zeugnis geben, fuhr die gnädige Frau fort, daß ich York stets zur Sparsamkeit angehalten habe. Auch liegt Ehrenhaftigkeit und verständiger Sinn in der Familie derer von Broda. Wenn York schreibt, das brauche ich, dann braucht er es ganz gewiß, darin traue ich ihm unbedingt. Du sagst, du habest zu deiner Zeit nicht die Hälfte gebraucht. Aber du warst auch nur ein einfacher Leutnant von Nienshagen, hattest keine vornehmen Verwandten und machtest keine Ansprüche. Aber die Zeiten haben sich geändert. Ein junger Mann muß heutzutage Ansprüche machen. (Egon zog sich wiederum zurück bis in seine Tintenlücke. Die Gnädige folgte, und Klapphorn bildete den Schluß.) Heutzutage muß ein junger Mann, fuhr die gnädige Frau unverdrossen fort, Ansprüche machen, sonst gilt er nichts. Wer zu etwas kommen will, muß repräsentieren. Repräsentieren gehört zur Karriere, und wer sich zurückzieht und nicht mitmacht, der ist verloren. Es ist unsre Pflicht, York die Möglichkeit zu bieten, Karriere zu machen. Ein so begabter Mensch und ein so tüchtiger Offizier, der es gewiß noch zum General bringen wird, wenn ihn seine Eltern nicht im Stich lassen. Was sehr thöricht wäre, denn man kann ja sein Geld gar nicht besser anlegen. (Egon hielt es auch in der Tintenlücke nicht mehr aus, sondern retrizierte in seine „Studierstube,“ die seine liebe Frau, weil sie den Tabakgeruch verabscheute, zu meiden pflegte. Aber diesesmal trieb sie die Mutterliebe, auch das zu überwinden und zu folgen.) Was sind denn fünfhundert Mark für den braunen Walachen von Herrn von Knefebed! Ich erinnere mich, daß

ein simpler Mister Smith in Hopetown, einem Flecken, der nahe bei Tante Maub's Castle lag, für einen braunen Balachen zweihundert Pfund Sterling gab, und daß jedermann sagte, es sei ein billiger Preis gewesen.

Für den, der es dazu hat; wer es aber nicht hat? — sagte Egon; eine große Unklugheit, denn die Erfahrung hätte ihm sagen müssen, daß er jedesmal verloren hatte, sobald er das Gefeßt angenommen hatte.

Nicht hat! erwiderte die gnädige Frau. Dieses Geld hat man eben, das muß man haben.

Willst du mir freundlichst sagen, woher man es nehmen soll?

Von deiner Pension freilich nicht. Aber vergiß nicht, daß ich Besizerin von Sandhasenhäusen gewesen bin, das du leider, und zwar sehr gegen meinen Rat und Willen verkauft hast. Wenigstens kann ich bis zum heutigen Tage nicht einsehen, warum.

Dieses verdammte Sandhasenhäusen! rief der Oberstleutnant, denn er konnte es nicht vertragen, von seiner Frau an Sandhasenhäusen erinnert zu werden. Ja, es war das Gut seiner Frau gewesen, eine elende, verschuldete Sandbüchse, die keinen Groschen einbrachte, und die man froh gewesen war, loszuschlagen. Der Ertrag war längst verbraucht, aber es gab keine Extraforderung, die nicht mit den Worten begründet worden wäre: Egon, vergiß nicht, daß ich Besizerin von Sandhasenhäusen war!

Egon, erwiderte die gnädige Frau, die ihre Kühle und überlegne Ruhe bewahrte, du wirst heftig. Vergiß nicht, was du dir und mir schuldig bist.

Den Teufel auch, brach Egon los, wenn man jahraus jahrein mit dem verdammten Sandhasenhäusen, das keine tausend Thaler wert war, gepiesackt wird!

Vergiß nicht, fuhr die gnädige Frau fort, daß ich eine geborne Broda bin, und daß meine Mutter nur unter der Bedingung in unsre Verheiratung willigte, daß du mich auf den Händen tragen und alles thun würdest, was in deiner Macht stünde. Erinnere dich, daß Tante Maub, ehe sie die Schuhe hinter mir herwarf, sagte: Egon, bewahre sie gut, sie ist ein Juwel, für das keine Fassung zu teuer ist. (Egon rang die Hände.) Aber Gott verhüte, daß ich mich je selbst rühme. Eins ist mein Ruhm, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe. Ich thue meine Schuldigkeit, ich sorge für York, und du, was willst du thun?

Mich erkundigen.

Erkundigen. Jawohl! Das heißt, die Sache verschieben. York schreibt, daß er das Geld unbedingt bis zum nächsten Mittwoch braucht.

Aha! Gewiß hat der Bengel einmal wieder gejeut.

Es ist entseßlich. Diese Härte des Vaters gegen sein eignes Kind ist entseßlich. Sie zog das Taschentuch. Du hörst aber doch, daß York mit seinem Pferde Malheur gehabt hat.

Ich höre es wohl, ich glaube es aber nicht.

O ich unglückliche Mutter! Die gnädige Frau brachte ihr Taschentuch vors Gesicht und ließ sich in einen Lehnstuhl fallen. Die Krisis war nahe.

Da steckte Ellen den Kopf durch die Thür und rief: Es kommt ein Wagen.

Sogleich gläteten sich die Wogen. Briefe und Taschentuch verschwanden, die gnädige Frau war sehr interessiert, wer das wohl sein möchte, denn Besuche zu Wagen kamen nicht sehr häufig vor, und sie erinnerte sich an ihre Pflicht, würdig zu repräsentieren. Ellen, rief sie, sage Klapphorn, er solle die Livree anziehen und die weißen Handschuhe nicht, wie neulich, vergessen. Und er solle sich beeilen. Darauf eilte sie in den „traurigen Ruhm,“ rückte noch hier und da zurecht, was vielleicht nicht ganz korrekt stand, und ließ sich in ihrem Lehnstuhl neben dem Kamin nieder. Ellen trat an das offene Fenster des Hinterzimmers. Klapphorn! rief sie, Sie sollen den blauen Frack anziehen und die baumwollenen Handschuhe, aber bitte etwas — plötzlich! — Was? — Jawohl, die olle Pfeiffache können Sie auch gleich zurecht stellen. Die gnädige Frau hörte das, seufzte schmerzlich über die

Formlosigkeit ihres Widsfangs, war aber schon zu sehr mit ihrer Repräsentationspflicht beschäftigt, als daß sie sich aus der Haltung hätte bringen lassen.

Während dessen war der Wagen angelangt. Es war Doktor Louis Duttmüller, der seine Antrittsvisite machte. Er hatte es für notwendig und anständig gehalten, dazu im Doktorwagen vorzufahren. Da er nun noch keinen Doktorwagen hatte, so hatte er sich den Landauer, ein Gefährt zweifelhaften Charakters, von Frige Poplitz und den alten Franz von Happich geborgt. Er selbst hatte sich hochsein angezogen, einen funkelneulernen Cylinder aufgesetzt, brandrote Handschuhe an den Händen und tadellose Bügelfalten in den Weintleibern. Da es mit Klapphorn zu lange dauerte, und eine weiße Schürze schneller umgethan ist, als ein blauer Frack angezogen wird, so empfing Auguste den Doktor, geleitete ihn in den Vorraum und trug seine Visitenkarte auf dem neuisilbernen Teller in den „traurigen Ruhm.“ Während dessen besah sich der Doktor die Bilder an den Wänden — es waren lauter Pferde nebst Reitern in roten Fracks —, räusperte sich gründlich und brachte seinen Kragen und seine Kravatte in tadellose Verfassung.

Es war angenehm. — Doktor Louis Duttmüller trat ein, ein feierlicher Augenblick. Das vornehme Zimmer, der Kamin, die Uhr, die Bilder, die hundert überflüssigen Dinge, deren Zweck und Bedeutung dem Doktor gänzlich unbekannt waren, die vornehme Dame in schwarzer Seide mit der ablichen Nase und dem verschleierte Blick, die beiden jungen Mädchen, von denen die eine immer hübscher und feiner als die andre war, das alles imponierte dem Eintretenden sehr. Frauen sehen das, und Frauen sehen so etwas nicht ungern. Nachdem die vorgelesenen Höflichkeitsformeln ausgetauscht waren — Louis Duttmüller war darin nicht ganz korrekt gewesen, aber man durfte es mit seiner bevorzugten Stellung, der eines Arztes, entschuldigen —, setzte man sich. Die gnädige Frau nahm die Leitung des Gesprächs in die Hand. Es war ihr sehr interessant, mit einem jungen Mediziner, natürlich einem solchen, der in der modernen Medizin bewandert war, in Beziehung zu treten. Mit dem alten Doktor Blume war doch gar nichts anzufangen, einem gänzlich verbauerten Menschen, der ihr einmal Kamillenthee (und offenen Leib, aber das verschwieg die Gnädige) empfohlen hatte, wo sie mindestens auf Migränin, Hämatozen oder Antipyrin gerechnet hatte. Ich bitte Sie, sagte die gnädige Frau, Kamillenthee! den man heutzutage keinem Dienstmädchen mehr anbieten darf, geschweige denn einer Dame von Stande.

Doktor Duttmüller war sich zwar nicht darüber klar, woran die gnädige Frau gelitten hatte, glaubte aber behaupten zu können, daß Kamillenthee in der neuern Medizin nur die Bedeutung eines Palliativs habe.

Nicht wahr! rief die gnädige Frau.

Dagegen werde jetzt, fuhr der Doktor fort, indem er eine ernst-wissenschaftliche Miene annahm, mit Vorliebe salicylhaures Natron die Dosis von 0,25 bis 0,5 Gramm gegeben. Neuster Zeit bevorzuge man auch Trional, Methylen, Kolanin, Spermin, Salophen, Sanguin, Sanoje, Ferropyrin, Carniferriu, Analgen und andre Mittel.

Wie interessant!

Gnädige Frau leiden an —?

Ich habe ein allgemeines Leiden. Und niemand glaubt es mir, wie sehr ich leide. Und dazu nicht einmal ein Arzt, der Verständnis hat. Finden Sie nicht, daß die deutschen Ärzte zu — zu schwerfällig sind? In England bekommt man alles in der Apotheke, für jedes Leiden eine besondere Pastille. Und die Herren Ärzte drüben sind so nett und lassen mit sich reden. Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß die deutsche Medizin noch große Fortschritte machen muß, um dahin zu kommen, wo man in England schon längst ist?

Doktor Duttmüller beeilte sich, seine volle Zustimmung auszusprechen und die Hoffnung zu äußern, daß die deutsche Medizin sich in erfreulicher Weise modernisieren werde. Er z. B. gehöre durchaus zu den Modernen.

Inzwischen war Klapphorn im blauen Frack und mit weißen Handschuhen, die er in der Eile über die schmutzigen Hände gezogen hatte, erschienen und hatte sich mit blödsinnigem Ausdruck im Gesicht neben der Thür aufgespanzt. Die gnädige Frau winkte ihm bedeutungsvoll mit der Vorgnette zu, worauf er verschwand und gleich darauf mit der „ollen Pfeiffache“ ankam, Theetassen, Theeztrakt, Wasserkessel, und was sonst dazu gehörte. — Sie müssen sich schon gefallen lassen, sagte die gnädige Frau in ungewöhnlich leutseligem Tone, da Sie zu unsrer Theestunde gekommen sind, eine Tasse Thee anzunehmen. Alice, bitte.

Alice bereitete den Thee, und Klapphorn wartete seines Amtes. Herr Doktor Louis Duttmüller war die Sache nicht recht geheuer. Die ganze Geschichte war ihm überaus fremdartig, und er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Nachdem er aber seinen Hut glücklich losgeworden war, ging's ja halbwegs, und die gnädige Frau half liebenswürdig über kleine Verstöße hinweg. Alice hatte sich zu Mama gesetzt und hörte dem zu, was der Herr Doktor über Mikroorganismen und die Serumtherapie auseinandersetzte. Er sah auch gar nicht so übel aus, man hätte ihn sogar einen schönen Mann nennen können. Und er schien ja auch durchaus „anständig“ zu sein. Der Herr Oberstleutnant war auch erschienen, hatte den neuen Arzt begrüßt und sich dann zerstreut und verstimmt im Hintergrunde in einen Lehnstuhl gesetzt. Ellen beugte sich über die Lehne des Stuhls und sagte leise: Pa, schimpfe nicht.

Pa versuchte zu lächeln und erwiderte: Schnucki, ich sage ja kein Wort.

Zawohl, du schimpfst. Pa, gestehe!

Was soll ich denn gestehn?

Pa, du hast Sorgen. Sei ganz still, ich weiß es. Du hast mehr Sorgen, als du merken lassen willst. Und daran ist York schuld und die Mama, die ja mit ihrem York rein närrisch ist.

Ja, das weiß Gott, seufzte der Oberstleutnant.

Pa, sage mal, alle Welt verdient Geld, warum verdienen wir nichts?

Gelleute sollen keine Geschäfte machen.

Ach Unsinn! Aber beim Juden Geld pumpen, das dürfen sie! Ich halte nun gerade das Pumpen für unedel. — Pa!

Was dann, Schnucki?

Alle Welt verdient Geld vom Kaltwerke, warum wir nicht?

Ja wenn wir das könnten! Ich soll wohl meine Tinte an den Direktor verkaufen? Was meinst du, würde Mama dazu sagen!

Ach Mama! Mama kommt hier nicht in Frage. Mama will bloß Geld haben, und wir müssen sehen, wie wir es verdienen. Pa, ich will dir was sagen, geh doch auch unter die Industriellen. Mit der Landwirtschaft ist doch so wie so nichts los. Aber mit Bergwerken, Mineralien, Chemie, damit ist etwas zu machen.

Kind, man muß das verstehen.

Was ist da weiter zu verstehen? Und was man nicht weiß, das lernt man. Pa, du hast doch keine schönen Kalksteinbrüche am Kirschberge, die ganz tot daliegen. Verlaufe doch den Kalk ans Werk. Und wer weiß, was sich sonst noch findet.

Der Oberstleutnant fuhr mit einem Rucke herum und rief: Donnerwetter. — Die gnädige Frau hob stumm beschwörend die Vorgnette hoch. — Schnucki, du bist ein Teufelsmädel. Herr Gott von Frankreich, wenn ich bedenke, was diese Herren von der Industrie verdienen. Das Geld liegt auf der Straße, man muß nur lernen, es zu erkennen. Schnucki, wir gehn zu den Industriellen über.

Damit lehrte die gute Laune zurück. Der Herr Oberstleutnant wurde gesprächig, schnippte mit den Fingern und summite eine fidele Melodie, was alles mögliche bedeutete nach der kaum überstandnen Prüfung, die ihm seine Gnädige eben bereitet hatte.

Der Herr Doktor erhob sich, um sich zu empfehlen; die Lage nahm wieder einen feierlichen Charakter an. Leider wurde der Abschied in betäubender Weise

gestört. Denn als der Doktor aus der Thür trat, um mit Würde abzufahren, war der Wagen nicht da. Der alte Franz, Happichs alter eigenfinniger Gaul, hatte eine Viertelstunde gewartet und war dann mit Seelenruhe davongegangen, ohne sich weiter um die Einreden des Knechtes zu kümmern. Das half denn nun nichts. Der Doktor mußte zu Fuß abziehen in dem niederdrückenden Bewußtsein, daß man seinen mißratnen Abgang von der Bühne vom Fenster aus beobachte.

Die gnädige Frau versammelte natürlich ihr Haus um sich, um ein Urtheil über den Doktor Duttmüller festzustellen. Wie gefällt euch der neue Arzt? fragte sie. Keine Antwort. Ellen rümpfte ein wenig die Nase.

Du hast doch natürlich wieder etwas auszusprechen? fragte Alice.

Ellen befaß sich eine Weile und sagte nachdenklich: Ich glaube, er ist mit dem Messer.

Aber Ellen!

Am nächsten Tage verreiste der Herr Oberstleutnant in Geschäften. Von solchen Geschäftsreisen pflegte er in der allerschlechtesten Laune wiederzukommen, denn die Geschäfte pflegten darauf hinanzulaufen, Geld zu schaffen, was keine angenehme Sache ist. Diesmal aber kehrte er in vergnüglicher Stimmung heim. Und diese hatte ihren Grund in einer großen Kiste, die hinten am Wagen aufgeschnallt war, und die chemische Geräte, Chemikalien und Bücher enthielt. Die Tintenflüche wurde also schnelligst geräumt; alle Tintenfonten wurden in einen großen Schwefelsäureballon geleert, und diese Riesensflasche wurde in den Winkel gestellt. Darauf wurde mit Hilfe von Klapphorn und einigen Handwerkern aus dem Dorfe ein vollständiges chemisches Laboratorium eingerichtet. Es dauerte nicht lange, so hatte die alte Waschlüche durch die Retorten, Kochflaschen, Reagenzgläser, Kühlrohre, Statuen und Spirituslampen ein sehr gelehrtes Aussehen gewonnen. Alle diese Dinge waren von einem jungen Chemiker mit Sachkenntnis angeschafft und von dem Herrn Oberstleutnant mit Fleiß und Geschmack aufgestellt worden. Besonders standen die Büchsen mit den Chemikalien auf ihren Regalen in so peinlich genauer Reihe, wie es kein Apotheker besser hätte machen können. Draußen an der Thür war eine Tafel mit der Inschrift: Verbotener Eingang angebracht. Hier konnte man nun den Herrn Oberstleutnant und Ellen alle Tage arbeiten sehen. Bisweilen erschien die gnädige Frau, die sich um das Verbot leider nicht kümmerte, und besah die Geschichte durch ihre Vorgnette mit zerstreuten Blicken wie etwas, was einen vollwertigen Menschen gar nicht interessiren könnte, und wurde erst dann lebendig, als sich in Ellens Kleidern anfangen Säuresiedeln zu zeigen. Es gab also eine länger ausgespinnene Auseinandersetzung, und von da an laborirten der gnädige Herr und gnädiges Fräulein in grauen Leinwandlitten.

Solange bei dem Herrn Oberstleutnant der Eifer währte. Und das war nicht allzulange. Denn er mußte die betrübende Erfahrung machen, daß die Chemie eine ganz niederträchtig kon—sue Wissenschaft sei, und er kam zu der Überzeugung, daß es von einem Menschen, der nicht ein geborner Apotheker sei, nicht verlangt werden könne, alle die Formeln und den ganzen Kram im Kopfe zu behalten, und daß es im Grunde fürchtbar egal sei, ob ein Salz oder eine Sauce ein Atom Säure mehr oder weniger habe. Er kehrte also zu seinen Munkeln zurück. Dagegen fuhr Ellen fort, in den Büchern zu studieren, zu schreiben und zu experimentieren. Manchmal, wenn man glaubte, sie sei im Walde und pflüde Blumen, saß sie in irgend einem verborgnen Winkel und studierte. Als sie Papa einmal bei dieser Beschäftigung fand und fragte: Schnucki, warum spielst du nicht mit den andern Lawntennis? antwortete sie sehr ernsthaft: Pa, wir haben keine Zeit, wir müssen viel lernen, um es endlich zu etwas zu bringen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die soziale Bearbeitung der Diensthofenfrage. Man erinnert sich vielleicht, daß vor einiger Zeit das Verhältnis von Herrschaften und Diensthofen in Berlin von einem Herrn Doktor Stillich sozial bearbeitet worden ist. Zu diesem Ende hatte der genannte Herr Versammlungen berufen und Fragebogen an Herrschaften und Diensthofen versandt. Das Material, das ihm die Beantwortung dieser Bogen brachte, hat er nun „wissenschaftlich“ bearbeitet und in einem Buche veröffentlicht, mit dem sich kürzlich der Verein Berliner Diensthofen und Dienstherrschaften beschäftigt hat. In der fraglichen Versammlung war auch Herr Doktor Stillich erschienen, um sich bitter zu beklagen, daß sein Buch von sämtlichen Zeitungen schlecht behandelt, das heißt entweder totgeschwiegen oder heruntergerissen sei. Es wurde festgestellt, daß in der That nur der „Vorwärts“ Worte der Anerkennung für die Arbeit gehabt habe.

Das ist ja sehr schade und ein höchst betrübendes Zeichen, das erkennen läßt, auf wie tiefem sozialwissenschaftlichem Standpunkte diese Herren Redakteure stehen. Aber seien wir auch nicht ungerecht. Redakteure sind gewissermaßen auch Menschen. Man kann es ihnen nachfühlen, wie unangenehm sie berührt sind, wenn sie abgehetzt und nervös nach Hause kommen und Tag für Tag mit Klagen über die Diensthofen von der lieben Frau empfangen werden. Man kann sich denken, daß diese Stimmung nicht geeignet ist, den Anschauungen des Herrn Stillich über die beklagenswerte Lage der Berliner Diensthofen gerecht zu werden. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Redakteur und seine liebe Frau zu der Meinung kommen, daß, wenn es eine Diensthofennot giebt, unter dieser Not viel mehr die Herrschaften als die Diensthofen zu leiden haben, und daß man gegen Leute, die durch ihre sozialen Bestrebungen die Diensthofen gegen die Herrschaften aufheben, diese also belästigen und in Unruhe versetzen, eigentlich mit dem Grobenunfugparagrafen vorgehen solle. — Aber das sind gewiß unwissenschaftliche Irrtümer. Die orthodoxe Lehre gebietet die Annahme, daß der Arbeiter der Berechtigung entgegen geht, und daß er unter allen Umständen unter einem Joche leidet, daß er abzuschütteln das Recht und die Pflicht hat. Wie kann man behaupten — wie in jener Versammlung geschah —, daß die Interessen von Herrschaften und Diensthofen miteinander gehen? Die orthodoxe Lehre stellt den Grundsatz des Interessengegensatzes von Herrschaft und Diensthofe auf, und damit ist die Sache entschieden. Man braucht ja auch nur Versammlungen zu veranstalten, die nötigen Neben zu halten, und wie Herr Stillich sagte, Herrschaften und Diensthofen aufeinander loszulassen, und man wird den Interessengegensatz hervortreten sehen.

Herr Doktor Stillich hat 9000 Berliner Hausfrauen befragt, und darauf haben nur 187 geantwortet. Und von 9000 befragten Dienstmädchen haben nur 459 eine Antwort gegeben. Wir könnten das Resultat ein klägliches nennen. Wir könnten sagen, durch das Schweigen einer so großen Zahl sei bewiesen, daß man kein Interesse an Doktor Stillichs Rettungsversuchen habe, und daß die soziale Not, die er voraussetzt, gar nicht vorhanden sei. Wir könnten hinzufügen, daß die geringe Zahl von Antworten gegenüber der großen Menge derer, die nicht befragt worden sind oder geschwiegen haben, ohne alle Beweiskraft sei. Aber wir würden uns dadurch einer Verleumdung des Wesens von Statistik und Fragebogen schuldig machen. Mit Zahlen kann man alles machen. Antworten kann man in jeder Weise und zu jedem Zwecke gruppieren. Sie helfen nichts, wenn nicht von vornherein „wissenschaftlich“ feststand, was bei der Erhebung herauskommen sollte. Hier stand nun fest, daß Berliner Dienstmädchen sei die verfolgte Unschuld. Dies nun in wirksamer Weise darzustellen, dazu sind die Fragebogen da, und dazu sind sie von großem Wert, und es kommt auf die Zahl der Antworten nicht an.

Freilich einen Vorwurf können wir dem Verfasser nicht ersparen. Er hätte die einschlägige Literatur heranziehen müssen. Er durfte vor allen Dingen die „Berliner Range“ nicht übersehen, deren zweiter Band von Berliner Diensthöten handelt. Einen wissenschaftlichen Wert will ich diesem Buche nicht gerade zusprechen, doch ist ihm eine große zeitgenössische Bedeutung nicht abzuspüren, da von ihm, wie auf allen Bahnhöfen zu lesen ist, mehr als eine halbe Million Exemplare abgesetzt worden sind. Wenn aber gefragt werden sollte, ob man denn wisse, wer hinter den in dem Buche auftretenden Dienstmädchen stecke, und ob ihre Äußerungen über ihre Herrschaften berechtigt seien, so ist zu antworten, von den 459 Antworten der befragten Diensthöten weiß man es auch nicht.

Herr Doktor Stillich hat festgestellt, daß 89 Prozent der Dienstmädchen daselbe Essen erhalten wie die Dienstherrschaft. Welchen Schluß ziehen wir hieraus? Daß die Ernährung der Dienstmädchen befriedigend sei? Keineswegs. Der Mann, der auf dem Bureau sitzt, die Frau und die Töchter des Hauses, die den ganzen Tag nichts thun, sind leicht gesättigt; solange also das Dienstmädchen, das alle Arbeit thut, nicht eine kräftigere Kost erhält als die Dienstherrschaft, und solange diese Kost nicht so reichlich bemessen ist, daß sie auch für den zugehörigen Soldaten ausreicht, kann von einem befriedigenden Stande der Ernährungsfrage nicht die Rede sein. Nein, man muß über entsetzliche Verhältnisse klagen, man muß es, wie Herr Doktor Stillich thut, als die Regel hinstellen, daß ein Dienstmädchen bei einer Frau Geheimrat von sechs Uhr früh bis abends zehn Uhr anstrengend arbeiten muß, daß sie bei der Kündigung von der gnädigen Frau eine Ohrfeige bekommt und von der Polizei auf ihre Beschwerde hin noch obendrein eingesperrt wird. Man muß durch Fragen die gemißhandelte Diensthötenerschaft zum Bewußtsein ihrer Lage bringen. Ein Dienstmädchen stellte die Forderung, das viele Prügel muß aufhören. Sie habe in Naumanns „Hilfe“ gelesen, daß manchmal der Hund besser gehalten werde als das Dienstmädchen. Man sieht also, dieses Mädchen würde nicht zu dem Bewußtsein gekommen sein, daß sie zu dem Geschlechte der geprügelten Kreaturen gehöre, wenn es ihr nicht gesagt worden wäre. Wir haben es mit Nahrung gelesen, wie warm man sich in jener Versammlung des Rechts der Diensthöten, ihren abendlichen Ausgang zu haben und ihre Liebchaften zu pflegen, angenommen hat. Mag man den wissenschaftlichen Wert des Stillichschen Buchs einschätzen, wie man will, der agitatorische steht außerhalb allen Zweifels. Leider ist das Buch zu teuer. Aber man empfiehlt einen Auszug für zehn Pfennige, worin die Schlager des Buchs dicht zusammengedrückt werden könnten, herauszugeben und in die Hände der Dienstmädchen gelangen zu lassen. Sehr gut. Man wird sich damit um das Vaterland verdient machen.

Ach ja, es wird nachgerade schwer, einen noch unbearbeiteten Gegenstand zu finden, den man sozialwissenschaftlich verwerten kann, um dadurch berühmt zu werden. Eins ist noch nicht geschehn — wir möchten die Aufgabe Interessenten empfehlen —: die sozialwissenschaftliche Ertundung der Lage der Vagabunden. Die Aufgabe hat ihre Schwierigkeiten, da man für Vagabunden feste Adressen nicht erhalten kann. Man muß die Beantwortung protokolllarisch selbst niederschreiben. Man muß, nachdem der Herr Gendarm hinter einem Frühstück festgelegt worden ist, an den Dorfeingängen Tische aufstellen und diese Tische mit Getränken ausstatten. Man muß durch freundliches Entgegenkommen das Vertrauen dieser armen, vom Klassenstaat ausgestoßen, der Verelendung verfallenen, gemißhandelten, von den Thüren abgewiesenen, mit Hunden geheuten, mit Schimpfworten überschütteten und mit Pfennigen abgessenen Menschen durch Verabfolgung von Getränken zu gewinnen suchen. Dann geben sie jede Antwort, die man haben will. Nur eine Frage darf nicht gestellt werden: Was denken Sie über Arbeiten? Bei dieser Frage würden sie mit Witzeschnelle spurlos verschwinden.



Litteratur

Ranua Samoa! Samoanische Reiseſkizzen und Beobachtungen von Richard Dedden. Mit einem Nebelbild von Hans Deiters, Düsseldorf. Oldenburg, Gerhard Stalling

Samoa, das einst so heiß begehrt, mit großen Opfern errungne und dann sofort nach deutscher Sitte kritisch heruntergeſetzt und geringgeſchätzt, iſt trotz alledem noch ſo wenig bekannt, daß man gern eine Schilderung und Würdigung zur Hand nimmt, die von vertrauenswerter Seite kommt. Auf den erſten Blick befremdet die ſonderbare Miſchung von Poeſie und nüchternen Erwägung in dem vorliegenden Werkchen. Wer aber auch nur die Einleitung lieſt, den nimmt bald der ehrliche, warme Patriotismus und eine großdenkende Welt- und Menſchenbetrachtung für den Verfaſſer ein, und niemand wird es bedauern, das Buch zu Ende geleſen zu haben. Die Kapitel: Ein Jahr deutscher Herrſchaft, Mataaſa, Die Kolospflanzung Malſanua, Die Zukunft Deutsch-Samoas mögen beſonders denen empfohlen ſein, in deren Vegeſterungsbecher enttäuſchende Tropfen irgend einer peſſimiſtiſchen Beurteilung unſrer jüngſten Kolonie gefallen ſind. Die Lebensfragen Deutsch-Samoas — Arbeiterkräfte, Haſen und Dampfverbindungen — ſind äußerſt nüchtern beſprochen. Unter den andern Kapiteln ſind einige, die ſehr eingehende Mitteilungen über das Leben und Arbeiten der Weißen auf Samoa enthalten; ſie werden ſich denen nützlich erweiſen, die nach Samoa auswandern wollen, und wir hoffen, daß ſich einige Leſer, die geſund genug ſind und ein paar tauſend Mark daran ſetzen können, dazu entſchließen. Wäre ich nicht „über die Jahre hinaus,“ würde mich dieſes erfreuliche Büchlein für die Auswanderung nach Samoa begeistert haben.

Unſre Marine in China. Eingehende Darſtellung der Thätigkeit unſrer Marine und der Seebataillone im erſten Abſchnitt der Chinawirren von A. von Müller, Oberleutnant im 1. Hanſeatiſchen Infanterieregiment Nr. 75. Berlin, Liebelsche Buchhandlung

Für ernſte Leſer ein vortreffliches Buch, überhaupt eines der patriotiſch-anregendſten des vergangnen Jahres. Durch Originalbeiträge von Mitkämpfern und Augenzeugen, unter andern vom Oberleutnant Graf von Soden ergänzt, will es eine hiſtoriſch treue und eingehende Darſtellung der deutſchen Kämpfe in China geben, an denen Marine und Seebataillone beteiligt waren. Die Darſtellung iſt einfach, verſtändlich, warm, auch Knaben zugänglich, die über die gewöhnlichen Jugendſchriften hinausgewachſen ſind. Unſre männliche Jugend kann nicht früh genug mit den rühmlichen Leiſtungen unſrer Armees und Marine bekannt gemacht werden, da die herunterſinkenden, nürgekluden, jede Begeiſterung verhöhrenden Zeitungen gewöhnlichen Schläges heutzutage viel zu viel in ihre Hände kommen. Hier iſt ein Buch, das gegen ſolche zerſetzenden Einflüſſe mit geſchichtlichen Thatſachen wirken kann, es ſei deſhalb auch für reifere Knaben empfohlen. Übrigens haben ſeine Beiträge von Augenzeugen urchundlichen Wert; es muß nur bebauert werden, daß ſie nicht beſſer nach Urſprung und Abfaſſungszeit gekennzeichnet ſind.

Himmelskunde und Weiſſagung. Von Wilhelm Förſter. Berlin, John Edelman, 1901

Auf dieſes kleine, aber ungemein geiſtvoll und mit einer wohlthuenden Herzenswärme geſchriebne Buch des Berliner Aſtronomen möchten wir die Aufmerkſamkeit unſrer Leſer lenken. Wer den tieſen, weltgeſchichtlichen Sinn des ergreifenden Ausruſſs Hauſſs verſtehn will: „Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen,“ leſe dieſe Schrift, die Schilderung des Herausbringens des menſchlichen Geiſtes aus aſtologiſcher Wirrnis. Wallenſteins und Keplers, der großen Aſtologen des ſieb-zehnten Jahrhunderts, Gedanken und Beziehungen erfahren darin eine beſonders eindringende Beleuchtung.

Berichtigung. In dem Artikel von H. Kreisſchmar in Heft 2 „Beethoven als Märtyrer“ ſind leider ein paar Satzfehler untorrigiert geblieben. Es muß S. 81, 3. 15 heißen: milden Augen; S. 85, 3. 27: der unſer Zeitalter; S. 87, 3. 27: 1810, und 3. 29 Tamino.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Das Vorgehn Rußlands gegen Persien

Iie Russen bauen ihr Reich nach allen Seiten aus. Zudem sie sich auf das solide Fundament einer urwüchsigcn Volkskraft stützen können, gehn sie beharrlich durch die Jahrhunderte auf die Erfüllung des großen Entwicklungsprogramms los, dessen weitgestecktes Endziel die Herrschaft über ganz Asien ist. Die organisationslosen, morschen Reiche an den Grenzen, deren nomadisierende, halb wilde Bevölkerung jederzeit genügenden Anlaß zu Grenzstreitigkeiten giebt, zerbröckeln und verschwinden.

Der russische Doppelaar breitet seine Schwingen weiter aus; nicht gehemmt durch die kriegerischen Kaukasusvölker, durch die Wüsten und Steppen Zentralasiens, in deren Schutz sich die Chanate von Chiwa und Buchara einst sicher gefühlt hatten, wird sein Flug auch über Persien und Indien gehn.

Zum Verständnis des Vorgehns Rußlands gegen Persien ist es notwendig, sich zuerst über die Annäherung Rußlands an die persische und die afghanistanische Grenze klar zu werden, da diese Kämpfe die nationale Ansicht der Perser über Rußland beeinflusst haben. Denn nicht nur die Siege Rußlands gegen Persien, sondern hauptsächlich die stetigen Erfolge in Zentralasien, die Schlag auf Schlag seit vierzig Jahren folgten, haben Rußland in den Augen aller Asiaten unüberwindlich, unbefieglich gemacht.

Weiter ist die Politik Englands, des Beherrschers Indiens, zu berücksichtigen, des einzigen Rivalen Rußlands in Persien; denn der Erfolg des einen bedeutet immer einen Mißerfolg des andern, der Mißerfolg des einen ist aber einem doppelten Erfolg des andern gleichzustellen.

So sehen wir nun, wie sich Englands Einfluß, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Persien maßgebend war, immer mehr verminderte, während Rußland durch seine erfolgreiche und sichere Politik, mit der es jedes Ziel durchsetzte, in Persien einen ausschlaggebenden Einfluß in allen politischen Angelegenheiten des Landes erhielt.

Mit der Vergrößerung des Reichs nach Osten, das heute ja bis zu den eisfreien Häfen des Großen Ozeans durchgeführt ist, fand gleichlaufend ein Vorgehn nach Südosten statt.

Das Vordringen in dieser Richtung begann im Jahre 1568, indem die Kosaken, durch den Fischreichtum der Wolga, des Ural und des Terek angezogen, an diesen Flüssen Kolonien gründeten. Die erste Grenzlinie wurde von Peter dem Großen im Jahre 1694 festgelegt. In den beiden folgenden Jahrhunderten ist nun ein unaufhaltbares Vorschieben dieser Grenzlinie teils auf friedlichem, teils auf kriegerischem Wege vollführt worden, zeitweilig gehemmt durch den Widerstand der Kaukasusvölker, deren östlicher Teil im Jahre 1859 und deren westlicher Teil 1864 unter russische Herrschaft kam. Schon im Jahre 1722 machte Rußland seinen ersten Kriegszug gegen Persien und besetzte Baku und Derbent mit den dazu gehörigen Provinzen. Im Jahre 1771 wurde Kutais annektiert und dadurch die russische Herrschaft auch am Schwarzen Meere auf die südliche Seite des Kaukasus ausgedehnt, 1783 dann das Kubangebiet unterworfen, Kaoneten und Kartalinen unter russische Oberhoheit gestellt, und nach dem zweiten Kriege gegen Persien konnte 1796 Grusien einverleibt werden. Diese Eroberungen wurden durch den Vertrag von Gulistan im Jahre 1813 bestätigt, wo Rußland von Persien die Provinzen Georgia, Imeritia, Mingrelia, das persische Daghestan, Schirvan, Ganjeh, Karabagh, Teile von Talish, sowie die Häfen von Baku und Derbent offiziell abgetreten erhielt. Außerdem wurde Persien verboten, Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meere zu halten. Nach dem dritten Kriege mit Persien im Jahre 1828 wurden Rußland im Vertrage von Turkomanchai die Gebiete von Erivan, Rakhschivan (einschließend das armenische religiöse Zentrum Schmiadzu) zugestanden.

Nach Süden hatte man nun das türkische Kleinasien und Persien als Nachbarn. Die ununterbrochenen Kämpfe im Kaukasus endeten im Jahre 1864 mit der völligen Untwerfung der Kaukasusvölker. Die folgende Zeit wurde von Rußland mit der Russifizierung, Kultivierung und militärischen Besetzung des Landes ausgefüllt. Heute verbindet eine Eisenbahn Baku mit dem europäischen Eisenbahnnetz Rußlands und mit Tiflis und Batum. Hunderte von russischen Schiffen verkehren auf dem Kaspischen Meer und auf der Wolga, sodaß das europäische Rußland und auch Zentralrußland durch gute Verkehrsmittel mit den zentralasiatischen Besitzungen in Verbindung gebracht sind. Alle einstmaligen Hindernisse sind überwunden worden, und Rußland hat sich hier zwischen Kaspischem und Schwarzem Meer eine Basis geschaffen, auf der es mit Sicherheit weiter bauen kann. Die bedeutende Truppenmacht, die Rußland im Militärbezirk Kaukasus unterhält, zeigt am besten, daß Rußlands Absichten in dieser Richtung noch lange nicht befriedigt sind, denn um diesen beiden Nachbarn gegenüber den status quo unter allen eintretenden Verhältnissen zu erhalten, ist eine solche Ansammlung von Truppenmassen wohl nicht nötig. —

Schon im siebzehnten Jahrhundert wurden von Rußland mehrere Handelsmissionen nach Zentralasien geschickt, um den Handelsverkehr mit diesen Völkern anzuknüpfen. Aber erst Peter der Große gab den grundlegenden Gedanken. In der Hoffnung, seinem Volke den Handelsweg nach Indien geben zu können, sandte er im Jahre 1714 den Escherkessfürsten Bekowitsch mit einer Expedition nach Zentralasien mit dem Befehl, Chiwa, Buchara und Taschkent zu erreichen

und den Handelsweg nach Indien aufzufuchen. Die Expedition wurde jedoch von den Chiwesen überlistet und ging vollkommen verloren.

Das eigentliche Vordringen der russischen Herrschaft östlich vom Kaspischen Meer in südöstlicher Richtung begann im Jahre 1731, wo sich die kleine Kirgisenhorde unterwarf. Ihr folgte im Jahre 1738 die mittlere Kirgisenhorde. Hierdurch wurde alles Gebiet nördlich vom Aralsee bis östlich zum Irtysh russisch. Allmählich wurde nun, ebenso wie zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer und wie am Amur unter Ansiedlung von Kosaken und Anlage befestigter Stützpunkte weitergeschritten.

Als sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Teil der zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere wohnenden Turkmenen unterwarf, wurde zu ihrem Schutz und um festen Fuß in diesen transkaspischen Gebieten zu fassen, das Fort Novo Alexandrowskoje am Eingang der Kaidakbucht gegründet. Den Plan, von hier aus eine feste Grenze durch Aufwerfen eines Grenzwalls zu bilden und sich somit defensiv gegen die Wüstenstämme abzuschließen, ließ man bald wieder fallen, da die langen, ergebnislosen Verhandlungen mit Chiwa über die Auslieferung der russischen Gefangenen Rußland zwangen, gegen Chiwa vorzugehen. Zu diesem Zwecke wurde im Herbst 1839 eine Expedition unter General Perowski ausgerüstet, die aber wegen mangelhafter Vorbereitung nach Orenburg zurückkehren mußte. Hierdurch erhielt die Ansicht, daß der Rand der Wüsten die natürlichste Grenze sei, viele Anhänger.

Im Jahre 1846 wurde die große Kirgisenhorde in den russischen Unterthanenverband aufgenommen. Seit ihrer Unterwerfung war ein Zurück für Rußland nicht mehr möglich, die Grenzlinie ging nun mitten durch den Bereich der Wüsten und konnte keinesfalls dauernd beibehalten werden. Kaiser Nikolaus I. befahl darum, als festen Punkt am Ssyr Darja und Aralsee die Feste Rainskoje anzulegen. Im Jahre 1853 wurde dann Ak Metſchet von Perowski genommen, und 1854 Wjerny angelegt und der Bezirk Semipalatinſk gegründet.

Mit der Unterwerfung der Kirgisen hatte man auch deren Sicherung gegen ihre Nachbarn übernommen. Bei den räuberischen Gewohnheiten dieser Völker konnte es den Russen an Grund zum Einschreiten nicht fehlen, sobald sie gut vorbereitet waren und die Zeit dafür für günstig hielten. Rußland war also auch hier so glücklich, durch seine geographische Lage befähigt zu sein, seine Grenzen beliebig, teils mit Recht, teils unter dem Schein des Rechts, weiter auszu dehnen und sich so aller Gebiete zu bemächtigen, die ihm eine Basis für seine spätern Absichten auf Persien und Indien geben. So sehen wir nun, nachdem die Kämpfe im Kaukasus und der Krimkrieg im Anfang der sechziger Jahre beendet sind, wie es Schritt für Schritt weiter vorrückt, sich seine Etappenstraßen baut und die entscheidenden Schläge mit Erfolg führt. —

Die Kämpfe mit den Kosaken in den Jahren 1860, 1863 und 1864 endeten mit der Eroberung der Hauptstadt Tachkent, der größten Stadt Mittelasiens, im Jahre 1865. Die Forderungen des Emirs von Buchara, diese Gebiete, auf die er Anspruch machte, zu räumen, wurden durch einen Feldzug gegen ihn beantwortet. Romanowski nahm 1866 im Thal der Ssyr Darja die festen

Plätze Chobschent, Ura Tjübe Saamin, Dschifaf, und Rußland erhielt in den Friedensverhandlungen alles Eroberte und errichtete das Generalgouvernement Turkestan, das aus den Gebieten Sjur Darja und Semirätchensk (beinahe doppelt so groß wie Deutschland) bestand. Im Jahre 1868 begann der Krieg mit Buchara aufs neue, da die islamitische Bevölkerung den Chan zum heiligen Krieg zwang. General von Kaufmann eroberte Samarkand, schlug das bucharische Heer mehrmals vollständig und erhielt im Frieden das Gebiet von Samarkand, das unter das Generalgouvernement Turkestan gestellt wurde. In demselben Jahre wurden Krasnowodsk und Michailowsk an der südöstlichen Küste des Kaspischen Meeres gegründet und besetzt. Persiens Protest gegen die Besetzung dieses unter der Oberhoheit Persiens stehenden Gebiets wurde nicht berücksichtigt, sondern man ging noch weiter nach Süden vor, da die hier wohnenden Turkmenen die russischen Fischereiansiedlungen überfielen und zerstörten. Im Jahre 1871 wurde die ganze Küste bis zum Urtrek von Rußland besetzt, und dieser Fluß als Grenze gegen Persien festgelegt. Im Jahre 1872 schlug Martafow die Achal-Teke-Turkmenen vollkommen, wurde aber bei seinem Vordringen in die Turkmenensteppe mit schwerem Verlust zurückgewiesen. Deshalb mußte eine Expedition gegen Chiwa, das sich hierbei beteiligt hatte, das Ansehen Rußlands wiederherstellen. In vier Kolonnen rückte General von Kaufmann im Jahre 1873 von Turkestan und vom Kaspischen Meer aus gegen Chiwa vor, besetzte es und machte es zum Vasallenstaat Rußlands; ungefähr 95 000 Quadratkilometer wurden dem Zarenreiche einverleibt.

Nachdem sich im Jahre 1875 die Tekke-Turkmenen freiwillig unterworfen hatten, wurde aus dem Gebiet zwischen dem Kaspischen Meer, dem Aralsee, Chiwa und Persien der Verwaltungsbezirk Transkasprien organisiert, dessen Größe etwa 325 000 Quadratkilometer war. Die Kämpfe, die 1875 und 1876 gegen das aufständische Kokan geführt wurden, endeten mit der Besetzung des Chanats, das als Gebiet Fergana dem russischen Reiche zugeführt wurde; rund 93 000 Quadratkilometer. Die Unterwerfung der benachbarten Kara-Kirgisen bringt Rußland in diesem Jahre zum erstenmal auf das Hochland des Pamir.

Da die Tekke-Turkmenen, die sich im Jahre 1875 unterworfen hatten, ihr räuberisches Verhalten den russischen Ansiedlungen gegenüber nicht änderten, sah sich Rußland gezwungen, eine Expedition unter Komarin gegen Geof Tepe vorzuschicken. Diese wurde jedoch im Jahre 1878 zurückgeschlagen. Dieser Mißerfolg hatte wieder die Bildung einer Expedition zur Folge, die unter Skobelew Geof Tepe und Achabad nach schweren Kämpfen nahm. Die Annexion dieser Gase sah Persien als einen Eingriff in seine Rechte an, es war zwar nie imstande gewesen, ihre Raubzüge weder in fremdes noch in sein eigenes Gebiet zu verhindern, aber es betrachtete sie doch als seine Unterthanen. Eine Einigung wurde aber bald zu Gunsten Rußlands erzielt, und der Vertrag wurde am 21. Dezember 1882 in Teheran unterzeichnet. Eine Expedition auf den Pamir im Jahre 1892 unter dem Oberst Janow brachte Rußland die Gebiete von Schugnan und Roschan ein, sowie alles Land östlich bis zur chinesischen Grenze.

Hiermit endeten nun die großen russischen Expeditionen in Zentralasien;

im Jahre 1887 wurde das russische Gebiet weiter vergrößert, indem Merv besetzt wurde, nachdem die Merv-Turkmenen um Aufnahme in den russischen Unterthanenverband gebeten hatten. Dies war wieder ein schwerer Schlag für Persien. Denn wenn auch hier die persische Oberhoheit nur dem Scheine nach vorhanden war, so war sie doch mehrfach von den Tekkes anerkannt worden.

In den nun folgenden Grenzregulierungen wurde noch manches Stück Persiens in russische Gewalt gebracht, denn die hierbei besetzten Gebiete südlich vom Kopet Dagh, sowie die Gebiete von Kulkalah, Gernah und Kelta Chenar waren rein persische Landesteile. Das langsame russische Fortschreiten an dieser Nordgrenze Persiens soll auch jetzt noch nicht zum Stillstand gekommen sein. Da man in dieser Beziehung den persischen Beschwerden wohl Glauben schenken darf, soll russischerseits die festgelegte Grenze sehr oft Änderungen zu russischem Vorteil unterworfen sein. Wenn nun auch seit dem Vertrag von Turkomanchai keine Feindseligkeiten mehr vorgekommen sind, und offiziell kein Gebiet mehr abgetreten wurde, so muß man doch bei diesen Eroberungen östlich vom Kaspiischen Meer in Betracht ziehen, daß sie zum Teil einst persisch waren oder unter persischer Oberhoheit standen. Andererseits muß man zwar auch zugeben, daß Rußland Persien manchen Dienst erwiesen hat. Denn nach der Eroberung von Chiwa, Geol Tepe und Merv befreite Rußland mehrere tausend Gefangene und überlieferte sie der persischen Regierung. Weiter machte es durch die Unterwerfung der Turkmenen diese Stämme sesshaft und befreite so die nördliche Grenze Persiens, die seit Jahrhunderten unendlich unter deren Raubzügen gelitten hatte, von den Einfällen dieser räuberischen Nachbarn. Sodann stellte es die Herrschaft der persischen Zentralregierung in diesen nördlichen Landesteilen her, da die persische Regierung im Vertrauen auf die nun besiegten feindlichen Nachbarn an den Grenzen auch Vertrauen zu sich selbst gewann. Wenn auch dies alles einem gewissen russischen Egoismus entspringt, so steht es doch außer Zweifel, daß Rußland hier eine schwere und große Kulturaufgabe hinter sich hat, und Zentralasien allein und nur durch Rußland, indem dieses geordnete Verhältnisse hier schaffte, der Zivilisation eröffnet wurde.

Die diesen Kriegen folgende wohldurchdachte Friedensarbeit hat Rußlands militärische Stellung unantastbar gemacht, und der Ausbau der Bahn und die Anhäufung gewaltiger Truppenmassen haben ihm auch hier eine Basis geschaffen, auf der es mit Sicherheit weiterbauen kann und wird.

* * *

Während nun in Persien im Verlauf der letzten fünfzig Jahre der moralische Eindruck der russischen Erfolge unausgesetzt wirkte, und man hauptsächlich durch die Einnahme und Besiegung von Samarkand, Chiwa und Buchara, die seit Jahrhunderten in Asien als unbesiegbar gegolten hatten, und durch die Erfolge im Kriege 1877/78 gegen die Türkei, die größte mohammedanische Macht Asiens und den Erbfeind Persiens, von der Unwiderstehlichkeit dieses nordischen Nachbarn vollkommen überzeugt wurde, so war auch andererseits die

Politik Englands dazu angethan, das Wachsen des Ansehens der russischen Macht noch zu beschleunigen, sodaß, während in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der englische Einfluß in Teheran ausschlaggebend war, in der zweiten der russische vollkommen herrschend wurde. Hierzu hat hauptsächlich die sehr verschiedene Politik beider Völker beigetragen.

Die Asiaten achten nur die fühlbare und greifbare Gewalt. Jedes Rückschreiten wird als Schwäche angesehen. Deshalb imponierte ihnen die Eroberungspolitik und das sichere Fortschreiten Rußlands, während sie die Politik Englands, das zufriedene mit dem Besitz Indiens seine Eroberungen nur in geringem Maße auf seine Nachbarländer ausdehnte, und wenn es Krieg führte, diesen Krieg nicht dazu ausnutzte, Eroberungen zu machen, als Schwäche auslegten. Denn was hatte England eigentlich während dieser Zeit, in der Rußland Zentralasien eroberte und seine Südgrenze in das persische Land hineinschob, erreicht? Was hatte es gethan, sein durch die Erfolge Rußlands wankendes Prestige in Persien wieder zu befestigen? Lord Curzon urteilt hierüber folgendermaßen: „Unsre Politik in Persien war immer schwankend. Wir schlossen Verträge ab, in denen wir uns selbst die größten offensiven und defensiven Verpflichtungen aufbürdeten; wenn Gelegenheit war, diesen Verpflichtungen nachzukommen, so vermieden wir jede Erfüllung und erkaufte unsern Verzicht auf die uns selbst aufgelegte Bürde. Wir haben gegen denselben Herrscher Kriege geführt und haben ihm den Hof gemacht, dieselbe Armee ausgebildet und in die Flucht geschlagen. Wir haben das persische Volk bald geliebkoßt, bald vernachlässigt. Unsre persische Politik, gleich ob sie von Interesse oder Apathie beeinflusst wurde, hat sich jederzeit durch Übertreibung gekennzeichnet, schwach in ihren Entschlüssen und unheilvoll in ihren Erfolgen.“

Während so die innere Politik Englands in Persien seinem Ansehen geschadet hatte, hatte weiter auch das militärische Ansehen der Engländer durch die afghanistischen Kriege gelitten, die ihnen trotz der großen Siege auch manche Niederlage gebracht hatten. Hauptsächlich der unheilvolle Rückzug der Armee Elphinstones von Kabul, wo sie von den Afghanen im Winter 1841/42 vollkommen aufgerieben wurden, und Ghazni zerstört wurde, blieb noch lange im Gedächtnis der Asiaten. Wenn auch im Jahre 1842 blutige Rache an den Afghanen genommen und Kabul und andre Städte verwüstet wurden, so war doch der Eindruck dieses Rachezugs nicht tief und schaffte nur für kurze Zeit Ruhe. Denn schon im Jahre 1848 verbündeten sich die Afghanen mit den Siks zu einem Kriege gegen England. Sie wurden aber in der Entscheidungsschlacht bei Gutsherat schwer geschlagen, und Pendschab, das Land der Siks, wurde dem englisch-indischen Reiche einverleibt. Anstatt nun Afghanistan zu bestrafen und zu unterwerfen, schloß man aber mit diesem ein Schutz- und Trutzbündnis, in der Hoffnung, ein Gegengewicht gegen den wachsenden Einfluß Rußlands zu haben, und wohl auch aus Furcht vor den gewaltigen Ausgaben, die ein Krieg und die Besetzung dieses kriegerischen Landes erfordern hätten.

Als sich nun Persien, von Rußland angestachelt, 1851 Herats bemächtigen wollte, mußte England zu Gunsten Afghanistans einschreiten und schloß einen

Vertrag mit Persien, worin dieses versprach, Afghanistan den Besitz von Herat nicht mehr streitig machen zu wollen. Trotzdem eroberte Persien Herat während des Krimkriegs in der Hoffnung, des Beistands Rußlands sicher zu sein, und setzte Zuffuf, den Rußland begünstigte, als persischen Vasallen ein. Dies betrachtete England als *casus belli* und besetzte 1856/57, ohne stärkern Widerstand zu finden, Bushire und die Insel Kharnak im Persischen Golf, Mahamerah und Ahwaz am Karun, sowie einen großen Teil des südlichen Persiens. Der Schah, der einsah, daß Rußland ihm keinen aktiven Beistand leisten würde, bat um Frieden, und England gab zum Erstaunen der Perser und der Welt seine ganzen Eroberungen wieder heraus. Der Schah verpflichtete sich, sich niemals wieder in die Angelegenheiten Herats einzumischen, sondern Englands Vermittlung in Anspruch zu nehmen. Außerdem wurde England das Recht eingeräumt, in allen Städten, in denen russische Konsulate wären, englische einrichten zu dürfen. Warum es nicht diesen günstigen Augenblick benutzte, sich im Persischen Golf festzusetzen, ist unverständlich, umsomehr, da andererseits dieses Zurückgehn wieder als ein Zeichen von Schwäche angesehen wurde, und man annahm, daß England nicht imstande wäre, die besetzten Plätze zu halten. Dessenungeachtet wurde im Pariser Frieden die Oberhoheit des Schahs über Herat anerkannt, und infolgedessen von diesem der Sultan Achmed Dschan als Herrscher von Herat eingesetzt. Im Jahre 1862 wurde Herat aber wieder von den Afghanen unter Doft Mohammed, dem Bundesgenossen Englands, erobert. Nach seinem hier erfolgten Tode wurden in Afghanistan lange Bürgerkriege wegen der Thronfolge geführt, in denen England versuchte, mit Hilfe von Geld sein Schutz- und Trugbündnis zu erneuern. Der Haß der Afghanen gegen die Engländer und die Schlaueit der Afghanen herrscher, die immer die Rivalität Rußlands und Englands benutzten, hat nie ein ehrlich gemeintes Bündnis zustande gebracht. Als aber England im Jahre 1877 das von Schir Ali als Provinz Afghanistan beanspruchte Belutschistan besetzte und Kwettah und Kandahar bedrohte, trat ein vollkommener Bruch und Anschluß an Rußland ein. Zweimal versuchte nun England während des russisch-türkischen Krieges Schir Ali, den Herrscher der Afghanen, durch die Pforte zu veranlassen, das russische Zentralasien anzugreifen, aber umsonst. Rußland hatte es verstanden, sich durch geschickte Ausnützung der Abneigung des Emirs gegen England den Rücken in Zentralasien frei zu halten.

Bald jedoch mußte England wieder gegen Afghanistan ins Feld ziehn, denn während die russische Gesandtschaft unter General Stoljetow in Kabul mit großen Ehren empfangen wurde, verweigerte man der englischen Gesandtschaft den Empfang. Das von den Engländern gestellte Ultimatum wurde unberücksichtigt gelassen. In drei Armeen brach man 1878 auf und besetzte, ohne viel Widerstand zu finden, Dschellalabad, das Kurumthal und den Peiverpaß, sowie Kandahar. Der Emir Schir Ali verzweifelte an seinem Erfolg und starb auf der Flucht nach Rußland; sein Sohn Jafub Khan schloß mit England im Jahre 1879 den Vertrag von Gandamak ab, durch den England das ganze Kurum- und Bischinthal, den Cheiber-, Chodschen- und Schatur Gardanpaß erhielt. In Kabul sollte ein ständiger englischer Resident sein, und

alle Beziehungen Afghanistans zu fremden Mächten sollten unter englischer Kontrolle stehn. Dagegen verpflichtete sich England zur Zahlung jährlicher Subsidien und zum Beistand im Kampfe gegen jeden Feind, der ihm im Lande ersiehn würde, und versprach weiter, Ingenieure zu senden, die die Festungen in den nördlichen Gebieten verstärken sollten. Der Erfolg, den die englische Diplomatie hier errang, war außerordentlich, da Afghanistan durch den Vertrag Vasallenstaat Englands wurde, aber er war nicht von langer Dauer. Das afghanische Volk war unzufrieden mit dem Vertrag und erschlug bei einem Aufstand den eben erst in Kabul eingezogenen Residenten Englands. Die englische Armee war noch in den Stellungen, die sie vorher innegehabt hatte, und kriegsbereit. General Roberts ging im Herbst 1879 sofort auf Kabul vor und schlug die afghanische Armee vollkommen, ebenso siegte General Stewart in der Schlacht bei Ghazni glänzend über die Afghanen. Jetzt wurde Persien ein Bündnis angeboten zu dem Zweck, Herat gemeinsam zu nehmen, aber Persien weigerte sich aus Furcht, daß es seine Beziehungen zu Rußland trüben könnte. Nach langen Verhandlungen wurde im Juli 1880 Abdurrahman als Emir von Afghanistan ausgerufen, Subsidien ihm zuerkannt, und ein englischer Resident mohammedanischen Glaubens in Kabul eingesetzt. In Bezug auf die im Frieden von Gandamak festgesetzte Grenze und das von den Engländern besetzte Kandahar ließ man sich auf keine Unterhandlungen ein. Es fehlte also bei diesem Vertrage jede feste Grundlage.

Ejub Khan, der in Herat residierte, war unzufrieden mit ihm und ging gegen Kandahar vor, schlug in einer regulären Feldschlacht den General Burrows bei Kusch-Nachud und belagerte Kandahar. Hier wurde er vollkommen von dem zu Hilfe eilenden General Roberts geschlagen. Afghanistan wurde wieder zum Erstaunen der ganzen Welt geräumt und Kandahar abgegeben. Warum dies geschah, ist um so unverständlicher, als man nicht nur die Vorteile des Vertrags von Gandamak größtenteils aufgab, sondern auch Kandahar, das nach der übereinstimmenden Meinung der hervorragendsten englischen Führer, insbesondere Roberts, für die Verteidigung Indiens von der größten Wichtigkeit war.

Wieder wollte man die Kosten sparen, die eine Besetzung Kandahars verursachte, ohne die großen Vorteile der Stellung in Rechnung zu ziehn. Aber auch nördlich von Afghanistan hätte England damals festen Fuß fassen und dadurch seine Oberhoheit über Afghanistan mit noch größerer Sicherheit durchführen können. Denn als sich nach dem Fall von Geok Tepe Rußland den Grenzen Merws näherte, ließen die Ältesten der Merwer England um Schutz ersuchen. Aber ihre Bitte blieb unbeachtet, und ebenso erfolglos blieb eine zweite Gesandtschaft, die dieselbe Bitte dem englischen Gesandten in Teheran vorlegen sollte. Da die Merwer einsahen, daß sie den leichter zu erlangenden Schutz Englands nicht erhielten, und da sie gegen Rußland nicht aufzutreten wagten, stellten sie sich freiwillig unter russische Herrschaft, wodurch die russische Grenze die nordafghanistische erreichte.

Bei den nun folgenden Grenzstreitigkeiten an dieser Grenze sehen wir das der englischen Politik gegen Rußland typisch gewordne Drohen und wieder

Zurückzuden, durch das die russische Regierung zu der Überzeugung gelangen mußte, daß trotz aller Rüstungen von England ein Bruch um jeden Preis vermieden werden würde. Mit dieser Überzeugung arbeitend machte es sich seinen Vorteil hier gründlich zu nütze, indem es sich eine in jeder Weise günstige strategische Grenze sicherte.

Während es nun Rußland verstanden hatte, in den letzten Jahrzehnten ganz Zentralasien unter seine Herrschaft zu bringen und sich nicht mit den kriegerischen Afghanen einzulassen, sondern sie sich zu verbünden, hatte England hier mehrere verlustreiche und kostenschwere Kriege gegen diese geführt, sie trotz der Subsidien mit sich verfeindet, sodaß dieses Land der Bürgerkriege und Thronfolgestreite nicht mehr ein Schutzwall, sondern eine Gefahr für Indien geworden war. Die englische Diplomatie hatte hier immer wieder zurückgehn müssen, Englands Erfolge waren immer nur Augenblickserfolge geblieben, ohne bleibenden Vorteil. Dies hatte die Perser, die feinführend wie alle Asiaten in der Politik sind, nur dem russischen Einfluß zugänglich gemacht.

* * *

Wie Rußland unausgesetzt die persische Regierung bearbeitet, ob es durch Drohungen oder Versprechungen seinen Vorteil erlangt, entzieht sich jeder Beurteilung. Natürlich wächst aber in den nördlichen Provinzen der russische Einfluß von Jahr zu Jahr. Das Gefühl der Nachbarschaft des immer kriegsbereiten, waffenklirrenden Rußlands genügt hier, alles durchzusetzen und durchzuführen, was es wünscht.

Konsularagenten wirken in den Städten, Straßen werden ausgebaut, Eisenbahnkoncessionen gesichert, Filialen der russischen Reichsbank angelegt usw. Alles wird wohl durchdacht und vorbereitet.

Von diesen Provinzen des Nordens ist Chorasán bei weitem die wichtigste. Sie grenzt im Norden an die russisch-transkaspische Grenze und im Osten an Afghanistan, benachbart also zwei feindlichen Völkern, von denen das eine die Schwäche des Gegners kennend an der Grenze entlang eine Bahn von höchstem strategischem und wirtschaftlichem Wert gebaut hat. Schon im Jahre 1837 faßte Rußland in dieser Provinz festen Fuß, indem es Ašur Uda an der südöstlichen Küste des Kaspischen Meeres besetzte, das die Bucht von Astrabad beherrscht. Man gab an, von hier aus die Seeräuberei der Turkmänen unterdrücken zu müssen, deren die Perser nicht Herr wurden. Aber nach ihrer Unterdrückung blieb dieser Platz, der zu einer kleinen Marinestation ausgebaut worden war und von Persien nie offiziell abgetreten wurde, natürlich in russischem Besitz. Seine Wichtigkeit ist um so größer, da von hier aus Astrabad und Charud leicht besetzt werden können, und mit der Besetzung Charuds die Wege nach Teheran und die beiden Hauptstraßen der Provinz Chorasán offen sind. Außer dieser Einmarschroute führen von den russisch-transkaspischen Gebieten drei weitere Hauptwege in die Provinz. Von diesen ist der von Ašhabad-Kutschán-Mesched der beste. Zur Militärstraße ausgebaut, hat er einen hohen strategischen Wert, da auf ihm die Truppen

in wenig Tagen bis Meşhed, der Hauptstadt Chorasans, vordringen können, während die beiden andern, die von Tschilischjar-Tschat-Budjurd und Geot-Tepe-Germab-Schiruan über die Grenze führen, weniger wichtig sind.

Der sehr fruchtbare Boden und die reichen Mineralvorkommen geben der Provinz einen unschätzbaren wirtschaftlichen Wert. Aber hauptsächlich würde die strategische Stellung der russischen Truppen durch ihren Besitz dadurch außerordentlich verbessert, daß man eine Flankenstellung zu Afghanistan und eine bedeutende Annäherung an Indien erhielte. Denn da man doch annehmen kann, daß eine russische Armee auf ihrem Vormarsch nach Indien in Afghanistan auf starken Widerstand stoßen und in diesem gebirgigen Lande starke Verluste durch die kriegerische Bevölkerung haben würde, sowie große Truppenkontingente zur Sicherung ihrer Verbindungen im Rücken zurücklassen müßte, da andererseits der oftmalige Thronwechsel die Zeitdauer jeglicher Bündnisse mit Afghanistan unberechenbar macht, ist ihm die Besetzung Chorasans um so wertvoller, denn die Flankenstellung vereinfacht ihm den Marsch nach Herat und Farah, öffnet weiter das Thal des Helmond und erleichtert die Besetzung Kandahars sehr. Wenn man nun weiter überlegt, daß dieses reiche Gebiet, wenn es von einer an die transkaspische Bahn anschließenden Bahn durchzogen würde, durch seine vorzügliche Lage eine bedeutend bessere militärische Basis geben würde, als es die Wüstenländer im Norden der persischen Grenze augenblicklich sind, so muß man zugeben, daß für Rußland ein bedeutender Reiz in der baldigen Besetzung liegt, und daß ihm viel daran gelegen ist, seinen Einfluß in diesem Lande zu vergrößern. Es ist wohl auch anzunehmen, daß eine Besetzung des Landes von Rußland kaum noch auf Widerstand stoßen wird, denn sowohl die Arbeit der russischen Konsularagenten, wie das sichere Auftreten der Russen, als auch die Freigebung der hauptsächlich diesen Landes-angehörigen persischen Gefangenen haben das Volk daran gewöhnt, die Russen als unumschränkte Herren Asiens anzuerkennen. Es ist denn auch nicht zu verwundern, daß schon in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Gerücht eines „geheimen Vertrags“ laut wurde, durch den Persien unter bestimmten Verhältnissen russischen Streitkräften die Erlaubnis gab, Chorasans zu besetzen und durch dasselbe zu marschieren.

Nach Westen schließen sich an diese Provinz die beiden Küstenprovinzen des Kaspischen Meers, Mazanderan und Gilan an. Beide wurden schon im Jahre 1723 an Rußland abgetreten, und Gilan wurde von russischen Truppen besetzt. Aber nach dem Tode Peters des Großen konnte Rußland, geschwächt durch innere Kämpfe und Thronstreitigkeiten, seinen weitsehenden Plänen nicht folgen und gab beide wieder zurück. Nur ein Resident wurde in Enzeli gehalten. Ebenso wurde auch Azerbaidjan, das im Kriege 1827 von russischen Truppen besetzt worden war, zurückgegeben. In allen dreien ist aber doch durch ihre russische Nachbarschaft der russische Einfluß ausschlaggebend, und auch hier wird die russische Besetzung nur als eine Frage der Zeit angesehen.

Daß aber der russische Vormarsch nach der Einverleibung dieser nördlichen, unter seinem unmittelbaren Einfluß stehenden Provinzen aufhört, ist

wohl um so weniger anzunehmen, als gerade für die Weiterentwicklung Rußlands die südlichen, an die Küste des Indischen Ozeans grenzenden Provinzen vom größten Wert dafür sind, ihm hier eine feste maritime Stütze für seine Operationen im Indischen Ozean zu geben. Am besten wird die Richtung dieses Vorstoßes durch die in den Zeitungen neuerdings so oft erwähnte Eisenbahnlinie Reicht, Teheran, Bander Abbas gezeigt, die von Rußland projektiert und von Persien konzessioniert sein soll. Hierdurch wird Rußland eine direkte Verbindung mit dem Persischen Golf haben, dessen Hafen Bander Abbas auch in dem erwähnten Geheimvertrage dieselbe Rolle spielt, wie die Provinz Chorasan. Daß Rußland Chorasan und Seistan besetzen möchte, um seine militärische Stellung zu Indien zu verbessern, daß es die ganzen nördlichen Provinzen besetzen möchte, um diese reichen Gebiete auszunutzen, daß es weiter zum Persischen Golf vordringen möchte, um seiner maritimen Stellung im Indischen Ozean eine Stütze zu geben, ist ja natürlich, und man möchte beinahe sagen, ein notwendiger Schritt für die Weiterentwicklung des russischen Zentralasiens. Und auch Persien ist sich der Gefahr, in der es ist, vollkommen bewußt; aber es ist ihm ganz unmöglich, irgend etwas gegen Rußland zu unternehmen, da es genau weiß, daß seine Streitkräfte den russischen gegenüber wertlos sind.

Was hat nun England von diesen russischen Fortschritten zu erwarten? Was kann es thun, diesen Vormarsch zu verhindern? Sein Handel, seine Stellung im Indischen Ozean, sein Prestige in Asien würden schwer darunter leiden; aber falls es nicht die Unantastbarkeit der persischen Gebiete der seiner eignen Landesteile gleichstellt, wird es niemals das Fortschreiten Rußlands aufhalten können.

* * *

Wenn man die geographische Lage Persiens betrachtet, muß man sich in der That wundern, daß es vom Weltverkehr so vollkommen umgangen wird; aber der langwierige, schwierige und unsichere Karawanenverkehr des Landes kann in keiner Weise mit dem Dampfschiffsverkehr konkurrieren, und so spielen die großen Verkehrsstraßen früherer Zeit, die einst Europa mit Indien verbanden, eine untergeordnete Rolle im heutigen Verkehrsleben der Welt. Es ist klar, daß Persien erst dann wieder eine Bedeutung für den Weltverkehr haben wird, wenn die großen Eisenbahnlinien nach Indien und dem Persischen Golf es wieder in Kontakt mit der Welt bringen.

Seit Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat die persische Regierung große Eisenbahnkonzessionen unterzeichnet. Aber ein unglückliches Geschick ruhte auf allen diesen Unternehmungen. Hauptsächlich hat hier der Egoismus und die Rivalität Rußlands entgegen gearbeitet und den freien Fortschritt der Kultur gehindert, was ihm sehr leicht war, da die persische reaktionäre Partei jeder Neuerung und hauptsächlich dem Eisenbahnbau feindlich gegenüberstand, indem sie von dem richtigen Gefühl, daß mit dem Bahnbau auch die Macht der Europäer im persischen Lande bedeutend wachse, geleitet wurde. Weiter war und ist das Risiko der Kapitalanlage im Bahn-

bau in Persien sehr groß, weil die Regierung nicht die Garantie für die Sicherheit der Bahn übernehmen will und nicht stark genug erscheint, auch unter außergewöhnlichen Verhältnissen ihre Sicherung zu verbürgen. Die Kosten des Bahnbaues werden durch den schweren Transport des Materials, das man nur zum geringsten Teile im Lande erhalten kann, sehr hoch. Diesen sich entgegentürmenden Schwierigkeiten sind auch die sämtlichen großen Eisenbahnunternehmungen unterlegen. So im Jahre 1872 die große Reuterkonzession, 1874 die Projekte des Barons von Falkenhagen, dann die Allean, die amerikanische und die englische, sowie die Boitalkonzession. Aus dieser letzten hervorgehend erreichte das Decanvilleprojekt, das die kurze Strecke Teheran-Schah Abdul Azis vorsah, seine Vollendung, nachdem die Konzession an ein belgisches Syndikat verkauft worden war. Weiter erreichte diese Gesellschaft, die als Firma La Société de Chemin de fer de Perse auftrat und von Moskau ihr Geld erhalten soll, die Verlängerung dieser Strecke um 90 Kilometer. Eine spätere rein persische Unternehmung, die nach Mohammedabad von Teheran beabsichtigt war und die kürzeste Karawanenstraße zum Kaspiischen Meere werden sollte, scheiterte vollkommen, hauptsächlich weil man es unterließ, Mohammedabad zum Hafen auszubauen. Nachdem England im Jahre 1888 die Erlaubnis zur Schiffahrt auf dem Karun durchgedrückt hatte, und der Verkehr hierdurch allen Völkern geöffnet worden war, verstand es Rußland, sich das Recht zu sichern, fünf Jahre lang jede ausländische Konzession dadurch zu verhindern, daß ihm die Verweigerung zugestanden wurde. Dieses russische Vorrecht wurde im Jahr 1890 auf zehn Jahre, von 1889 an, verlängert, und dieser Vertrag wurde vor seinem Ablauf wieder erneuert. So ist also Rußland auch hier seinem Grundsatz „Zeit gewinnen ist Macht und Einfluß gewinnen“ treu geblieben und kann sich den Bau seiner projektierten Bahn Rescht-Teheran-Bender Abbas für eine günstigere Zeit aufsparen, wenn es nach Vollendung der großen sibirischen Linie und nach Beendigung des Aufmarsches seiner Truppen in Ost- und Zentralasien vollkommen freie Hand in den persischen Angelegenheiten hat. Denn auch hier wird es seine im übrigen Asien mit so großem Erfolge durchgeführte Eisenbahnpolitik unter allen Umständen durchzuführen wissen und hierdurch Persien friedlich in ein Abhängigkeitsverhältnis bringen, dessen Übergang zum Vasallenstaat und staatliche Vernichtung dann nur eine Frage der Zeit erscheint.

Wenn man nun überlegt, daß die deutsche Baghdadbahn in ihrem weiteren Ausbau durch Persien nach Indien den alten Karawanenweg über Persien in seiner einstigen Bedeutung wiederherstellt und ihn zur Welthandelsstraße ersten Ranges, nämlich zur kürzesten Verbindung von Europa nach Indien macht, so muß man sich gestehn, daß die Bahn durch diese Weiterführung erst ihren wirklichen hohen Wert erhält, und falls dies durch den russisch-persischen Vertrag unausführbar würde, diese egoistische Politik Rußlands die deutschen Interessen schwer schädigen würde. —

Nicht mit europäischen Großmächten und europäischem Gleichgewicht werden die kommenden Jahrhunderte zu rechnen haben, sondern Weltgroßmächte und Weltgleichgewicht werden die Geschichte der Völker bestimmen. Mächtige Militär-

und Industriestaaten, die innerlich ausgeglichen die Produkte des Nordens und des Südens in sich vereinigen, enorme Strecken kultivierbaren Landes und aufnahmefähiger Absatzgebiete einschließen, sind im Werden begriffen. Rußland hat in Asien seine weitgesteckten Ziele erst mit der Abhängigkeit dieses Erdteils erreicht und den gewaltigen Ausbau seines Reichs vollendet, wenn es auch in den umliegenden Meeren herrscht. Gestützt auf eine kaum erschütterbare kontinentale Basis und sich bewußt seiner sich von Tag zu Tage durch den innern und äußern Ausbau des Reiches festigenden, jetzt schon übermächtigen Weltmachtstellung verfolgt es, nur für sich arbeitend, eine rein egoistische Sonderpolitik, deren äußere Erfolge sich recht drastisch in dem Eisenbahnkonzessionsbestätigungsrecht in Persien und dem Erwerb der Mandschurei in China gezeigt haben.

Eine schwere Gefahr liegt für die übrigen Völker in diesem Länder- und somit Absatzgebiete verzehrenden Vormarsch, durch den ein Riesentontinentstaat geschaffen wird, dessen Weltstellung eine starke Bedrohung des Weltgleichgewichts wird.

K. Sch.



Schweizerische Fernsichten



Am 15. Januar beging der schweizerische Gesandte in Berlin, Oberst Roth, das seltne Fest des fünfundschwanzigjährigen Jubiläums seiner erfolgreichen und verdienstvollen Thätigkeit in dieser verantwortungsvollen Stellung. Oftmals hat er von seinem diplomatischen Geschick und Takt Zeugnis abgelegt, und sein Ehrentag ist deshalb in den weitesten Kreisen unter sympathischen Kundgebungen gefeiert worden.

Der unvoreingenommene Beobachter muß unbedingt anerkennen, daß die verantwortliche Leitung der auswärtigen Politik der Schweiz in den Händen von Männern liegt, deren Horizont durchaus nicht durch die engen Grenzen oder durch die hochragenden Berge ihres Heimatlandes eingeschränkt oder eingezwängt wird, deren sicherer Blick vielmehr darüber hin in die Ferne und in die Zukunft schweift. In die weitere Öffentlichkeit dringt die stille Thätigkeit dieser Männer aber verhältnismäßig nur wenig; die schweizerische Politik wird darum — sehr zu ihrem Nachteil — vielfach lediglich nach den Zeitungspolitikern beurteilt, und leider wird deren Fernblick oft schon durch relativ recht unbedeutende Höhen begrenzt — gegenwärtig durch den Tüllinger Berg auf badischem Gebiet bei Basel, auf dem deutscherseits zur Sicherung der Sünninger Brücken angeblich die Anlage eines Forts geplant ist.

Es würde zu weit führen, wollte man auf den Zeitungskrieg näher eingehen, der um diese — noch durch nichts verbürgte — Nachricht schon geführt worden ist. Neuerdings wurde aber ein aus Basel datierter längerer Artikel

in Nr. 5 der Frankfurter Zeitung, „Eine deutsche Festung bei Basel,“ als ein Versuchsballon der schweizerischen Regierung bezeichnet, da in ihm unter andern gewünscht werde, daß „von zuständiger Stelle ein kategorisches Dementi“ erfolge, und da ein Fühler danach ausgestreckt werde, wie sich Deutschland zu dem Vorschlage stelle, „zur Entscheidung dieser Streitfrage“ (?) das Haager Schiedsgericht anzurufen. Bei näherem Zusehen wird man jedoch erkennen, daß der schweizerische Bundesrat — der gerade in letzter Zeit wiederholt bewiesen hat, daß er sich nicht durch „Sympathien,“ gemachte „Stimmungen“ und „öffentliche Meinung“ gegen die wahren Interessen des Landes beeinflussen läßt — auch diesem Artikel ganz fern steht; ohne jeden Zweifel trifft vielmehr die ausdrückliche Erklärung des Schreibers zu, wonach er ein Schweizer sei, „der nicht frei ist von der“ den Schweizern „angeborenen nationalen Empfindlichkeit.“

Zunächst besteht zwischen den beiden Regierungen überhaupt noch gar keine „Streitfrage“ in der angedeuteten Richtung; das Haager Schiedsgericht kann doch erst in Frage kommen, wenn direkte diplomatische Verhandlungen zwischen zwei Streitenden resultatlos verlaufen sind. Sodann paßt das angeführte Beispiel vom Mont Vuache bei Genf in keiner Weise auf den besprochenen Fall; denn dieser Berg, auf dem 1883 gerüchtweise französische Befestigungen gebaut werden sollten (auf deren sowieso als überflüssig eingesehene Anlage Jules Ferry alsbald verzichtete, als die Schweiz Vorstellungen erhob), liegt bekanntlich in der neutralisierten Zone von Savoyen (Faucigny und Chablais); was aber auf helvetischem Gebiete zu Deutschlands notwendiger Sicherung geschieht, darüber steht niemandem zu irgend welcher Einmischung ein Recht zu. Eine Befestigung des Mont Vuache wäre ausschließlich gegen die schweizerische Grenze gerichtet gewesen, ein Fort auf dem Tüllinger Berge dagegen trüge schon dadurch den Stempel einer rein defensiven Anlage, daß es auf dem rechten Rheinufer angelegt werden würde; eine Defensive gegen die neutrale Schweiz ist ja nicht erforderlich (sonst hätte man wohl längst andre strategisch wichtige Punkte an der deutsch-schweizerischen Grenze besetzen müssen), also wendet sich eine Verschanzung dort nur gegen ein etwa von Frankreich geplantes Vordringen über den Rhein. Die sofort von französischen Zeitungen erhobnen Einwendungen lassen durchblicken, wie unbequem der Gedanke empfunden wird, daß diese bisher gastlich offen stehende Lücke ein wenig verstopft werden soll. In der That sind die fortifikatorischen Werke, Magazine und dergleichen in und um Belfort in letzter Zeit derart angewachsen, und die Schienenwege dorthin so erweitert worden, daß dort schnell mit Leichtigkeit eine Armee von 500 000 Mann oder mehr versammelt und untergebracht werden kann, um von dort aus — entsprechend dem berühmten Feldzugsplan Napoleons III. — in Süddeutschland einzurücken. Und welche Hindernisse würden deutscherseits einem solchen Vordringen entgegenstehn? Bis hinab nach Straßburg keine! Denn Breisach kann nicht mehr gerechnet werden, und bei Hünningen und Müllheim laden gute Brücken zum Übergang geradezu ein! „Offensive ist aber die beste Defensive“ könnte eingewandt werden; aber nicht überall und nicht zu jeder Zeit stehn die dazu nötigen Kräfte zur Verfügung! Wie

die Dinge jetzt liegen, so ist doch kein Zweifel, daß Frankreich keinen Augenblick zögern würde, auch die Basler Brücken zu benutzen, wenn die Notwendigkeit oder die Zweckmäßigkeit erkannt wäre; steht aber unmittelbar jenseits eine kräftige Barriere, dann werden sie es sich dreimal überlegen, bevor sie sich die Köpfe an den Wällen auf dem Tällinger Berge eintrennen. Für Basel würde dies also einen direkten Schutz bedeuten, der noch dazu dem Bunde, dem Kantone oder der Stadt keinen Krappen kostete!

Was nun das „unbehagliche Gefühl“ der Basler anlangt bei dem Gedanken, im Bereiche fremder Kanonen zu liegen, so bemerkt der Verfasser des Artikels in der Frankfurter Zeitung sehr richtig, daß deutscherseits immer, mit oder ohne Festung, in kurzer Zeit Positionsgeschütze auf dem Tällinger Berge aufgestellt werden können; also schon das Vorhandensein des Berges allein würde genügen, ungemütliche Gefühle hervorzubringen — den kann man aber nicht verzeihen! Etwaige Befestigungen dürften dieses Gefühl nicht erhöhen, denn mit ihnen schießt man ja nicht: sie sollen nur aufgestellte Geschütze gegen Geschosswirkung und Erstürmung schirmen. Da nun kein Mensch daran denkt, daß etwa die neutralen Schweizer jemals einen Angriff gegen eine deutsche Befestigung unternehmen würden, so liegt für sie auch hierin ein deutlicher Hinweis darauf, gegen wen die Positionsgeschütze — falls solche auf den Tällinger Berg gebracht würden — durch Wälle zu sichern wären. Den Bau von solchen Deckungswällen könnte die Schweiz also auch keinesfalls als „unfreundlichen Akt“ auslegen, wie der „empfindsame Schweizer“ meint; eher wäre es ein solcher, wenn die Schweiz nur zu dem ausgesprochenen Zwecke, das deutsche Fort unter Feuer zu nehmen, auf der Ehrishonahöhe eine Befestigung anlegte. Aber auch hier trifft derselbe Fall ein, daß die schweizerische Positionsartillerie jederzeit, auch ohne besondere fortifikatorische Anlagen, schwere Geschütze auf diesen den Tällinger Hügel überhöhenden Berg bringen und ein deutsches Werk von oben herab zerschießen könnte — dünkte also die deutsche Heeresleitung nur im entferntesten an einen solchen Konflikt mit der Schweiz, so würde sie wohl Bedenken tragen, für schweres Geld eine dem schweizerischen Geschützfeuer so exponierte Befestigung anzulegen. Ebensowenig würden doch auch von den Deutschen die kostspieligen und schwierigen, sonst ganz zwecklosen strategischen Bahnlinien zur Vermeidung der schweizerischen Grenzen gebaut worden sein, wenn nicht der feste Wille vorläge, die Neutralität der Schweiz zu respektieren. Wo findet sich, könnte man beiläufig fragen, auf französischer Seite auch nur annähernd eine ähnliche Gewähr, oder auch nur eine Andeutung dieser Absicht, statt der gegenteiligen? Der einzige Fall, wo ein Tällinger Fort für Basel unbequem sein würde, wäre der, daß diese Stadt französisch wäre oder würde; dies zu vermeiden und zu verhindern, müßte bei einem künftigen großen Konflikt, vor dem wir hoffentlich bewahrt bleiben, die Sorge der schweizerischen Armee sein, die ja ihren Aufgaben von Jahr zu Jahr immer mehr gewachsen zu sein scheint.

Was nun die Bestimmung des Pariser Friedens vom 20. November 1815 anlangt, wonach Frankreich das Verbot auferlegt worden ist, innerhalb drei Meilen von Basel Festungswerke aufzuführen, so ist der Schreiber des mehr-

fach genannten Artikels in einem Irrtum, wenn er annimmt, daß im Jahre 1871 unter gänzlich veränderten Voraussetzungen diese Verpflichtung für das linksrheinische Gebiet unbestreitbar auch auf das Deutsche Reich übergegangen sei. Die einschränkende Friedensbedingung wurde damals dem besiegten Frankreich von den verbündeten Siegern auferlegt, dem unruhigen Frankreich, das seit Jahrzehnten unausgesetzt die Brandfackeln des Krieges geschwungen hatte, dem durch die Schleichung der Festung Hüningen die Möglichkeit genommen werden sollte, von dort aus abermals Unruhen über Basel, die Schweiz und angrenzende Länder zu verbreiten, und unter damaligen Verhältnissen war diese Besorgnis nicht unbegründet. Nicht aber wurde diese Forderung dem unterlegenen Störenfried europäischer Ruhe auferlegt, damit späterhin einem der Verbündeten eine Falle gelegt oder als Lohn des Sieges eine empfindliche Benachteiligung zugefügt werden sollte. Das hieße ja, einen glücklichen Feldzug zu eigenem Nachtheile führen! Diese besondre Stipulation hatte „nur für Frankreich Sinn,“ bemerkt der schweizerische Politiker sehr zutreffend; die Stadt Basel sollte eben von der Nachbarschaft einer französischen Festung befreit werden; hätte vor Basel auch eine den Verbündeten gehörende Festung gelegen, so wäre deren Schleichung zum eignen Schaden doch keinesfalls verfügt worden! Und wenn die Spitze der einschränkenden Friedensbestimmung damals nicht ausschließlich gegen die Franzosen gerichtet gewesen wäre, von denen die Schweiz so viel hatte leiden müssen, dann könnte man jetzt fragen: „Dürfen denn die Basler innerhalb eines Umkreises von drei Stunden von ihrer Stadt Befestigungen anlegen?“ Ja Bauer, das ist ganz was andres! Thun sie es, dann könnten aber die deutschen Orte Hüningen, St. Ludwig, Häfingen, Weil, Grenzach usw. „unbehagliche Gefühle“ bekommen! (Die geringere Zahl der Einwohner dieser Orte würde diesen Vergleich nicht ausschließen, denn bei welcher Kopfszahl würden etwaige Rücksichten zu beginnen haben?)

Dieses Unbehagen deutscher Ortschaften würde den Baslern gewiß sehr leid thun, nie aber würde es sie daran hindern oder auch nur bedenklich machen, wenn sie die Überzeugung gewonnen hätten, daß sie Befestigungen brauchten.

Ebenso würde man es deutscherseits außerordentlich bedauern, wenn die Basler oder die Schweizer überhaupt, mit denen ein fernerer freundschaftlicher Verkehr in allseitigem Interesse dringend erwünscht ist, von etwaigen Befestigungen in Südbaden oder im Südsaß unangenehm berührt oder sogar verschmüpft würden, aber es wäre doch zu viel verlangt, wenn man, nur um dies zu vermeiden, einen solchen Plan aufgeben sollte, wenn dieser geeignet schiene, die Abwehr eines französischen Einbruchs in Süddeutschland wirksam zu unterstützen. Ein Appell an Deutschland zur Anerkennung einer „moralischen“ Verpflichtung im Sinne der frühern französischen ist also nicht am Platze; die zufällige Nähe einer nicht deutschen Stadt würde unmöglich dazu führen dürfen, daß die Interessen und die Sicherheit großer Landestheile des Reichs darüber hintangestellt würden. Man bedenke nur, in welcher mißlichen Lage sich Basel, ja die Schweiz befinden würde, wenn eine französische Armee in Baden, Württemberg usw. eingedrungen wäre! Dann würde die Eidgenossenschaft in

ihren Entschließungen schwerlich noch ganz frei und ungebunden sein, nicht aber nur durch die Lage eines Berges zu einer Stadt.

Es ist eine in der Schweiz längst unumwunden anerkannte Thatsache, daß sie immer dann am besten fahren wird, wenn der status quo mit dem Dreibund als mächtigem Friedensunterpfand erhalten bleibt. Wenn Befestigungen in der deutschen Südwestecke dazu etwas beitragen können, so würde die Schweiz deren schleunige Anlage, auch wenn sie den Baslern jetzt vielleicht als Unbequemlichkeit erscheint, befürworten und das kleinere Übel — wenn es ein solches wäre — dem unendlich viel größern vorziehen müssen.

Der Schweizerische Bundesrat wird auch in diesem Falle in die Ferne hin und über den Horizont hinaus schauen, der für manchen von dem niedrigen Tällinger Berg gebildet wird.

* * *

Wie in diesem einzelnen gerade jetzt aktuellen Falle, so arbeitet eine große Zahl Schweizerischer Journalisten auch auf einem ausgedehntern Gebiete gewohnheitsmäßig fast täglich gegen die wahren Interessen ihres Vaterlands, ohne es im entferntesten zu wollen oder auch nur zu ahnen; vielmehr sind gerade sie von glühender Vaterlandsliebe befeelt und so überzeugte, aufrichtige und ehrliche Demokraten und Republikaner, wie es kaum in einem zweiten Lande giebt. In ihrer Begeisterung gehn sie aber oft zu weit, treten aus der „Neutralität“ heraus, vermeinen, das, was für sie das Richtige und Passende ist, müsse es auch für alle andern sein, und würden am liebsten die ganze Welt mit den Segnungen der radikal-demokratischen Einrichtungen und Anschauungen und womöglich mit der republikanischen Staatsform beglücken. Aber nirgends trifft das Wort: „Eines ziemt sich nicht für alle“ mehr zu als da. Niemand kann bestreiten, daß die neunzehn Kantone und sechs Halbkantone der Schweiz aus voller historischer Berechtigung heraus ein festgefügtcs Staatsgebilde ausmachen; wer aber würde z. B. für Deutschland mit seiner siebenfach größern Bevölkerung 425 Kantone gutheißen wollen? In der Schweiz ist das Milizsystem vortrefflich durchgeführt, und man geht wohl nicht zu weit, wenn man es für die dortigen Verhältnisse als das einzig Geeignete und Mögliche bezeichnet; wer aber würde deshalb ernstlich glauben, daß dieses System auch für das deutsche Reichsheer mit Vorteil anwendbar sei? Nur Schwärmer und Kartens. Man kann nicht verlangen, daß das Edelweiß der Alpen im Weizenboden gedeiht, oder umgekehrt Zuckerrüben zwischen Föhren. Unablässig wird aber in schweizerischen Zeitungen danach gestrebt, demokratische Gesinnung nach Deutschland zu verpflanzen, „das republikanische Gefühl bei uns aufzufrischen,“ wie sich der Redakteur einer bernischen Zeitung ausdrückt. Wie weit ihnen dies gelingt, ist nebensächlich (oft genug habe ich Deutsche sagen hören: „Je länger man in der Schweiz lebt, um so überzeugterer Monarchist wird man“), es handelt sich hier nur um die Absicht, die Tendenz. Deutsche Verhältnisse werden den staunenden, mitleidigen, entrüsteten Lesern fast durchweg nach den Auslassungen der Freisinnigen, der Bossischen und der Frankfurter Zeitung (auch Simplicissimus!) vorgetragen, da deren Richtung und Gesinnung ihnen

sympathisch ist. Daß daraus ein ganz schiefes Bild entzuehn muß, wird ihnen wohl klar werden, wenn sie sich vorstellten, daß man umgekehrt in Deutschland schweizerische Verhältnisse grundsätzlich und ausschließlich unter der Beleuchtung des „Vaterlands“ oder eines Organs der Herren Facon oder Pythou beurtheilte — wie würde man das als eine Ungerechtigkeit oder Geschmacklosigkeit verurtheilen! Deutsche illustrierte Zeitungen sind als „widernünftig“ bezeichnet worden, warum? Nur weil sie, zu häufig für den demokratischen Geschmack, Ereignisse darstellten, bei denen die Person des Kaisers oder eines Fürsten selbstverständlich mit abgebildet ist. Für die in dem vagen Gedanken der „Freiheit“ von Kind auf großgezogenen Durchschnittschweizer ist jeder Fürst ein Gehler, jeder Monarchist ein „Fürstentknecht.“

„Grafen und Barone kommen glücklicherweise nicht vor“ — mit diesen Worten wurde ein neuer Feuilletonroman einer Berner Zeitung angepriesen; darf man von einem Redakteur, der Edelleute sogar als Romangestalten nicht vertragen kann, ein unbefangenes Urtheil über Persönlichkeiten und Verhältnisse des wirklichen Lebens erwarten? Eine Basler Zeitung nahm nicht Anstand, einem ehrwürdigen, durch tiefreligiöse Schriften weit bekannten Manne die Worte: „Fürsten und andres Gesindel“ in den Mund zu legen; in den vaterländischen Liedern spielt der „Tyraun,“ „Thronensitter“ und die „Zwingherrnbrut“ eine unzeitgemäße Rolle. In einer einzelnen Nummer der Luzerner Schützenfestzeitung kam das Wort „Freiheit“ und „frei“ nicht weniger als einunddreißigmal vor — ein Hinweis darauf, welch hoher Wert auf die politische Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Schweiz gelegt wird. Aber gerade indem die schweizerische Presse sich bestrebt, den „Reichsdeutschen“ über die Vorzüglichkeit der republikanischen schweizerischen Einrichtungen die Augen zu „öffnen“ und die Treue zu Kaiser und Landesfürst, Thron und Altar herabzusetzen, arbeitet sie scheinbar für, thatsächlich aber gegen die Interessen der „Freiheit“ der Schweiz. Es ist ehrenwert und richtig, eine Überzeugung zu vertreten und zu verfechten; es ist menschlich und nur zu erklärlich, wenn man Andersdenkende zu ihr zu befehren sucht; wer gern Knoblauch isst, wird gern auch seinem Nachbarn den Geschmack für diesen Genuß beibringen; wer in der Silberwährung sein Heil findet, oder wer vermeint, mit einer ethischen Erziehung eine religiöse ersetzen zu können, wird ebenso geneigt sein, für seine Meinung Stimmung zu machen, wie der, der für Frauenrechte, Abschaffung der Heere, Zulassung der Jesuiten oder „Freiheit und Gleichheit“ schwärmt — aber nie wird einer so weit gehn, Maßnahmen, Einrichtungen oder Zustände zu verlangen, wenn er mit offenen Augen sieht, daß er mit ihnen die größten Nachteile für sich selbst oder sein Geschäft, für seine Familie oder sein Vaterland heraufbeschwört.

In diesem Falle aber ist der Schweizer, der in Deutschland republikanische Strömungen fördern will oder gar schon von einer deutschen Republik träumt; seine gut demokratische Gesinnung, deren Bethätigung dem eignen Lande nur zum Vortheile gereichen kann, wirkt verderblich, wenn er sie, in der Begeisterung für seine Ideale, über die ihr gesteckten Landesgrenzen hinaus verbreiten würde!

Wieso? Nichts natürlicher als das. Es ist nicht nötig, sich hier über das schon mehrfach behandelte Thema zu verbreiten, daß die Gleichheit der Sprache, der Religion und der Sitten, die Gemeinsamkeit der Litteratur, Kunst und Wissenschaft, die Übereinstimmung der Handelsinteressen Deutschlands und der Schweiz, ferner die Anhäufung recht beträchtlicher deutscher Kapitalien, die überaus große Zahl Deutscher in der Schweiz und manche andre Verhältnisse Umstände sind, die nicht nur von den einen schon mit Sorgen beobachtet wurden, sondern aus denen andre schon den Schluß gezogen haben, daß eine Vereinigung der Schweiz mit dem Deutschen Reiche die natürliche Entwicklung oder Folge dieser Verhältnisse und nur noch eine Frage der Zeit sei.

Daß dieser Gedankengang richtiges enthält, läßt sich nicht leugnen, aber ein großes und mächtiges Hindernis steht einer solchen Verschmelzung im Wege, nämlich die Monarchie in Deutschland, das monarchische Gefühl des deutschen Volkes! Gegen die Angliederung eines durch und durch demokratischen Landes würde man sich unter den heutigen Verhältnissen deutscherseits mit Händen und Füßen sträuben, man würde sich wohl hüten, einer geschlossenen Phalanx der Opposition gegen die gegenwärtige Regierungsform Aufnahme zu gewähren! Ganz anders lägen die Dinge aber, wenn die demokratische Propaganda wirklich Erfolg gehabt haben sollte: dann müßte Deutschland die „Schwesterrepublik“ Schweiz mit geöffneten Armen umschließen; viel Sträuben würde dann der Jungfrau Helvetia nichts mehr helfen, das einzig noch Trennende, die Verschiedenheit der monarchischen Anschauungen einerseits, der republikanischen andererseits, wäre beseitigt — und ade! Schweizerische Unabhängigkeit und Selbständigkeit! Wo ist ein Schweizer, der mit Bewußtsein auf dieses Ziel hinarbeiten würde?

„Ja, soweit würden wir es nicht kommen lassen,“ wird entgegnet. Wie weit denn? Würde es nicht von einem weitem Blick zeugen, wenn ein solcher Weg, der nach schweizerischer Überzeugung in den Abgrund führen müßte, dann überhaupt nicht betreten würde? Steht es jederzeit frei, auf diesem Wege wieder umzukehren, wenn man vorher seine Sympathien und Bestrebungen ungezügelt auf diesen Lauf gelassen hat?

Zum Heile der Schweiz ist nun aber von so baldigen Erfolgen „republikanischer Auffrischung“ in Deutschland noch keine Rede. Das monarchische Prinzip ist mit dem deutschen Volke so eng verwachsen, das monarchische Element so stark vertreten, daß, wenn(!) etwa doch heute eine demokratische Regierung an die Spitze gelangte, morgen eine monarchische um so kräftiger ihr Haupt erheben würde — innere Kriege, die bald nach außen weitergetragen würden, wären die Folge, und auch dieses Resultat wäre kaum ein von der doch immer zum Frieden geneigten Schweiz gewünschtes; die Frage, ob und wie sie sich aus einem entfesselten Völkerbrande herausretten würde, sollte allein schon genügen, schweizerische Blätter davor zu bewahren, über kleinliche momentane Sympathien und Antipathien die größern, fernliegenden Interessen ihres Landes zu übersehen. Eine deutsche Republik aber ist ebenso ein Uding wie ein helvetisches Königreich! Suum cuique! Der Schweiz ihre volle Selbständigkeit — dem Deutschen Reiche aber ein kräftiges Kaisertum: wenn

die schweizerischen Zeitungspolitiker für die Erhaltung dieses friedlichen Gegensatzes wirken wollten — zum Besten beider Länder —, so würde man ihnen den politisch weiten Blick zuerkennen müssen, der dem schweizerischen Bundesrate nachgerühmt wird, und dessen Thätigkeit im Verkehr mit den befreundeten Nachbarstaaten auf diese Weise erleichtert und unterstützt würde. A. P.



Panama oder Nicaragua?



Die letzten Nachrichten über den neuen Hay-Pauncefote-Vertrag, der vor wenig Wochen zustande gekommen ist, lassen keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß den Amerikanern nunmehr auch das Recht der Befestigung des mittelamerikanischen Kanals zugestanden worden ist. Bekanntlich hatten die Engländer im ersten Hay-Pauncefote-Abkommen vom Februar 1900*) ihren Gegnern dieses Recht verweigert, was die Verwerfung des Vertrags durch den amerikanischen Senat zur Folge hatte. Jetzt endlich nach fünfzigjährigem Widerstande haben sie dem energischen Willen des amerikanischen Volkes nachgegeben und damit eine Niederlage erlitten, über die alle Verbeugungen der englischen Presse vor dem Staatssekretär John Hay und alle Versicherungen, daß es nun doch so am besten und natürlichsten sei, nicht wegtäuschen können. Nach dem Tangtsevertrag mit uns ist dies die zweite bittere Frucht der Gewaltpolitik, die Salisbury und Chamberlain in Südafrika verfolgen. Und wie gut die Amerikaner die bedrängte Lage der lieben Vettern auszunutzen verstanden haben, das ergibt sich am besten daraus, daß die englische Regierung als Gegendienst nicht einmal eine günstige Regelung der Alaskafrage erreichen konnte, worüber ihr gegenwärtig in kanadischen Blättern die bittersten Vorwürfe gemacht werden. Für die Vereinigten Staaten aber ist jetzt die Bahn frei: wenigstens soweit äußere Hindernisse in Frage kommen, steht dem Bau des mittelamerikanischen Kanals nichts mehr im Wege. Aber es darf nicht vergessen werden, daß es in den Staaten selbst eine mächtige Partei giebt, die die allgemeine Kanalbegeisterung aus geschäftlichen Gründen niemals geteilt hat: die großen Überlandbahnen nach dem Stillen Ozean, deren Kapitalkraft durch die gewaltigen Konsolidationen der letzten Jahre ins Ungeheure gewachsen ist und einen bedeutenden Einfluß auf die gesetzgebenden Körperschaften des Staates ausübt. Vor allem aber — und das ist zunächst das Wichtigste — ist man sich immer noch nicht klar darüber, welchen Weg die neue Wasserstraße über die mittelamerikanische Landenge einschlagen soll.

Bekanntlich stehn sich, nachdem der Plan eines Kanals über den Isthmus von Tehuantepec allerseits aufgegeben worden ist, gegenwärtig zwei Projekte

*) Vergl. Grenzboten 1900, Nr. 30.

gegenüber, das amerikanische, das mit der Benutzung des Sees von Nicaragua die Verbindung ins Werk setzen will, und das französische, das die schmalste Stelle des Kontinents zwischen Colon und Panama zu durchschneiden und auf diese Weise eine Wasserstraße zwischen den beiden Ozeanen herzustellen gedenkt. Von diesen beiden hat das Nicaraguaprojekt entschieden den Vorzug, daß hier der Lauf des zukünftigen Kanals schon von der Natur vorgebildet erscheint. An der Südostecke des Sees von Nicaragua tritt als Abfluß der San Juan aus, ein bedeutender Strom, der an Wasserreichtum die Rhone noch übertrifft und sich bei Greytown ins Antillenmeer ergießt; am Westufer des Sees streicht die Wasserscheide bildend ein niedriger Höhenzug (50 Meter) vorüber, hinter dem sofort das Flußthal des Rio Grande beginnt, das zum Stillen Ozean hinabführt. Auf Grund dieser örtlichen Verhältnisse entwarf im Jahre 1887 der amerikanische Ingenieur Menocal einen Plan, der in seinen Grundzügen auch heute noch als maßgebend betrachtet wird. Sein Hauptgedanke besteht darin, die beiden Flußthäler des San Juan und des Rio Grande bei Ochoa und La Flor durch gewaltige Dämme zu sperren, die Gewässer des Oberlaufs beider Ströme bis zur Höhe des Seespiegels aufzustauen und so nach Durchschneidung der niedrigen Wasserscheide im Westen des Sees die zusammenhängende Scheitelstrecke des Kanals von Ochoa bis La Flor zu schaffen. Dieser selbst würde bei Greytown am Atlantischen Ozean beginnen, in einer Sohlenbreite von 45 und einer Tiefe von 10,67 Metern zunächst das Küstenland durchschneiden und bei Ochoa das Thal des San Juan erreichen. Auf dieser Strecke würden die passierenden Schiffe durch die Anlage von drei mächtigen Schleusen, deren Kammern, damit sie auch die größten Fahrzeuge aufnehmen können, auf 225 Meter Länge und 25,60 Meter Breite berechnet sind, bis zur Scheitelhöhe des Kanals (33 $\frac{1}{2}$ Meter überm Meerespiegel) emporgehoben werden. Von Ochoa an wäre dann freie Fahrt auf der Scheitelstrecke bis La Flor, wo eine zweite ähnliche Anlage die durchpassierenden Fahrzeuge aufnähme, um sie auf das Niveau des Stillen Ozeans zu senken, den sie nach kurzer Fahrt dem Laufe des Rio Grande folgend bei Brito erreichen würden. Die Gesamtlänge würde 274 Kilometer betragen, wovon 45 Kilometer auf den eigentlichen Kanal im Osten und im Westen, 229 Kilometer auf die Scheitelstrecke von Ochoa bis La Flor entfielen. Bringt man die ziemlich umständliche Durchschleusung und die notwendige Verlangsamung der Fahrt in Anschlag, so würde die Durchfahrt höchst wahrscheinlich noch mehr als achtundvierzig Stunden erfordern, während sie bei dem wesentlich kürzern (159 Kilometer) und schleusenlosen Suezkanal im Mittel der drei letzten Jahre 18 $\frac{1}{2}$ Stunden betragen hat. Die Kosten des Projekts wurden ursprünglich von Menocal nur auf 273 Millionen Mark berechnet, sie sind aber seitdem ständig in die Höhe gegangen. Die von den Vereinigten Staaten eingesetzte Isthmuskanalkommission hat sie in ihrem letzten Bericht auf 792 Millionen Mark geschätzt, und da derartige Anschläge erfahrungsmäßig bei der Ausführung meist bedeutend überschritten werden, so wird der Kanal schwerlich unter einer Milliarde Mark hergestellt werden können, wobei die Verbesserung des gänzlich versandeten Hafens von Greytown noch nicht einmal eingeschlossen ist.

Dieser gewaltigen Bau Summe gegenüber erhebt sich aber sofort die Frage, ob sich denn das Anlagekapital auch nur einigermaßen verzinsen würde, und ihre Beantwortung wird sehr verschieden ausfallen, je nachdem man die Einnahmen des neuen Kanals in Anschlag bringt. Diese hängen ihrer Natur nach von der Höhe der Gebühren und der zu erwartenden Frequenz ab, und in dieser Hinsicht läßt sich zunächst nur so viel sagen, daß die Aussichten beim Nicaraguakanal nicht gerade günstig sind; doch fällt diese finanzielle Schwierigkeit vollkommen weg, sobald die Vereinigten Staaten den Bau des Kanals selbst in die Hand nehmen. Denn es ist klar, daß die Regierung sich mit einer ganz geringen Verzinsung begnügen könnte, einmal weil sie jederzeit Geld zu 2 $\frac{1}{2}$ % bis 3 Prozent haben kann, und zweitens weil die neue Wasserstraße für sie auch einen sehr bedeutenden strategischen Wert hat, denselben etwa wie unser Nordostseeanal. Die Vereinigten Staaten gewinnen nämlich dadurch die Möglichkeit, ihre Flottenstreitkräfte bald im mexikanischen Golf, bald an der Küste des Stillen Ozeans zu konzentrieren; solche Verhältnisse wie im Krieg um Kuba, als die Oregon noch in siebenundsechzig Tagen von San Franzisko aus das Kap Horn umfahren mußte, um das atlantische Geschwader zu erreichen, würden jedenfalls nicht mehr vorkommen, da durch den Kanal die Fahrt von San Franzisko nach Florida bequem in fünfzehn Tagen gemacht werden könnte. Andererseits müßte die amerikanische Regierung, wenn der Kanal nicht gebaut würde, die pacifische Flotte ganz bedeutend verstärken, wenn sie auch nur auf die Höhe des englischen Geschwaders gebracht werden sollte, das ständig in der Flottenstation Esquimault (Vancouver) liegt und durch Schiffe aus Ostasien leicht verstärkt werden kann. Dieser Notwendigkeit wäre der Staat durch den Kanalbau überhoben, könnte also den Zinsverlust auf sich nehmen, der aus der Anlage erwachsen würde, und somit wären die finanziellen Bedenken gegen das Projekt nahezu beseitigt. Aber nun tritt eine neue Reihe von technischen Schwierigkeiten hervor, die in der geologischen Natur des Landes begründet sind. Mehrfach ist in der letzten Zeit, allerdings hauptsächlich von französischer, das heißt nicht ganz uninteressierter Seite, darauf hingewiesen worden, daß die ganze Gegend um den Isthmus von Nicaragua häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, das Zentrum dieser vulkanischen Erschütterungen soll sogar in beständigem Vorrücken gegen die projektierte Route des Kanals begriffen sein. Insbesondere hat man an den furchtbaren Ausbruch des Cosaguina vom Jahre 1835 erinnert, dessen Aschenregen ein Gebiet von der achtfachen Größe Frankreichs bedeckte; aber auch im See von Nicaragua selbst ist ein immerwährend thätiger Vulkan, und um seine Ufer ist eine ganze Reihe von Feuerbergen gelagert. Es bedarf aber nur geringer Überlegung, einzusehen, daß bei der eigentümlichen Anlage des Kanals mit seinen gewaltigen Staudämmen in der vulkanischen Erschütterung ihrer Grundlagen die Möglichkeit einer Katastrophe gegeben sein würde, wie sie in gleicher Furchtbarkeit kaum jemals vorgekommen ist.

Alle derartigen Bedenken sind beim Panamakanal nicht vorhanden. Allerdings wird die Anlage der Wasserstraße hier nicht in dem Maße von der Natur unterstützt wie beim Nicaraguaprojekt: vor allem hat die Bewältigung

des Rio Chagres, dessen Laufe der Kanal vom Atlantischen Meere her folgt, den Ingenieuren anfangs viele Schwierigkeiten bereitet, die aber jetzt überwunden sind. Dafür ist der Weg jedoch viel kürzer, indem die Gesamtlänge des Kanals nur 75 Kilometer beträgt; die Durchfahrt wird infolgedessen sehr viel weniger Zeit, vielleicht nicht mehr als beim Suezkanal beanspruchen. Ferner sind die Kosten bedeutend geringer, sie werden in dem schon erwähnten Bericht der Kanalcommission auf 600 Millionen Mark geschätzt, wobei zu beachten ist, daß dieser Aufschlag auf sehr viel bessern Grundlagen beruht wie beim Nicaraguakanal. Denn hier ist — und das verdient vor allem Beachtung — schon ein sehr bedeutendes Stück Arbeit gethan, sodaß sich der Rest mit einiger Sicherheit abschätzen läßt, während beim Nicaraguaprojekt noch nicht einmal die Vorarbeiten in Angriff genommen worden sind. Dies wird gewöhnlich übersehen. Bekanntlich mußte die alte, von Lesseps begründete Kanalgesellschaft, nachdem sie 1000 bis 1200 Millionen Mark verbaut hatte, im Jahre 1888 liquidieren, unter Umständen, die noch in aller Gedächtnis sind. Ebensoviel aber wie die kolossalen Unterschleife, die dabei ans Tageslicht kamen, hatte zum Ruin der Gesellschaft die Hartnäckigkeit des Herrn v. Lesseps beigetragen, der sich in den Kopf gesetzt hatte, hier wie in Suez einen schleusenlosen Niveaufanal herzustellen. Denn dies verlangte die völlige Durchschneidung der 100 Meter hohen Wasserscheide von Culebra, und an die Aushebung der ungeheuern Erdmassen, die hier nötig war, um das Bett des Kanals in der damals beabsichtigten Tiefe von 9 Metern herzustellen, wurde eine Unsumme von Kraft und Geld verschwendet, woran die Gesellschaft schließlich zu Grunde ging. Diese Schwierigkeiten hat die neue Gesellschaft, die 1894 das Eigentum der alten mit 52 Millionen Mark übernahm, glücklich vermieden, indem sie den Gedanken eines Niveaufanals aufgegeben hat und nunmehr einen Scheitelkanal mit je vier Schleusen an jeder Seite zu schaffen gedenkt, dessen Sohle 20,75 Meter über dem Meerespiegel zu liegen kommt. Dadurch verringert sich die Dicke der bei Culebra auszuhebenden Erdschicht um annähernd 30 Meter, und ein weiterer Vorzug dieses Projekts besteht in seiner Anpassungsfähigkeit. Falls sich nämlich die Aushebungen auch jetzt noch als zu schwierig erweisen, läßt sich durch zwei weitere Schleusen die Kanalsohle leicht 8,75 Meter höher legen; andererseits kann man bei raschem Fortschreiten der Erdarbeiten bis auf 9,75 Meter über den Meerespiegel mit der Sohle hinabgehn, wodurch drei Schleusen wegfallen würden. Nach diesem Plane ist seit 1894 unter der Aufsicht einer internationalen Kommission, die aus sieben französischen, zwei amerikanischen, je einem englischen, einem russischen und einem kolumbischen Ingenieur besteht, rüstig weiter gearbeitet worden, und bis Ende 1900 waren annähernd $5\frac{1}{2}$ Millionen Kubikmeter Erde ausgehoben.

Hierin liegt der Hauptvorteil des Weges über Panama, dem sich aber auch noch andre anschließen. Zunächst bietet dieser Weg für den Verkehr der nordatlantischen und der Golfhäfen mit der Westküste Südamerikas entschieden die kürzere Verbindung, während die Verringerung des Weges, die der Nicaraguakanal für den Handel nach Ostasien und den Pacificstaaten der Union zuwege bringt, reichlich durch die längere Zeit aufgehoben wird, die zu seiner

Durchfahung nötig ist. Ferner verfügt der Panamakanal an seinen beiden Endpunkten über zwei vortreffliche, vielbesuchte Handelshäfen, Colon und Panama, wogegen in Greytown und Brito erst neue Hafenanlagen mit großen Kosten geschaffen werden müßten. Endlich aber kann von technischen Bedenken beim Panamakanal keine Rede sein; in einem Umkreis von 300 Kilometern findet sich kein thätiger Vulkan, und seit der frühesten Quartärperiode hat nachweislich keine gewaltsame Veränderung des Geländes stattgefunden. Unter diesen Umständen ist es also sehr wohl begreiflich, daß sich seit einiger Zeit in Amerika der Gedanke durchgesetzt hat, die französische Panamagesellschaft auszukufen und das von ihr begonnene Werk zu vollenden. Zugleich wäre das für die Gesellschaft selbst die glücklichste Lösung; denn zur Vollendung ihrer Arbeiten braucht sie noch etwa 400 Millionen Mark, und die Geldbeschaffung wird angesichts der drohenden Konkurrenz des amerikanischen Nicaraguakanals immer schwieriger. Infolgedessen hat die Gesellschaft durch ihren Direktor Gutin mit der amerikanischen Regierung Verhandlungen angeknüpft, die aber bis jetzt noch nicht zum Abschluß gekommen sind, da man sich über die Höhe des Kaufpreises nicht einigen kann. Die Franzosen bewerten die geleistete Arbeit mit Einschluß des Kaufgelds für die Konzession auf reichlich 400 Millionen Mark, die Amerikaner dagegen wollen keineswegs mehr geben, als der Kostenunterschied zwischen den beiden Kanalprojekten beträgt, also höchstens 200 Millionen Mark. Übrigens hat die Sache noch einen andern Haken, da auch die politischen Verhältnisse in Frage kommen. Die kleinen mittelamerikanischen Republiken sind vollkommen in der Hand des mächtigen Nachbarn und haben diesem schon vertragsmäßig das Eigentum des Kanals zugestanden; in Kolumbien dagegen liegen die Dinge wesentlich anders. Durch den Kauf würden die Vereinigten Staaten zunächst in den Vertrag eintreten, den die französische Gesellschaft mit Kolumbien geschlossen hat; dieser aber läuft nur auf neunundneunzig Jahre und bestimmt, daß nach dieser Frist der Kanal an Kolumbien fallen soll. Damit ist natürlich den Amerikanern nicht gebietet; ob sich aber Kolumbien auf eine Änderung einläßt, das ist bei dem tiefen Mißtrauen, von dem alle Staaten des lateinischen Amerikas gegen die Union erfüllt sind, mindestens zweifelhaft. Übrigens erklärt sich daraus auch die gespannte Aufmerksamkeit, mit der die amerikanische Regierung den Verlauf des mittelamerikanischen Bürgerkriegs verfolgt: sollte es zum äußersten kommen, so wird sie unzweifelhaft für Kolumbien eintreten, weil es da etwas zu fischen giebt. Wenn dagegen gegenwärtig in der amerikanischen Presse wieder und wieder betont wird, daß der Kongreß in seiner überwiegenden Mehrheit für Nicaragua sei, so ist das wohl nur ein Manöver, das auf den Kaufpreis des Panamakanals brücken soll; thatsächlich hat denn auch die Gesellschaft neuerdings nach dem Rücktritt Gutins den Kaufpreis auf 170 Millionen Mark ermäßigt. Auch wenn der Kongreß sich jetzt für Nicaragua entscheiden sollte, so würde doch einem spätern Anlauf nichts im Wege stehn; denn auch ein Kongreßbeschluß kann aufgehoben werden, und sobald die politischen Bedenken nicht mehr vorhanden sind, verdient die Panamaroute in jeder Hinsicht den Vorzug.

Wie aber auch schließlich die Entscheidung ausfallen mag — daß der Kanal gebaut wird, ist vollkommen sicher, und da ist es immerhin von Interesse, sich die Veränderungen des Weltverkehrs zu vergegenwärtigen, die die Eröffnung der neuen Wasserstraße zur Folge haben wird. Noch immer begegnet man hier und da der Ansicht, daß dadurch der Handel Europas mit Ostasien und Australien von seiner bisherigen Bahn abgelenkt werden würde. Aber wie wenig davon die Rede sein kann, zeigt ein Blick auf die nachfolgende Tabelle, in der die Entfernungen von Liverpool nach verschiedenen Plätzen des fernen Ostens in Seemeilen angegeben sind, je nachdem der Weg dorthin über Suez, Panama oder Nicaragua gewählt wird.

Von Liverpool nach:	über Suez	über Panama	über Nicaragua
Singapur	8 300	16 150	15 830
Hongkong	9 730	14 710	14 400
Manila	9 620	15 360	15 050
Schanghai	10 600	13 850	13 530
Jokohama	11 650	12 800	12 480
Melbourne	11 670	13 340	13 080
Sydney	12 240	12 765	12 510
Austral (Neuseeland) . .	13 550	11 980	11 730

Danach sind also die wichtigsten Häfen Ostasiens über Suez immer noch bedeutend schneller zu erreichen als über den Isthmuskanal, der somit lediglich für den Verkehr mit Neuseeland in Betracht käme. Aber auch da gewährt der alte Weg Vorteile: indem er an lauter alten Kulturländern vorbeiführt, die miteinander in lebhaftem Güteraustausch stehn, bietet er die beste Gelegenheit zur Auffüllung der Ladung und zu Teilfrachten, eine Gelegenheit, die auf dem westlichen Wege fast ganz fehlen würde. Dieser wird also hauptsächlich von solchen Schiffen benutzt werden, die gleich mit voller Ladung nach Australien und Ozeanien von Europa abgehn, wobei allerdings ins Gewicht fällt, daß die Tiefenverhältnisse der neuen Wasserstraße viel größern Schiffen die Durchfahrt erlauben würden, als der neuerdings auf 8 Meter Tiefe gebrachte Suezkanal. Aber in den acht Jahren, die sicher noch bis zur Vollendung des Isthmuskanals vergehn werden, wird die bekanntlich sehr kapitalkräftige Suezgesellschaft ihr Fahrwasser so weit vertieft haben, daß der Durchgang auch den größten Schiffen keine Schwierigkeiten mehr bereiten wird. Somit kommt für den Kanal hauptsächlich der Handel zwischen Ostasien und Ostamerika in Betracht, der Jahr für Jahr an Bedeutung zunimmt. Allerdings ist für die atlantischen Plätze, die im Vergleich mit Liverpool etwa 1900 Seemeilen weiter von Gibraltar und 2500 bis 2600 Meilen näher an Greytown und Colon liegen, der Vorteil gar nicht so bedeutend, wie man gewöhnlich annimmt: Singapur, Hongkong, Manila können auf dem östlichen Wege auch von Newyork aus schneller erreicht werden, und erst für die nordchinesischen, japanischen und australischen Häfen gewährt die Reise durch den Isthmuskanal eine Verkürzung, die stärker ins Gewicht fällt. Um so günstiger liegt die Sache für Neworleans, das mit der prachtvollen, tief ins Herz des amerikanischen Großindustriegebiets führenden Wasserstraße des Mississippi und Ohio im Rücken unzweifelhaft bestimmt ist, ein Handelsplatz ersten Ranges

und das Hauptausfallsthor der amerikanischen Industrie nach den Ländern des fernen Ostens zu werden. Alles in allem genommen läßt sich so viel sagen, daß der amerikanische Handel mit China, Japan, Australien und Ozeanien, sofern er nicht durch besonders billige Eisenbahntarife über San Franzisko und die übrigen westlichen Häfen geleitet werden sollte, sich in Zukunft der neuen Wasserstraße bedienen wird.

Stärker freilich wird die Veränderung sein, die der Verkehr nach der Westküste Amerikas durch den Kanalbau erleidet. Während gegenwärtig der Weg ums Kap Horn oder durch die Magellanstraße für europäische und amerikanische Schiffe so ziemlich derselbe ist, gelangt Nordamerika durch den Kanal bedeutend in Vorteil, wie ein Vergleich der in Frage kommenden Entfernungen beweist (Hamburg-Colon 5100, Liverpool-Colon 4530, Newyork-Colon 2000 Seemeilen). Aber auch für europäische Dampfer tritt eine wesentliche Fahrtverkürzung ein, wie sich aus folgenden Zahlen ergibt.

Von Liverpool nach:	über die Magellanstr.	über Panama	über Nicaragua
Balparaiso	8950	7600	8550
Callao	10400	6150	7100
Supaquil	11150	5400	6320
Punta Arenas (Chilica)	12420	5080	5020
Acapulco	13450	6100	5800
San Franzisko	15400	8050	7750

Dennoch erscheint es fraglich, ob der ganze europäische Handel nach der Westküste den neuen Weg einschlagen wird. Die hauptsächlichsten Massengüter, die von dort zu uns kommen, sind Holz und Weizen aus Kalifornien, Erze und Salpeter aus Peru und Chile: sie alle werden vorwiegend in großen Seglern transportiert, die jedoch wegen der Windstille den Kanal nicht benutzen können. Nun beträgt die Segelschiffsfahrt nach San Franzisko etwa 17 bis 20 Mark für die Tonne; sollte an deren Stelle die Beförderung durch Dampfer treten, so würden sich die Frachtkosten mit Einschluß der Kanalgebühren mindestens um 15 bis 20 Mark erhöhen. Wenn nun auch die Weizentransporte eine solche Mehrbelastung allenfalls ertragen könnten, die Erz- und Salpeterfrachten könnten es nicht: sie würden also nach wie vor ihren Weg ums Kap Horn nehmen. Auch die Veränderung im Passagierverkehr wird nicht allzugroß sein, da viele Reisende nach der Nordwestküste Südamerikas schon jetzt den Weg über Panama wählen, und für die amerikanischen und die mexikanischen Häfen der Westküste bleibt die Beförderung über San Franzisko schneller und vor allem angenehmer, da sie größtenteils durch gemäßigte Breiten geht.

Demnach ist es also im wesentlichen der Verkehr Amerikas nach den Pacificländern, der an dem Zustandekommen der neuen Wasserstraße interessiert ist, und auch insofern hat es seine Berechtigung, daß die Vereinigten Staaten von Anfang an die ganze Angelegenheit als eine rein amerikanische behandelt wissen wollten — eine Auffassung, die sie in jahrelangem diplomatischem Kampf gegen England jetzt endlich durchgedrückt haben. Gewiß wird auch ein Teil des europäischen Handels nach dem Stillen Ozean den neuen Weg einschlagen, aber allzugroß wird er nicht sein, und so sind die Aussichten für die Frequenz

des Kanals nicht gerade günstig zu nennen. Die verschiedenen Schätzungen schwanken zwischen 4 und 10 Millionen Nettotonnen; von ihnen stellt die gewöhnlich angenommene Angabe Colquhouns, der für 1905 eine Frequenz von 7 Millionen Tonnen voraussetzt, ungefähr die arithmetische Mitte dar. Bedenklich muß es aber stimmen, wenn der Chef der amerikanischen Statistik den zu erwartenden Verkehr neuerdings nur auf eine Million Tonnen veranschlagt. Dabei scheint außer acht gelassen zu sein, daß infolge des Kanalbaus Nordamerika sicherlich in einigen Massenartikeln, wie Kohle und Eisen, die hauptsächlichliche Versorgung eines großen Teils der Pacificländer übernehmen wird; aber auch wenn man dies in Betracht zieht, wird eine Schätzung auf 5 Millionen Nettotonnen eher noch zu hoch als zu niedrig erscheinen. Nimmt man nun für den Nicaraguakanal bei einer Bausumme von 1000 Millionen Mark und jährlichen Unterhaltungskosten von 20 Millionen Mark eine fünfprozentige Kapitalverzinsung an, so wären 70 Millionen Mark jährlich aufzubringen, sodas demnach die Gebühren mit annähernd 15 Mark pro Tonne anzusetzen wären. Übernimmt der Staat den Bau, so wäre nur eine 2½-prozentige Verzinsung nötig, und die Gebühren würden sich auf etwa 9 Mark ermäßigen. Günstiger liegt die Sache für den Panamakanal, dessen Baukosten nur etwa 600 Millionen sein werden. Rechnet man hier 5 Prozent Kapitalverzinsung, 1 Prozent Amortisation und bei der geringern Länge etwa 7 Millionen Unterhaltungskosten, so müßten jährlich 43 Millionen herausgewirtschaftet werden; die Gebühren würden sich demnach nicht ganz auf 9 Mark stellen, also immer noch höher als im Suezkanal, wo sie 7,50 Mark für die Nettotonne betragen, ganz abgesehen davon, daß die Suezkanalgesellschaft bei ihrer glänzenden Dividende die Durchgangsgebühren leicht herabsetzen könnte. Alles in allem genommen wird also der Bau der mittelamerikanischen Wasserstraße auch nicht entfernt eine derartige Umwälzung des Weltverkehrs hervorrufen, wie sie seinerzeit die Eröffnung des Suezkanals im Gefolge gehabt hat.

Ch. Kenschau



Hellenentum und Christentum

3. Sokrates, Plato und Aristoteles



icht als Reformatoren der Volksreligion oder gar als Stifter einer neuen Religion sind Sokrates und seine großen Schüler aufgetreten. Aber ihre Bemühungen um die sittliche Hebung des Griechenvolks nötigten sie, den vernünftigen Kern aller Religion aufzudecken und damit den Grund zu legen für die Theologie der Kulturvölker der Zukunft. Die Religion des xenophontischen

Dem zweiten Aufsatz dieser Serie (im vorjährigen vierten Bande S. 534) hatte ich die Bemerkung vorausgeschickt, daß ich u. a. Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte benutzt hätte und in einer Anmerkung beigefügt: „Burckhardt soll die Bezüglichung der unter

Sokrates ist, um es kurz zu sagen, die der Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts. Er erfährt, daß Aristodemus der Kleine weder den Göttern opfert, noch sich der Mantik bedient und solche, die beides thun, verspottet. Er zwingt ihm das Zugeständnis ab, daß Gegenstände, die offenbar für einen bestimmten Zweck eingerichtet sind, nicht Erzeugnisse des Zufalls sein können, sondern einem Künstler ihr Dasein verdanken, und daß das von den lebendigen Geschöpfen und ihren Organen in noch höhern Grade gilt als von den Artefakten, und er führt dabei dieselben Beispiele, wie die Einrichtung des Auges an, deren sich heute noch die Katecheten mit Vorliebe bedienen. Und als Aristodemus einwendet, die Schöpfer der lebenden Wesen sehe man nur leider nicht, entgegnet er: Du siehst doch auch deine eigne Seele nicht, die deines Leibes Herrin ist. Auf die weitere Einwendung des Freigeists, er leugne ja die Gottheit nicht, aber diese sei doch viel zu erhaben, als daß sie seines Dienstes bedürfen sollte, antwortet Sokrates, je erhabner das Wesen sei, das sich herablasse, ihm zu dienen, desto mehr müsse er es ehren. Aber die Götter kümmern sich nicht um die Menschen, meint der andre, darum brauche man sich auch nicht um sie zu kümmern. Darauf zeigt ihm Sokrates an den Vorzügen, die den Menschen vor den Tieren auszeichnen, wie liebevoll die Gottheit für das Menschengeschlecht im allgemeinen gesorgt habe, und wenn sie auch nicht jeden, wie ihn selbst, durch das Daimonion berate, so habe doch der einzelne an den Weisungen teil, mit denen sie durch Orakel und allerlei Vorzeichen die Staaten lenke. Den Euthydemus macht er auf die großen und zahllosen Wohlthaten der Götter aufmerksam, und oft warnt er vor Ungerechtigkeit mit dem Hinweis darauf, daß die Götter alles sehen, auch was im Verborgnen ohne Zeugen geschieht, und sogar die Gedanken der Menschen. Daß ihn persönlich die Gottheit durch eine innere Stimme zurückhält, wenn er etwas zu thun im Begriff steht, was üble Folgen nach sich ziehn würde, davon ist er fest überzeugt. Nicht in Beziehung auf solche Dinge dürfe man Inspirationen erwarten, die jeder mit seinem natürlichen Verstande zu erkennen vermag, nicht in Beziehung auf den zweckmäßigen Betrieb seiner Berufsgeschäfte oder auf die Unterscheidung des Gerechten vom Ungerechten, sondern nur in Beziehung auf das, was niemand auf natürlichem Wege erfahren kann.

diesem Titel von seinem Neffen herausgegebenen Studien durch leztwillige Verfügung verboten haben, weil er sie für unreif hielt; ihren Wert als Sammlung von Quellenstoff beeinträchtigt die Unfertigkeit nicht." Ich las die Notiz in der Frankfurter Zeitung, als der Artikel schon fertig und Burckhardt's Werk, das ich gelesen hatte, nicht mehr in meinen Händen war. Die Sache war mir sehr unangenehm, weil man mir sagen konnte, was ich aus Burckhardt beibracht hätte, habe unter diesen Umständen keinen Wert. Diesem Einwand glaubte ich durch obige Bemerkung vorbeugen zu müssen. Herr Professor Dr. Jakob Ori schreibt nun der Redaktion der Grenzboten, daß jene Zeitungsnotiz auf Verleumdung beruhe, und daß er vor Gericht gegen den Verleumder ein obliegenendes Urteil erstritten habe. Davon hatte ich natürlich keine Kenntnis; hätte ich es gewußt, so wäre ja meine Besorgnis und die Anmerkung überflüssig gewesen. Daß ich es jetzt erfahre, ist mir um so lieber, als ich Burckhardt's Werk noch weiter zu benutzen gedenke, und solchen Grenzbotenlesern, die an dem großen und schönen Werte ihre Freude gehabt haben, wird diese Verhöhnung des Schattens, der sich darauf gelagert hatte, ebenso willkommen sein.

E. J.

auf den zukünftigen Erfolg unsrer Unternehmungen; darüber könne man nur durch persönliche Inspiration oder durch Orakel und Vorzeichen belehrt werden.

Von der allgemein bekannten Moral des Sokrates brauchen wir nicht zu sprechen; nur an zwei Sätze wollen wir erinnern, weil der eine die Denkungsart von ganzen Zeitaltern bestimmt hat, der andre heute anfängt zu wirken. Sokrates lehrt, daß nichts bedürfen göttlich sei, wenig bedürfen gottähnlich mache; diese Ansicht hat die Philosophen der folgenden Zeit, das Urchristentum und das Mittelalter beherrscht. Und er äußert einmal, die Menschen verhielten sich einerseits wohlwollend gegeneinander, weil sie einander brauchten, andererseits feindselig, als Konkurrenten um dieselben Güter. In der ersten Hälfte dieses schlichten Sätzchens steckt die Sozialethik oder genauer gesagt die Ableitung der sittlichen Gefühle aus den sozialen Beziehungen, die zweite Hälfte erklärt das Böse ohne alle Mystik. Daß Sokrates in Anbequemung an die Volksreligion öfter die Mehrzahl „Götter“ gebraucht als die Einzahl „der Gott“ oder „das Göttliche,“ begründet um so weniger einen wesentlichen Unterschied zwischen seiner Religion und der des Rationalismus der christlichen Zeit, als auch dieser allerlei Mittelwesen wie Engel und geläuterte Menschen-seelen nicht unbedingt leugnet. So bleibe also nur die Anerkennung der Orakel und Götterzeichen als bedeutender Unterschied bestehen, doch auch dergleichen Reste eines ehrwürdigen Aberglaubens, wie Ritter es nennt, finden sich hier und da bei modernen Aufgeklärten.

Die Entscheidung der Frage, was von dem platonischen Sokrates dem Meister, was seinem größten Schüler angehört, berührt glücklicherweise unser Thema so wenig wie andre schwierige Fragen der Platoforschung, die zu beantworten der Verfasser dieser Aufsätze nicht imstande sein würde; wir haben es hier bloß mit den in Platos Schriften vorkommenden Äußerungen über Gegenstände der Religion und der Ethik zu thun, die wir ohne Erklärungsversuche nehmen, wie sie dastehn. Dem Plato, dürfen wir mit Windelband sagen, erwächst die Philosophie nach sokratischem Grundsatz aus einem sittlichen Bedürfnis; um etwas bestimmtes über die Tugend zu erfahren, wird er zunächst Erkenntnistheoretiker, dann Metaphysiker. Voll Entrüstung beobachtet er, wie die Sophisten, des Heraklit tiefe Philosophie aus schnöder Gewinnsucht mißbrauchend, nichts Festes stehn lassen. Daß in der Welt der Erscheinungen alles fließt, nichts Beharrliches zu finden ist, muß er ja zugestehn. Aber der ehrwürdige Parmenides hat dieser veränderlichen Welt, die immerfort wird und niemals bleibt, was sie einen Augenblick war oder zu sein schien, das eine unveränderliche Sein entgegengestellt. An das hält sich Plato. Dieses muß mit der Vernunft zu erreichen, als feste, unwandelbare Wahrheit zu gewinnen sein. Weit ab weist er die Behauptung des Protagoras, daß der Mensch, der einzelne Mensch, das Maß aller Dinge sei, d. h. daß für jeden Wahrheit sei, was ihm im Augenblick wahr scheine, und daß Erkenntnis und Sinneswahrnehmung eins seien. Er habe, läßt er im Theätet den Sokrates höhnen, an des Protagoras Schrift nur das eine auszusprechen, daß er in dem Satze: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, statt Mensch nicht lieber Schwein oder Pavian gesagt oder sonst ein mit Sinnen begabtes wunderliches Wesen ge-

nannt habe; das wäre dann eine wirklich imponierende Verachtung alles Strebens nach Wahrheit gewesen, wenn er uns gezwungen hätte zu bekennen: dieser Protagoras, den wir ob seiner Weisheit wie einen Gott bewundert haben, weiß also nicht mehr als eine Kaulquappe, denn auch für die ist Wahrheit, was sie wahrnimmt. Daß die Sinneswahrnehmungen täuschen und irre führen, in uns bald diese bald jene Ansicht erzeugen, ja daß man Träume für Wirklichkeit und die wache Wahrnehmung des Wirklichen für einen Traum halten kann, und daß unsre auf Sinneswahrnehmungen beruhenden Meinungen voller Widersprüche stecken, leugnet Plato durchaus nicht, und er nimmt die Ergebnisse der scharfsinnigen Untersuchungen, die Protagoras darüber angestellt hat, mit Dank an, aber eben deshalb, behauptet er, dürfe man die durch Sinneswahrnehmungen erzeugten Vorstellungen nicht als Erkenntnis, sondern nur als Meinung gelten lassen. Wirkliche Erkenntnis könne sich nur auf ein Bleibendes und Unveränderliches beziehen. Als solches Unveränderliche findet er nun den Gattungsbegriff, den er *εἶδος* oder *ἰδέα* nennt, weil er die allen Wesen einer Gattung gemeinsame Gestalt ist. Wer die Veränderlichkeit dieser Welt der Erscheinungen sophistisch zur Beschönigung der Ungerechtigkeit mißbrauche, der werde der Strafe nicht entgehn. Nicht in Schlägen und Tötung bestehe die Strafe, denn dergleichen habe ja oft auch der Gerechte zu erdulden, sondern in einer unsäglichen jenseitigen Unseligkeit. Der Gerechte aber fliehe aus dieser Welt, die durch Naturnotwendigkeit Ungerechtigkeit enthalte (weil nämlich hienieden kein Wesen ohne sein Gegenteil bestehen könne), zu den Göttern; diese Flucht aber werde dadurch bewirkt, daß man Gott ähnlich werde.

Was nun dabei das Erkenntnisvermögen zu leisten hat, das ist eben zunächst die Erfassung der Ideen, das Bilden von Gattungsbegriffen. Es ist dies eine von der Wahrnehmung durch die Sinne grundverschiedne Operation, und da der Begriff, der Stuhl an sich, das Schöne an sich, weder gesehen, noch durch einen andern Sinn wahrgenommen werden kann, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ihn die Seele in einem früheren Leben geschaut hat und sich jetzt beim Anblick der einzelnen Stühle oder der einzelnen schönen Dinge an ihn erinnert. Es ist nicht schwer zu verstehen, wie Plato zu seiner mythischen Erklärung gekommen ist. Sein Verdienst besteht darin, klar gemacht zu haben, daß aus bloßen Wahrnehmungen niemals ein Begriff entstehen könne. Vom Materialismus aus führt keine Brücke ins Gebiet der Verstandesoperationen hinüber. Diese sind nur aus einer eigentümlichen Einrichtung der Menschenseele (einer Einrichtung, die unvollkommen auch schon bei den höhern Tieren vorkommt) zu erklären, wodurch die Seele gezwungen wird, ihre Vorstellungen in eigentümlicher Weise miteinander zu verbinden, nach Kategorien, die zuerst Aristoteles nachgewiesen hat. Apriorismus nennt man seit Kant diese Einrichtung oder Autonomie der Vernunft. Der durch und durch poetische Plato aber verfiel, als er über das merkwürdige Phänomen nachdachte, nicht auf einen Seelenmechanismus, sondern auf ein Schauen, und mußte dieses Schauen, da es sich im gegenwärtigen Leben nicht nachweisen läßt, in ein angenehmes Vorleben verlegen. Im weitem Verlauf der angespannten Gedankenreihe sah er sich genötigt, von allem, was mehreren Dingen gemeinsam ist, eine

Idee anzunehmen, also nicht bloß die Gattungsbegriffe, sondern auch die Eigenschaften, die Abstrakta, die Menschenseelen Ideen zu nennen und widerwillig Ideen des Bösen und des Gemeinen, der Ungerechtigkeit und des Schmutzes anzuerkennen. Aber so unumgänglich deren Untersuchung für die Erkenntnistheorie sein mag, das Reich des Göttlichen, in das sich der Weise flüchtet, machen sie nicht aus; darum verweilt dieser am liebsten bei den großen Hauptideen: den Ideen des Seins und des Werdens, vor allem bei der Idee des Guten, die höher steht als alles, was sonst dem Weisen als das Höchste gilt, höher sogar als die Gerechtigkeit, und die sich in drei Unterideen spaltet oder offenbart: die des Schönen, des Wahren und des Maßvollen. Für die Seele ist diese Idee des Guten dasselbe, was die Sonne für die körperlichen Dinge ist: die Sonne verleiht den Dingen einerseits die Fähigkeit, gesehen zu werden, sodas ohne ihr Licht das Auge seine Verrichtung nicht ausüben könnte, andererseits aber das Leben selbst und das Wachstum. Aus diesem Ausdruck (Politie 6, 19) ersehen wir schon, daß die höchste Idee kein lebloses Ideal, sondern eine lebendige und wirkende Kraft, daß sie Gott ist. Wie tief unter der wahren Erkenntnis, dem Schauen der Ideen, das durch die Sinne vermittelte bloße Meinen steht, beschreibt Plato im Anfange des siebenten Buchs der Politie. Er vergleicht die Masse der Menschen Gefangnen, die in einer dunkeln Höhle angeschlossen unbeweglich sitzen. Von oben her fällt auf die ihnen gegenüberstehende Wand ein Lichtstreif, und in diesem sehen sie die Schatten der Menschen und Tiere vorüberziehen, die sich über ihren Köpfen und hinter ihrem Rücken draußen im Freien bewegen. Ein solches Sehen von Schatten ist die Erkenntnis, der sich der große Haufe rühmt; die wirklichen Dinge, das heißt eben die Ideen, sieht nur der aus der Gefangenschaft befreite, nachdem er zum Licht emporgestiegen ist. Wir haben es hier nicht mit Platos Politie zu thun, wollen aber doch nebenbei daran erinnern, daß er die Weisen verpflichtet, nachdem sie die Ideen geschaut haben (zum zweitenmal; das erstemal hat sie ja jeder in seinem Vorleben geschaut), auf diese visio beatifica zu verzichten und in die Höhe zurückzukehren, um den dort noch gefangen sitzenden zu helfen, und daß das heute bei uns wirklich und wahrhaftig geschieht, indem die Gymnasiasten und die Studenten durchschnittlich vierzehn Jahre lang der visio beatifica(!) teilhaftig, dann aber zu den unwissenden Höhlenbewohnern geschickt werden, daß sie sie unterrichten und regieren. Nun sagen freilich die Klügsten von unsern klugen Leuten, das, was die Studierenden sähen, seien Schattenbilder; sie seien die Gefangnen, und draußen im hell beleuchteten vollen Menschenleben blühe die wahre Erkenntnis, die Erfahrungswissenschaft, die Akademiker aber seien Nachtteulen, die vom wirklichen Leben nichts wüßten und zu seiner Leitung nicht taugten. Ähnlich hat man auch schon zu Platos Zeiten gesprochen, und er giebt selbst zu, daß die Weisen, wenn sie in die Höhle zurückkommen, sich recht ungeschickt benehmen, erklärt es aber daraus, daß sie, ans Licht gewöhnt, anfangs im Dunkel die Dinge nicht ordentlich unterscheiden könnten. Im Phädrus sagt er, der Weise, ins Göttliche emporgetaucht und außerhalb der menschlichen Bestrebungen stehend, werde von den andern als ein Wahnsinniger zurecht-

gewiesen; daß er ein gottbegeisterter sei, bleibe ihnen verborgen; aus diesem Wahnsinn, aus dem Enthusiasmus gehe alles höchste hervor.

Durch die Annahme eines jenseitigen, unkörperlichen Reichs der Ideen hat Plato die starre Einheit des Parmenides überwunden, aus der kein Weg in die bewegte Vielheit der Erscheinungswelt führte. Die Idee des Guten wird ihm zum persönlichen Schöpfer, dessen Thätigkeit er im Timäus beschreibt. Aus der Schönheit und der Zweckmäßigkeit des Kosmos muß man schließen, daß ihr Schöpfer (er wird bald *δημιουργός*, bald *ποιητής*, auch Allvater, *πατήρ τοῦδε τοῦ παντός* genannt) im Hinblick nicht auf vergängliche Vorbilder, sondern auf das Ewige und Unvergängliche, also auf die Ideen, gearbeitet und die Welt zu einem Abbilde dieses Urbilds gemacht habe. Gut und neidlos wie er ist, wollte er, daß die Schöpfung ihm so ähnlich wie möglich sei. Aus diesen Sätzen folgt, daß Gott als die Gesamtheit der Ideen zu denken ist, und es liegt in ihnen zugleich angedeutet, daß Liebe der Beweggrund sei, der ihn zum Schaffen trieb; ein Gedanke, der wohl deshalb nirgends klar ausgesprochen wird, weil zwei andre, die ganze Philosophie Platons beherrschende Gedanken damit im Widerspruch zu stehen scheinen. Einmal der, daß die Liebe Sehnsucht enthält, die Sehnsucht aber einen Mangel, ein Ergänzungsbedürfnis voraussetzt; dann der, daß das höchste Sein weder durch Lust noch durch Schmerz bewegt gedacht werden dürfe, Liebe aber eine aus Lust und Schmerz gemischte Leidenschaft sei. Das Schaffen nun wird nicht als eine Schöpfung aus nichts beschrieben, sondern als Ordnen eines schon vorhandenen Chaos. Da Ordnung nicht möglich sei ohne Vernunft, habe Gott eine vernünftige Seele gebildet, und dieser die Körperwelt zum Leibe gegeben, sodas die Welt ein aus Leib und Seele bestehendes lebendiges Wesen ist. Als vollkommenstes Abbild Gottes kann die Welt nur eine sein, und neben ihr ist eine andre nicht denkbar. Sie ist ein sich selbst genügendes Wesen, enthält und erzeugt in sich selbst alles, dessen sie bedarf. Als Bild der ewigen Götter, der Ideen, enthält sie, selbst der erste geschaffne Gott, viele geschaffne Götter, die Seelen der Gestirne, und deren regelmäßige Bewegungen erzeugen die Zeit als Abbild der Ewigkeit. Als nun der Vater, heißt es weiter, der das All gezeugt hatte, sah, wie es bewegt und belebt und ein Bild der ewigen Götter war, da freute er sich darüber und beschloß, es noch mehr dem Vorbilde ähnlich zu machen. Deshalb befahl er den geschaffnen Göttern, die übrigen lebenden Wesen, vor allem die Menschen, zu bilden. Das Unsterbliche verlieh er diesen selbst, nämlich die Vernunft; die geschaffnen Götter aber bildeten die Leiber und die Leibesseele. Von den übrigen Dämonen, nämlich den Volksgöttern, zu sprechen, läßt Plato den Timäus sagen, übersteigt unsre Kräfte, und wir werden denen glauben müssen, die ehedem von ihnen gesprochen haben, da sie ja, wie sie behaupteten, Sprößlinge der Götter waren. Darauf wiederholt er einiges aus der Theogonie. Man kann darin eine Verpötlung des Volksglaubens sehen, oder auch das Zugeständnis, das er auch sonst macht, daß man die unvollkommenen Vorstellungen des Volks vom Göttlichen dulden, so weit sie sich in Einrichtungen des Staats verkörpert haben, pietätvoll bewahren und in jedem Falle pädagogisch verwerten müsse. Die Unter-

weisung der Jugend in den Mythen rechnet er in der Politie zu den erlaubten, ja unvermeidlichen Lügen. Er würde sich eines weniger harten Ausdrucks bedient haben, wenn er mehr Verständnis für das Wesen der Poesie gehabt und zugleich deutlicher erkannt hätte, daß es vom Göttlichen keine andre Erkenntnis als eine sinnbildliche geben kann.

Über das, was der Welterschöpfer oder eigentlich Bildner vorgefunden hat, bleiben wir anfangs im unklaren. Später aber erfahren wir, daß es außer dem unveränderlich Seienden und dem Werden noch ein Drittes gebe, das die Gestalten in sich aufnehme und gleich einer Amme hege. Nach vielen Umschweifen rückt Plato endlich mit der Sprache heraus und nennt dieses Dritte den Raum (*χώρα*). Das wäre nun deutlich, wenn er als die drei Ursprünge alles Seienden genannt hätte: den Willen des Schöpfers, seine Ideenwelt, und den Raum, worin sich die Ideen verkörpern; er nennt aber das Sein, den Raum und das Werden. Jedenfalls erwähnt er nirgends eine körperliche Masse, die der Bildner verwandt habe, denn auch mit dem Wort *εξουασιον*, das man „Modellierthon“ übersetzen könnte, meint er den Raum. Allerdings kommt der Ausdruck *ύλη*, Baumaterial, der von Aristoteles ab eine so große Rolle spielt, einmal vor (am Anfange des 31. Kapitels), aber Plato vergleicht da nur die Gesamtheit der von ihm genannten Ursachen des Entstehens dem Material des Baumeisters. An einer Stelle sagt er, das Aufnehmende sei der Mutter, das „Boher“ dem Vater, die dazwischen liegende Natur dem Kinde zu vergleichen. Daraus scheint doch hervorzugehn, daß er das Werden nicht als ein selbständiges Drittes, von Ursprung Seiendes den andern beiden gegenüberstellt, sondern als ihr Erzeugnis betrachtet. Wenn er als das, worin die Ideen ausgeprägt werden, den Raum nennt, so liegt der Gedanke nahe, daß er ganz so wie Leibniz und unsre moderne Physik die Körperlichkeit, das was wir Materie, das Tastbare nennen, nur für die Erscheinungsweise eines an sich Immateriellen gehalten habe. So hat ihn Ritter verstanden, der meint, die platonische Körperwelt sei nichts andres als eine Wiederholung der Welt der Ideen mit dem Unterschiede, daß die Ideen in Gott rein bleiben, in der Welt aber durch die Beziehungen und Mischungen, die sie miteinander eingehn, verunreinigt werden, das Unvollkommne, Schlechte und Böse erzeugen, und die Polemik Zellers gegen diese Auffassung hat mich von ihrer Unrichtigkeit deswegen nicht überzeugt, weil man gar keinen Aufschluß darüber erhält, was in der mythisch-poetischen Darstellung des Timäus der Schöpfer oder Ordner außer dem Raume noch vorgefunden haben soll, während von der Mischung und Verbindung der Ideen in mehreren Dialogen sehr viel die Rede ist. Das dritte, der Raum, wäre also die Bedingung, durch die das zweite, das Werden, die Mischung der Ideen zu einer wandelbaren Welt der Erscheinungen erst möglich wird. Einen Ausspruch Bindelbands bekenne ich nicht zu verstehen. Der platonische Begriff der Immaterialität, des Unkörperlichen, deckt sich nicht mit dem des Geistigen oder Seelischen, die unkörperliche Welt, die Plato lehre, sei noch nicht die geistige. Was anders als Geist sollen denn die Ideen sein, wenn sie, den Sinnen unzugänglich, nur von der Begriffe bildenden Vernunft

wahrgenommen werden? Das Innerliche, Belebende, läßt auch Cicero im ersten Kapitel des ersten Buchs der Schrift *De natura deorum* den Epikuräer Bellejus sagen, sei notwendig Geist, könne aber eben darum, heißt es freilich weiter, nicht ohne Äußeres, ohne einen Körper gedacht werden. Die psychischen Funktionen, schreibt Windeband, gehörten bei Plato geradezu zur Welt des Werdens wie die des Leibes — bei uns heutigen etwa nicht? Und in der wahren Wirklichkeit fänden die Gestalten der Körperlichkeit, die Ideen sinnlicher Eigenschaften und Verhältnisse geradezu Platz wie die der geistigen Beziehungen; ist das bei unsern heutigen idealistischen Philosophen anders? Lassen sie nicht geradezu das Geistesleben aus sinnlichen Wahrnehmungen erwachsen und aus Vorstellungen bestehen, zu denen dann die aus diesen abstrahierten Begriffe und Verhältnisse nur hinzukommen? Freilich wird der Geist erst durch dieses hinzukommende Geist im höhern Sinne, aber nicht etwas Materielles mehr, sondern schon ein Geistiges ist auch die Welt der Vorstellungen, die der Verstandesthätigkeit vorhergeht, ist alles Wahrnehmende und Empfindende samt dem Wahrgenommenen und Empfundnen. Gegen den folgenden Satz Windebands, der sich an die obigen Bemerkungen anschließt und die platonische Ideenlehre kurz zusammenfaßt, läßt sich nichts einwenden: „Da die Begriffe, in denen Sokrates das Wesen der Wissenschaft gefunden hatte, als solche nicht in der wahrnehmbaren Wirklichkeit gegeben sind, so müssen sie eine davon verschiedene, für sich bestehende zweite Wirklichkeit bilden, und diese immaterielle Wirklichkeit verhält sich zu der materiellen wie das Sein zum Werden, wie das Bleibende zum Wechselnden, wie das Einfache zum Mannigfaltigen, kurz — wie die Welt des Parmenides zu der Heraklits.“

So dunkel der Begriff Platos vom Materiellen bleiben mag, das eine hat er klar erkannt, daß es etwas ist, was einerseits vom Schöpfer und den Ideen benutzt wird, und was andererseits der Ausprägung, der Verkörperung der Ideen Widerstand leistet, und daß es sich nach unverbrüchlichen Gesetzen bewegt. Er unterscheidet darum im *Timäus* zwei Arten von Ursachen, die in der Naturnotwendigkeit liegenden und die göttlichen (*ὁ ἀρχαῖος εἶδη, τὸ μὲν ἀνάγκη, τὸ δὲ θεῖον*), die zweite Ursache ist der Wille des Schöpfers, der die Naturnotwendigkeit für seine Zwecke verwendet. Diesem Willen muß nachspüren, wer zur Glückseligkeit gelangen will, aber auch die Naturordnung muß man kennen, weil wir ohne ihre Benutzung das Göttliche weder zu erkennen noch handelnd zu ergreifen vermögen. Deutlicher spricht er sich im *Phädon* darüber aus. Er läßt da den Sokrates erzählen, wie er sich mit freudiger Erwartung dem Anaxagoras zugewandt habe, der die Welt von der höchsten Vernunft geordnet sein lasse. Von ihm habe er zu erfahren gehofft, nicht allein, wie die Weltkörper beschaffen, sondern auch, für welchen vernünftigen Zweck sie so und nicht anders gestaltet und eingerichtet seien. Leider aber mache Anaxagoras von seinem Nus keinen Gebrauch, sondern führe nur Lüste, Gewässer, Äther und andre ungereimtes als Ursachen alles Geschehens an. Das sei geradezu, wie wenn jemand zwar zugebe, daß Sokrates alles, was er thue, aus vernünftigen Gründen thue, dann aber auf die Frage, warum er hier im Gefängnis sitze, die Einrichtung der Knochen, Muskeln und

Gelenke beschrieb, die das Sitzen möglich macht. Seine Knochen und Gelenke würden ihn ganz willig nach Megara oder nach Bötien getragen haben. Freilich könnte er ohne sie nicht sitzen, aber sie als Ursache zu nennen statt seiner pflichtmäßigen Denkungsart, das sei doch wahrhaftig ungereimt. Nun, das Ungereimte dieser Erklärungsweise vermögen die materialistischen Philosophen bis auf den heutigen Tag nicht einzusehen.

Die Menschenseele enthält nach Plato, wie schon bemerkt wurde, einen unsterblichen und einen sterblichen Teil. Die Vernunft, das unsterbliche, hat ihren Sitz im Kopfe, ist dadurch als Herrscherin des Leibes gekennzeichnet und durch den Hals von dem andern Teile so weit wie möglich geschieden. Die begehrlische Seele wohnt im Bauche, und zwischen beiden der *θυμός* als Vermittler in der Brust. Die gewöhnliche Übersetzung des Wortes: Mut, erschöpft seinen Begriff nicht. Es ist damit die Willensenergie gemeint, für die man bei den Scholastikern auch die hübsche Bezeichnung *irascibilitas* findet. Wenn die Vernunft herrscht, und der *θυμός* ihr hilft, die Begierden zu zügeln, so ist die Seele in der richtigen Verfassung, in Harmonie. Je nach dem Vorterrichten des einen oder des andern Bestandteils giebt es drei Arten von Seelen. Die Krankheiten der Seele, erfahren wir im Timäus, sind Wahnsinn und Unwissenheit. Der Wahnsinn wird zu einem großen Teil durch Leidenschaften erzeugt, die die Seele mit übermäßiger Lust oder Unlust erfüllen, und diese Leidenschaften stammen aus dem Körper; die heftigste und verderblichste, die Liebesleidenschaft, wird durch zu große Saftfülle erzeugt. Die Seele des Unenthaltstamen trägt im Grunde genommen keine Schuld, denn niemand ist freiwillig schlecht oder böse, sondern was einer böses begehrt, dazu wird er durch eine schlechte Beschaffenheit des Körpers getrieben, oder er thut es aus Unwissenheit, die durch schlechte Erziehung verschuldet ist. Im Phädon geht Plato noch weiter, beschreibt, wie die sinnliche Wahrnehmung die Seele irre führe, wie die leiblichen Begierden die Seele in Laster, Thorheiten und Nichtigkeiten verstricken, folgert daraus, daß das Leibesleben ein Übel, und die Aufgabe des Philosophen Befreiung vom Leibe, sein Leben ein fortwährendes Sterben sei. Volle und ungetrübte Erkenntnis der Wahrheit sei erst nach der Erlösung vom Leibe im Jenseits zu erwarten, diese Erlösung also als das höchste Glück zu begehren; doch sei Selbstmord nicht erlaubt; man müsse, wie in den Mysterien gelehrt werde, seinen Platz im irdischen Leben als einen Wachtposten ansehen, den man nicht eigenmächtig verlassen dürfe. Überdies hätten wir uns als Eigentum der Gottheit zu betrachten, die für uns sorge, und es sei nicht erlaubt, das Eigentum eines andern zu zerstören. Daraus, wie aus der Anerkennung des dem Sokrates verliehenen Daimonion folgt, daß Plato auch an eine Fürsorge der Gottheit für den einzelnen Menschen und an dessen Leitung glaubte; den Sokrates läßt er sein Gespräch mit Kriton, der ihn vergebens zur Flucht, zum Ungehorsam gegen die Gesetze der Polis zu überreden gesucht hat, mit den Worten schließen: Machen wirs demnach so, d. h. erleiden wir den Tod, weil uns der Gott so führt. Im zehnten Buche der Gesetze wird sowohl der Atheismus für Sünde erklärt, als auch die Ansicht, daß sich die Gottheit um die Menschen nicht kümmerge; doch solle man, meint Plato, die

Ungläubigen nicht strafen, sondern überzeugen. Was die Auffassung des Leibes als eines Kerkers der Seele betrifft, so hat sie Plato schon vorgefunden. Windelband sagt, die vorplatonische Psychologie sei zwar materialistisch gewesen, aber, fährt er in einer Anmerkung fort, „neben den Äußerungen über die Seele, die sich aus der allgemeinen wissenschaftlichen Ansicht ergaben, finden sich in der Überlieferung bei mehreren dieser Männer (Heraclit, Parmenides, Empedokles und den Pythagoräern) noch andre Lehren, die mit jenen nicht nur ohne Zusammenhang, sondern im direkten Widerspruch sind: Auffassung des Leibes als Kerkers der Seele (*σῶμα* = *σῆμα*), persönliche Unsterblichkeit, Vergeltung nach dem Tode, Seelenwanderung, das alles sind Vorstellungen, die die Philosophen ihren Beziehungen zu den Mysterien entnahmen und in ihrer priesterlichen Lehre beibehielten, so wenig sie mit der wissenschaftlichen zusammen stimmten. Von solchen Äußerungen ist oben Abstand genommen, weil sie in dieser Phase des griechischen Denkens noch fremd und unvermittelt neben der naturwissenschaftlichen Theorie herlaufen: nur die Pythagoräer scheinen schon einigermaßen die Verbindung von Theologie und Philosophie angebahnt zu haben, die später durch Plato maßgebend wurde.“

Die Gründe, die Plato im Phädon für die persönliche Unsterblichkeit der Seele entwickelt, wiederholen wir nicht, weil sie allgemein bekannt sind. Die Leser werden sich auch erinnern, daß den Teilnehmern an diesem Gespräch die Präexistenz der Seele weit gewisser erscheint als ihre Fortdauer nach dem Tode. Auf die Präexistenz wurde Plato durch seine Erkenntnistheorie geführt. Damit war er dem ägyptischen Glauben an die Seelenwanderung nahe gekommen, und dieser empfahl sich ihm nun auch aus ethischen Gründen und als Mittel zur Erklärung des Bösen. Im Timäus bestimmt Gott bei der Schaffung der Menschenseelen (die also nicht als nach und nach in der Zeit entstehend, sondern alle auf einmal geschaffen gedacht werden), daß die tüchtigsten in männliche Leiber gepflanzt werden sollen. Bewähren sie sich da durch Beherrschung ihrer Begierden, so lehren sie eine jede zu dem Gestirngott zurück, der ihnen den Leib geschaffen hat, und führen auf ihrem Stern ein seliges Leben. Im andern Fall wandern sie bei der zweiten Geburt in einen weiblichen Leib, und falls sie sich da nicht bessern, bei den weitem Wiedergeburten in Tierleiber. Solcherlei Gesetze habe er den Geschöpfen gegeben, um an der später eintretenden Schlechtigkeit eines jeden keine Schuld zu haben. Im Phädrus erscheinen die Wiedergeburten durch die *Abrasteia* (Naturnotwendigkeit und zugleich *Nemesis*) an siderische Perioden angepaßt und werden in Kürze so angegeben, wie sie das zehnte Buch der *Politie* ausführlich beschreibt. Hier wird nach dem Bericht eines im Kriege gefallen und nach zwölf Tagen wiederbelebten *Pamphiliers* folgendes erzählt. Nachdem er als Seele seinen Leib verlassen habe, sei er mit vielen andern an einen Ort gekommen, wo zwei Öffnungen in die Erde und ihnen gegenüber zwei in den Himmel geführt hätten. Zwischen den Öffnungen hätten Richter gesessen, die den Seelen die Urteilsprüche angehestet und die einen rechts hinauf in den Himmel, die andern links hinab ins Innere der Erde gewiesen hätten; ihm aber, dem *Pamphilier*, sei aufgetragen worden, alles zu beschauen

und anzuhören und dann zu den Menschen zurückzukehren, um es ihnen zu verkündigen. Er habe nun zunächst gesehen, wie fortwährend auf der einen Seite Seelen in die Erde hinein und in den Himmel hinauf gestiegen, zu den andern beiden Öffnungen aber die zurückkehrenden herausgekommen seien, und zwar die aus der Erde kommenden mit Schmutz bedeckt, die vom Himmel herabsteigenden rein. Auf einer Wiese hätten sich die zurückkehrenden, wie wenn sie eine Festversammlung hätten abhalten wollen, gelagert und einander begrüßt und hätten erzählt, die einen, wie glücklich sie gelebt und wie herrliches sie geschaut hätten, die andern unter Jammer und Thränen, was Übles sie da drunten erfahren und erduldet hätten. Die Wandrung aber dauere tausend Jahre, das zehnfache eines langen Menschenlebens, damit die Vergeltung des Guten wie des Bösen, das einer gethan habe, das Zehnfache des Verdienstes oder der Schuld betrage. Einer habe sich nach dem Tyrannen Ardiäus erkundigt, der seinen Vater und einen Bruder ermordet und viele andre Frevel verübt hatte. Da hätten die andern berichtet, dieser dürfe nicht mitkommen, sondern als er sich dem Höllenschlunde nahte, habe dieser ein furchtbares Gebrüll ausgestoßen, feurige Männer hätten den Freveler ergriffen, gefesselt, ihm die Haut abgezogen und ihn durch Dorngebüsch fortgeschleppt, um ihn in den Tartarus zu stürzen. Nach weiterer Wandrung seien sie bei der Spindel der Notwendigkeit angelangt, deren Umdrehungen alle Geschiehe bestimmen. Ihr Mechanismus und die Berrichtungen der Partzen daran werden genau beschrieben. Aus dem Schoße der Lachesis (Lachos heißt das Los) habe ein Prophet Lose und Musterbilder von Lebensweisen genommen und verkündigt: es beginne jetzt ein neuer Kreislauf des sterblichen Lebens. „Nicht euch wird ein Dämon durchs Los bekommen, sondern ihr werdet euch eine jede ihren Dämon wählen. Die Schuld einer schlechten Wahl trifft den Wählenden; Gott ist ohne Schuld.“ Dann habe der Prophet die Lose den Seelen zugeworfen, und jede habe das ihr zunächst liegende aufgehoben. Die Lose hätten aber nur die Reihenfolge bestimmt, in der sie wählen sollten, die Wahl habe dem Letzten wie dem Ersten freigestanden. Dann seien die Bilder der Lebensweisen vor ihnen ausgebreitet worden. Obwohl nun der Prophet gemahnt habe, wie der Letzte nicht trostlos zu sein brauche, so solle auch der Erste nicht sorglos und unachtsam sein, so habe doch gleich dieser Erste sich mit Hier auf ein Bild der Gewalt Herrschaft geworfen, und sei erst nach der Wahl, also zu spät, inne geworden, was Schreckliches alles in diesem anfangs glänzenden Lebensschicksal enthalten sei, und habe sich dann die Brust zerschlagen und sein Schicksal bejammert. Und gerade dieser Unverständige sei einer der vom Himmel gekommen gewesen. Er habe nämlich in seinem frühern Dasein in einem wohlgeordneten Staate nur aus Gewöhnung, ohne Liebe zur Weisheit, rechtschaffen gelebt. Und so hätten noch mehrere der vom Himmel gekommen unverständlich gewählt, die meisten der aus der Unterwelt emporgestiegenen dagegen hätten, durch das unten erlittne und durch die Mähale ihres ersten Erdenlebens belehrt, eine verständige Wahl getroffen. Unter den Wählenden sieht der Pamphilier auch die mythischen Helden; Agamemnon sei aus Feindschaft gegen das Menschengeschlecht ein Adler, Theseus sei ein

Affe geworden, Odysseus aber, der Mähen gefättigt, habe als Letzter vergnügt das Los eines in Zurückgezogenheit lebenden Privatmanns davongetragen.

So komme also, schließt Plato aus dieser Erzählung, alles darauf an, die Jugend so zu erziehn, daß die Menschen gerecht leben und im Jenseits ihr Los verständig wählen. Das: nur eins thut no! kehrt in allen Dialogen wieder; die Sorge für die Seele und für ihr Schicksal im zukünftigen Leben ist dieses eine Notwendige. Wie unentbehrlich dem Plato die persönliche Unsterblichkeit für die Ethik erscheint, geht aus der Bemerkung im Phädon hervor, daß es für die Bösen ein Glück sein würde, wenn mit dem Tode alles aus wäre. Ihre Unseligkeit aber läßt er in demselben Dialog damit beginnen, daß sich ihre Seele von dem geliebten Leibe nicht trennen kann und aus Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit ihm noch lange in seiner Nähe weilt. Auf Erden, glaubt er, sei eine völlig gerechte Behandlung der Menschen gar nicht möglich, weil hier Bekleidete über Bekleidete richten, d. h. weil durch die Leibesgestalt und die äußern Verhältnisse sowohl der Richtenden selbst als auch der zu Beurteilenden deren wirkliche innere Beschaffenheit verborgen werde; deshalb, erzählt ein im Gorgias verwandter Mythos, habe Zeus angeordnet, daß Nackte über Nackte, d. h. Verstorbne über Verstorbne richten, und deshalb dürfe auch keiner seinen Tod vorauswissen. Denen aber, die die rechte Seelenverfassung erlangt haben, heißt es in der Politie (im zwölften Kapitel des zehnten Buches) und die deshalb von Gott geliebt seien, gereiche alles, was die Götter schicken, zum Besten, es müßte denn die Naturnotwendigkeit ihnen noch Übles bringen als Folge früher begangner Sünden. Aus solcher Überzeugung nun ergab sich von selbst die rechte Art des Gebetes, von dem der Schluß des Phädrus eine Probe enthält: „O lieber Pan und ihr andern Götter, die ihr an diesem Orte weilet, verleihet mir, inwendig schön zu werden. Was ich aber an äußern Gütern habe, das möge dem innern förderlich sein. Für reich möge ich den Weisen erachten, und von Gold möge ich soviel haben, als der Besonnene gebrauchen kann.“ Nicht darum beten, daß alles nach dem eignen Willen gehe! mahnt er im siebenten Kapitel des dritten Buchs der Gesetze. Sokrates pflegte zu sagen, er bete um kein bestimmtes Gut, sondern nur um das Gute im allgemeinen, weil die Götter am besten wüßten, was für einen jeden gut sei. Die um bestimmte Gaben beteten, die verlangten ein Würfelspiel, denn niemand wisse, wie ihnen das Erbetene bekommen werde. Und, um das hier noch anzufügen, auf die Größe der Gaben komme beim Opfern nichts an; die kleinen Opfer der Armen seien so viel wert wie die großen Opfer der Reichen; nicht die äußerliche Gabe sei das der Gottheit wohlgefällige, sondern die fromme Gesinnung. In alle dem ist Platos Meinung — und die seines Meisters — so klar, daß weiter nichts hinzugefügt zu werden braucht; nur das Eine mag bemerkt werden, daß er der mythischen Präexistenz zu dem Zwecke, den Schöpfer zu entlasten, nicht bedurft hätte, wenn er einerseits seinen Gedanken einer vom Schöpfer unabhängigen Naturnotwendigkeit und der darin begründeten Gegenfälligkeit weiter verfolgt und sich andererseits an das Wort des Sokrates von dem Feindschaft säenden Interessentkonflikt erinnert hätte. Im zweiten Buch der Politie,

Kapitel 18, protestiert er entschieden gegen solche Stellen im Homer, die Unheil auf den Beschluß und die Thätigkeit von Göttern zurückführen, und beweist, daß, da Gott vollkommen gut sei, nichts Schädliches von ihm herrühren oder ausgehn könne, daß demnach, da die Übel in der Welt überwiegen, Gott keineswegs der Urheber von allem sei, sondern nur vom kleinern Teile dessen, was geschieht, und daß man die Ursachen des übrigen anderswo zu suchen habe. Wenn Gott auch die Gerechten manchmal mit Leiden heimsuche, so gehehe es zu ihrer Besserung, sei also kein Übel.

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Müllern)

Fünftes Kapitel

Der neue Doktor



as Gefühl der Befriedigung darüber, daß man etwas geworden ist, ist offenbar ein berechtigtes Gefühl; bei Louis Duttmüller war es doppelt berechtigt, weil es ihm im Leben schwerer gemacht worden war, etwas zu werden, als manchem andern. Was war seine Jugend gewesen? Plage. Nichts von dem, was einen jungen Menschen freut, immer nur Bücher, immer nur sitzen, studieren, schreiben, immer nur der mütterliche Antrieb: Louis, lerne, lerne, daß du was werden kannst. Und Louis lernte, erst gezwungen, dann aus Gewohnheit und dann aus dem Ehrgeiz, den andern, denen er es außer der Schule nicht gleich thun konnte, wenigstens in der Schule über zu sein. Das Gefühl der Dürftigkeit und des Sparsamstüßens wurde er nie los. Er sah es täglich schon seinen Rodärmeln und Hofenbeinen an, die immer zu kurz waren, weil die neuen guten Kleider so lange aus Sparsamkeit geschont wurden, bis sie verwachsen waren. Niemals hatte er einen überflüssigen Groschen Geld in der Tasche, und wenn er sich einmal ein paar Groschen auszugeben aufschwang, geschah es nicht mit der frohen Sorglosigkeit der Jugend, sondern zögernd und ohne Genuß davon zu haben. Und mit Reid sah er auf die Söhne wohlhabender Eltern unter seinen Kommilitonen, wie sie sich betrugten, wie sie ihr Glas Bier tranken und ihre Zigarre rauchten und mit unschuldigen kleinen Liebschaften renommierten. Das konnte er ihnen nicht nachmachen, jezt noch nicht, aber später, wenn er etwas geworden war!

Auf der Universität hatte sich die Lage nicht sehr geändert. Immer hatte er gedrückt und vereinsamt hinter der Kolonne herziehen müssen. Einen Freund hatte er in den schönen Studentenjahren nicht gewonnen. Er hatte nicht einmal Bier trinken lernen. Einmal hatte er Mut gefaßt, er hatte sich zu einigen Gastbesuchen bei einer nobeln Verbindung überreden lassen, er hatte sich selbst möglichst nobel benommen, aber man hatte ihn fallen lassen, weil man einen solchen „Schuster“ nicht brauchen konnte. Das hatte man ihm zwar nicht ins Gesicht gesagt, er hatte es aber hinterher doch erfahren, und das war bitter gewesen. Seitdem war er auf den Bekehr mit seinegleichen, auf den Besuch eines Bierkonzerts, wo er nobel seine Tasse Kaffee trank, seine Zigarre rauchte und sich nobel langweilte, auf ein paar

Scherzworte mit Biermamsellen beschränkt gewesen. Immer hatte er das Bewußtsein, sozusagen mit dem Kopf unterm Eisen zu stehen und nicht hochkommen zu können. Was blieb ihm übrig, als zu studieren und auf die Zeit zu warten, wo das Eis brechen würde? Er schwänzte nie, er war unermüdblich, er wußte alles, er machte die besten Examina, er wurde Assistent bei Geheimrat Fortsmann. Aber da hing wieder die Kette am Fuße, die Mittel reichten nicht aus, daß er nach dem Staatsexamen die praktischen Studien hätte fortsetzen können, und Geheimrat Fortsmann ließ ihn, nachdem er ihn im Anfang bevorzugt hatte, plötzlich fallen. Warum? Duttmüller vermochte es nicht zu erraten und war der Meinung, er werde zurückgesetzt, weil er nicht der Sohn eines Professors oder eines reichen Mannes sei.

Nun war endlich das Ziel erreicht, zwar nicht das, das er sich erträumt hatte, aber doch ein Ziel. Die blanke Tafel unten an der Thür verlobete der Welt, daß hier Doktor Louis Duttmüller, praktischer Arzt und Geburtshelfer, wohne. Er hatte seine eigne Stube, seine eignen Möbel, die freilich mehr nach dem Geschmack seiner Frau Mutter als nach seinem eignen ausgefallen und noch nicht einmal bezahlt waren, sein eignes Schlafzimmer und sein Wartezimmer, wo ein Haufen alter Nummern der Fliegenden Blätter lag. Dort seine Bücher, wohlgeordnet im Glaschranke, von allem das neuste und beste, dort seine medizinischen Zeitschriften, die das allerneueste und allerbeste, in jeder Nummer mindestens zwei neue Spezifika mit unsehbarer Wirkung enthielten. Auf dem Tisch auch schon an ihn gerichtete Ankündigungen und Anpreisungen von Apotheken und Heilmittelfabriken. Dort Proben von Hämatomorphin und Mignol, einer Abänderung des Miträgrün, die zur Prüfung eingekauft waren, die nach dem Begleitbericht alles je Dagewesene übertreffen sollten, und die auch bei nächster sich darbietender Gelegenheit angewandt werden mußten. Dort der Instrumentenkasten, der alles, vom Zahnschlüssel bis zur Knochenzange enthielt, was der leidenden Menschheit Freude machen kann. Und überall ein höchst notwendiger und höchst erfreulicher Geruch nach Jodoform. Wolken wir es dem jungen Arzte verdienen, daß ihn ein Gefühl von Selbstbewußtsein erfüllte, daß er durch würdevolle Haltung, durch ernste Miene, durch Kleidung und Bügelsalte, durch Anwendung der Bartbinde, durch die Farbe der Handschuhe andeutete: Hier ist einer, der etwas geworden ist?

Es ist nichts geringes, die Schlüssel über Leben und Tod in den Händen zu tragen, ein Priester zu sein in dem Tempel des edelsten Gutes der Menschen, der Gesundheit, es ist nichts geringes, inmitten eines nichtwissenden Volkes ausgerüstet zu sein mit allen Mitteln modernster Wissenschaft, die Hygiene und Therapie, Prophylaxis und Physiologie gelernt zu haben und zu beherrschen, als ein Heiland an das Krankenbett zu treten und da, wo die Religion wohlfeilen Trost spendet, Wunder der Wissenschaft zu thun und wirkliche Hilfe zu bringen. Louis Duttmüller war etwas geworden. Jetzt begann seine Erntezeit, jetzt nahmen die Leute den Hut vor ihm ab, jetzt kamen sie zu ihm, und jetzt durfte er Rechnungen schreiben.

Wenn Louis Duttmüller ein dankbares Gemüt hatte, und er war nicht undankbar, so mußte sich dieses Gemüt seinem alten Freunde Wanderer und seinem väterlichen Freunde dem Braumeister zuwenden, die ihm den Weg nach Holzweiskig gezeigt und geebnet hatten. Er konnte sich gratulieren, nicht Nein gesagt zu haben. Er war mitten hinein in eine gesegnete, das heißt einträglichke Thätigkeit gekommen. Sein Notizbuch wies eine ansehnliche Reihe von Konjultationen auf, die sich ihrerzeit in Bargeld verwandeln mußten. Er brauchte nicht, wie seine Kollegen in der Stadt, jahrelang auf ein paar Patienten zu lauern, er war ein fertiger Mann. Sein Wartezimmer war kein trügerischer Schein, und seine Nachtglocke auch nicht. Nicht allein, daß er seinen halbtot gefallenen Salzmüller hatte, den er mit sicherer Aussicht auf Erfolg heilte, auch die gnädige Frau vom Fronhof hatte ihn schon am nächsten Tage wieder kommen lassen, hatte die Unterredung über Nervenheimittel fortgesetzt, hatte sich ihre Diät, das Erfordernis an Albuminaten, Fetten und Pro-

teinen genau nach Gewichtsteilen feststellen und sich zum Frühstück alles verordnen lassen, auf was sie Appetit hatte. Auch die Brandeisen hatte eine Belehrung über gewisse schwierige und seltne Fälle von Muskulenzündungen erhalten und war mit einer großen Pule Medizin und einer großen Büchse voll Salbe getrüftet worden. Hierzu kamen Fälle von Scharlach und Diphtherie, Lungenentzündungen und Typhoiden in merkwürdigen Komplikationen. Doktor Duttmüller hatte offenbar Glück. Fälle, die in der Klinik zu den Seltenheiten gehörten, liefen ihm hier von selbst unter die Hand. Und er hatte auch eine glückliche Hand, denn er hatte auch die schwierigsten Fälle in überraschend kurzer Zeit geheilt oder wenigstens zur Besserung gebracht. So wenigstens redete er es sich und seinen Patienten vor.

Doktor Duttmüller, das müssen wir ihm lassen, gab sich die größte Mühe. Er war ganz anders als der alte Blume, der sich immer erst rufen ließ, ehe er kam, dann ein paarmal Hum! sagte und dann urteilte, es sei nichts zu machen, oder man müsse es abwarten, oder höchstens ein Hausmittel verordnete. Als ob man dazu einen Arzt kommen lasse. Das könne man allein. Doktor Duttmüller hielt es für seine Pflicht, dem Patienten eine ausführliche Erläuterung seines Krankheitsfalles zu geben und darzulegen, warum man dies oder das Mittel nehme, und was dieses Mittel bewirken solle, oder daß jenes das neuste und wirksamste sei. Er kam auch unermüdet wieder, so lange es sich irgend verlohnte, und hatte jedesmal etwas neues anzuordnen und zu verschreiben. Das hatten die Leute gern. Sie fühlten es ordentlich, wie die Medizin hier oder da anschlug, oder wie sie die Natur angriff und den Krankheitsstoff austrieb. Sie lobten den neuen Doktor sehr, ja über die Grenzen von Holzweißig hinaus in die benachbarten Dörfer drang sein Ruhm. Es währte auch nicht lange, so kamen auch von auswärts Boten, die seine Hilfe forderten. Diese Hilfe abzulehnen oder die Leute an den Doktor Blume zu verweisen, den sie doch nicht mochten, hätte er für sittlich verwerflich gehalten. Und so fuhr er denn auch auf die benachbarten Dörfer.

Leider nicht im eignen Wagen, sondern in Happichs alter Pastorenkutsche mit Happichs altem Franz, einem Kavalleriepferde von würdigem Alter davor und einem halbwüchsigem Jungen als zweifelhaften Kutscher auf dem Boche. Es ist einmal in der Welt so, es ist nichts vollkommen. Auch der schöne Holzweißiger Anfang war es nicht, es fehlte an einem Doktorwagen, der doch, wenn die Sache einigermaßen korrekt sein soll, vor der Thür stehen muß, wenn der Doktor im Hause ist, ein stummer und zugleich berebter Zeuge der waltenden Wissenschaft. Es war vor der Hand auch keine Aussicht vorhanden, zu einem eignen Wagen zu kommen.

Der Doktor empfand diesen Mangel niemals bitterer als in dem Augenblick, wo er sich anschickte, seinem Kollegen und Konkurrenten, dem Doktor Blume in Roberdsdorf, seinen nachbarlichen Besuch zu machen. Er hielt es, nachdem er schon seit Monaten in Holzweißig wohnte, für anständig, diesen Besuch nicht länger aufzuschieben, besonders da Herr Bernhard Scholz, der in dem Kreise der Gäste im Blauen Fichte zu Braunfels für den Mann der guten Form gehalten wurde, unmaßgeblicherweise dazu riet. Jetzt wäre es nun schön gewesen, statt der Pastorenkutsche, des alten Franz und eines Kutschers, den man nicht für voll rechnen konnte, in eignem Wagen mit eigner Kutscher und Pferde vorzufahren.

Nachdem sich Duttmüller sorgfältig gekleidet hatte — er war im Zweifel gewesen, ob zu dieser Gelegenheit die Beinleider aufzutreiben waren oder nicht —, nachdem er seinen Cylinder aufgesetzt und Happichs Dörchen noch einige Weisungen gegeben hatte, was zu geschehn habe, wenn in seiner Abwesenheit Arm- oder Beinbrüche vorkommen sollten, bestieg er seinen Wagen, lehnte sich vornehm zurück und lächelte seine brandroten Handschuhe zu. Hü! sagte der halbwüchsig Kutscher und hieb auf den alten Franz ein, der auch endlich zu dem Entschlusse kam, sich zu bewegen. Die Gäste in Happichs Gasthofe waren ans Fenster getreten und sahen zu.

Wer ist denn das? fragte der Allumer Fleischer.

Das ist unser neuer Doktor, erwiderte Happich, ein sehr kluger Mann, wie Grenzboten I 1902

ich mit gutem Gewissen bezeugen kann; fein, nobel und überhaupt ein Schentelmenich durch und durch.

Die Gäste sahen dem Wagen nach, der eine, indem er den Kopf nach rechts, und der andre, indem er ihn nach links legte. Sie traten auf Grund ihrer persönlichen Wahrnehmung der ihres Wertes unbedenklich bei.

Inzwischen fuhr Duttmüller zum Dorfe hinaus, am Fronhose vorüber, über die Aße und durch Aßeborn nach Rodersdorf.

Doktor Blumes Haus war eine echte ländliche Idylle. Es war ganz grün überwachsen und lag ganz im Grünen, nämlich in einem grünen Garten mit grünen Bäumen und grünem Rasen und einem grünen Staket. An dem Giebel des Hauses, dem Garten zugekehrt, war eine Veranda, davor ein Rasenplatz, und auf diesem ein Ständer mit einer Glasugel und Pfähle für die Wäscheleinen. Den übrigen Raum nahmen Obstbäume und Johannisbeerbüsche ein. Als der alte Franz begriffen hatte, daß er vor der Gartenthür Halt machen sollte, und mit einem Rucke zum Stehn gekommen war, erklang auf dem nächsten Apfelbaume ein Indianergeheul. Ein Knabe, der oben geessen hatte, ließ sich mit halbsbrecherber Geschwindigkeit herab, lief quer über den Rasen und brüllte: Großpapa, da kommt schon wieder einer, in einem ganz schlechten Wagen. Und solche rote Hände hat er, und so einen hohen Hut.

Großpapa war von dieser Nachricht nicht gerade angenehm berührt, weil er gerade Johannisbeerwein machte. Und Frau Doktor Blume schlug vor Schrecken die Hände zusammen, weil ihr Gustav den Rock ausgezogen, eine Küchenschürze umgethan und die Hände voll Johannisbeerjast hatte, weil sie selbst eine keineswegs empfangsmäßige Kleidung trug — alles wegen der Beeren —, und weil in der Veranda und im Hause überall Töpfe und Schüsseln mit Saft standen. Herr Doktor Blume war ein alter Herr mit weißem Kopfe und stark verwittertem Gesicht, aus dem ein paar scharfe, helle Augen herausluden. Er war lang und schmal gebaut und trug eine alte Mütze von prähistorischer Form auf dem Kopfe. Und die Frau Doktor war rundlich und klein, hatte auch weiße Haare, aber rote Waden wie ein junges Mädchen.

Minna! rief die Frau Doktor mit großem Nachdruck ins Haus hinein. Minna, thu schnell eine reine Schürze vor und geh an die Pforte, es kommt Besuch. — Minna stürzte denn auch aus dem Hause und über den Grasplatz, was die Frau Doktor jedesmal ärgerte, was sie aber niemals verhindern konnte, und kam mit einer Karte zurück. Du sollst aber doch nicht über den Grasplatz gehn, rief ihr die Frau Doktor zu. Aber Minna war schon wieder über den Platz hinweg und hielt der Frau Doktor die Karte unter die Augen. Die Frau Doktor hatte ihre Brille nicht bei sich, und der Herr Doktor konnte mit seinen Saßfingern auch nicht zu seinem Kneifer gelangen. — So lies doch, Minna, sagte die Frau Doktor. — Minna las: Drrr, Drrr, Dull, Dullmutter . . . und konnte den Sinn nicht herauskriegen, denn die Karte war mit neumodischen, unleserlichen Schriftzügen geschrieben.

Ach der, sagte der Doktor, Duttmüller aus Holzweißig, mit Visitenkarte und Cylinder! Hum! Na, laßt ihn nur kommen.

Ehe sich jedoch Minna in Bewegung gesetzt hatte, war der kleine Paul — wieder quer über den Grasplatz — davon gestürmt und hatte sich am Wagen aufgestellt und gerufen: Mann, du sollst reinkommen, aber nicht am Saße lecken, das hat Großpapa verbietet.

Inzwischen war die Frau Doktor verschwunden, um sich etwas menschlich zu machen, und um im Hause und in der Studierstube zu revidieren, ob nicht vielleicht ein Stiefel daliege oder ein Kleidungsstück an der Thür hänge, denn der liebe Gustav liebte in solchen Dingen die Bequemlichkeit. Der alte Herr wuschte sich die Hände notdürftig ab und ging in Hemdärmeln und der blauen Schürze — wieder über den Grasplatz weg, glücklicherweise sah es die liebe Frau nicht — seinem Gast

entgegen, der von der andern Seite mit schönster Bügelfalte, weitesten Weinkleidern, Cylinder und brandroten Handschuhen seinen Einzug hielt. Doktor Louis Duttmüller machte seine elegantesten Verbeugungen und hatte sich eine besonders elegante Begrüßungsphrase zurecht gelegt, er kam aber nicht dazu, sie an den Mann zu bringen, denn der alte Herr rief schon von fern mit herzlichem Tone: Sein Sie mir schön willkommen, Herr Kollege. Eine Hand kann ich Ihnen nicht geben, denn wir stecken bis über die Ellenbogen im Beerensaft. Bitte, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es macht nichts, und es ist Ihnen vielleicht lieb zu sehen, wie es in einem Doktorhause auf dem Lande zugeht.

Großpapa, sagte der kleine Paul, warum macht es denn der Mann immer so? — und damit agierte er Doktor Duttmüllers modernsteife Verbeugungen in nicht gerade beschönigender Weise nach.

Du hältst den Mund, Paul, sagte Großvater streng, sonst giebt es Kloppe. Aber treten Sie doch ein, Herr Doktor.

Der alte Herr machte alles Ernstes Anstalt, in der Veranda zwischen der Fruchtpresse, den Töpfen, Schüsseln und Sackpfützen für seinen Gast Platz zu schaffen. Als sich dieser jedoch etwas vorichtig niederlegen wollte, kehrte ganz entsezt die Frau Doktor zurück. — Aber Gustav, rief sie, wie kannst du nur den Herrn Doktor in solcher Umgebung zum Sitzen nötigen! Entschuldigen Sie nur, Herr Doktor — Paul, nicht über den Rasen laufen! —, daß Sie es bei uns so unordentlich treffen. Wenn wir gewußt hätten, daß wir heute solchen Besuch kriegen würden! Und in die gute Stube kann ich Sie auch nicht führen. Da liegt alles voll Wäsche. Ach Gott, und da stehn auch meines Mannes Stiefel. Minna, wie kannst du dem Herrn seine Stiefel mitten im Wege stehn lassen. Entschuldigen Sie nur und treten Sie in meines Mannes Studierzimmer. Pauschen, da liegt auch deine Trompete auf der Erde. Es ist zu schrecklich heute bei uns. Bitte, sehen Sie nur ja nicht hin.

Doktor Blume stand dabei in Hemdärmeln und der blauen Küchenschürze, außer stande, den Redefluß seiner lieben Frau zu dämpfen.

Aber Gustav, fuhr sie fort, so spüte dich doch und zieh deinen guten Rock an, was soll der Herr Doktor denn von uns denken?

Gustav, der manchmal schon in seinem Leben mit dem Kollegen zusammen in Hemdärmeln und die Schürze vorgebunden gearbeitet hatte, hielt die Sache nicht für sehr eilig, ging aber auf eine neue dringende Aufforderung seiner lieben Frau in die Kammer, wo er pfeifend herumtrurnte, bis er, mit einem Node zweifelhafter Güte angethan, wieder erschien. Während dessen hatte sich Doktor Duttmüller im Sofa niedergelassen und die Einrichtung des Zimmers gemustert und gefunden, daß es in einer Hofverwalterstube auch nicht viel anders aussehe als beim Landarzt, und Frau Doktor hatte Brot, Butter und einen Teller, der mit köstlichen Würsten hochbeladen war, hingestellt und eine Kollektion von Schnäpsen, die ihre Spezialität waren, hinzugefügt, nicht anders, wie wenn der Gast eine Bildnis von hundert Meilen „durchquert“ hätte und eben in äußerster Erschöpfung angelangt wäre.

Die leibliche Pflege war damit in befriedigender Weise geregelt. Louis Duttmüller war kein Kostverächter, und er würde sich noch besser haben schmecken lassen, wenn er es nicht für sein gehalten hätte, wenig zu essen. Aber der geistige Austausch wollte nicht recht in Fluß kommen. Da war eine Frage, die der Frau Doktor auf den Lippen lag: Wie haben Sie sich denn in Holzweizig eingerichtet? oder: Wie gefällt es Ihnen denn in unsrer Gegend? aber diese Frage führte auf das Konkurrenzverhältnis zwischen Doktor Duttmüller und ihrem Manne, und das wollte vorichtig behandelt sein. Sie fragte also: Haben Sie auch schon Beerenwein gemacht? Duttmüller wußte kaum, daß es Beerenwein und einen fundamentalen Unterschied zwischen Johannisbeerenwein und Stachelbeerenwein gebe. Auch in betreff der Schnäpse zeigte Duttmüller ein nur sehr geringes Verständnis, und so lief der Unterhaltungsfaden ab. Doktor Blume strich sich über den Stoppelbart

und sagte Hum! Hum! und Doktor Duttmüller fuhr mit den Augen im Zimmer umher.

Aber warum essen Sie nicht, Herr Doktor? mahnte die alte Dame, langen Sie zu, ich kann mehr holen.

Jetzt kam die Rede auf den Bau einer Eisenbahn durch das Affethal. Der Herr Doktor zeigte wenig Interesse an der Sache, und es war ihm ganz gleichgültig, ob die Haltestelle nach Allum oder nach Robertsdorf kommen werde. Der alte Herr sagte: Hum! hum! und schwieg, und die alte Dame griff nach ihrem Wurfteller. Man brachte das Gespräch auf Personen aus der Gegend, Duttmüller kannte niemand, auf die Tagesereignisse, Duttmüller hatte keine Zeitung gelesen. Der Faden lief ab, Doktor Blume nickte und sagte: Hum! und Frau Doktor griff nach der Flasche. Aber warum trinken Sie denn nicht? Trinken Sie doch einmal aus.

Jetzt blieb nichts übrig als die Frage: Wie haben Sie sich denn in Holzweißig eingewöhnt, und wie gefällt es Ihnen denn in der hiesigen Gegend? Dieser Schlag gab Dr. Louis Duttmüller taute auf und setzte auseinander, daß er eigentlich nicht daran gedacht habe, sich in Holzweißig niederzulassen, und daß er als Schüler von Geheimrat Forstmann geglaubt habe, zu Höherm berufen zu sein. Man habe ihn aber dringend gebeten, und da habe er geglaubt, nicht nein sagen zu sollen. Es sei ja auch nicht ausgeschlossen, daß er später doch noch in eine Univeritätsstadt gehe.

Der alte Herr ließ die Daumen umeinander kreisen und sagte: Hum!

Es sei ja aber auch auf dem Lande möglich, fuhr Duttmüller fort, mit Erfolg zu praktizieren, und es sei merkwürdig, welche Erfolge er schon aufzuweisen habe. Ob denn der Herr Kollege salicylsaures Natron gegen Diphtherie anwende — natrii salicylii 10,0, succuri laquiritii 20,0, aquae destillatae 200,0. Großartig! Er habe damit die bedenklichsten Fälle in zwei Tagen einfach beseitigt.

Na na! sagte der alte Herr.

Wie ich Ihnen sage, Herr Kollege, Belag, Lymphdrüsenanschwellung, Fieber, alles weg!

Wenn das nur nicht am Ende eine bloße Entzündung der angina tonsillaris gewesen ist, erwiderte Doktor Blume. Es kommt vor, daß man so etwas verwechselte. Doktor Duttmüller lehnte mit überlegener Sicherheit ab, daß er sich getrrt haben könnte, und führte genau nach dem Lehrbuch alle Symptome auf, die zu einer wirklichen Diphtherie gehören, und nach denen es keinem Zweifel ausgesetzt sei, daß eine solche vorgelegen habe. Der alte Herr sagte: Hum! hum! und ließ die Daumen kreisen, und die alte Dame griff wieder nach ihrem Wurfteller.

Ob denn der Herr Kollege, fuhr Duttmüller, der in sein Fahrwasser gekommen war, fort, schon von der Entdeckung der Doktoren F. Héricourt und Charles Richet Rotzig genommen habe, wonach es gelungen sei, Tuberkulose durch das Plasma, das heißt den durch Pressung rohen Muskelstreiches gewonnenen Saft zu heilen?

Wissen Sie, sagte der alte Herr, ich halte von der Erfinderei nicht allzuviel. Ich bin alt genug, erfahren zu haben, alle diese neuen Mittel kommen und gehen mit der Mode. Hat so ein Chemiker oder Professor etwas neues herausgebildet, so geht es durch alle Zeitungen, dann ist man entzückt, dann giebt es nichts Besseres als das. Und nach ein paar Jahren ist alles wieder mäusehinstill.

Wenn man aber neue Erfindungen nicht unterstützt und erprobt —

Dann geht es auch. Ich ziehe ein gutes altes Hausmittel manchem Medikament mit dem gelehrtesten Namen vor. Und wenn ich im Dorfe eine Frau habe, die das Blut besprechen kann, so fahre ich nicht erst nach Hause, um Kompressen zu holen.

Louis Duttmüller fuhr in die Höhe! Aber Herr Kollege, wo bleibt da die Wissenschaft? rief er.

Wo sie hingehört, im Lehrsaal. Aber hier draußen hat die Praxis das Wort.

Eine gute, das heißt vorsichtige Empirie ist die beste Wissenschaft. Was wissen wir überhaupt? Wir sollten doch unsrer Sache ja nicht allzu sicher sein. Glauben Sie mir, es ist schon viel gewonnen, wenn sich der Arzt, wenn er das Krankenbett verläßt, sagen kann, ich habe keinen Schaden angerichtet. Sie kennen doch Ihren Faust, Herr Kollege? Doktor Duttmüller versicherte es, obwohl er, offen gestanden, von der klassischen Litteratur nur allgemeine Eindrücke übrig behalten hatte. Wie heißt es im Faust, da gleich vorn im Spaziergange? fuhr Doktor Blume fort,

Hier war die Arznei — die Patienten starben,
Und niemand fragte, wer genas.
So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest gelobt.

Aber das war doch im finstern Mittelalter, sagte Duttmüller.

Mag sein, erwiderte der alte Herr, aber ich kann Ihnen auch moderne Latwergen nennen, mit denen viel Schaden angerichtet ist. Sie haben die große Influenza von 1889 als Arzt nicht mit erlebt, sonst würde Ihnen das Antipyrtin vielleicht in nicht angenehmer Erinnerung sein.

Louis Duttmüller fing an, sich zu entrüsten. In der Hand des Pfschers, sagte er mit Würde, gereicht jedes Mittel zum Schaden. Wenn der wissenschaftlich gebildete Arzt nach den Regeln seiner Kunst verfahren hat, so hat er gethan, was er konnte, und niemand darf ihn verantwortlich machen, wenn das Resultat ein andres ist, als er es gewollt hat.

Sehen Sie, genau dasselbe sagt Wagner auch. Und was sagen die armen Patienten?

Louis Duttmüller erhob sich.

Nein, rief die Frau Doktor Blume, das dürfen Sie uns nicht zuleide thun, daß Sie jetzt schon aufbrechen. Sie müssen zu Abend hier bleiben. Das sind wir nicht anders in unserm Hause gewöhnt.

Aber Louis Duttmüller hielt es für seinen, keinen zu langen Besuch zu machen; auch dachte er mit Sorgen an seinen alten Franz, und daß dieser wieder eigenwillige Anwandlungen gekriegt haben könnte, und so schob er noch einige dringende Besuche vor, die er in Affeborn zu machen habe, nahm seinen Hut und empfahl sich, von den beiden alten Leuten zum Wagen geleitet, wobei die Frau Doktor darauf hielt, daß man um den Grasplatz herum ging. Im Hintergrunde tauchte Paul auf, der seine Hände mit Saft rot gefärbt, die Papierlappe eines Zuderhuts auf den Kopf gesetzt hatte und mit allem Eifer und Ernste dienerte. Doktor Duttmüller ignorierte das und fuhr ab, nachdem der alte Franz begriffen hatte, daß es wieder losgehn sollte.

Blumes kehrten zu ihrer Beerenpresse zurück. Doktor Blume warf seinen Rod in den Winkel und band seine blaue Schürze vor, und Frau Doktor Blume erging sich in längern Betrachtungen, warum der Besuch gerade heute habe kommen müssen, wo man Beeren presste, und was wohl Doktor Duttmüller davon denken werde, daß es so unordentlich ausgesehen habe. Doktor Blume schien nicht zuzuhören, sondern machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte nach einer Weile:

Er wird mir viel Schaden thun. Sich selbst aber noch mehr. Hum!

Auch Doktor Duttmüller war mit dem alten Herrn keineswegs zufrieden. Ihm zuzutrauen, daß er Diphtherie mit einer Entzündung der angina tonsillaris verwechsle, ihm, Louis Duttmüller, dem Schüler des Geheimrat Fortmann! Und dann der Grundsatz: der Arzt müsse vor allem darauf sehen, keinen Schaden anzurichten! Als ob bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Therapie davon überhaupt die Rede sein könnte! Und Hausmittel! Die Wissenschaft hat so enorme Fortschritte gemacht, daß es ein Verbrechen sein würde, zu der alten Kurpfuscherei zurückzukehren oder bei ihr zurückzubleiben. Und dann dieser ungezogene Schlingel von Paul. Duttmüller hatte ihn ja nach Gebühr ignoriert, aber er hatte sich doch

über seine Rajeweisheiten geärgert. Und besonders ärgerlich war ihm die alte Pastorenkutsche, in der er seinen Besuch gemacht hatte. Sie war doch gar zu wenig geeignet, zu imponieren.

Die „Fälle,“ die er in Affeborn zu erledigen hatte, waren nicht gerade dringlicher Art, ein Masernfall und ein Fall von Bronchialkatarrh. Doktor Blume würde vielleicht in beiden Fällen gar nichts gethan haben, aber Doktor Duttmüller war als moderner und gewissenhafter Arzt bereit, in dem ersten Fall eine Komplikation mit Lungenspitzenkatarrh, Skrofulose und Augenentzündung zu fürchten, in dem zweiten schon Anzeichen einer Pneumonie zu erkennen, was zu wiederholten Besuchen, Untersuchungen und Rezepten Anlaß gab. Da beide Kranke wohlhabenden Familien angehörten, so konnten die neuen und besten Mittel — natürlich mit bestem Erfolg — angewandt werden. Auch ließen sich die beiden Besuche so sehr verlängern und so wortreich gestalten, daß es den Anschein gewann, als sei in Affeborn viel zu thun gewesen.

Als Doktor Duttmüller endlich weiterfuhr, neigte sich der Tag dem Ende zu. Wenn man Affeborn verließ, so hatte man vor sich den Bönhardt, an seinem Hange malerisch gelagert Holzweißig und seitlich dahinter zwischen den Hängen des Waldes das Salzwerk Heinrichshall mit seinen hohen Schornsteinen und aufspuffenden, weißen Dampfswolken. Vor den Füßen lag die Aue der Affe. Der Fluß, der einst in starken Biegungen durch die Aue geflossen war, war jetzt gerade gelegt worden; einige der Biegungen, die durch Dämme von dem Flußlaufe abgeschnitten waren, bildeten Teiche, und einer von diesen Teichen, der größte und längste, war es, der Anlaß zu der Gründung der Tote-Affe-Verwertungskompagnie, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, gegeben hatte. Als sich Doktor Duttmüller der Aue näherte, stand hinterm Walde ein Gewitter, das sichlichst heraufkommen wollte, und an erwähnter toter Affe war eine Art von Wagenburg aufgefahren, ein uns schon bekannter Dre—al, ein kleinerer Einspänner und ein Aderwagen, auf dem eine große Tonne lag. Am Ufer des Teiches gingen einige Männer umher, lebhaft mit den Armen telegraphierend, und an einer andern Stelle lagen mehrere auf dem Haufen. So sah es wenigstens aus der Ferne aus. Als Doktor Duttmüller in seiner Pastorenkutsche näher heranlam, wurde mit Eifer gewinkt. Er vermutete also, es handle sich um einen Unglücksfall, stieg aus und befahl seinem kleinen Kutscher, er möge warten.

Aber er hatte sich hierbei der Zustimmung des alten Franz nicht versichert. Der alte Franz war unterwegs schlecht behandelt worden; er hatte Hunger und Durst und sah Stall und Heimat in nächster Nähe vor Augen. Er setzte sich also von selbst in Bewegung und war durch keinen Zügel und kein Rufen zurückzuhalten. Und der Kutscher erreichte weiter nichts, als daß er mit seinen Bemühungen Pferd und Wagen beinahe in den Graben dirigiert hätte.

Währenddessen nahte sich der Doktor der toten Affe. Schon von fern rief man ihm zu: Ho! Doktor Salix, wo zum Teibel steden Sie denn? Kommen Sie her und verordnen Sie diesem kleinen Renttier etwas Niedererschlagendes, denn er regt sich ungebührlich auf und wird nächstens überchnappen.

Gemeint war der kleine Leberecht Volze, der sich allerdings ganz bedeutend aufgereggt hatte und hin und her sprang, als wenn der Boden unter seinen Füßen eine heiße Platte gewesen wäre. — Es ist auch aller Grund vorhanden, sich aufzuregen, rief er. Doktor, hören Sie zu. Sie erinnern sich unsers Unternehmens, die tote Affe merkantil auszubenten. Ich muß jedoch zuvor bemerken —

Lassen Sie Ihre Vorbemerkungen, schaltete Larisch ein.

Ich muß zuvor bemerken, daß dieser Larisch sich den Schein gegeben hat, als wäre er Autorität in der Karpfensfischeret. Niemand konnte klüger davon reden als er. Und jetzt — ich bitte Sie, sehen Sie sich diesen Unsinn einmal an. Das nennt dieser Larisch Karpfen fangen! Ich bitte Sie, sehen Sie sich das als unparteiischer Mann einmal an, und sagen Sie mir, ob so etwas überhaupt möglich ist.

Na, was denn? Unser Netz ist doch in Ordnung.

Aber nichts drin. Werden Sie mir es glauben, Doktor, seit drei Stunden arbeiten wir hier im Schweiß unserer Angesichts —

Das heißt er mit dem Maule, fügte Lariſch ein.

— und was haben wir gemacht? Erst haben wir von links angefangen und die Karpfen in die rechte Ecke getrieben, und dann haben wir von rechts angefangen und sie in die linke Ecke getrieben, ohne sie zu kriegen.

Was ist da zu machen, fragte Lariſch? Sagen Sie, Doktor, was ist da zu machen?

Der Doktor legte den Knopf seines Schirmes an die Rippen und machte ein ernst-nachdenkliches Gesicht, er wußte es aber auch nicht.

Und da soll ich mich nicht aufregen? fuhr Volze fort. Nicht allein, daß ich meine Beitragssumme gezahlt habe, ich habe auch als Mitglied des Aufsichtsrats nicht allein die Befugnis, sondern auch die Verpflichtung, darauf zu achten, daß das Gesellschaftsvermögen nicht verschleudert wird.

Da hören Sie es ja, sagte Lariſch, daß dieser kleine Volze für Ihre Kunst reif ist. Geben Sie ihm eine Lagan, das wird ihn beruhigen.

Und was haben wir gefangen? fuhr Volze fort, sehen Sie hier — er führte den Doktor an einen Kübel und stellte sich in hochtragischer Haltung daneben — drei Weißfische und einen Frosch! Und dazu haben wir eine Gesellschaft gegründet, Statuten beraten, Wasserluzer ausgegeben, Pacht gezahlt und drei Stunden gearbeitet, um drei Weißfische und einen Frosch! — Volze rang die Hände.

Er hat natürlich, meinte Lariſch, seiner Frau versprochen, Karpfen mitzubringen, und nun giebt es keine. Da ängstigt er sich.

Haben Sie das nicht?

Gott bewahre. Wenn meine Frau Karpfen essen will, mag sie sich selber welche kaufen. Ich verzehre meine Karpfen außer dem Hause. Und ich hatte heute schon meinen Karpfenmagen eingehängt. Sie nicht, Scholz?

Bernhard Scholz legte seinen Mund in zierliche Falten, um eine verbindliche Antwort zu geben, er kam aber nicht dazu, denn das Gewitter war inzwischen heraufgekommen, und es that einen kräftigen Donnererschlag. Man mußte sich also, wenn man nicht naß werden wollte, zur Heimkehr rüsten. Das Netz wurde von den Arbeitern auf den Adertwagen geladen, und die andern wandten sich ihrem Break zu. Duttmüller aber sah zu seinem tiefen Verdruß, daß sein Wagen richtig wieder weggefahren war, ließ sich aber nichts merken und that so, als wenn er ihn nach Hause geschickt hätte.

Kommt Sie mal her, Doktor, sagte der Braumeister, gucket Sie, was i Ihre mitbracht hab. Se müsse doch e Wägele habe. Mit so enne Karre, als Se vorhin ghabt habn, können Se doch net anständigerweis fahre. Was sollet denn Ihre Pattenin darvon denke? Gucket Se emal her; en Wägele, elegant sel, und fast noch neu. Dees ischt ebbes für Se.

Der Wagen, den der Braumeister jetzt vorführte, war wirklich sehr nett. Ein Zweifisch mit blanken Laternen und holzfarbenen Rädern, und davor ein zierlicher Schimmel, Halbponie, unter einem schmutzen Geschirt.

Das ischt doch e Staat, fuhr Gödel fort. Net? Wie für Se gschaffe; und alles in allem loschtets no net emal tausend Mart.

Aber Herr Gödel, sagte Doktor Duttmüller, der den Wagen gar zu gern gehabt hätte, Sie wissen doch, daß ich nicht die Mittel habe, einen solchen Wagen zu kaufen.

Domm's Zeit, wer hat denn gesagt, Se sollet das Wägele glei bezahle? Ich habß von Aaron Firſch kauft, und Se bezahlens mir, wenn Se' s Geld zu habet. Abgmacht!

Herr Gödel, Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf. — Duttmüller erinnerte sich des Schlusses des mütterlichen Briefes:

Das aber bitte ich mir aus, daß es mit Braumeisters Laura nun ein Ende hat. Es war doch zu fatal, von der Mutter Geld nehmen zu müssen mit dem stillen Versprechen, Braumeisters Laura laufen zu lassen, und vom Braumeister den Wagen anzunehmen unter der Voraussetzung, seine Laura nicht laufen zu lassen.

Variasi, sagte der Braumeister, wer will Ihnen denn verbiete, das Wäglele zu kaufen? Aber steigen Sie es, es wird gleich losgehen.

Duttmüller stieg ein — in den Wagen, der sein Wagen sein konnte. Es bedurfte dazu nur eines einzigen Wortes. Was war es für eine schöne Sache, einen eignen Wagen unter sich zu haben, nachdem man sein Leben lang kaum einmal eine Droschke genommen hatte. Und wie konnte man sich in diesen Wagen zurücklegen, wenn man mit ernst-nachdenklicher Miene von Patient zu Patient fuhr. Und wie vorteilhaft müßte sich dabei ein kleiner Kutscher in Livree ausnehmen.

Wenn Sie sich net entschließen könne, sagte der Braumeister, dann überlege Sie sich halt die Sach. Ich laß Ihnen das Wäglele da.

Jetzt kam das Gewitter über den Berg herüber, und die Wagenkolonne setzte sich in Trab, wie eine englische Truppe, die „nach rückwärts Deckung nimmt.“ Man kam auch glücklich im Hofe des Braunen Wären an, ehe der Guß begann. Happich stand, die halb lange Peise in der Hand, unter dem Überdache seiner Treppe und begrüßte seine Gäste.

Sie alter Besenbinder, rief Variasi, jetzt wollen Sie uns wohl auslachen, weil wir den ganzen Tag gefischt und nichts gefangen haben?

Dieses nicht, meine Herren, entgegnete Happich. Aber wenn Sie Karpfen essen wollen, die können Sie bei mir bekommen.

Karpfen?

So viel Sie wollen, schön und ganz frisch.

O, Sie Jesuwitter! rief Variasi, Sie haben gewiß so eine kleine Vorübung gemacht und den Teich abgefischt, ehe wir kamen.

Was denken Sie, Herr Variasi, erwiderte Happich mit der Miene der getränkten Unschuld; ich habe gar kein Netz, wie ich mit gutem Gewissen behaupten kann. — Aber daß oben hinterm Schranke ein paar Angeln stecken, das sagte er nicht, auch nicht, woher er die Fische habe. Und die andern fragten nicht danach, genug, daß man Karpfen zum Abendessen haben konnte.

Inzwischen war Zeit und Gelegenheit gegeben, im Hinterzimmer Happichs eine Sitzung der Gesellschaft abzuhalten. Man setzte sich also um den Tisch. Herr Wolze legte die Akten, die er in Form eines Bündels Papiere bei sich trug, auf den Tisch des Hauses nieder, zog seinen Bleistift und stellte als Historiograph der Gesellschaft erst einmal den geschichtlichen Zusammenhang her. — Meine Herren, begann er, nachdem am vierzehnten des vorigen Monats — und wir dürfen diesen Tag einen glücklichen nennen — ins Auge gefaßt worden war, die tote Affe merlantil auszubeuten, nachdem darauf in der denkwürdigen Sitzung auf der hiesigen Regelbahn — die Herren erinnern sich des schönen Verlaufs dieses Abends — die Konstituierung der Gesellschaft vollzogen worden war, nachdem auch mit dem Fischermeister Hofmann zu Allum ein Vertrag abgeschlossen war, daß gegen Zahlung von zwanzig Mark das Ausbeutungsrecht der toten Affe auf die mehrgedachte Gesellschaft für ein Jahr übergehen solle, nachdem ferner —

Na, nun kommen Sie aber, bitte, zu Stuhle, Wolze, sagte Variasi, Sie reden heute wieder Bandwürmer.

Ich sage, fuhr Wolze unbetrodt fort, nachdem auch vor acht Tagen der Beschluß gefaßt war, die tote Affe mittels eines Schleppnetzes auszufischen, haben wir am heutigen Tage den Beschluß ausgeführt. Mit welchem Erfolge — und wer hätte nicht das günstigste von dem Unternehmen gehofft — ist Ihnen bekannt. Drei Weißfische und ein Frosch.

Ganz richtig, sagte Variasi, für jeden von uns ein Fische, und für Sie der Frosch.

D, glauben Sie nicht, Larisch, durch Witze die Aufmerksamkeit von der Thatsache ablenken zu können, daß der Grund des Mißerfolgs in den verfehlten Maßnahmen der Leitung gelegen ist, einer Leitung, die sich der Größe der Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hat. Denn nicht allein, daß die Manipulationen mit dem Rege einfach lächerlich waren und den simpelsten Fischer zu dem Ausrufe: risum teneatis, amici, bewegt haben würden, es ist mit Rezen überhaupt nicht möglich, die tote Aisse auszufischen.

Wort entzogen, rief Larisch. Braumeister, bringen Sie doch diesen Quastelhans einmal auf seinen Stuhl und zur Ruhe.

Der Braumeister saßte Bolze beim Rockhohle und zog ihn auf seinen Stuhl nieder, aber Bolze fuhr mit den Armen in die Luft. — Meine Herren, rief er, ich lasse mir das Wort nicht entziehen. Wie können Sie mir das Wort entziehen wollen? Ich habe Interessen zu vertreten, nicht allein die meinigen, sondern auch die der Aktionäre, die vertrauensvoll ihr Geld in unsre Hände gelegt haben.

Ach was, Bolzele, sagte der Braumeister, seien net u'gmtetlich. Sagens lieber, wies ein andermal besser gemacht werden soll.

Aber bitte, ohne Einleitung, fügte Larisch hinzu.

Ich würde, sagte Bolze, zunächst den Teich an seiner dünnsten Stelle, das heißt da, wo das viele Rohr wächst, durch einen Damm in zwei Hälften teilen. Dann können uns die Karpfen nicht aus einem Teil in den andern entwisphen. Was sagen Sie dazu, meine Herren?

Bernhard Scholz legte den Mund spitz und stand nicht an, diese Idee als eine überaus glückliche zu bezeichnen. Freilich stellte sich bei Erwägung der Kostenfrage heraus, daß die Sache ziemlich teuer werden würde.

Oder ich würde, fuhr Bolze fort, den Teich ablassen. Ich würde einen Graben graben, der das Wasser des Teiches aufnähme, und den Graben weiter unten in die Aisse führen. — Auch hiergegen erhoben sich Bedenken, ob nämlich das Wasser auch abfließen würde. Man wandte sich an Doktor Duttmüller als Mann der Wissenschaft. Der wußte es aber auch nicht und verklebete diesen Mangel durch einige Gemeinplätze über das Gefeh von den kommunizierenden Röhren. Und dann die Kosten!

Ich will Ihnen sagen, was wir machen, bemerkte jetzt Larisch, wir pumpen das Loch aus. Wir stellen eine Feuerspritze daneben, und dann sollte es doch mit dem Teufel zugehn, wenn wir nicht das bißchen Wasser rauskriegen.

Dieser Vorschlag machte großen Eindruck. Natürlich waren die Karpfen gesteft, wenn man ihnen das Wasser weggepumpt hatte. Ob das freilich eine Feuerspritze fertig bringen werde, erschien fraglich. Aber was hinderte es, eine Lokomobile aufzustellen? Mit ein paar Zentnern Kohle pumpt man den Teich leer, und dann langt man sich seine Karpfen heraus. Dieser Gedanke erweckte eine große Begeisterung und stellte die Einigkeit in der Gesellschaft wieder her. Man votierte also, daß erstens eine Lokomobile gemietet werden, daß diese zweitens an die tote Aisse gefahren werden solle, und daß drittens zur Deckung der Kosten pro Anteilsschein fünf Mark eingefordert werden sollten. Der Herr Braumeister als Sachverständiger in Dampfmaschinenangelegenheiten wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt. B. g. u. die Anwesenden.

So weit war die Sache geblieben, als Happich mit der vertraulichen Meldung erschien, wenn die Herren jetzt ihre Karpfen essen wollten, seinetwegen stehe nichts entgegen. Natürlich wollten die Herren ihre Karpfen essen; sie setzten sich mit um so größerer Befriedigung zu Tisch, als sie durch weise Beschlüsse ihr Unternehmen neu begründet und damit sichere Ansprüche auf Karpfen gewonnen hatten. Bolze wollte diesen Empfindungen durch eine Tischrede Ausdruck geben, aber er stieß auf geschlossenen Widerstand. Man verbat sich jegliche Störung. Wenn er, Bolze, seinen Karpfen kalt werden lassen wolle, so möge er es thun, sie thäten nicht mit.

Zum Fische gehörte natürlich auch Wein. Und Happich stellte mit geheimnisvollem Lächeln einen Gattenheimer auf den Tisch, der in der ganzen Gegend berühmt sei. Er hatte in der That die von den Herren Landwirten geliebte Eigenschaft, daß er den Kopf schnell heiß machte, und kostete, ein Zeichen seiner Güte, zwei Mark fünfzig. Daß ihn Happich mit sechzig Pfennigen gekauft und damit reichlich bezahlt hatte, verschwieg er. Es dauerte auch nicht lange, so that der Wein seine Wirkung. Die Gesellschaft zur Ausbeutung der toten Aße wurde sehr lebendig, und Lebrecht Bolze hielt endlose Reden.

Im Vorderzimmer saßen die Holzweißiger Landwirte und horchten auf den Lärm. Was ist denn los da drin? fragte Friße Popplik.

Es sind die Braunsfelder Herren, erwiderte Happich mit Wichtigkeit, sie verzehren ihre Karpfen.

Die sie noch nicht gefangen haben. So dumm! Dies war das Thema, bei dem sich das Gespräch für die nächste Stunde festlegte, und dessen Resultat war: Niemand sei so dumm wie ein Städter.

Als die Braunsfelder Herren am späten Abend aufbrachen, geschah es in etwas tumultuarischer Weise. Man wollte sich von Doktor Saliz verabschieden, dieser aber war nirgends zu sehen, bis man ihn endlich in Happichs Wohnzimmer fand, wo er Dörchen Anweisungen gab, was bei unvermuteten Unglücksfällen in seiner Abwesenheit zu geschehn habe. Dabei hatte er sie väterlich unter das Kinn gegriffen, und Dörchen hatte es sich gern gefallen lassen. Der Braumeister, der die Gruppe sah, machte ein beträchtlich langes Gesicht und gelobte sich, aufzupassen. Aber den Doktortwaggen ließ er jetzt erst recht zurück.

Die Fahrt im Breal in der kühlen Nachtlust trug zur Abkühlung der Gemüter das nötige bei. Man zog Fazit und fand, daß der Abend zwar sehr genußreich gewesen sei, daß man aber die Karpfen so teuer bezahlt habe wie im ersten Hotel in Braunsfeld, und daß der Wein unter aller Würde gewesen sei.

So'n verdammtes Zesuwiter von Gostrat, grockte Lartisch, und die Karpfen hat er uns doch gestohlen, darauf lasse ich mich freffen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Weisen aus dem Morgenlande. Im Rheinischen Museum (1900) hatte der berühmte Bonner Religionsforscher Hermann Usener von analogen Erscheinungen erzählt, die beim Tode großer Männer des Altertums berichtet sind, wie es die Sonnenfinsternis beim Tode Christi nach den Evangelien ist. Usener hatte, selbstverständlich ohne Kritik an dem Wunder des Evangeliums zu üben, bei dem nur die Übereinstimmung mit der alten Volksvorstellung konstatiert ist, zahlreiche von Homer bis zum Grammatiker Servius gemeldete Sonnenfinsternisse beim Tode neuer Herrscher großer Reiche oder von Errettern von Völkern aufgezehlt; Cäsars, Nerdas aber auch Sarpedons (bei Homer) und des Philosophen Carneades Tod soll solche Erscheinungen aufgewiesen haben. Aber gerade wie die Sonnenfinsternis dem Erlöschen einer großen Seele beigeordnet ist, so kündigt ein Stern ihre Geburt an; der Stern gehört zu den festen sich immer wieder einstellenden mythischen Motiven in diesen Fällen. Von Mithradates dem Großen heißt es bei Justinus, „sowohl an dem Tage seiner Geburt wie an dem seines Regierungsantritts begann ein Komet mit solchem Feuer zu leuchten, daß der ganze Himmel in Flammen zu stehn schien.“ Der Komet, der bei den Leichenspielen Julius Cäsars sieben Tage leuchtete, wurde auch als Wahrzeichen der künftigen Größe des Augustus angesehen. Servius bemerkt zur Kneide Vergills, daß dem Aneas der Morgenstern

auf seinem Zuge voranleuchtete und erst dann zu scheitern aufhörte, wo Aeneas zum Ziele gelangt ist. Auch dem Timoleon wird, nach Plutarch, durch ein himmlisches Feuer der Weg nach Italien gezeigt. Auf diese Sternerscheinungen und auch die zahlreichen Fälle, wo die antike Legende einen Flammenglanz um das Haupt eines Neugeborenen erscheinen läßt, um diesen als ein Heil für die Menschheit zu bestimmen, haben teilweise David Fr. Strauß im Leben Jesu und Wlener in den religionsgeschichtlichen Untersuchungen hingewiesen; jezt finden wir damit eine Reihe neuer Beobachtungen durch den Gießener scharfsinnigen Altphilologen Albrecht Dieterich verknüpft, der in einer Abhandlung: „Die Weisen aus dem Morgenlande“ (Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums, 1901) erkennen hilft, wie die heilige Sage oder Legende von den sogenannten heiligen drei Königen entstanden ist, deren Fest die katholische Kirche am 6. Januar feiert.

Daß der Stern, der den Weisen aus dem Morgenlande den Weg nach Bethlehem zeigt, für die antike Sage und Legende nichts außergewöhnliches ist, geht aus dem Gesagten klar hervor. Auch der Kindermord des Herodes hat Analogien im Altertum, und es muß eine selbständige Fassung der Kindermorderzählung gegeben haben; denn etwas ähnliches findet sich bei Sueton Aug. im 94 und Nero um 36: hier ist die Sternerscheinung, die Erkundigung bei den Kundigen, der Mordbefehl. „Aber wie kommt diese Erzählung von der sonderbaren Reise der Magier unter die Vorgesichten des Matthäusevangeliums und nur dieses einen Evangeliums?“ So fragt der Gießener Forscher, und er kann auch die Antwort geben.

„Als aber Jesus geboren war in Bethlehem in Judäa in den Tagen des Königs Herodes, siehe da erschienen Magier vom Morgenland in Jerusalem und sagten: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben nämlich seinen Stern gesehen im Osten und sind gekommen, ihm zu huldigen“ (Matth. 2, 1. 2). Magier aus dem Morgenlande; was sind das, und wie wurden sie dargestellt? In den ältesten christlichen Darstellungen unterscheiden sich die Magier in ihrer Tracht durchaus nicht von Mithrasdienern. „In derselben Weise haben die heidnischen Künstler die Mithrasdiener dargestellt,“ sagt Monsignore Signor de Waal in der Realenzyklopädie des christlichen Altertums von Franz Xaver Kraus. Wenn aber Mithrasdiener in den Magiern zu sehen sind, so sollten sie auch darin gesehen werden; denn man weiß von vielen Versuchen, die persische Religion zur christlichen in Beziehung zu setzen. Ein hervorragendes Buch des Belgiers Cumont (Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mythra) bringt die Zeugnisse für diese Versuche wie dafür, daß der persische Kult für die Christen der griechisch-römischen Welt der Mithrasdienst ist.

Daß bei der Ausschmückung der Legende Jesais 60, 6 „Gold und Weihrauch werden sie bringen“ und Psalm 72, 10 ff. „die Könige usw. werden Geschenke entrichten, und alle Könige werden sich vor ihm niederwerfen“ mitgewirkt hat, ist zweifellos. Wertwürdig ist, wie Dieterich sagt, daß das Matthäusevangelium, das auf solche Beziehungen geradezu ausgeht, diese „Erfüllung“ nicht bemerkt. Aber immer noch fehlt das Motiv des Auszugs der Magier gegen Westen; der mächtige Eindruck eines Geschehnisses muß doch die werdende Legende in den aufgeregten Gemütern und der lebhaft schaffenden Phantasie der ersten Christen bestimmen und neugestaltet haben. Und Dieterich weiß dieses Ereignis zu nennen: Dio Cassius erzählt aus dem Jahre 66 n. Chr. in seinem dreihundertsechzigsten Buche, daß König Tiridates mit großem Gefolge nach Rom kam; er kam aus dem äußersten Osten wie in einem Triumphzuge. In Neapel traf er Nero; er beugte das Knie vor ihm und huldigt ihm. Später nahm ihn Nero mit nach Rom, wo eine große öffentliche Audienz verbunden mit einem Volksfeste veranstaltet wurde. Ganz Rom war auf dem Forum, auf den Straßen und den Dächern der Häuser versammelt, um diese Huldigung des östlichen Königs mitanzusehen, die Nero derart schmückte, daß er seine erste Bezeichnung als Imperator danach berechnete (Eduard Raynial,

Revue archéologique, September = Oktober 1901). Damals sprach Tiridates: „Ich kam zu dir als zu meinem Gott, dir zu huldigen wie dem Mithras.“ Und als Plinius dieses Ereignis erzählte, das den größten Eindruck auf alle Zeitgenossen und namentlich auf die Bewohner der Länder machte, durch die Tiridates gezogen war, wo es noch lange fortlebte — es waren die, wo das griechisch für Griechen geschriebene Matthäusevangelium in den zwanzig oder dreißig Jahren nach diesem Ereignis entstand: so gebrauchte Plinius (n. h. XXX, 16) die Worte: Magus Tiridates ad Neronem venerat et magos secum adduxerat. Hier haben wir also wörtlich die Magier, die vom Osten kamen, um dem Könige zu huldigen, wofür Dio Cassius und Matthäus den gleichen Ausdruck haben *προσκύειν*. Dieses erste und hauptsächlichste, die *προσκύνησις*, haben allerdings die ältesten christlichen Künstler verhäumt, wenn sie die Anbetung der heiligen drei Könige darstellten, weil sie sich an die aufrechtstehenden Dranten der klassischen Kunst hielten.

Der Mithrasdienst war der heftigste und am schwierigsten zu bekämpfende Gegner des werdenden Christentums; dieser Kampf des Mithras und des Christus mußte bei den Christen den brennenden Wunsch erzeugen, daß sich der falsche Gott mit seinen Dienern beugten vor dem wahren. So hat der Zug des Magiers Tiridates aus dem Osten zu Nero den Anstoß gegeben, daß sich aus einer allgemeinen Tradition vom verflüchtenden Stern mit Hilfe des früher oder später hinzutretenden Nebenmotivs aus den Propheten die Legende von dem Zug der Magier zur Anbetung des neuen Herrn und Erretters der Welt entwickelt hat. Der Gießener Gelehrte, der nicht allein im Altertum mit seinen Studien weilt, sondern auch der modernen Wissenschaft der Volkskunde, die der Sage und Sagenbildung nicht am wenigsten geweiht ist — er ist ein eifriges Mitglied der „Vereinigung für heidnische Volkskunde in Gießen“ —, seine Arbeitskraft leiht, schließt mit den Worten, die wir auch für uns in Anspruch nehmen: „Dem, der den Versuch solchen Verständnisses in heiliger Schrift unfruchtbar nennt, antworte ich: Echte Sage ist so heilig und rein wie das religiöse Gefühl, aus dem sie als Blüte hervorbricht. Gegen Ende des Jahrhunderts, wo die Gebrüder Grimm gewirkt haben, sollte es nicht nötig sein, Gebildeten das zu sagen.“

Eine Gehaltsaufbesserung vor hundertzwanzig Jahren. Die preussischen Oberlehrer haben in dem letzten Jahrzehnt einen fast lebensschafflichen Kampf um eine Verbesserung ihrer Stellung geführt. Wenn sie noch nicht alles erreicht haben, was sie wünschen und fordern, so mag ihnen ein kleines Bild aus der Vergangenheit ihres Standes ein wenig Trost und Befriedigung gewähren.

In dem alten und gewissermaßen berühmten Gymnasium zu St. Elisabeth in der Haupt- und Residenzstadt Breslau waren um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Einkünfte der Lehrer, besonders der acht „Kollegen“, die mit den drei Professoren, einschließlic des Rectors als ersten Professors, das Kollegium bildeten, allmählich in ein unerträgliches Mißverhältnis zu den notwendigsten Ausgaben geraten. Als der Magistrat um 1524 bei der Einführung der Reformation das Patronat über Kirchen und Schulen gewann, lag es dem Geiste der Zeit durchaus fern, die Einkünfte der Geistlichen und der Lehrer festzustellen und etwa ganz auf die Stadtkasse zu übernehmen; aus dieser wurde nur ein Zuschuß gezahlt. Er war zwar im Laufe der Jahrhunderte einigemal erhöht worden, betrug aber doch im Jahre 1779, wenn man von dem Rector abzieht, durchschnittlich nur 30 Prozent des Einkommens der Lehrer. Denn zum Glück hatten sich nicht wenig Wohlthäter und Gönner, darunter auch Frauen, gefunden, die durch Stiftungen für alle oder einige bestimmte Lehrer oder für ein besonderes Lehrfach der übeln und unsichern Lage abzuhelpen suchten. Die Zinsen aus solchen Stiftungen machten etwa 50 bis 60 Prozent aus. Was für Kapitalien aber gehören dazu, um elf Gymnasiallehrern auch nur die Hälfte eines leidlichen Einkommens zu schaffen! Der Rest der 10 bis 20 Prozent endlich fiel auf die ungewissen Einkünfte, nämlich

auf den Anteil der Lehrer am Schul- und am Begräbnisgeld. Mit dem Schulgeld aber, das ein Hauptteil der Einnahmen sein sollte, stand es schlimm. Amtliche Mitteilungen berichten, wie groß die Zahl der Freischüler und der Besuche um Freischule war, wie sehr viele Schüler die notwendigen Lehrbücher kaum oder gar nicht anschaffen konnten, wie das Schulgeld nur mit häufigem Erinnern oft erst sechs Wochen nach dem Termin eingetrieben werden konnte, und daß durchschnittlich nur 8 Prozent der Schüler das volle Schulgeld von $1\frac{1}{2}$ Thalern vierteljährlich zahlten.

Die Einkünfte aus allen diesen Quellen erreichten nun folgende Beträge. Der Rektor hatte mit seinem Einkommen als Bibliothekar zu St. Elisabeth insgesamt 633 Thaler, der zweite Professor 314, der dritte 466, davon aber 180 aus einer Stiftung für den Professor der Mathematik, und diese Professur war nicht mit einer bestimmten Stelle verbunden. Die jährlichen amtlichen Gesamteinkünfte der acht „Kollegen“ bewegten sich zwischen 211 und 181 Thalern. Amtswohnung hatten dabei nur der Rektor, der zweite Professor und zwei Kollegen. Was diese Summen bedeuten, welchen Wert sie hatten, das erkennt man aber erst aus dem Vergleich mit den amtlichen Einkünften anderer Beamten der Zeit. Die Rechnungsbücher der Stadt geben uns da genaue Auskunft. Sie verzeichnen natürlich nur die festen Zahlungen der städtischen Kassen. Von den „Kassensbedienten“, also kurz den Sekretären, hat keiner unter 200 Thalern, mehrere 250 und 260; die „Kassenbedienten“ kommen bis auf 480 Thaler; von den „Zollbedienten“ hat der Buchhalter 363, die andern über 200, nur der Zudentforschreiber hat 138 Thaler. Beim Stadtgericht haben die assessores 412 und 300, die zwei secretarii je 265 Thaler. Mit allen diesen Ämtern waren nun Nebeneinnahmen verbunden, während sich die Lehrer die zum Leben notwendige Ergänzung ihres Einkommens durch Nebenarbeit verdienen mußten, wofür den „Kollegen“ bei zwanzig und mehr Wochenstunden nicht allzuviel Zeit übrig blieb. Bei der Armut der allermeisten Schüler war auch von Geschenken offenbar so gut wie keine Rede. Und wenn in demselben Rechnungsbuche der Kircheninspektor und Pastor primarius zu St. Elisabeth nur mit 560, die Diaconi je mit 106 Thalern angesetzt stehn, so waren das eben ihre Bezüge aus der Stadtkasse; ihre Einnahmen waren, von den Amtswohnungen abgesehen, durch Gebühren- und Sportelanteil aus der Kirchenkasse, aus Stiftungen und durch Geschenke um das Vielfache höher, sodaß sicherlich kein Diakonus eine Kollegenstelle angenommen hätte.

Andre höhere Beamte in ihrem festen Einkommen zum Vergleich heranzuziehn, erscheint zwar im Sinne jener Zeit fast wie ein Sakrileg, entbehrt jedoch für die jetzige Auffassung wohl nicht eines gewissen Interesses. Im Ratskollegium also erhielt der erste Ratsdirektor, der eigentliche Leiter der Stadtverwaltung und nichts mehr als ein königlicher Beamter, 1600 Thaler, der zweite 600, die übrigen Mitglieder, d. h. der Bürgermeister und die Ratmänner und Syndici 400 bis 600, die begünstigten Ratmänner je 225, wobei man beachten muß, daß sie alle, mit Ausnahme der beiden ersten Beamten, reiche oder wohlhabende Leute aus den erwerbenden Ständen waren. Einer andern Quelle entnehme ich noch die Gehälter der Räte der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau. Sie gehörten ja allermeist dem Adel an, und so spiegelt sich in ihren Gehaltsätzen die Stellung des Adels im ständischen Staate. Es stehn mir zwar nur die Zahlen aus dem Jahre 1798 zur Verfügung; sie gelten aber im wesentlichen auch für 1780. Von dreizehn Räten erhalten da zwei 1256 und 1296 Thaler, einer 1400, die andern folgen mit 1700, 1800, 1860, vier mit etwa 2000, einer mit 2326, einer, der zugleich Landrat des Breslauer Kreises war, mit 2700 und der Oberjagddirektor mit 3020 Thalern, während man endlich, um auch dies anzuführen, um 1786 die Einnahme eines Majors auf 3000 Thaler, die eines Hauptmanns als Kompagnieführer fast auf ebensoviel schätzte.

Doch zurück zu den Lehrern des Elisabethanums. Niemand empfand das Miß-

verhältnis ihres Einkommens lebhafter als der damalige Rektor Joh. Caspar Arletius, über Schlesien hinaus berühmt durch seine Gelehrsamkeit, die allerdings hauptsächlich antiquarisches und bibliothekarisches Wissen enthielt, aber doch auch den Schriftgebrauch der meisten Kultursprachen und eine gründliche Kenntnis der hebräischen Sprache umfaßte. Dieser Ruf verschaffte ihm auch zweimal, im Mai 1779 und im August 1781, die Ehre einer Audienz bei König Friedrich dem Großen. Die erste soll nach dem Zeugnisse Herzbergs nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der König durch Zedlitz für eine Reform des lateinischen und des griechischen Unterrichts gewonnen wurde. Wenn Arletius, der sich damals fast zwanzig Jahre lang ohne Erfolg um eine Gehaltsaufbesserung für sein Kollegium bemühte, dieselbe Audienz dazu benutzte, bei dem Könige seine Klagen vorzubringen, so erscheint das bei der allumfassenden Fürsorge des Königs nur natürlich. Denn das Bedürfnis war dem Rektor von dem Minister für Schlesien ebenso wie von der Breslauer Kammer und dem Magistrat zugestanden worden, nur freilich mit dem bedauernden Hinweis darauf, daß es an Fonds mangle, die gute Absicht zu verwirklichen. Der König muß die Klagen des Arletius nicht ungnädig aufgenommen haben, denn am 20. Juli desselben Jahres 1779 wandte sich der Rektor schriftlich geradezu mit der Bitte an ihn, dem Kollegium des Elisabethanums doch eine Zulage von 800 Thalern im ganzen zu bewilligen, indem er ein deutsches Gedicht von 300 Hexametern „Strahlen der göttlichen Vorsehung in dem Leben, den Schicksalen und der Regierung des Königs,“ von dessen letzter Geburtstagsfeier her, beifügte. Schon eine Woche später dankte ihm der König in einem französischen Billet für das Gedicht und teilte auch mit, daß er wegen der Gehaltsverbesserung, um seinen guten Willen zu bezeugen, dem Minister für Schlesien, von Hoym, geschrieben habe. Erst im August 1780 aber erhielt Arletius durch Hoym die Zusicherung der Gehaltszulage von 800 Thalern, allerdings mit dem bezeichnenden Zusatz, daß vorläufig nur 300 Thaler bewilligt werden könnten, die Lehrer sich aber für den Rest gedulden müßten, bis die Pension des Dr. Morgenstern in Potsdam durch seinen Tod frei würde. Nach mannigfachen Schwierigkeiten seitens des bedrängten Magistrats, der einerseits auch in der Geldverwaltung durch die königlichen Beamten völlig gebunden war, andererseits auf jeden Fall jährlich einen bestimmten Überschuß für die königlichen Kassen herauswirtschaften mußte, wurden schließlich auf Anordnung Hoyms die 300 Thaler wirklich in den städtischen Etat von 1781/82 eingestellt und hinfort ausgezahlt, wobei für die drei letzten Kollegen eine jährliche Zulage von kaum zwanzig Thalern herauskam. Als jener Dr. Morgenstern aber im Jahre 1785 starb, erhielt von seinen 500 Thalern nur der neue Rektor des Elisabethanums, Liebertühn, 150 Thaler als Zulage, die übrigen 350 Thaler wurden an Professor Christian Garbe und zwei Damen verteilt. Die Zulage Liebertühns ließ man bei seinem frühen Tode der Witwe als Pension. Nach dem Ableben Garbes endlich im Jahre 1798 wandte sich der Nachfolger Liebertühns, J. E. Scheibel, sofort an König Friedrich Wilhelm III., worauf dieser dem Kollegium ganze hundert Thaler zuwies. Achtzehn Jahre nach der Zusicherung der Zulage also wurde durch dieses Ahtel die Hälfte voll, und es klingt fast humoristisch, wenn die Kammer ihre Verfügung vom 28. Januar 1799 an das Ratkollegium mit den Worten schließt: „Deshalb haben denn die obengedachten Lehrer des Gymnasii noch fortbauern den Anspruch auf die Hälfte der zugesicherten jährlichen 800 Thaler.“

Ehe aber dies neue Versprechen eingelöst wurde, kam eine andre Zeit herauf.

W. R.

Zur Einheitsmarke. Die Äußerungen, die in diesen Blättern jüngst über die eigentümlich berührende Inschrift „Deutsches Reich“ gemacht wurden, die bei am 1. April 1902 zur Einführung gelangenden „Einheitsmarken“ tragen sollen, und die hier etwas ganz andres bedeutet als z. B. auf unsern Münzen, sind auch in andre Blätter übergegangen, und eine Redaktion fragte im Anschluß daran, wie denn sonst wohl die Inschrift lauten sollte?

Ich glaube, diese Frage ist sehr leicht zu beantworten, viel leichter als die der Berechtigung oder Nichtberechtigung der von den vertragsschließenden Verwaltungen der Reichspost und Württembergs vorgeesehenen, politisch thatsächlich sehr ansehbaren, weil nummehr zweideutigen Inskript. Anderer Länder Marken können uns ein Beispiel liefern; so die spanischen, die einfach comunicaciones (Mitteilungen) oder die englischen, die nur postago (Briefporto) aufweisen. Im Gegensatz zu Telegraphen-, Wechselstempel-, Invalidenversicherungs- u. dergl. Marken wäre dementsprechend zu wählen zwischen Inskripten wie „Post,“ oder „Postmarke,“ oder „Briefmarke,“ oder vielleicht am besten, weil auch für frankierte Pakete zutreffend, „Freimarkte,“ was in gewissen Gegenden Deutschlands allgemein gebräuchlich ist, während wohl niemand „Postmarke“ sagt. Neben dem Emblem (der Germania) und der Wertangabe würde eine solche Inskript völlig genügen, sie könnte aber überhaupt fehlen. Sie ist im Grunde ein Luxus; man vergleiche die österreichischen Marken mit dem Kopf des Kaisers, die bis in die achtziger Jahre hinein galten und nichts als das Bild des Herrschers und die Wertangabe aufwiesen, und die böhmischen Marken, die neben dem Wappen nur die Wertangabe in Ziffern tragen.

Die gewählte Inskript „Deutsches Reich“ ist so unbegreiflich, sofern Bayern nicht auch in Frage kommt, daß man versucht ist, zu glauben, auch der bayrische Ministerpräsident habe schon einen Vertrag mit der Reichspostverwaltung abgeschlossen, aber auch verschlossen — in seinem Schreibtisch nämlich — bis auf weiteres. Auffallend wie es ist, daß Württemberg keine Antastung seiner Reserve in der Aufgabe eigener Postwertzeichen sieht, während man in Bayern staatsrechtliche Bedenken, eben diesen Reservaten zuliebe, darin sehen will, wird auch durch die Inskript „Deutsches Reich“ die neue Einrichtung immer etwas Schiefes an sich tragen, bis man sich in Bayern zum Nachgeben entschieden haben wird. Denn so darf man, dem Partikularismus im zweitgrößten Staat gegenüber, die etwaige Zustimmung zur Einheitsmarke bezeichnen.

Wie könnte man es ihm erleichtern? Ein Vorschlag oder wenigstens eine Frage ist vielleicht erlaubt.

Man will in Bayern das eigne Hoheitszeichen auf den Marken nicht aufgeben, da dies äußerlich darthut, daß das Reservatrecht Bayerns noch besteht, indem die bayrische Post eigne Briefmarken ausgiebt. Es fragt sich nun, ist die Ausgabe besondrer Marken an den Schaltern ein so bedeutamer staatsrechtlicher Akt, daß er durch keine andre in die Augen fallende Neueinrichtung ersetzt werden könnte? In Bayern gelten die Münzen des Reichs, von denen die bis zum Werte von einer Mark nur die Inskript „Deutsches Reich“ tragen, während erst auf denen von höherm Wert die Selbständigkeit der deutschen Bundesstaaten einerseits durch das Bild des Landesherrn, die Zugehörigkeit zum Reich aber durch den Adler gekennzeichnet worden ist, eine Thatsache, über die wohl in Bayern kein Mensch mehr viel nachdenkt, indem er den früher spezifisch bayrischen Münzen wegen ihres bayrischen Wappens nachtrauert. Könnte etwas ähnliches nicht mit den Briefmarken geschehn? Wie, wenn man in Bayern einen Stempel einführt, der das Hoheitszeichen, etwa die blau-weißen Beden, womöglich noch mit der Inskript „Königreich Bayern,“ zeigt, und der allen bayrischen Postanstalten, aber auch nur diesen, gegeben würde?

Technisch wäre er entweder nach dem Muster der langen amerikanischen Flaggenstempel, die hier und dort auch jüngst im Reichspostgebiet verwandt werden, oder nach Art der je für eine Marke dienenden neuen österreichischen Stempel leicht herzustellen.

Er wäre aber vor allem ein staatsrechtlicher Beweis für die Selbständigkeit der bayrischen Postverwaltung, trotz der unter dem Stempel auf dem Briefe liegenden Einheitsmarke. Denn einmal könnte dieser Stempel sonst im Reich nirgendwo zur Verwendung kommen, und zum zweiten könnte es keiner der Staaten, die ihre postalische Selbständigkeit an das Reich abgetreten haben, Bayern nach-

machen! Die Reichspost würde nach wie vor ihren bekannten Stempel in Oldenburg und Sachsen, Baden und Meiningen benützen, Württemberg den seinigen, und Bayern ebenfalls den seinen. Der Kenner weiß zwar ja schon heute, auch ohne Marke, zwischen den Stempeln dieser drei Postgebiete zu unterscheiden. Da diese sicherlich auch nach Einführung der Einheitsmarke bestehen bleiben werden, so wäre dies an sich schon ein staatsrechtliches Dokument. Aber das Hoheitszeichen fehlt ihnen, und wenn dieses auf allen bayrischen Poststempeln angebracht würde, so wäre es ganz unzweideutig, daß Bayern auch seine eigne Postverwaltung seit 1871 behalten hat.

Was meint man in München zu dieser Lösung der Kalamität? M. E.

Von der Mäßigkeitsbewegung. Dr. Wilhelm Vode giebt jetzt (Weimar, W. Vodes Verlag) Studien zur Alkoholfrage (jedes Heft 80 Pfennige) heraus. Die ersten beiden behandeln Das Gothenburgische System in Schweden und Das staatliche Verbot des Getränkehandels in Amerika. Sein Bericht über den gegenwärtigen Stand der Alkoholgesetzgebung in den Vereinigten Staaten und über die Zustände, die in einigen von ihnen die Prohibition geschaffen hat (d. h. das Verbot des Handels von Spirituosen und ihrer Vereitung; Einfuhr und Konsum sind nicht verboten), bestätigt die bei uns durch die Zeitungen verbreitete Ansicht: die massenhafte freche Umgehung des Verbots, die als Ull betrieben wird, hat das Verbot zum Kinderpiel gemacht und der Mäßigkeitsbewegung geschadet. Je dramatischer die Strafgesetze lauten, desto sicherer bleiben sie bedrucktes Papier; Gesetze, die nicht in den Lebensgewohnheiten der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung wurzeln, nützen nun einmal nichts. Dagegen hat sich das Gothenburger System durchaus bewährt. Die Schweden waren um 1830 das trunksüchtigste Volk der Welt; auf den Kopf sollen damals 46 Liter fünfzigprozentigen Branntweins gekommen sein. Die Bemühungen des Geistlichen Per Wieselgren (1800 bis 1877) und das Elend der ärmern Bevölkerung von Gothenburg wirkten zusammen, der Vernunft zum Siege zu verhelfen. Im Jahre 1855 wurde ein Gesetz erlassen, das den Stadtgemeinden das Recht verleiht, den Branntweinhandel zu regeln, und wenn sie es für gut finden, einer gemeinnützigen Gesellschaft zu übertragen, die ihn betreibt, ohne daraus Gewinn für ihre Mitglieder zu ziehen. Gesellschaft heißt schwedisch Volag, norwegisch Samlag, die neue Einrichtung wird deshalb Volag- oder Samlag-System genannt. Die Ausschanklokale und Arbeiter Speisehäuser dieser Gesellschaften sind ohne Komfort und Luxus aber sauber und anständig; in den Städten, wo sie den Branntweinverlauf übernommen haben, giebt es keine Kneipen mehr, wo wüste Szenen vorkommen und Prostituierte verkehren könnten. Die Gesellschaft stellt ehemalige Kellner als Wirte an; diese bekommen Gehalt und haben nur in den Speisehäusern daneben noch einen Verdienst an den Speisen, an Zigarren, Kaffee und Selters. Schnaps darf dort nur zum Essen gegeben werden und eine gewisse Menge nicht überschreiten. In den Schanklokalen, wo bloß getrunken wird, ist die Ausschankzeit sehr beschränkt; Plakate an den Wänden rechnen den Besuchern vor, welches Kapital und welche Rente sie erwerben können, wenn sie von einem gewissen Lebensalter ab täglich einen, zwei oder drei Schnäpse weniger trinken als bisher. Jeder Volag erhält eine gewisse Anzahl von Schankkonzessionen, die er zum Teil an Hotels abgiebt. Eine Anzahl der erteilten Konzessionen bleibt unbenutzt. Ganz Schweden hatte 1896 nur 155 ländliche und 871 städtische Konzessionen, die eine deutsche Stadt Bremen dagegen 1130. Zweieundneunzig Städte haben das Volagsystem eingeführt. Neben dieser Regelung und Beschränkung des Branntweingenußes blüht die freie Mäßigkeitsbewegung und steigt die Zahl derer, die sich der Spirituosen gänzlich enthalten.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Das größere Italien und die Società Dante Alighieri



Seitdem der Ausdruck Greater Britain, das Schlagwort des britischen Imperialismus, aufgefunden ist, hat er auch in andern Ländern, deren nationale Interessen weit über ihre Staatsgrenzen hinausreichen, Nachahmung gefunden, obwohl, den Verhältnissen entsprechend, in einem wesentlich andern Sinne. Kaiser Wilhelm II. hat gelegentlich von einem „größern Deutschland“ gesprochen und es als eine Aufgabe der deutschen Politik bezeichnet, nicht die politischen, aber die geistigen und wirtschaftlichen Bande zwischen den Deutschen im Reich und denen draußen, namentlich auch in den überseeischen Ländern, zu kräftigen. Neuerdings ist auch von „einem größern Italien,“ una più grande Italia, die Rede, in demselben Sinne und mit demselben Rechte. Denn die Grenzen des Königreichs Italiens sind ebensowenig die Grenzen der italienischen Nationalität wie die Grenzen des Deutschen Reichs die der deutschen. Zunächst schließen sich italienisch redende Außenlande an, die zu irgend einer früheren Zeit unter italienischer Herrschaft gestanden haben, jetzt aber zu fremden Staatswesen gehören, Tessin, Südtirol, Triest mit dem Küstenlande, Istrien, Dalmatien, Malta, die Länder, die man, wenigstens teilweise, in Italien selbst gern als die Italia irredenta, das unerlöste Italien, bezeichnet, also im stillen als künftige Teile des Nationalstaats ins Auge faßt, wenn man auch jetzt nicht laut davon spricht. Ihnen zunächst stehn die zahlreichen verstreuten italienischen Niederlassungen im muhammedanischen (türkischen) Orient rings um das östliche Becken des Mittelmeers, auch sie in ihrem Ursprunge meist Reste der alten venezianischen und genuesischen Seeherrschaft. Viel jüngern Ursprungs und ganz andrer Art sind die vorübergehenden Ansiedlungen namentlich italienischer Arbeiter, die auf kürzere oder längere Zeit durch „Abwanderung“ in die europäischen Nachbarländer bis nach England hin entstehen, und die dauernden Kolonisationen jenseits des Weltmeers vor allem im „lateinischen“ Amerika, wo sie in einzelnen Teilen ziemlich zusammenhängende Flächen besetzt haben, allerdings auch unter fremder Herrschaft stehn. Eine Ausnahme ist nur die junge Colonia Eritrea am Roten Meer, aber sie

kommt für die italienische Auswanderung noch wenig in Betracht. Diese Ansiedlungen jenseits der Grenzen des italienischen Volkstums sind für das rasche Wachstum der Bevölkerung des Königreichs eine anerkannte Notwendigkeit, denn das Land kann, wenigstens bis jetzt, dem Überschusse seiner Bevölkerung überhaupt keine oder keine lohnende Arbeit schaffen, es muß also die Ab- und Auswanderung bis zu einem gewissen Grade begünstigen, und sie betrug im Jahre 1898 in allen ihren Formen gegen 300000 Köpfe, wovon mindestens die Hälfte auf die Dauer das Vaterland verließen.

Dem entsprechend ist die Pflicht, für diese Auswanderung irgendwie zu sorgen, den Italienern mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen. Freilich dauert die Klage fort, daß gar nichts dafür geschehe, die Leute, wenn sie mit Weib und Kind und Sach und Pack, oft nach langer ermüdender Eisenbahnfahrt in Genua, dem Haupteinschiffungshafen für Südamerika, kommen, bis zur Abfahrt unterzubringen und zu versorgen, daß man sie vielmehr ruhig auf der Gasse kampieren lasse. Ebenso wenig zufrieden ist man mit der Haltung italienischer Konsuln gegenüber den Auswandrerern nach ihrer Ankunft am Bestimmungsorte. Für italienische Schulen im Auslande stellt der Staat alljährlich eine Million Lire in sein Budget ein, aber diese Summe wird größtenteils für die Schulen im Orient verwandt, sodaß für das übrige Auslande wenig mehr übrig bleibt. Außerdem ist der geistliche Einfluß im Auslande den nationalen Interessen meist feindlich, denn der römische Klerus sieht eben in italienischen Staaten vor allem den Gegner des Papsttums und wirkt also der nationalen Gesinnung der Italiener, die sich von ihm leiten lassen, meist geradezu entgegen, eine besonders empfindliche Folge des fortdauernden Zwiespalts zwischen Vatikan und Quirinal, der an sich so wertvolle Kräfte, die für die Ausbreitung und Verstärkung des italienischen Einflusses im Auslande soviel thun könnten, nicht nur lähmt, sondern oft geradezu in Feinde verkehrt.

Da hat sich denn nun 1889 die Società Dante Alighieri, gewissermaßen unter dem Patronate des größten Namens der italienischen Litteratur, gebildet, um etwa nach dem Muster des deutschen und des österreichischen Schulvereins, aber mit etwas weitern Zielen, italienische Schulen und Kindergärten im Auslande zu unterstützen, überhaupt den Landsleuten draußen hilfreich mit Rat und That an die Hand zu gehn, namentlich auch bei ihnen in jeder Weise ihre Sprache und das Bewußtsein der unzertrennlichen Gemeinschaft mit dem Mutterlande zu pflegen und ihren Bildungsgrad zu heben. Dieser nämlich macht oft jede Einwirkung deshalb so schwer, weil eine große Menge von *analfabeti* unter den Auswandrerern zu sein pflegt, die jeder andern als persönlicher, mündlicher Einwirkung unzugänglich sind und oft genug auch von Italien selbst als einem nationalen, Anhänglichkeit fordernden Staatswesen um so weniger einen Begriff haben, als sie von diesem Staate nur die drückenden finanziellen Lasten kennen gelernt, aber keinerlei Fürsorge von ihm erfahren haben. Die Gesellschaft ist seit Jahren unter der Leitung eines der angesehensten Historiker und Politiker des Königreichs, des Senators Pasquale Villari in rüstigem Fortschreiten, obgleich ihre Mittel noch schwach genug sind.

Nach den Mitteilungen ihres gegenwärtigen Vorsitzenden auf der Jahresversammlung zu Verona (in der Nuova Antologia vom 1. November 1901, La Dante Alighieri in Verona) hat sie gegenwärtig an Ortsgruppen in Italien 71, im Auslande 21 und im ganzen etwa 9000 Mitglieder. Ihre Einnahmen betragen im Geschäftsjahr 1900/1 59500 Lire gegen 40700 Lire im vorhergehenden Jahre, ihre Ausgaben 48098 Lire gegen 33743 Lire im Vorjahre. Das sind noch sehr bescheidne Zahlen, aber die Gesellschaft scheint durch Rührigkeit und Umsicht das, was ihr an Mitteln fehlt, einigermaßen zu ersetzen. Villari selbst hat im vorigen Juli die italienischen Niederlassungen vorübergehender und dauernder Art in der Schweiz und das Trentino besucht, um sich persönlich von der Lage und den Bedürfnissen seiner dortigen Landsleute zu überzeugen. Überhaupt ist es gar nichts so seltenes, daß hervorragende Italiener, Schriftsteller und Politiker, die italienischen Niederlassungen und Interessien an Ort und Stelle studieren oder in den dortigen gebildeten Kreisen Vorträge halten, um den Zusammenhang mit der Kultur des Mutterlandes zu pflegen. So haben in den achtziger Jahren Edmondo de Amicis und Angelo de Gubernatis besonders Argentinien bereist, im vorigen Jahre hat der Abgeordnete Carlo di Rudini das ganze „lateinische“ Amerika im Interesse der italienischen Kolonisation, im Jahre 1899 der Deputierte Francesco Guicciardini Tripolis, 1900 Albanien besucht. Ein nachahmenswertes Beispiel für deutsche Reichstagsabgeordnete!

Von den italienischen Außenlanden berührt Villari den schweizerischen Kanton Tessin, abgesehen von den dortigen Arbeiterkolonien, begreiflicherweise gar nicht, weil sich hier das italienische Volkstum ganz frei entfalten kann und ein völlig italienisches Gemeinwesen geschaffen hat, das mit der deutschen und der französischen Schweiz nur durch die Bundesverfassung zusammenhängt. Dagegen erscheint ihm die Lage der italienischen Bevölkerung in Südtirol wenig günstig, seitdem sie durch die Abtretung der Lombardei und Veneziens an Italien den früheren festen Halt an diesen ausgebehten und hochkultivierten italienischen Landschaften verloren hat. „Die Italiener dieser Gegend, sagt er, wenig über 350000, haben Millionen von Deutschen gegen sich, die drohend vordringen mit dem Übergewicht der Zahl, mit Gewalt, mit ihrem Gelde, mit der Kultur einer blühenden Zivilisation, mit dem Bewußtsein des eignen Werts, das nach den neuen Siegen (1870/71) tausendfach gewachsen ist. Und was mehr bedeutet, der Kampf ist nicht nur ein Sprachenkampf, sondern auch ein wirtschaftlicher Kampf. Mit der deutschen Sprache hört man überall den Klang der Mark und des Guldens. Neue glänzende deutsche Hotels entstehen jeden Tag, und sie werden sofort von Reisenden aus Österreich und Deutschland bevölkert. Zahlreiche und gut ausgestattete Alpenhütten werden überall gebaut und sofort von deutschen Touristen bevölkert, die die Namen der Orte, der Thäler, der Berge aus italienischen in deutsche verwandeln.“ Ein deutscher Kindergarten und eine deutsche Volksschule stehn „wie eine feindliche Festung“ im Mittelpunkte von Trident und haben fünfhundert italienische Kinder an sich gezogen, die alle germanisiert werden, und der deutsche Schulverein hat in allen den italienischen Sprachinseln deutsche Schulen und Kindergärten ge-

gründet, während die Einrichtung solcher den Italienern in Bozen bisher nicht erlaubt worden ist. Wohl ist der italienische Klerus im Trentino für das wirtschaftliche Wohl der Bevölkerung sehr thätig, hat allmählich eine Menge von Erwerbsgenossenschaften (*società cooperative*, 135), ländliche Darlehnskassen (*casse rurali*, 105), Volkserien (*latterie*), Vereine gegen Viehkrankheiten und Hagelschläge, Krankenkasernen u. dergl. gegründet, zum Teil mit deutschem Gelde, aber er ist überall der italienischen National Sache abgeneigt. Auch die Tridentiner selbst thun ihr Möglichstes, haben dem deutschen Kindergarten in Trident einen italienischen gegenübergestellt und suchen den Übergang italienischen Grundbesitzes in deutsche Hände möglichst zu verhindern, aber von Italien aus sind sie bisher fast gar nicht unterstützt worden.

Nicht ohne eine gewisse Überraschung kann man als Deutscher diese Anerkennung deutscher Thätigkeit durch einen Fremden, der sie übrigens, weit entfernt sie zu tabeln, seinen Landsleuten als nachahmenswertes Muster hinstellt, entgegennehmen. Aber Villari sieht wohl von seinem italienischen Standpunkt aus die Dinge zu schwarz, für uns in zu hellem Lichte. Der neuen deutschen Hotels sind im wesentlichen drei, in Trident, Madonna di Campiglio und Levico, die Hütten des deutsch-österreichischen Alpenvereins sind nur ganz vorübergehend bewohnte Zufluchtsstätten hoch oben im Gebirge, die deutschen Reisenden Zugvögel, die zwar Geld ins Land bringen, aber nur die Schönheiten der Natur genießen wollen und an nationale Propaganda gar nicht denken. Wir Deutschen haben in Südtirol eher das Bewußtsein, alten nationalen Besitzstand zu verteidigen als fremden anzugreifen, und wir sind ganz zufrieden, wenn wir die Gegend von Bozen und die alte Sprachgrenze bei Salurn behaupten. Wenn der deutsche Schulverein deutsche Anstalten in den kleinen italienischen Sprachinseln gründet, so thut er ungefähr dasselbe, was die Italiener in den ursprünglich deutschen Sette und Trebici Communi des Venezianischen thun; dergleichen nationale Splitter können sich in dem Zeitalter eines gesteigerten Verkehrs nicht mehr behaupten, sie gehn früher oder später in der sie umgebenden fremdsprachigen Mehrheit auf. Dagegen sehen wir nicht ohne Besorgnis, daß der Grundbesitz in der ganzen Gegend zwischen Bozen und Trident in immer wachsendem Maße in italienische Hände übergeht, daß sich italienische Arbeiter und Handwerker schon eine Stunde von Bozen entfernt niedergelassen haben, und daß sogar die deutschen Grundbesitzer dort nur mit italienischen Arbeitern wirtschaften können, weil deutsche um den Lohn, den der Eigentümer hier zahlen kann, wenn er bestehn will, gar nicht zu haben sind. Es ist hier derselbe verhängnisvolle Zug, den wir in unserm Osten treffen: die Ansprüche an die Lebenshaltung sind auch unter unsern Handarbeitern so gestiegen, daß sie um den mit den ländlichen Produktionskosten noch verträglichen Lohn nicht mehr arbeiten wollen, also vor billigen, fremden Arbeitskräften recht eigentlich das Feld räumen. Nun aber ist es eine alte Erfahrung, daß die Sprache der beherrschten Mehrheit schließlich immer auch die Sprache der herrschenden Minorität wird, und so können wir auch in Südtirol, soweit es wirklich italienisch ist, nur an eine italienische, aber nicht an eine deutsche Zukunft des Landes glauben.

Für die italienische Zukunft Triests fürchtet Villari nichts; hier „bilden die Italiener einen starken, kompakten und reichen Kern, der von sich selbst aus sein Volkstum verteidigen kann, der die Hälfte seines (städtischen) Budgets auf den öffentlichen Unterricht verwendet, der nicht Unterstützung sucht, sondern vielmehr bereit ist, sie andern zu leisten.“ Ähnlich scheint es in der ungarischen Hafenstadt Fiume zu stehn, denn dort ist die Amtssprache der Stadtverwaltung und die Schulsprache italienisch. Als sehr gefährdet erscheint Villari dagegen die Stellung der früher politisch und noch jetzt wirtschaftlich herrschenden, aber mit der Überzahl der Slawen ringenden italienischen Minoritäten in den alten Küstenstädten Istriens und Dalmatiens. Denn zwar können die dortigen Slawen ohne die italienische Kultur, die einzige ihnen zugängliche, gar nicht bestehen, gar keine höhere Bildung erwerben, aber sie lernen eben auch Italienisch und gewinnen damit eine nicht unbedenkliche Überlegenheit über die Italiener, die niemals eine slavische Sprache zu lernen für nötig halten und nach ihrer städtischen Art das slavische Landvolk, das jetzt in immer wachsender Zahl in diese Städte eindringt, gar nicht kennen.

Von der österreichischen Regierung können die Italiener nirgends einen besondern Schutz für ihre nationalen Ansprüche erwarten. Sie kann zwar nicht germanisieren, weil das dem längst feierlich proklamierten Prinzip des „Völkerstaats“ widersprechen würde, sie will aus demselben Grunde auch nicht eigentlich slavifizieren, aber sie läßt eben den Dingen ihren Lauf, und dieser ist der Mehrheit, namentlich einer energischen Mehrheit leider immer günstiger als der höhern und ältern, aber nur von einer Minderheit vertretenen Kultur. Darunter leiden die Italiener in Dalmatien und einigermaßen auch im Trentino ebenso wie die Deutschen in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien. Für die Italiener gerabezu einzutreten wird der österreichischen Verwaltung auch noch besonders durch den keineswegs erstorbenen „Irredentismus“ erschwert; selbst Villari spricht ganz offen von den provincie irredente. Soll Österreich diesen Bestrebungen etwa dadurch entgegenkommen, daß es das italienische Element in seinen Grenzprovinzen stärkt? Begünstigen die Italiener etwa die doch sehr harmlosen Slawen in ihrem Friaul? Niemals kann Österreich Triest aufgeben, es mag der Bevölkerung nach so italienisch sein, wie es will und kann, es wird also auch schwerlich hier die von den Italienern nicht mit Unrecht verlangte italienische Universität begründen, was doch dieses ihm unentbehrliche Triest gerabezu auch noch zum geistigen Mittelpunkt der provincie irredente machen hieße, sondern, wenn überhaupt, höchstens in Trient.

Das alles weiß natürlich auch Villari; er erwartet deshalb eine Stärkung des italienischen Kultureinflusses an der Ostseite der Adria nur von einer Belebung des italienischen Handels, mit dem die Geltung des italienischen Elements gestiegen und gesunken ist. Bekanntlich bewegt sich die italienische Politik seit kurzem in der That nach dieser Richtung; italienische Postanstalten sind in den wichtigsten Plätzen Albaniens, in Skutari, Durazzo, Balone, Prevesa, Janina errichtet worden, Handelsbeziehungen werden dort angeknüpft, und auch in Montenegro hat die italienische Sprache in den Schulen von Cetinje, Antivari und Dulcigno neuerdings Eingang gefunden. Aber dem gewaltigen Über-

gewicht, das Österreich durch den Triestiner Lloyd im Adriatischen Meere ausübt und seinen fortschreitenden Eisenbahnbauten auf der Balkanhalbinsel, die binnen wenig Jahren Wien (neben der schon bestehenden Linie über Budapest, Belgrad, Nisch und Usküb) auch über Sarajewo, Novibazar und Mitroviza in unmittelbare Verbindung mit Saloniki setzen werden, das um 388 Kilometer näher an Alexandria liegt als Brindisi, muß mit ganz andern Mitteln begegnet werden. Vor allem setzt Villari seine Hoffnung einerseits auf den seiner Vollendung entgegengehenden Simplondurchstich, andererseits auf eine neue Eisenbahn von Balona oder Durazzo aus nach Saloniki, etwa in der Richtung der altrömischen Via Egnatia. Jener wird die unmittelbare Verbindung Italiens mit Frankreich und England, diese mit dem Ägäischen Meere und Konstantinopel über Brindisi vermitteln. Kommt dann noch die Wiederbelebung der Binnenschiffahrt auf dem Po hinzu, dann fährt ein billiger Wassertransportweg vom Endpunkte der Simplonbahn bis Balona oder Durazzo, dem Eingangshafen der Balkanhalbinsel, und Venedig kann einen Teil seiner alten Bedeutung wiedererlangen. Der italienische Einfluß aber wird auf der Adria und auf der Balkanhalbinsel wesentlich verstärkt werden.

Das sind nun freilich Zukunftsbilder, augenblicklich sieht es im Umkreise des Mittelmeers für die Italiener nicht besonders günstig aus. Ein Schmerzenskind ist für sie jetzt Malta geworden. Da die Malteser, eine kleine, aber höchst rührige Menschengruppe von 200000 Köpfen, als Muttersprache einen ganz isolierten und so gut wie litteraturlosen arabischen Dialekt sprechen, so bedürfen sie, um überhaupt eine höhere Bildung zu erwerben und mit den Nachbarn verkehren zu können, der Kenntnis einer Kultursprache, und das ist seit Jahrhunderten, auch unter der erst seit 1802 bestehenden englischen Herrschaft, natürlich immer das Italienische gewesen, zumal da die Inseln, auch nachdem sie 1530 den Johannitern übergeben worden waren, niemals aufgehört hatten, ein Zubehör des Königreichs Sizilien zu sein. Erst 1899 verfügte die englische Regierung, daß binnen fünfzehn Jahren ausschließlich das Englische die Sprache der maltesischen Behörden und Gerichtshöfe sein solle, eine gewaltthätige Maßregel, ganz im Stile Mr. Chamberlains. Die Folge muß, wenn sie durchgeführt wird, die völlige Verdrängung des längst eingebürgerten und gar nicht mehr als fremde Sprache empfundenen Italienisch sein. Denn in den ausschließlich von der Regierung unterhaltenen Volksschulen wird in den ersten drei Jahren nur Maltesisch unterrichtet, obendrein ein künstlich zurechtgemachtes Maltesisch, und da die Knaben mit dreizehn Jahren ins Gymnasium eintreten, so müssen sie etwa vom zehnten Jahre an Englisch lernen, nicht nur weil dieses dort obligatorisch ist, sondern auch weil ihnen sonst in der Zukunft alle Ämter verschlossen sind und jeder Verkehr mit den künftig nur englisch sprechenden Behörden unmöglich gemacht wird; Italienisch lernen sie also überhaupt nicht mehr ordentlich. Die Folge ist eine erbitterte Agitation auf den Inseln und eine Vereiztheit gegen die Engländer, die niemand mehr zu gute kommt, als den der englischen Herrschaft keineswegs günstigen Jesuiten und der von ihnen geleiteten klerikalen Partei.

Mit Bekümmernis sieht Villari auch auf den Rückgang des Italienischen

im türkischen Orient, dem alten Herrschaftsgebiete der Venezianer; es ist nicht mehr die *Lingua franca*, die allgemeine Verkehrs- und Handelsprache wie früher. In Konstantinopel und Kleinasien wie in Ägypten steht als solche an erster Stelle das Französische, dann folgt in Ägypten das Englische, das aber wahrscheinlich in kurzem das Französische aus seiner jetzigen Geltung verdrängen wird; auch das Deutsche macht Fortschritte. Dagegen geht das Italienische zurück. In den einheimischen ägyptischen Schulen wird es überhaupt nicht gelehrt, und die italienischen Schulen werden fast nur von Kindern der niedern Klassen besucht, nicht des Mittelstandes, der sie vielmehr lieber in französische Schulen schickt. Sogar die gebildeten Italienerinnen sprechen mit Vorliebe französisch, und auch italienische Banken führen ihre Korrespondenz französisch. Schlimm sieht es für die Italiener auch im französisch gewordenen Tunis aus, wo nach französischen Angaben mindestens 40000 Italiener und 10000 italienisch sprechende Malteser angesiedelt sind. Nach neuern Bestimmungen dürfen dort nämlich neue italienische Schulen nicht gegründet werden, und für die Anerkennung als Advokat oder Notar wird jetzt das Zeugnis einer französischen Universität gefordert. Wird diese Maßregel, wie die Italiener fürchten, auch auf die andern gelehrten Verufe ausgedehnt, dann wird den höhern italienischen Schulen Tunesiens die Art an die Wurzel gelegt, und auch die Wirkung der schon bis jetzt getroffenen Verfügungen ist für die Interessen der dortigen Italiener höchst unbequem, umso mehr, als sie auch mit der mächtigen Konkurrenz der schon zahlreichen und von der Regierung energisch unterstützten französischen Schulen zu ringen haben.

Im übrigen Orient thut die italienische Regierung verhältnismäßig viel für die Unterhaltung italienischer Schulen der verschiednen Stufen. Ihre Anzahl betrug schon 1891 nicht weniger als 92 mit 4230 Schülern, darunter eine Handelsschule in Smyrna, und neuerdings ist die Errichtung neuer Schulen auch in Jaffa und Jerusalem eingeleitet worden, wie solche schon länger in Beirut, Aleppo und andern Städten Syriens bestehn. Dafür werden im ganzen jährlich etwa 900000 Lire aufgewandt. Allerdings kommen sie keineswegs ausschließlich oder auch nur hauptsächlich den italienischen Ansiedlern zu gute, denn von jenen 4230 Zöglingen im Jahre 1891 waren nur 1884, also noch nicht die Hälfte, italienische Unterthanen, die übrigen Angehörige andrer europäischer Nationen oder Orientalen, und Villari tabelt deshalb diese Ausgaben als eine Verschwendung, aber kaum mit Recht. Denn wenn die italienische Sprache im Orient nicht weiter zurückgehn soll, so giebt es doch dagegen kein besseres Mittel, als ihre Verbreitung durch italienische Schulen unter den Landesangehörigen. Andre Nationen verfahren nicht anders.

Sehr charakteristisch ist der Beweggrund, der seinerzeit das Ministerium Crispi zur Errichtung dieser italienischen Staatschulen im Orient bestimmt hat, nämlich die ablehnende Haltung der zahlreichen geistlichen Schulen italienischer Orden, die sich einfach weigerten, sich unter den Schutz der italienischen Flagge zu stellen und unter dem Protektorate Frankreichs verblieben sind. Wieder tritt hier eine schlimme Folge des Gegensatzes zwischen dem Papsttum und dem Königreich Italien zum Nachteil der italienischen Nationalinteressen zu Tage.

Aber nicht nur diese, sondern auch noch eine andre zu wenig beachtete Wahrheit. Nicht nur der Handel, sondern auch die Kultur und die Sprache folgen der Flagge, und lieber der Flagge, die eine starke Faust aufrecht erhält, als der, die in schwacher Hand ruht. Unsere Siege von 1870/71 haben uns im ganzen Orient tausendmal mehr Respekt verschafft, als alle unsere Wissenschaft und Kultur, zumal da sie über die Nation erfochten wurden, die bis dahin dort als die mächtigste, als die eigentliche Vertreterin der abendländischen Bildung betrachtet worden war. Für die Macht und ihre kluge Anwendung hat der Orientale ein sehr feines Verständnis. Vor wenig Jahren sagte der frühere griechische Patriarch Nikodemos von Jerusalem zu unserm Kirchenhistoriker Heinrich Gelzer, der über seine Beobachtungen besonders der kirchlichen Verhältnisse des Orients kürzlich in einem sehr lehrreichen und lebendig geschriebenen Buche (Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes. Leipzig, B. G. Teubner, 1900) berichtet hat: „Kaiser Wilhelm ist in seinen politischen Maßnahmen weder durch seine Freundschaft zu den Türken noch durch Antipathien gegen die Hellenen bestimmt. Er hat nur ein Ziel, den Vorteil der Deutschen, und darin hat er Recht. Sehen Sie diese anatolischen Eisenbahnen, das ist ein Meisterstück der Deutschen. Die Deutschen sind klug.“ Nur der Respekt vor uns hat den Sultan bewogen, die entscheidenden Konzessionen zu erteilen und ihnen soeben durch die am 17. Januar veröffentlichte Trabe die für die Bagdadbahn hinzuzufügen, deutsche Offiziere zur Reorganisation seines Heeres zu berufen, die mit einem allerdings vorzüglichem Menschennaterial „Erstaunliches“ geleistet haben, und den deutschen Templern in Palästina so wertvolle Zugeständnisse zu machen. Nur weil wir stark und geachtet dastehn, genügte ein Wort unsers Kaisers, offenbar gegen die Neigung des Vatikans und trotz des grollenden Widerpruchs der Franzosen, die katholischen Niederlassungen deutscher Ordensgenossenschaften im ganzen Orient unter deutsches Protektorat zu stellen, und er wußte wohl, was er that, als er 1898 auf einem der höchsten Punkte von Jerusalem die evangelische Erlöserkirche einweihte und zugleich den deutschen Katholiken das Grundstück der Dormition de la Vierge schenkte. Er will der Schirmherr beider Kirchen draußen sein, und er ist es. Nur Thoren können verkennen, was diese Stellung für unsere nationale Geltung im Morgenlande bedeutet. Die Franzosen sind immer viel klüger gewesen. „Die republikanische Regierung, die in der Heimat zur Befriedigung der gesinnungstüchtigen Priesterfeinde in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen und so auch jetzt eine Kirchenverfolgung veranstalten muß — ist im Orient die Gönnerin und Förderin der katholischen Priester,“ namentlich der rührigen Ordensniederlassungen, die in Unterricht und Krankenpflege „Hervorragendes leisten“ und darum sogar bei der mohammedanischen Bevölkerung „eine beispiellose Popularität“ gewonnen haben. Dagegen können die armen Italiener nicht ankommen, denn die Hand, die ihr nationales Banner trägt, ist nicht stark genug, und es hat in den letzten Jahrzehnten leider niemals über einem großen Siegesfelde geflattert.

Um so begreiflicher ist es, wenn Italien seit einiger Zeit ein besseres Verhältnis zu Frankreich anzubahnen, die französische Feindseligkeit, die ihm

überall am Mittelmeer hemmend in den Weg tritt, zu beschwichtigen sucht. Den Anfang dazu machte der Handelsvertrag vom 21. November 1899, die Flottenzusammenkunft in Toulon im April 1901 setzte das fort, und nach den jüngsten Äußerungen des Ministers Prinetti in der Abgeordnetenkammer am 14. Dezember vorigen Jahres wie des französischen Votschafters Barrère in Rom beim Neujahrsempfange der französischen Kolonie scheint es in der That, als ob beide Staaten zu einem Einverständnis in dem Sinne gelangt wären, daß Italien den französischen Plänen in Marokko nicht entgegentritt, Frankreich dagegen den italienischen Anspruch auf Tripolis für gewisse Fälle anerkennt, jedenfalls zugiebt, daß Italien dieses Gebiet künftig als seine ausschließliche „Interessensphäre“ behandelt. Das sagt auch ein von gut unterrichteter Seite herrührender Artikel der Nuova Antologia vom 1. Januar dieses Jahres (Tripoli e la Triplice) ziemlich deutlich, wenngleich er von neuen kolonialen Abenteuern nichts wissen will und jede Absicht einer etwa binnen kurzem bevorstehenden italienischen Okkupation des Landes in Abrede stellt. Auch Barrère hat geradezu erklärt: „Zwischen Frankreich und Italien giebt es keine Mittelmeerfragen mehr.“ Sollte das etwa zugleich eine Abwendung Italiens von England bedeuten, sollte gar für die Zukunft das Lösungswort ausgegeben werden: „Das Mittelmeer den Mittelmeervölkern“? Wenigstens scheint man jetzt auch in Italien über England gründlich verstimmt zu sein. Der Verfasser jenes Artikels sagt bitter, indem er die neuere Politik Englands als „die unglücklichste, die man sich denken kann,“ bezeichnet: „Die (zum Unterschied von andern Nationen freundliche) Haltung unsers Landes (im Burenkriege) ist in London, besonders in den Regierungskreisen, nicht gewürdigt und vielleicht nicht einmal erkannt worden. Das zu beweisen, würde die verächtliche Sprache genügen, die Chamberlain im Hause der Gemeinen in der Debatte über das Kolonialbudget bezüglich Maltas gegen uns geführt hat. Wir tragen nicht die Schuld, wenn wir auch ohne Hilfe Englands unsre auswärtige Politik bestimmen müßten.“ Wir wüßten nicht, inwiefern eine solche Wendung gegen Deutschlands und Oesterreichs Interessen liefe oder den Dreibund erschüttern könnte, dessen Erneuerung alle verständigen Italiener wünschen, allerdings im Zusammenhang mit günstigen Handelsverträgen. Eben deshalb hat man dort auch die Reichstagsrede des Grafen Bülow vom 8. Januar günstig aufgenommen, obwohl einige italienische Blätter etwas getränkt bemerken, es sei für Italien gerade keine Schmeichelei, mit einer „leichtfertigen Frau“ (donna leggiera) verglichen zu werden.

In diese Dinge einzugreifen ist die Dante Alighieri natürlich nicht imstande; Bissari begnügt sich deshalb damit, seine Regierung auf die oder jene Gefahr aufmerksam zu machen. Unmittelbar nimmt sich dagegen der Verein der Niederlassungen italienischer Arbeiter in den Grenzländern an, die dorthin auf kürzere oder längere Zeit, allein oder mit ihren Familien wandern, besonders um Straßen und Eisenbahnen zu bauen, namentlich im Gebirge oder in Steinbrüchen, in Häfen u. a. m. zu schaffen. Sie sind eigentlich nirgends mehr zu entbehren, sie haben die Gotthard- und Arlbergbahn gebaut, sie durchbrechen den Simplon, und überstiegen den Albulapaf, sie sind in Südfrank-

reich, dem alten italienischen Auswanderungsgebiete, so zahlreich, daß unter den 500 000 Einwohnern von Marseille nicht weniger als 90 000 Italiener gezählt werden. Wegen ihrer Neigung zu rascher Gewaltthat sind sie nicht gerade beliebt, aber als fleißige, geschickte, nüchterne, genügsame und sparsame Leute geschätzt. Am Simplon sind ihrer auf Walliser Boden in Brig und Naters einige Tausend, meist mit Weib und Kind angesiedelt. Außer den dringend nötigen gesundheitlichen Vorkehrungen hat deshalb die Dante Alighieri hier Schulen errichtet oder unterstützt, in Naters drei, in Brig eine, außerdem in Naters einen Kindergarten und für Erwachsene eine Abendsschule, die auf dringendes Verlangen der Arbeiter außer dem Italienischen auch das Französische in ihren Unterrichtsplan aufgenommen hat. An der Albulabahn von Thufis nach St. Moritz im Engadin sind nicht weniger als 12 000 italienische Arbeiter beschäftigt, um deren Wohl sich einige Priester und Schulschwester mit großer Hingebung bemühen. In Bern giebt es oft 2000, in Zürich 5000 italienische Arbeiter; da aber die Kinder die öffentlichen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache besuchen müssen, so vergessen sie ihr Italienisch rasch; doch hofft Villari die Erlaubnis zur Eröffnung italienischer Schulen zu erhalten. Es ist übrigens nicht immer leicht, an die Arbeiter heranzukommen. Abgesehen davon, daß sie sich auch im Auslande gern in landschaftliche Gruppen sondern, deren jede auf die andre mit Geringschätzung oder Argwohn und Abneigung sieht, sind die einen so unwissend, daß sie von Italien als Staat gar keinen Begriff haben und häufig nur ihre heimische Mundart, nicht das Italienische verstehen, die andern, namentlich die aus größeren Städten, mit radikalen anarchistischen Gedanken erfüllt, gegen ihre „Stiefmutter“ Italien geradezu erbittert und auch religiöser Einwirkung kaum zugänglich. Einen Teil der Schuld daran glaubt Villari hier wie anderwärts der ungenügenden Leistungsfähigkeit der italienischen Konsuln zuschreiben zu müssen, die sich um diese Auswanderer selten bekümmern.

Große Hoffnungen setzen die Italiener auf ihre Ansiedlungen in Südamerika, besonders in Argentinien und im südlichen Brasilien. Die Einwanderung dorthin hat erst in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begonnen. In Argentinien wanderten 1857 bis 1899 nicht weniger als 1146407 Italiener (im ganzen 1850226 Ausländer, darunter nur 27000 Deutsche) ein, sodaß schon nach der Volkszählung von 1895 unter den knapp 4 Millionen Einwohnern des weiten Landes fast ein Achtel, nämlich 492636 Italiener waren. Sie leben am dichtesten im Staate Santa Fe am Parana, in den unermeßlichen Ebenen der Pampas und haben dort allmählich ziemlich zusammenhängende blühende Kolonien begründet, die sie nach heimischen Erinnerungen (Varibaldi, Cavour, Margherita, Umberto, Nuova Torino, Bell' Italia u. s. f.) getauft haben. Sie tragen alle denselben Charakter der Anlage: in der Mitte ein großer, viereckiger Platz, von kleinen, einstöckigen Häusern umgeben, daran das Stadthaus, die Kirche, die Schule, die Wohnung des Arztes, von da auslaufend gerade, breite, mit Pappeln und Eukalyptusbäumen bepflanzte Straßen, die ins Land hinaus führen; dort liegen die Höfe verstreut, oft meilenweit entfernt, von Gärten, Äckern und Weiden umgeben. Oft siedeln

die Landsleute wie daheim zusammen; die größte und schönste Kolonie dieser Gegend, San Carlos, ist z. B. rein piemontesisch, und sogar die Sprache des Verkehrs wie des Gemeinderats ist der piemontesische Dialekt. Die meisten Kolonisten kommen ohne jede Kenntnis des Landes, mit einem Bündel Sachen und wenig Geld an, aber sie finden Landsleute oder Verwandte, fangen als Knechte an, pachten schon im zweiten Jahre ein Stück Land auf Halbpacht (mezzadria), wozu ihnen der Eigentümer das Vieh und das Inventar stellt, kaufen nach einigen harten Jahren zuerst dieses, dann ein Stück Land auf Abzahlung, vergrößern das allmählich und thun einzelne Teile wieder an neue Ankömmlinge auf Halbpacht aus. Da das Land billig zu haben und außerordentlich fruchtbar ist, das Vieh auf die Weide geschickt wird und also wenig Arbeit macht, so kommen die Leute meist schnell vorwärts und werden wohlhabend, nur daß sie davon nicht gern reden und sehr einfach leben, wie sie es gewöhnt sind. Ihre Frauen helfen ihnen wacker, obwohl sie sich in der Regel viel schwerer im Lande eingewöhnen als die Männer. Untereinander sind sie immer hilfsbereit, bilden auch Klubs und Vereine der verschiedensten Art, namentlich Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung. So lebten im Staate Santa Fé schon 1897 über 100 000 Italiener in etwa 400 Ansiedlungen auf 4 Millionen Hektar, d. h. sie machten mehr als den vierten Teil seiner Einwohnerzahl aus und besaßen vom Grund und Boden fast den dritten Teil. Auch unter den 765 000 Einwohnern (1899) von Buenos Ayres, der Bundeshauptstadt, zählen die Italiener nach Zehntausenden. Dort besteht eine starke italienische Presse, eine Società nazionale italiana und ein italienisches Hospital; dort wurde im September 1901 auch ein Kongreß aller italienischen Gesellschaften Argentiniens abgehalten.

Denn trotz aller zuweilen komischen Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen italienischen Landsmannschaften halten sie untereinander gegen die übrigen Nationalitäten eng zusammen und bewahren dem alten Vaterlande, das doch so wenig für sie gethan hat, die treueste Anhänglichkeit. Rührende Beispiele davon erlebte u. a. Edmondo de Amicis, als er 1885 einige italienische Niederlassungen besuchte; er hat darüber in einem zierlichen Büchlein (*In America*, Roma, Voghera, 1897, jetzt auch in der neuen Sammlung *Capo d'anno. Pagine parlate*, Milano, Treves) anschaulich und anziehend berichtet. Meilenweit fahren ihm die wackern Bauern von San Carlos auf zehn „Volante,“ den landesüblichen Wagen, unter dem italienischen Banner entgegen; als sie ihn als den Erwarteten erkennen, heißt es sofort: „Jetzt sind Sie nicht mehr in Amerika, sondern in Ihrem Lande, in Piemont.“ Er bemerkt am Sonntage, daß sie alle noch ihre alten piemontesischen Trachten tragen; „es war das lebendige echte Piemont,“ er kann die Leute an ihrem Dialekt als Angehörige dieser oder jener Gegend seiner Heimat erkennen; er wird gastfreundlich von Haus zu Haus aufgenommen und sieht auf jedem die italienische Tricolore. Von der Heimat können sie nicht genug hören, sie erkundigen sich bei ihm naïv nach ihren alten Bekannten und Verwandten, als wenn er die alle kennen könnte, und das ferne Italien erscheint ihnen allen in einem idealen Lichte. „Obwohl sie fast alle gezwungen aus ihrem Lande fortgezogen

waren, ohne etwas andres mit sich zu nehmen als die Erinnerungen an Plagen und Schmerzen, so war keiner unter ihnen, nicht einer, von dem ich nur ein bittres Wort gegen das Vaterland gehört hätte. Ich fand mehr als einen, der sich unter vier Augen vertraulich darüber beklagte, daß betreffs der Militärpflicht die Frage nach der Nationalität der in Amerika gebornen Söhne der Italiener noch nicht gelöst sei. »Ich werde nicht mehr von hier weggeh'n, aber ich will nicht, daß mein Sohn fahnenflüchtig wird.« An ihren nationalen Helden hängen sie wie in der Heimat; in Buenos Ayres wollen sie Garibaldi ein Denkmal errichten. De Amicis fand, daß sie politisch noch wenig Einfluß hätten, weil sie ihrer Herkunft nach meist den untersten Klassen angehören, und die spanischen Argentinier als die eigentlichen Herren des Landes sie mit dem Hochmut spanischer Herren behandelten. Aber seitdem hat sich doch manches auch in dieser Richtung gebessert. Schon ist der Gedanke aufgetaucht, das Italienische als zweite Staatssprache Argentiniens zu fordern, und in Buenos Ayres ist es jüngst wenigstens in den öffentlichen Schulen allgemein eingeführt worden. Auch sonst sorgen die Italiener so gut sie können für italienische Schulen. In ganz Argentinien gab es 1900 deren gegen 300 mit 150 eignen Häusern und 4334 Schülern, in Buenos Ayres allein 2853 Schüler, in Rosario, der wirtschaftlichen Hauptstadt des Staates Santa Fe, 922. Ähnlich steht es in Uruguay, wo die Hauptstadt Montevideo schon fast italianisiert ist, mehrere italienische Schulen und schon seit längerer Zeit ein Mazzinidenkmal hat. Auch Verdis Gedächtnis ist dort in einer großen Feier begangen worden. Die Dante Alighieri greift auch hier helfend ein: sie sucht die landschaftlichen Gruppen mit Erfolg zu vereinigen und unterstützt die Schulen.

Weniger geschlossen, aber in ansehnlicher Stärke sitzen die Italiener in Brasilien und zwar, wie die Deutschen, vornehmlich in den Südstaaten, im ganzen (1900) etwa 1 300 000 Köpfe gegenüber nur 300 000 Deutschen, sie machen also fast 10 Prozent der Gesamtbevölkerung von etwa 15 Millionen aus, von denen aber allein im Staate San Paulo 400 000 unter 1 384 000 Einwohnern (in der Stadt San Paulo 1891 allein fast 45 000 von 130 000 Einwohnern), in Rio grande do Sul 160 000 unter etwa 900 000 Einwohnern, in Santa Catharina 30 000 bis 50 000 unter 284 000 Menschen leben, ganz überwiegend als Bauern oder Arbeiter in den Kaffeepflanzungen. Auch hier hat die Dante Alighieri kräftig und erfolgreich eingegriffen, besonders in den jungen Niederlassungen von Santa Catharina. Aber nur im Süden, denn im Norden beherrschen die Jesuiten, Deutsche und Polen, die meist armen italienischen Ansiedler so vollständig, daß sie dort eine Art von kleinem Kirchenstaat gegründet haben und die nationale Gesinnung, namentlich die Anhänglichkeit an das Königshaus, grundsätzlich aufs schärfste bekämpfen.

Wie dem auch sei, an einer nationalen Zukunft der italienischen Niederlassungen in Südamerika wird man nicht zweifeln dürfen. Sie haben eine solche, die viel stärkeren, viel wohlhabendern, viel gebildeteren Deutschen in Nordamerika haben keine, und das erklärt sich nicht nur daraus, daß die Amerikaner ihnen an Energie und Selbstbewußtsein gewöhnlich überlegen sind und deshalb im-

ponieren, sondern sie selbst tragen wesentlich die Schuld. Von dem starken nationalen Selbstgefühl, das die Italiener Argentiniens befeelt, ist bei ihnen gar keine Rede; sie veramerikanern deshalb in der zweiten, spätestens dritten Generation, trotz aller Sing- und Turn- und Kriegervereine; ja sie sind nicht nur stolz darauf, loyale Bürger ihres „Adoptivvaterlands“ zu sein, als die sie allerdings zu unsern gefährlichsten Konkurrenten geworden sind, sondern sie sehen auch oft genug mit Veringschätzung auf die „engen“ Verhältnisse der alten Heimat herab, die freilich den Staatsbegriff und die Staatspflichten enger und strenger faßt, als es der republikanischen „Freiheit“ drüben bequem ist. Die Deutschen sind im Bürgerkrieg 1861 bis 1865 die besten Soldaten der Union gewesen, aber ihr politischer Einfluß charakterisiert sich dadurch, daß sie bisher einen einzigen Deutschen in den Senat gebracht haben. Was da drüben entsteht, das ist ein wesentlich angelsächsisch-deutsches Mißgeschick, dem die Angelsachsen das politische und das Sprachgepräge geben, und eine Kultur, die durch eine starke Beimischung deutschen Geistes mit bestimmt wird, aber für das Mutterland und für das deutsche Volkstum sind alle diese Millionen Deutscher verloren. Das alles ist für uns sehr traurig und beschämend, aber es ist so, über diese Ergebnisse unsers Volkscharakters und unheilbarer Verhältnisse sollen wir uns wenigstens nicht täuschen.

Leipzig

Otto Kaemmel



Die österreichische Staatskrise

Von Julius Pagelt (Wien)



Wenn Graf Eduard Taaffe heute noch lebte, so würde er sich vergnügt über seine Spötter die Hände reiben. Wie hat man den Mann, der auch in den schwierigsten Situationen nie seine gute Laune verlor, gehaßt und verspottet, als er einmal im Parlament davon sprach, daß er eben „fortwurfeln“ müsse. Kleinere, viel kleinere als er haben ihm darum jede staatsmännische Qualität abgesprochen, und doch hatte er nur den Mut, auch offen auszusprechen, was schon alle seine Vorgänger gethan hatten, und was seine Nachfolger nicht einmal mehr können. Graf Taaffe hatte das Programm des „Fortwurfelns“ nicht erfunden. Schon das Bürgerministerium „wurfelte“, als die kurzen Flitterwochen der konstitutionellen Ära vorüber waren, und das Ministerium Auersperg II „wurfelte“ erst recht, bis ihm die eigne Partei, die Deutschliberalen auch das schließlich unmöglich gemacht hatten. Taaffe brachte wenigstens das Kunststück zustande, sich auf diese Weise vierzehn Jahre zu halten. Man mag mit vielem, was unter dem Ministerium Taaffe geschehen ist, nicht einverstanden sein, man mag manche seiner Maßnahmen, man mag seine ganze Taktik verurteilen, aber die Fehler der Taaffischen Politik lagen nicht in

den persönlichen Eigenschaften Taaffes, sondern waren die natürliche Frucht einer von Grund aus verfehlten Verfassung, einer verfehlten Einrichtung des Staats. Was an dem Grafen Taaffe selbst lag, so hat er unftreitig alles gethan, die Wirkungen dieser falschen Anbahnung des Konstitutionalismus in Oesterreich zu mildern und, erfinderisch wie kaum ein anderer Staatsmann in kleinen Mitteln, immer und immer wieder die Befriedigung der laufenden Bedürfnisse des Staats sicherzustellen. Welche Stümper waren dagegen seine Nachfolger, die Plener und Badeni! Das Plenersche Koalitionsministerium litt nach kurzem Bestande elend Schiffbruch. Und Badeni? Ohne Kenntnis der westösterreichischen Verhältnisse und übel beraten beschwor er die Katastrophe herauf, an der der Staat zu Grunde gehn wird, wenn nicht durch die Vernichtung der Dezemberverfassung von 1867 die Grundlage für seine natürliche Entwicklung frei gemacht wird.

Wenn von irgend einer Institution, so gilt von der Dezemberverfassung das Wort, daß sie fortzuegend Böses muß gebären. Sie duldete kein Regieren, sondern ermöglichte nur ein Fortwursteln, ein von der Hand in den Mund leben. Sie zwang zu fortgesetzten einseitigen Konzessionen an parlamentarische Parteigruppen. Je mehr aber die Regierungen, um die Dezemberverfassung aufrecht zu erhalten, diese Politik der Konzessionen in Anspruch nahmen, desto näher rückte die Katastrophe, d. h. der Zeitpunkt, wo man den gierigen nationalen Parteien mit leeren Händen gegenüberstand. Allerdings wenden die Kritiker des Grafen Taaffe — es sind dieselben, die sich im Koalitionsministerium in der Frage des slowenischen Gymnasiums in Gills die Taaffische Politik zu eigen machten — ein, daß es eben der Grundfehler der Taaffischen Politik war, sich die Mitwirkung der Tschechen durch nationale Konzessionen zu sichern und damit den Weg einzuschlagen, der unter Badeni zur Katastrophe führen mußte. Dieser Vorwurf ist vollständig haltlos. Es ist schon heute festgestellt, daß Graf Taaffe vor und nach der Übernahme des Ministeriums alles aufbot, die deutschliberale Partei an sich heranzuziehen, daß seine Bemühungen aber vergeblich waren. Die Partei, die ihr eignes Ministerium Auersperg II nicht mehr ertragen hat, konnte umsoweniger mit einem Ministerium Taaffe auskommen, als sie regierungsunfähig geworden war. Gewiß wollte sie regieren, ja sogar allein regieren, weil sie von der Auffassung ausging, daß Oesterreich nur nach deutschliberalem Rezept glücklich werden könne, das Recht der deutschliberalen Partei, zu herrschen, mithin ihr als ein wohlbegründetes und unumstößliches erschien. Zur Regierung gelangen, herrschen zu wollen, ist an sich nichts Unmoralisches, im Gegenteil ist es vielmehr der stärkste Antrieb zum politischen und materiellen Fortschritt: aber dann muß man es können. Eine Partei, die wohl den Ehrgeiz, nicht aber die Fähigkeit zu regieren hat, bedeutet aber für den Staat immer eine Gefahr; denn kommt sie zufällig ans Ruder, so wird sie den Staat in falsche Bahnen leiten, bleibt sie aber in der Opposition, dann verfolgt sie nur ihre kleinlichen Parteizwecke. Und das that die deutschliberale Partei 1867, als sie den Konstitutionalismus in Oesterreich falsch einleitete, und 1879, als sie den Grafen Taaffe dem eisernen Ringe der Rechten, der feudalklerikalen slawischen Verbindung aus-

lieferte und dabei nebenher auch die Deutschen in Österreich um den Rest ihres nationalpolitischen Einflusses brachte. Elf Jahre waren seit der Verkündung der Dezemberverfassung verfloßen; daß sie unzureichend, den Bedürfnissen des Staats und allen seinen Völkern nicht entsprechend war, konnte schon jedermann einsehen, aber die deutschliberale Partei hatte nichts gelernt, in ihrem verkümmerten Doktrinarismus überfah sie die Realitäten und klammerte sich an das „historische Recht“ der Deutschen, in Österreich zu herrschen, das doch nur eine hohle Phrase war, wenn ihm nicht die politische Macht der Deutschen einen lebendigen Inhalt gab.

Der Grundfehler, der beim Entwurf der Dezemberverfassung begangen wurde, war der, daß sie nicht Österreich und seinen eigentümlichen Verhältnissen auf den Leib geschrieben wurde. Maßgebend war vielmehr die Rücksicht auf die dualistische Verfassung der Gesamtmonarchie, und ihr glaubte man Rechnung zu tragen, indem man, allerdings nur äußerlich, die österreichische Verfassung so gestaltete, daß sie sich mit der ungarischen deckte. Das war um so bequemer, als man damit auch den Anschauungen der damals in Österreich maßgebenden deutschliberalen Verfassungspartei entgegenkam.

Wie in Ungarn — so argumentierte man in diesen Kreisen — müsse auch in Österreich die Verfassung zentralistisch sein, weil nur so wie jenseits der Leitha das Magyarentum, diesseits der Leitha das Deutschtum eine herrschende Stellung beziehen könne. Das war der erste Irrtum. Die Deutschliberalen überfahen vollständig, daß die Stellung des Magyarentums in Ungarn ganz anders war als die des Deutschtums in Österreich. Das Magyarentum in Ungarn war unbeschadet aller parteipolitischen Unterschiede ein einheitlicher festgefügtter nationaler Körper, der sich in seinen Kämpfen mit dem Hause Habsburg-Lothringen der Krone gegenüber eine mindestens gleichberechtigte Stellung gesichert hatte, die gegenüber den andern Nationalitäten Ungarns noch dadurch begünstigt wurde, daß diese über keinen historischen Adel, also auch über keine unmittelbaren Beziehungen zur Krone verfügten. Das Deutschtum in Österreich war in einer wesentlich andern Lage. War das Bestreben der Magyaren seit Jahrhunderten darauf gerichtet, ihre Existenz als politisch geordnete Nation zu sichern, so war für die Deutschen in Österreich dieser hervorragend konservative Zweck gar nicht in Betracht gekommen. Die Mehrheit der Deutschen, die sich politisch bethätigten, waren Fortschrittmänner, Liberale, Allverweltsleute, die, ohne selbst über ein nationales Programm zu verfügen, sich nichtsdestoweniger für die edeln Polen oder das unglückliche Hellenenvolk begeisterten, weil man eben als echter Fortschrittler ein Feind des russischen und des türkischen Despotismus sein mußte. Erst in den sechziger Jahren beginnt die nationale Saite bei den Deutschen Österreichs stärker durchzuklingen, und mit Begeisterung nahm man den Satz an: Jenseits der Leitha herrschen die Magyaren, diesseits die Deutschen. Theoretisch war also alles in Ordnung. Die Dezemberverfassung war ja daraufhin zugeschnitten worden; da die Bureaucratie fast durchweg deutsch war, glaubte man durch die zentralistische Einrichtung des Staats die Hegemonie des Deutschtums in Österreich für alle Zeiten gesichert zu haben. Was die die Mehrheit bildenden Nicht-

deutschen anlangte, so hatte man sie durch eine äußerst kunstvolle Wahlordnung fürs erste aus der Gesetzgebung so viel als möglich ausgeschlossen, für später aber war man sicher, daß die Nationalitätenfrage überhaupt nicht mehr in Betracht kommen werde, denn man war ja im glücklichen Besitz des Mittels, in kurzem aus Österreichs Völkern ein Volk von Brüdern zu machen: das liberale Programm werde — so hofften und so erwarteten die Verfassungstreuen ganz bestimmt — die Nichtdeutschen für die Dezemberverfassung begeistern, sie ihre nationalen Wünsche vergessen lassen und in Scharen der deutschliberalen Partei zuführen.

Es kam anders. Etwa ein Duzend nichtdeutscher Abgeordneter war der ganze Gewinn, auf der andern Seite aber hatte sich die Verfassungspartei durch ihr ausgesprochen liberales Programm zu den konservativen Deutschen und dem konservativen Hochadel überhaupt in einen schroffen Gegensatz gebracht und sich dadurch der Mittel beraubt, mit deren Hilfe vorzüglich die Magyaren jenseits der Leitha ihre Hegemonie sicherten. Die werbende Kraft des Liberalismus hatte nicht ausgereicht, die Nationalitätenfrage zu Gunsten eines liberalen Zentralismus in den Hintergrund zu drängen. Das war ein schlimmer Rechenfehler, um so schlimmer, als in der Dezemberverfassung nichts vorgesehen war, die Nationalitätenfrage zu ordnen; man hatte nicht einmal in ihr die deutsche Staatsprache zum Gesetz gemacht. In dem Augenblick aber, wo die Idee des Liberalismus für die Lösung des österreichischen Problems im Sinne der Deutschliberalen versagte, kamen im Schoße der deutschliberalen Partei Deutschtum und Liberalismus in den Widerspruch, an dem die Partei schließlich zu Grunde gehn mußte, der aber auch für die Stellung des Deutschtums in Österreich überhaupt die übelsten Folgen hatte. Als liberale Partei mußten die Verfassungstreuen den Kulturkampf beginnen, der ihnen aber als Deutschen alle Konservativen zu Gegnern machte; als Liberale sollten sie für die möglichste Erweiterung des Wahlrechts eintreten, als Deutsche dagegen mußten sie auf der möglichsten Beschränkung des Wahlrechts beharren, weil nur so die parlamentarische Mehrheit der deutschen Minderheit der Bevölkerung aufrecht erhalten werden konnte; als Liberale mußten sie die Entwicklung der Industrie begünstigen, als Deutsche mußte ihnen jedoch jede neue Fabrik in deutschen Gebiete ein Greuel sein, weil sie dichte Scharen tschechischer Arbeiter auf deutschen Boden verpflanzte. Der Rationalliberalismus der Verfassungstreuen war also von vornherein ein Widerspruch in sich selbst, sie schwanken fortgesetzt zwischen beiden Prinzipien, bis ein drittes, nämlich das in der Partei seit Anbeginn thätige kapitalistische, sie je nach seinem Interesse abwechselnd in die eine oder die andre Richtung drängte, wodurch der Partei natürlich auch in breiten deutschen Volksmassen heftige Gegner erwuchsen. Alles dies beirrte die Deutschliberalen, soweit sie sich dessen überhaupt bewußt waren, zunächst nicht im mindesten. Sie hatten ja die Dezemberverfassung, und da sie die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hatten, hofften sie durch möglichste Ausgestaltung des zentralistischen Staatsgefüges auf gesetzgeberischem und administrativem Gebiete kommende Stürme abzuwehren. Da wurde nun der Irrtum der Deutschliberalen zum Verbrechen am Staate und

an der Gesellschaft. Der deutschliberale Zentralismus war der würdige Erbe des nachmärzlichen Absolutismus. Und doch war dieser noch zu verteidigen, wenn er jede selbständige Regung der einzelnen Glieder des Staats mit eiserner Hand niederhielt, und die Völker Österreichs zu einer unterschiedslosen, urteilsunfähigen Masse zusammenzustampfen suchte, denn darin bestand ja schließlich sein Wesen und sein Verusf. Die Deutschliberalen spotteten über den Polizeistaat, wo sich die hohe Obrigkeit als Vormund der Unterthanen fühlte, allein sie selbst, ihre Zentralisation, war nicht besser, sondern noch schlechter, weil sie den alten Polizeistaat in konstitutionellen Formen zu erhalten suchte. Daß ein absolutistischer Staat verwaltet wird, ein konstitutioneller aber regiert werden müsse, diesen Unterschied kannten die deutschliberalen Staatsmänner — auch die, deren Marmorbilder im Wiener Parlament stehn — nicht oder wollten ihn nicht kennen, weil eben das Regieren — das selbstthätige Zusammenwirken aller konstitutionellen Kräfte zum gemeinsamen Staatszweck — nicht in ihr Programm, in das deutschliberal-zentralistische Programm paßte. So schufen sie zwar ein Parlament, das aber war mit nichts eine wirkliche lebendige Volksvertretung, weniger wegen des künstlichen Wahlfahrens, als vielmehr weil ihm der natürliche zeugungsfähige Boden, eine zweckentsprechende Einrichtung der öffentlichen Verwaltung fehlte. In den Landtagen und in den Gemeinden konnten die Deutschliberalen sich nicht schmeicheln, die Nichtdeutschen zur freiwilligen Anerkennung der deutschen und liberalen Führung zu bewegen, und darum mußte die Kompetenz des Reichsrats, wo sie die Herrschaft hatten und zu behaupten hofften, möglichst weit gefaßt werden. Soweit also überhaupt eine Selbstverwaltung vorhanden war, wurde sie verstümmelt und auf das mindeste Maß eingeschränkt, die Verwaltung also nahezu vollständig zentralisiert, damit auch die kleinste Kleinigkeit von Wien aus, also im Sinn der herrschenden deutschliberalen Partei geregelt werden konnte. Darin aber liegen die Grundursachen der heutigen Staatskrise, denn wenn man die Wirkungen dieser Zentralisation verfolgt, so findet man alle Anlässe, die nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung Österreichs in der schwersten Weise geschädigt haben, sondern auch zum Zusammenbruch des Konstitutionalismus von 1867 führten.

Die Zentralisierung der Gesetzgebung und der Verwaltung brachte zunächst eine Überlastung der Staatsverwaltung und eine fortgesetzte Vermehrung der Staatsbeamtenschaft mit sich, was ebenso vom finanziellen und vom politischen wie vom allgemein wirtschaftlichen Standpunkt aus zu beklagen ist, da sie die Staatsausgaben steigert, eine Bevölkerungsjicht vermehrt, die in politischer Beziehung nicht völlig frei ist, und endlich die Bevölkerung an die sogenannten „festen Stellungen“ als Ziel allen Studiums gewöhnt, die aber auf die Dauer auf die Ausbildung der Jugend im Sinne wirtschaftlicher Selbständigkeit lähmend wirken. Natürlich konnte man aber die Beamtenschaft nicht in dem Maße erhöhen, wie die Verwaltungsobliegenheiten wuchsen, und so half man sich damit, Behörden der Selbstverwaltung, denen man zuvor ihren eignen natürlichen Wirkungskreis beschnitten hatte, im sogenannten „übertragenen

Wirkungskreise“ die Beforgung von Geschäften der Staatsverwaltung zu überweisen, sofern es sich um laufende, nicht besonders wichtige Angelegenheiten handelte. Österreich hat auf diese Weise eine sehr kostspielige aber ebenso schlechte Verwaltung erhalten, die sich mit den Jahren zu einer Verwaltungsanarchie im traurigsten Sinne des Wortes ausgewachsen hat. Selbstverständlich durften aber auch die untersten Behörden der Staatsverwaltung (Bezirkshauptmannschaften) beiseite nicht in lebendiger Berührung mit der von ihnen administrierten Bevölkerung stehen, denn dann hätten sie am Ende gar die Interessen der Bevölkerung und nicht die der Wiener Zentralregierung oder richtiger Verwaltung vertreten. Infolge dieser geradezu verrückten Einrichtung sind in Österreich die Bezirkshauptleute (Landräte) Staatsbeamte, die auf Advancement dienen und bei ihrem Antritt an ihrem neuen Amtsorte selbstverständlich sofort daran denken, wie sie am schnellsten auf einen bessern Posten gelangen können. Was dabei herauskommt, zumal da in den Wirkungskreis der Bezirkshauptmannschaften ein großer Teil der Obliegenheiten gehört, die ihrer Natur nach der Selbstverwaltung der Gemeinden und Bezirke zukommen sollten, kann man sich leicht denken.

Noch schlimmer aber waren die Wirkungen dieser Einrichtung in politischer Beziehung. Der Grundsatz, daß im allgemeinen nur der für andre zu sorgen imstande ist, der selbst sein Haus zu bestellen weiß, dürfte wohl nirgends angefochten werden. Zur Teilnahme an der Gesetzgebung kann deshalb auch das Volk nur dann mit Erfolg herangezogen werden, wenn es sich in Gemeinde und Bezirk selbst zu verwalten versteht. Die Selbstverwaltung ist und bleibt mithin die Grundlage jedes Konstitutionalismus, denn nur dann, wenn durch sie das Volk politisch geschult wird und es die Grenzen erkennen lernt, die die vorhandenen Verhältnisse und Bedürfnisse den politischen und nationalen Doktrinen ziehen, wird man aus ihm eine brauchbare, gesetzgebende Körperschaft gewinnen können. In Österreich fehlt dank der Zentralisation diese Voraussetzung vollständig, und die natürliche Folge davon sind Parlamente, wo die Zahl der unfähigen Abgeordneten weitaus überträgt, und wo die Parteien nicht durch Kenntnisse und Arbeitsleistung, sondern durch gegenseitige Steigerung ihrer Forderungen konkurrieren; wo der politische Doktrinarismus, mithin der Radikalismus überträgt, der schließlich, wie man das ja seit vier Jahren in Österreich bemerken kann, den Konstitutionalismus selbst vernichten wird. Diese Entwicklung zu einer Katastrophe ist aber wieder durch die Zentralisation wesentlich beschleunigt worden. Dadurch, daß man in der Dezemberverfassung die Zuständigkeit des Reichsrats, also der Zentralgesetzgebung und der Verwaltung, sehr weit zog und vor allem alle nationalen Fragen in sie einschloß, bereitete man den Nährboden für die seit dreißig Jahren den Staat erschütternden Krisen vor. Die Väter der Dezemberverfassung, wie die Verfassungskonferenz überhaupt, setzten als selbstverständlich voraus, daß, weil die Bureaucratie damals deutsch war, und die deutschliberalen Zentralisten im Reichsrate das Heft in der Hand hatten, es dem Zusammenwirken der Bureaucratie und der Parlamentsmehrheit gelingen werde, auf administrativem Wege der im Artikel XIX der Staatsgrundgesetze ausgesprochenen theoretischen Gleichberecht-

tigung der Nationalitäten praktisch die nationale und politische Herrschaft des Deutschtums mit Erfolg entgegenstellen zu können. Man ließ es deshalb gefeßlich bei der allgemeinen und dehnbaren vagen Bestimmung, daß alle Nationalitäten gleichberechtigt seien, und hoffte, vom Zentrum des Reiches aus durch Maßnahmen der Verwaltung die nationale Frage allmählich im Sinne der deutschen Vorherrschaft zu regeln. Hier zeigt sich der innere Widerspruch der deutschliberalen Zentralisationspolitik am augenscheinlichsten. Ihre Anhänger nannten sich die „Verfassungstreuen“, die „Fortschrittlichen“ und die „Konstitutionellen“ und verließen sich in einer Lebensfrage des Staats wie des deutschen Volks nicht auf die Gesetzgebung, sondern auf die Verwaltung. So mußte sich die Rechnung denn auch als falsch erweisen. Die Folge hat gezeigt, daß die Bureaucratie ihren deutschen Charakter bald verlor, und daß sich auch im Parlament die Dinge zu Ungunsten der Deutschen wandten, nicht wegen der Intriguen und des bösen Willens der Gegner, sondern weil die Schöpfer der Dezemberverfassung die lebendige Kraft des nationalen Gedankens unterschätzt und ihre Politik auf eine Grundlage gestellt hatten, die durch die Entwicklung des konstitutionellen Lebens in Österreich selbst ihre Stütze verlieren mußte. Gewiß haben die Gegner des deutschen Zentralismus seit dem Jahre 1868 alles gethan, ihn ad absurdum zu führen, und die Freunde der Dezemberverfassung behaupten darum heute, daß diese Verfassung vortrefflich sei und ausgezeichnet arbeiten würde, wenn ihre Gegner den Kampf gegen sie eingestellt hätten. Möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, da die straffe Zentralisation in einem Staate, dessen Teile innerlich so verschieden sind, schlechterdings unhaltbar ist. Aber ganz abgesehen davon ist es doch gerade von einer konstitutionellen Partei wie den Deutschliberalen recht thöricht, dem politischen Gegner den Verzicht auf seine Überzeugung sozusagen zur Pflicht zu machen. Das Recht der Zentralisten in Österreich auf ihre Meinung war und ist nicht begründeter und besser als das ihrer föderalistischen Gegner, und wenn in dem Kampfe beider die zentralistische Verfassung zu Grunde geht, dann beweist das eben, daß der ihr zu Grunde liegende politische Gedanke nicht den richtigen Schlüssel zur Lösung des österreichischen Problems geliefert hat.

Es ist, wenn auch heute noch nicht aktenmäßig festgestellt, so doch wahrscheinlich, daß vor der Erlassung der Dezemberverfassung ein Versuch unternommen worden war, den Nationalitätenartikel im Staatsgrundgesetz etwas präziser zu fassen, und zwar im Sinne der deutschen Führung. Aber schon damals erwiesen sich diese Einflüsse als zu schwach, und darum war es von der Verfassungspartei umso thörichter, sich darauf zu verlassen, mit Hilfe der Regierungsgewalt diese Lücke in der Dezemberverfassung auszufüllen, statt sich mit den Polen und den Tschechen über einen gemeinsamen Verfassungsentwurf zu verständigen. Einerseits die starre zentralistische Lehre der Verfassungspartei und andererseits ihr schon auf kulturkämpferischen Kriegspfaden wandernder Liberalismus verhinderten dies. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man das gesamte nationale Leben der Völker unter die Kontrolle des Reichsrats und der zentralstaatlichen Verwaltung stellte. Gerade das

aber wirkte revolutionierend, und zwar nach zwei Seiten hin. Weil man in nationaler Beziehung alles von Wien aus reglementieren wollte, wurde die Zentralregierung mit streitigen nationalen Angelegenheiten überlastet. Der geringste nationale Zwischenfall an der Peripherie setzte sofort das Zentrum des verfassungsmäßigen Lebens und dadurch den ganzen Staat in Erregung, und so wurde der Reichsrat statt einer neutralen, die gemeinsamen Interessen aller Völker Österreichs wahrnehmenden Körperschaft die Wahlstatt, auf der seit dreißig Jahren unausgesetzt die nationalen Gegensätze der österreichischen Volksstämme aufeinanderstoßen. So konnte die Frage der Errichtung eines simplen slowenischen Untergymnasiums in Villi eine große Parlamentsmehrheit sprengen, und so konnte und mußte sich das unmoralische Aus Hilfsmittel einseitiger nationaler Konzessionen ausbilden. Der *luogo di traffico*, von dem die deutschzentralistische Presse als der Politik Laaffes so verächtlich zu sprechen pflegt, war keine Erfindung Laaffes, sondern die logische Folge der Dezemberverfassung.

Nicht minder verderblich wirkte diese aber auf das Verhältnis der Bevölkerung zur Staatsverwaltung. Indem sie alles nationale Leben unter die Kontrolle des Staats stellte, tötete sie in den Volksstämmen die Liebe zum Staate und machte ihn zum Gegenstand des Hasses aller. Die Völker eines vielsprachigen Staats vertrauen es eher, wenn ihnen eine dem wirklichen Staatsbedürfnis, d. h. den Interessen der Gesamtheit selbst entsprechende Staatsorganisation aufgezwungen wird, als wenn sie in ihrem nationalen Leben Schritt auf Schritt auf den Staat als Polizeiorgan stoßen. Indem nun die Dezemberverfassung und ihre Schöpfer die Regelung nationaler Fragen von Fall zu Fall der Staatsverwaltung vorbehielten, kamen diese und ihre Behörden fortgesetzt in die Zwangslage, gegen die eine oder die andre Nationalität entscheiden zu müssen und auf diese Weise das Mißtrauen und den Haß aller zu ernten.

Nur wenn man alle diese natürlichen Folgen der Dezemberverfassung zusammenfaßt, vermag man den gegenwärtigen Zustand in Österreich zu verstehen. Nicht die radikalen Deutschen und nicht die radikalen Tschechen sind Schuld daran, daß der Staat nach der Dezemberverfassung immer rascher seiner Auflösung entgegengeht, sondern die Unbrauchbarkeit dieser Verfassung, die ohnehin schon längst nur noch dem Namen nach besteht, weil sie keinen wirklichen Inhalt mehr hat. Man vernichte mit einem Schläge die Radikalen in allen Lagern, und sofort wird die faulende Dezemberverfassung neue gebären. Dieser Fäulnisprozeß ist es, der das gesamte öffentliche politische Leben in Österreich in geradezu unglaublicher Weise verderbt, die politische Einsicht auf die niedrigste Stufe hinabgedrückt, die Staatsgesinnung in der Bevölkerung nahezu getötet hat und jeden Fortschritt in politischer und wirtschaftlicher Beziehung hemmt. Es ist vielleicht das schlimmste Zeugnis für die Dezemberverfassung, daß in den Kämpfen, die sie heraufbeschworen hat, das konstitutionelle Bewußtsein im Volke, der konstitutionelle Gedanke so stark gelitten haben, daß von den breiten Massen des Bürgertums in Österreich heute ein Staatsstreik als Erlösung empfunden würde. Diese Stimmung der Öffentlichkeit in Öster-

reich darf bei der Beurteilung des Standes der Staatskrise nicht übersehen werden, denn sie zeigt deutlich an, daß diese ihrem Ende entgegengeht, d. h. zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrt.

(Schluß folgt)



Hellenentum und Christentum

3. Sokrates, Plato und Aristoteles

(Schluß)



lato war doch zu sehr Vollmensch, als daß er das höchste Gut ausschließlich auf dem Wege einer logischen Operation, der Begriffsbildung, die ihm die Ideenwelt erschlossen hatte, hätte suchen sollen. Vielmehr erscheint es ihm als Gegenstand der Sehnsucht und einer leidenschaftlichen Liebe, die erst den forschenden Verstand in Bewegung setzt. Damit widerruft er freilich die Zerreißen der Seele in einen unvergänglichen vernünftigen und unvernünftigen begehrenden Teil, die zur schopenhauerischen Lehre vom dummen und darum bösen Willen führt, und gesteht zu, daß es auch ein vernünftiges Begehren giebt. Unter den Ideen, jagt er im Phädrus, sei die der Schönheit die glänzendste. Sie habe sich im vormenschlichen Dasein der Seele am tiefsten eingepreßt, und ihr Abglanz sei auch an den irdischen Dingen am deutlichsten zu erkennen und werde mit dem schärfsten aller Sinne wahrgenommen, während die andern Ideen, namentlich die Gerechtigkeit, nur sehr undeutlich wahrzunehmen seien. Darum werde die Seele durch den Anblick des Schönen am tiefsten erregt und am kräftigsten getrieben, das Urbild zu suchen. Das geschehe in der Weise, so läßt er im Symposion die Seherin Diotima den Sokrates belehren, daß zuerst Liebe zu einem Schönen erwache, diese sich zur Liebe aller Schönen und des Schönen an sich erweitere, zur Liebe zu den schönen oder vielmehr der Schönheit fähigen Seelen vergeistige und als geistiger Zeugungstrieb be- thätige, indem der so Liebende in allen empfänglichen Seelen das Streben nach dem höchsten Gut zu wecken und damit in ihnen die Schönheit zu schaffen strebe. Von Haus aus nämlich sei der Gros weder schön noch reich, sondern — zwar nicht häßlich — aber arm an Schönheit und an allen Gütern; sonst würde er sie ja nicht begehren, denn was man schon hat, begehrt man nicht. Darum philosophieren weder die Götter, noch die völlig Unwissenden; jene nicht, weil sie die Weisheit schon haben, diese nicht, weil sie schon weise zu sein glauben, sondern nur die, die arm sind und ihre Armut erkennen. (Selig sind die Armen, die Hungernden. Wehe euch ihr Reichen, ihr Satten!) Von welchen Gefahren freilich dieser Ausgangspunkt des philosophischen Strebens umgeben ist, schildert Plato im Phädrus, indem er die Seele wiederum,

diesesmal aber anders, in drei Teile zerlegt. Er vergleicht sie einem Wagen, vor den zwei Pferde gespannt sind: ein weißes, vom Himmel stammendes und zum Himmel strebendes, und ein schwarzes, wildes, böses, das nur Sinnenlust begehrt. Damit sind doch ohne Zweifel zwei Begehrungsvermögen gemeint, die beiden entgegengesetzten Willen, der geistige und der fleischliche, des Apostels Paulus. Und Plato schildert nun, welche Mühe der Wagenlenker, die Vernunft, hat, das wilde Pferd zu bändigen, daß es nicht ihn und den edeln Jochgenossen in die Tiefe zieht und den Wagen zu Falle bringt durch die frevelhafte Liebe derer, die die Schönen lieben wie der Wolf das Lamm. Siegt die Vernunft, so gelangt der Wagen an sein Ziel; der Seelenhunger wird gestillt, und damit das höchste Glück erreicht, weil die Seele mit dem wahrhaft Wesenhaften, dem höchsten Gute erfüllt wird, wie es in der Politie heißt. Sie ist dann auch schön geworden, denn die Schönheit des Menschen besteht darin, daß das Göttliche in ihm herrscht.

So weit geht jedoch Plato nicht, daß er alle niedern Güter verachtete und die Askese anders als nur als Mittel forderte. Im Philebus wird die Frage erörtert, ob das höchste Gut in der Sinnenlust oder in der Einsicht (*σοφωμοσις*) bestehe. Die erste Meinung wird unbedingt verworfen; ein Austerleben sei gar kein menschliches Leben. Doch auch der Einsicht wird der erste Preis nicht zuerteilt, sondern eine Mischung aus Einsicht und Genuß als ein Besseres gefunden, und schließlich folgende Stufenleiter der Güter aufgestellt. Das höchste sei die Teilnahme an dem Ewig Seienden. Dann folge das Maßvolle und das Schöne, dann Vernunft und Einsicht, als viertes die Gesamtheit der dem praktischen Leben dienenden Wissenschaften und Künste, als fünftes seien die reinen Genüsse zu nennen, denen keine Unlust beigemischt ist (die keinen Reagenjammer nach sich ziehen), die übrigen weniger anständigen Genüsse machen als Nummer sechs den Schluß; es wird ihnen also, da sie immerhin in die Reihe der Güter aufgenommen werden, nicht aller Wert abgesprochen. Der Philebus, um das nebenbei zu bemerken, würde sich vortrefflich zur Einführung in die Psychologie eignen. Ob er dazu benutzt werden mag? Natürlich dürfte man ihn nicht ohne kritische Glossen lesen lassen. So z. B. müßten die Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, daß sogar die Auster ihr Temperatur- und Sättigungsgefühl nicht ohne alle Einsicht genießen kann, denn schon das bloße Bewußtsein und die bewußt zweckmäßigen Bewegungen zum Öffnen und Schließen der Schale bekunden einen niedrigsten Grad von Einsicht, andererseits Einsicht ohne ein Gefühl der Befriedigung, also ohne Lust, nicht denkbar ist, daß also die radikale Trennung und Entgegensetzung beider Seelenzustände wissenschaftlich unzulässig erscheint.

Mit dem Bisherigen ist schon ausgesprochen, daß das Leben des Weisen nicht im maßigen Schauen der Ideen aufgehen darf; er soll doch nach der ersten Sättigung in die Höhle zurückkehren, um das Leben der von der Unwissenheit gefesselten zu ordnen. Die Weisheit wird also, je nach den verschiedenen Beziehungen, in denen sie zur irdischen Wirklichkeit tritt, verschieden beschrieben: als Gesundheit der Seele, als Harmonie der Seelenkräfte, als das Erhaltende. In dieser letzten Beziehung wird ihr Gegenteil, das sittlich

Böse, zu einem Beweise für die persönliche Unsterblichkeit benutzt; denn wenn die Seele zerstörbar wäre, müßte sie durch Sünden und Laster, die doch das Verderben der Seele sind, vernichtet werden, was offenbar nicht der Fall sei, denn sie bleibe trotz aller Verderbnis am Leben. Das eine sittlich Gute zerlegt sich in die vier Tugenden, die unter dem Namen der Kardinaltugenden dem christlichen Katechismus einverleibt worden sind. Plato verteilt sie in der Politie an die drei Bestandteile der Seele in der Weise, daß der Vernunft die Weisheit, dem Thymos die Tapferkeit oder Thatkraft (der Katechismus nennt es Stärke), dem Begehrungsvermögen die Besonnenheit oder Mäßigung angehört, die Gerechtigkeit aber die Harmonie der drei andern ist. Weisheit, Sophrosyne und Gerechtigkeit werden jede auch zur Bezeichnung der gesamten rechten Verfassung des Menschenwesens, also für Tugend überhaupt gebraucht; nur der Tapferkeit, die von Platons Landsleuten, namentlich von den ihm so werten Spartanern, über alle andern gestellt wurde, will er diese Würde nicht zugestehn. Ein vollkommen sittlich geordneter Mensch ist nicht einmal im Schlafe mehr zügellos und hat keine sündhaften Träume mehr. Da die Gerechtigkeit die für das Gemeinwesen wichtigste unter den Tugenden ist, und über sie damals am meisten gestritten wurde, so werden ihr die ausführlichsten und gründlichsten Untersuchungen gewidmet. Im Gorgias stellt Sokrates die Behauptung auf, nur der Gerechte sei glücklich; Unrecht leiden sei besser als Unrecht thun, und der allerunglücklichste sei der Ungerechte, der nicht bestraft, also auch nicht gebessert werde. Es ist eine Freude, zu sehen, wie Kalliklos solchen Gerechtigkeitswahn zu nichte macht. Dieser vorchristliche Nietzsche fährt aus: Alles, was man gewöhnlich Gerechtigkeit nenne, sei nur durch Menschenfagung, nicht durch die Naturordnung als gerecht abgestempelt. Von Natur gebe es nur ein Recht, das Recht des Stärkern. Der richtige Mann lasse sich kein Unrecht gefallen, das thue nur der Sklave, der unfähig sei, sich selbst und den Seinigen zu helfen. Der Starke sei von der Natur berufen, über die Schwachen zu herrschen und sie für sich zu benutzen. Die Schwachen nun, meint er, haben Gesetze gemacht, die den Starken binden möchten, indem sie das, was ihm zu thun beliebt, für unrecht erklären. Aber der wirklich Starke zerreißt diese papiernen Fesseln und tritt sie mit Füßen, stellt das Recht der Natur in seinem vollen Glanze dar und bringt es wieder zu Ehren. Seine Begierden beherrschen, das heißt, sich zum Sklaven der von andern erlassenen Satzungen machen. Wer nach rechter Art leben will, der muß seine Begierden so stark werden lassen, wie sie wollen, ihnen auf mannhafte und kluge Weise dienen und jede in ihm aufsteigende Begierde befriedigen. Nur die das nicht können, aber sich schämen, ihr Unvermögen einzugestehn, verschreien es als Zügellosigkeit und knechten die von Natur bessern Menschen. Wohlleben in ungebundner Freiheit, das ist wahre Glückseligkeit; alles andre ist Scheintugend, widernatürliche Menschenfagung, wertloses Geschwätz. Dem Sokrates giebt er den Rat, endlich einmal von dem dummen Philosophieren zu lassen und sich mit etwas nützlichem zu beschäftigen. Wenn junge Menschen dergleichen Unsinn lassen, amüsiere man sich darüber; wenn aber so ein alter Narr noch wie ein Kind schwätze, müsse man ernstlich böse werden; ein solcher

verdiene Prügel. Du bist ja ein Prachtkerl, erwidert ihm Sokrates, nimmst kein Blatt vor den Mund und sagst frei heraus, was die andern bloß denken.

Am gründlichsten wird das Wesen der Gerechtigkeit in der Politie untersucht; dieses, nicht, wie man gewöhnlich meint, die Lehre vom Staat ist der Gegenstand des Werks. Die umlaufenden Meinungen über die Gerechtigkeit werden der Reihe nach abgefertigt, z. B. die Ansicht, daß zwar Ungerechtigkeit an sich das Vorteilhafteste, aber doch, weil die Vergewaltigten Widerstand leisten, mit vielen Nachteilen verbunden sei, die Menschen darum durch Vertrag einen Zustand hergestellt hätten, wo zwar keiner Unrecht thun dürfe, aber auch keiner Unrecht zu leiden brauche, und ein diesem Vertrage gemäßes Verhalten werde eben Gerechtigkeit genannt. Auch wird die Frage aufgeworfen, ob wohl ein Gerechter, der den Ring des Gyges besäße, der Versuchung, Unrecht zu verüben, widerstehn würde. Unter anderm wird hervorgehoben, daß der Ungerechte am meisten Erfolg habe, wenn er den Schein der Gerechtigkeit zu erzeugen und die Rolle des Gerechten durchzuführen vermöge; der vollendet Ungerechte sei also ein vollendeter Heuchler. Daraus ergibt sich aber dem Glaukon die Hauptschwierigkeit gegen des Sokrates Ansicht von der Glückseligkeit des Gerechten. Denn, meint er, da zwar nicht die Gerechtigkeit selbst, aber doch ihr Schein Geld, Macht und Ansehen bringt, so ist der wahrhaft Gerechte als solcher gar nicht zu erkennen, solange er sich noch irgend eines äußern Guts erfreut, weil man da niemals wissen kann, ob er nicht bloß um dieser äußern Vorteile willen gerecht ist oder vielmehr nur gerecht zu sein scheint. Soll also seine Gerechtigkeit unzweifelhaft festgestellt werden, so muß er aller Güter beraubt werden; er muß sein ganzes Leben lang für ungerecht gehalten, zuletzt seiner angeblichen Ungerechtigkeit wegen in Ketten gelegt, geißelt, gefoltert, geblendet und gekreuzigt werden. Dann wird er freilich erkennen, daß nicht Aischylus Recht hat, der fordert, daß man gerecht nicht scheinen, sondern sein soll, daß es vielmehr ein Glück sei, ungerecht zu sein und gerecht nur zu scheinen. Die Schwierigkeit wird nicht eigentlich gehoben. Man erkennt nur aus dem Ganzen der Debatte, daß Plato meint, die Möglichkeit eines solchen Verlaufs eines gerechten Lebens und die schwere Erkennbarkeit der echten Gerechtigkeit seien zwar zuzugeben, aber es sei nicht nötig, die Sache so auf die Spitze zu treiben. Einmal sei doch wirklich die Gerechtigkeit, nicht bloß ihr Schein, für jede Gemeinschaft von Menschen unentbehrlich, sodas sogar die Mitglieder einer Räuberbande gezwungen seien, gegeneinander gerecht zu verfahren, dann aber sei der Gerechte der Gottheit bekannt und von ihr geliebt, und diese werde ihm das Ärgste nicht widerfahren lassen. Führt die kühne Forderung des Glaukon, die echte Gerechtigkeit und ihr Glückseligkeitswert müßten durch die denkbar härteste Prüfung ermittelt werden, zu keinem klaren Ergebnis, so ist sie doch von hoher Bedeutung als Prophetie auf Christus und als kräftige Hervorhebung der Wahrheit, daß ohne alle Prüfung in der That von Gerechtigkeit nicht die Rede sein, ja nicht einmal ihr Begriff entstehen könnte, und daß also eine sittliche Welt ohne Leiden nicht denkbar ist.

Um nun noch auf einzelne Gebiete des sittlichen Lebens, die Plato behandelt, einen Blick zu werfen, so schwingt er sich zwar nicht zur Forderung der Feindesliebe auf, aber er verwirft die allgemein verbreitete Meinung, zu der sich auch der xenophontische Sokrates noch bekennt, daß der wackre Mann den Freunden zu nützen, den Feinden zu schaden bestrebt sein müsse. Er lehrt im Kriton, einem Nebenmenschen schaden, sei unter allen Umständen Sünde, man dürfe also nicht Böses mit Bösem vergelten; und in der Republik weist er die Meinung, es sei erlaubt, den Feinden zu schaden, auch für den Fall zurück, daß unter den Feinden nur die Schlechten verstanden würden, indem er fragt, ob wohl schlechte Pferde durch schlechte Behandlung besser würden? Ohne Zweifel, darin stimmen dem Sokrates die andern bei, würden sie schlechter, einen andern aber schlechter machen, läßt er den Sokrates sagen, das sei ungerecht. Den auswärtigen Feinden gegenüber läßt Plato die Erlaubnis, ja die Pflicht zu schaden bestehn, sofern diese aber Hellenen sind, nur innerhalb gewisser Grenzen. Im Kriege zwischen Hellenen, der als ein beklagenswerter Bruderkrieg angesehen wird, ist es nicht erlaubt, die Leichen der Gefallnen zu plündern, Gefangne als Sklaven zu verkaufen, die erbeuteten Waffen im Tempel als Weihgeschenke aufzuhängen und des Feindes Land zu verwüsten. Was die Wahrhaftigkeit anlangt, so schließt Weisheitsliebe jede Lüge aus; den Behörden jedoch soll es erlaubt sein, zu lügen und zu täuschen, wo es das Gemeinwohl fordert. Zu den erlaubten Lügen gehören auch die im Jugendunterricht zu verwendenden Dichtungen; diese müssen aber so eingerichtet sein, daß sie in den Herzen der Jugend nur edle Gefühle und die Liebe zum Guten erwecken. Deshalb sind die meisten der vorhandenen Dichtungen zu verwerfen, auch die des Homer, der die Götter allerlei Schändliches treiben und manche Helden, wie den Achilles, Roheiten verüben, z. B. den Leichnam des Hektor schleifen und bei der Bestattung des Patroklos Gefangne abschlachten läßt. Von dem Glück der Ungerechten, so weit solches vorkomme, dürfe die Jugend nicht das Mindeste erfahren. Auch dürfe man sie nicht Theater spielen und dabei schlechte und niedrige oder auch nur minderwertige Charaktere: Weiber, Sklaven, Lasterhafte darstellen lassen, denn was einer nachahmt, meint Plato, das wird er in Wirklichkeit.

In den Gesetzen*) stellt er eine sehr strenge Sexualmoral auf. Verirrungen, deren edlere Form er im Phädrus und im Symposion als den Antrieb zum Streben nach Weisheit und sittlicher Schönheit empfohlen und geziemernmaßen gefordert hat, und die er als Schlachten-Eros auch noch in der Politik erlaubt, will er als etwas unnatürliches unbedingt verboten wissen. Um diese Verirrung zu bekämpfen, müsse man dasselbe Mittel anwenden, das die Blutschande verhütet, sodaß, sich an nahen Verwandten zu vergehn, auch die im übrigen ungesetzlich lebenden nicht wagen, und die meisten Menschen

*) Die Echtheit dieses letzten Werkes Platons ist von einigen, wie es scheint ohne hinlänglichen Grund, angezweifelt worden. Sollte es wirklich nicht von Plato selbst herrühren, so müßte es nach dem Urtheil der Fachgelehrten kurz nach des Meisters Tode von einem seiner Schüler verfaßt worden sein; es darf also auch in diesem Falle als ein Erzeugniß des platonischen Geistes angesehen werden.

gar nicht einmal der Gedanke an so etwas anwandelt. Dieses Mittel bestehe darin, daß man die Überzeugung verbreitet, solche Verirrungen seien unheilig, Gott verhasst und schändlich (glücklicherweise hat die Natur in der Polarität, die das Nahverwandte sich abstoßen läßt, ein Mittel, Unheil zu verhüten, das kräftiger und sicherer wirkt, als die kräftigste Überzeugung). Ferner soll das Gesetz verkünden, der Bürger dürfe nicht schlechter sein als die Tiere, von denen manche, besonders mehrere Arten von Vögeln, in strenger Einsehe leben. Jeden außerehelichen geschlechtlichen Umgang unter Strafe zu stellen, was das Vernünftigste sei, werde zwar, wie die Menschen dermalen nun einmal seien, nicht angehn, aber wenigstens solle es für eine Schande erklärt werden, wenn einer dergleichen nicht ganz im Verborgnen thut. Wer nicht spätestens im fünfunddreißigsten Lebensjahre heiratet, soll alljährlich eine hohe Straffumme an den Tempelschatz der Hera zahlen, also eine Junggefallensteuer; denn es sei Pflicht, die Fackel des Lebens von Geschlecht zu Geschlecht weiterzugeben. In der Ehe erscheinen Mann und Frau als gleichberechtigt. Zwar stellt Plato das Weib bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. in der Lehre von der Seelenwanderung, als ein minderwertiges Wesen dar, aber er findet die Minderwertigkeit nur in dem geringern Maße der körperlichen Kraft und der geistigen Anlage, nicht in einer Verschiedenheit der Anlagen. Er glaubt, daß das Weib zu allen Verrichtungen des Mannes befähigt sei, will deshalb in der Politie die Mädchen des Herrscherstandes ganz so wie die Knaben erzogen und zum Kriegsdienst wie zu den Vorsteherämtern zugelassen wissen, nur daß man ihnen die leichtern Verrichtungen übertragen soll.

In Beziehung auf den Selbsterwerb teilt Plato die allgemeine Überzeugung der Weisen des Altertums, daß die Geldgier verächtlich sei, daß der Reiche und der nach Reichtum strebende nicht tugendhaft sein könne, weil am Erwerb viel Ungerechtigkeit klebe, und weil der Besitz zu Sünden und Lastern verleite, und in den Gesetzen sagt er, Eltern, die für ihre Kinder Vermögen zusammenscharren, sorgten schlecht für sie, weil der Reichtum die jungen Leute schon durch die Schmeichler, die er lockt, verderbe; überdies gebe der Reichtum in den Familien wie in den Bürgerchaften Anlaß zu Feindschaften und Händeln. Armut allerdings sei auch zu fliehen, weil sie sklavische Gesinnung erzeuge; demnach sei ein mäßiges Vermögen zu erstreben. Was die Humanitätspflichten betrifft, so lehrt Plato in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung seines Volkes, daß man sich gegen Freunde, Verwandte und Mitbürger freundlich, gefällig und dienstwillig erweisen, das Verhältnis zu den Gastfreunden heilig halten, gegen Fremde, als Schutzbefohlene der Gottheit, mitleidig und hilfbereit sein müsse. Noch weit über alle Verfündigungen gegen Landsleute und Fremde hinaus gehe jede Verschuldung gegen einen Schutzlehenden; denn der Gott, den dieser angerufen habe, sei sein Beschützer und werde nicht dulden, daß ein ihm zugefügtes Leid ungerächt bleibe. Was über die Sklaverei gesagt wird, widerspricht freilich schon insofern dem heutigen Begriff der Humanität, als diese Einrichtung der Anschauung des Altertums gemäß als selbstverständlich, natürlich und unabänderlich hingenommen wird. Die Sklaven sollen nicht mißhandelt, aber bei Vergeh'n körperlich, nicht bloß, wie die Freien, mit

Worten geächtigt werden. Um sich nicht den Respekt zu vergeben, soll der Herr immer streng und ernsthaft mit ihnen reden, niemals scherzen, womit also die gemüthliche Annäherung zwischen Herrn und Knecht, die thatsächlich häufig vorkam, verboten wird. Tödet einer seinen eignen Sklaven, so soll er sich der religiösen Sühne unterziehen, ermordet er den eines andern, diesem den Schaden ersetzen. Wenn einer seinen Sklaven nicht im Zorn oder aus einem vernünftigen Grunde tötet, sondern aus Furcht, der Sklave möchte ein Vergeh'n des Herrn anzeigen, so soll dieser Mord wie der Mord eines Freien bestraft werden. Die Nothwendigkeit einer Staatsordnung wird unter andern damit begründet, daß sich ein Herr, der mit seinen Sklaven allein in einer Einöde säße, in übler Lage befinden würde; der Staat schütze jeden Herrn vor seinen Sklaven. Die aristokratische Beschränkung nicht allein der Herrschaft in der Politie, sondern auch des Zugangs zu den höchsten geistigen Gütern auf die wenigen zur Philosophie befähigten und die Gleichgiltigkeit gegen das Glück nicht allein der Sklaven, sondern aller Einzelnen ist das, wodurch sich die Ethik Platos am auffälligsten, eigentlich allein, von der des Neuen Testaments und der — Theorie der Christenheit unterscheidet. Sokrates mache die Bürger seines Gemeinwesens nicht eben sehr glücklich, meint Adimantus im Anfange des vierten Buchs der Politie. Sokrates erwidert, um das Glück der Einzelnen sei es ihm thatsächlich weniger zu thun als um das Glück des Ganzen, unter welchem Glück man doch nur die gute und gerechte Ordnung verstehen kann, da ein Gemeinwesen keine Glückempfindung hat. Dieser Ordnung also, der Gerechtigkeit, soll das Glück der Einzelnen geopfert werden. Auch auf moralische Vortrefflichkeit kommt es ihm nur bei den Vorstehern und Soldaten an. Von der Erziehung der Handwerker und Bauern spricht er gar nicht, ja er sagt ausdrücklich, wenn die Schuhflücker schlecht würden, so habe das weiter nichts zu bedeuten. Diese aristokratische Beschränkung der Teilnahme an den höchsten Gütern erklärt sich aus der deutlichen Erkenntnis der Ungleichheit der Menschen, die damals noch durch keine Gleichheitstheorien verdunkelt worden war. Die Natur fordre es, schreibt er in den Gesetzen, daß die Kinder und überhaupt die Jüngern, die unedel geboren, die Sklaven, die Schwachen den Alten, Edeln und Starken gehorchen, und er fügt den zum Herrschen bestimmten noch die bei, die des Himmels Günst durch das Loos beruft. Lebhaftes Mitleid aber mit den Beherrschten zu erregen und auf diesem Wege das Gefühl der Pflicht allgemeiner Nächstenliebe zu erzeugen, waren die Zustände des Altertums weit weniger geeignet als die modernen. Was wir heute Nahrungsorge nennen, kannte das Altertum nicht, die größte aller heutigen Sorgen: Wo Arbeit finden? würde ein Alter, der von den Toten auferstünde, gar nicht verstehen. Und wo der vornehmste Mann, ohne sein Ansehen aufs Spiel zu setzen, barfuß gehn und sich rühmen durfte, er habe nur einen einzigen Rock, da konnten die nagedsten der heutigen Sorgen gar nicht auftauchen. In Athen zumal lebten seit des Perikles Zeiten die armen Bürger, wenn nicht gerade Kriegsnot alle ohne Ausnahme Leiden und Entbehrungen auflegten, herrlich und in Freuden auf Kosten der Reichen, und waren die Sklaven ein übermütiges freches Gefindel.

Plato urteilt nach der ihn umgebenden Wirklichkeit, wenn er in den Gesetzen schreibt, den Bettel dürfe man verbieten, denn wenn ein Gemeinwesen auch nur mittelgute Einrichtungen habe, so gehe es keinem Menschen, er sei Freier oder Sklave, so schlecht, daß er zu betteln gezwungen wäre. Auch verdiene nicht jeder Leidende Mitleid, sondern nur der, der rechtschaffen und trotzdem in Bedrängnis geraten sei. Zu bedauern waren höchstens die Staatsmänner und Feldherren, die für Freiheit und Vermögen, für Leib und Leben zu fürchten hatten, wenn ihre Amtsführung dem souveränen Pöbel mißfiel. Die Bewohner der Griechenstädte sorgten so rücksichtslos jeder für sein eigenes Glück, daß darüber die Gemeinwesen zu Grunde gingen. Da fühlte sich denn natürlich der Philosoph verpflichtet, nicht das selbstkürchtige Treiben der Einzelnen zu unterstützen, sondern an die Rettung des Gemeinwesens zu denken und dadurch die Bedingungen zu sichern, unter denen wenigstens allen Befähigten und Berufnen das Streben nach den höchsten Gütern möglich würde.

Wie steht es aber mit dem zweiten Widerspruch gegen den Geist des Christentums, den man Plato vorwirft, der in der Politie geforderten Weibergemeinschaft der Vorsteher und der Wächter? Obwohl Aristoteles durch seine Polemik dagegen beweist, daß er diese Forderung ernsthaft nimmt, obwohl Plato selbst durch die Art und Weise, wie er im Eingange des Timäus das heikelste Kapitel der Politie erwähnt, diese Auffassung zu bestätigen scheint, halte ich die anstößige Lehre doch nur für eine logische Folgerung aus gewissen Annahmen, zu der sich Plato gezwungen sah, ohne im Ernst an ihre Verwirklichung zu denken. Gegenstand des Gesprächs ist, wie gesagt, die Untersuchung des Wesens der Gerechtigkeit. Dieses Wesen sei, heißt es im zehnten Kapitel des zweiten und im siebenzehnten des fünften Buches, für die schwache Erkenntnisraft des Menschen so schwer erkennbar, wie kleine Buchstaben für ein schwaches Auge. Man müsse deshalb das Bild der Gerechtigkeit in vergrößertem Maßstabe, in den Einrichtungen des Staates zeichnen, um daran zu erkennen, worin die Gerechtigkeit des einzelnen Menschen bestehe. Ob ein vollkommen gerechter Staat möglich sei oder nicht, darauf komme nichts an, sondern nur darauf, daß sein Bild richtig gezeichnet werde. Die gewöhnliche Meinung von der Gerechtigkeit, daß sie darin bestehe, einem jeden das Seine zu sichern, wird nun als richtig anerkannt, aber dahin erweitert, daß im höchsten Sinne das Seine der Pflichtenkreis eines jeden sei, und daraus gefolgert, der Staat sei gerecht, wenn jeder Stand und jeder Einzelne das Seine thue, und keiner in die Berufstätigkeit des andern eingreife. Indem es nun gerade die Berufstätigkeit der Vorsteher und der Wächter ist, jedem das Seine zu sichern, dürfen sie nicht in das Erwerbsleben verwickelt werden, und müssen sie der Notwendigkeit, nach Besitz zu streben, sowohl innerlich wie äußerlich überhoben sein, innerlich, indem sie, zur Weisheit erzogen, auf Besitz und Genuß verzichten, äußerlich, indem der Staat für ihre Notdurft sorgt, und durch seine Einrichtungen ihnen die Konkurrenz um irgend ein äußerliches Gut geradezu unmöglich macht, denn wo solche Konkurrenz eintritt, da werden die Wächterhunde zu Wölfen und fressen selbst die Schafe. Jedermann sieht, daß hier ein Ideal aufgestellt wird, dessen Verwirklichung historisch in drei Formen

versucht worden ist: im Kommunismus des Urchristentums, im Klosterleben und in der katholischen Hierarchie, und im preußischen Beamtentum. Indem nun auch die Frauen als ein Besitz erscheinen, um den Streit entstehen und der, ebenso wie die Sorge um die Kinder, zur Pflichtverletzung verleiten kann, indem aber gerade der beste Teil des Volkes am meisten Nachkommenschaft zeugen soll, also nicht zum Eölibat verurteilt werden kann, scheint dem Plato für seinen hypothetischen Staat nichts andres übrig zu bleiben, als die Aufhebung des Familienlebens und eine von den Behörden besorgte Zuchtwahl und Kindererziehung. Aus der Forderung, daß jeder das Seine thun solle, ergab sich auch die, daß die Philosophen herrschen oder die Könige Philosophen sein müßten, denn nur der Weisen Aufgabe kann es sein, die andern zu regieren. Diese Forderung wird im modernen Staat, dessen Musterbild der preußische ist, in der Weise erfüllt, daß zu den höchsten Staatsämtern nur Männer zugelassen werden, die mit der höchsten Bildung ausgerüstet sind, und daß auch die Thronfolger der Erbmonarchien dieser Bildung teilhaftig werden. Auf die Einzelperson wendet dann Plato den vom Staate abgelesenen Begriff der Gerechtigkeit in der Weise an, daß er den für gerecht erklärt, dessen Seelenkräfte in solcher Harmonie miteinander stehn und wirken, wie die Stände im Musterstaat; außerdem wird gezeigt, wie den verschiednen Staatsverfassungen die verschiednen Charaktere entsprechen. Daß Plato die Folgerung für das Geschlechtsleben, die sich ihm aus seinen Voraussetzungen mit Notwendigkeit zu ergeben scheint, nur widerstrebend zieht, drückt er dadurch aus, daß er den Sokrates sich vor der Behandlung dieses Themas lange und heftig sträuben läßt. Es ist wieder die unangemessene Überetzung der Worte Polis und Politeia mit Staat, was auch in diesem Punkte die richtige Auffassung erschwert. Von Gerechtigkeit kann beim vereinzelteten Individuum keine Rede sein; nur am Gemeinschaftsleben kann ihr Wesen klar gemacht werden. Darum zwingt die Erörterung der Gerechtigkeit zur Erörterung des Gemeinschaftslebens, das bei den Hellenen die Gestalt der Polis hatte. Aber diese Polis war kein Staat im heutigen Sinne. Platos Musterstadt hat (Gesetze V, 8) 5040 Bürger; sie ist also alles andre, nur kein moderner Staat. Gerade beim Gemeinschaftsleben schlägt auf einem gewissen Punkte die Quantität in die Qualität um. Eher kann man den Feudalstaat eine Familie als eine kleine Stadtgemeinde einen Staat im heutigen Sinne nennen.

Nießche hat auf Sokrates und Plato als die Vernichter des echten Hellenentums heftig gescholten. Aber beide Männer haben nur die natürliche Entwicklung des griechischen Denkgeistes in sich aufgenommen und weiter geführt; namentlich Plato hat die Ergebnisse der Arbeit aller vorangegangnen griechischen Denker zu einem Ganzen verschmolzen. Der Pessimismus beider Männer steckt, wie wir gesehen haben, schon im Homer, aber sie sind dem Charakter ihres Volkes gemäß heitere Pessimisten und Weltkinder geblieben, nicht wie der asiatische Zweig der arischen Rasse weltflüchtiger Askese und einem philosophischen Nihilismus verfallen; soweit Plato Orientalisches benutzt hat, hat er es im griechischen Geiste gethan. Der logischen Konsequenz seines Systems, die einerseits zur Vernichtung des Individuums dem Gemeinwesen

gegenüber und andererseits zur Flucht ins Jenseits zu führen scheint, hält die leidenschaftlich warme und lebenswürdige Natur, die sich in den Personen seiner Dialoge ausdrückt, das Gegengewicht. Merkwürdig und beinahe unerklärlich bleibt sein totales Mißverlehn der Poesie und der Künste (mit Ausnahme der Musik), da er doch selbst vor allem Poet und Künstler war (gerade weil er selbst Künstler war, verstand er die Kunst nicht, sagen paradoxe Erklärer), um so sonderbarer, da er die Idee, d. h. die Gestalt, die die Seele aller Künste ist, zum Wesen der Dinge erhoben und dadurch allen Zeiten dieses Wesen der Dinge erschlossen hat, denn je tiefer die heutige Philosophie in das Wesen der Dinge eindringt, desto genauer erkennt sie, daß der Stoff nichts, die Form alles, ja die Substanz der Welt ist.

Die wichtigsten Punkte, in denen Aristoteles die Theologie und die Ethik seines Lehrers geändert hat, gebe ich, da ich seine Hauptschriften nicht gelesen habe, ganz kurz nach Zeller und Windelband an. Die Ideenlehre Platons bekämpft er, weil sie ekeatisch das ewige sich selbst gleiche Sein von der veränderlichen Welt trenne und nicht klar mache, wie aus den Ideen die Einzel Dinge hervorgehn können. Nach ihm sind die Ideen nur in den Einzel Dingen, in denen sie sich verwirklichen, vorhanden. Der Stoff, worin sie sich verwirklichen, ist ihm nicht bloß der leere Raum, sondern ein wirklicher Stoff, eine *Phyle* — worin ein Rückschritt gegen Plato liegt. Der Ursachen des Geschehens giebt er vier an, die sich jedoch auf zwei: Stoff und Form oder Stoff und Formendes zurückführen lassen, und diese fallen mit der notwendigen und der göttlichen Ursache Platons, d. h. mit dem zusammen, was wir heute Ursache und Zweck oder die kausale und die teleologische Erklärungsweise nennen. Des Aristoteles Gottesbegriff ist der theistische. Gott ist reine, körperlose, selbständig in sich ruhende und selige Intelligenz. Aber gerade diesem seinem Gottesbegriff kann man ekeatische Abgeschlossenheit zum Vorwurf machen, da in ihm nicht nur kein Motiv zur Schöpfung liegt, sondern ihm ausdrücklich alles Wirken abgesprochen wird. Die Welt soll dadurch zustande kommen, daß die Materie geformt zu werden strebt, die Bewegung der Gestirne und damit überhaupt alle Bewegung durch die Sehnsucht nach dem unbewegten ersten Bewegter; ein Gedanke, den Dante so schön verwandt hat. (*Der Amor che move il sole e l'altre stelle* ist nicht die Liebe Gottes zu den Geschöpfen, sondern die Sehnsucht der Gestirngeister nach Gott. Man vergleiche die Anmerkung 20 zum ersten und 13 zum achtundzwanzigsten Gesang in der Übersetzung des Paradiß von Philalethes.) Die persönliche Unsterblichkeit, die in mehreren platonischen Dialogen wahrscheinlich gemacht wird, entschwindet dem Aristoteles wieder, indem er die Psychologie des Timäus streng durchführt. Das Unsterbliche des Menschen, die Vernunft, ist als Teil der allgemeinen göttlichen Vernunft unpersonlich, kommt von außen in den Menschen hinein und taucht nach dessen Tode wieder in die allgemeine Vernunft unter. Die Tugenden teilt er in ethische und dianoetische ein. Jene, die dem praktischen Leben und dem Gemeinwesen dienen, ergeben sich keineswegs, wie Sokrates meinte, aus der richtigen Erkenntnis von selbst, sondern müssen durch Gewöhnung erzogen werden. Diese, die aus der Reinigung und der Ausbildung des Er-

kenntnisvermögens hervorgehn, die Weisheit und ihre Verwandtinnen, vermitteln das höchste Glück, dessen der Mensch fähig ist, das Schauen der Wahrheit. Doch lehrt er die Güter niedrer Ordnung nicht verachten, sondern als Mittel zur Eringung der höchsten Güter innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit und Mäßigung erstreben und verständig gebrauchen. Hatte Plato die ungeordnete Selbstliebe als die Wurzel alles Bösen erkannt, so lehrte Aristoteles genauer, daß die geordnete Selbstliebe mit der pflichtmäßigen Sorge für die andern identisch sei und die Aufopferung für Freunde und Vaterland nicht aussondern einschleife. Von der Ehe hat er den würdigsten Begriff. Der Naturtrieb zwar führe die Gatten zusammen, aber ihre Verbindung solle den sittlichen Charakter der Freundschaft, des Wohlwollens und der gegenseitigen Dienstleistung annehmen. Indem Mann und Weib in einigem gleich, in andern verschieden sind, sind sie ergänzungsbedürftig, zugleich aber befähigt, die Ergänzung durch freie Vereinigung zu vollziehn. Wo die Weiber Sklavinnen sind, da, meint Aristoteles, sind auch die Männer Skaven, denn der Freie kann nur mit einem Freien Verbindungen eingehn.

Es braucht nicht ausführlich nachgewiesen zu werden, daß der Gedankenkreis der drei großen Hellenen den ganzen Stoff für die christliche Theologie und die idealistische Philosophie der christlichen Zeit enthält. Auch die Grundzüge einer Abfall- und Erlösungslehre fehlen nicht, wenn sie auch mehr auf die gnostische als auf die paulinische Ausgestaltung hinweisen. Daß namentlich die Philosophie Platons voller Unklarheiten, Widersprüche und ungelöster Probleme ist, werden wir ihr nicht als Sünde anrechnen; der Mann hat wahrlich genug geleistet, der alle die Probleme aufgestellt und alle die Widersprüche aufgedeckt hat, an deren Lösung sich die Philosophen bis heute vergebens arbeiten. Was Aristoteles als Begründer der Einzelwissenschaften geleistet hat, gehört nicht zu unserm Thema; deshalb hatten wir auch die in gleicher Richtung thätigen unter den griechischen Philosophen und Gelehrten, wie die Pythagoräer, Demokrit und die großen Mathematiker, Astronomen und Geographen überhaupt nicht zu erwähnen.



Wolfenbüttel und Lessings Emilia Galotti

Von O. von Heinemann



or kurzem hat die Frankfurter Zeitung in ihrem Feuilleton (Nr. 312 und 314) einen Aufsatz von Robert Kohlschäuf (München) unter dem Titel: „In Emilia Galottis Heimat. Bilder aus Wolfenbüttel und Gaaßtaala“ veröffentlicht. Dieser Aufsatz zieht eine Parallele zwischen den beiden genannten Städten, die landschaftlich wie geschichtlich wenig oder gar nichts miteinander gemein haben. Daß beide zu den kleinern Städten gehören, daß sie „einsam und still“ sind, berechtigt doch schwerlich zu einer solchen Vergleichung, und

daß sie beide „leer gewordne Herrscherstze ausgestorbner Geschlechter“ umschließen sollen, ist eine ungenaue historische Phrase, da das Braunschweigische Fürstenhaus keineswegs ausgestorben ist, sondern in seinem jüngern Zweige fröhlich fortblüht. Das Hauptmotiv für seinen Vergleich entnimmt jedoch der Verfasser dem Umstande, daß nach seiner Meinung jede von ihnen in einer gewissen Beziehung zu Lessings berühmtem Trauerspiel „Emilia Galotti“ stehe, indem Guastalla dazu dem Dichter das lokale Kolorit, Wolfenbüttel dagegen, wenigstens teilweise, die Typen für die Hauptcharaktere geliefert habe.

Diese meiner Ansicht nach ganz irrigen Behauptungen veranlassen mich zu den folgenden Bemerkungen und Berichtigungen, zu denen ich mich ebenso sehr als epigoner Amtsnachfolger Lessings in der Verwaltung der Wolfenbüttler Bibliothek wie auf Grund meiner genauen Kenntnis der hier in Betracht kommenden Ortsverhältnisse für berechtigt, um nicht zu sagen für verpflichtet erachte.

Was der Verfasser über Guastalla vorbringt, lasse ich hier beiseite: ich bin nie in dieser Stadt gewesen, habe auch keine Veranlassung gehabt, mich mit historischen Studien über sie und ihre frühern Besizer zu beschäftigen; nach dem zu schließen, was der Verfasser über Wolfenbüttel sagt, verdient es wohl ebensowenig Beachtung. Desto bestimmter muß ich dem Verfasser in den meisten seiner Ausführungen, die sich auf Wolfenbüttel beziehen, widersprechen.

Ich bestreite zunächst seine Ansicht, wonach Lessing die Emilia Galotti in Wolfenbüttel geschrieben haben soll, und muß demgemäß auch die Bezeichnung dieser Stadt als „Heimat“ oder „Geburtsstätte“ des genannten Trauerspiels für hinfällig erklären. Ich weiß sehr wohl, daß dies einer weit verbreiteten Ansicht widerspricht, die behauptet, Lessing habe sich gleich nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel daran gemacht, eine ganz neue Bearbeitung seines Stücks vorzunehmen, und so erst das zu schaffen, was wir jetzt als die reifste Frucht seiner dramatischen Begabung ansehen. Aber dieser Ansicht stehn doch gewichtige Bedenken gegenüber. Über Zeit und Ort der Entstehung des Stücks hat sich Lessing selbst wiederholt geäußert, immer freilich nur gelegentlich, und ohne daß wir durch diese Äußerungen eine sichere Grundlage für die Feststellung der beiden Punkte zu gewinnen vermöchten. Bekanntlich hat den Dichter gerade dieses Werk jahrelang beschäftigt, und es ist erst allmählich und unter öftern Unterbrechungen zu der Vollkommenheit ausgereift, in der es jetzt vorliegt. Schon im Jahre 1757 spricht Lessing von ihm wie von einer dem Abschluß ziemlich nahen Arbeit, indem er zugleich die Schwierigkeiten betont, die er bei dieser Arbeit zu überwinden habe. „Er, sagt er — und damit meint er sich selbst, den Verfasser —, er macht alle sieben Tage sieben Zeilen, er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus.“ Dann blieb dieser erste, nur auf drei Akte berechnete Plan zehn Jahre lang liegen, und Lessing kam erst in der Zeit, wo er als Dramaturg am Nationaltheater in Hamburg thätig war, durch diese Stellung wieder energisch auf die Entwicklung unsrer Bühne hingewiesen, darauf zurück. Er erweiterte jetzt den ursprünglich dreiaktigen Entwurf zu einem regelrechten Trauerspiel von fünf Akten, nicht ohne dabei

auf das Talent und die Eigentümlichkeit der damaligen Hamburger Schauspieler Rücksicht zu nehmen. Aber zu einer Aufführung des Stücks in Hamburg kam es nicht mehr, da eine solche durch den Zusammenbruch des dortigen Nationaltheaters unmöglich wurde. So brachte er denn das Stück, im wesentlichen vollendet, mit nach Wolfsbützel: es fehlte nur die letzte abschließende Revision, die er dann freilich in Wolfsbützel vorgenommen hat.

Hiernach hat man wohl kaum das Recht zu der Behauptung, daß Lessing die Emilia Galotti in Wolfsbützel geschrieben habe, und kaum das Recht, diese Stadt demgemäß als ihre „Heimat“ anzusprechen. Nun giebt es zwar eine Äußerung Lessings, die eine solche Behauptung zu bestätigen und also gegen unsre Ansicht zu sprechen scheint. In einem Briefe an seinen Bruder Karl vom 10. Februar 1772 sagt er, „weder das alte Sujet noch die Hamburger Ausarbeitung später haben brauchen können,“ und danach könnte dennoch die Annahme als wohlbegründet erscheinen, daß er in Wolfsbützel nicht etwa nur die letzte Hand an sein Trauerspiel gelegt, sondern etwas von Grund aus ganz Neues geschaffen habe. Aber in diesem Sinne sind die obigen Worte sicherlich nicht zu verstehen, wie denn auch Erich Schmidt dazu ganz richtig bemerkt, Lessing habe sie offenbar „mit leichter Übertreibung“ niedergeschrieben. Wenn man die Lage, in der Lessing während der ersten anderthalb Jahre in Wolfsbützel war, ruhig erwägt, so wird man ohne Zweifel zu dem Ergebnis kommen, daß sie ganz entschieden gegen eine solche Annahme spricht. Man muß sich nur gegenwärtigen, daß er mit seiner Übersiedlung nach Wolfsbützel nicht allein den Wohnort wechselte, sondern in ganz neue, ihm bis jetzt völlig ungewohnte Verhältnisse, namentlich in amtlicher Beziehung, trat. Es galt für ihn zunächst, sich häuslich einzurichten, gefellige Beziehungen anzuknüpfen, nicht nur in Wolfsbützel, sondern auch in Braunschweig, vor allem aber sich in sein neues Amt einzuleben. Wir dürfen zu seiner Ehre annehmen, daß er lebhaft das Bedürfnis empfand, die neue Stelle, die man ihm übertragen hatte, würdig auszufüllen, den von ihm gehegten Erwartungen zu entsprechen, sich mit der gewaltigen Büchermasse, die unter seine Aufsicht gestellt war, und mit ihrer geschichtlichen Entwicklung bekannt zu machen, und wir haben in den ersten bibliographischen Veröffentlichungen aus seiner Wolfsbützler Zeit die überzeugendsten und beredtesten Zeugnisse dafür, daß er dies mit eifrigem Bemühen gethan hat. Das alles spricht dagegen, daß er sich alsbald nach seiner Ankunft in Wolfsbützel zu der Arbeit entschlossen haben sollte, das alte liegen gelassene Projekt von der Modernisierung jener römischen Überlieferung wieder aufzunehmen und in eine ganz neue Form zu gießen, diese Arbeit auch neben seinen Berufsgeschäften in einer vergleichsweise so kurzen Zeit zu Ende geführt habe, zumal wenn man sich der Schilderung erinnert, die er selbst in den oben angeführten Worten von der Art der Arbeit an diesem Werke gegeben hat. Nein, Lessing brachte nicht allein Plan, Anlage, Aufbau und die Charaktere der Hauptpersonen seines Stücks in seinem Geiste fertig mit nach Wolfsbützel, sondern dieses Stück selbst, an das er nur noch die letzte bessernde Hand zu legen hatte. Es ist also völlig verkehrt, Wolfsbützel als die „Heimat“ oder die „Geburtsstätte“ der Emilia Galotti zu bezeichnen.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, in den vorstehenden Ausführungen nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für meine Ansicht geführt zu haben, aber immerhin einen solchen, dessen Gründe die, die für das Gegenteil angeführt werden, zum mindesten aufwiegen. Andern Ausführungen des hier in Rede stehenden Artikels gegenüber stehe ich auf festem Boden. Dahin gehören die ganz irrigen Angaben über das Haus, wo sich die behauptete gänzliche Neubearbeitung der Emilia Galotti vollzogen haben soll. Für diese eigentliche Geburtsstätte des Stücks hält der Verfasser unsern Aufsatzes das sogenannte „Lessinghaus,“ das neben der alten, jetzt verschwundenen Bibliothek lag, und das er sonderbarerweise immer als „Gartenhaus“ bezeichnet, eine Benennung, die nichts weniger als zutreffend ist und in dem Leser ganz falsche Vorstellungen erwecken muß. Denn dieses Haus ist zwar einstöckig, aber keineswegs ein Gartenhaus mit nur spärlichen und beschränkten Räumen, wie etwa das bekannte Gartenhaus Goethes in Weimar. Es ist vielmehr ein sehr ausgiebiges, einen geräumigen Hof einschließendes Gebäude mit einer ganzen Anzahl stattlicher, zum Teil großer Räume, eine Wohnung, die für einen unverheirateten Mann, wie es Lessing in dem Hause — mit Ausnahme weniger Wochen — gewesen ist, nur das eine unbequeme hatte, daß sie nämlich zu weitläufig war. In diesem Hause soll nun Emilia Galotti nach des Verfassers Annahme das Licht der Welt erblickt haben, er schreibt dem Hause mit seiner Umgebung, namentlich mit dem daranstoßenden „weltentückten“ Garten, sogar eine gewisse Einwirkung auf die Gestaltung der Lessingschen Tragödie zu. Das sind aber nur haltlose, phantastische Rebelbilder, und es ist völlig unbegreiflich, wie der Verfasser, der doch — nach seiner Darstellung zu schließen — selbst in Wolfenbüttel gewesen ist und dem „Lessinghause“ einen Besuch abgestattet hat, in diesen Irrtum hat verfallen können, da die Erinnerungstafel an dem Hause, die er sich doch angesehen und auch wohl gelesen haben wird, sagt, daß Lessing darin während der Jahre 1777 bis 1781 gewohnt habe. Es liegt aber auf der Hand, daß, wenn die „Emilia Galotti,“ wie der Verfasser kurz vorher gleichfalls selbst bemerkt, schon am 13. März 1772 in Braunschweig aufgeführt worden ist, sie unmöglich in diesem „Lessinghause“ entstanden sein kann.

Über die verschiedenen Wohnungen, die Lessing während seiner Wolfenbüttler Zeit nacheinander gehabt hat — unser Verfasser kennt davon nur eine einzige, eben das „Lessinghaus“ —, habe ich früher an verschiedenen Stellen berichtet: einmal am ausführlichsten in der kleinen Schrift „Das Herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel,“ sodann kürzer im zweiten Jahrgange der Zeitschrift „Euphoriön“ und endlich, hier die Sache nur flüchtig streifend, in meiner Geschichte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Ich habe hier zuerst der von den frühern Biographen und Kommentatoren Lessings in Bezug auf diese Frage angerichteten Verwirrung ein Ende gemacht, und zwar auf Grund eines lange unbekannt gebliebenen Aktenmaterials, nämlich der „Acta Fürstl. Kammer, die an der Bibliothekarien-Wohnung in Wolfenbüttel vorgenommenen Reparaturen betreffend, 1771—1781,“ die früher in der Registratur der Herzoglichen Baudirektion aufbewahrt worden waren. Diese

Alten sind vor einigen Jahren an die hiesige Herzogliche Bibliothek abgegeben worden. Da von den oben genannten Schriften die erste als Programm der Schulanstalten, die jetzt im Schlosse sind, nicht in den Buchhandel gekommen, die zweitgenannte Zeitschrift aber wohl nur in gelehrten Kreisen verbreitet sein dürfte, so mag die Sache in dieser viel gelese- nen Zeitschrift noch einmal kurz erörtert werden.

Lessing hat in Wolfenbüttel nacheinander drei verschiedene Wohnungen gehabt: zuerst in dem Schlosse, das infolge der Überfiedlung des Hofes nach Braunschweig im Jahre 1754 so gut wie verlassen stand. Nach einem Briefe Eberts waren es „die fürstlichen Gemächer, die der Herzog (Karl) selbst ehemals als Prinz bewohnt hatte.“ Den angeführten Bauakten nach muß diese Wohnung mindestens aus fünf heizbaren, allem Anschein nach im obersten Stock des Gebäudes liegenden Zimmern bestanden haben, die auf Befehl des Herzogs für Lessing eigens in stand gesetzt und mit angemessenem Hausrat versehen worden waren. Auf diese Wohnung in dem sonst unbewohnten Schlosse, wo sich der an heitern Lebensgenuß gewöhnte Dichter wie verzaubert und von aller Welt abgeschieden vorkommen mochte, bezieht es sich, wenn Lessing in seinen Briefen bisweilen von seinem „verwünschten Schloß“ oder von seiner „Burg in Wolfenbüttel“ spricht, nicht, wie früher allgemein angenommen wurde, auf das sogenannte „Lessinghaus.“ Über sechs Jahre lang, bis zu seiner Verheiratung im Jahre 1776, hat Lessing darin gehaust. Den Grund, weshalb er gerade zu dieser Zeit, wo er seiner lange umwordnen Eva die Hand zum Lebensbunde reichte, die Wohnung wechselte, vermag ich nicht anzugeben, doch hat offenbar dieser Wechsel mit seiner Heirat zusammen gehangen. Der Herzog entschädigte ihn dadurch, daß er ihm eine eigne Dienstwohnung bestimmte, die diese Eigenschaft dann auch nach seinem Tode für seine Amtsnachfolger bewahrt hat. Er dachte zu diesem Zweck an die Erwerbung eines durch den Tod seiner Besitzerin, einer Frau von Börner, gerade damals frei gewordenen, auf der Südostseite des Schlosses liegenden Hauses. Lessing giebt seiner damaligen Braut in einem Briefe vom 5. Juni 1776 von diesem Plane Nachricht. Doch zögerte sich dessen Ausführung durch verschiedene Umstände zu Lessings Verdruß längere Zeit hin, und schließlich überzeugten sich Lessing sowohl wie der Herzog von der Ungeeignetheit des in Aussicht genommenen Hauses. Lessing bezog deshalb nach seiner Verheiratung am 8. Oktober 1776 zunächst eine Mietwohnung, und zwar in dem obern Stocke des an der Ostseite des Schloßplatzes liegenden Meisnerschen Hauses, des selben Hauses, wo jetzt das Herzogliche Konsistorium ist. In dieser zweiten Wohnung hat Lessing etwas über ein Jahr, bis gegen Ende 1777, gewohnt. Es war das glücklichste Jahr seines Lebens, das ihm durch die Liebe zu der seit lange begehrten Frau und durch das Zusammenleben mit ihr verklärt wurde.

Inzwischen hatten die Bemühungen der Regierung, für ihn eine angemessene Dienstwohnung zu ermitteln, fortgebauert. Noch im Frühjahr 1777 hatte man ein andres, auf der Nordseite liegendes Haus für diesen Zweck ins Auge gefaßt. Es schien in Bezug auf seine Lage zu der Wohnung des Bibliothekars insofern vorzüglich geeignet, als es dicht bei der Bibliothek,

zwischen dieser und dem fürstlichen Brauhofe lag, und ausgiebige Gärten dazu gehörten. Dieses Haus, früher im fürstlichen Besitze, war nach Ausweis der Akten „dem eben damals verstorbenen Oberkammerdiener Schäffer und dessen Erben durch einen unterm 12. Dezember 1740 erteilten Höchsten Begnadigungsbrief auf sechzig Jahre dergestalt gnädigt eingethan worden, daß gedachten Erben nach Ablauf jenes Zeitraumes wegen der darin verwandten Bau- und Reparations-Kosten ein Kapital von 800 Thalern ausgezahlt, auch ihnen verstattet werden solle, die darin befindlichen Tapeten hinwegzunehmen.“ Herzog Karl dekretierte nun unterm 16. April 1777 an die Fürstliche Kammer wie folgt: „Wie nun besagte Erben unterm 31. Januar a. c. unterthänigst darauf angetragen, ihnen, um sich auseinander setzen zu können, das Haus schon jetzt abnehmen und die 800 Thaler auszahlen zu lassen, auch der Hofgerichts-Secretairs Grasshoff als Ehemann der ältesten Schäfferischen Tochter sich gegen den Closterrath Gehbarbi erklärt, die Miterben zu disponiren, die Tapeten ohne besondere Vergütung darin zu lassen, und Wir dann dessen Wiedereinlösung für die 800 Thaler, auch daß solches Gebäude eine beständige Wohnung für den jedesmaligen Bibliothecarium seyn, mithin der zeitige Bibliothecarius Hofrath Lessing, statt daß Wir für ihn anfänglich das sogenannte Wärnerische Haus bestimmt, auf Johannis darin ziehen und freyes Logis darin haben soll, besagtes Wärnerische Haus Uns aber wegen seiner Baufähigkeit zur Last ist, so habet ihr letzteres meistbietend usque ad ratificationem verkaufen und von dem daraus gelöseten Gelde die 800 Thaler bezahlen zu lassen. Weil es jedoch bei den jetzigen Umständen der Stadt Wolfenbüttel leicht seyn könnte, daß kein pretium adequatum dafür geboten wird, so sollen für den Fall von den ad Nr. 32 des Bau-Etats ausgelegten tausend Thalern 300 Thaler darzu genommen, die übrigen 500 Thaler aber so lange aus der Fürstlichen Kloster-Casse vorgehoßen werden, bis das Wärnerische Haus annehmlich veräußert ist, als weshalb auch das Nötige an die J. Kloster-Raths-Stube verfügt worden. Da der Hofrath Lessing das Wärnerische Haus wegen seiner großen Baufähigkeit noch nicht beziehen können, und in das Meisnerische Haus einziehen müssen, mithin (mit) der ihm einzugebenden herrschaftlichen Wohnung bald möglichst geeilet werden muß, so können die 800 Thaler auch noch vor Johannis, wenn die Schäfferischen Erben dasselbe geräumt haben, vorgeschriebenermaßen ausgezahlt werden. Wir machen auch hierbey noch gnädigt bemerklich, daß verschiedene in dem Wärnerischen Haus befindliche Tapeten dem Hofrath Lessing, der sie aus der Wärnerischen auction erstanden, zugehören, mithin ihm entweder deren Hinwegnehmung, oder daß ihm von den Hauskaufs-Geldern soviel zurück gezahlt wird, als er dafür in der Auction gegeben, verstattet werden muß, und ist selbiger angewiesen, auch deshalb seine Erklärung abzugeben, worauf ihr ihn sodann befindenden Umständen nach zu bescheiden und darnach zu verfahren habet.“

Die geforderte Erklärung gab Lessing in dem folgenden, den Akten im Original beiliegenden Schreiben ab: An eine Hochfürstliche Cammer gehorjamst. P. P. Ich erkenne es mit unterthänigstem Danke, daß Serenissimus mir das von den Schäfferischen Erben bisher bewohnte herrschaftliche Haus für das

Rünftige gnädigt anweisen zu lassen, geruhen wollen; und erkläre mich, wegen der in dem Börnerschen Hause mir bereits eigenthümlich zustehenden Tapeten dahin, daß ich das, was ich davon in der neuen Wohnung nicht selbst brauchen dürfte, auf die angezeigte Bedingung zu lassen bereit bin. — Wegen des Holz-Deputats aber kann ich nicht umhin, Serenissimo unterthänigst vorzustellen, daß ich mich bey der neuen deßfalls gemachten Verfügung nicht zum besten befinden würde, wenn ich von hieraus das angewiesene Holz abhohlen lassen und mich dazu hiesiger Fuhrleute bedienen müßte; weshalb ich mich zu bitten unterstehe, gnädigt zu verordnen, daß mir wenigstens solches für die gewöhnliche Cammer-Tage, wie es anderen in solchen Fällen geschieht, jederzeit zugeführt werde. Wolfsbüttel, den 23. April 1777. . . . Gotthold Epyr. Lessing.

Am 1. Juli 1777 meldete der bisherige Inhaber der Wohnung, Hofgerichtssekretär Grafshoff, dem Klostrerrate Gebhardi, daß er „mit dem Ausziehen aus dem bisher von ihm bewohnten Hause fertig geworden sei,“ und stellte dessen Schlüssel zur Verfügung. Zugleich machte er bemerklich, daß er „die tagirten Sachen in Hoffnung, die billige Vergütung dafür zu erhalten, vorerst im Hause gelassen, und glaube, daß solches bey des Herrn Closter-Raths Anherkunft mündlich am besten regulirt werden könnte,“ worauf ihm freilich erwidert wurde, „daß Fürstliche Cammer sich damit nicht befassen würde, sondern daß ihm das jus tollendi frey stehe, im Fall er sich deshalb mit dem Herrn Hofrath Lessing nicht vergleichen könne.“

Den ganzen Sommer und Herbst über ist dann noch an dem Hause, das einer gründlichen Ausbesserung und teilweise der Erneuerung dringend bedurfte, gebaut worden: nach Ausweis der den Akten beiliegenden Rechnungen betrug die Gesamtsumme dieser Reparaturkosten 926 Thaler 3 Mariengroschen und 25 Pfennige. Dann konnte Lessing die für ihn bestimmte und eingerichtete Wohnung beziehen, die er selbst in einem Briefe an seinen Bruder als ebenso „geräumig wie angenehm“ bezeichnet. Dieser Umzug ist in den Tagen zwischen dem Datum jenes Briefes (19. Dezember) und Weihnachten 1777 erfolgt.

Nur wenig Tage sollten Lessing und seiner Frau in dem neuen Heim miteinander zu verleben beschieden sein. Am ersten oder zweiten Weihnachtstage — der Tag steht nicht sicher fest — gab Frau Eva einem Knaben das Leben, der aber nach vierundzwanzig Stunden, „ein Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte,“ schon wieder starb, und vierzehn Tage später, am 10. Januar 1778 erlag die Mutter selbst den Folgen ihrer schweren Entbindung. Es ist begreiflich, daß Lessing nach einer so schmerzlichen und grausamen Einweihung des neuen Hauses nicht mehr viel freudige Stunden in ihm verlebt hat. Das schwer erkämpfte eheliche Glück, das er so lange entbehrt hatte, war mit einem Schlage zertrümmert, und ein Schatten von Trauer und Mutlosigkeit hat seitdem auf seinem Leben gelegen. Drei Jahre noch hat er in dem Unglückshause gelebt, unermüdet und in gewohnter Weise thätig, der Welt die reifsten Früchte seines unerschöpflichen Geistes spendend, aber allem persönlichen Verkehr fast völlig entfremdet, verlassener und vereinsamter als einst in den öden Räumen seines „verwünschten Schlosses.“

Seit Lessings Tode führt das Haus, von dem hier die Rede ist, im Volksmunde den Namen „das Lessinghaus,“ ein Name, unter dem es auch in der gelehrten Welt bekannt ist. Von dem Ersten und zugleich dem Größten der Wolfenbüttler Bibliothekare, der es bewohnt hat, ist ihm diese Bezeichnung wie selbstverständlich zu gefallen. Nach Lessing hat es seinen sämtlichen Amtsnachfolgern als Dienstwohnung gebietet, auch mir, der ich sechzehn Jahre darin gewohnt habe, bis zugleich mit dem Neubau der Bibliothek auch für deren Vorstand eine neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Amtswohnung herzustellen beschloffen wurde. Damit hat das Lessinghaus seine frühere Bestimmung und seinen frühern Zweck verloren. Aber trotzdem, und obgleich es den Prachtbau der neuen Bibliothek teilweise verdeckt, hat man doch nicht einen Augenblick daran gedacht, es anzutasten oder gar zu beseitigen. Im Äußern völlig unverändert, wie zu Lessings Zeit, im Innern freilich seitdem mehrfach umgebaut, hat es sich im wesentlichen sein früheres Aussehen bewahrt, nur die Umgebung hat sich verändert. Von wildem Wein umrankt liegt es da, mitten in den Gartenanlagen, die die neue Bibliothek umschließen, wie ein Idyll aus einer untergegangnen, verschollnen Zeit. Ein einstöckiger, durchweg mit Mansarden gekrönter Fachwerkbau im Geschmack des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, besteht es aus einem zurücktretenden Haupt- oder Mittelhaufe und zwei bis an die Straße vorstoßenden Flügeln, die einen geräumigen, quadratisch gestalteten und nach der Straßenseite durch einen Thorweg abgeschlossnen Hof umgeben. Die schönsten und stattlichsten Räume sind in dem Mittelbau, nur daß sie infolge ihrer Lage nach Norden zur Winterzeit kalt und unfreundlich erscheinen. Aber im Frühling, wenn es in dem Garten davor zu grünen begann, und im Sommer, wenn die zahllosen wilden Rosen darin ihre Kelche erschlossen, war es in ihnen ein gar lustiger, anmutiger Aufenthalt. In diesen Zimmern hat Lessing seinerzeit vorzugsweise gehaust. In dem schönen, mit zierlichem Stuck geschmückten Mittelraume, dem nach Norden vorspringenden Gartensaale, dessen Fußboden damals noch mit Steinplatten belegt war, pflegte er während der guten Jahreszeit fremde, von auswärts kommende Besucher oder alte Freunde zu empfangen. Daneben liegt gegen Osten das Zimmer, wo Eva König gestorben sein soll, gegen Westen das, das die Tradition als die Geburtsstätte des „Nathan“ bezeichnet. Über dem Thorwege, nach der Straßenseite zu, ist an seinem einhundertjährigen Sterbetage auf meinen Antrag eine im Stil des Hauses und seiner Umgebung gehaltne Erinnerungstafel angebracht mit der Inschrift: Hier lebte, schrieb und dichtete Lessing. 1777—1781.

So viel von Lessings Wohnungen in Wolfenbüttel. Ich könnte damit meine Bemerkungen zu dem hier besprochenen Aufsätze schließen. Aber sein Verfasser hat in ihn noch eine Frage hineingezogen, die zwar in einem gewissen Zusammenhang mit dem Orte, wo — und mit der Zeit, in der das Lessingische Stück entstanden ist, steht, die aber eine ganz andre, eine weit schwerer wiegende Bedeutung für die Beurteilung des Dichters hat als die Ungenauigkeiten und Irrtümer, die ihm im Obigen nachgewiesen worden sind, eine Frage, bei der es sich nicht um mehr oder weniger gleichgiltige Nebendinge handelt, sondern

um den Kern von Lessings Wesen, um seinen sittlichen Charakter: ich meine die meines Wissens von A. Stahr zuerst aufgestellte und dann von andern breitgetretene und ausgeschmückte Behauptung, wonach Lessing die Prototypen für seinen elenden Prinzen und die furienhafte Drjina in dem damaligen Erbprinzen von Braunschweig und in dessen Maitresse, der bekannten Frau von Branconi, gesucht und gefunden haben soll. Diese Legende — denn etwas andres ist es nicht —, die zu den Seeschlangen gehört, die, mag man sie noch so oft totschlagen, doch immer wieder aufleben, habe ich in meiner Geschichte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel eingehend und nach Gebühr gewürdigt, aber schon vorher hatte sich dagegen hier und da eine vereinzelt Stimme erhoben, wie die von Sigmund Schott, der in der Münchner Allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1890 Nr. 42 und 43) „Studien zu Emilia Galotti“ veröffentlicht hat, einen bemerkenswerten Essay, worin er auch auf die angedeutete Frage zu sprechen kommt. Über diese hatte ich ihm auf sein Ersuchen meine Ansicht schon damals mitgeteilt, deren wesentlichen Inhalt ich hier wiederholen darf: „Abgesehen davon, daß die Charaktere des Prinzen und der Drjina durchaus nicht zu denen des Braunschweiger Erbprinzen und der Branconi*) passen, spricht auch vieles andre gegen jene Behauptung. Gerade daß Lessing die »Emilia« zuerst auf dem Hoftheater zu Braunschweig auführen ließ, und daß dies dort möglich war, ist der beste und hauptsächlichste Beweis dagegen. Solche Verhältnisse wie das Karl Wilhelm Ferdinands mit der Branconi gab es damals an deutschen Höfen unzählige, und weshalb soll Lessing, als er die »Emilia« wesentlich in Hamburg vollendete, nun gerade an den Braunschweiger Hof gedacht haben, in dessen Dienst zu treten er sich eben ansah? Setzen wir den Fall, er wäre damals nicht nach Wolfenbüttel, sondern nach Stuttgart berufen worden und hätte dann bald darauf sein Drama auf die Bühne gebracht, würde da nicht jeder seiner derartigen Kommentatoren auf den Herzog Karl und die Hohenheim als auf die Urbilder des Prinzen und der Drjina in seinem Stücke hinweisen? Auch ist es allgemein bekannt, daß dieses seine erste Aufführung auf dem Braunschweiger Hoftheater am Geburtstag (13. März) der regierenden Herzogin Philippine Charlotte, der Mutter des Erbprinzen, erlebte, und daß dessen Vater, Herzog Karl, ausdrücklich und bereitwillig die Erlaubnis dazu erteilt hatte. Und nun denke man sich die Situation! Beide Eltern des Erbprinzen, denen doch das Verhältnis ihres Sohnes zu der Branconi wohlbekannt war, der Vorstellung eines Stückes beiwohnend, das zur Verherrlichung des festlichen Tages seiner Mutter eben diesen Sohn, den Erben des Landes, vor den Augen der zahlreich aus Land und Stadt versammelten Zuschauer in so unerhörter Weise an den Pranger stellte! Man kann da nur sagen: Welche Vorstellungen haben solche Erklärer unsrer klassischen Dichter auch von den tatsächlichen Verhältnissen an den damaligen deutschen Höfen! und ihnen dringend raten, dergleichen elenden

*) Über diese ist seitdem ein auf authentischen Mitteilungen beruhendes Buch von W. Nimpau erschienen, aus dem jedermann, der sich nicht absichtlich verblendet, erschen wird, daß ihre Persönlichkeit mit Lessings Theaterfigur nichts gemein hat.

Klatsch, der in Wahrheit mit Lessings herrlicher Dichtung nichts zu thun hat, nicht immer wieder aufzuwärmen, sondern endlich ruhn zu lassen."

Einen Erfolg hat diese schon vor Jahren an alle Lessingverehrer gerichtete Mahnung nicht gehabt: das bezeugt der Artikel der Frankfurter Zeitung, von dem ich ausging. Denn dessen Verfasser schreibt wiederum, nachdem er eine kurze oberflächliche Charakterisierung des Braunschweiger Erbprinzen und der Branconi gegeben hat, mit ebenso ahnungsloser wie beneidenswerter Sicherheit und Bestimmtheit: „So hatte Lessing brauchbare Modelle in nächster Nähe, und als er die altgewordne Arbeit jetzt einmal mit neuen Kräften angriff, da schritt sie rüstig fort.“ Ich werde ihn schwerlich befehren und von der völligen Richtigkeit seiner Ansicht überzeugen. Aber ich möchte allen denen, die sich ein unbefangenes Urtheil in litterarischen Dingen bewahrt haben, das Folgende nahelegen. Es stehn dabei doch nicht gelehrte Wortklaubereien und andre Quisquilien zur Entscheidung, sondern die Ehre eines Mannes, auf den unser Volk von seinem ersten Hervortreten in die Öffentlichkeit bis auf den heutigen Tag mit Recht stolz gewesen ist, den es zu den ersten seiner Geistesheroen nicht nur, sondern auch zu seinen auserkornen Lieblingen zählt.

Lessing war aus der überaus bedrängten Lage, in die er sich in Hamburg nach der Auflösung des dortigen Nationaltheaters versetzt sah, durch das Entgegenkommen der Braunschweiger Regierung erlöst worden. Zum erstenmal in seinem Leben entschloß er sich zu der Annahme eines Staatsamts, und zwar eines solchen, von dem er Ebert gegenüber geäußert hatte, daß es das einzige sei, zu dessen Übernahme er sich vielleicht herbeilassen würde. Dem entsprechend hatte man in Braunschweig das Bibliothekariat zu Wolfenbüttel, das damals Hugo verwaltete, eigens für ihn frei gemacht, indem man diesen, seinen Vorgänger, zum Klosterrat ernannte und damit einem andern Berufe zuwies. Lessing kam nach Braunschweig, stellte sich hier vor, machte überall, auch bei Hofe, den besten Eindruck und wurde dann nach einiger Zeit in sein neues Amt eingeführt und darauf vereidigt. Er empfand damals und auch noch in den nächsten Jahren diese Wendung in seinem äußern Leben als eine befreiende Wohlthat, als eine Errettung aus Noth und Sorge. Sein Einkommen, nach unserm jetzigen Geldwerte gering erscheinend, war mit dem Maße der damaligen Zeit gemessen genügend und für einen unverheirateten Mann mehr als ausreichend, sodaß er selbst die Hoffnung hegen durfte, die Schulden, die ihn bedrängten, in nicht zu ferner Zeit tilgen zu können. Eigentliche Bibliotheksarbeiten mutete man ihm nicht zu und überließ die Verwaltung der berühmten Anstalt, an die er berufen war, völlig seinem Gutedanken. Alle Klassen der Gesellschaft kamen ihm mit ausgefuchter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen, auch die Mitglieder des herzoglichen Hauses, der alte Herzog, die Herzogin mit ihren sämtlichen Kindern, nicht am wenigsten der Erbprinz, dem er, wie er sehr wohl wußte, vorzugsweise seine neue Stellung verdankte. Lessing hat das alles während der ersten Jahre seines Wolfenbüttler Aufenthaltes in zahlreichen Briefen an den Herzog, an Frau Eva, an Freunde und Bekannte, öfters mit warmen Worten, anerkannt: die Erstaltung seines Verhältnisses zu dem Erbprinzen trat erst später ein und hat mit den Vorgängen dieser ersten Jahre in Wolfenbüttel nichts zu thun.

Und nun vergegenwärtige man sich die Art und Weise, wie der Dichter des Nathan gleich nach seinem Amtsantritte dem herzoglichen Hause, namentlich dem Erbprinzen, seinem Wohlthäter, seinen Dank für so viel Wohlwollen und Entgegenkommen abgestattet haben soll! Kaum hat er sich in den schönen Räumen, die ihm die Großmuth des Herzogs hat einrichten und zuweisen lassen, bequem gemacht, so sitzt er auch schon am Schreibtisch, um ein altes, zurückgelegtes Projekt zu einem Trauerspiele nunmehr zu einem Pamphlet umzuarbeiten, dessen Spitze und hämische Charakteristik der darin vorkommenden Hauptfiguren sich gegen seinen Wohlthäter richten, gegen den Fürsten, der ihm — aus welchem innern Grunde, ver schlägt dabei nichts — eben in seiner Not die helfende Hand gereicht hatte! Und eine so schmachvolle Denkungsart, eine so niedrige Handlungsweise wagt man Lessing zuzuschreiben, ihm, an dem man zugleich in vollen Possanenstößen die Güte des Herzens und die Hoheit der Gefinnung preist? Aber noch mehr! Während er bei der Arbeit ist, und alsbald nach ihrer Vollendung schreibt er Briefe, die, wäre jene Behauptung auch nur zur Hälfte begründet, ihm das Brandmal der elendesten Falschheit und Heuchelei aufdrücken würden: an den Herzog, dem er beteuert, „daß das Stück weiter nichts sei als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung“; an Ebert, den er ersucht, in seinem Namen dem Erbprinzen ein Exemplar des Stücks zu überreichen mit der Versicherung, „wie angenehm ihm dessen geringster Beifall sein würde, verstehe sich von selbst.“ Eine solche feige und lügenerische Rolle soll Lessing, der Spiegel der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, gespielt haben, und er soll sie gespielt haben ohne die Spur irgend eines Motivs, das man doch sogar bei der Aburteilung eines Verbrechers verlangt! Denn — ich wiederhole es — in seinen Briefen aus dieser Zeit findet sich auch nicht ein einziges Wort der Animosität gegen das herzogliche Haus, insonderheit gegen den Erbprinzen, und — ein gottbegnadeter Dichter, wie er trotz seiner bescheiden ablehnenden Versicherung gewesen ist — hatte er doch keine Veranlassung, die Charaktere seines Stücks, statt sie frei zu gestalten, in seiner nähern oder fernern Umgebung zu suchen. Haben die Leute, die solche Behauptungen wie die, von der hier die Rede ist, in die Welt setzen und weiter verbreiten, denn jedes Gefühl dafür verloren, wie sehr sie sich damit an dem Andenken des Dichters veründigen, eine wie schwere Anklage sie damit gegen ihn erheben? Hätten sie Recht, wahrlich, dann würden wir in Lessing nicht mehr neben seiner schriftstellerischen und dichterischen Bedeutung auch den offenen, freimütigen, auf sich selbst ruhenden, vor allem aber wahrhaftigen Menschen, den Mann von wirklicher Vornehmtheit und echtem Seelenadel zu verehren haben.





Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mühlh)

Sechstes Kapitel

Alice



ran von Nienhagen hatte wieder einmal ihr allgemeines Leiden, so hatte der neue Herr Doktor täglich Gelegenheit, eine Stunde im Fronhose zu weilen, die Klagen der gnädigen Frau entgegenzunehmen und ihre sonstigen längern Betrachtungen anzuhören. Da er dies nicht allein mit großer Aufmerksamkeit und Geduld that, sondern mit sichtlicher Befriedigung wie einer, der seine Zeit gut anwendet — und dadurch unterschied er sich auf das vorteilhafteste von dem alten Blume, der immer schon nach der Thür schaute, wenn er sich kaum niedergelassen hatte —, so stieg er täglich in der Gnade bei der gnädigen Frau, und es währte nicht lange, so gehörte der Herr Doktor zu den Personen, über die sie ihre längern Betrachtungen anzustellen pflegte. Das war eine Auszeichnung. Der Herr Oberstleutnant genoß diese Auszeichnung nicht.

Frau von Nienhagen also saß im „Drawingroom“ in ihrem Lehnstessel, drückte den Stiel ihrer Vornette an das Kinn und sah nachdenklich in sich hinein. Vor ihr saß Doktor Duttmüller in aufmerksamer Haltung, den Cylinder in der Hand haltend.

Die Stellung einer Mutter ihren Töchtern gegenüber, sagte die gnädige Frau, ist die der ältern Freundin, nicht wahr? So habe ich es stets gehalten. Ich habe stets mit meinen Töchtern alles beraten und gefühlt. Ich habe stets ihre Angelegenheiten angesehen, als wären es die meinen; ich habe es für meine Pflicht gehalten, mit meinen Gedanken in ihr Wesen einzudringen. O, ich kenne meine Töchter.

Doktor Duttmüller verbeugte sich auf seinem Stuhl und fand das eben so natürlich wie lobenswert.

Ellen ist ein Kind, fuhr die gnädige Frau fort, Ellen ist thöricht, Ellen hat sich mir nie so attachirt wie ihrem Vater, was ich unbegreiflich finde.

Duttmüller fand es gleichfalls unbegreiflich.

Ellen kann nichts ernst nehmen. Ich habe Sorge, wie sie den Weg durchs Leben finden wird. Aber Alice ist ein verständiges Mädchen. Sie steht stets auf Yorks Seite. Oder daß ich nicht zu viel sage, sie widerspricht nie dem, was ich zum Lobe Yorks sage. Alice ist ein Mädchen ungewöhnlicher Art. Sie hat den Schwung des Geistes, den ich hatte, als ich jung war. Sie ist eine durchaus vornehme Natur. Sie sagt nichts Gemeines an, sie würde nie ihre Freude daran haben, mit dem Personal zu scherzen. Sie hat ihre Kunst, ihre Bücher und Schriften, darinnen ist sie glücklich, darin ist sie voll befriedigt. Können Sie sich Alice an der Waschwanne oder am Krankenbette denken?

Duttmüller konnte sichs nicht denken.

Arbeiten müssen uns tägliches Brot würde sie töten. Ihr Blick ist in die Welt der Ideale gerichtet. Sehen Sie, das liebe ich so sehr an Alice, daß sie so durchsichtig ist. Man liest in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buche. Sie

verdient einen Mann, der ihrer wert ist, der sie versteht, und der sie über das Kleine des Lebens hinwegträgt.

Duttmüller zweifelte nicht daran, daß sich ein solcher Mann finden werde. Und so ging es weiter in gründlichster Erörterung.

Während dessen saßen Alice und Ellen in ihrem Jungfernstübchen. Jede von ihnen hatte ihr besonderes Reich, Alice an dem Fenster, das in den Park, Ellen an dem, das in den Küchengarten hinaus sah. Beide Reiche waren durch eine Ehewand getrennt. Schon an der Einrichtung dieser beiden Ecken war die Verschiedenheit der beiden Schwestern zu erkennen. Alice hatte ihr Reich künstlerisch eingerichtet. Hier herrschte eine gewisse beabsichtigte malerische Unordnung. An der Wand hingen Studienblätter, auf dem Schreibtische lagen Schriften und Bücher, im Fenster stand eine Staffelei mit einem angefangnen Aquarell. Und im Schreibtische war ein geheimes Fach, worin ein ganzer Stoß von Tagebüchern eingeschlossen war. Eins davon war herausgenommen und lag aufgeschlagen auf dem Schreibtisch.

Ellen hatte als Mittelstück ihres Reichs ihren Nähtisch aufgestellt. Ihm gegenüber an der Wand hing eine Lithographie, das Bild Wellingtons bei Waterloo, ein steifleinener Reiter auf einem unmöglichen Pferde. Ellen hatte das Bild aufgehängt, weil ihr der alte Herr leid that, den niemand haben wollte. Darüber hing ein aus bunten Ledertüchern zusammengenähter Hampelmann, ein Gegenstand des Unwillens von Frau Mama, so oft sie das Töchterzimmer betrat und ihre umherschweifenden Blicke mit Bewußtsein auf dem Hampelmann hängen blieben. Mama pflegte dann zu sagen: Ellen, ich bitte dich! wie unfein! — Ach, Mama, pflegte dann Ellen zu antworten, laßt mir meinen Hampelmann. Er ist eine treue Seele und wird mich nie betrüben. Im übrigen war gut ausgeräumt, alles stand an seinem Plage, die chemische Schürze hing neben dem Staubbesen an der Wand. In der Fensterlnische hing ein Vogelbauer, worin ein Stieglitz wohnte, der anmutig zwitscherte und sein Futter, das in einem Wägelchen auf einer Gleitbahn war, an der Kette geschickt heranzog. Ellen pflegte den Stieglitz Professor zu nennen und ihm gern zuzusehen.

Alice, sagte sie bei einer solchen Gelegenheit einmal, wenn Papa in einem solchen Käfig säße, ich meine, wenn er ein Stieglitz wäre, ob der wohl sein Futter herankriegte?

Aber Ellen!

Der Ort des Zimmers, wo Sofa, Tisch und Stühle standen, war neutrales Gebiet.

Während also die gnädige Frau dem Herrn Doktor Vorlesung hielt, saß Ellen auf der Lehne des Sofas und studierte in ihrem chemischen Buche. Alice saß vor ihrem aufgeschlagenen Tagebuche, schrieb aber nicht, sondern schaute mit leeren Blicken in die Ferne und sah unglücklich aus. Als sie nun einmal aus tiefem Herzen seufzte, sah Ellen von ihrem Buche auf und sagte:

Alice, ich bitte dich um alles in der Welt, behaupte doch nicht solchen Unsinn.

Ich sage ja gar nichts.

O ja, du redest. Ich höre es ganz genau, du haberst mit deinem Schicksal.

Was fällt dir ein, Ellen!

Zawohl, du haberst. Ich bitte dich, giebt es etwas thörichteres, als einen Menschen, der habert? Und warum? Weil du nicht weißt, was du willst, oder vielmehr, weil „Er“ nicht weiß, was er will.

Schweig still, es giebt gar keinen „Er.“

Nicht? Du hältst mich wohl für ein Weib, Schatz? Zwar an Jahren bin ich noch nicht hervorragend, desto mehr aber an Weisheit. Nicht wahr, Professor?

Der Stieglitz nahm sich mit Entschiedenheit ein Korn aus seinem Wagen und ließ ihn darauf die Gleitbahn hinablaufen, was offenbar soviel als Ja bedeuten sollte.

Ich finde nur, sagte Alice, daß du ungewöhnlich dreist bist, und daß du dich um Dinge bekümmerst, die dich nichts angehn.

So? Die mich nichts angehn? Wer ist denn der Leidtragende, wenn Fräulein Alice Stimmungen haben und mit dem Geschick habern? Und wer muß das Ge-
seufze und thörichte Gerede mit anhören?

Ich sage ja gar nichts.

Doch, du redest fortwährend, und lauter Unsinn, und das höre ich ganz deutlich. Und ich weiß auch, woher das schlechte Wetter kommt. Das hängt mit gewissen Briefen in Elefantpapiercouverts zusammen. Jawohl! Und ich weiß auch, wer „Er“ ist. Er ist ein Dichter oder so etwas. Jedenfalls gehört er zu den Herren von den brotlosen Künsten. Ich bitte dich, Alice, einen Dichter anzuschwärmen! Ich hätte nie von dir gedacht, daß du so tief sinken würdest.

Ellen, du bist unerträglich. Übrigens habe ich dir schon gesagt, daß es keinen „Er“ giebt, mag er Dichter oder sonst etwas sein.

So? Na dann höre einmal zu. Damit holte sie ein Blatt Papier, es war Elefantpapier mit unbeschnittnen Rändern, aus der Tasche und las mit drolliger Übertreibung:

Dich sah ich schon. Vor tausend Jahren sah ich dich
In einer Julimitternacht. Von oben,
Wo am kristallinen Himmelsdom der Mond
Gleich einer ungebornen Seele zittert,
Von oben fiel herab ein Blütenkleier
Hellschlänzen, zart gewebt aus Ruß und Schummer,
Der hüllte ein dein Haupt und machte dich
Unsterblich. Ja. Und also lebt dein Bild
In meiner Seele.

Ellen lachte hell auf. Alice war blaß und rot geworden, war auf Ellen zugestürzt und hatte versucht, ihr das Blatt zu entreißen, Ellen war auf die Sofa-
lehne geprungen und hielt ihr Blatt hoch, während sie las. Soll ich dir sagen, was das ist? rief sie. Das ist blanker Unsinn. Der Mond zittert am Himmel herum wie eine ungeborne Seele, das ist ein ungeborner Gedanke. Alice, nimm dich vor dem Menschen in acht, das ist ein fauler Kopp.

Wo hast du das Blatt her?

Nicht gestohlen! Wenn aber Fräulein Alice ihre Geheimnisse herumschmeißt, so kommen sie in falsche Hände, und Böses können sich ihren Vers darauf machen.

Ellen, bitte, gieb mir das Blatt zurück.

Da hast du es, aber schwöre mir —

Da öffnete sich die Thür, und eine junge Dame in sehr eleganter Kleidung und mit hübschen, aber nicht gerade vornehmen Gesichtszügen trat auf die Schwelle. Es war Lydia, die Tochter des Direktors Benzel.

Kinder, rief sie, was macht ihr da?

Wir memorieren ein Kochrezept, erwiderte Ellen ohne Besinnen. Also, noch einmal: Fünf Eier, ein halbes Liter Malzena, eine Messerspitze voll Valerian — weiter! — na, weiter, weiter! Fräulein sind faul gewesen und wissen nichts. Morgen noch einmal. Da haben Sie Ihr Opus.

Damit gab sie das Blatt zurück, das Alice schleunigst verschwinden ließ.

Kinder, rief Fräulein Lydia, nehmt es nicht übel, wenn ich euch überfalle, aber ich konnte es zu Hause einfach nicht aushalten. Ein alter Jude aus Berlin ist da, und noch einer, der wenigstens zur Hälfte auch ein Jude ist, und sein Bruder, den sie Doktor nennen, es ist aber einer von den Doktors, die nichts können, sondern nur so heißen. Und ein Abvolat, ein alter, ganz abscheulicher Kerl, der sich herausnimmt, junge Mädchen in die Baden zu kneifen. Erst sind sie überall herumgekrochen, und dann sind sie nicht etwa in das Bureau gegangen, Gott bewahre, sondern sie haben sich in die gute Stube gesetzt und rauchen, daß man nicht durchsehen kann. Wer sich blicken läßt, wird hinausgethan. Und alle Augen-

blide heißt es, eine Flasche Selterwasser, eine Flasche von diejem Wein, eine Flasche von jenem Wein. Ich wundre mich, daß sich das Vater gefallen läßt. Wir sind doch kein Hotel. Da habe ich Johann anspannen lassen und bin hergekommen.

Das ist reizend von dir, erwiderte Ellen, komm, leg ab.

Nein, Kinder, sagte Fräulein Lydia. Johann wartet unten mit dem Wagen, und wenn ihr wollt, fahren wir in den Böhnhardt und lassen uns auf dem Forsthausje ein Glas Milch geben.

Gedanke von Schiller! rief Ellen. Auch Alice hatte nichts dagegen, vielmehr wurde sie ganz lebhaft. Welches junge Mädchen führe nicht gern in einem schönen Wagen mit ein paar eleganten Pferden davor und einem feinen Kutscher auf dem Bod. Schnell waren die Hüte aufgesetzt, und hinaus waren sie.

Und das Tagebuch war vergessen worden und offen auf dem Tische liegen geblieben. Wir thun kein Unrecht, wenn wir hineinsehen. Der Wind, der zum offenen Fenster hereinweht, ist so gut, uns die Seiten umzumenden. Wir lesen natürlich nicht alles, sondern nur hier und da einen Abschnitt, wie er uns gerade in die Augen fällt.

. . . Ein jeder muß seinen Boden unter den Füßen haben. Ich habe keinen Boden unter mir. Was ist der Inhalt meines Lebens? Unser Leben geht dahin wie ein Geschwäp. Ich wurzle in der Luft gleich der Orchidee auf fremdem Stamme, ich reiche nicht zum Boden hinab. Ich blühe nur, ich bringe keine Frucht. Wenn ich morgen sterbe, was wird dann von mir übrig bleiben? Ein paar verdorbne Bogen Aquarellpapier, die man, wie sie es verdienen, in den Ofen wirft. Ja, wenn ich Künstlerin wäre! Der Künstler hat das Recht, hoch oben zu wurzeln und von fremdem Stamme zu leben. Aber ich?!

Gestern kam ein Brief von S. aus Rom. Paris, Florenz, Rom, das ist ein Weg, den sichs zu gehn lohnt. Er ist begeistert von all dem Herrlichen, was er gesehen und genossen hat. „An Ihrer Seite, schreibt er, wäre mirs ein doppelter Genuß. Der schöne Eindruck würde Widerhall finden, die Kraft des Seelenklangs würde durch den Widerklang wachsen. Sie würde That werden.“ Was kann ich ihm sein? Aber ich begreife es. Der Widerklang stärkt den Klang. Das Holz bringt keinen Ton hervor, aber was die Saite singt, das singt es nach, und so wird es zu verstärkter Kraft. Es müßte eine schöne Lebensaufgabe sein, der Genosse eines Meisters zu sein, schönes zu empfangen und zu bewahren und es ihm wiederzugeben, und so bauen zu helfen. Ach überhaupt nur eine Aufgabe, und wäre es die bescheidenste!

„Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Dies Spielen in Gedanken und mit den Gedanken, ist eine That? Das Sehnen nach einem Glücke, das es vielleicht gar nicht giebt, ist es die Seligkeit? Gieb mir zu thun, o Gott, ich verschmachte in Thatlosigkeit.

Wie beneide ich Ellen. Fast noch ein Kind! aber sie ist reifer als ich. Und sie ist besser. Ich dulde es, daß ein Mann mich du nennt. Zwar nur in Gedichten; ist das aber nicht noch schlimmer? Und ist diese Seelenfreundschaft wirklich nur Freundschaft? Bleibt mein Herz ruhig, klar, seiner selbst sicher, wenn er redet? Was ist Liebe? Liebe ich ihn? Auch diesen Blättern darf ich es nicht anvertrauen, weiß ich es doch selbst nicht. Und doch bin ich stolz.

Dich sah ich schon, vor tausend Jahren sah ich dich . . .
(Und so weiter)

Bin ich das? Sehe ich so aus? Ich möchte anders sein. Nicht unsterblich unter einem Schleier von Traum und Schlummer, ich bin bescheidner; nur ein sterbliches Leben will ich haben, aber gefüllt mit Arbeit — mit Arbeit.

Bei Tante Bili, als ich vorm Jahre in Berlin Malen lernte, sah ich ihn zum erstenmale. Alle schwärmten für ihn, und mir gefiel er auf den ersten Blick — nicht. Man sagt, daß der erste Blick entscheide, aber ich täuschte mich wohl. Er hatte etwas — ich kann nicht sagen was — im Blicke. Er hatte zuviel Weiß im Auge, würde Ellen gesagt haben, und ich glaube, er posierte ein wenig. Später redete er mich an. Er hat einen einschmeichelnden Klang in seiner Stimme. Und was er redet, das ist nicht gewöhnlich. Es sind Klänge aus einer fremden Welt. Diese Welt ist nicht das grüne, blumige Thal, sondern der Berggipfel, Fels und Eis. Ich möchte nicht droben wohnen, doch zieht michs an. Damals malte er noch; jetzt dichtet er. Und ich wurde gewürdigt, seinem Werdegange zu folgen, mit ihm zu hoffen und zu streben.

Wenn ich ein Mann wäre, ich weiß nicht, was ich thun würde. Sollte ich wünschen, auf der Menschheit Höhen zu wandeln, das Herz voll Licht, das Auge auf das ewig Wahre gerichtet und nichts zu thun, als wozu mich die innere Stimme ruft? Oder sollte ich meinen Stolz im Dienen suchen? — Dem eignen Willen ein Knecht sein ist gemein, den eignen Willen opfern und fremdem Wohle dienen ist ebel. Als Briefier oder Arzt oder Lehrer. Dienen ist das Höchste. Ich bin ein Weib, der Boden hält mich fest, aber ich kann dem Fluge meines Adlers nachsehen, ich kann für ihn hoffen und beten. — Ob ich wohl Diakonisse werden könnte? Das wäre ein Beruf des Dienens. Was wohl Mama dazu sagen würde? Auch braucht man nicht Bildhauer zu sein, um Menschen zu bilden, eine Galatee, ein lebendes Bildwerk, nicht aus Marmor, sondern aus bildsamem Geiste. Ich hätte wohl Lehrerin werden können. Aber das ist nun zu spät.

Ach, meine Sehnsucht aus diesem großen Nichts heraus. Gott, gib mir eine Aufgabe.

Wir hören den Wagen unten wieder vorfahren und dann eilige Schritte. Alice tritt herein. Sie stößt einen Seufzer der Erleichterung aus. Das Buch liegt unberührt auf dem Tische. Eilig schließt sie es weg, und eilig ergreift sie ein Tuch, das sie offenbar vergessen zu haben vorgegeben hatte. Darauf verschwindet sie wieder.

Fürchte nichts, Mädchen, wir verraten dich nicht. Was wir gelesen haben, wir vertrauen es nur dem verschwiegnen Papier an.

Der Wagen fuhr in dem Trabe, der sich für einen herrschaftlichen Wagen ziemt, die Dorfstraße in die Höhe und an Happichs Gasthof vorüber. Happich stand mit der langen Peise am Fenster, und die gerade anwesenden Fleischer und andern Gäste eilten ans Fenster, sahen dem Wagen nach und taxierten den Wert der Pferde. Oben kam man am Pfarrhause vorüber. Die alte Frau Pastorin sah mit einem Strickstrumpf in der Hand in der Laube vor der Thür. Man grüßte mit Händen und Sonnenschirmen freundlich hinaus und erhielt eben solche Erwiderung. Dann kam der Herr Forstleve. Diesem wurde auf seinen Gruß einigermaßen majestätisch geantw. Dann kam die alte Webern, die Holz aus dem Walde geholt hatte. Dieser wurde ein Scherzwort zugerufen. Dann gelangte man in den Wald, „den frischen, grünen Wald — den Wald.“ Am liebsten hätte man gefungen, aber man mußte Rücksicht auf Johann nehmen. Junge Mädchen in einem eleganten

Wagen, einen eleganten Kutscher vor sich, singender Weise durch den Wald fahrend, kommt in feiner anständigen Geschichte vor. Und als Ellen ihren Gefühlen dennoch nicht Zwang anlegte und den tiefblauen Himmel und das lichtgrüne Thal anlang, wurde ihr ernstlich beigebracht, was sich schide — auch im Walde, auch wenn es niemand hörte als Johann.

So fuhr man mit großem Genuße im Böhnhardt umher und landete zuletzt an der Försterei, die nicht weit von Heinrichshall im Walde lag. Der Böhnhardt war nicht gerade wildromantisch, aber er hatte doch wenigstens eine Klippe, die über die Umgebung der Bäume hinaus ragte, und auf der ein trigonometrisches Dreibein stand. Unter der Klippe auf einer Waldwiese lag die Försterei. Sie war nicht bloß die Dienstwohnung eines Forstbeamten, sondern zugleich ein bescheidenes Gasthaus, wo man mäßiges Bier aber ausgezeichnete Milch kriegen konnte. Ein paar Tische und Stühle und eine Pfeifenkrautlaube standen für die Gäste bereit.

Nachdem man sich gesetzt und an der Milch gelabt hatte, bemerkte man, daß am Nebentische ein Herr saß, der weder aus Braunsfels, noch aus einem der umliegenden Dörfer sein konnte. Er trug eine großstädtische Kleidung und einen Hut mit kühngechwungener Krempe und eingefaltetem Kopfteil. Er drehte den Damen den Rücken zu und schrieb ab und zu eine Zeile in sein Notizbuch. Schon wollten die jungen Mädchen unter sich die Frage aufwerfen, ob es ein Weinreisender oder ein Schauspieler sei, als er sich erhob und ein schmales, blasses und „durchgeistetes“ Gesicht zeigte, dem das Vincenez und der nur bescheiden „erreichte“ Bartbindenbart nicht übel stand. Wenn man ihn in die entsprechende Tracht gesteckt hätte, so würde er eine nicht üble Van Dyl-Figur abgegeben haben. Der fremde Herr schob seinen Kneifer zurecht, kam schleifenden Schrittes heran und grüßte die Damen tief verbindlich. Gestatten, meine Damen, sagte er, daß ich mich vorstelle: Sembrichy, Feodor Sembrichy.

Er sagte es mit einem Ton in der Stimme, als wolle er etwas erfreuliches mitteilen, und als erwartete er von den Damen einen Laut freudiger Überraschung zu vernehmen. Darauf wandte er sich an Fräulein Lydia und sagte: Gnädiges Fräulein — habe heute schon bei Ihrem Herrn Vater die Ehre gehabt, machte vor Alice eine respektvolle Verbeugung, der er einen leuchtenden Blick folgen ließ, worauf Alice tief errötete, und begnadete Ellen mit einer flüchtigen Verbeugung, die diese noch flüchtiger erwiderte.

Damen gestatten, fuhr er fort, daß ich einen Augenblick Platz nehme. Es war nämlich unmöglich, bei Ihrem Herrn Vater länger auszuhalten. Die Herren rauchten, als wollten sie die Luft in einen festen Körper verwandeln. Ich fühlte mich bereits steinern werden. Da ich mich nun noch für zu jung für ein Steinbildnis halte, so bin ich ausgewandert, hierher in den Hauch urgrünen Daseins. Wenn Sie also gestatten —

Die Damen gestatteten. Nach ein paar gleichgiltigen Worten, die darauf gewechselt wurden, fuhr Sembrichy fort: Sie müssen wissen, meine Damen, daß ich wie Raupe und Schmetterling eine Doppelnatur besitze, nur daß ich bald Raupe und bald Schmetterling bin. Heute bin ich als Bruder meines Bruders und Besucher von so und so viel Kugen des Holzweihiger Werts Raupe. Und doch, damit der Tag nicht gänzlich verloren gehe, habe ich das Glück gehabt (leuchtender Blick auf Alice), werthe Bekanntschaft zu erneuern.

Ah, sagte Ellen, dann sind Sie gewiß der bewußte Doktor — der —

Aber Ellen, rief Lydia ganz erschrocken.

Was für ein Doktor, liebes Fräulein? fragte Doktor Sembrichy gütig.

Ellen antwortete mit einem entrüsteten Blick. Wie konnte der Mensch liebes Fräulein sagen. Es fehlte bloß noch, daß er kleines Fräulein gesagt hätte, als wenn sie noch kurze Kleider trüge. Darauf fuhr sie mit kühler Gelassenheit fort: — der Doktor heißt, aber nichts kann.

Aber Ellen!!

Sie meinen vermutlich, liebes Fräulein, sagte Doktor Sembrißly mit freundlicher Herablassung, jeder, der Doktor heißt, müsse auch ein Arzt sein?

Und den Doktorhut aufhaben und eine große Flasche Medizin in der Rocktasche tragen? Nicht wahr? Nein, das meine ich nicht. Ich meine nur, wenn einer Doktor ist und heißt nur so, so ist das nicht gerade viel. Man muß doch etwas wissen — irgend etwas, um es lehren zu können.

Und Sie meinen, daß ich einer von den Doktoren bin, die nichts wissen und nichts lehren können? Meinen Sie nicht, daß der Dichter im höchsten Sinne des Worts ein Lehrer der Menschheit ist? Hier nahm seine Stimme einen klingenden Ton an. Er, der mit schauendem Auge sieht und mit hörendem Ohre hört, er, der die verborgnen Beziehungen der Dinge begreift, der dem Volke das Buch des Daseins aufschlägt und als ein Priester der Wahrheit seines Amtes waltet?

Ach, Sie sind ein Dichter? Schöner Beruf das.

Ja, liebes Fräulein, ein schöner Beruf, ein reicher Beruf. Dem Dichter erschließt sich die Welt in ihrer ganzen Fülle. Er hört redende Stimmen, wo andre glauben, es sei des Windes Rauschen, er sieht die Zeit an ihrem Wehstuhl sitzen und ihr ewiges Gewand aus Millionen Fäden weben. Hier im Walde, die närrischen Pilze, die anmutigen Farnkräuter, die summende Fliege, das verschwiegne Grün, sie alle haben ihm viel zu verraten.

Man sagt, daß des raunen Waldes Sagen
Sich nie und nirgend zugetragen.
Doch der Dichter ist ein Sonntagskind,
Das nicht ist, wie die andern, blind.
Durch den Wald bei zitterndem Mondenschein
Tanzt um den Dichter der Eisenreihn.
Wie Lilienblüten im Morgengraun,
So sind die weißen Leiber zu schaun.
Sie winken wonnig mit Händen und Füßen . . .

Alice und Lydia blickten, als die Poesie gar zu unbedeutend wurde, etwas bänglich zu Boden, aber Ellen lachte hell auf und rief: Mit den Füßen, Herr Doktor? Haben Sie schon jemand mit den Füßen winken sehen? Sehen Sie! Aber ich. Als Onkel Alfons auf Hünen Sechunde schreien wollte, da legte er sich auf den Rücken und winkte wonnig mit den Thranstiefeln.

Der Dichter lachte über die originelle Bemerkung, doch klang das Lachen etwas gezwungen. Auch verließ er den Gegenstand und wandte sich den Farben zu, den Farben der Natur, wie sie des Künstlers Auge sieht, einen grünen Himmel und ein braunes Gras und ein schwarzes Laub. Und Birken, viele Birken, wegen des weißen Stammes, und weil eine moderne Landschaft ohne Birken undenkbar ist. Und von da kam er auf moderne Farben und moderne Kleidung zu sprechen. Hier wurde Lydia lebendig, die für Poesie wenig, aber für moderne Tracht ein großes Interesse hatte. Und Sembrißly zeigte sich sachverständig, und es entwickelte sich ein ganz unpoetisches Gespräch, nur daß der Dichter von Zeit zu Zeit einen seelenvollen Blick auf Alice warf und „Herzenstöne“ der Prosa einmischte. Doch führte die Erörterung der modernen Tracht auf die des modernen Denkens. Der Dichter nahm seinen Hut ab, beschattete seine Denkerstimme mit der Hand und offenbarte tief sinnige Ideen von dem Rechte des Daseins, des An-sich-seins, des Für-sich-seins, daß das Leben als Daseinszweck im Sich-selbst-ausleben bestehe, und daß das Höchste der sich selbst vollende Eigenwille sei, ein Autokrat, der seinen Thron jenseits von Gut und Böse habe. — Ja, meine Damen, jenseits von Gut und Böse, die nur wechselnde Schatten des Tages sind. — Ewig aber ist der Wille, nicht der sich verneinende, sondern der zu sich selbst Ja sagende Herrenwille. Und auch die Geschlechter der Menschen, die über die Welt ziehn, sind Wiederholungen desselben einen wollenden Willens. So lehrt es der Meister.

Auch so ein Doktor, Herr Doktor? fragte Ellen.

Ja, auch einer. Aber ein Fürst des Geistes. Und er hat Recht. Und wer Augen hat zu sehen, der sieht in der Gegenwart das ewig Vergangne, in dem Menschen, der nun atmet, denkt, liebt, den Menschen, der einst war, und in dem, der einst war, den, der nun ist.

Dich sah ich schon. Vor tausend Jahren sah ich dich
In einer Zukunftsnacht. Von oben,
Wo am kristallinen Dom der Mond
Gleich — gleich —

Gleich einer ungeborenen Seele zittert, fuhr Ellen halbblau fort, indem sie belustigt den Blick von dem Dichter zu Alice und zurückschweifen ließ und ihr Zitat mit einem leise gepfeiften Signal endete. — Der Dichter, der das Wort von der ungeborenen Seele dennoch gehört hatte, war gleichfalls überrascht. Woher wußte diese junge Dame dieses Wort, das sein eigenstes Eigentum war? Aber er hatte ja das Gedicht „Dich sah ich schon“ mehr als einer der von ihm verehrten Damen gefandt, er hatte es schon mehrmals rezitiert, vielleicht war es bereits in den Bestand des deutschen Denkens übergegangen und zum geflügelten Worte geworden.

Hier fuhr Johann mit dem Wagen vor, da die Pferde, von den Bremsen belästigt, nicht mehr stehen wollten. Man nahm Abschied, und die jungen Mädchen erfuhren noch die erfreuliche Kunde, daß Feodor Sembritzky an einer poetischen Erzählung arbeite, deren Milieu Wald sei.

Alice, sagte Ellen, als die beiden Schwestern allein in ihrem Jungfernstübchen waren, ich will dir sagen, was du bist. Du bist eine ganz schlechte Person.

Ellen!

Zawohl, du bist eine ganz schlechte Person, und ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch so heucheln könnte wie du. — Sei nur ganz still! — Ich weiß, wer „Er“ ist. Und ich weiß auch, was er ist. Eitel ist er, denn er zitiert sich selber. Und wer eitel ist, ist dumm. Und mit dummen Menschen würde ich mich an deiner Stelle nicht einlassen.

* * *

Aus Alices Tagebuch. Ja, er war es. Ellen hatte Recht. Er war es, seine hohe Stirn, seine schmale Hand und seine fremden, hohen Gedanken. Ich stand unter ihrem Bann, ich konnte ihnen nicht widerstehen, aber ich konnte mich ihrer auch nicht erfreuen. Wenn Ellen mit ihrem schlichten Verstand in diese fremdartige Welt hineinsah, war es, als wenn ein Strahl von Tageslicht in das künstliche Licht eines Theaters fällt. Ist das nun wirklich wahr, was in jener künstlichen Welt wahr sein will? Mir kommt es so vor, als wenn F...s Größe vor dem kindlichen Geiste dieses Naturkinds nicht stand halten wollte. Aber wie komme ich zu solchen Gedanken? Welches Recht habe ich, an dem zu zweifeln, was mir noch vor kurzem Evangelium war?

*

Warum verschwieg er, daß wir uns seit Jahr und Tag kennen? Schämt er sich seiner Bekanntschaft, seiner Briefe? Oder ist die Freundschaft, die uns verbindet, ein Unrecht? Oder will er sie zum Unrechte machen? Nein, ich thue Unrecht, solche Gedanken zu haben. Aber ich kann meinen Gedanken nicht gebieten. Sie tauchen auf und reißen die Kränze von meinem Heiligtum herab.

*

Wenn ich ihn reden höre, so legt sich mir ein Druck aufs Herz. Ich kann nicht denken an das Bessere an mir, wenn er redet. Ich könnte auch nicht beten, wenn seine Worte in meiner Seele klingen. Wie beneide ich Ellen. Ellen glaubt nicht an Gespenster. Sie lacht, und der ganze Spuk verschwindet.

*

Ich habe ihn wiedergelesen. Im Walde war es. Ellen und Lydia waren vorausgegangen, als er aus einem Querwege hervortrat. Er ergriff meine Hand. Ich glaube, er hat sie gelüßt. Er rebete, lange und eindringlich. Ich weiß nicht mehr, was er sagte, aber es machte mich nicht froh. Es machte mich bange vor mir selbst. Später fragte ihn Ellen: Herr Doktor, was lieben Sie am meisten auf der Welt. Er war offenbar in Verlegenheit, was er darauf sagen sollte, und wich der Antwort durch einen Scherz aus. Ellen sagte: Ich weiß es schon, Herr Doktor. — Nun, was wissen Sie, kleines Fräulein? — Ich weiß, daß Sie sich selbst lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften. Und was war seine Antwort? Eine geistreiche Erörterung über Herrennatur und das Recht der Selbstliebe. Sind wir Menschen wirklich so schlecht, als uns die modernen Geistesfürsten machen wollen?

Er — aber ich wills nicht sagen, was ich denke. Gewiß, ich thue ihm Unrecht, und das will ich nicht einmal in diesen Blättern. — Ich will Dialonisse werden. Ich will Mama bitten, daß sie es erlaubt. Nur fort von hier.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Parteien und der Zolltarif. Der Kampf um den Zolltarif bietet noch immer ein unklares, sehr unerfreuliches Bild. Die Aufnahme von Mindestzöllen für die vier Hauptgetreidearten in die Bundesratsvorlage hat dem Entwurf keine sichere Mehrheit im Reichstage verschafft. Nur wenn die Konservativen, das Zentrum und die Nationalliberalen die vorgeschlagenen Minimalzölle annähmen, hätten sie die Mehrheit für sich. Die Nationalliberalen scheinen mit einigen Ausnahmen dazu bereit zu sein, aber die Haltung des Zentrums ist zweifelhaft, und die Konservativen lehnen entschieden ab. Sie bestehen auf der Erhöhung der Minimalzölle und ihre Ausdehnung auch auf andre Erzeugnisse der Landwirtschaft, und dafür wird, wie es scheint, wieder die Mehrzahl der Nationalliberalen nicht zu haben sein. In der Tagespresse sind wiederholt die Stimmen für und wider berechnet worden. Es kann hier darauf verwiesen werden, ohne daß wir die Details kritisch prüfen.

Was den Bundesrat veranlaßt hat, auf die hauptsächlich von den Konservativen geforderte Festlegung von Getreideminimalzöllen durch das Tarifgesetz überhaupt einzugehen, ist in der Begründung nicht klar ausgesprochen worden. Der Frage, ob Anlaß dazu vorhanden sei, den Umfang der in Tarifverträgen zuzugestehenden Zollermäßigung von Anfang an durch die autonome Zollgesetzgebung zu bestimmen, mißt sie nur eine verhältnismäßig geringe Bedeutung bei. Die Befürwortung dieser Maßnahmen, sagt sie, sei ebenso wie die des Übergangs zu einer Tarifpolitik nach dem Vorbilde Frankreichs wesentlich von der Erwägung ausgegangen, daß die Tarifverträge von der Volkvertretung nicht im einzelnen abgelehnt, sondern nur als Ganzes angenommen oder abgelehnt werden könnten, und daß ihre Ablehnung unerwünschte Folgen für die allgemeine Politik nach sich ziehen könne. Die Prüfung der Frage habe jedoch zu der Überzeugung geführt, daß im allgemeinen die Nachteile eines solchen Vorgehens die zu erwartenden Vorteile überwiegen. Insbesondere würde für Vertragsverhandlungen ein großer Teil der möglichen Erfolge preisgegeben werden, wenn das Ausland von vornherein davon Kenntnis erhielte, bis zu welcher Grenze wir Zollermäßigungen zuzugestehen bereit seien. Eine Ausnahme — heißt es dann wörtlich — ist bei den Zöllen für die wichtigsten Getreidearten gemacht worden. Mit Rücksicht auf die weittragende Bedeutung, die ihrer Bemessung für das Wohl der Landwirtschaft und der Gesamtheit innewohnt, erschien es trotz der entgegenstehenden erheblichen Bedenken angezeigt, durch die Gesetz-

gebung eine Weisung über den bei den Vertragsverhandlungen festzuhaltenden Mindestbetrag zu geben und hierdurch einerseits dem Wunsche der Landwirtschaft nach einer Sicherung, soweit als thunlich, zu entsprechen, sowie andererseits späterm Meinungsstreit über das zulässige Ausmaß der vertragsmäßigen Zollherabsetzung möglichst vorzubeugen. Noch weiter zu gehen und auch für Bölle auf andre Erzeugnisse die Mindestsätze im Gesetz zu beziffern, verbietet sich dagegen durch das allgemeine Interesse am Abschluß von Tarifverträgen." Eine ausreichend sachliche Begründung der „trotz der entgegenstehenden erheblichen Bedenken“ für die Hauptgetreidearten zugestandnen „Ausnahme“ wird in diesen Sätzen niemand finden können. Dagegen läßt die Geschichte der letzten Jahre darüber keinen Zweifel, daß die tatsächliche Rücksicht auf die andernfalls zu erwartende rücksichtslose Opposition gerade der konservativen Parteien die Regierung zum Zustandnis dieser handelspolitisch unverkennbar nachteiligen Einengung der verfassungsmäßig dem Kaiser zustehenden Vollmachten für die Vertragsverhandlungen bewegen hat. Wie sich die Lage des Tarifentwurfs gestaltet hätte, wenn die Regierung diese taktische Rücksicht nicht genommen, wenn sie sich von vornherein zur Aufgabe gemacht hätte, die rücksichtslose Opposition der Konservativen zu überwinden, läßt sich freilich nicht sagen. Fest steht nur, daß die eingeschlagne Taktik der Tarifvorlage nichts genützt hat. Der „spätere“ Meinungsstreit über das zulässige Ausmaß der vertragsmäßigen Zollherabsetzung ist voreilig entsacht worden, und dadurch ist das rechtzeitige Zustandekommen eines neuen Tarifs in Frage gestellt worden, auch wenn sich die Regierung der konservativen Opposition auf Gnade und Ungnade unterwerfen wollte. Die Frage der Minimalzölle im Verhandlungstarif ist in den Grenzboten schon vor der Veröffentlichung der Bundesratsvorlage wiederholt besprochen worden. Wir haben davor als vor einer zu weit gehenden Konzession an den Parlamentarismus gewarnt und das Verlangen der heutigen konservativen Parteien danach als dem berechtigten und in Zukunft allein regierungsfähigen Konservatismus zuwider nachdrücklich bekämpft. Eine weitere Erörterung der taktischen Zweckmäßigkeit der Bundesratsentscheidung hat keinen praktischen Zweck, vollends nachdem die Regierungsvertreter erklärt haben, der Bundesrat glaube trotz der vorgeschlagenen Minimalzölle auf das Zustandekommen von Handelsverträgen — wie wir sie brauchten, und wie er sie wolle — rechnen zu können. Deshalb können wir unter Berücksichtigung der politischen und wirtschaftlichen Gesamtlage heute nur für die Annahme der Bundesratsvorlage mit den in ihr festgesetzten Minimalzöllen eintreten. Der Bundesrat muß eben probieren, ob's auch so geht.

Aber um so mehr fordert jede weitergehende Opposition der konservativen Parteien zur Kritik heraus. Die Grenze scheint uns erreicht, wenn nicht schon überschritten zu sein, wo ihnen die Pflicht erwächst, sich von dem übermächtig gewordenen Einfluß einer extremen Interessen- und Klassenpolitik zu emanzipieren. Thun sie das nicht, so zwingen sie selbst die Regierung, über kurz oder lang — voraussichtlich innerhalb der nächsten zwei Jahre — die Beziehungen zu ihnen einer wahrscheinlich sehr tief und weit gehenden Revision zu unterziehen. Kaiser und Bundesrat des Deutschen Reichs können, auch wenn sie eine konservative Regierung wollen, unmöglich eine Interessen- und Klassenregierung dulden.

Auch die Forderung stark erhöhter Agrarzölle bedeutet natürlich noch keine unzulässige Interessen- und Klassenpolitik. Es kommt auf das Maß der Erhöhung und auf seine Begründung an. Und an sich ist auch das Bestehn auf der Erhöhung der Regierung gegenüber noch keine mit dem gesunden Konservatismus unverträgliche Opposition. Hier muß das Verhalten der Regierung und die Art der Opposition in Betracht gezogen werden. Aber gerade von diesem Standpunkt aus muß die Kritik der parteikonservativen Opposition gegen die Agrarzölle des Entwurfs zur schärfsten Beurteilung führen.

Der Bundesrat hat es unterlassen, bei der Festlegung der Minimalzölle im Entwurf zu erklären, daß er eine weitergehende parlamentarische Einengung der

verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Kaisers durch die Erhöhung der vorgeschlagenen oder durch die Aufnahme neuer Minimalzölle nicht annehmen werde. Er hat, wie es scheint, auch keinen dahin gehenden Beschluß gefaßt. Wir hatten das für wünschenswert gehalten, und der selbsterge Verlaufs der Dinge hat uns in dieser Meinung eher bestärkt als erschüttert. Die Regierungsvertreter haben sich, wie es scheint schon deshalb, bisher in den Verhandlungen darauf beschränken müssen, vor „übertriebenen“ Forderungen zu warnen und eine „wesentliche“ Verschärfung der Bindung als voraussichtlich für den Bundesrat unannehmbar zu bezeichnen. Dadurch ist herbeigeführt worden, daß die Parteien sämtlich nicht nur mit der Bereitwilligkeit der Regierungsvertreter, sondern auch mit der des Bundesrats zu rechnen angefangen haben, einer Erhöhung der vorgeschlagenen Mindestzölle oder auch der Festlegung von Mindestzöllen für weitere Agrarprodukte zuzustimmen. Daß die Begründung, wie wir sahen, ausdrücklich sagt, es verbiete sich durch das allgemeine Interesse am Abschluß von Tarifverträgen, auch für Zölle auf andre Erzeugnisse als die vier Hauptgetreidearten die Mindestsätze gesetzlich zu bessern, wird dabei allgemein als unwesentlich behandelt. Man scheint es namentlich in den konservativen Parteien auch für selbstverständlich zu halten, daß sich der Bundesrat ihren Mehrforderungen fügen müsse, wenn es gelänge, ein Kompromiß mit dem Zentrum und den Nationalliberalen zustande zu bringen; ja daß die Regierungsvertreter sogar ihre guten Dienste, die dazu wohl unentbehrlich wären, dem Zustandekommen eines solchen Kompromisses widmen sollten, obgleich es doch tatsächlich nur den Wünschen einer ausgesprochenen Minderheit des Reichstags künstlich zu einer Mehrheit gegen die Regierung verbleiben sollte. Wir wissen nicht, was für Aussichten diese Annahmen der konservativen Parteien jemals gehabt haben oder noch haben, aber wir meinen denn doch, daß ein solcher neuer Sieg über die Regierung den zahlreichen Mitgliedern der genannten Parteien, an deren ernstem Monarchismus ebensowenig zu zweifeln ist, wie an ihrem staatsmännischen Scharfblick, endlich etwas bange machen müßte vor dem Ende der ganzen Kampagne. Nichts kann für die konservative Sache in Deutschland verderblicher, nichts in Wahrheit antikonserverbarer sein, als durch rücksichtslose Ausbeutung der schwachen Position einer Regierung, die konservativ ist und konservativ sein will, weitere Triumphe über sie zu erziehen. Auf der andern Seite muß natürlich die Aussicht auf ein solches Kompromiß und einen so erstrebten Sieg der konservativen Parteien über den Bundesratsentwurf die Freisinnigen und die Sozialdemokraten in ihrem Bestreben bestärken, das rechtzeitige Zustandekommen des ganzen Tarifs mit allen Mitteln, die die Geschäftsordnung irgend zuläßt, zu verhindern, und daß wird sie in den Augen des großen Haufens *intra muros*, der an Stimmengahl den Bauern kaum nachsteht, mit dem Glorienschein des besten Rechts umgeben. Die konservative Opposition gegen den Entwurf wird hauptsächlich dafür verantwortlich gemacht werden müssen, wenn es der Obstruktion der Linken gelingt; die Durchberatung des Entwurfs so zu verzögern, daß, wenn nicht schon über den Verhandlungstarif, so doch über die Handelsverträge ein neuer Reichstag zu entscheiden haben wird. Wie wird dann für die Wahlen agitiert werden, wie werden sie ausfallen? Glauben die Parteikonserverativen, daß sich ihre Chancen bei den Neuwahlen noch verbessern, oder daß die Regierungen ihnen etwa gar ihre Wahlagitatorien besorgen oder auch nur besorgen lassen würden, so werden sie voraussichtlich die Rechnung ohne den Wirt machen. Gerade diese Neuwahlen müßten die Regierungen zur ernsthaften Revision ihrer Beziehungen zum heutigen Parteikonserveratismus zwingen. Die „halbamtliche“ Warnung vor der weiteren Opposition, die die Vordeutsche Allgemeine Zeitung am 1. Februar zu bringen veranlaßt worden ist, beweist am besten, wie berechtigt unser Wunsch nach einem bestimmtem Auftreten des Bundesrats gewesen ist. Aber auch ein so spätes Memento sollte von den konservativen Parteien beherzigt werden. Zu spät ist es hoffentlich noch nicht.

Der Bundesratsentwurf hat als Minimalzollsätze vorgeschlagen: für Roggen 5 Mark, für Weizen 5 Mark 50 Pfennige, für Gerste 3 Mark und für Hafer 5 Mark.

Der gegenwärtige Zoll beträgt für Weizen und Roggen 3 Mark 50 Pfennige; für Gerste 2 Mark und für Hafer 2 Mark 80 Pfennige. Wenn diese Erhöhungen die Preise auf dem deutschen Markt annähernd in demselben Verhältnis gegenüber den Weltmarktpreisen steigern, wie es die bisherigen Zölle gethan haben, so wird damit den deutschen Landwirten auf Kosten deutscher Käufer und Verbraucher eine Subvention zugewandt, die in der Geschichte des deutschen Protektionismus, ja des Protektionismus überhaupt, ihresgleichen sucht. Daß diese Wirkung erzielt werden wird, muß man mit der Begründung des Entwurfs annehmen, wenn man der ganzen Aktion nicht Zweck und Sinn absprechen will. Die Lage mag diese Subvention rechtfertigen, aber jeder wirklich konservative Volkstiler muß bei einem so gewaltigen Eingriff in das Wirtschaftsleben von vornherein die größte Vorsicht als Pflicht der verantwortlichen Staatsleitung fordern. Dazu kommt die doch nun einmal nicht wegzuleugnende Unklarheit und Strittigkeit der für die Landwirtschaft selbst zu erwartenden Folgen. Sicher ist — um nur das zu erwähnen — ein erneutes Steigen der Güterpreise und wahrscheinlich ein Anwachsen der Verschuldung. Schon die dadurch erregten Bedenken mahnen zur Vorsicht. Das Verlangen nach weiterer Erhöhung der Minimalsätze, wie es die konservativen Parteien vertreten, wird allein mit der Behauptung begründet, daß das vorgeschlagene Maß der Erhöhung nicht „ausreichend“ sei, die deutsche Landwirtschaft vor dem Ruin zu bewahren. Aber alle Versuche, nachzuweisen, welche Zollhöhe denn nun in diesem Sinne „ausreichend“ sei, sind vergeblich gewesen und werden nach der Natur der Sache immer vergeblich bleiben. Auch hier bleibt dem Staat gar nichts andres übrig als zu probieren. Dr. Dade, der Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats, hat bekanntlich seinerzeit für Weizen 6 Mark, für Roggen 5 Mark, für Hafer 3 Mark 50 Pfennige und für Gerste 3 Mark „als den für den deutschen Ackerbau erforderlichen Zollschutz“ befürwortet. Nur beim Weizen bleibt der Vorschlag des Bundesrats darunter, beim Hafer geht er stark darüber hinaus. Das Preussische Landesökonomienkollegium hatte zuerst für Weizen und Roggen 7 Mark 50 Pfennige und für Hafer und Gerste 6 Mark verlangt, sich aber dann mit dem Deutschen Landwirtschaftsrat auf 6 Mark für alle vier Getreidearten geeinigt. Der Bund der Landwirte agitiert weiter mit dem Minimalatz von durchweg 7 Mark 50 Pfennigen. Schon danach muß man sagen: non liquet. Und es versteht sich doch eigentlich ganz von selbst, daß in dubio die Regierung die Interessen des Teils der Nation zu berücksichtigen verpflichtet ist, auf dessen Kosten die Sache gemacht wird. Man konnte vernünftigerweise auf Grund der in den letzten zehn Jahren gemachten Erfahrungen wohl sagen, der bestehende Vertragszoll reiche nicht aus, der Landwirtschaft den nötigen Schutz zu gewähren, aber zu behaupten, der Vorschlag des Bundesrats werde in Zukunft nicht ausreichen, sondern es seien 6 Mark nötig, ist doch bei Lichte befehen — nach allem, was darüber „festgestellt“ ist — der helle Unfinn. Gerade von den Konservativen hat Graf Bülow das Recht, zu verlangen, daß man ihn die Probe auf der vom Bundesrat gegebenen Basis machen lasse. Von der Erschwerung, vielleicht gar Vereitelung des Abschlusses neuer Handelsverträge durch die Erhöhung oder die Erweiterung der Minimalzölle wollen wir gar nicht reden; auch die Opposition der Konservativen gegen den übrigen Inhalt des Gesetzes lassen wir vorläufig ganz beiseite.

Aber wie kommen denn nun die konservativen Parteien dazu, bei diesem offensibaren Mangel an sachlichen Gründen, in der Opposition gegen den Bundesratsentwurf zu verharren? Daß die Behauptungen des Deutschen Landwirtschaftsrats und des Ökonomienkollegiums die Ansprüche von offensibaren Interessensvertretungen enthalten; wissen sie so gut wie die Regierung. Als Autorität können sie ihnen nicht gelten, wo es sich um die Gesamtpolitik handelt; am wenigsten gegen die Regierung. Wo ist nun die Autorität, auf die sie sich bei ihrer weiteren Opposition stützen können? Sie ist überhaupt nicht vorhanden. Das, was sie zur fernern Opposition veranlaßt, ist in Wahrheit nichts weiter als die Rücksicht auf

die durch die agrar-demagogische Agitation des Bundes der Landwirte zur extremen Interessen- und Klassenpolitik aufgewiegelten großen Haufen der landwirtschaftlichen Wähler. Deshalb vor allem bedeutet diese Opposition gegen den Bundesratsentwurf einen krassen Schlag ins Gesicht des wahren Konservatismus.

Man wende nicht ein, die agrarische Bewegung, namentlich auch die Aufrüttelung der Bauern, finde ihre natürliche Begründung und ihre unbefreitbare Berechtigung in der Notlage. Das kann man anerkennen, und man wird doch die Politik des Bundes der Landwirte in ihren heute verfolgten extremen Zielen und vollends in den dazu angewandten Mitteln auf das schärfste verurteilen müssen. Natürliche und berechtigte Grundlagen fehlen solchen erfolgreichen demagogischen Aufwieglungsaktionen niemals. Der Sozialdemokratie jedenfalls ebensowenig wie dem Bunde der Landwirte. Wir haben in den Grenzboten die Agitation des Bundes der Landwirte seit Jahren so oft einer eingehenden Kritik unterworfen, daß heute nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht. Hier interessiert uns nur die unbefreitbare, gerade in der Opposition der konservativen Parteien gegen den Bundesratsentwurf ihre verhängnisvollste Frucht zeitigende weitgehende Abhängigkeit dieser Parteien vom Bunde der Landwirte. Nur durch die Emanzipation von ihm können sie wieder konservativ im rechten Sinne werden.

Aber diese Emanzipation ist freilich ein sehr schweres Stück Arbeit. Der Bund der Landwirte hat den konservativen Parteien ganz ungeheure Dienste geleistet. Er hat tatsächlich die Masse der Landwirte, zumal der Bauern, in erstaunlichem Umfange für sie mobil gemacht. Er hat dabei seine Rechnung so gut gefunden, daß er auf eigne Mandate fast ganz verzichten konnte. Die Konservativen waren die gefügigsten Mandatäre. Von ihrem Standpunkt aus mit Recht von vornherein mit dem Eintreten des Bundes für die Landwirtschaft sympathisierend, haben sich die konservativen Parteien im Parteiinteresse mehr und mehr auch die unkonservativen Mittel und Zwecke gefallen lassen. Die äußerlich aufrecht erhaltene Scheidung der konservativen Parteiinteressen und der Bundesinteressen ist schließlich zu einer klugen taktischen Maßregel geworden, zu einer trefflich funktionierenden Verteilung der Rollen. An der Tatsache der innigen Verquickung beider und der führenden Rolle des Bundes in der Ehe ändert sie nichts. Längst ist freilich das Emanzipationsbedürfnis von vielen Konservativen empfunden worden. Es würde vielleicht schon früher erfolgreich zur Geltung gekommen sein, wenn nicht gerade in den konservativen Parteien die Elemente, die man als „Fronde“ zu bezeichnen lange Zeit berechtigt war, und die man vielleicht auch heute noch so bezeichnen kann, den oppositionellen Ausschreitungen der bündlerischen Agitationen sympathischer gegenüber gestanden hätten, als es konservativen Politikern ansteht. Jedenfalls wäre ohne die Duldung, Förderung und Benutzung durch die konservativen Parteien der Bund der Landwirte niemals zu solcher Übermacht gelangt, wie er sie augenblicklich hat. Aber ebenso muß doch auch angenommen werden, daß wenn diese Parteien ernstlich gegen Fronde und Bund zur Regierung und zum Kaiser stehn wollten, gerade in der Tariffrage, der Emanzipationskampf bald genug zu ihren Gunsten entscheiden sein würde.

Das Verhalten der konservativen Parteien als Mandatäre des Bundes der Landwirte beeinflusst, wie neuerdings immer klarer wird, ganz wesentlich das Verhalten des Zentrums. Angst vor den Wählern, die der Bund ihnen abspenstig machen könnte, wenn sie hinter seinen extremen Ansprüchen zurückbleiben, wird von einem Teil der Zentrumspresse offen als Grund für die Zurückhaltung der Partei den Bundesratsvorschlügen gegenüber eingestanden, während sachlich gegen die vorgeschlagene Minimalhöhe kaum etwas eingewandt wird. Wenn der Bund der Landwirte nicht aufspielte, und die Konservativen nicht vortanzten, würde sich wahrscheinlich das Zentrum lieber heute als morgen auf den Boden des Entwurfs stellen, und die nationalliberalen Opponenten erst recht.

Schon die nächsten Tage, die sogenannte „agrarische Woche,“ werden voraus-

sichtlich zu neuen Anstrengungen benutzt werden, die Regierung und die Reichstagsmehrheit unter den Willen der konservativen Minderheit zu beugen. Sicher wieder mit sehr klug verteilten Rollen und angeblich rein „sachlichen“ Argumenten. Wir wollen uns diese Aufführungen ansehen. Vielleicht geben sie Veranlassung, noch auf manche Einzelfragen auch hier näher einzugehen. Im ganzen meinen wir aber: Erfolglos studiert und disputiert ist genug; jeht probiert's!

ß

Zwei Wünsche. Unserm Herrgott muß manches viel Spaß machen. Z. B. wenn er sieht, wie die Zollgroßen über die Grenzen hin und her rollen, und wie für jeden Staat nach der Abrechnung, die freilich nur im Himmel vorgenommen werden kann, der Vermögensstand unverändert bleibt, weil sich seine Zolleinnahmen und seine Zollaussgaben bedeu. O ihr Narren, wird der liebe Gott denken (womit er natürlich nicht die hohen Regierungen der Länder meinte, was eine Majestätsbeleidigung wäre, sondern die Völker); könntet ihr das nicht bequemer und billiger haben, wenn ihr eure Staatsbedürfnisse bloß durch Verbrauchsteuer, oder noch bequemer, wenn ihr sie durch eine einzige Einkommensteuer aufbrächtet? Der Regierung eines einzelnen Staates kann man ja aus der Zollsucht keinen Vorwurf machen, denn mit der Politik ist's wie mit den Kleidermoden: jedermann sieht ein, daß sie Narrheit sind, aber kein Mann oder wenigstens keine Frau kann sich ihnen entziehen. Doch könnten die Gesetzgeber wenigstens das allerlächerlichste beseitigen, z. B. die Verzollung der Tassen, unechten Broschen und Halsstücke, die der moderne Mensch alljährlich von seiner Sommerreise oder aus dem Bade heimzubringen pflegt. Ich habe darüber vor ein paar Jahren an dieser Stelle schon ein paar Respektwidrigkeiten verbroschen, und darauf zurückzukommen veranlaßt mich ein Hoffnungsstrahl. Den berühmten Tariffentwurf kennen zu lernen, habe ich Gott sei Dank nicht nötig, aber bei einem zufälligen Blick in einen Bericht über die Sitzung der Zolltariffkommission finde ich, daß der Paragraph 5 eine Reihe von Ausnahmen aufzählt. Vom Zolle befreit sollen u. a. Gegenstände sein, die zu einer Ausfuhr gehören, oder die zu Braut- und Hochzeitsgeschenken bestimmt sind. Von den Ausnahmen werden ja nun wieder Ausnahmen gemacht, so z. B. sollen Tiere verzollt werden, auch wenn sie für eine Braut bestimmt sind, und ein Mitglied der Kommission war so boshaft zu fragen, an was für Tiere dabei zu denken sei: an Schößhunde und Papageien oder an Elefanten oder an Protodile und Frösche fürs Fensteraquarium? Jedoch das interessiert mich weiter nicht, sondern nur der Umstand, daß überhaupt Ausnahmen zugelassen werden. So drücke ich denn der Kommission meinen ehrerbietigen Wunsch aus, sie möchte sich bei der zweiten- oder zwanzigsten Lesung die Arbeit vereinfachen und schreiben: Vom Zoll werden nur Kaufmannswaren betroffen, die Einzeleinkäufe von Nichtkaufleuten geht das ganze Zollinstitut nichts an. Damit würden auch alle Postsendungen und die Post von den Zollschurigeleiten befreit, und auch die Steuerämter entlastet, denn das Beförderungsmittel für Kaufmannswaren ist nicht die Post, sondern die Fracht. Wie lächerlich ist es, daß Post und Steueramt inkommodiert werden, wenn man sich ein Buch in einer Stadt jenseits der nahen Grenze leiht oder ein Manuskript an einen österreichischen oder einen Schweizer Verleger schickt. Verzollt wird das ja glücklicherweise nicht, aber man muß drei Zolldeklarationen — pardon: drei Zoll-Inhalts-erklärungen ausfüllen, auf denen die Anweisung steht: „Allgemein gehaltne Angaben sind unzulässig.“ Da geliehene Bücher und Manuskripte überhaupt keine Waren sind, was haben sie da auf dem Steueramt zu schaffen, von dem sie der Empfänger abholen lassen muß? Wendet man ein, es sei doch aber Kontrolle nötig, da es ein Kaufmann manchmal vorteilhaft finden könnte, kleine Partien von sehr wertvollen Waren, z. B. Juwelen oder Gold- und Silberfachen, mit der Post kommen zu lassen, so ist zu entgegnen, daß solche Kleinlichkeiten, Feinlichkeiten und Nüchternheiten ins ancien régime gehören, wo es noch keinen Weltverkehr und überhaupt

keine große Politik gab, und die Beamten nichts zu thun gehabt hätten, wenn sie nicht hätten überflüssige Paragraphen machen dürfen, um deren Übertreter abfassen zu können; heute giebt es doch wichtigere Dinge zu thun.

Die Erwähnung der Post veranlaßt mich, auch ihr einen kleinen Wunsch vorzutragen. An dieser überaus wohlthätigen und unübertrefflich vollkommen organisierten Staatsanstalt ist absolut nichts auszufehen, als daß ihre Beamten mitunter die Gewissenhaftigkeit zu weit treiben. Es kommt vor, daß man den Wert eines Manuskripts deklarirt oder — weil das die Bibliothekverwaltung fordert — den eines geliehenen Buches. Als ungehobelter Büchertourm vermannt man beim Siegeln, um jedem Tadel des Postbeamten vorzubeugen, eine Stange Siegellack, und dann bringt der Bote doch das Paket zurück: es sei ein Knoten gar nicht, und eine Etde mangelhaft gesiegelt, und der Name nicht überall deutlich zu erkennen. Man giebt also in Zukunft, nachdem man zu Hause eine Stange verbraucht hat, dem Boten vorsichtshalber noch eine zweite mit. Die Post könnte ihren Verehrern und ihren eignen Beamten manche überflüssige Mühe und manchen kleinen Verdruß ersparen, wenn sie die Beamten auf die ratio legis aufmerksam machte. Ein Brief, der Banknoten, ein Kästchen, das Juwelen enthält, müssen so verschlossen sein, daß ein unberechtigter Eingriff, der keine Spuren hinterlasse, nicht möglich ist, weil es doch auch in der musterhaft pflichtgetreuen Armee des Reichspostmeisters hier und da einen Mann giebt, der einer Anwendung menschlicher Schwäche erliegt. Aber so dumm ist kein Briefträger, daß er ein altes Buch oder ein paar hundert beschriebene Blätter stehlen sollte. Bücher und Manuskripte versichert man nicht gegen Diebstahl, sondern gegen Feuergefahr und Raub. Dagegen hilft kein Siegellack; Gegenstände, die für die Räuber wertlos sind, pflegen ins Wasser oder in ein andres verderbliches Element geworfen zu werden. Bei solchen Sendungen wäre also überhaupt kein Siegel nötig, oder eins könnte genügen, nicht zum Schutz, sondern nur um sie als Wertsendungen kenntlich zu machen.

Die Einrichtung eines Lehrstuhles für Geschichte in Kapstadt. Südafrikanische Notable haben eine Versammlung gehalten, in der sie einen solchen Lehrstuhl forderten. Ein kühnes Unternehmen in der jetzigen Zeit, wo vor den Thoren ihrer Stadt Geschichte gemacht wird, und wo es so gewaltthätig zugeht, daß leicht sriedliche Tintenfässer umgeworfen werden könnten. Der Vorschlag erinnert an König Kerkes, als er von der Küste von Attika aus der Seeschlacht von Salamis zuschaute und zur Rechten und Linken seine Geschichtsprofessoren hatte, die mit gezückten Griffeln der großen Thaten warteten, die da kommen sollten. Die Idee begegnet denn auch in England manchem Widerpruch. Es ist interessant zu lesen, was ein bekannter englischer Abgeordneter und Gelehrter, Mr. Bryce, dagegen sagt, indem er damit zugleich die Lage in Südafrika beleuchtet. Es scheint ihm ein Hohn, schreibt Bryce in einem in der englischen Presse nur flüchtig erwähnten Briefe, unter den gegenwärtigen entscheidlichen Verhältnissen in Südafrika an die Begründung eines Lehrstuhles für Geschichte zu denken. Das Kriegsgericht herrsche überall, ein wirkliches Interesse an wirtschaftlichen Fragen gebe es nicht, der Verkehr von Ort zu Ort sei unterbunden, und eine Sturmwooge der Leidenschaft sei aufgerührt worden, die bitteren Haß noch für kommende Generationen und vielleicht sogar den Verlust Südafrikas für Großbritannien befürchten lasse. Unter solchen Umständen sich auf einer Rednertribüne mit sanften Gemeinplätzen über den Wert der Geschichte auszulassen, einer Geschichte, die uns nicht davor bewahrt, die Fehler von 1776 zu wiederholen, und süßliche Noten von Frieden anzustimmen, wo es keinen Frieden gebe, sei seine Sache nicht. — Wir möchten von dem Standpunkte der Kapstädter Herren aus empfehlen, beizeiten auch an eine Geschichtsprofessur in Kandahar oder Kabul zu denken.

Herausgegeben von Johannes Brunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Brunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Vom ehemaligen Königreich Hannover

1



em ersten Teil der Geschichte des Königreichs Hannover von Land-
schaftsrat von Hassell, über den wir unsern Lesern früher berichteten
(Grenzboten 1898, I S. 621), ist der Schluß des Werkes gefolgt
in zwei Halbbänden, wovon der erste die letzte Zeit Ernst Augusts
(1849 bis 1851) und die ersten zehn Jahre Georgs V. (bis 1862)
umfaßt, der zweite, noch stärkere nur vier inhaltreiche Jahre mit der Schlacht
bei Langensalza am Schluß, worauf dann noch eine kurze Erzählung der
hannoverschen Dinge bis zum Tode des Königs (1878) folgt.*)

Inzwischen hat auch das Staatsrecht des ehemaligen Königreichs in einem
zweibändigen Werke von Ernst von Meier**) eine ganz vortreffliche Behandlung
gefunden, ausgezeichnet durch klare Anordnung, ruhige, lapidarisch kurze Dar-
stellung und eine erstaunliche Genauigkeit der Einzelheiten, die ein wahrhaft
bewundernswertes Studium der Litteratur und der Akten voraussetzt. Die
einzelnen Einrichtungen werden uns in systematischer Anordnung und innerhalb
dieser in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die Einverleibung des König-
reichs in den preussischen Staat vorgeführt. Zuerst innerhalb der Verfassungs-
geschichte wird in einem Abschnitt: „Das Land und das Herrscherhaus“ das
Zusammenwachsen der Landesteile (Kalenberg und Lüneburg, Lauenburg und
Hadeln, Bremen und Verden, Osnabrück, Hildesheim und Ostfriesland) und das
Verhalten der hannoverschen Landesherren ausführlicher, seit sie mit Georg I. den
englischen Thron bestiegen haben, behandelt. Dann folgen Abschnitte über die
„oberste Landesregierung“ (die deutsche Kanzlei in London, die Stellung des
Herzogs von Cambridge als Statthalter, die Ministerien in Hannover), über die

*) Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke.
Von W. von Hassell. Zweiter Teil, erste Abteilung (1849 bis 1862). Mit drei Porträts.
Zweite Abteilung (1863 bis 1866). Mit vier Porträts und zwei Karten. Leipzig, W. Hefinsius
Nachfolger, 1899 bis 1901.

**) Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte (1680 bis 1866). Von Ernst
von Meier. Erster Band: Die Verfassungsgeschichte. Zweiter Band: Die Verwaltungsgeschichte.
Leipzig, Dunder und Humblot, 1898/99.

„Landstände“ und ihre Entwicklung zu einer allgemeinen Ständeversammlung nach dem Zweikammersystem und zu Provinziallandschaften, endlich über den „Staatsdienst“ (Adel und Sekretariokratie, dies eine speziell hannoversche Institution, Einkommen, Rangverhältnisse, Vorbildung). Die Verwaltungsgeschichte hat drei Abschnitte: Zentralverwaltung (Ministerium, Kammern und Kriegskanzlei), Provinzialverwaltung und Lokalverwaltung (Ämter, adliche Gerichte, Städte, Landgemeinden und selbständige Gutsbezirke).

Die ungeheure Arbeit, die in diesen zwei Bänden von zusammen zwölfhundert Seiten geleistet ist, betrifft ja Einrichtungen, die meistens der Vergangenheit angehören, und soweit sie überhaupt noch bestehen, in ihrer Umgestaltung seit 1866 nicht mehr wiederzuerkennen sind. Was damals, als das Königreich noch selbständig war, ein beehrtes Handbuch hätte sein können für viele, so daß man sein spätes Erscheinen um deswillen beinahe bedauern möchte, das ist jetzt an erster Stelle ein bedeutendes Hilfsmittel für den Fachmann, der sich mit der deutschen Verwaltungsgeschichte zu beschäftigen hat, und was hier über die Verfassung und ihre Geschichte zu lesen steht, das ist so sachlich und kühl, so durchaus mit dem Blick auf die Institutionen, der sich durch das persönlich Interessante nicht stören lassen möchte, geschrieben, daß es ebenfalls die wohlgeschulte Aufmerksamkeit eines ganz bestimmten Interesses fordert und z. B. solche sehr enttäuschen würde, die hier etwas Merkwürdiges suchen wollten über den Staatsstreich des eisernen Ernst August oder über das heute nach vierzig Jahren kaum noch verständliche persönliche Regiment seines Sohnes Georg V. Wir müssen gestehn, daß wir selbst etwas mehr dergleichen in einem solchen Werke erwartet hatten, aber das soll kein Tadel sein, denn dem Verfasser, der Jurist ist, kam es mehr auf die Einrichtungen an als auf die Personen — müssen wir uns doch darcin finden, daß bei den römischen Pandektisten die Menschen oft nur Gaius oder Lucius heißen —, und wir meinen, daß diese Darstellungsart für Leser von einigem Ernst auch noch Anziehendes genug hat. Besonders gern denken wir uns — außer jenen Fachleuten — die ehemaligen Hannoveraner als Leser, die hier die eigentümlichen Verhältnisse, mit denen sie unbewußt aufwuchsen, geschildert und beurteilt finden, z. B. die noch über den Kurfürsten Ernst August auf eine herzogliche Amtsordnung von 1674 zurückgehende Ämterverfassung, die erst unter Georg V. 1852 durch die Trennung der Justiz von der Verwaltung umgestaltet wurde. Bei ihrer umfassenden Zuständigkeit erschienen diese Ämter den Landbewohnern als die Verkörperung der Staatsgewalt, und ihre Vorsteher, die Amtmänner, oder wie man auch schlechtthin sagte, die „ersten Beamten,“ hatten ein großes gesellschaftliches Ansehen. In den meisten Ämtern stand diesem ersten ein zweiter Beamter für Justizsachen zur Seite, ein Assessor, der ebenfalls Jurist war, aber auf Subalterne wandte man diese in hohen Ehren stehende Bezeichnung im bürgerlichen Sprachgebrauch nicht an; das lernte man erst später aus Preußen, wo ja die Personen des untersten Dienstes sich mit Vorliebe Beamte nennen. Durch die Organisation von 1852, die 175 Ämter ließ und 168 Amtsgerichte neu einsetzte, verloren die Amtmänner einigermaßen, weil die Bezirke zu klein, durchschnittlich zu 8000 bis 10000 Seelen, und auch die Einkünfte

viel geringer geworden waren als früher, aber das änderte sich wieder durch eine Revision von 1859, die die Zahl der Ämter auf 102 und durchschnittlich auf 16000 Seelen brachte und die Gehalte wieder verbesserte, und den Amtsmännern blieb ihr Ansehen bis zuletzt erhalten, sodaß sich ehemalige Minister, Landdrosten und Generalsekretäre der Ministerien gern in diese Stellen setzen ließen.

In das Jahr der Neuorganisation 1852 und unter Windthorst als Justizminister fällt auch die Einführung der lange vorbereiteten und schon früher erlassenen neuen Justizgesetze. Hannover war schon lange wegen seiner Juristen berühmt, und die Spruchweisheit seines Oberappellationsgerichts in Celle weithin begehrt. Nun bekam es zunächst eine bürgerliche Prozeßordnung, die Aufsehen erregte, sodaß eine förmliche Wandrung auswärtiger Juristen zu den Sitzungen der neuen hannoverschen Obergerichte erfolgte, wo zum erstenmal in Deutschland der Grundsatz der Öffentlichkeit und Unmittelbarkeit durchgeführt wurde. Bei der Bearbeitung des eigentlichen Prozeßverfahrens hatte der spätere preußische Justizminister Leonhardt, der damals Hilfsarbeiter im hannoverschen Ministerium war (unter Oberleitung von Vacmeister), nicht etwa den auf dem linken Rheinufer geltenden Code de procédure von 1806, sondern die Zivilprozeßordnung des Kantons Genf von 1829 zu Grunde gelegt, und diesem glücklichen Griff verdankte das hannoversche Gesetz vom 14. Januar 1850 alsbald ein Interesse und eine Teilnahme in den übrigen deutschen Staaten, wie — nach einer spätern Äußerung Leonhardts — seit Menschengedenken kein andres Gesetz. Auf die bürgerliche Prozeßordnung folgte dann eine neue Strafprozeßordnung mit Schwurgerichten und Gerichtsschöffen in Polizeistrafsachen, und abgesehen von ältern Einrichtungen in Württemberg und Hamburg war Hannover der erste Staat, der die Mitwirkung von Laien in anderer Form als in der der Schwurgerichte in das neue Strafverfahren aufnahm.

Wir kommen nun noch zu einer andern hannoverschen Eigentümlichkeit, die ein weitergehendes Interesse für unsre Leser haben wird, dem Sekretariat der Ministerien und einiger andrer höherer Behörden. Die Inhaber dieser Stellen waren keine Subalternen, wenn sie auch viel mechanische Arbeit zu leisten hatten, sie hatten auch höhere Titel, und ihnen vorzugsweise wurden die Pfründen in den Mannsstiftern verliehen. Einer nach dem andern wurden sie aus der Sekretariatsstube zum Vortrag in das Sitzungszimmer entboten, wo die Mitglieder der Behörden diskutierten und abstimmten. Der geschäftliche Verkehr vollzog sich in den rücksichtsvollsten Formen, und gesellschaftlich konnten sich diese Männer, die einst mit den adlichen Herren zusammen in Göttingen studiert hatten, durchaus nicht beklagen. Dafür thaten sie die Hauptarbeit, die der hannoversche Adel wie jede herrschende Klasse auf andre Schultern abzuwälzen mußte. Herr von Meier, dessen Urteil wir hier wiederholen, wird wärmer bei der Schilderung dieses bürgerlichen Beamtentums, in dessen Kreisen die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit gepflegt wurden. Wie in Holstein die altadlichen Familien der Moltke, Baudissin, Schimmelmann, Stolberg, so standen in Hannover die Familien dieser Sekretäre auf der Höhe der Bildung und in engen Beziehungen zu

Weimar und Göttingen, es sind dieselben, die auch sonst im Staatsdienst als „Beamten“familien vorkommen, und die man auch wohl die hübschen oder die schönen Familien Hannovers nannte. Unter ihnen hat Kestner, der Mann Lottes, gelebt, ist der römische Kestner herangewachsen; mit Lichtenberg hat der Kriegsekretär Ramberg, der Vater des Malers, Briefe gewechselt; Georg Brandes war der Schwiegervater, Ernst Brandes der Schwager des Philosophen Heyne; innig waren Pütter und der jüngere Strube miteinander befreundet. Wie vielfältig ist die Schriftstellerei des Kammermeisters Patje, des Staatssekretärs Voie, des Hofrats Zimmermann, des Konsistorialrats Schlegel, und wenn vieles wie die zahlreichen Schriften von Ernst Brandes über die gesellschaftlichen Vergnügungen und das weibliche Geschlecht oder wie das meiste, was Rehberg geschrieben hat, heute ganz ungenießbar ist, so gilt das von der derartigen Litteratur dieser Zeit überhaupt. Immerhin hatten diese Männer ihren Montesquieu, ihren Adam Smith und vor allen ihren Burke studiert.

Und nun zeigt es sich, daß die, die die Arbeit thun, zuletzt auch die Macht erlangen. Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Minister durchweg sehr alt, denn sie behielten den Posten bis an ihren Tod und führten eine bequeme Existenz; von einem Herrn von dem Busche ist der klassische Ausspruch auf die Nachwelt gebracht: Man müsse sich hüten, etwas neues anzufangen. Einige wenige freilich arbeiteten auch selbst, aber spätestens mit Münchhausens Tode (1770; unter ihm wurde die Universität Göttingen 1736 gegründet, deren erster Kurator er war) verschwinden die Handschriften der Minister aus den Akten mehr und mehr, bis diese Enthaltsamkeit um die Wende des Jahrhunderts und darüber hinaus in dem Minister von der Decken ihren Höhepunkt erreicht. Der Adel gerät in geistigen Verfall. So sehr sich Pütter über die vielen Grafen und Adlichen gekreut hatte, die zu seinen Füßen saßen, den Nutzen von der Universität haben doch vorzugsweise die Bürgerlichen gehabt. Damit hält das Emporkommen der Sekretäre zur Macht Schritt. Das zeigt sich schon in den Universitätsangelegenheiten; unter Münchhausen galten hier die Sekretäre noch wenig, später gegen Ende des Jahrhunderts die oben genannten beiden Brandes alles, und die Universitätsregierung lag zeitweise bei dem Professor Heyne, dem Schwiegersohn des einen, dem Schwager des andern. Ähnlich war es mit der Regierung überhaupt. Seit Münchhausens Tode bis zum Jahre 1848 hat Hannover nur einen wirklich hervorragenden Minister gehabt, den Grafen Münster; bis zu seiner Ernennung 1805 hat jahrzehntelang der Geheime Kabinettsrat Rudloff, der kleine Kauniz, wie man ihn nannte, das Land regiert. Schon mit Strube, dem Sohne, hatte das Aufsteigen der Sekretariokratie begonnen, in Rehberg und Rose hat es sich vollendet. Wie in diesem Zeitraume keiner dieser Sekretäre zum Mitgliede der Behörde emporstieg, so war es auch unmöglich, daß einer vom alten Adel seine Laufbahn in der Sekretärstube begonnen hätte. Die Folgen davon zeigten sich nicht bloß in dem Herunterkommen des Adels, sondern auch in dem Charakterverderb mancher Sekretäre. Georg Forster nannte den jüngern Brandes einen Speichellecker der hannoverschen Aristokratie, und auch Rehberg, der von 1814 bis 1821 Geheimer Kabinettsrat war, hat sich wenigstens nicht völlig intakt

gehalten. Die Bedeutung dieses in der innern Geschichte Hannovers viel genannten Mannes findet übrigens Meier in der ganzen bisherigen Überlieferung so überschätzt, daß er ihr einige sehr einfache Thatfachen entgegenstellt: eine Rolle, wie viel früher Rudloff, hätte er unter der alles beherrschenden Persönlichkeit des Grafen Münster gar nicht spielen können, er habe im Rechnungswesen gute Dienste geleistet und an der Landchaftsordnung von 1819 Anteil gehabt, aber nicht an der Reorganisation der Verwaltung, mit der man seinen Namen später fälschlich zusammengebracht habe. Seinen unverdienten Ruhm verdanke er seiner politisch-philosophischen Schriftstellerei, die damals etwas neues gewesen sei, und die es ihm ermöglicht habe, manches aus seiner Vergangenheit in die ihm wünschenswerte Beleuchtung zu setzen. „Es ist in der That auffallend, wie hoch in Deutschland auch unbedeutende schriftstellerische Leistungen geschätzt werden.“

Diese Scheidung zwischen ablichen Ministern oder Geheimräten und bürgerlichen Sekretären mit Rats Titeln hatte ihre Zeit: seit 1848, noch unter Ernst August, und während der ganzen Regierungszeit Georgs V. gab es viele bürgerliche Minister und Landdrosten, während andererseits die Ablichen mit der Sekretärslaufbahn begannen, aus der manche von ihnen dann als Minister hervorgingen. Während der ersten elf Jahre seiner Regierung, also bis zum Jahre 1848, hielt jedoch Ernst August streng fest an der Besetzung aller wichtigen Stellen mit Altadlichen, obwohl schon 1831 ein königliches Reskript aus England (unter Wilhelm IV. und dem Herzog von Cambridge als Vizekönig) auf eine Vorstellung der allgemeinen Ständeversammlung hin entschieden hatte, daß das Ansehen der Geburt bei der Besetzung der Staatsämter nicht in Frage kommen solle, außer wo dem Adel verfassungsmäßig Rechte auf bestimmte Stellen vorbehalten seien. Es handelte sich hierbei um ritterschaftlich-landtschaftliche Ämter und um die sogenannte abliche Bank des Obergerichts, die erst 1848 durch ein besonderes Gesetz aufgehoben wurde. Außerdem aber gab es in dem alten Hannover noch einen Adelsvorzug, der zwar nur in der Titulatur seinen Ausdruck fand, aber doch, weil er mit der Ämterordnung zusammenhing, einigermaßen wichtig schien. Es gab auf den Ämtern in der Regel, wie bemerkt worden ist, zwei Beamtenstellen, und nur auf die erste kam es an, weil sie mit lukrativen Pachtungen verbunden war und ihrem Inhaber den Glanz und das Ansehen gab, deren sich die hannoverschen Lokalobrigkeiten erfreuten. War nun ihr Inhaber bürgerlich, so hieß er Amtmann und Oberamtman, war er altadlich, Drost oder Oberhauptmann. Eine weitergehende Bevorzugung des Adels, die unter Umständen auch sachlich wertvoll sein konnte, war 1816 aufgehoben worden: die ablichen Herren ließen sich nämlich bis dahin nicht auf die zweiten Stellen setzen, sondern warteten auf die ersten als Supernumerare mit dem Titel Drost, während die bürgerlichen Amtschreiber hießen. Nun wurde für beide die Bezeichnung Amtsassessor eingeführt und die zweite Stelle auch der ablichen Laufbahn eingefügt, aber an dem Unterschied der Titulatur für die erste Stelle rührte man damals noch nicht. So kommt es, daß noch bis auf die neue Organisation von 1852 die altadlichen Titel Drost und Oberhauptmann zu finden waren, aber sie wurden immer feltner und

selbstverständlich nach 1848 gar nicht mehr gegeben. Die Verfassungsnovelle von 1848 kennt so wenig Vorzüge der Geburt, wie das Staatsdienergesetz von 1852 und das neue Gesetz über die „königlichen“ Diener unter Georg V. von 1858.

Wir sind auf diese Äußerlichkeiten, die Meier mit Berichtigung seiner Vorgänger, auch Hassells, klar gestellt hat, eingegangen, weil sie noch in der Erinnerung zahlreicher alter Hannoveraner fortleben. Zusammen mit den andern, wesentlichern Rechten stellen sie die Bevorzugung des Adels, über die soviel hin und her gesprochen zu werden pflegt, einmal an einem ganz konkreten Beispiel dar. Meier benutzt dieses noch zu einem interessanten Vergleich der hannoverschen mit den preussischen Verhältnissen, aus dem sich jedoch keine Einzelheiten ausheben lassen, weil ihrer zu viel werden müßten, und wiewohl er das Facit nicht mit kurzen Worten giebt, so meinen wir doch, der Eindruck wäre der, den wir auch sonst bei ihm haben, wenn er in den einzelnen Kapiteln die hannoverschen Einrichtungen dem preussischen Staate einfügt, daß sich in dem kleinern Staatswesen die Kräfte in unnützen Reibereien um kleine Dinge verzettelten, während der preussische Absolutismus produktiv war und sein mußte, weil er auf dem Wege zum europäischen Großstaat einer Zusammenfassung seiner Kraft bedurfte. Aber freilich, während Preußen beinahe alles seinen Herrschern zu verdanken hatte, war Hannover seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit England verbunden, zu seinem Unheil, wie einseitige Staatsmänner damals und später in beweglichen Worten ausgesprochen haben.

Nach der Darstellung Hassells in dem früher besprochenen ersten Teil seines Werks könnte es eher scheinen, als sei diese Verbindung für Hannover eine Ehre und beinahe ein Glück gewesen, und der zweite Teil, der uns hier zu beschäftigen hat, ist durchaus unter dem Eindruck des Unglücks und des Unrechts der preussischen Annexion geschrieben, so sehr, daß des Verfassers Wünsche und Hoffnungen auf eine Wiederbringung der ehemaligen Zustände gerichtet sind, und er in der Vorrede schreibt: „Es hält schwer, in der Annexion des Königreichs einen Akt ausgleichender politischer Gerechtigkeit zu sehen. Nicht einmal deren Notwendigkeit läßt sich, wie das Beispiel Sachsens zeigt, erweisen. Vielmehr ist für den Prager Frieden nicht die Rücksicht auf die beste Gestaltung Deutschlands, sondern die Besorgnis vor der Einmischung des Auslands maßgebend gewesen, und es ist unwiderruflich dargethan, daß es für die deutschen Regierungen vorteilhafter gewesen ist, sich in großen europäischen Krisen mit Frankreich zu verbünden als sich an Preußen anzuschließen.“ Wir möchten gleich hierzu eine Betrachtung stellen, die sich gegen den Schluß des Werkes hin findet, da wo nach der Schlacht bei Langensalza, aber noch vor der Annectierung, Ende Juli 1866, der König von Hannover seinen Adjutanten nach Nikolsburg an den König Wilhelm schickt, der ihn aber nicht empfängt. „Dennoch wollte Georg V. dem Gedanken nicht Raum geben, daß die Vernichtung seines Königreichs schon jetzt eine beschlossene Sache sein könnte. Ihm war es unfassbar, daß für die älteste deutsche Dynastie in dem neuen Bunde kein Raum sein sollte. Er hatte bis

zuletzt das Menschenmögliche gethan, um im Frieden mit seinem mächtigen Nachbar zu leben. Den preußenfeindlichen Bestrebungen der süddeutschen Regierungen hatte er sich stets ferngehalten und nur gezwungen, aber dann nicht ohne Ruhm, das Schwert gezogen. Auch jetzt noch wäre er mit Freuden bereit gewesen, für die Erhaltung einer wenn auch nur beschränkten Selbständigkeit die größten Opfer zu bringen, sogar, wenn es sein mußte, zu Gunsten seines Sohnes die Krone niederzulegen. Für eine Gewaltpolitik, die gegen jedes Recht und Gerechtigkeit das Königreich nur um seiner geographischen Lage willen von der Landkarte verschwinden lassen wollte, während die Gebiete der frühern Rheinbundfürsten, die ihre Königs- und Herzogskronen sämtlich Napoleon verdankten, ungeschmälert blieben, hatte er absolut kein Verstandnis.“ Jeden einzelnen dieser Sätze, mit Ausnahme natürlich des ersten, könnte, wer da wollte, widerlegen, denn schon zu dem zweiten ließe sich bemerken, daß das Alter einer Dynastie mit ihrer Behandlung von seiten der Weltgeschichte ungefähr ebensoviel zu thun hat, wie die Leistung eines Generals in der Schlacht mit der Zahl seiner Ahnen, aber wenn die Widerlegung Erfolg haben wollte, würde sie sich schon auf jeden Satz etwa den Raum des ganzen Absatzes ausbitten müssen. Wir hätten auch dann an dem Geschäft keine Freude, haben aber auch andrerseits diesen Passus keineswegs darum hierher gestellt, weil er unsern Einwendungen besonders viel Fläche bietet, er sollte nur ein Beispiel sein für viele, sehr viele, die wir gerade so gut hätten wählen können. Nach der Auffassung Hassells hat es Preußen von langer Hand her und jedenfalls seit Bismarck's Eintritt in den diplomatischen Dienst darauf abgesehen gehabt, Hannover zu unterwerfen und seine Schritte in den einzelnen Phasen immer so eingerichtet, daß es nicht zu einem friedlichen Anschluß des schwächeren Staats, einer Art Militärconvention oder dergleichen, käme, und dadurch der wertvollere, ganze Gewinn dem Stärkern entginge. Der König Georg würde früher zu diesem und jenem bereit gewesen sein, und später hat er es sogar ausdrücklich erklärt, aber es hilft ihm nichts. Das Netz, in dem er gefangen werden soll, ist längst gelegt, und die Schlingen, die es dann zuziehn werden, hält eine kühle Berechnung, die auf keine Gründe mehr hört, in der sichern Hand. Man hat so etwas von dem Eindruck eines Testaments Peters des Großen, wenn man in Hassells außerordentlich wirkungsvoller Darstellung an diesen Etappen der hannoversch-preußischen Beziehungen vorbeigeführt wird, oder auch von dem Schreiten eines Verhängnisses zu tragischem Ende, nur daß an dem Untergehenden keinerlei Schuld zu finden ist, es wäre denn die, daß er zu viel Vertrauen hatte.

In der langen und an vielen Punkten unaufgedeckten Geschichte der Ereignisse, die zuletzt zu der Schlacht bei Langensalza führten, hat der Verfasser manches zu klären gesucht aus später erschienenen Aufzeichnungen von Militärs und Staatsmännern, nicht bloß hannoverschen, sondern auch sächsischen und andern, die auf der Seite gegen Preußen standen, und gegen deren Zeugnisse einiges einzuwenden wäre. Daran läge aber nicht sehr viel, weil dennoch Unsicheres genug übrig bliebe, wo Meinung gegen Meinung steht, und es käme für eine Abrechnung mit Hassells Darstellung überhaupt gar nicht zuerst auf

Einzelheiten an, z. B. nicht darauf, ob wirklich der weltbekannte ehemalige preussische Affessor Oskar Mebing (seit Ende 1859) überall da seine Hand gehabt hätte, wo Hassell die Spuren seiner beweglichen Finger zu sehen glaubt. Wichtiger wäre, daß Hassell selbst gerade durch seine eigne Zeichnung des Charakterbilds des letzten Königs von Hannover es uns nicht glaublich gemacht hat, Georg V. würde es über sich gewonnen haben, durch kleinere Zugeständnisse, solange es noch Zeit war, den letzten großen Verlust von sich abzuwenden. Es handelt sich ja eben um die ganze Auffassung, über die wir uns bei der Anzeige des ersten Teils deutlich genug ausgesprochen haben. Hassell macht kein Hehl daraus, daß er mit Haß und Liebe geschrieben hat. Sollen wir ihn darob schulmeistern: er sei kein wissenschaftlicher Historiker? Wir hätten ganz gewiß nicht gewagt, unsre Leser mit solchem Anlauf von seinem Buche zu unterhalten, wenn wir es nicht für sehr interessant hielten, und während man, wie wir bemerkten, von dem Werke Meiers sagen könnte, daß es gewissermaßen nach den Ereignissen oder ein wenig zu spät gekommen sei, giebt dem Buche von Hassell seine parteipolitische Tendenz geradezu ein aktuelles Interesse, das ihm die Teilnahme seiner engeren Landsleute sichern muß. Da wir uns aber bei unserm grundsätzlich verschiednen Standpunkt in der deutschen Frage auch über die preussisch-hannoversche nicht mit ihm verständigen könnten, so wenden wir uns lieber seiner Behandlung der speziell hannoverschen Dinge zu, wobei wir zugleich das Meiersche Buch berücksichtigen werden.



Die österreichische Staatskrise

Von Julius Pagelt (Wien)

(Schluß)



ie unbelehrbaren Freunde der Dezemberverfassung hatten der Krone schon vor Jahr und Tag als letztes Mittel, die Staatskrise zu beschwören, fortgesetzte Auflösung des Abgeordnetenhauses empfohlen. Die letzten allgemeinen Reichsratswahlen ermutigen nicht zur Fortsetzung dieser Politik. Überdies lehrt die Erfahrung, daß fortgesetzte Wahlen die Teilnahme an der Wahl mindern, sodaß zum Schluß in der Regel die kleinen radikalen Minoritäten als Sieger den Platz behaupten. Von sozialdemokratischer Seite wird wiederum die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts als Universalmittel empfohlen, angeblich weil dadurch das soziale Interesse im Abgeordnetenhause in den Vordergrund treten und die nationalen Streitfragen in den Hintergrund drängen würde. Ein Irrtum, denn die erobernde Kraft des Sozialismus würde genau so bankrott werden wie die des Liberalismus; überdies hat ja schon die gegenwärtige österreichische Regierung die stärksten wirtschaftlichen und sozialen Reiz-

mittel angewandt, ohne dadurch das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig machen zu können. Die Frage des Wahlrechts ist meiner Ansicht nach für die Erwägung der zur Lösung des österreichischen Problems tauglichen Mittel überhaupt gleichgültig; ebenso gleichgültig ist aber die augenblickliche Zusammensetzung des Hauses. Keine Neuwahl und keine weitere Reform des Wahlrechts wird auch nur das mindeste zur Beseitigung der Krise beitragen, wenn ihre Ursachen bestehen bleiben, nämlich die Bestimmungen der Dezemberverfassung, die die kritische Entwicklung der Nationalitätenfrage verursacht haben, und ferner die zentralistische Verwaltung, die die Nationalitätenfrage zu lösen meinte, indem sie die Nationalitäten zu unterdrücken suchte.

Wer ist aber berufen, diese Verfassungsreform durchzuführen? Das Parlament oder die Krone? Es ist zweifellos, daß für die Berufung in einem solchen Falle nicht der tote Buchstabe, sondern einzig und allein die Fähigkeit entscheidet. Gesetze sind jederzeit nur der Ausdruck von Machtäußerungen der einen oder der andern der beiden konstitutionellen Mächte im Staat oder auch beider zusammen. Hat die eine die Fähigkeit zu beschließen eingebüßt, dann fällt eben auf die andre die Sorge für das gemeine Wohl. Das österreichische Abgeordnetenhaus aber hat gerade in den kritischen Fragen zweifellos die Macht eignen Willens verloren, und wenn sich heute die Krone entschließt, an seiner Statt die Ursachen der Staatskrise zu beseitigen, dann ist das kein Staatsstreik, sondern die höchste Staatsnotwendigkeit, weil die Krone nicht eine Angelegenheit entscheiden will, in der das Parlament eine bestimmte Meinung hat, sondern eine Angelegenheit, über die sich ein Urteil zu bilden das Parlament nicht mehr fähig ist.

Über diese Linie geht allerdings die hinaus, die mit der Begründung, daß die Frage der Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn die Ursache der Staatskrise sei, vorschlagen, die Krone möge zugleich mit der Heilung der parlamentarischen Verhältnisse durch eine neue Geschäftsordnung für das Abgeordnetenhaus „in einem Aufwaschen“ auch die Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn verfügen. Das wäre freilich ein Staatsstreik, dessen Folgen ganz unabsehbar wären. Auf keinen Fall würde dadurch die Lage gebessert; denn die Frage der Erneuerung des österreichisch-ungarischen Ausgleichs ist nicht die Ursache der gegenwärtigen Staatskrise, sondern veranlaßte nur ihren Ausbruch. Die von Ungarn für die Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen beiden Reichshälften aufgestellten Bedingungen waren so, daß im österreichischen Abgeordnetenhause keine Majorität dafür gewonnen, sondern nur gekauft werden konnte, zumal da sich die nationalen Parteien nur zu rasch daran gewöhnt hatten, die Notwendigkeit der periodischen Erneuerung des Ausgleichs zum Gegenstand einer Erpressungspolitik zu machen. Baden bot den Tschechen als Kaufpreis die bekannten Sprachenverordnungen, und diese zeugten die deutsche, ihre spätere Aufhebung aber die tschechische Obstruktion. Wäre durch die Dezemberverfassung die nationale Frage geregelt worden, dann wäre eine solche kritische Entwicklung der Ausgleichsfrage überhaupt nicht möglich gewesen. Die Regierungen hätten auf dem Gebiete der Sprachenfrage nicht die Objekte einer einseitigen Konzeptionspolitik gefunden,

und die Ausgleichsvorlagen wären seit 1868 von den österreichischen Parteien nur nach ihrem sachlichen Inhalt, nicht aber nach dem Preise beurteilt worden, den die jeweiligen Regierungen den einzelnen Parteien für ihre Genehmigung boten. Darin ist auch die politische Imparität Österreichs gegenüber Ungarn begründet; denn weil man in Österreich Ausgleichsmajoritäten kaufen konnte, hatte immer Ungarn bei der Feststellung der Ausgleichsbedingungen das entscheidende Wort. Seit Waderni ist das allerdings insofern anders geworden, als solche Geschäfte in der Ausgleichsfrage im österreichischen Parlament nicht mehr möglich sind. Ganz abgesehen davon, daß der Kaufpreis, den die Regierungen den einzelnen Parteien für die Erneuerung des alten Ausgleichs zahlen möchten, nicht mehr liquidiert werden kann, weil sich die nationalen Empfindungen der einen oder der andern Seite dagegen aufbäumen, ist der Widerstand gegen die fortgesetzte Übervorteilung Österreichs durch Ungarn so stark geworden, daß die Mitwirkung des österreichischen Abgeordnetenhauses bei einer Erneuerung des Ausgleichs auf der alten Grundlage vollständig ausgeschlossen erscheint. Betrachtet man nun diese Erneuerung als eine Notwendigkeit, und will man unter allen Umständen den Dualismus, wie er durch die 1867 zwischen Österreich und Ungarn getroffenen Vereinbarungen geschaffen worden ist, erhalten wissen, dann bleibt allerdings nichts anderes übrig, als der Staatsstreich, d. h. die Aufdrängung eines die Erneuerung des Ausgleichs auf der alten Grundlage verfügenden Gesetzes gegen den ausgesprochenen Willen der Volksvertretung. Also auch auf diesem Gebiete der Verfassung führt, wie man sieht, die deutschliberal-zentralistische Auffassung, aus der die Dezemberverfassung hervorgegangen ist, zur Verneinung des Konstitutionalismus; der farbenprächtige Falter der Dezemberverfassung ist wieder zur grauen Raupe des Absolutismus geworden.

Die Gefahren der Einführung eines absolutistischen Regiments in Österreich springen aber so stark in die Augen, daß ein Staatsstreich in dem gedachten Sinne als ausgeschlossen gelten darf. Gegen die Aufzwingung eines Ausgleichs mit Ungarn würde sich das Volk wie ein Mann erheben, die Regelung der Nationalitätenfrage durch die Krone würde es als eine befreiende That begrüßen. Was gegen einen solchen Akt als einen absolutistischen Handstreich protestiert und agitiert, ist nicht der Beachtung wert, es sind dies die bekannten konstitutionellen Klageweiber, die in ihrer eignen Unfähigkeit die konstitutionelle Form über das Wesen des Konstitutionalismus stellen, und Fraktionen, die in einem faulen Körper besser gedeihen als in einem gesunden. Wer heute mutvoll den Knoten der Nationalitätenfrage durchhaut, ist des Erfolges sicher. Sache der Krone würde es also allein sein, die verfassungsrechtlichen Bestimmungen zu erlassen, die diese Fragen erledigen, über die sich das Parlament nicht zu einigen vermag, und die infolgedessen die Verfassungsmäßigkeit schon unterbrochen haben.

Aus den wiederholten deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen sind die Grundlagen eines das Verhältnis der Volksstämme in den Sudetenländern untereinander und zum Staate regelnden „Ausgleichs“ schon bekannt, und über die vorhandnen Differenzen zu entscheiden ist der Krone umso leichter, als sie auch die privaten Meinungen der Beteiligten kennt und darum weiß,

daß diese Differenzen in Wirklichkeit lange nicht so schroff sind, wie es nach den öffentlichen zu agitatorischem Zwecke zugespitzten Äußerungen der Betreffenden erscheinen mag. Der Grundsatz der nationalen Abgrenzung der Bezirke ist schon allseits angenommen worden; ebenso wird von keiner Seite die Notwendigkeit der Einsetzung von nationalen Kurien in den gemischtsprachigen Landtagen bestritten. Es bleibt also in dieser Beziehung nur die eigentliche Sprachenfrage übrig, in der aber ebenfalls nur vier Punkte strittig sind: bei den Deutschen die Forderung einer Kodifizierung der deutschen Staatsprache und einer deutschen innern und äußern Amtierung in allen deutschen Bezirken, und bei den Tschechen die Forderung der Einführung der internen tschechischen Amtssprache in allen tschechischen Bezirken sowie der gemischtsprachigen äußern Amtierung in allen gemischtsprachigen Ländern. Sieht man von der agitatorischen Seite dieser Forderungen ab, und zieht man nur das praktische Bedürfnis des Staates und der Bevölkerung in Betracht, so ist ein Ausgleich nicht schwer zu finden. Während einerseits die Kodifizierung der deutschen Staatsprache in dem Sinne, daß alle Staatsämter mit den Zentralbehörden in deutscher Sprache verkehren, im wohlverstandnen Interesse des Staates liegt, wäre die Frage der äußern Amtssprache in gemischtsprachigen Ländern entsprechend dem tatsächlichen Bedürfnis zu regeln; das heißt, der Deutsche soll in slawischen Bezirken in deutscher, der Tscheche in deutschen Bezirken in tschechischer Sprache mit den Behörden verkehren können. Wenn man sich von deutscher Seite dagegen sträubt, so liegt das an einer die tatsächlichen wirtschaftlichen Bedürfnisse vollständig übersehenden Agitation, die aus den Fehlern der deutschliberalen Politik in den siebziger Jahren herausgewachsen ist. Als sich damals die Sprachenfrage meldete, griffen die Deutschliberalen zu dem aller schlechtesten Mittel, sich ihrer zu entledigen. Unter den Deutschen Böhmens, die ehemals ihre Kinder in tschechische Orte zur Erlernung des Tschechischen „auf Tausch“ gegeben hatten, wurde eine umfassende Agitation gegen diese Sitte eingeleitet, das Tschechische wurde veremt, man wollte dem Staate keine deutschen Beamten mit tschechischer Sprachkenntnis liefern, um so die Berücksichtigung des Tschechischen in der Staatsverwaltung unmöglich zu machen. Natürlich schlug das Experiment fehl. Schon lieferten die Tschechen ihr Kontingent für die Staatsverwaltung, das dadurch, daß es beide Landesprachen beherrschte, einen Vorsprung vor den deutschen Beamten errang und infolge seines Sprachgeschicks die gemischtsprachigen Bezirke bald vollständig einnahm und zu ihrer Slawisierung wesentlich beitrug. Leider blieben die Deutschen dadurch ungewarnt; erst in jüngster Zeit nimmt die Kenntnis des Tschechischen in deutschen Bezirken wieder zu, was ganz begreiflich ist, weil bei den tausendfältigen wirtschaftlichen Beziehungen, die trotz aller nationalen Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen bestehen, für die Deutschen in Böhmen im allgemeinen die Kenntnis des Tschechischen wichtiger und nötiger ist als die des Französischen oder des Englischen. Wenn also den deutschen Staatsbeamten die nötige Zeit zur Erlernung des Tschechischen gelassen und der Grundsatz aufgestellt wird, daß in deutschen Bezirken nur deutsche, in tschechischen nur tschechische Beamte, und davon eine dem wirklichen Bedarf entsprechende Anzahl angestellt wird,

die beide Sprachen beherrscht, so dürfte sich in der Bevölkerung dagegen kein Widerspruch erheben.

Hand in Hand damit müßte aber selbstverständlich eine gründliche Reorganisation der politischen Verwaltung gehn. Die nationale Frage läßt sich aus dem Reichsrat nur dann ausschalten, wenn man sich entschließt, alle sogenannten nationalen Angelegenheiten durch die autonomen Körperschaften, also von den Volksstämmen selbst und ihren berufenen Vertretungen wahrnehmen zu lassen. Die letzte Reform der Verwaltung kam in den sechziger Jahren zustande, wo — natürlich nicht unter deutschliberaler Herrschaft — die Einführung von Bezirksvertretungen verfügt worden ist. Durchgeführt wurde diese Maßnahme jedoch nur in Böhmen, Steiermark und Galizien. Die liberale Partei, die kurz darauf ans Ruder kam, hatte ja kein Interesse daran, diese Keime einer Selbstverwaltung zu entwickeln, und so blieben auch die Bezirksvertretungen dort, wo sie eingeführt worden waren, in den Anfängen stecken. Hier müßte eine klare Verwaltungsreform einsetzen. Auf den politischen Einheiten, den Gemeinden, müßten sich die Bezirksvertretungen, auf diesen die Kreisausschüsse aufbauen, wozu zu bemerken ist, daß schon in allen dahingehenden Vorschlägen über die nationale Abgrenzung der Bezirke und Kreise kein Zweifel herrscht. Auf den Kreisausschüssen aber würden die Landesvertretung und die nationalen Kurien in den gemischtsprachigen Landtagen ruhen. Alles dies wären nationale, autonome Körperschaften, deren Verhältnis zum Staate z. B. in Böhmen — um einen bestimmten Fall anzuführen — folgendes wäre: Die Gemeinde hätte in der Gemeindevertretung ihr autonomes Verwaltungsorgan, aus dessen Befugnis alle Handlungen der Staatsverwaltung, die ihm heute im „übertragenen Wirkungskreise“ aufgebürdet sind, auszuschneiden wären, in die aber andererseits die Obliegenheiten einbezogen werden müßten, die der Gemeinde natürlicherweise zukommen, heute aber von den Bezirkshauptmannschaften, also von der Staatsverwaltung, besorgt werden. Für die gemeinsamen Angelegenheiten des Bezirks wären die Bezirksvertretungen zu bestellen mit dem Bezirksausschuß als ausführender Behörde. Beiden autonomen Körperschaften, der Gemeinde und der Bezirksvertretung, stünde die Bezirkshauptmannschaft als Behörde der Staatsaufsicht erster Instanz zur Seite. Nach demselben Grundsatz wären die Kreisvertretungen und Kreisausschüsse einzurichten, denen als Staatsaufsichtsbehörden zweiter Instanz die Kreisshauptmannschaften entsprächen. Um die Wirksamkeit dieser Doppelgestaltung und ihren wohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung der nationalen Frage in Österreich zu vergegenwärtigen, sei darauf hingewiesen, wie heute das Schulwesen eingerichtet ist, und wie es in Zukunft eingerichtet wäre. Die Schulfrage ist ein wesentlicher und sehr bedeutender Bestandteil der nationalen Frage. Auf ihrem Gebiet stoßen fortwährend die nationalen Interessen und Bestrebungen zusammen. Schon lange hat man deshalb in Böhmen den Landesschulrat in zwei Sektionen, eine deutsche und eine tschechische, geteilt und so gewissermaßen das Schulwesen beider das Land bewohnenden Volksstämme national geordnet. Aber man vermied es, in dieser Beziehung den letzten entscheidenden Schritt zu thun:

nämlich auch die finanzielle Seite der Schulfrage dementsprechend zu regeln. Gerade in dieser Beziehung herrschen aber in Österreich wahrhaft anarchische Verhältnisse. Bleiben wir bei Böhmen, so finden wir folgendes: Die Bedürfnisse des Volksschulwesens werden von der Gemeinde, dem Schulbezirk und dem Lande bestritten, die der Mittelschulen von Gemeinden, dem Lande und dem Staate, ebenso die der öffentlichen Handels- und Gewerbeschulen, während zu den Bedürfnissen der Universitäten Land und Staat beitragen. Dieses Durcheinander wäre, auch wenn nationale Rücksichten ganz außer Betracht kämen, mindestens nicht notwendig; denn es wirken auf diese Weise Einflüsse auf die Errichtung und die Erhaltung von Schulen, die damit als einer reinen Kulturangelegenheit nichts zu thun haben. Überdies ist vom deutschen Standpunkt aus noch zu bedenken, daß den Deutschen in Österreich jährlich Millionen Gulden zu Gunsten slawischer Bildungszwecke, ja geradezu zur Bildung von slawischen Kulturmittelpunkten in vorwiegend deutschen Gegenden entzogen werden. Da liegt eine der Hauptursachen der fortgesetzten Reibungen zwischen Deutschen und Tschechen und der Störung und Hemmung der Gesetzgebung durch nationale Querelen. Mit einer „Verlängerung“ des Schulwesens wäre natürlich nichts gethan, da der Streit dadurch wohl auf ein kleineres Gebiet beschränkt werden, dafür aber um so heftiger auslobern würde. Die Tschechen in Böhmen würden wenigstens nicht zögern, sich das Schulwesen im Lande so einzurichten, wie es ihren nationalen Ausdehnungsbestrebungen entspräche. Staat und Land sollen vielmehr wie bisher die Oberaufsicht über das Schulwesen führen, seine Pflege aber muß Sache des Volksstammes selbst werden. Der Gemeinde und dem Bezirk fiele die Errichtung und die Erhaltung der Volks-, Bürger- und Fortbildungsschulen, dem Kreise die der Mittelschulen, dem Lande aber die der Hochschulen in der Weise zu, daß die deutschen Bezirke für die deutschen, die tschechischen für die tschechischen Hochschulen steuerten, die gemischten Bezirke aber nach Maßgabe des Mischungsverhältnisses der Bevölkerung zur Erhaltung der deutschen und der tschechischen Hochschulen beitrügen. Jeder Nation stünde es frei, in ihrem Sprachgebiet und im Rahmen der Reichs- und der Landesgesetzgebung (Einrichtung der Schulen) nach Belieben Bildungsanstalten zu errichten. Daß dabei des Guten nicht zu viel geschähe, dafür würden die Steuerzahler schon selbst sorgen, während in dem letzten Jahrzehnt oft Anstalten errichtet worden sind, nicht um einem wirklichen Bedürfnisse zu genügen, sondern weil sich die Regierung damit die Unterstützung einer politischen oder nationalen Fraktion erkaufte. Minoritätsschulen dürften nur in gemischten Bezirken errichtet werden, sofern die gesetzlichen Erfordernisse hierfür vorhanden wären, und auch da selbstverständlich nur in Orten, wo die Mehrheit der Bevölkerung dem Volksstamm angehört, der die Schule errichtet. Zu erwägen wäre dabei, ob nicht die Gründung von nationalen Schulfonds in den gemischten Bezirken am Platze wäre. Durch eine solche Neuordnung des Schulwesens, mit der die Überweisung geeigneter Staatssteuern an die Länder, Bezirke, Kreise und Gemeinden Hand in Hand gehn müßte, würde das Schulwesen dem parlamentarischen Markte vollständig entrückt, es wäre nicht mehr ein Feld für einseitige, den

nationalen Frieden störende Zustände, mit einem Worte: Die nationale Frage wäre, auch soweit sie Schulfrage ist, gelöst, und zwar in einer dem nationalen Empfinden aller Volksstämme gerecht werdenden Weise.

Auch auf andern Gebieten würde sich eine ähnliche Regelung dann von selbst ergeben. Parallel mit der autonomen Regelung der Gemeinden, Bezirke und Kreise ließe ein entsprechender Aufbau der gewerblichen und landwirtschaftlichen Einrichtungen. Die Spitze dieser besteht ja schon heute zum Teil in den Landeskulturräten (die in Böhmen auch schon national geteilt sind), der Unterbau soll nach echt österreichischer Weise allerdings erst jetzt in den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften geschaffen werden. Dagegen bestehen zwar schon längst Ortsgewerbe-genossenschaften, ohne daß sie bisher zu höhern Einrichtungen (Bezirks- und Landesgenossenschaft) entwickelt worden wären. Die Hauptsache bleiben freilich die Bezirksvertretungen und Kreisvertretungen, die nicht nur zum Brennpunkt des nationalen Lebens werden würden, weil in ihnen das Bedürfnis der Bevölkerung, ihre Interessen selbst wahrzunehmen, Befriedigung fände, sondern in denen auch die notwendige Voraussetzung für die Bildung arbeitsfähiger und tüchtiger parlamentarischer Körperschaften in den Ländern und im Staate geschaffen würde. Fürs erste wäre es wohl auch erspriesslich, die passive Wahlfähigkeit für die Landtage und für den Reichsrat an die Bedingung zu knüpfen, daß der Kandidat sich schon durch eine oder zwei Wahlperioden in der Bezirks- oder in der Kreisvertretung bethätigt habe.

Nach alledem ist es selbstverständlich, daß einerseits sowohl der heutige Wirkungsbereich des Reichsrats als auch der Landtage eine gewisse Einschränkung zu Gunsten der nationalen Autonomie erfahren würde, andererseits aber auch das gegenwärtige Steuerverteilungswesen einer durchgreifenden Reform unterzogen werden müßte. Über ihre Notwendigkeit besteht übrigens heute weder bei den Deutschen noch bei den Tschechen ein Zweifel, da infolge der Zentralisation das Steuerwesen der Länder und Gemeinden derart vernachlässigt worden ist, daß z. B. auch ein so reiches Land wie Böhmen dem Bankrott nahe ist. Mit dem sogenannten Umlagesystem (prozentuelle Gemeinde- und Landeszuschläge zur Staatssteuer) müßte vollständig gebrochen, und den Gemeinden, Bezirken, Kreisen und Ländern bestimmte Steuerobjekte zugestanden werden.

Die heikelste Frage würde aber ohne Zweifel die Neubegrenzung der Befugnisse des Reichsrats sein, weil an diesem Punkte die beiden historischen Schlagworte, die in Österreich schon so viel Unheil angerichtet haben, unmittelbar aufeinander stoßen: Föderalismus und zentralistische Doktrin. Allerdings würde es sich nach der Einführung des Grundsatzes der nationalen Autonomie nur noch um die formelle Seite dieses Gegensatzes handeln, da der Grundsatz des starren Zentralismus ja schon zu Gunsten der Selbstverwaltung mit Erfolg durchbrochen wäre. Aber an die Worte Zentralismus und Föderalismus knüpfen sich staatsrechtliche Vorstellungen von einer Umgestaltung des Staats entweder im Sinne der Einführung des „Departementensystems“ oder im Sinne der Vereinigung bestimmter Kronländer zu Ländergruppen. Die Idee des idealen Einheitsstaats nach dem Muster der französischen Departementseinteilung ist

aber wohl schon in demselben Augenblick gescheitert, wo sie gefaßt worden war. Sie lag jedenfalls der ganzen politischen Auffassung der alten deutsch-liberalen Verfassungspartei nahe, aber sowohl die Verschiedenheit der einzelnen Kronländer als auch das historische Gefühl der Bevölkerung sogar der deutschen Kronländer sträubte sich mit Erfolg gegen die mechanische Aufteilung geschichtlich gewordener Gebilde. Der föderalistische Gedanke aber, der der Eigentümlichkeit des österreichischen Staatskörpers zweifellos am meisten entspräche, wurde durch die Propaganda für das „böhmische Staatsrecht“ diskreditiert, die ihr Ziel in einem Böhmen, Mähren und Schlesien straff zentralistisch zusammenfassenden tschechischen Nationalstaat sieht, dessen Hauptaufgabe es natürlich wäre, die deutsche Bevölkerung dieser drei Länder zu tschechisieren und auf diese Weise zwischen die deutschen Alpenländer und die große Masse des deutschen Volks einen scharf nach dem Westen vorbringenden slawischen Keil zu treiben. Sich dagegen zu wehren, war für die Deutschen Österreichs ein Gebot der Selbsterhaltung. Entspricht aber diese Auffassung des böhmischen Staatsrechts heute noch in einem Böhmen, Mähren und Schlesien der tschechischen Politiker und Parteimänner, denen ein Wort in dieser Sache zukommt? Nein; dieses böhmische Staatsrecht ist heute ebenso eine agitatorische Phrase wie das Wort von der Germanisierung Österreichs oder Böhmens. Der richtige Weg läuft auch hier in der Mitte. Böhmen, Mähren und Schlesien haben unstreitig eine Reihe gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen im Gegensatz zu den Alpenländern, und daß diese Gemeinsamkeit nicht künstlich, sondern durch die Verhältnisse gegeben ist, hat sich ja wiederholt gezeigt, als in der Zeit des heftigsten Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen die Deutschen der Sudetenländer unter der Führung der Alldeutschen sich mit den Tschechen zusammenschlossen und gemeinsam vorgingen. Käme diese Tatsache verfassungsrechtlich zum Ausdruck, dann würde dadurch die wirtschaftliche Entwicklung der Sudetenländer ungemein gefördert werden, weil sie nicht mehr dem Widerstande begegnen würde, auf den sie heute im Reichsrate bei den Vertretern der Alpenländer stößt. Natürlich gilt das auch umgekehrt für die deutschen Alpenländer. Würde aber durch diesen staatsrechtlichen Zusammenschluß der Sudetenländer das Deutschtum dort irgendwelche Gefahr laufen? Meiner Ansicht nach nicht. Erstens lägen in den früher angedeuteten Reformen der staatlichen und autonomen Verwaltung wirksame Garantien dagegen, und zweitens ist der Prozentsatz der Deutschen in den Sudetenländern sogar etwas größer als der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung Österreichs, ganz abgesehen davon, daß im Reichsrate die Deutschen gespalten zu sein pflegen. Die objektiven Existenzbedingungen der Deutschen in den Sudetenländern würden also in Zukunft nicht ungünstiger sein als heute, sondern günstiger, weil sie in der Neuorganisation der Gemeinden, Bezirke, Kreise und nationalen Kurien in den Landtagen äußerst wirksame Bürgschaften für ihre fernere nationale Existenz und Entwicklung erhalten würden.

Als eine unbedingte wirtschaftliche und nationale Notwendigkeit erscheint aber die staatsrechtliche Zusammenfassung der deutschen Alpenländer zu einem Körper. Auf sie paßt die alte Fabel von dem Bündel Stäbe. Die Vor-

lagerung einer ausdehnungsfähigen tschechischen Bevölkerung bedeutet für sie eine Gefahr, der sie bei Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Verfassung, die sie in sieben kleine Landtage zerplittert und ihnen nicht die geeigneten Mittel zur Erhaltung ihres deutschen Charakters gewährt, auf die Dauer nicht widerstehen können. Die deutschen Alpenländer könnten sich auf keinen Fall mit einer bloßen Beschränkung der Befugnisse des Reichsrats zu Gunsten ihrer Landtage begnügen, weil diese zu klein sind und auch zu geringe wirtschaftliche Hilfsmittel haben, als daß sie nicht mit der Zeit von dem politischen Gewicht der großen Landtage Böhmens, Mährens und Galiziens erdrückt werden sollten. Das wirtschaftliche und vor allem das nationale Interesse der Deutschen in den Alpenländern fordert gebieterisch ihre Zusammenfassung in einem gemeinsamen Landtage, der auch stark genug wäre, den deutschen Charakter des Kerns der habsburgischen Hausmacht zu wahren und damit der Aufgabe gerecht zu werden, die dem deutschen Volk in Österreich vom Geschick zugewiesen ist.



Zur nächsten Papstwahl



seitdem das nach Einheit strebende Italien angefangen hatte, den Kirchenstaat zu bedrohen, haben päpstliche Erlasse und bischöfliche Hirtenbriefe, ultramontane Zeitungen und Flugschriften, katholische Vereine und Versammlungen nicht aufgehört, die weltliche Macht des Papstes als notwendige Bedingung für die Unabhängigkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes hinzustellen. Als dann aber im Jahre 1870 Rom als letztes Glied dem geeinten Italien zugefügt wurde, erklärte Pius IX. in der Encyklika *Rescriptum ea omnia* vom 1. November 1870, er wäre in Rom in solcher Gefangenschaft, daß er seine höchste Hirtengewalt nicht frei ausüben könne. Vergebens erließ das Königreich Italien — eingedenk des Versprechens seiner Regierung, sie würde die großen Interessen Italiens mit der dem Oberhaupte der katholischen Kirche schuldigen Ehrfurcht in Einklang zu bringen wissen — das sogenannte Garantiefgesetz vom 13. Mai 1871. Umsonst wurden hierin dem Papst die persönlichen Vorrechte der Souveräne zugestanden, für den heiligen Stuhl eine jährliche Rente von 3225000 Franken festgesetzt, und die Unabhängigkeit des Papstes bei der Ausübung der obersten Kirchenregierung, sowie die Freiheit der Papstwahl gewährleistet. Pius IX. verharrte auf seinem Standpunkt. Immer wieder und mit immer heftigern Worten die Wiederherstellung des früheren Zustands fordernd, hat er die Rolle eines Gefangenen im Vatikan bis an sein Lebensende weitergespielt.

Nach dem Tode Pius des Neunten erwartete man in Italien allgemein eine Änderung in dem Verhältnisse zum heiligen Stuhl, zumal da auch kurz vorher

der an dem „Kirchenraub“ unbeteiligte König Humbert den italienischen Thron bestiegen hatte. Und als nun gar die Wahl des Kardinals Pecci (Leo XIII.) zum Nachfolger von Pius bekannt wurde, da glaubte man in Italien die Zeit der Ausöhnung mit dem Papste gekommen. Man erinnerte mit Genugthuung daran, daß er als Bischof von Perugia trotz der gewiß für ihn schwierigen Lage im besten Einvernehmen mit den Behörden des Königreichs Italien gestanden und aus seiner Mißbilligung der Politik Pius des Neunten kein Hehl gemacht habe. Aber diese Hoffnung erwies sich sehr bald als trügerisch. Die allgemein erwartete Erteilung des päpstlichen Segens von der äußern Loggia, wodurch nach altem Herkommen *urbi et orbi* die Neuwahl verkündet wird, unterblieb, ein stillschweigender Beweis, daß auch Leo XIII. sich als Gefangner im Vatikan betrachtete. Wenn aber in dieser Hinsicht noch irgend welche Zweifel bestanden, so zerstörte er sie sehr bald in seiner Ansprache an die Karbinäle vom 28. März 1878, in der er seine Bekümmernis ausdrückte, daß der seiner weltlichen Souveränität mit Gewalt beraubte apostolische Stuhl seines hohen Amtes nicht frei und unabhängig walten könne. Und so hat auch Leo XIII., der sich bis zum Tage seiner Wahl vollkommen unbehindert in Rom bewegt hatte, von da ab den Vatikan nicht mehr verlassen. Ebenso wie Pius IX. hat auch er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne, wenn auch in weniger heftigen Worten wie sein Vorgänger, gegen die Annetierung der päpstlichen Lande lauten Widerspruch zu erheben. Diese Proteste haben zwar bei den gläubigen Katholiken der ganzen Erde den lebhaftesten Widerhall gefunden, aber ein wirklicher Erfolg in der Sache selbst ist ihnen nicht beschieden gewesen. Vielmehr ist, so glänzende diplomatische Siege Leo XIII. im übrigen erfochten hat, die römische Frage auch unter seiner Regierung ungelöst geblieben.

Welchen Einfluß wird nun der Verlust der weltlichen Macht auf die nächste Papstwahl ausüben? Dies soll der Gegenstand der folgenden Betrachtung sein.

Die Frage, die uns hier zunächst entgegentritt, und mit der sich bei der künftigen Vakanz des päpstlichen Stuhls die Karbinäle zuerst zu beschäftigen haben werden, ist die, wo das Konklave stattfinden soll. Nach den geltenden Bestimmungen soll die Wahl des Papstes der Regel nach in Rom geschehn. Ein bestimmter Ort innerhalb Roms ist dagegen nicht vorgeschrieben, und thatsächlich sind Papstwahlen sowohl im Lateran, im Vatikan wie im Quirinal vorgenommen worden. Bis zum Jahre 1378 galt die Laterankirche als der normale Wahlort. Von da ab ist gewöhnlich der Vatikan dazu benützt worden, während die Päpste von Leo XII. (1823) bis einschließlic Pius IX. im Quirinal gewählt wurden. Ausnahmsweise kann nun aber auch das Konklave, wie seit einem Dekret Nikolaus des Zweiten vom Jahre 1059 feststeht, außerhalb Roms abgehalten werden. So ist z. B. in neuerer Zeit die Wahl Pius des Siebenten am 13. März 1800 in Venedig unter dem Schutze Oesterreichs erfolgt. Von dieser Befugnis sollen die Karbinäle jedoch nur dann Gebrauch machen, wenn in Rom die Freiheit und die Unabhängigkeit des Konklaves gefährdet ist. Eine Verpflichtung hierzu legt die Konstitution

Gregors X. Ubi periculum ihnen aber dann auf, wenn der Papst außerhalb des Sitzes der Kurie gestorben ist.

Wie erst längere Zeit nach seinem Tode in der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, hat Pius IX. drei Bullen und außerdem noch ein Reglement in italienischer Sprache über die Papstwahl erlassen. Diese Vorschriften, die nur für die erste und die zweite Wahl nach seinem Tode gelten sollten, enthalten jedoch über den Ort des Konklaves so gut wie nichts neues. Pius selbst wünschte nicht, daß die Wahl in Rom geschehn solle, da er fürchtete, es könnten dort nach seinem Ableben schlimme Stürme das Konklave stören oder wenigstens die rasche Erledigung der Wahl hindern. Aber er hat sich doch wohlweislich vor einem ausdrücklichen Verbot, die Wahl in Rom abzuhalten, gehütet. Als nun die Karbinäle nach seinem Heimgange zur Beratung über diese Frage zusammentraten, sprach sich die überwiegende Mehrheit, wohl unter dem Eindruck seines Wunsches, in der ersten Sitzung dahin aus, daß es unmöglich sei, zur Vornahme der Wahl in Rom zu bleiben. Es wurden dabei Malta, München, Madrid und Avignon als geeignete Orte in Vorschlag gebracht. Jedoch schon in der Sitzung am folgenden Tage trat ein völliger Umschwung in den Ansichten der Karbinäle hervor, indem mit großer Majorität Rom als Sitz des Konklaves, aus dem Leo XIII. als Papst hervorging, gewählt wurde.

Wird nun auch die nächste Papstwahl in Rom vorgenommen werden? Oder werden die Karbinäle gezwungen sein, sich zu diesem Zweck an einen andern Ort, vielleicht außerhalb Italiens, zu begeben? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die Gründe ins Auge fassen, die im Jahre 1878 nach dem Tode des Papstes für sie bestimmend waren, das Konklave in Rom abzuhalten.

Es liegt auf der Hand, daß das Karbinalkollegium mit diesem Beschluß in einen gewissen Widerspruch trat zu der von Pius IX. unablässig wiederholten Behauptung, wonach er seit dem Verlust der weltlichen Macht an der freien Ausübung seines hohen Amtes behindert sein wollte. Denn wenn das zutraf, dann mußten doch erst recht die Sicherheit und die Unabhängigkeit des Konklaves in Rom gefährdet erscheinen. Durch die Vornahme der Papstwahl in Rom aber gab man zu erkennen, daß man trotz aller gegenteiligen Versicherungen volles Vertrauen in die Haltung Italiens setze. Um diesen Eindruck abzuschwächen, erließen die Karbinäle ein Rundschreiben an die Mächte, das von Cardinal Franchi entworfen war. Hierin heben sie zunächst hervor, sie seien schon durch die geleisteten Eide verpflichtet, auf die Wiederherstellung des Kirchenstaats zu dringen, und hätten diese Eide nach dem Ableben des Papstes erneuert. Wenn sie aber trotz der Unsicherheit ihrer Lage in Rom diese Stadt als Ort für das Konklave bestimmt hätten, so sei es deshalb geschehn, weil das Übersiedeln nach einem andern, sichern Ort die Wahl verzögern würde, während doch das Wohl der Kirche eine schnelle Besetzung des heiligen Stuhls verlange. Es darf wohl als unzweifelhaft angenommen werden, daß der hier von den Karbinälen angegebne Grund nicht der entscheidende für ihren Entschluß gewesen ist. Gewiß mag hierbei die Absicht, jeden Ausschub zu ver-

meiden, mitgewirkt haben. Ebenso wird auch höchstwahrscheinlich die Reise nach einem fremden, fernen Ort für die der Mehrzahl nach bejahrten Kardinäle wenig verlockend erschienen sein. Und endlich ist sicher auch die Auswahl eines geeigneten Ortes mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen, zumal da dem Kardinalkollegium, soweit bekannt geworden ist, von keinem Staate Gastfreundschaft angeboten war. Aber alles das sind doch nur Nebenumstände. Ausschlaggebend war vielmehr die Erwägung, daß, falls man die Wahl außerhalb Roms vornahm, dem neuen Papst vielleicht die Rückkehr dorthin abgeschnitten war. Eine Wahl außerhalb Roms hätte, das unterliegt keinem Zweifel, Italien auf das äußerste gereizt. Denn es wäre ein deutlicher Beweis dafür gewesen, daß man von seiner Seite trotz der im Garantiegesetz übernommenen Verpflichtungen gewaltsame Eingriffe bei der Papstwahl befürchtete. Was hätte nun Italien gehindert, diesen Schlag damit zu parieren, daß es dem neugewählten Papste den Eintritt in Rom verwehrte? Die Abhaltung des Konklaves außerhalb Roms hätte also möglicherweise zu einer Verlegung des päpstlichen Stuhls von dort führen können. Das Papsttum ist aber mit all seinen Wurzeln auf das innigste mit Rom verbunden. Und wie man einen uralten Baum nicht verpflanzen kann, ohne sein Gedeihn zu gefährden, ebenso ist es ausgeschlossen, Rom als Sitz der Kurie aufzugeben, ohne der katholischen Kirche die schwersten Schäden zuzufügen. Ein Papst in Avignon oder sonstwo außerhalb Roms würde aufhören, eine politische Rolle zu spielen. Wir brauchen das hier nicht näher auszuführen, es genügt, auf folgendes hinzuweisen. Obwohl der Papst die weltliche Macht eingebüßt hat, haben viele Staaten, darunter auch solche mit überwiegend protestantischer Bevölkerung, diplomatische Vertreter bei ihm beglaubigt, ebenso wie er solche zum Teil bei ihnen unterhält. Während ihm also heute noch, ohne daß er über Land und Leute herrscht, die Vorrechte eines regierenden Fürsten zugestanden werden, hätte er in der Verbannung erst in Wahrheit seine Souveränität verloren. Und nicht nur diese, sondern auch die Unabhängigkeit! Hinabgesunken zu einem Werkzeug des ihn schützenden Staats, wäre er nach dem Weggang von Rom erst wirklich in Gefangenschaft geraten. Ist aber der Aufenthalt in der Fremde für das Papsttum schon mit den größten Gefahren verknüpft, wie schwer und unsicher wird sich erst die Rückkehr nach Rom gestalten, auf die das Papsttum doch niemals verzichten kann.

In einer Frage nun von so weitgehenden und unabsehbaren Folgen wollten und konnten, so meinen wir, die Kardinäle der Entscheidung des zukünftigen Papstes nicht vorgreifen. Und deshalb stimmten sie schließlich doch trotz ursprünglichen Widerstrebens fast einstimmig für Rom.

Wir wissen nicht, ob die neuerdings aufgetauchte Behauptung, auch Leo XIII. habe für die künftige Wahl Vorschriften erlassen, richtig ist. Sollte es aber der Fall sein, so erscheint es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß er hierbei eine ausdrückliche Bestimmung getroffen habe, das Konklave außerhalb Roms abzuhalten. Im Gegenteil möchten wir mit Sicherheit annehmen, daß er darin den Kardinälen antät, falls sich nicht besondere unerwartete Schwierigkeiten ergeben, die Wahl unbedingt in Rom vorzunehmen. Denn

nicht nur werden bei der nächsten Vakanz des päpstlichen Stuhls dieselben Gründe, die beim vorigenmal bestimmend waren, für Rom den Ausschlag geben, sondern man darf heute noch einen Schritt weitergehn. Konnten im Jahre 1878 noch Zweifel in dieser Hinsicht bestehen, so wird es beim nächsten Konklave den Karдинаlen viel leichter werden, sich für Rom zu entscheiden. Es liegt das einmal an der einwandfreien Haltung, die die italienische Regierung während der Wahl im Jahre 1878 beobachtet hat. Schon vorher hatte sie auf Anfrage verschiedner Höfe unter Berufung auf die Bestimmungen des Garantiegesetzes die vollkommenste Freiheit des Konklaves versprochen. Und sie hat ihr Wort auch eingelöst, indem sie nicht nur sich selbst jedes Eingriffs in die Entschlüsse des Konklaves enthielt, sondern sofort nach dem Tode von Pius IX. den Vatikan, wo die Versammlung tagte, mit Truppen umstellte und auf diese Weise jede Störung von andrer Seite fernhielt.

Ein ebenso korrektes Verhalten darf man aber von Italien mit Sicherheit auch für die nächste Papstwahl erwarten. Auch ganz abgesehen von dem Garantiegesetz kann es den andern katholischen Staaten gegenüber niemals wagen, die Freiheit des Konklaves, wenn es in Rom tagt, zu stören. Italien hat im Innern und im Äußern mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es sich wohl hüten wird, sie durch einen solchen Konflikt mit der Kurie zu vermehren, bei dem es die ganze katholische Christenheit gegen sich hätte. Hierzu kommt dann noch ein andrer Grund, der heute im Gegensatz zum Jahre 1878 für die Papstwahl in Rom spricht. Damals, nach dem Tode von Pius IX., standen sich die Kurie und die italienische Regierung auf das schroffste entgegen, weil Pius bis zu seinem letzten Atemzuge jede Annäherung entschieden abgelehnt hatte. Unter der Regierung Leos XIII. aber hat sich das Verhältnis zwischen Vatikan und Quirinal trotz alles Ableugnens auf päpstlicher Seite doch nicht unwesentlich gebessert. Denn Leo XIII. hat sich nicht nur in manchen untergeordneten Punkten der italienischen Regierung gegenüber viel entgegenkommender gezeigt als Pius IX., auch in der Hauptsache, der römischen Frage selbst, ist er allmählich etwas verständlicher geworden. Während er sich noch in den ersten Jahren seiner Regierung mit dem Gedanken getragen haben soll, den Satz, daß die weltliche Macht des Papstes zur Ausübung seines Amtes notwendig sei, zum Dogma der katholischen Kirche zu erheben, ließ er schließlich durchblicken, er würde sich vielleicht mit der Souveränität über Rom oder sogar nur über einen Teil von Rom begnügen. Und so dürfen wir denn mit Bestimmtheit annehmen, daß auch der nächste Papst, falls nicht unvorhergesehene Verwicklungen eintreten, in Rom gewählt werden wird.

Wichtiger aber noch ist die weitere Frage, welchen Einfluß der Verlust der päpstlichen Lande auf die Papstwahl selbst haben wird. Es ist ohne Zweifel eine äußerst weise Anordnung, daß die Karдинаle während der Papstwahl im Konklave, d. h. in einem gänzlich von der Außenwelt abgeschlossenen Raume versammelt sein sollen. Gewiß hat bei dieser Bestimmung die Absicht mitgewirkt, die Dauer dieses Interregnums, das namentlich in kritischer Zeit für die katholische Kirche so gefährlich sein kann, abzukürzen. Denn man denke sich die Karдинаle, diese hohen Würdenträger mit Fürstenrang, ohne jegliche

Bequemlichkeit im Konklave wie in einem Gefängnis vereinigt, und man wird begreifen, wie sehr diese Härte dem schnellen Zustandekommen einer Wahl förderlich ist. Aber der Hauptzweck dieser Vorschrift ist doch offenbar der, daß die im Konklave zusammengetretenen Kardinäle, nur sich und ihrem Gewissen überlassen, unabhängig von jedem äußern Einfluß und frei von allen persönlichen Interessen den wählen sollen, den sie für den Würdigsten halten, das höchste Amt der katholischen Christenheit zu bekleiden. Wer aber die Geschichte der Papstwahlen auch nur oberflächlich kennt, der weiß, wie oft auf sie Ehrgeiz und Eifersüchteleien der Kardinäle und Wünsche und Intriguen der weltlichen Fürsten eingewirkt haben. Und sicher trug gerade die Stellung, die der Papst durch seine weltliche Macht einnahm, einen großen Teil der Schuld hieran. Denn es galt damals nicht allein den obersten Priester der katholischen Kirche, sondern auch den König eines bedeutenden und durch seine Lage im Herzen Italiens besonders wichtigen Reichs zu wählen. Wie mußte gerade diese Aussicht auf den weltlichen Königsthron den Ehrgeiz anspornen, die Papstwürde zu erlangen! Wie anders konnte ein solcher Herrscher seinen Freunden und vor allem den Befördern seiner Wahl lohnen, als der „Gefangne im Vatikan“! Und um wieviel mehr endlich waren damals die Mächte daran interessiert, daß nicht ein ihnen feindlich gesinnter Kardinal gewählt wurde!

Ganz anders heute. Jetzt sind alle diese Gefahren, die die weltliche Herrschaft des Papstes im Gefolge hatte, fast vollständig beseitigt. Da eine Ausöhnung im Sinne der katholischen Kirche von Italien auf absehbare Zeit nicht zu erlangen ist, stehen dem neuen Papste nur zwei Möglichkeiten offen: entweder in Rom zu bleiben und die Rolle eines Gefangnen zu spielen, oder angewiesen auf die unsichere Gastfreundschaft fremder Mächte in der Welt als Verbannter umherzuirren. Gewiß wird es nur wenige unter den Kardinälen geben, denen diese Aussichten verlockend genug erscheinen, daß sie nach der Wahl zum Papst streben. Jetzt darf man also hoffen, daß die Kardinäle in Wirklichkeit auf den ihre Stimmen vereinigen werden, der diese hohe Würde am meisten verdient. Und in der That ist denn auch in dem letzten Konklave, wo Leo XIII. gewählt wurde, von den persönlichen Umtrieben, an denen die Geschichte der Papstwahlen so reich ist, nichts bekannt geworden.

Aber auch eine Beeinflussung der Wahl von außen her, d. h. von den weltlichen Fürsten ist heute bei weitem nicht mehr in dem Maße zu befürchten wie früher. Bekanntlich steht den Regenten der größten katholischen Länder, nämlich Oesterreich (an Stelle des römisch-deutschen Kaisers), Frankreich und Spanien — früher auch Neapel — das Recht zu, einen nicht genehmen Kardinal von der Papstwahl auszuschließen. So ist z. B. zum letztenmal von diesem Vetorecht bei Gelegenheit der Wahl Gregors XVI. im Jahre 1831 von Spanien Gebrauch gemacht worden. Als der Kardinal Giustiniani bei der Wahl einundzwanzig Stimmen (fünf Stimmen weniger als die erforderliche Zweidrittelmajorität) erhalten hatte, machte der spanische Kardinal Marco dem heiligen Kolleg von einer Note des spanischen Gesandten Mitteilung, die den Kardinal Giustiniani von der Wahl ausschloß. Neben dieser offenen und

rechtlich begründeten Einwirkung haben sich aber nicht selten auch heimliche Einflüsse geltend gemacht, indem gewisse Regierungen die Wahl auf einen ihnen besonders ergebenen Kardinal zu lenken suchten. Wir sind nun weit entfernt, die Macht des Papstes, die er auch jetzt noch nach dem Verlust der weltlichen Herrschaft hat, zu unterschätzen. Aber es ist doch klar, daß das Interesse aller Staaten an der Papstwahl wesentlich geringer geworden ist, als es früher war, wo der Erwählte auch König eines bedeutenden Reichs wurde. Heute beschränkt sich der übereinstimmende Wunsch wohl aller Mächte darauf, daß ein möglichst verständlicher Papst aus dem künftigen Konklave hervorgehe. Eine Beeinflussung der Wahl aber wird von ihnen nicht versucht werden, da sie jetzt lediglich eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche ist und an Wichtigkeit für die äußere Politik der Staaten viel verloren hat.

Eine weitere Folge der gegenwärtigen Lage der Kurie ist endlich die, daß sie die Wahl eines Italiens zum Papst unbedingt nötig macht. Ein Italiener als Papst bedeutet aber unter den heutigen Verhältnissen den Sieg der gemäßigtern Partei über die radikale. Rechtlich steht freilich nichts im Wege, einen Nichtitaliener zum obersten Priester der katholischen Christenheit zu machen. Thatsächlich ist aber nach Hadrian VI., einem Holländer, also seit dem Jahre 1523 kein Ausländer mehr Papst geworden. Und das war auch ganz natürlich, da die Zahl der italienischen Kardinäle unter den frühern Päpsten immer wenigstens zwei Drittel des Kollegiums betrug. Im Anfang seiner Regierung hat Leo XIII. allerdings ungewöhnlich viel Ausländer zu Kardinälen ernannt, sodaß eine Zeit lang die Zahl der Italiener im Kardinalkollegium auf annähernd die Hälfte hinuntergegangen war. Aber in den letzten Jahren hat er die Italiener bei der Erneuerung wieder außerordentlich bevorzugt. Diese dürften jetzt die Zweidrittelmehrheit, die sie früher mindestens hatten, wieder überschritten haben. Das Verhältnis der italienischen Kardinäle zu den andrer Nationen wird also bei der künftigen Papstwahl ungefähr ebenso sein, wie es in den letzten Jahrhunderten immer gewesen ist. War aber damals die Wahl eines italienischen Papstes nur das äußere Ergebnis dieses Zahlenverhältnisses, so ist sie heute infolge des Verlustes der weltlichen Macht des Papsttums eine innere Notwendigkeit geworden.

Die Intransigenten freilich, darüber ist kein Zweifel, wünschen als Nachfolger Leos XIII. einen ausländischen Papst. Ihnen ist seine Politik auf das äußerste verhaßt. Sie werfen ihm vor, daß er durch seine Verächtlichkeit von den Rechten der katholischen Kirche, insbesondere auch in der römischen Frage, viel vergeben habe. Bezeichnend ist ein geflügeltes Wort, das in diesen extremen Kreisen in Rom im Anfang seiner Regierung über ihn verbreitet wurde: *Non è Pio, non è Clemente, è un Leone senza dente*. Leo XIII. hat oft wiederholt, er wünsche, die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft nicht einer Katastrophe verdanken zu müssen, vielmehr erwarte er, daß es dem italienischen Volk und seiner Regierung allmählich zum Bewußtsein kommen würde, wie unhaltbar der gegenwärtige Zustand sei, und wie Italien keinen zuverlässigern Freund und keine sicherere Stütze finden könne, als das mit weltlicher Macht ausgestattete Papsttum. Er hat dabei, wie wir oben schon erwähnt haben,

angedeutet, daß er auf eine Wiedererrichtung des ganzen Kirchenstaats nicht bestehn wolle, sondern zu großen Zugeständnissen bereit sei. Dieselbe Nachgiebigkeit gegen Italien befürchtet man bei den Intransigenten von jedem italienischen Papst, weil ihm durch die Rücksichten, die er natürlicherweise auf seine Volksgenossen nehmen wird, in seiner Politik die Hände gebunden seien. Und so glaubt man dort, ein italienischer Papst werde über kurz oder lang auf Grund des status quo Frieden mit dem Königreich Italien schließen. Ein ausländischer Papst bedeutet ihnen dagegen die Gewähr für die Fortsetzung des Kampfes. Denn man erwartet, daß ein solcher, unbeirrt durch nationale Empfindungen, viel energischer seine Forderungen durchsetzen und auch nicht davor zurückschrecken werde, durch die Herbeiführung kriegerischer Verwicklungen Italien zur Wiedererrichtung des Kirchenstaats zu zwingen. Wir halten es aber demgegenüber für ausgeschlossen, daß es der radikalen Partei gelingen wird, mit diesen Anschauungen bei der nächsten Balanz des päpstlichen Stuhls durchzubringen. Die Wahl eines ausländischen Papstes würde die katholische Kirche gerade so wie die Abhaltung des Konklaves außerhalb Roms Gefahren aussetzen, von denen kein Mensch wissen kann, wie sie schließlich ablaufen werden. Die Bestrebungen eines italienischen Papstes auf Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft wird und muß Italien dulden. Ob es aber auch einen ausländischen Papst ertragen würde, weiß man nicht, zumal wenn dieser die Rückgabe der päpstlichen Länder nicht auf friedlichem Wege, sondern mit der Waffengewalt einer ausländischen Macht betriebe. So steht also hinter einem nichtitalienischen Papste das drohende Gespenst der Verbannung. Und aus welcher Nation sollte dieser ausländische Papst gewählt werden? Es dürfte wohl keinen einzigen katholischen Staat geben, der die Wahl eines seiner Kardinäle wünschen könnte. Denn dieser Staat müßte nicht nur dem Papste, falls er aus Italien flüchtete, Gastfreundschaft gewähren; er würde auch gezwungen sein, für ihn einzutreten, und wäre so in alle Verwicklungen, die der Papst heraufbeschwüre, rettungslos hineingezogen. Wenn dieser Staat es aber auch in der That unternähme, den Papst mit Gewalt in seine Rechte einzusetzen, so wäre für diesen doch nicht das geringste dabei gewonnen. Seine Lage würde in diesem Fall trotz der Wiederaufrichtung seiner weltlichen Herrschaft unsicherer als je zuvor sein. Da die Italiener nie aufhören würden, die Wiedervereinigung der päpstlichen Länder sowohl offen wie im geheimen zu betreiben, würde der Papst gezwungen sein, immer wieder fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Hierdurch aber müßte er unzweifelhaft in solche Abhängigkeit von der schützenden Macht geraten, daß hierdurch der Vorteil, den ihm die Wiederherstellung des Kirchenstaats brächte, mehr als aufgehoben würde. Überdies wären bei der Gewalt, mit der der Einheitsgedanke in Italien alsbald wieder zum Durchbruch gelangen würde, die Tage seiner Herrschaft trotz alles Schutzes doch gezählt. Und wieder vertrieben von Rom würde das Papsttum erneut einer völlig unsicheren Zukunft preisgegeben sein.

So sehen wir also, daß der Verlust der weltlichen Macht keinerlei nachteilige Folgen haben kann, im Gegenteil sogar nach verschiedenen Richtungen hin die günstigsten Einwirkungen auf die künftige Papstwahl ausüben wird.

Es liegt zum Schluß nahe, die Frage aufzuwerfen, wer denn von den Karдинаlen die meisten Aussichten habe, den Stuhl St. Petri nach Leo XIII. zu besteigen. So oft auch Voraussagungen über den künftigen Papst gemacht worden sind, so selten sind sie eingetroffen. Ein altes Sprichwort sagt, daß wer als Papst in das Konklave einzieht, als Kardinal wieder heraus kommt. Eine seltne Ausnahme ist die Wahl Leos XIII. gewesen, der schon mehrere Jahre vorher von drei italienischen Schriftstellern, Pappalettere, Bonghi und de Cesare, übereinstimmend als Nachfolger von Pius IX. bezeichnet worden war. Eine solche Prophezeiung setzt aber eine ganz genaue Kenntnis der vatikanischen Kreise und Stimmungen voraus, die dem Verfasser dieser Zeilen vollkommen fehlt. Nur soviel sei erwähnt, daß in der letzten Zeit unter andern besonders die Karдинаle Svampa, der Erzbischof von Bologna, Sarto, der Erzbischof von Venedig, ferner Banutelli, Parocchi und endlich Gotti, ein Karmelitermönch, als papabiles, d. h. als Kandidaten für die Papstwürde genannt wurden: wie man sieht, ganz im Einklang mit dem, was wir eben ausgeführt haben, nur Italiener.

Dortmund

Eudwig Norden



Das evangelische Stift zu Tübingen

von der Reformation bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts

Von Albert Landenberger (Kirchheim unter Teck)



Das evangelische Stift in Tübingen, diese alte, aber heute noch blühende Bildungsstätte der württembergischen Theologen, die nicht bloß auf die Entwicklung der Theologie und der Kirche dieses Landes, sondern auch auf den Gang der württembergischen Geschichte überhaupt einen großen Einfluß ausgeübt hat, verdankt seinen Ursprung der Einführung der Reformation in Württemberg. Als Herzog Ulrich durch die siegreiche Schlacht bei Lauffen sein Land zurückerobert hatte, war für ihn die Reformation der Klöster und der Stifte eine der wichtigsten, aber auch eine der schwierigsten Aufgaben seiner Regierung. Ebenso schwierig war die Reformation der Universität und der Schulen. Widerwillig hatte sich die Universität Tübingen nach der Entlassung der altgläubigen Theologen in die neue Ordnung gefügt. Der Rat Melanchthons und die organisatorische Thätigkeit von Johannes Brenz, den der Herzog auf einige Zeit nach Tübingen berief, halfen dem Herzog, die Universität nach den Grundsätzen des Protestantismus allmählich umgestalten. Der Herzog beabsichtigte dabei nach dem Marburger Vorbild die Gründung einer Stipendiatenanstalt, nicht bloß um Theologen, sondern überhaupt um tüchtige Beamte für sein Land heranzuziehen. Er errichtete zu diesem Zweck im Jahre 1537 eine Stiftung, die von den einzelnen Städten und Ämtern des Landes unterstützt werden mußte. Arme, gottes-

fürchtige Bürgerkinder sollten nach bestandner Prüfung in Tübingen in einem Teil der alten Bursa kostenlos studieren dürfen, unter der Bedingung, daß sie sich fleißig und züchtig verhielten, sich in keine fremde Dienste begäben und sich zu einem Prediger, Rat oder Diener gebrauchen ließen. Auch dem Ärmsten im Volke sollte der Weg zu den höchsten Ämtern offen stehen, wenn er Fleiß, Begabung und Tüchtigkeit bewies.

Doch hatte die Anstalt mit verschiedenen, auch pekuniären Schwierigkeiten zu ringen, und erst unter Herzog Christoph trat eine Wendung zum Bessern ein. „Mit Hilfe der großartigsten Neuerungen, sagt sein Biograph, der verstorbne Professor Kugler, von ihm, wurde von diesem Fürsten ein mächtiger Bau aufgeführt, dessen breite Fundamente in den deutschen Schulen der Dörfer und Flecken ruhten, und der durch die große Zahl der niedern und höhern Schulen bis zu den Hörsälen der Universität und des evangelischen Seminars hinaufreichte.“ Wie er überhaupt das Klosterwesen mit protestantischem Inhalt zu erfüllen und sich durch evangelische Klosterschulen eine genügende Zahl gut unterrichteter Zöglinge heranzubilden suchte, so wandte er auch sein Augenmerk der von seinem Vater ins Leben gerufenen Stipendiatenanstalt zu. Er verlegte sie 1547 in das geräumige, unmittelbar am Neckar aufsteigende ehemalige Augustinerkloster und gestaltete sie zu einer theologischen Bildungsanstalt um. Es erschien ihm als der wichtigste Teil seines Amts und Berufs, „vor allen Dingen seine untergebene Landschaft mit der reinen Lehre des heiligen Evangeliums zu versorgen und daneben in zeitlicher Regierung Ruhe, Einigkeit und Wohlfahrt anzustellen und zu erhalten.“ Dies ist also der eigentliche Anfang des Stifts, das sich nun rasch zu großer Blüte entfaltete. Die Anzahl der Stipendiaten wurde zuerst auf hundert und nach wenig Jahren auf hundertfünfzig erhöht. Die eingebornen Zöglinge sollten mindestens sechzehn Jahre alt, im Latein und in den Anfangsgründen des Griechischen bewandert sein. Zu ihnen kamen noch zehn aus der damals zum Herzogtum Württemberg gehörenden Grafschaft Mömpelgard gebürtige Stipendiaten, und bei der regen Verbindung, die Württemberg damals mit Osterreich hatte, auch einzelne Zöglinge aus Osterreich und Siebenbürgen. Sie standen unter einem eigentlichen magister domus und sechs Magistern für Repetitionen (die später Repetenten genannt wurden), zwei Superattendenten, die beide Professoren der Theologie waren, einem professor artium und einem weltlichen Aufseher. Schon im Jahre 1569 rühmt der durch sein tragisches Ende wie durch seine Dichtungen bekannte Mikodemus Frischlin, selbst ein früherer Zögling des Stifts, später außerordentlicher Professor für Poetik und Geschichte in Tübingen, von dem Stift, es seien aus ihm, wie einst aus dem trojanischen Pferde, viele berühmte Männer hervorgegangen. Johannes Sturm von Straßburg, der große Schulmann, der es im Jahre 1564 besuchte, nennt es in einem Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen ein dauerndes Denkmal des großen Fürsten. Herzog Christoph drückte dem Stift das Gepräge seines Geistes, innige, friedliche, wissenschaftlich rege Schrifttheologie verbunden mit milder, kirchlicher Praxis auf. Martin Frecht von Ulm leitete damals das Seminar, neben ihm lehrten Dr. Jakob Beurlin, Dietrich Schnepf und Jakob Heerbrand, dieser letzte von Wittenberg

her ein Schüler Luthers und Melancthons. Auch vier Strainer Studenten, die Landsleute seines Lehrers Tiffernus, der ein Legat zu diesem Zweck stiftete, durften in das Stipendium aufgenommen werden.

Von jetzt an war das theologische Stift zwei Jahrhunderte lang die feste Burg des württembergischen Geisteslebens. Die fähigsten Köpfe des Landes fanden darin Aufnahme und übten später als hervorragende Geistliche den hauptsächlichsten Einfluß auf die Bildung der maßgebenden Kreise in Württemberg. Das Stift gab dem führenden Stande des altwürttembergischen Landes eine zwar enge und einseitige aber solide Geistesbildung. Weller sagt mit Recht in seiner Schrift „Württemberg in der deutschen Geschichte“: „Die meisten Erscheinungen der altwürttembergischen Eigenart zeigten sich hier in verschärfter Form: die körperliche Ausbildung, die Stählung des Willens, vollends die Erziehung zu künstlerischem Anschauen der Dinge trat ganz zurück. Der Zwang und die Absperrung in den stillen Klosterschulen und im abgeschlossenen Stift war wenig geeignet, die Scheu vor dem Hinaustreten auf den Markt des Lebens, die Weltungewandtheit des Württembergers zu heben, aber einem tiefgründigen Gemütsleben, der Pflege der Innerlichkeit ward kräftiger Vorschub geleistet. Dazu kam durch die Bildungselemente der dogmatischen Theologie, der alten Sprachen und der scholastischen Philosophie die Schulung zu klarem Denken, die Schöpfung eines gründlichen Wissens, das nicht nur an der Oberfläche der Dinge haften blieb, und bei besonders dazu veranlagten Geistern eine kritische Schärfe, die, sobald einmal der Bann menschlicher Autoritäten durchbrochen war, sich in kühner Freiheit des Denkens bezeigen konnte.“

Zunächst erhielt das Stift durch Männer wie Jakob Andrea, den berühmten lutherischen Theologen und Konfordinnmann, der dem sterbenden Herzog Ulrich einst das letzte Abendmahl gereicht und Trost zugesprochen hatte und unter Herzog Christoph eine vielseitige Thätigkeit sowohl in den Angelegenheiten der württembergischen Landeskirche als in auswärtigen Missionen und Diensten entfaltete, sowie durch den ihm befreundeten, angesehenen Professor der Theologie und Rektor der Universität Jakob Heerbrand um die Mitte und gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein streng lutherisches Gepräge. Mit besonderm Fleiß wurde damals das Studium der Heiligen Schrift betrieben; noch sterbend sorgte der alte Kanzler Andrea sich ab, daß doch kein Studirender verstorben werden möchte. Schon damals erhielten manche Zöglinge des Tübinger Stifts einen ehrenvollen Ruf nach auswärts, da sie wegen ihres guten „Schulsacks“ und ihrer oratorischen Leistungen berühmt waren. Magister Polykarpus Nyher wurde als Prediger nach Wien berufen und starb als Oberhofprediger in Dresden. Magister Agidius Hunnius war einer der tüchtigsten Gottesgelehrten seiner Zeit und lehrte als Professor der Theologie in Marburg und Wittenberg. Ebenso legte Jakob Heilbrunner als lutherischer Polemiker Zeugnis von dem wissenschaftlichen Ruhm der Universität Tübingen im Ausland ab. Besonders berühmt wurde der Tübinger Repetent Stephan Verlach, der als Gesandtschaftsprediger bei dem kaiserlichen Gesandten in Konstantinopel, David Freiherrn von Ungnad (dem Neffen des Freiherrn Hans Ungnad von Sonnegg, des Gründers der ersten evangelischen Bibel- und Missionsanstalt

der protestantischen Kirche Deutschlands im schwäbischen Städtchen Urach), eine Reise ins Morgenland gemacht und sie später veröffentlicht hat. Auf die Anregung seines Lehrers, des gelehrten Professors Martin Crusius von Tübingen, des vorzüglichen Kenners der griechischen Sprache, knüpfte er in Konstantinopel nähere Beziehungen zu dem Patriarchen Jeremias von der griechisch-katholischen Kirche an, mit der kühnen, aber vergeblichen Hoffnung, eine Union zwischen dieser und der evangelischen Kirche herbeizuführen. Wenn auch die Unionsversuche bei dem Hindernis der Unterscheidungslehren scheiterten, so bestand doch noch längere Zeit ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Konstantinopel und Tübingen.

Die einstmaligen Zöglinge des Tübinger Stifts hatten als spätere Hofprediger oft auch die Pflicht, gegen den Absolutismus wie gegen die am Hofe in Stuttgart manchmal herrschende Sittenlosigkeit anzukämpfen, zum Beispiel die als Vertreter der strengsten lutherischen Rechtgläubigkeit bekannten beiden Dsiander, Vater und Sohn. Von dem Sohne hat Tholud treffend bemerkt, der heilige Geist pflegte ihm mehr in Gestalt eines schwarzen Raben als einer weißen Taube zu erscheinen. Herzog Friedrich I. setzte den Vater aus Zorn darüber, daß er es wagte, als Mitglied der Landschaft dem Herzog wegen seiner dem Landesrecht widerstrebenden Begünstigung der Juden freimütige Vorstellungen zu machen, von seiner Prälatur ab und verbannte ihn einige Zeit aus dem Lande. Seine beiden Söhne, Andreas und Lukas, waren beide Professoren der Theologie und Kanzler der Universität Tübingen, beides streitbare und schlagfertige Theologen, besonders der letzte, einer der leidenschaftlichsten Polemiker des siebzehnten Jahrhunderts.

Der geistig bedeutendste aus dem Stift hervorgegangne Theologe des siebzehnten Jahrhunderts in Württemberg ist unstreitig Johann Valentin Andrea, der Enkel des schon genannten Jakob Andrea, der im Jahre 1601 die Universität Tübingen bezog und durch seine Schriften wie seine verdienstvolle Wirksamkeit als Dekan der Stadt Calw und als Konsistorialrat und Prälat, als christlicher Charakter, Gelehrter und Virtuos im christlichen Freundschaftskultus eine besondere Stellung in der Geschichte der württembergischen Kirche einnimmt. Welcher Geist damals im Tübinger Stift und an der dortigen theologischen Fakultät herrschte, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß der berühmte Astronom Johannes Kepler, der einst mit dem siebzehnten Jahr in das Stift eingetreten war, um sich zu einem protestantischen Geistlichen auszubilden, weil er die Konkordienformel mit ihrer schroffen Verbammung der calvinischen Lehre nicht unterschreiben wollte, als „Schwindelhirnlin,“ mit dem man lange genug vergebens gehandelt, als „Leßköpflin,“ das sich nichts sagen lassen wolle, durch seine kirchliche Behörde genötigt wurde, sein schwäbisches Vaterland für immer zu verlassen. Als um diese Zeit der Landesfürst einen Besuch in Tübingen machte, begrüßte ihn „der Stolz“ des Stiftes, der Primus der Zöglinge, mit einer Rede in fünfzehn Sprachen, einer fulminanten Leistung, wegen der er hochgepriesen wurde. Als der Dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Drangsalen über Württemberg hereinbrach, da haben sich auch diese schwäbischen, in der Schrift wohlbewanderten, in der Gesinnung meist tüchtigen

ehemaligen Stiftszöglinge voll Heldenmut und Leidensfreudigkeit gezeigt, wie dies Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit von der evangelischen Geistlichkeit überhaupt rühmend hervorhebt. Von nicht wenigen wird es ausdrücklich bezeugt, wie sie bei ihren vom Feinde überfallnen Gemeinden treulich ausgehalten, all das Ihrige dahingegeben, die schwersten Mißhandlungen erduldet, den Tod durch Feindesgewalt und die im Gefolge des Krieges einziehenden Seuchen mutig erlitten hätten. Vierundachtzig Stiffter und Klosterjünger starben allein im Jahre 1635 nach der Nördlinger Schlacht; furchtbar hausten Hungerstnot und Seuchen. Damals zogen die Jesuiten auf längere Zeit in Tübingen ein, während zu derselben Zeit zahlreiche Tübinger Magister als Feldprediger mit in den Kampf zogen, und manche auf dem Felde der Ehre starben. Diese Männer haben, wenn auch ihr theologisches Disputieren und ihre stramme Orthodogie unser Geschlecht weniger sympathisch berührt, doch die Errungenschaften der Reformation in der stürmischen Zeit, als die evangelische Kirche daniederlag, fast ohne Hoffnung auf Wiederherstellung, durch ihren unbeugten Heroismus, ihre Berufstreue und ihre sittliche Energie mit retten helfen. Ratend und tröstend standen sie im namenlosen Elend den Witwen und Waisen, den Alten, Kranken und Sterbenden bei.

Nach dem Jahre 1635 lichteteten sich die Reihen der Stipendiaten immer mehr; die Lücken in der ungemein zusammengeschmolzenen Landgeistlichkeit mußten mit jungen Stiftern ausgefüllt werden. Die Mittel zum Studium gingen aus, und das allgemeine Sterben raffte immer wieder viele dahin. Im Jahre 1636 lehrte der erst zwanzigjährige Repetent Roith die noch übrigen sieben Stiffter (früher waren es meist über hundert gewesen) Griechisch und Hebräisch. Milde Beiträge an Geld und Lebensmitteln, Sammlungen im Inland und im Auslande, um die sich besonders Johann Valentin Andrea mit aller Hingebung bemühte, brachten allmählich wenigstens eine solche Summe zusammen, daß im Jahre 1641 wieder fünfzig Stipendiaten, freilich auf kümmerliche Weise, ernährt werden konnten. Acht Jahre später waren es wieder achtzig; natürlich war die Vorbildung gegenüber den früheren Zeiten nun ziemlich mangelhaft geworden. Als nach dem Dreißigjährigen Kriege die gelehrte Poesie aufkam, die größtenteils in slavischer Nachahmung der spätlateinischen, sowie italienischer und französischer Dichter ihre Keimereien schmiedete, da finden wir auch im Stift und außerhalb manche Theologen als Schriftsteller und preisgekrönte Dichter. Es war freilich nicht schwer, sogar um Geld durch die Hofpalzgrafen diese Ehre zu erlangen; manchem wurde das leichter, als die Würde eines Baccalaureus und Magisters zu erwerben.

Eine neue Zeit begann für das Tübinger Stift mit der Ausbreitung des Pietismus in Württemberg. Spener kam selbst im Jahre 1662 nach Tübingen und lehrte dort unter großem Beifall ein paar Monate lang. Er bemerkt mit Freuden, daß an manchen Orten auch die Studiosen ihr Haupt erheben; „solche Bewegungen der Geister, sagt er, sind ein unzweifelhaftes Zeichen der göttlichen Wirkksamkeit und zeigen, daß eine neue Zeit anbreche, wo Gott sich seiner Kirche erbarmen will.“ Jahrzehntelang stand er mit Württemberg in innigem Verkehr. Wohl suchte man jetzt in Tübingen zur Aufrechterhaltung

der „reinen Lehre“ auch im Stift eine Mauer gegen Spener aufzurichten und die „Pietisterei“ wieder hinauszubringen, aber diese Mauer wurde allmählich immer mehr durchbrochen, und der Pietismus zwar noch im Prinzip bekämpft, aber doch kamen manche seiner Anregungen zur Annahme. Im Jahre 1699 wurde geradezu verlangt, daß die „wahre Pietät“ gelehrt und gepflanzt, und die Jugend besser zum Predigen vorbereitet werden solle. Schon damals redete man davon, einen eignen Lehrstuhl für praktische Theologie zu errichten. Eine Reihe geistig bedeutender, später in ihrer theologischen Wirksamkeit sehr einflußreicher Männer machte dem Pietismus allmählich Bahn. Es seien nur die Namen Johann Wolfgang Jäger, Adam Hochstetter, Christoph Neuchlin, Christoph Matthäus Pfaff u. a. erwähnt. Neuchlin hielt im Jahre 1705 sogar „Erbauungstunden“ im Stift, die aber bald durch das herzogliche Konfistorium, das keineswegs davon erbaut war, mit strenger Strafe, sogar mit Ausschließung vom heiligen Abendmahl verboten wurden. Einzelne Stipendiaten wurden sogar in Untersuchungshaft gebracht und des Landes verwiesen. Herzog Karl Alexander erklärte den Pietismus für ein „Unkraut, das große Gefahr und Nachteil nach sich ziehen könne.“ Trotz allem wurde, wo sich thatkräftige Persönlichkeiten fanden, das aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges wieder kräftig ausblühende kirchliche Leben immer mehr in die Bahn des Pietismus geleitet. Die pietistischen Liederdichter Württembergs sind fast durchaus aus dem Tübinger Stift hervorgegangen; es entstanden durch sie verschiedene Gesangbücher in Württemberg, z. B. das Hebingersche, der württembergische geistliche Liederschatz vom Jahre 1732 oder das sogenannte „Tausendliederbuch.“ Männer wie Johann Heinrich Schellenbauer (1643 bis 1687), Prediger an der Stiftskirche in Stuttgart, der gefeierte Kanzelredner Johann Jakob Lang in Stuttgart (1646 bis 1690), die beiden theologischen Professoren Johann Ulrich Frommann und Christian Eberhard Weßmann, ferner der thatkräftige Prälat Philipp Heinrich Weissenfee und Samuel Urtsperger (1685 bis 1772), zuerst Stuttgarter Hofprediger und später, als er um seines charaktervollen Freimuths willen aus Stuttgart vertrieben wurde, Senior und Prediger zu St. Anna in Augsburg, gehören hierher. Vor allem ist aber hier zu nennen Johann Albrecht Bengel (1687 bis 1752), das einflußreiche theologische Schulhaupt, das „in seiner Person, Lehre und Schriftwirksamkeit eine ganze theologische Fakultät in sich repräsentierte!“ Als Präzeptor in der Klosterschule in Denkendorf, später als Propst und Prälat hat er auch auf die Bewohner des Stifts einen tiefen Einfluß ausgeübt. Zingendorf und das Eindringen des Herrnhutertums hat er als einseitige, ungesunde Erscheinung bekämpft, aber durch sein entschiedenes Mitwirken zu einer nüchternen, für das Volksleben ersprießlichen Entwicklung des religiösen Gemeinschaftslebens wesentlich beigetragen. So wurde er „der schwäbische Kirchenvater,“ dem Hunderte zu Füßen saßen. Aus seiner Schule sind bedeutende Theologen hervorgegangen, auch der Hauptdichter des württembergischen Pietismus, Philipp Friedrich Hiller (1699 bis 1769), dessen Lieder weit über die Grenzen Württembergs hinaus durch ihre Klarheit, Faßlichkeit und Einfachheit Anklang gefunden haben. August Hermann Francke kam im

Jahre 1717 auf seiner bekannten Schwabenreise auch nach Tübingen und wurde dort mit Begeisterung gehört. Der berühmte Theosoph Friedrich Christoph Oetinger (1702 bis 1782), Prälat von Murrhardt, Maximilian Friedrich Christoph Steinhöfer, Spezial in Weinsberg, Johann Christian Storr, Konsistorialrat und Prälat von Alpirsbach, und vor allem der geniale Staatsmann und Präsident Georg Bernhard Bilfinger, der mehrere Jahre Stifts-ephorus war, gehörten in dieser Zeit zu den hervorragendsten Schülern und Lehrern des Tübinger Stifts. Die ältere Tübinger Schule mit ihrem rechtgläubigen Supranaturalismus, mit ihrem stillen Wirken in Wort und Schrift, mit ihrer eifrigen Pflege eines lauteren biblischen Christentums schloß diese Zeit ab.

Allmählich brach wieder um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Zeit an. In den fünfziger und siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts garte es vor allem in den Köpfen der theologischen Jugend. „Die Dichtung Klopstocks, sagt Weller, enthielt all das, was diesen jungen Geistern nach ihrer heimischen Erziehung an dem neuertwachten Leben besonders zusagen mußte, den Sinn für das Religiöse, das Deutschtum und die Schätzung der antiken Kultur.“ Die Aufklärung, die Bildung zur Humanität, die Entwicklung aller innern Kräfte wurde jetzt das begeisterte Lösungswort. Der Feuerkopf Schubart, der ruhelos vorwärtsdringende Gottlob David Hartmann, der Freund Lavaters, der als Professor der Philosophie am 5. November 1775 zu Mitau in Kurland starb und sich schon ganz als Originalgenie fühlte, später der Einfluß Schillers machten sich auch im Stifte bemerkbar. Die begabtesten Köpfe scharten sich bald um dieses Banner der Aufklärung. Manche berühmte Namen, die sich später als Kirchenhistoriker oder auf andern Gebieten hervorthaten, z. B. Gottlieb Jakob Planck, Karl Friedrich Staudlin, beide Professoren in Göttingen und das streitbare Haupt des theologischen Rationalismus, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus sind hier zu nennen. Eine sonderbare Fügung hat die beiden Antipoden Schelling und Paulus wiederholt in Berührung gebracht. Beide sind in demselben Hause im Städtchen Leonberg in Württemberg geboren, Paulus vierzehn Jahre früher am 1. September 1761, beide bildeten sich im Tübinger Stifte aus und begegneten sich als akademische Lehrer in Jena und Würzburg. Als sie die Sonnenhöhe ihrer Lebensbahn längst hinter sich hatten, kam es zwischen ihnen zum Zusammenstoß: der alte Aufklärer Paulus wollte den Schleier zerreißen, der Schellings Offenbarungsphilosophie bedeckte.

Doch wir sind unsrer Zeit damit schon etwas vorausgeeilt. Der große Philosoph Kant hielt im Jahre 1781 mit der Kritik der reinen Vernunft im Stift seinen Einzug, und ihm wird auch heute noch eine ganz besondere Würdigung zu teil. Zwar fehlte es nicht an solchen jungen Theologen, die wie z. B. die Tübinger Magister Wizemann (den Kant selbst, seinen frühen Tod bedauernd, einen „sehr feinen und hellen Kopf“ nannte), Braßberger u. a. ihn zuerst bekämpften, aber Schillers Einfluß brach ihm doch immer weitere Bahn. Johann Friedrich Platt, Professor der Philosophie, war der erste, der über Kant las. Die unter Storr herrschende ältere Tübinger Schule, ein

rationaler Supranaturalismus kam mit ihrem Lehrsystem damals allmählich zur Geltung. Manche frühern Stifter wandten sich mit Vorliebe auch dem Studium der Welt- und Kirchengeschichte oder der eignen Landesgeschichte zu, wie Johann Ulrich Steinhof und David Friedrich Heß. Der hochbegabte, demütig schlichte Matthäus Hahn stellte sein außerordentliches mathematisches Wissen in den Dienst kunstreicher mechanischer Erfindungen, machte seine berühmten astronomischen Lehren und erfand die „Hahnsche Wage.“ Als Orientalist erfreute sich der geniale Stiftscephorus und Kanzler der Universität Christian Friedrich Schnurrer (1742 bis 1822) eines europäischen Rufes.

Im Oktober 1779 bezog auch der spätere französische Graf, Pair und Minister Karl Friedrich Reinhard, der Sohn eines württembergischen Defens, das Stift zu Tübingen, um dort Philosophie, Geschichte und Sprachen, später auch Theologie zu studieren. Damals herrschten Freundschaftsbündnisse im Stift, die sich besonders auf die Pflege der Dichtkunst gründeten. Reinhard selbst, durch Klopstock, Bürger, Haller, Bodmer, Lavater, Goethes „Werther“ und Schillers „Räubers“ mächtig angeregt, warf sich mit Begeisterung auf das Gebiet der Poesie. Als er später das Stift nach der Vollendung seines Studiums verließ, hat er als junger Vikar, ehe er sich in Frankreich an die Revolution anschloß und durch sie zu immer höhern Ehrenstellen emporgetragen wurde, einen Aufsatz über das Stift geschrieben und nicht ohne Bitterkeit und tiefe Verstimmung die Wirkungen der einseitigen Erziehung geschildert, die es seinen Jünglingen unmöglich mache, in der Welt etwas Tüchtiges zu leisten. Als berühmte Namen, die hier ihre Ausbildung fanden, müssen noch genannt werden der spätere Prälat Gottfried Pahl (1768 bis 1839), der unermüdlche Schriftsteller und Vorkämpfer der Aufklärung, und Philipp Joseph Mehus, der vom Freiherrn vom Stein zur Mitwirkung an der Organisation der zurückerobereten Rheinlande nachher berufen wurde und im preußischen Verwaltungsdienst eine hervorragende Rolle spielte. Auch die Philosophen Gottfried Ploucquet, Jakob Friedrich Abel und Johann Christoph Schwab dürfen nicht ganz vergessen werden.

Hiermit nähern wir uns schon dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Drei junge Männer, die damals im Stifte heranreiften und längere Zeit in inniger Freundschaft miteinander verbunden waren, haben nicht bloß auf das geistige Leben des Tübinger Stifts, sondern bald auf das ganze deutsche Geistesleben einen tiefgehenden Einfluß gewonnen, der schon genannte frühreife Friedrich Schelling aus Leonberg, der dichterisch hochbegabte Friedrich Hölderlin aus Lauffen am Neckar und der Philosoph Wilhelm Hegel aus Stuttgart. Diese drei Freunde waren damals, als die französische Revolution ihren Zauber auch auf Süddeutschland ausübte, ihre begeistertsten Anhänger. Damals wurde auch im Stifte die Marzeillaise gesungen, und es wurde um einen Freiheitsbaum getanzt. Schelling hat sogar dieses Revolutionslied ins Deutsche übersetzt. Hölderlin gab mit seinen Freunden im Jahre 1792 seinen *Musen Almanach* heraus; Schelling, über Kant und Fichte kühn hinaussehrend, trug sich schon mit den Entwürfen zu seiner Naturphilosophie und seinem Identitätssystem, Hegel, langsam und bedächtig arbeitend, von manchen noch gar nicht als philo-

sophisches Talent erkannt, sollte seinen genialen Jugendfreund Schelling durch sein fest abgeschlossenes, umfassendes philosophisches System später noch überflügeln.

Mit dem neunzehnten Jahrhundert beginnt für das theologische Stift in Tübingen wieder eine neue Zeit, die jedoch eine besondre eingehendere Darstellung erfordert, und die wir deshalb nicht mehr in den Rahmen dieser Skizze einfügen wollen. Die zweite Tübinger Schule unter ihrem berühmten Haupte Ferdinand Baur mit ihren herangereiften Schülern David Friedrich Strauß, Wischer u. a. bezeichnet eine neue Phase in dem innern Leben des Stiftes, aber auch diese Phase wird wieder in den letzten Jahrzehnten durch eine weitere theologische Entwicklung abgelöst. Wir werden Kolb, dem Darsteller der Kirchengeschichte Württembergs in der neuern Zeit, im Hinblick auf diesen kurzen Rückblick über die Geschichte des Stifts in diesen drei Jahrhunderten Recht geben, wenn er sagt: „Die deutsche Theologie hat Pflegestätten besessen, an denen sie vielleicht durch glänzendere Gestirne vertreten war. Aber keine Landeskirche hat sich, wie diese, einer Fakultät zu erfreuen gehabt, an welcher alle theologischen Richtungen so vollständig vertreten, so friedlich vereinigt waren, in der von sämtlichen Vertretern mit demselben heiligen Ernst, wenn auch in verschiedner Weise erfaßten Aufgabe, die Wahrheit des Christentums mit den Mitteln der Wissenschaft zu erforschen und zu erweisen. Sicherlich hat eben dies der württembergischen Geistlichkeit seit geraumer Zeit ihren eigentümlichen Charakter gegeben, daß sie auf der Hochschule gelernt hat, scheinbar Entgegengesetztes als verschiedne Arbeit im Dienste derselben heiligen Sache zu wüchigen.“

An Angriffen auf das Stift sowohl gegen seine Existenzberechtigung als gegen seine Einrichtung im Studiengang, in der Disziplin und in der äußern Lebensordnung hat es schon in diesem Zeitraum, den wir betrachtet haben, nicht gefehlt, ehe David Friedrich Strauß das Stift mit einer Mäufefalle verglich, in der die besten Köpfe durch den ihnen dort umsonst angebotnen Speck eingefangen werden. Wir haben gesehen, wie schon der spätere Graf Reinhard als württembergischer Vikar mit einem gewissen Groll das Stift bekämpfte, weil es den Geist zu einseitig ausbilde. Daß heutzutage neben ernster theologischer Forschung ein freierer, vielseitigerer, humanerer Geist eingezogen ist, daß auch der Patriotismus, die nationale Begeisterung nicht bloß in den einjährig-freiwillig dienenden Söhnen des Stifts, die hier, auch während sie sich in der Garnison Tübingen militärisch ausbilden, ihren Unterhalt und ihre Wohnung beziehen, sondern sich auch in den andern Kommilitonen ausprägt, zeigt der Augenschein. Wie in den vergangenen Jahrhunderten sendet das Stift den Überschuß seiner Kraft auch heute noch vielfach ins Ausland, und frühere Zöglinge trifft man in allen möglichen Stellungen und Ämtern fast auf der ganzen Erde zerstreut. Ist das Stift im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert die feste Burg des württembergischen Geisteslebens gewesen, weil es die besten Köpfe des Landes an sich zog, und diese später auf die Bildung der maßgebenden Kreise in Württemberg den größten Einfluß ausübten, so hörte dies im achtzehnten Jahrhundert mehr und mehr auf. Dafür trat aber Württemberg wieder in innigere Berührung mit dem übrigen deutschen

Kulturleben, es bildete sich ein lebhafteres Interesse für die weltbewegenden Ideen, und was es an religiösem Schatz und wissenschaftlicher Arbeit angeammelt hatte, das wurde die Grundlage für die theologische und die Kulturarbeit des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie weit die am Tübinger Stift angebrachte Inschrift *Claustrum hoc cum patria statque caditque sua* Recht behalten wird, kann freilich erst die Zukunft lehren.



Kursächsishe Streifzüge

Don O. E. Schmidt in Meissen

5. Die Lochauer Heide und Annaburg



eit den Tagen meiner Schulzeit beschäftigt mich die Lochauer Heide. Es fiel damals noch niemand ein, dem Knaben einen historischen Atlas in die Hand zu geben; mich aber hätte ein solches Buch, das mancher moderne großstädtische Gymnasiast als eine „Last zu andern Lasten“ legt, beglückt, denn ich verspürte von jeher einen innern Drang nach räumlicher Anschauung der geschichtlichen Ereignisse; und als nun eines Tags in der Geschichtsstunde die Verträge von Lochau und Chambord erwähnt wurden, durch die sich Kurfürst Moritz mit Heinrich II. von Frankreich zum Kampfe gegen Karl V. verbündete, vermochte ich mit meinen bescheidenen geographischen Hilfsmitteln zwar den fremdländischen Prachtbau, nicht aber das schlichte heimische Jagdschloß nachzuweisen. Die Kameraden wußten auch nichts davon, und den Geschichtslehrer wagte man nicht zu fragen. So umwob sich mir das räthelhafte Lochau mit dem Schimmer des Geheimnisvollen — und erst ein Jahrzehnt später, als ich selbst — allerdings nur in Quarta — die sächsische Geschichte vortrug, lästete sich mir der Schleier durch die späte Erkenntnis, daß das alte Lochau seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden, sondern in Annaburg umgetauft worden sei. Dann bin ich wohl auch einmal auf dem Wege nach Wittenberg mit dem Schnellzuge quer durch die Lochauer Heide geflogen und freute mich, aus der Ferne im Abendchein einen hochragenden Erker des Schlosses über den Kiefernwipfeln leuchten zu sehen, aber mein alter Wunsch, die Geheimnisse dieses Waldes und seines Schlosses zu erforschen, wurde doch dadurch nicht gestillt.

Nun war ich aber, nachdem ich tagelang die Heide wie eine schwarze Zauberdecke vor mir gesehen und ihre äußerste Peripherie von Süden und Osten her umwandert hatte, endlich wirklich so weit, daß ich vom Dorfe Labrun her ins Innere vordringen konnte. Als die ersten dürren Zweige unter mir knackten, und mein Fuß auf weichen, braunen Kiefernadeln stille stand, hätte es mich gar nicht gewundert, wenn mir ein zottiger Bär über den Weg getrottet wäre, oder wenn Böcklins „Schweigen im Walde,“ die

holdseligste Maid mit den Märchenaugen auf dem sagenhaften Einhorn, plötzlich vor mir aufgetaucht wäre, so sehr hielt die Romantik der Knabenzeit meine Sinne gefangen. Aber ich wurde gar bald ernüchtert, als ich das Geleise der Eisenbahn überschritt und durch eine wohlgepflegte, mit neumodischen Villen besetzte Allee auf den langgestreckten, mit einem Lindengange geschmückten Markt des Fleckens Annaburg gelangte. Der Ort ist weitläufig gebaut und still, etwa wie das bei dem sächsischen Moritzburg liegende Städtchen Eisenberg; nur wenige große alte Häuser, wie die ehemalige „Schöfferei“ am Markt und der inmitten herrlicher Garten- und Parkanlagen liegende „Forsthof,“ ehemals der Sitz des „Oberforst- und Wildmeisters,“ jetzt die Wohnung eines Oberförsters, erzählen von der alten kurfürstlichen Herrlichkeit.

So wendet sich alles Interesse dem Schlosse Annaburg zu. Eine Steinbrücke führt über den Wassergraben, der die Annaburg einst auf allen Seiten umgab, und durch ein turmgekröntes Thor in den großen Hof, der sich zwischen dem niedrigeren Vorderchloß und dem vier Stockwerke hohen Hauptbau, dem Hinterchloß, erstreckt. Das Hinterchloß, das ehemals auch rings von Wasser umgeben war, ist ein gewaltiger Bau mit der Grundfläche eines unregelmäßigen Vierecks, über dessen Seiten und Ecken zahlreiche Erkertürme hervortragen und so die Fassade phantasiervoll unterbrechen. Im Innern liegt ein mit zweistöckiger Loggia gezielter Pichthof, aus dem sich die in einem Turm spiralförmig geführte fahrbare „Bergtreppe“ zu den obern Geschossen emporwindet. Das Schloß beherbergt jetzt ein Militärknabenerziehungsinstitut des Deutschen Reichs, wo etwa fünfhundert Söhne verstorbener oder mit dem Zivildienstungsschein aus dem Heer oder der Marine ausgeschiedener Unteroffiziere vom elften Lebensjahre an bis zur Konfirmation kostenfrei erzogen werden. In Verbindung mit diesem Institut steht die benachbarte Unteroffiziersvorschule, und es wird eigentlich erwartet, daß der in Annaburg konfirmierte Knabe, wenn er die körperliche Tauglichkeit hat, in diese Unteroffiziersvorschule übertrete, aber das ist nicht eben oft der Fall. Der geistliche Inspektor der Anstalt selbst hat sich im Jahre 1888 in der Festschrift zu ihrer einhundertfünfzigjährigen Jubelfeier darüber ausgesprochen mit Worten, die überhaupt über die Ergebnisse der Annaburger militärischen Erziehung zu denken geben. Pfarrer Gründler sagt in der genannten Schrift Seite 593: „Das Natürlichste, sollte man meinen, wäre, daß, wer körperlich brauchbar sei, am liebsten zur Unteroffiziersvorschule überginge. Aber nein, drüben müssen sie »zu feste schusten«; so treten die allermeisten lieber später freiwillig in die Armee ein und zurückst in das bürgerliche Leben zurück. Als ob hier jeder zweite Tag ein Feiertag und die Arbeit ein Spielwerk wäre! Und was werden nun die Annaburger Jungen? Ein guter Teil wählt ein Handwerk, doch beileibe nicht die Schneiderei oder die Schuhmacherei; für diese beiden sind die Annaburger Herren Jungen zu fein. Ein verhältnismäßig großer Teil tritt in die Schreiberlaufbahn ein als die bequemste und nach Knabenbegriffen anständigste. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Anschauungsweise nicht zum wenigsten durch den bunten Rock hervorgerufen wird. So ein forscher Annaburger Junge, zumal wenn er Aufseher ist, hat einen gewissen »Tick« und kommt sich zu

gut für ein gewöhnliches Handwerk vor. Auch wird ihm später, wie das mehrfache Klagen bezeugen, das Gehorchen nicht immer leicht, weil er selber als Aufseher das Kommandieren zu sehr gelernt hatte.“ Liegt es unter solchen Umständen nicht nahe, den bunten Rock aus dem Knabeninstitut wegzulassen und ihn erst denen zu geben, die zur Unteroffiziersvorschule übergetreten sind?

Doch es ist nicht unsre Aufgabe, weiter an die schwierige Frage zu rühren, wie sich die notwendige Anzahl guter Unteroffiziere für das deutsche Heer beschaffen lasse. Uns interessierte für den Augenblick mehr das rein Menschliche, das lebhaftes Getreibe der fünfhundert Soldatenjungen auf dem Spielplatz, den Treppen und Korridoren des Schlosses. Das war nun freilich ein andres Bild als das der bei aller Heiterkeit sittsamen und züchtigen Mädchenschar in Preßsch: und das muß wohl so sein, denn hier sollen nicht sanfte Dämmer, sondern Soldaten herangebildet werden, die im Kampfe ihren Mann stellen, daher das Schimpfen und Schreien, das sich Knuffen und Balgen. Auch die Innenräume und namentlich die Schlafsäle standen, weil dichter belegt, weit hinter der Anmut der Preßscher Verhältnisse zurück. Imponierend aber waren die Einrichtungen der großen Küche, in der man gerade in einem ungeheuern Kessel einen duftenden Kakao bereitete, der dann als Nachmittagsstärkung aus altväterischen großen Zinubechern genossen wurde.

Die unmittelbare Umgebung des Schlosses hat während der letzten hundertfünfzig Jahre viel verloren: es liegt am Nordende eines großen, einst wohlummauerten Tiergartens, um den ein „Kanal oder Schiffsahrtsgraben“ herumgeführt war; noch um das Jahr 1700 gab es in diesem Tiergarten einen Elefantstall, eine Fasanerie, einen großen Lustgarten mit einem ansehnlichen Gartenteich, zahlreiche Salzlecken und Fischbehälter. Davon ist nichts übrig als Spuren der Mauer. So ist jetzt in Annaburg außer dem Schlosse selbst nicht viel zu sehen, deshalb setzten wir, nachdem uns der alte Gasthof „Zum Anker“ durch ein treffliches Mittagmahl gestärkt hatte, unsern Weg südostwärts fort quer durch den Wald in der Richtung nach Herzberg und hofften irgendwo in der unberührten Natur die Stimmung wiederzufinden, die uns beim ersten Betreten der Annaburger Heide ergriffen hatte. Und so geschahs. Nach einstündiger Wandrung durch hohen und niedern Kiefernwald an einer ehemaligen Pechhütte vorüber, wo uns das ruhige Gewässer des Neugrabens vertraulich wie alte Bekannte grüßte (siehe 1901, IV, 649), gelangten wir zu der an eben diesem Neugraben liegenden Heidemühle, einer Landschaft von so romantischer Versunkenheit, daß sich davor die nüchterne Gegenwart wie in einen Nebel verflüchtigte. Die schwarze Moorerde, auf der die Heidemühle steht, ist durch Flechtwerk eingefast, damit sie nicht im Graben versinke. Das Haus selbst uralt mit geborstnen Mauern, deren Risse der immergrüne Epheu mitleidig umkleidet, Radstube und Rad nur noch in altersgrauen, verwitterten Trümmern vorhanden, an denen in immer gleicher Melodie das gold- und sammetbraune Wasser vorüberzieht, die Ufer umsäumt von blauen Glockenblumen und roten Weidenröschen, über denen zwei späte Falter stille Kreise ziehn, alles so still und einsam, daß man kein lautes Wort zu sprechen wagt,

um nicht den hundertjährigen Schlummer zu stören; und damit der Kontrast nicht fehle: im verwilderten Garten die Bäume strotzend voll rotbäckeriger Äpfel, und darunter ein blondes Kind in seinem Wagen schlummernd, das Ganze ein Stück Worpiswebe im alten Kursachsen. Hier ist der rechte Ort zu träumen und zu sinnieren und Hilder der Menschen und der Vorgänge zu erwecken, die einst diese stille Heide belebten. Ist doch eine der ältesten Urkunden dieses Lebens an eben dieser Stelle der schwarzen Erde entstiegen und zwar in Form eines Bildes (siehe S. 375).

Die Lohauer Heide, in deren Mitte wir hier stehen, ist das größte Waldstück, das von dem sich einst zwischen Elbe und Schwarzer Elster erstreckenden Urwald übrig geblieben ist. Von Norden nach Süden etwa 18 Kilometer lang und durchschnittlich 12 Kilometer breit, ist sie größtenteils von Kiefern bestanden, zwischen denen sich hier und da Gruppen von Eichen und Birken finden. Doch müssen einst der Eichen viel mehr gewesen sein, da ihre Früchte die Hauptnahrung der damals hier massenhaften Wildschweine ausmachten; ebenso waren früher viel mehr Wassergräben, Sümpfe und Wasserlachen vorhanden als heute; der große Schwanensee z. B. östlich von Dauschken, einst der Schlupfwinkel von Wasservögeln aller Art, ist jetzt fast ganz ausgetrocknet. Die Verminderung des Wassers in diesen Gegenden hängt wohl mit der fortgeschrittenen Eindeichung der Elbe zusammen. Über die Zeit der Entstehung des Ortes Lohau und seines Schlosses läßt sich nichts bestimmtes ermitteln. Doch kann man aus einem im sechzehnten Jahrhundert in der Nähe aufgefundenen Urnenselbe schließen, daß hier schon in slawischen oder vorlawischen Zeiten eine Siedlung vorhanden war. In die Geschichte tritt die „Lohau“ gleich als kurfürstlich askanisches Jagdschloß ein, und zwar als Schauplatz eines bösen Verhängnisses. Nachdem schon im Jahre 1406 im nahen Schlosse Schweinitz (nördlich von Lohau an der Schwarzen Elster) die askanischen Prinzen Wenzel und Siegismond nebst dem Hofmeister und sechs Edelknaben von einem einstürzenden Turme erschlagen worden waren, brannte das ebenfalls baufällige Schloß Lohau in einer Sommernacht des Jahres 1422, während der Hof im tiefsten Schlummer lag, so schnell ab, daß der letzte Askantier, Albrecht III., von einem Jagdhunde geweckt, nebst der Kurfürstin zwar noch aus den Flammen entkam, aber zusehen mußte, wie fünfzehn Ritter, Frauen und Diener durch das Feuer umkamen. Er wurde vor Schrecken darüber krank und starb am 25. Juli 1422 in Wittenberg: so nahm also das Ende des ruhmreichen askanischen Hauses in der Lohau seinen Anfang.

Die wettinischen Kurfürsten stellten das Schloß wieder her und besuchten es öfter. Eine besondere Vorliebe für die stillen Jagdschlösser im Gebiet der Schwarzen Elster hatte Friedrich der Weise. In Schweinitz hatte er — nach einer nicht ganz sichern Überlieferung — in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober 1517 den berühmten Traum: er sah, wie ein Mönch an seine Wittenberger Schloßkirche Worte mit so grober Schrift schrieb, daß man sie in Schweinitz lesen konnte. Dabei wuchs die Feder des Mönchs vor den Augen des Träumenden so ins Riesengroße, daß sie endlich mit dem obern Ende bis nach Rom reichte, einem dort liegenden Löwen (Leo X.) Kopf und

Ohren durchbohrte und die Krone des Papstes ins Banken brachte. Entsetzt wollte der Kurfürst den Arm ausstrecken, sie zu halten — da erwachte er. Im achten Jahre danach, am 5. Mai 1525, starb Friedrich der Weise im Schlosse zu Vochau, und zwar auch unter Zeichen und Wundern, wie es dieser Zeit gemäß war. Luther, der sich damals mitten in den Sturm des Thüringer Bauernkriegs begeben hatte, um die Aufrührer durch seine Predigt zu beruhigen, schrieb danach in einem Briefe: „Mein gnädigster Herr, der Kurfürst, ist mit sanftem Mut und frischer Vernunft christlich und selig gestorben. Das Zeichen seines Todes war ein Regenbogen, den wir, Philippus und ich, sahen in der Nacht über der Vochau.“

Auch weiterhin liegt der Schimmer des Geheimnisvollen über der Vochau. Denn auch die seltsame Geschichte des Magisters Stiefel, von der vielleicht das alte Studentenlied:

Stiefel muß sterben

einen Nachhall bewahrt, hat sich hier zugetragen. Magister Michael Stiefel war ein schwäbischer Augustinermönch aus Eplingen, der, um des Evangeliums willen aus der Heimat vertrieben, 1528 durch Luthers Verwendung die Pfarrstelle zu Vochau erhielt. Stiefel war aber nicht nur Theolog, sondern hatte auch eine ausgesprochne Neigung zur Mathematik und zu kabbalistischer Zahlensymbolik. Namentlich beschäftigte ihn das Problem, die Zeit des jüngsten Gerichts und der Wiederkunft Christi zu berechnen. Schließlich glaubte er, durch arithmetische Umdeutung und Kombination einiger Schriftworte den 19. Oktober 1533 als den Tag des Weltgerichts gefunden zu haben. Er teilte dieses Resultat seinem Freunde Luther mit, und dieser warnte ihn gebührend vor solchem überklugen Spintifizieren. Aber die Abgeschlossenheit von andern Studierten, in der Stiefel zu Vochau lebte, führte ihn immer wieder auf sein Problem zurück. Ich muß mir ihn vorstellen, wie er in den langen Winternächten, während der Wolf in der Heide heulte und der Uhu vom Schloßturme krächzte, in der Studierstube immer wieder vor seinen Zahlen saß, oder wie er sein Geheimnis hinaustrug unter die rauschenden Niesen des Waldes, bis ihm endlich seine Meinung zum unerschütterlichen Axiom geworden war. Nun predigte er auch öffentlich vom nahen Weltuntergang, und darüber geriet die ganze Gegend in Aufregung. Schon einige Tage vor dem 19. Oktober 1533 war die Vochau voll von Leuten, die sich von Stiefel auf das Ende aller Dinge vorbereiten ließen. Als nun der verhängnisvolle Tag anbrach, war alles in der Kirche versammelt. Da ließ Stiefel das Vieh aus der Stadt treiben, weil dieses zuerst sterben werde, damit nicht die Bürger durch solchen Anblick erschreckt würden; und als nun dabei das Horn des Hirten erkante, meinten manche der Schwärmer schon die Posaune des Erzengels zu vernehmen. Bald darauf schloß Stiefel seine Predigt mit den Worten: „Er wird kommen, kommen, kommen“ und tröstete die klagenden Weiber. Aber die achte Stunde, die er für den Beginn des Weltgerichts berechnet hatte, ging vorüber — und um neun Uhr wurde Stiefel von Beauftragten des Kurfürsten festgenommen, und damit er nicht weiteres Unheil anrichte, nach Wittenberg gebracht. Luther sah in dem ganzen Vorgang nichts

als eine kleine Anfechtung; nur beschwerte er sich später: „Es hat mir mein Lebtag kein Widersacher so böse Worte geben als er.“ So wurde Stiefel schon 1535 wieder als Pfarrer in Holzdorf — nordöstlich von Lochau — angestellt und verwaltete sein Amt getreulich, bis ihn 1547 die plündernden spanischen Soldaten von seiner Pfarre vertrieben. Er starb 1567 in Jena und zwar als ein hochberühmter Mathematiker. Cantor schätzt Stiefels Verdienste um die Mathematik so hoch ein, daß er ihm im zweiten Bande seiner Geschichte der Mathematik ein besonderes Kapitel widmet und sein Urteil über ihn dahin zusammenfaßt, daß wir in ihm einen wenn auch leider von Verschrobenheiten nicht freien, schöpferischen mathematischen Geist zu bewundern haben, den ersten großen deutschen Zahlentheoretiker.

In den kritischen Zeiten des Protestantismus wurde die stille Lochau oft aufgesucht zu geheimer Zwiesprache der Fürsten untereinander. Es war nicht weiter auffällig, wenn sich deutsche Fürsten nachbarlich auf einem Jagdschlosse trafen. Galten doch die Jagd und die damit verbundenen Trinkgelage als die natürlichsten fürstlichen Vergnügungen. Aber im engern Kreis, beim lodernen Kaminfeuer, fiel auch manches gefährliche Wort, wurden die Verschwörungen evangelisch-fürstlicher Libertät gegen den katholisch-kaiserlichen Absolutismus zustande gebracht. In andern Fällen benutzte man die gemeinsame Jagd und den gemeinsamen Trunk, um die innerste Herzensmeinung eines Gegners zu erforschen. Man rechnete darauf, daß die gute Laune und der Wein auch eine sonst verschwiegene Zunge löse — und besonders der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, sonst ein durchaus geradsinniger Mann, war dafür bekannt, daß er dieses Mittel der Kundschaft wohl zu brauchen verstehe. So lud er im September 1545, als seine Beziehungen zum Herzog Moriz schon gespannt waren, diesen zur Jagd nach Schweinitz; dabei wurden ein Herr von Schönberg und Graf Georg von Mansfeld derart „zu Boden getroffen“, daß sie nach Wittenberg gefahren werden mußten; dort starb der Schönberg, und Mansfeld entging nur knapp dem Tode. Wenig Tage später war der Kurfürst Morizens Gast auf dem Schellenberge (jetzt Schloß Augustsburg bei Chemnitz); dort legte er ihm die verhängliche Frage vor, ob er etwas davon wisse, daß dieses Jahr einer aus seinen Landen vertrieben werden solle — aber Moriz scheint nichts verraten zu haben, nur melden die Zwickauer Annalen, daß nach einem „groß überschwänglich Saufen“ der Herzog Moriz, der in diesen Dingen dem Vetter schlechterdings nicht gewachsen war, „eine lange Zeit hat bekreist(?)“ müssen und in einer Senften gen Dresden sich hat tragen lassen.“

Auch in der Lochau fanden in der langen Reihe von Jahren, während deren der Schmalkaldische Krieg vorbereitet wurde, fürstliche Zusammenkünfte statt, die nicht nur dem Jagdvergnügen, sondern auch religiös-politischen Verhandlungen dienten. Ich hebe eine von diesen Zusammenkünften hervor, weil wir von ihr auf merkwürdige Weise Kunde erhalten haben.

Im Jahre 1775 fand der sächsische Ingenieurhauptmann Aiter im Neugraben unweit unsrer Heidemühle ein altes auf Holz gemaltes Bild, das noch wenig Jahre zuvor an der Herzberger Straße neben dem Neugraben unter

einem Wetterdache gestanden hatte, dann aber umgebrochen und ins Wasser gefallen war. Darauf waren die Porträts der drei Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Hermann V. von Köln und Joachim II. von Brandenburg mit entsprechenden Inschriften gemalt; über dem Ganzen stand geschrieben: „Anno 1546 den 16. Sept. Rahmen diese drey Fürsten in der Lochauer Heide an Einer Eiche zu Sammen.“ Aster meldete seinen Fund an höchster Stelle; aber die angeordnete Wiederherstellung des Denkmals ist wohl kaum ausgeführt worden. Ich weiß auch nicht, was aus dem ehrwürdigen Bilde geworden ist. Glücklicherweise aber hat es Aster ganz genau kopiert und diese Kopie nebst einigen darauf bezüglichen Notizen an die Herausgeber der „Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte,“ Grundig und Kloßsch, gesandt, die das Bild in Kupferstich mit allem, was sie darüber herausbringen konnten, im zwölften Bande der genannten Zeitschrift, Seite 346 f., veröffentlichten. Unter dem Bilde standen noch die Worte: „Friedrich August König in Pohlen u. Churfürst zu Sachsen hat den . . . An . . .“ Das übrige war nicht mehr lesbar. Aber soviel ist klar, daß August der Starke zu irgend einer Zeit das im Laufe der Jahrhunderte verblichene Bild hat auffrischen oder von Grund aus erneuern lassen. Den Zeitpunkt kann man leicht erraten; es geschah vermutlich im Jahre 1730 zur Zeit des großen Lustlagers von Zeithain, als von der gleichfalls in stand gesetzten Lichtenburg aus den fürstlichen Gästen zu Ehren eine große Hofjagd in der Lochauer Heide abgehalten und die ganze Heide dazu sozusagen „neu vorgerichtet“ wurde. Zum Überfluß hatte sich noch zu Asters Zeiten in der Heidemühle selbst die Überlieferung erhalten, daß sich dort 1730 ein Maler längere Zeit aufgehalten habe, um das alte Bild zu erneuern.

Soweit wäre nun alles in Ordnung, wenn uns nicht das Datum der Überschrift: „Anno 1546 den 16. Sept.“ ein schweres Rätsel aufgab. Es ist unmöglich richtig, denn der sächsische Kurfürst war den ganzen September 1546 durch nicht in der Heimat, sondern beim Heere der Schmalkaldner in Süddeutschland. In der That haben auch schon Grundig und Kloßsch einen Irrtum des Malers bei der Erneuerung angenommen; und neuerdings hat Warrentropp in seinem Buche über Hermann von Wied, Seite 83, wohl mit Recht, eine Stelle aus Sedendorfs Commentarius de Lutheranismus 3, 137 mit diesem Bilde kombiniert, wonach die genannten drei Fürsten im Herbst 1536 in der Umgebung von Torgau gesagt haben. Also muß man wohl annehmen, daß der Maler im Jahre 1730 eine verweichte 3 des alten Originals fälschlich für eine 4 gelesen hat. Sicherlich hat der Kurfürst Johann Friedrich am 16. September 1536 seine beiden Gäste für die Sache des Evangeliums und für den Schmalkaldischen Bund zu gewinnen gesucht. Hinsichtlich der Religion hatte er auch Erfolg. Denn 1539 that Hermann von Wied die ersten Schritte, sein Erzbistum zu reformieren, und der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg genoß am 1. November 1539 zu Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Aber um für ihre Religion „Gut und Blut aufzusetzen,“ wie es der sächsische Kurfürst nachmals that, dazu waren beide zu zaghaft. Hermann von Wied sah sich noch vor dem Ausbruch des Schmalkaldischen

Kriegs mit Exkommunikation und Absetzung bedroht, und Joachim unterstützte sogar den Kaiser im Kampfe gegen die Schmalkaldner mit einer Reitergarde. Der Schlußakt des Trauerspiels, worin Johann Friedrich Thron und Freiheit verlor, spielte sich, wie schon früher dargestellt worden ist (1901, IV, 648), am Südrande der Lochauer Heide, so manche dazu gehörige blutige Episode in ihrem Innern ab. Noch heute heißt einer der sie durchziehenden Dammwege der Silberdamm, weil dort der reichbeladene Wagenzug des Kurfürsten mit dem silbernen Tafelgeschirr, dem gemünzten Gelde und den Schreinen der Kanzlei von den „Huffern“ und andern leichten Reitern des Kaisers ereilt worden sein soll. Die alte Überlieferung wird bestätigt durch eine Stelle in der handschriftlichen Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs von Wolfgang Lazius, Hofhistoriographen König Ferdinands. Ende April 1547 ritt Bartholomäus Saftrow über das Schlachtfeld und durch die Lochauer Heide gen Wittenberg; er konnte es sich nicht versagen, die übermäßige Jagdlust des gefangenen Kurfürsten und sein Unglück in ursächlichen Zusammenhang zu bringen: „Hier ist wohl anzumerken, daß es eben an dem Orte geschehn ist, da er seine größte Lust des Wildes halben mit seiner armen Unterthanen Unlust, Beschwerung und Verderben an Leib und Gut gehabt hat. Auf der Walfstatt sahe ich noch viele Spuren der Schlacht, zerbrochne Spieße, Zündröhre, Halfter, an den Zäunen liegende Landsknechte, die tödlich verwundet, dazu verhungert und verstmachtet waren.“

Ein neuer Herr kam über die Lochau, ein feinerer als Johann Friedrich und seine Vorfahren, aber eben darum wurde er auch dem Kaiser weit gefährlicher: Kurfürst Moriz.

Es ist ein hoher Genuß, das herrliche, vielleicht Tizianische Porträt des ersten albertinischen Kurfürsten zu betrachten, das als teuerstes Andenken an den Gründer der drei sächsischen Fürstenschulen im Synodalkammer von St. Afra in Meissen verwahrt wird. Fest und männlich, besonnen und kühl schauen die blauen Augen aus dem feingeschnittenen schmalen Antlitz mit dem wohlgepflegten rotblonden Barte auf den Beschauer hernieder; und so oft auch kurzfristige Zeitgenossen ihn als den „Judas von Meissen“ und spätere oberflächliche Beurteiler als gemeinen Verräter gebrandmarkt haben, dieses Auge verrät nichts von solcher Niedrigkeit, es verrät vielmehr den sinnenden Staatsmann, dessen Geist auch verschlungne Pfade zu wandeln, schwere Irrungen zu lösen versteht. Und nun vollends dieser festgeschlossene feine Mund mit einem Zuge von herber, fast schmerzlicher Resignation, der viel eher Gewissenskämpfe ahnen läßt als leichtfertige Selbstzufriedenheit! An der Schwelle des Mannesalters hat ihn die türkische Kugel hinweggerafft, ehe er Zeit fand, den Absolutismus, der seinem hochentwickelten Lande damals allein eine moderne, geordnete Verwaltung und Sicherheit vor den Übergriffen eines sehr begehrlichen Adels geben konnte, nach allen Seiten hin zu befestigen, ehe er Zeit fand, den später von Pufendorf wieder aufgenommenen Gedanken zu fördern, daß Deutschland unter Ausschluß des antinationalen Kaiserhauses durch eine Anzahl größerer, unabhängiger Staaten neu geordnet werden müsse. Aber eine Ahnung davon, was Moriz bei längerem Leben für Deutschland hätte werden können, hatten auch seine

Zeitgenossen, und es war ein Ton echter Trauer, wenn ein unbekannter Sänger bei seinem Tode in die Worte ausbrach:

Mü Schwarz thu dich betleiden,
 O deutsche Nation!
 Heu, klag und hab groß Leiden,
 Ih ist dein Held davon,
 Deins Reiches Schutz und Vater gut
 Moriz, der Fürst von Sachsen,
 Der hat ein starken Mut!

In vielen „Tagungen“ mit andern Fürsten und fürstlichen Räten war Moriz seit dem Jahre 1550 bemüht, gegen Karls V. Tyrannie, gegen die den Deutschen auferlegte „viehische Servitut“ „viel gute Leute an den Tag zu bringen.“ Aber er mußte mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehn; Zusammenkünfte mit den Ernestinern in Raumburg, mit Markgraf Hans von Küstrin und andern Fürsten in Torgau (Mai 1551) waren am kaiserlichen Hofe nicht unbemerkt geblieben. So kam es für ihn darauf an, einen möglichst entlegnen und verschwiegnen Ort zu finden, wo das werdende Einverständniß der Fürsten untereinander und mit dem Auslande, namentlich mit Frankreich, zum Offensivbündniß verdichtet werden könnte. Dazu wählte er die Lochau. So ritten denn im September 1551 die beteiligten Fürsten und Räte, als ob es sich um die gewöhnliche Herbstjagd handle, ohne alles Gepränge in Lochau ein; es waren außer dem Kurfürsten Moriz der Markgraf Hans von Küstrin, zugleich mit den Vollmachten Albrechts von Preußen und Heinrichs von Mecklenburg, ferner die Räte Schachten und Bing für den Landgrafen Wilhelm von Hessen und endlich als Bevollmächtigter Heinrichs II. von Frankreich Johann de Fresse (Fragineus), Bischof von Bayonne. Er kam sicherlich unter falschem Namen und in irgend einer Verkleidung; denn daß der Kurfürst einen Abgesandten des französischen Königs beherberge, das durften weder die Hofdienerschaft noch die Bürger des Städtchens erfahren.

Es kamen nun bewegte Zeiten für Schloß und Heide: am Tage erscholl das Hifthorn und das Kläffen der Reute um die alten Mauern, am Abend aber sahen sie die geheimen Beratungen in ihrem Innern. Stürmisch genug ging's dabei her, wenn der Wein die Köpfe erhitzte, zumal zwischen dem Kurfürsten Moriz und dem Markgrafen Hans: der Geist der neuen und der Geist der alten Zeit standen sich in diesen beiden gegenüber. Moriz, der humanistisch und — im guten Sinne des Wortes — machiavellistisch gebildete Politiker, der die beengenden Fesseln mittelalterlicher Vasallentreue und die Einseitigkeit eines rein religiösen Standpunkts überwunden hatte, stellte die Erledigung seines gefangnen Schwiegervaters, die fürstliche Libertät und die nationale Freiheit in den Vordergrund, der andre, ausgestattet mit all der Biederkeit, aber auch mit allen den Fehlern der Schmalkaldner, wollte nur für den protestantischen Glauben das Schwert ziehn; der eine war für eine schnelle und schneidige Offensive, der andre für eine schwächliche Defensiv. So gerieten alle bisher erreichten Resultate während der zehntägigen Lochauer Verhandlungen wieder ins Wanken, „denn der Teufel hatte, wo er gekonnt und gemocht, seine

Sinderung nicht allein hundert-, sondern tausendfältig eingeworfen.“ Und am Abend des 3. Oktobers kam es zwischen Moriz und Hans zu einem so harten Wortwechsel, daß weder die Bitten der Hessen, noch die Vorstellungen des Franzosen den Riß wieder zu stiften vermochten. Am nächsten Morgen ritt der Küstriner mit samt den preußischen und mecklenburgischen Vollmachten „heimlich wie die Kaze von der Böhne“ von dannen.

Trotzdem kam am 5. Oktober wenigstens zwischen den in Lochau Zurückgebliebenen ein Vertrag zustande, und dieser erhielt auch am 15. Januar 1552 im Schlosse Chamburg schließlich die Bestätigung und Unterschrift Heinrichs II. Diese Ratifikation aber wurde erst gegeben, nachdem der Bischof von Bayonne selbst an den französischen Hof zurückgekehrt war und seinem königlichen Herrn ein aus dem persönlichen Verkehr geschöpftes deutlicheres Bild der diplomatischen Umsicht und kriegerischen Thatkraft des Kurfürsten Moriz entworfen hatte. Wie verblendet waren dagegen die spanischen und die burgundischen Staatsmänner Karls V., allen voran Granvella, der damals offen erklärte: „Der Kurfürst von Sachsen habe so wenig wie der Markgraf von Brandenburg hinreichenden Verstand und Kredit, um eine große Unternehmung zu leiten, beide seien zu beschränkt, um hervorragende Anschläge auszuführen.“ Erst als das kaiserliche Kriegsvolk bei Reutte in Tirol zer Sprengt, die Ehrenberger Klause erstürmt war und der Kaiser über die Berge flüchten mußte, erkannten sie, daß sie in dem Kurfürsten von Sachsen ihren Meister gefunden hatten. Eine Rolle in der hohen Politik hat die Lochau seitdem nicht wieder gespielt: zwei Jahrzehnte später sanken auch die Mauern des alten Schlosses in Trümmer, aber an seiner Stelle erhob sich bald ein neuer, glänzenderer Sitz fürstlichen Lebens, ein nicht unbedeutendes Zentrum wirtschaftlicher und geistiger Kultur des sechzehnten Jahrhunderts: die Annaburg.

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Ullihn)

Siebentes Kapitel

Wie die Karten gemischt werden



er Herr Obersteiger kam aus der Villa des Herrn Direktors und begab sich in das Förderhaus, über dessen Dache die weißen Dampf wolken pufften und die Seilträger sich drehten. Der Herr Obersteiger machte ein Gesicht wie ein Wullenbeißer. Als er an den Fördersehacht trat und sah, wie der Bergmann, der dort die Signale hinab und herauf durch Anschlagen zu geben und abzunehmen hatte, seinen Posten einen Augenblick verlassen hatte, um sich seine Pfeife zu stopfen, hätte er ihn beinahe aufgefressen. Darauf trat er, gefolgt von einem Bergmann, der die Szene mit angesehen hatte, auf die Fördersehale, das ist die kastenförmige Bühne, die, an dem

Förderseile hängend, hinabgelassen und heraufgezogen wurde, und fuhr mit grimmig drohender Miene hinab in die Tiefe. Unten angekommen ging der Spetakel sogleich von neuem los. Nichts war ihm recht, auf alles schimpfte er, besonders auf loobdrige Wirtschaft und Mangel an Vorsicht, was doch sonst seine Art nicht war.

Du, August, sagte ein Bergmann zu dem, der mit dem Obersteiger herabgekommen war, was hat denn Kummel? Seine Alte hat ihm wohl wieder einmal eins aufgespielt?

Glaube ich nicht, erwiderte der andre, wenigstens war er heute früh ganz fidel. Er ist erst so, seit er beim Direktor herausgekommen ist.

Ach so. Da hats gewiß wieder was gegeben, was ihm nicht paßt. Na überhaupt der Direktor — aber ich will lieber das Maul halten. Sonst wäre manches zu sagen. Und wenn ich Kummel wäre, ich ärgerte mich auch über so eine unrückte Wirtschaft.

Inzwischen war Kummel in dem Stollen, der nach links führte, mit seiner Lampe verschwunden.

Ich muß hier einige sachliche Erörterungen einschalten, wobei ich nur bedaure, daß der Herr Kantor Rötelfind nicht zugegen ist, der sie gewiß mit besondrer Aufmerksamkeit anhören würde. Die Schichten, die man durch den Schacht aufgeschloffen hatte, lagen in stark geneigter, von Süden nach Norden ansteigender Fläche. Man hatte eine mächtige Lage von Thon und Gips durchbohrt, war dann auf Steinsalz gestoßen, das gegenwärtig zu billig ist, als daß es die Förderung lohnte, und war nach Durchbohrung des Steinsalzes auf die Kalisalze gekommen, die ausgebeutet werden sollten. Hierzu hatte man nun hoch oberhalb des Schachtbodens einen wagerechten Gang, einen Stollen, nach Norden, also in der Richtung, in der die Schichten stiegen, gegraben. Man mußte also zunächst Felsgestein durchbohren, dann aber auf Steinsalz und dann auf Kalk treffen. Aber man hatte Unglück gehabt, man war auf eine Stelle im Gestein gestoßen, wo die Schichten zerklüftet und zerbrochen waren und keinen festen Zusammenhang hatten, wo also nur mit großer Mühe und Gefahr gebaut werden konnte. Was aber schlimmer war, man mußte fürchten, in dieser Kluft auf Wasseradern zu stoßen. Wenn aber das Wasser plötzlich hereinbrach, so war Gefahr vorhanden, daß nicht allein die Arbeiter, sondern das ganze Bergwerk ertrank. Denn die Überlagerung von Thon bietet die Schutzdecke des Salzes gegen die Tagewässer. Man ist sehr vorsichtig, diese Decke öfter als nötig zu durchbohren, und man sieht es sehr ungern, wenn man auf Spalten trifft, durch die die Wässer von oben in das Bergwerk gelangen können. Man schließt lieber die schlimme Stelle wieder ab und sieht zu, wie man sie umgehen kann.

So hatte man es auch hier machen müssen. Es hatte viele Mühe gelostet, das hängende Gestein mit dicken Stämmen zu stützen, und mancher dieser Stämme war unter der Last gesplittert und geknickt. Schließlich hatte man auch wirklich eine Wasserader angeschlagen und die Stelle unter Verwendung einer Unmasse von Zement und Mauerwerk mit Mühe wieder geschlossen. Aber man konnte es, trotzdem daß immer wieder nachgebessert wurde, nicht verhindern, daß das Wasser durch die Fugen zu sichern fortfuhr. Den Bergleuten, denen die Gefahr bekannt war, war diese Stelle unheimlich. Sie nannten sie des Teufels Spundloch und hatten drei weiße Kreuze auf die Wand gemalt.

Man hatte also an diesem Orte den Bau eingestellt und einen neuen Stollen in östlicher Richtung vorgetrieben, hatte dann, den gefährlichen Punkt umgehend, die Richtung nach Norden wieder aufgenommen und war auch glücklich bis ins Steinsalz gelangt.

In diesen letztgenannten Stollen begab sich der Obersteiger. Ehe er noch vor Ort gelangt war, kam ihm ein Bergmann entgegen, der in der einen Hand die Lampe, in der andern ein Stück Salzftein von rötlicher Farbe trug. Dieser rief schon von ferne: Hoïho! wir sind durch. Hier ist ein Stück Kainit.

Werfen Sie den Dreck weg, entgegnete der Obersteiger. Die Arbeit soll hier eingestelt, und der Stollen soll bei Meter fünfzig vermauert werden.

Ranu! rief der Bergmann, seht, wo wir gerade durch sind?

Reden Sie nicht, sondern thun Sie, was befohlen wird.

Der Bergmann ging brummend von dannen, und der Obersteiger lehrte um und wandte sich dem Stollen zu, wo „des Teufels Spundloch“ war. An der bewußten Stelle traf er den Steiger Hegelmeier, der an der vermauerten Stelle herumklopfte, um zu prüfen, ob alles sicher sei.

Hegelmeier, sagte der Obersteiger mit einer Stimme, die merkwürdig rauh klang, etwa so, wie wenn ihm einer die Gurgel zugebrückt hätte, bestellen Sie morgen Ihre Belegschaft hierher, der Stollen soll weiter gebaut werden.

Dieser Stollen? In dieses Geklüfte hinein?

Haben Sie mich nicht verstanden? Diesen Stollen in dieses Geklüfte hinein.

Herr Obersteiger, das können Sie nicht verantworten.

Zum Donnerwetter, Herr, wer sagt Ihnen, daß ich es verantworten will?

Ich habe die Verantwortung ausdrücklich abgelehnt. Ich habe mir es von dem Direktor schriftlich geben lassen, daß der Stollen gebaut werden soll und muß.

Herr Obersteiger, das hilft Ihnen nichts. Vielleicht hilft es Ihnen vorm Gericht, aber nicht vor der Knappschaft und nicht vor Ihrem eignen Gewissen. Wenn auf Ihren Befehl hier Leute bei diesem Baue verloren gehn, so tragen Sie die Schuld.

Ich kanns nicht ändern.

Sie hätten dem Direktor die Schippe geben sollen. Sie hätten sagen sollen: So und so, und wenn es doch sein soll und muß, dann suchen Sie sich einen andern.

Hätten Sie es denn gethan? Ja, Sie hätten es gethan. Sie haben nur eine Frau zu versorgen. Und Ihre Frau ist eine gute Frau. Was thut es Ihnen, wenn Sie hier Feierabend machen und wo anders wieder anfangen? Aber ich! Mit meiner Frau! und meinen sechs Kindern! Hegelmeier, denken Sie sich, Sie steckten in meiner Haut und sollten heute abend nach Hause kommen und sagen: Alte, packe die Koffers, morgen ziehn wir in die weite Welt. Nachdem ich hier laum ein halbes Jahr festgeessen habe. Hegelmeier, denken Sie sich das!

Hegelmeier schob den Grubenhut aufs Ohr und kratzte sich auf dem Kopfe; er konnte die Frau Obersteiger.

Na sehen Sie, sagte der Obersteiger. Und nun meinen Sie, ich soll vor den Direktor hintreten und sagen: Was Sie befehlen, das paßt mir nicht! und davongehn und sehen, wie ein andrer das macht, was ich nicht habe verantworten wollen? Ich habe mirs die ganze Nacht überlegt. Ich kann nicht anders, ich muß nachgeben. — Beide sannn sichtlich mit Anstrengung nach, dann fuhr der Obersteiger fort: Hegelmeier, Sie sind ein verständiger Mann und wissen Bescheid, thun Sie mir die Liebe und arbeiten Sie vorsichtig. Packen Sie soviel Holz unter, als stehn will. Auf die Kosten kommt es nicht an. Sehen Sie zu, daß nichts passiert. Sagen Sie es den Leuten, sie sollten sich vorsehen. Ich wollte es ihnen gedanken, wenn wir glücklich durchkämen. Ich könnte es nicht ändern, und es sollte und müßte sein.

Steiger Hegelmeier antwortete nicht, sondern sann nach und sagte nach einer Weile: Das soll einen klein kriegen. Was wir in der letzten Zeit gemacht haben, das ist der reine Mumpiß. Allemal dasjenige, was viel Geld kostet und nichts einbringt.

Auch im Bureau war man über den Gang der Dinge erstaunt. Man hätte mehrere vorteilhafte Abschlüsse machen können, aber die Verhandlungen wurden so geführt, daß sie scheitern mußten. Nicht wenig erstaunt war auch Doktor Obriß, der Chemiker des Wertes. Dieser hatte sich über eine neue Methode ausgesprochen, aus Steinsalz unter Anwendung hochgespannter elektrischer Ströme direkt Soda zu

fabrizieren. Er selber hielt die Idee noch nicht für reif und hätte es vorgezogen, erst noch im kleinen zu experimentieren, aber der Direktor griff die Sache mit der ihm eigentümlichen Energie an, stellte in der Fabrik alles auf den Kopf, ließ Häuser bauen und einreißen, bestellte teure Maschinen, Kessel und Dynamos und verpulverte in Summa ein großes Stück Geld.

Zu derselben Zeit passierten an der Börse merkwürdige Dinge. Die Kurse des Holzweißiger Werks wurden in großer Menge angeboten und mit Verlust verkauft. Hierbei war nur merkwürdig, daß es immer dieselben Kurse waren, die verkauft wurden, und daß es immer dieselben Leute waren, die kauften und verkauften. Börsenkundige Leute fanden darin freilich nichts besonderes, denn so pflegt man zu thun, wenn man den Kurs eines Papiers drücken will.

Wenn die Beamten Mittwoch auf der Regelbahn versammelt waren, so schüttelte wohl der eine oder der andre von ihnen den Kopf über die Wirtschaft, die jetzt im Werke herrschte, und einer der jüngern sprach die Vermutung aus, daß der „eichelne Wenzel“ — so nannte man den Direktor, weil er Wenzel hieß und den höchsten Trumpf im Spiele darstellte — wohl verrückt geworden sei. Worauf der alte Lehmsbrand erwiderte: Meine Herren, täuschen Sie sich nicht. Der Direktor ist klüger als Sie alle zusammen genommen. Der mischt jetzt seine Karten, und wenn es ans Ausspielen kommt, dann macht er ein Graud mit Bierem.

Natürlich konnte der Presse, der allgegenwärtigen und allwissenden, nicht verborgen bleiben, was in den Holzweißiger Werken vorging. Zuerst kamen im Handelsteile der Blätter Andeutungen über Schwierigkeiten, mit denen die Werke zu kämpfen hätten, dann machte auch das „Bermischte“ mobil und berichtete von Unfällen, Unzufriedenheit und wegziehenden Arbeitern. Dann folgten Artikel, die offenbar von sachkundiger Hand geschrieben waren, und in denen nachgewiesen wurde, daß auf lange Zeit hinaus von einer Verzinsung der angelegten Kapitalien keine Rede sein könne, daß sich vielmehr die Kurzhaber auf bedeutende Nachzahlungen gefaßt machen müßten. Besonders gut bedient war das Braunfelsener Tageblatt, das immer in der Lage war, am ersten und am ausführlichsten über die schlimmen Zustände auf dem Werke zu berichten, und das die erforderliche sittliche Entrüstung aus eigener Tasche zusügte.

Demzufolge sank der Kurs der Holzweißiger Werke in beängstigender Weise. Als nun, wie angekündigt war, statt daß es Zinsen gab, Nachzahlungen gefordert wurden, brach unter den Kurzhabern eine Panik aus, vorsichtige Leute fingen schon an, sich zu retten und ihre Kurse zu jedem Preise zu verkaufen.

Der Direktor Wenzel ließ sich das nicht ansehen; er spielte nach wie vor den Grobartigen, fand gar keinen Grund sich zu ängstigen und stellte alles in rosigem Lichte dar. Wenn er in Braunfels mit Geschäftsfreunden zusammenkam, spendete er, ohne sich viel nötigen zu lassen, Sekt, und auf der Eisenbahn fuhr er erster Klasse. Ah, sagte das Publikum, der will den Leuten Sand in die Augen streuen, und wurde erst recht mißtrauisch. Schon thaten sich Propheten auf, die den baldigen Zusammenbruch des Werkes weissagten, und die das hörten, freuten sich darüber, vorausgesetzt, daß sie keine geschäftlichen Beziehungen zu Holzweißig hatten. Denn es bereitet immer eine gewisse Genugthuung, andre Schaden nehmen zu sehen, wenn man es selbst lange vorausgesehen hatte, was da kommen werde.

Darüber war es Spätherbst geworden. Doktor Sembritzky war wiederholt am Horizonte von Holzweißig erschienen und hatte sich jetzt auf einige Wochen in der Försterei im Walde einquartiert, teils um sein neues Jagdlostim und seine Büchse im Walde spazieren zu tragen, teils um sich litterarisch zu betheuern. Denn er schrieb gerade ein erzählendes Gedicht, das im Walde zwischen Tannen, Klippen, Forsthäusern und Holzhaerbütte spielte, und dazu brauchte er „Stimmung.“ So sah man ihn hier und da im Walde stehn oder sitzen, indem er in sich Stimmung erzeugte. Die Holzhauber sahen es mit Verwunderung, und einer stieß wohl den andern mit dem Ellenbogen an und machte dazu ein Gesicht, als wollte er sagen: Der ist wohl

ein bißchen — einfach. Biswetlen ließ er sich in der Villa des Direktors sehen, zum Fronhose kam er nicht.

Lydia hatte rote Wangen und war erregt, wenn Doktor Sembrichy in die Erscheinung trat. Lydia entbedkte ihr Herz und fand, daß es für die Litteratur schlage — natürlich nicht für die alten Klassiker, von denen sie von der höhern Töchterchule her reichlich genug hatte, sondern für die moderne Litteratur. Bisher hatte sie, ganz im geheimen sei es verraten, das meiste Gefallen an der Marfitt gehabt, jetzt versuchte sie es, an Sudermann und Bierbaum Geschmack zu finden. Jedenfalls kaufte sie sich die Werke dieser Dichter und legte die schön gebundenen Bände auf dem Renomiertisch in der guten Stube aus. Lydia fing an, auch für die neuern Dichter zu schwärmen, zum Beispiel für Doktor Sembrichy, für seine schmalen Hände, seine träumerischen Blicke, seine blasse Gesichtsfarbe. Lydia sprach immer von Doktor Sembrichy, wenn sie mit Alice und Ellen zusammen war, wobei sie sich wunderte, daß Alice so gleichgiltig und Ellen so spöttisch war. Dies hinderte sie nicht, ihrem Dichter einen Altar in ihrem Herzen zu errichten und zu beschließen, ihn in besondrer Weise zu feiern.

Papa, sagte sie eines Tags, wollen wir nicht einen jour fixe einrichten?

Was einrichten? Jour fixe? Was ist das für ein Unfinn? entgegnete der Direktor.

Ein jour fixe ist ein litterarischer Abend, wo Musik gemacht wird, und wo die Freunde zusammen kommen, und Dichter ihre Werke vorlesen.

Aha, Sembrichy.

Kun ja, an den habe ich auch gedacht. Etwa alle Donnerstage.

Und du meinst, du kriegst die Leute alle Donnerstage zusammen? Lydia, überlege dir das einmal!

Lydia überlegte es sich und fand, daß die Sache allerdings ihre Schwierigkeiten habe. Aber ein einmaliger Jourfix wäre wohl durchführbar. Aber auch dazu hatte der Herr Vater nicht allzuviel Lust. Er wußte zwar mit Jagdassen, Herrenabenden, Toasten und Anelboten Bescheid, ja er galt für einen trinkfesten und unterhaltamen Gesellschafter, aber mit Dichtern und Gedichten, Jourfixen und dergartigem Zauber wußte er keinen Bescheid. Lydia gab jedoch nicht nach. Sie trat sehr lebhaft für ihre Idee ein, und Benzel schlug seiner Lydia, die ihm die Frau ersehen und für das Haus und die Söhne in Braunschweig sorgen mußte, nicht so leicht eine Bitte ab, und so gab er unter der Bedingung nach, daß er zwar für die Kosten aufkommen und die Einladungen unterschreiben, im übrigen aber in Frieden gelassen sein wollte. Im stillen erwog er, daß eine solche Gesellschaft sein Ansehen zu heben geeignet war. Denn er konnte es nicht leugnen, daß er einst bei Kirchberg in Braunschweig hinter der Heringstonne gestanden hatte, und daß sein Vater Schafmeister gewesen war. Wenn nun in seinem Hause Dichter ihre Gedichte vorlasen und die gebildete Welt der Gegend versammelt war, so war damit bewiesen, daß er sowohl materiell, als auch geistig auf der Höhe stehe.

Als dies erledigt war, eilte Lydia zu ihren Freundinnen auf dem Fronhof, um das Nähere zu besprechen. Denn es zeigte sich sehr bald, daß die Ausführung der Sache viel komplizierter war als die Idee selbst. Erstens, wer war einzuladen? Die Herren Ökonomen und Jagdfreunde des Vaters waren doch nicht zu brauchen. Am liebsten hätte Lydia nur die Allerwürdigsten bei sich gesehen.

Lade doch deinen Sembrichy ganz allein ein, sagte Ellen, setze dich ihm zu Füßen und schwärme ihn an.

O pfui, Ellen! sagte Lydia errötend.

Wofu pfui? Das kann man doch mit der Krücke fühlen, um welche Pastete dein Jourfix die Garnitur sein soll.

Hierauf zankte man sich, und darauf vertrug man sich. Aber wer sollte eingeladen werden? Herr und Frau Pastor Uttila zweifellos, da Frau Pastor Uttila auch Dichterin war und sogar schon in dem vortrefflichen „Fürs Haus“ gedruckt

worden war. Herr Emil Braumann aus Affeborn, der eine Reise mit Stangen nach Ägypten gemacht hatte und seitdem als Afrikaforscher galt, Herr Professor Behrendes in Braunfels, bei dem die Benzelschen Söhne in Pension waren, und der als Sprachkundiger und Altdeutscher großes Ansehen genoß, Herr Julius Kauer, der als Archäolog einen großen Namen hatte, diese kamen an erster Stelle in Betracht. Dann noch Baudizens, deren Töchter die Zampa-Ouverture spielen und Mendelssohns Duette singen konnten. Aber das waren noch lange nicht genug, einen Dichter zu ehren und eines Direktors Räume zu füllen.

Zweitens das Programm. Hier entstand die Frage, wie ein Dichter, den man als Verehrungs- und Vortragsmenschen einladen wollte, zu behandeln sei. Weder Lydia, noch Alice, noch Ellen hatten hierin Erfahrung. Sollte man ihn im Triumphe einführen oder wie ein gewöhnliches Menschenkind behandeln? Sollte man ein Podium bauen oder Schiller und Goethe bekränzen oder hinter seinem Stuhle grüne Drangerie aufbauen? Und würde er auch kommen und seine Werke vortragen? Alice übernahm es, an eine Berliner Freundin zu schreiben, in deren Hause literarische und andre Größen auftraten, und um Rat zu bitten. Die Freundin antwortete, die Sache sei nicht so schwierig. Man müsse sich die Herren ankreuzen, indem man Konzertbillets unter die Leute bringe oder ein Duzend Exemplare ihrer Werke kaufe. Manchmal sei gar nichts weiter nötig als ein guter Wein und einiges Gesicht, die Herren zum Reden zu bringen. Denn sie seien manchmal wie die Papageien, die gerade dann den Mund nicht aufthäten, wenn sie reden sollten.

Habt ihr von Sembripty nicht zu fürchten, sagte Ellen; der zittert sich mit Wonne selber.

Aber Ellen.

Drittens das Menü. Dieses machte dem Keller und der Küche des Direktors gar keine Schwierigkeiten. Und so ergab sich folgendes als das Resultat mehrerer langdauernder Konferenzen: Die Einladung erstreckt sich auf Gute und Böse, auf daß das Haus voll werde. Also: die Attikas, Sembripty, Thee, Gedichte, Kehrücken, Bergherlichungsrede, Karpfen (von Happich zu beziehen), süße Speise, Schlag-sahne, Eis, Mendelssohn, Cigarren und Bier. Einladung auf gedruckten Karten, Johann in Alvree, literarischer Zirkel im Salon, nebenan Musik, Photographien und Albums, Souper mit Führung und Tischordnung um zehn Uhr. Und dann? Hier tauchte ein schüchternere Gedanke auf, der aber kaum angedeutet wurde — dann schaffte man die Tische hinaus. Und dann? Ja, was dann? Ganz heimlich bemächtigte sich der Füsse der jungen Damen eine rhythmische Unruhe. Aber keine von ihnen sprach das Wort aus, das zu den künstlerischen Idealen, denen der Abend gewidmet sein sollte, so wenig paßte.

Natürlich durften Herr und Frau Oberstleutnant nicht fehlen, und des Direktors Wagen war bestimmt, sie abzuholen. Natürlich kam es so, wie es immer zu kommen pflegte, die gnädige Frau hatte, nachdem sie die Frage, ob oder ob nicht? zehnmal erwogen hatte, am Tage der Gesellschaft ihr allgemeines Leiden und mußte darauf verzichten, mitzufahren. Während der Herr Oberstleutnant eine Revision seiner Pfeifen vornahm und die jungen Mädchen mit ihrer Toilette beschäftigt waren, konferierte die gnädige Frau schon über eine Stunde mit Herrn Doktor Duttmüller über ihren Zustand. Die Symptome waren wissenschaftlich festgestellt worden; Herr Doktor Duttmüller berichtete über einen ganz merkwürdigen Fall von Neurosthenie, der in Wien beobachtet worden war, und über den in der Wochenschrift für Neuralpathologie Mitteilungen gemacht wurden. Herr Doktor Duttmüller war geneigt, anzunehmen, daß das räthselhafte Leiden der gnädigen Frau mit diesem Leiden übereinstimme. Dies interessierte die gnädige Frau auf das höchste. Sie war bereit, jegliche Prozedur mit sich vornehmen zu lassen und jegliche Medizin zu schlucken, durch die bewiesen werden konnte, daß sie thatsächlich an jener seltenen Krankheit leide, und Doktor Duttmüller war bereit, alles anzubieten, einen so besondern Fall ins rechte Licht zu setzen und wissenschaftlich korrekt zu bekämpfen. Auf diesem

Grunde erbaute und mehrte sich das Vertrauen, das der Herr Doktor zur gnädigen Frau und die gnädige Frau zum Herrn Doktor hatte. Man wird es begreiflich finden, wenn ein so interessanter und wichtiger Fall von Arzt und Patient gründlich und von allen Seiten erörtert, und wenn die Verhaltensmaßregeln bis ins eingehendste festgesetzt wurden, aber auch, daß sich nach Erledigung des Dringenden und Rückschllegenden die gnädige Frau der Erörterung allgemeinerer Fragen zuwandte, wobei es sich wieder auf das deutlichste zeigte, daß die Lage der Welt im allgemeinen und Deutschlands im besondern eine beklagenswerte sei, und daß es unzweifelhaft um die Welt bester stehn würde, wenn alle mit solcher Einsicht begabt wären wie die gnädige Frau — und auch Doktor Duttmüller. Das Ende war jedesmal eine Erörterung über York oder Alice oder über beide. Egon und Ellen kamen nur in Ausnahmefällen daran.

Ja, das eben, jagte die gnädige Frau, während sie mit ihrer Vorgnette den fraglichen Punkt genau bezeichnete, ist das besondere bei Alice, diese distinguierte Art. Alice hat etwas blumenartiges in ihrem Wesen. Sie lebt für sich und in sich. Anders als York, der ganz Edelmann, ganz Weltmann ist. Glauben Sie mir, Alice macht mir Sorgen. Wie wird sie imstande sein, den Anforderungen des Lebens zu genügen, da sie so wenig jenen Schwung, jene Triebkraft hat, deren ich mich einst rühmen konnte?

Doktor Duttmüller fand das auch und führte den Unterschied des Blumenhaften und des Thatkräftigen auf gewisse Unterschiede in der Zirkulation des Venenblutes im Gehirn zurück und hoffte, daß sich durch eine angemessene Behandlung der Nervenmandeln Abhilfe schaffen lasse.

Alice, fuhr die gnädige Frau fort, müßte weniger hingebend sein, sie müßte einen eignen Willen haben —

Hier trat Ellen ein und rief, ohne auf den Doktor Rücksicht zu nehmen: Denke dir nur, Mama, Alice besteht darauf, ihr Schwarzwollnes zu des Direktors Jourfix anzulehn. Wie wenn wir Trauer hätten! Und es soll doch auch zum Schluß ein wenig getanzt werden.

So sage ihr —

Ich habe ihr schon alles mögliche gesagt, aber sie besteht darauf.

Aber, mein Gott, warum denn?

Sie sagt, sie wolle nur noch Schwarz tragen. Denn sie habe sich entschlossen, Diakonisse zu werden.

Di—a—lo—

Jawohl, Diakonisse, eine von den Damen mit den unmöglichen Hauben auf dem Kopf und dem Pompadour am Arme.

Die gnädige Frau machte eine pompöse Bewegung mit ihrer Vorgnette — wir haben noch vergessen zu sagen, daß diese Vorgnette zu der langstieligen Sorte gehörte — und wandte sich an Duttmüller: Was sagen Sie dazu, Herr Doktor?

Der Herr Doktor kam in Verlegenheit. Er konnte doch nicht sagen, es sei lächerlich, wenn junge Mädchen Diakonissen würden, und ebensovienig konnte er Alice recht geben, da die gnädige Frau über ihre Idee entsetzt zu sein schien. Er half sich also mit einigen Gemeinplätzen und der Bemerkung, daß manche der jungen Mädchen nicht die für diesen Beruf erforderlichen körperlichen Kräfte hätten.

Die gnädige Frau erhob sich und beendete damit die Konferenz. Doktor Duttmüller empfahl sich also, jedoch nicht ohne zuvor noch einmal einen Auszug seiner Verhaltensmaßregeln gegeben zu haben. Er hätte es lassen können, denn die gnädige Frau, die ungebüldig ihre Vorgnette bewegte, war mit ihren Gedanken nicht mehr bei der Sache.

Als der Doktor gegangen war, begab sie sich hinauf in das Jungfernstübchen, trat, von Ellen gefolgt, mit majestätischer Haltung ein und ließ sich nieder.

Alice, sagte sie, ich nehme an, daß du im Scherze gesprochen hast, als du sagtest, du wollest Diakonisse werden.

Nein, Mama, es ist mein Ernst.

Die gnädige Frau lachte nervös und fuhr fort: Es ist doch so, wie ich sagte. Denn im Ernste wirst du doch wohl nicht daran gedacht haben, eine Person zu werden, die man für Geld mietet. Warum nicht gleich Köchin oder Stubenmädchen? Hast du vergessen, was du dem Namen derer von Menhagen schuldig bist?

Aber Mama, sagte Ellen, mit unserm „von“ können wir doch nicht viel Staat machen.

Schweig. Hast du vergessen, daß dein Bruder York bei der Garde steht? Willst du, daß er von seinen Kameraden verhöhnt wird, weil seine Schwester armen Leuten die Betten macht? Willst du ihm seine Karriere ruinieren? Denn das ist gewiß, kein Offizier kommt in den Generalstab, dessen Schwester Diakonisse ist. Ja, wenn es noch Oberin wäre! Aber ganz gewöhnliche Diakonisse! Alice, ich verstehe dich nicht.

Aber ich, Mama, sagte Ellen.

Ich bitte dich dringend, Ellen, Schweig und mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehn. Nein, Alice, du hast dir das nicht überlegt, und du mußt dir den Gedanken durchaus aus dem Kopfe schlagen. Ich wenigstens werde meine Einwilligung niemals geben. Es ist ein krankhafter Zug der Zeit, etwas besonderes werden zu wollen. Das junge Mädchen gehört in das Haus. Ihr Beruf ist zu heiraten. Und Doktor Duttmüller sagte auch — er hatte es zwar nicht gesagt, aber er wurde immer als Autorität vorgehoben, wenn es darauf ankam, die Meinung der gnädigen Frau zu bekräftigen —, der Beruf der Diakonisse sei unweiblich, und des Weibes Beruf sei zu heiraten.

Ellen lachte. Sie nahm ihren Hampelmann von der Wand, ließ ihn über den Tisch maršieren und drückte ihn an ihre Brust. Die Mama sah dies mit Unwillen, verzichtete aber darauf, diesen Kindslopf zur Vernunft zu bringen, sondern setzte ihre Rede fort, die einen immer tragischem Ton annahm und sich ausführlich über die Noth und Sorgen verbreitete, die Mütter mit ihren Töchtern hätten, und daß es höchst unrecht sei, ihr heute, wo sie sich so elend fühle, solchen Ärger zu bereiten. Was denn Alice überhaupt fehle? Sie habe ihre Bücher, ihre Malerei, ihre Blumen, sie brauche sich um nichts zu sorgen — hier versuchte Alice zu Worte zu kommen, vernunflich, um zu sagen, daß das ja gerade der Fesler sei, aber es war vergeblich —, auf ihr, der Mutter, lasse die Sorge für alles und jedes, und sie habe doch ihr allgemeines Leiden, das, wie Doktor Duttmüller herausgefunden habe, etwas ganz besonderes sei, ein Leiden, das unter tausend Fällen nicht einmal vorkomme. Und man werde es erst einsehen, was man an ihr gehabt habe, und wie sie gelitten habe, wenn sie tot sei. Und so weiter und so weiter. Worauf sie in der Haltung von Maria Stuart, als sie zum Schafott schritt, das Zimmer verließ. Nur daß es historisch nicht feststeht, daß Maria Stuart dabei eine Lorgnette geschwungen habe. Von dem schwarzen Kleide und dem literarischen Abende war nicht weiter die Rede gewesen.

Die beiden jungen Mädchen blieben allein zurück.

Ellen, wie konntest du mich so verraten, rief Alice, in Thränen ansbrechend.

Ellen fiel ihrer Schwester um den Hals und weinte mit. Ach, Alice, sagte sie, weine nicht! Ich habe dich nicht verraten, ich habe es nur gut gemeint. Ich wollte nicht, daß du dich mit deinem schwarzen Kleide bei Wenzels blamierst.

Was kommt auf ein Kleid an?

Soviel wie auf eine Fahne. Wenn man die Fahne heraussteckt, so fragt jeder, was ist denn los? Und wenn du die schwarze Fahne raussteckst, so fragt man ebenso. Willst du bei Direktors verkündigen, daß du Diakonisse werden willst, ehe es Mama weiß?

Alice sah überrascht ihre Schwester an. Ellen sprach einen Gedanken aus, der ihr noch nicht gekommen war, und dieser Gedanke war richtig.

Du hast Recht, Ellen, sagte sie.

Natürlich habe ich Recht. Denn ich dachte doch, daß es dir ernst wäre mit der Diakonisse.

Natürlich ist mirs ernst.

Na, siehst du. Und was würde Sembrisky sagen? Dieser Mensch will sowieso vor Einbildung plagen. Komm, Schatz, sei verständig. Zieh dein cremefarbiges an. Du sagst ja selbst, was kommt auf das Kleid an. Der Wagen wird gleich kommen, und du weißt, Pa kann das Barten nicht vertragen.

Dagegen war denn nichts zu machen. Alice zog ihr cremefarbiges an, lehnte aber allen Schmutz ab. — Na meinetwegen, sagte Ellen, mir liegt auch nichts dran, und streifte ihre Armbänder wieder ab.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Jesuitenfrage. In der Reichstags-Sitzung vom 28. Januar dieses Jahres, die den früheren Beschluß des Reichstags, das Jesuitengeßetz von 1872 aufzuheben, und die Stellung des Bundesrats zu diesem Beschluß behandelte, hat der Wortführer des Zentrums, der Reichsgerichtsrat Dr. Spahn, unter anderem folgendes gesagt: „Die Grenzboten enthielten vor einigen Wochen (in der Nr. 50 vom 12. Dezember vorigen Jahres) einen Artikel, den man dem Historiker Dr. Raemmel, dem Direktor eines Leipziger Gymnasiums, zuschreibt, und der vom Geiste der Versöhnung getragen ist, der aber als Voraussetzung der Versöhnung zwischen Katholiken und Protestanten die Preisgabe der Jesuiten verlangt. Es ist mir aufgefallen, daß selbst bei einem historisch gebildeten Manne dieses Mißtrauen gegen die Jesuiten noch obwaltet.“ Indem ich mich hiermit als Verfasser jenes Artikels („Voraussetzungslos“) bekenne, der übrigens die Jesuitenfrage nur mit einem einzigen Satze streifte, möchte ich meinerseits, ohne auf die Debatte selbst einzugehen, etwas dazu beitragen, unsre katholischen Landsleute darüber aufzuklären, woher das tiefe Mißtrauen der protestantischen Deutschen stammt, und sie davon zu überzeugen, daß dieses Mißtrauen eine reale Macht ist, mit der jeder Politiker rechnen muß, gerade so gut, wie die Anhänglichkeit der deutschen Katholiken an Rom. Ich glaube dabei gerade als Historiker zu sprechen, und als einer, der von der römischen Kirche von Jugend auf mehr gesehen hat, als viele andre Protestanten, ihr gegenüber deshalb vielleicht weniger von Vorurteilen befangen ist, als die meisten seiner Glaubensgenossen, wenigstens im östlichen Deutschland.

Es sind drei Gründe, aus denen dieses Mißtrauen erwachsen ist. Zuerst ist der Jesuitenorden als ein Kampforden gegen die Protestanten gestiftet worden in einer Zeit, wo der große Abfall der Germanen alle Kräfte der römischen Kirche zur Gegenwehr herausforderte. Der Orden wurde besonders in Deutschland die Seele der Gegenreformation, und wenn der Protestantismus in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aus einer ganzen Reihe von Positionen, wo er längst Wurzeln geschlagen hatte, verdrängt, wenn er in Österreich fast vernichtet wurde, so war das nicht zum wenigsten das Werk der Jesuiten; sie waren die streitbarste Wiltz der streitenden Kirche.

Daraus erwächst ihnen natürlich kein Vorwurf. Sie siegten auch keineswegs immer und überall durch äußere Gewalt, sondern ebensosehr durch ihre opferbereite Hingebung, mit der sie als Seelsorger, Erzieher und Weisväter arbeiteten, und durch ihre unübertroffene Organisation, der die obendrein zwiespältigen, in zahllose Territorialkirchen zersplitterten Protestanten gar nichts entgegenzusetzen hatten. Das sind gewiß *tompi passati*, aber die Erinnerung daran ist im protestantischen Volke noch nicht erloschen; es hat noch nicht vergessen, daß die Jesuiten die Todsünden seines Glaubens gewesen sind, und es hält sie noch dafür.

Zweitens steht die Gesellschaft Jesu von jeher im schroffsten innerlichen Gegensatz nicht nur zum protestantischen, sondern auch zum germanischen Geiste. Ihr Gründer war ein spanischer Edelmann und Soldat; er übertrug den Geist des strengsten militärischen Gehorsams und des spanischen Fanatismus, der aus endlosen Rassen- und Glaubenskämpfen seine Nahrung gezogen hatte und etwas Unaristisches, Semitisches an sich trug, auf seine „Kompagnie Jesu.“ Die Erstling der Persönlichkeit, der „Kadavergehorfam“ gegen die Befehle der Obern, der Erfag der Gewissensüberzeugung durch die Beisungen des Beichtvaters, der Sittlichkeit durch die Zweckmäßigkeit, das war es, was er von den Mitgliedern seines Ordens forderte und erhielt. Soviel Forderungen, soviel unerböhmliche Widersprüche gegen den germanischen Drang nach persönlicher Freiheit und sittlicher Selbständigkeit. Dieser spanische Geist, nicht das Papsttum hat die römische Kirche reformiert und aus ihr etwas ganz andres gemacht als die mittelalterliche Kirche gewesen war. Denn diese war in der That die gemeinsame Organisation des romanisch-germanischen Völkerkreises und stand ebenso gut unter germanischem wie unter romanischem Einfluß, und dieser romanische Einfluß kam aus Frankreich und Italien, die selbst sehr starke germanische Elemente aufgenommen hatten, nicht aus dem fernen, von semitischen Bestandteilen durchsetzten Spanien. Die heutige römische Kirche ist etwas ganz andres, ist durch und durch romanisch in Verfassung, Sprache und Kultusformen, erscheint darum dem germanischen Protestanten leicht als etwas Fremdes, Unverständliches. So hat sie die germanischen Elemente ausgejagt und sich nur einen kleinen Teil dieser Völker durch ungeheure Anstrengungen erhalten oder wiedergewonnen. Die schärfste Ausprägung aber dieses neuen Geistes der römischen Kirche ist der Jesuitenorden, und auch darum erscheint er den protestantischen Deutschen als eine fremdartige, ja feindselige Macht.

Endlich vertritt er in voller Schärfe die Machtansprüche der Hierarchie als des Gottesstaats gegenüber dem weltlichen Staate, wie sie Gregor VII. und Innocenz III. formuliert haben, und dieser Gegensatz ist unerböhmlich, weil er auf Prinzipien beruht. Kein moderner Staat, er mag protestantisch oder katholisch sein, kann sich diesen Ansprüchen fügen, weil er damit aufhören würde, souverän zu sein, also sein Wesen aufgeben müßte. Zwischen ihm und der hierarchischen Kirche kann es in dieser Beziehung immer nur einen modus vivendi geben, niemals einen grundsätzlichen Frieden. Und weil der Jesuitenorden der wichtigste, konsequenteste Träger dieser Auffassung ist, so ist er im achtzehnten Jahrhundert aus allen katholisch-romanischen Staaten vertrieben worden, noch ehe ihn 1773 Papsi Clemens XIV. auflöste, während ihn Friedrich der Große in Schlesien trotzdem aus praktischen Gründen und in veränderter Form als „Schulkollegium“ bestehen ließ.

Kurz, gerade vom historischen Standpunkt aus ist das Mißtrauen der Protestanten gegen den Orden vollkommen erklärlich. Es ist möglich, daß es die jetzigen Jesuiten nicht mehr verdienen, es ist unbestreitbar, daß sie in der Wissenschaft Vortügliches geleistet haben, so gut wie in der Mission, aber das berühmte Wort, das ihr General Lorenzo Ricci den Aufforderungen zu einer Reformation entgegenhielt: *Sint ut sunt aut non sint*, spricht nicht gerade dafür, daß der Geist seines Begründers dem Orden entschwinden sei; er ist eben doch seine Lebenslust, ohne die er aufhören würde zu sein, was er sein soll. Es ist ferner nicht nur möglich, sondern sogar höchst wahrscheinlich, daß heute ein Gesetz über die Ausweisung der Jesuiten nicht mehr zu stande käme — dafür würde schon die jetzige Machtstellung des Zentrums sorgen; aber etwas andres ist es, ein bestehendes Gesetz aufzuheben, etwas andres, ein neues zu geben. Die Mehrheitsbeschlüsse des Reichstags beweisen für die wirkliche Volksstimmung gar nichts; sie sind das Ergebnis einer kleinsten Parteitaktik, nicht patriotischer Erwägungen. So will steht fest: Das deutsch-protestantische Volk würde heute die Aufhebung des Jesuitengesetzes als eine schwere Niederlage der Regierung, als einen Schlag ins Gesicht empfinden.

Und hat denn die Vertreibung des Ordens der katholischen Kirche in Deutsch-

land etwas geschadet? Wir sollten denken, sie könnte mit dem, was sie erreicht hat, recht zufrieden sein; sie hat den „Kulturkampf“ bestanden ohne die Jesuiten, sie ist vorwärts gekommen ohne die Jesuiten, wie sie anderthalb Jahrtausende ohne die Jesuiten ausgekommen ist. Niemand nötigt katholische Eltern, ihre Kinder auf die jesuitischen Erziehungsanstalten ins Ausland zu schicken, es giebt genug katholische Erziehungsanstalten anderer Art in Deutschland. Einen Orden, der für die Propaganda unter Ketzern gegründet wurde, können wir in Deutschland heute nicht brauchen, heute am wenigsten, wo sich die konfessionellen Gegensätze leider wieder so geschärft haben; diese Zeiten sind vorüber und müssen für immer vorüber sein. Praktisch müssen sich unsre Kirchen eben vertragen, sie haben sich beide dem nationalen Interesse zu beugen. Keiner kann es erlauben werden, der Voraussetzung, die jede Kirche macht, daß sie allein die ganze religiöse Wahrheit habe, praktische Folgerungen dahin zu geben, daß sie die andre zu verdrängen, ihre Prinzipien rein zu verwirklichen sucht. Jede hat ihre Vorzüge und ihre Schwächen, jede hat verschiedene Seiten des kirchlichen Lebens besonders ausgebildet, andre verkümmern lassen. Das wenigstens sollten sie beide auch grundsätzlich anerkennen. Wir Protestanten werden in der Organisation und in der Ordenshätigkeit der römischen Kirche niemals gleichkommen, dafür sind wir ihr in der Erziehung zu sittlicher Selbständigkeit überlegen. Fordert dieses Nebeneinander bald von der einen, bald von der andern Seite Opfer, so müssen sie eben gebracht werden um des Friedens willen, der doch wahrhaftig christlicher ist als konfessioneller Hader und konfessionelle Unverträglichkeit. Wir wollen unsre katholischen Landsleute nicht beeinträchtigen, wir ertragen geduldig die große Unbequemlichkeit, daß die wesentlich von Italienern geleitete Zentralregierung der römischen Kirche auf unsre deutschen Verhältnisse einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt, und wahrhaftig nicht immer in deutschfreundlichem Sinn; da müssen sich die deutschen Katholiken auch damit abfinden, daß die Rückkehr der Jesuiten heute nicht möglich ist — um des Friedens, um des Vaterlandes willen.

Leipzig

Otto Kaemmel

Verkehrter Eifer. In der Chemnitzer Konferenz vom 4. Februar wurde über die Leichenverbrennung verhandelt. Nach dem Bericht des Leipziger Tageblatts vom 6. Februar nahm die Konferenz eine Erklärung an, in der sich folgende Sätze finden: „Wir stehen und fallen mit Gottes Wort als Glieder der christlichen Kirche. Darum bekämpfen wir den Leichenbrand, der ein Eingriff in das Recht ist, welches unserem Gott als unserem Schöpfer, Erlöser und Vollender über unseren Leib allein zusteht.“ „Es steht uns als Gottes Kinder kein freies Verfügungsrecht über unseren Leib zu.“

Das klingt sehr feierlich und sehr zuversichtlich und ist gewiß sehr gut gemeint. Aber dem evangelischen Christen, der nicht vergißt, daß Jesus die Seinen ermahnt: „Habt allezeit Salz bei euch,“ dem kann bei diesem „Zeugnis“ sorgenvoll zu Mute werden. Die Erklärung erinnert an eine Geschichte, die vor Jahren in Berlin viel besprochen wurde.

Der Pastor Knack, der auch für das Stillstehen der Sonne und des Mondes im Thale Ajalon ein Zeugnis abzulegen sich berufen fühlte, hielt es für seine Pflicht, als Seelsorger einer ihm nahestehenden Familie von der Operation eines Schwerkranken abzuraten, trotzdem daß der Arzt sie für notwendig erklärt hatte. „Man darf Gott nie vorgreifen,“ sagte er. Er meinte, eine solche Operation sei „ein Eingriff in das Recht, das unserem Gott über unsern Leib allein zusteht.“ Als er nach einigen Tagen mit D. Büchsel im Regen spazieren ging, hatte er allein einen Regenschirm mit, den er aufzuspinnen kein Arg nahm. Da ergriß Büchsel den Schirm mit den Worten: „Lieber Bruder, man darf Gott nie vorgreifen.“

In katholischen Kreisen ist in den letzten Jahren viel und lebhaft die Frage verhandelt worden über die wissenschaftliche Inferiorität des Katholizismus. Als

diese Klage erhoben wurde, erscholl leidenschaftlicher Protest, der durch Ton und Art am besten bewies, wie weit in der That die Verrohung der Gesinnung und der blinde Autoritätsglaube, der kein eignes Gewissen mehr kennt, hier um sich gegriffen hatten. Auf der andern Seite aber verfestigte sich die Stimmung der „Stillen in der katholischen Kirche,“ denen die Religion Herzenssache und nicht Machtfrage ist. Seit den Tagen von Günther und Hermes hat es sich nicht so lebhaft geregelt unter den deutschen Katholiken wie in der Zeit der Speltatorbriefe. Das Bedürfnis, sich als wissenschaftlich ebenbürtig zu legitimieren, tritt in wahrhaft erschütternder Weise in den Vordergrund. Die wissenschaftliche Arbeit der Reformationskirchen wird dabei nicht mehr als Produkt lehrerlicher Überhebung vorweg aus dem Tempel gewiesen, sondern wird Gegenstand des Wettstreits. Und in der That, das Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Freiheit und Überlegenheit ist die Schwungkraft geblieben in den Reformationskirchen. Ihr berechtigtes Selbstgefühl ruht nicht zuletzt auf der wissenschaftlichen Bildung und der religiösen Klarheit des evangelischen Pfarrers. Wer das empfindet, der muß es beklagen, wenn eine bedeutende geistliche Konferenz eine gute christliche Sitte mit Gründen verteidigt, die das Gewissen verwirren müssen und die Empfindung wissenschaftlicher Inferiorität erwecken. H.

Ein Mangel unsrer Gesetzgebung. Ein Droguist und sein Gehilfe waren der fahrlässigen Tötung angeklagt. Am 21. September des vergangenen Jahres war die Gerichtsverhandlung in dieser Sache; in Nummer 77 der Pharmazeutischen Zeitung finden wir ein ausführliches Referat.

Danach holt eine Frau am 17. August auf Grund eines ärztlichen Rezeptes bei diesem Droguisten Salol. Obwohl Salol Droguisten zu führen nicht erlaubt ist, bekommt sie es, aber mit Strychnin gemischt, und stirbt daran. Es stellt sich bei der Gerichtsverhandlung heraus, daß es in diesem Geschäft von jeher üblich war, Rezepte anzufertigen, und daß seine Gehilfen hierzu angehalten wurden. Der Droguist hat keine Giftkonzession, führt aber eine Menge Gifte, unter ihnen Strychnin, die so unordentlich aufbewahrt werden, daß eine Verwechslung wie eine Vermischung von Salol mit Strychnin möglich war. Und als Buße für diese ungefeßliche Handlungsweise, die jahrelang unter den Augen der Behörde geübt wurde und in diesem Falle ein Menschenleben kostete, werden dem Droguisten zehn Mark, sage zehn Mark Strafe auferlegt, der Gehilfe wird freigesprochen.

Hier muß man sich wirklich staunend fragen, ist so etwas möglich? Und wenn das in einem so gut geordneten Staate möglich ist, woran liegt es?

Wenn ein Droguist jahrelang unbehelligt — der Droguist war noch unbestraft — so gegen die Gesetze handeln kann, ist da nicht die Behörde nachlässig in der Überwachung gewesen? Oder ist diese Überwachung überhaupt nicht möglich, und sind unsre Gesetze nicht ausreichend? Was ist denn eine Strafe von zehn Mark in diesem Falle etwas andres als eine Aufforderung, in der gewinnbringenden Rezeptur munter fortzufahren, gleichviel, ob dabei Menschenleben gefährdet werden oder nicht? Sind das nicht himmelschreiende Zustände? Es scheint die höchste Zeit zu sein, unsre Strafgesetze in diesem Punkte zu ändern!

Man denke nur, wenn dieser Mann das Eitelte eines andern, z. B. für Eau de Cologne, nachgemacht hätte, welche Strafe ihm dann geworden wäre. Mit 150 bis 1000 Mark, unter Umständen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten würde er bestraft worden sein und außerdem mit einer dem Schaden entsprechenden Geldbuße. Hier handelt es sich freilich nur um Schädigung von Apothekern, deren Rechte zu kränken, wie es scheint, jedermann freisteht. Der Staat schreibt ihnen eine mühevolle Laufbahn vor, sie müssen Lehr- und Wanderjahre absolvieren, studieren, Examina machen, einen Dienstleistung leisten und eine Konzession erwerben. Aber nachher kann ihnen jeder gewissenlose Kaufmann, jeder davongelaufne Apothekerlehrling unerlaubte Konkurrenz machen und Arzneien anfertigen, ohne ein größeres Risiko als ein paar Mark Strafe im Falle des Gefäßwerdens. Es ist eine offenbare Thatfache, daß

in sehr vielen Droguenläden die Geseze täglich verlegt werden. Trotz der amtlichen Revisionen, bei denen ja immer wieder eine Menge verbotner Sachen gefunden werden, geschieht das fast öffentlich und unter dem unwahren Vorwande der größern Billigkeit.

Diese wilden Apotheken werden erst dann aufhören, wenn strenge Strafen auf die Abgabe unerlaubter Arzneimittel gesetzt werden, die den Herren die Lust verleiden, damit Geschäfte zu machen. Geldbußen nicht unter 500 Mark, bei Wiederholung Gefängnisstrafe, sonst ist diesen Freibeutern nicht beizukommen. Dann erst wird das Volk geschützt sein vor solchen Vorkommnissen.

Montaignes Essais. Ein Mann von vornehmer Geburt und bevorzugter Lebensstellung, wie viele als Schriftsteller berühmt gewordne Franzosen, dabei höchst sorgfältig und eigentümlich erzogen: als kleines Kind spricht er so fertig lateinisch, daß angesehene Humanisten, die in dem väterlichen Hause verkehren, es darin nicht mit ihm aufnehmen mögen. Auf dem Gymnasium seiner Provinz büßt er das wieder ein, aber die leichte und schnelle Belesenheit, der Zugang zu den Fundstätten der römischen Spruchweisheit mit ihren Hunderten von Beispielen, die auf moderne Zustände passen können, war ihm doch nur so möglich geworden. Als Edelmann, Soldat und Richter hatte er andres zu thun als Lesen, und auch später, als er ganz seinen Neigungen lebte und viel auf Reisen war, hatte er nichts von den Gewohnheiten eines Ritteraten. Seit zwanzig Jahren habe er auf ein einzelnes Buch nicht eine volle Stunde auf einmal verwandt, bemerkt er bei einer Gelegenheit, wo er erzählt, jetzt habe er auf die Empfehlung eines angesehenen Edelmannes den ganzen Tacitus ohne Unterbrechung durchgenommen. Neben Tacitus sagt ihm besonders der jüngere Seneca zu wegen seiner pointirten Antithesen, und außerdem lieft er gern Plutarch in Amyots Übersehung, zwei Bücher, die auch Rousseau liebte, dessen französisches Lieblingsbuch aber diese Essais von Montaigne waren. Der Romantiker mit der verfeinerten Empfindung für jeden lebendigen Ausdruck reicht über die Periode der Klassiker hinweg einem verfrühten Genossen die Hand, einem frischen Beobachter, der sich höchst persönlich ausdrückt, der zwar kein Dichter ist, kein Gefühlsmensch von einer reichen, bunten Phantasie, sondern im Gegenteil eine kühle, berechnende Seele, aber seine Worte, so korrekt sie gefügt und gefeilt sind, haben etwas von der Wärme des menschlichen Atems, und sie treffen manchmal so scharf und unmittelbar auf ihren Gegenstand, daß man alle dabei aufgewandte Kunst vergessen kann. Montaigne schreibt nicht als Schriftsteller von Beruf ein zusammenhängendes Werk, sondern als gebildeter Weltmann mit der Freiheit der Stoffwahl einzelne Aufsätze, die er Essais nennt, um sich nicht zur Erfüllung der höchsten Ansprüche zu verpflichten, er fühlt sich, wie er sagt, nirgends mehr im Dunkel als in der Schöpfung seiner eignen Schriftstellerei, er stellt sie bald hoch bald niedrig, in stetem Wechsel und Zweifel, aber seine ganz auf Kritik gestimmte Art der Äußerung und sein überlegener Ton verraten uns, daß er sich nur zu wohl bewußt ist, zum Ausdruck seiner Gedanken eine mustergiltige Form gefunden zu haben, und diese allein hat ihm seinen Platz in der Litteratur gegeben. Sie ist von äußerster Klarheit, sie läßt uns bis auf den Grund sehen, aber dieser ist nicht sehr tief, und sachlich enthalten die Essais nicht mehr und nicht weniger als kluge und meistens auch angenehme moralisierende Betrachtungen über Fragen und äußere Verhältnisse des menschlichen Lebens, und außerdem noch einzelne kulturgeschichtlich merkwürdige Reisenotizen, die ja bekanntlich um diese Zeit schon ihrer Seltenheit wegen von Wert sind. Nimmt man jenen ersten ihre französische Einleitung, so verlieren sie nicht bloß an Reiz, sondern oftmals auch an Schärfe, und dann erscheinen sie noch weniger tief, flacher mit einem Worte, und das beweist wohl, daß das Weisreiche bei Montaigne in der epigrammatischen Zuspitzung liegt, und daß sein litterarisches Verdienst auf dem Gebiete der Sprache zu suchen ist, die er leistungsfähiger für den Gedankenausdruck gemacht hat. Darum wird er jedem, der für

Feinheiten der Sprache Sinn hat, großes Vergnügen bereiten, und es ist gar nichts befondres, daß z. B. Nietzsche dieses Vergnügen bei ihm gefunden hat, aber die altertümliche Orthographie ist den meisten Lesern ungewohnt und beschwerlich und läßt den Umgang mit diesem Geiste viel schwerer erscheinen, als er ist, sodaß doch wohl in Wirklichkeit Montaigne bei uns nur noch von wenigen gelesen wird.

Das alles macht eine kürzlich bei Feitz in Straßburg erschienene Uebersetzung ausgewählter Essays (im ganzen zweiundzwanzig) in vier hübsch gebundenen kleinen Bänden nützlich und erwünscht. Der Verfasser — Emil Kühn — ist kein Lehrer, und seine Arbeit hat nichts schulmäßiges. Offenbar hat er als Mann der Welt zu dem weltmännischen Autor ein ganz persönliches Verhältnis gefunden, und nun überträgt er ihn mit Anempfindung und Behagen, unterhaltend, anziehend, mit einem Worte sehr gut. Die Auswahl ist mit Bedacht getroffen, sie enthält lange und kurze Stücke und lehrt den Charakter des Autors gut kennen, z. B. seine Forderung der Einfachheit im Stil der Rede und in der Kunst (keine Worte, die Kunst des Gesprächs) oder seine Ansichten über äußere Lebensweise (Von der Erfahrung). Auch für die feingeschriebene Einleitung sind wir dem Verfasser aufrichtig dankbar und verstehen es sehr wohl, wie man im Verkehr mit erlesenen Geistern immer mehr dazu kommt, seinen Blick auch auf ihre Lichtseiten zu richten. Uns selbst hat z. B. an Montaigne immer das Kühle und Egoistische gefehlt, wobei wir ihm ja immerhin noch die Offenherzigkeit als Tugend anrechnen können. Auch wäre es uns nicht möglich gewesen, bei seinem Christentum an Wolke zu denken und beide Männer als „Glieder der unsichtbaren Kirche“ auf eine Buchseite zu bringen. Aber daraus mag der Verfasser nur sehen, daß wir ihn nicht ungelesen loben und empfehlen wollten.

Der Herr Direktor. Wir wollen hier etwas über eine in ihrer Bedeutung irreführende Bezeichnung sagen, deren Anwendung nachgerade zu einem schädlichen Mißbrauch geworden ist. Jeder weiß, was er von einem Landgerichts-, Eisenbahn-, Gymnasialdirektor usw. zu halten hat, und der Staat übernimmt die Gewähr für die Männer, denen er diese Titel giebt. Wenn sich nun eine Anzahl Landwirte zusammenschun, um ihre Milch in der Stadt zu verkaufen, und den Mann, der das zu besorgen hat, ebenfalls Direktor nennen, so richtet das auch noch keinen Schaden an, so wenig wie wenn jemand sich selbst Zirkus- oder Menageriedirektor nennt. Schlimmer wird die Sache bei den Geschäftsführern der Privatgesellschaften, die mit anderer Leute Geld arbeiten; hier richtet das Vertrauen, das das Publikum einem Titel entgegenbringt, den größten Schaden an, weil unwürdige Subjekte das Ansehen einer von Haus aus für ganz andre Qualitäten geprägten Amtsbezeichnung genießen und ausbeuten. Es ist ja an sich schon eine Lächerlichkeit, wenn diese subalternen Vurfsen, die z. B. an der Spitze des Kasseler Treberunternehmens standen, Leute niedrigster Herkunft von Schreiberbildung, jetzt in den Zeitungsberichten aufs neue wieder als Direktor Schmidt oder Sumpf aufgeführt werden, und Hunderte von denen, die sich heute diesen Titel geben lassen, stehn gesellschaftlich ganz auf derselben Stufe. Und warum soll gerade dieser Titel vogelfrei sein, während z. B. kürzlich der preussische Minister des Innern dem Berliner Magistrat die Amtsbezeichnung Magistratsassessor zu verleihen unterlagte, warum wird der Assessor geschützt, und der Direktor nicht? Verzweigt sich eine Privatgesellschaft in verschiedene Abteilungen, so legt sie sich wohl auch noch einen Generaldirektor zu, und dann steht die öffentliche Meinung in Ehrfurcht still wie vor einem Generalgouverneur oder mindestens einem Generaldirektor der Steuern, wozu dann weiter noch der Umstand mit beiträgt, daß alle diese Angestellten der Aktiengesellschaften für ihre Leistungen, natürlich wieder auf Kosten des Publikums, viel zu hoch bezahlt werden. Das ist ein besonders schlimmer Punkt, den wohl kein Aktiengesetz regeln können. Man soll ja Leute, die fremdes Geld unter den Händen haben, nicht knapp stellen, und in den unverhältnismäßig hohen Lohn solcher Ge-

schäftsführer mag vielleicht noch eine Prämie gegen Diebstahl hineingerechnet sein, aber wenn man auf das wirkliche Leben sieht, so erfüllt diese keineswegs ihren Zweck, im Gegenteil, eine Bezahlung, die ganz außer Verhältnis steht zu der Herkunft und den ursprünglichen Lebensgewohnheiten der Empfänger, verdrängt diesen nur die Köpfe und schraubt ihre Ansprüche höher, manchmal bis zum Krach des Unternehmens, wie wir gesehen haben. Wie harmlos und indifferent ist in den meisten Fällen die unbefugte Führung des Dokortitels, und derselbe Staat, der sie durch die mühevollsten Maßnahmen innerhalb seiner Grenzen auszurotten sucht, macht zu dieser gemeinschädlichen Anmaßung des Direktortitels den teilnahmslosen Zuschauer! Kürzlich lasen wir in einer Zeitung die Anzeige: „Geimliche Überwachungen, jegliche Ermittlungen, Beweise zu Prozessen und Entscheidungen, Auskünfte über Familie und Vermögen besorgt seit zehn Jahren überall direkt Direktor F.“ Wo die Klinker der Gesetzgebung versagt, sollte wenigstens das Publikum allmählich so geschult werden, daß es einen Talmidirektor von einem wirklichen Direktor unterscheiden lernt, und dieser Fortschritt müßte schon im gesellschaftlichen Verkehr einsetzen, mit der Erkenntnis, daß in der Mehrzahl der Fälle schon die bloße Titulatur „Herr Direktor“ für ein natürliches Gefühl ihre vis comica hat.

Edmund Michael, Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden essbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. Zweiter Band. Mit 107 Pilzgruppen. Zwidau, Förster und Worries. Wir haben seinerzeit das Erscheinen des ersten Bandes, der 80 Pilzgruppen enthielt, angezeigt und die außerordentliche Treue der Abbildungen hervorgehoben. Auf diese kommt es für den Pilzfreund an, da nur die Kenntnis des Pilzindividuums davor schützt, gute mit schädlichen Pilzen zu verwechseln, und da die Arten vielfach ineinander übergehen. Dasselbe Lob ist dem zweiten Bande zu spenden. Er wird dem, der nicht bloß daraus ausgeht, die bekannten Sorten zu sammeln, sondern seine Pilzkenntnis zu erweitern bestrebt ist, willkommen sein. Übrigens enthält dieser zweite Band nicht weniger als 64 essbare und zum Teil wohlschmeckende Arten und führt vor Augen, daß es viel mehr essbare Pilze giebt, als man zumeist annimmt. Zum Beispiel brachte der vergangne nasse Herbst Hallimasch, Stodpilze und verwandte Arten in noch nicht dagewesener Menge. Sie sind kaum beachtet worden; und doch geben diese Pilze, jung gesammelt, wohlschmeckende Gerichte. Es macht uns Freude, den zweiten Band von Michaels Führer für Pilzfreunde warm empfehlen zu können.

Das mittelalterliche Judenrecht. Zuschrift. In der Anmerkung auf Seite 129 von Heft 3 werden die Verse *Atque utinam nunquam Judaea subacta fuisset* usw. aus dem *Itinerarium* des Rutilius als Beweis dafür angeführt, „wie die Juden schon damals wegen ihres Reichthums und ihrer privilegierten Stellung beneidet wurden.“ Von Reichthum ist überhaupt in diesen Versen nicht die Rede, und was die privilegierte Stellung betrifft, so genügt es zu erwähnen, daß die Juden damals im römischen Reiche von der Advokatur und von Ämtern ausgeschlossen waren. Kaiser Theodosius II., der Zeitgenosse des Rutilius, verbot die Erbauung neuer Synagogen und den Ankauf christlicher Sklaven, hob das jüdische Patriarchat auf und zog die Beiträge, die die Juden zu dessen Erhaltung zahlten, für den kaiserlichen Fiskus ein, schloß sie auch von militärischen Ämtern aus usw. Eine privilegierte Stellung genöß damals das zur Staatsreligion gewordne Christentum, und auf dieses beziehen sich die Verse des Rutilius, auf die Ausbreitung der „aus Judäa gekommen Pest.“ Er war eben ein Heide und Christenfeind, haßte und verspottete besonders die Mönche. Siehe Gibbon, *History of the decline and fall of the Roman Empire* ch. 29. Tiraboschi, *Storia della letteratura italiana* t. II parte II libro IV cap. IV 7. Tillemont, *Mém. eccl.* XII, 471.

Wien

Marcus Landau

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
 Verlag von Jt. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Zur Umgestaltung der Generalkommissionen



eit in der vorigen Tagung des Abgeordnetenhauses der Abgeordnete Herold einen Antrag auf Umgestaltung der Generalkommissionen eingebracht hat, haben sich immer weitere Kreise mit der Frage, ob und wie die General- und Spezialkommissionen umzugestalten seien, beschäftigt, und sind immer mehr Stimmen laut geworden, die die jetzigen Zustände kritisch würdigen und Vorschläge zu ihrer Änderung machen. Es kann das nur als eine erfreuliche Erscheinung bezeichnet werden; denn es handelt sich hierbei doch um eine Behörde, die, wenn sie richtig eingerichtet wird, von dem größten Einfluß auf die ländlichen Verhältnisse sein wird. Diese Stimmen können aber nur dadurch Bedeutung gewinnen, daß ihnen auch entgegengesetzte Auffassungen gegenüberreten und sowohl etwaige Unrichtigkeiten berichtigen, als auch Bedenken gegen die gemachten Vorschläge geltend machen. Das ist im vorliegenden Falle von besonderer Wichtigkeit, weil dabei eine Gesetzgebung in Betracht kommt, die in besonders hohem Maße verwickelt und darum weiten Kreisen unbekannt ist, sodaß nur wenig Leser imstande sein werden, sich selbst ein zutreffendes Urteil zu bilden und die Unrichtigkeiten und Schwächen des ihnen Vorgetragenen zu erkennen. Nachdem in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 30. Januar dieses Jahres der Landwirtschaftsminister selbst erklärt hat, daß von seinem Standpunkt und vom Standpunkte der landwirtschaftlichen Verwaltung aus ein Bedürfnis anerkannt werde, die Generalkommissionen in anderer Weise zu organisieren, steht zu erwarten, daß mit der Lösung dieser Aufgabe jetzt Ernst gemacht werden wird; ein Eingehn auf sie dürfte somit jetzt besonders zeitgemäß sein.

Die meisten bekannt gewordenen Kritiken und Vorschläge knüpfen an den Antrag Herolds an. Vorweg möge darum bemerkt werden, daß dieser Antrag bei seiner ersten Beratung im Plenum in eine besondere Kommission verwiesen worden ist. Diese hat ihn in mehreren Sitzungen durchberaten, hierüber schriftlich Bericht erstattet und beschlossen, dem Plenum folgende Resolution zur Annahme zu empfehlen: „Die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, die Organisation und das Verfahren der Generalkommissionen auf folgenden Grundlagen anderweit zu gestalten: 1. Zur Herbeiführung eines festern Zusammen-

hangs der Generalkommissionen mit der allgemeinen Landesverwaltung sind die Generalkommissionen, unter Abänderung der Instruktion für die Oberpräsidenten vom 31. Dezember 1825, den Oberpräsidenten in der Weise zu unterstellen, daß diesen ein maßgebender Einfluß auf den Gang der Geschäfte gesichert wird. 2. Es ist für die Bearbeitung der den Generalkommissionen auf dem Gebiete der innern Kolonisation und der Landesmelioration bereits überwiesenen und der ihnen auf diesem und ähnlichen Gebieten der Landeskultur noch weiter zu überweisenden Aufgaben eine diesen Aufgaben entsprechende Vermehrung der meliorationstechnisch gebildeten Beamten, sowie eine Mitwirkung gewählter Laien mit entscheidender Stimme in den Kollegien vorzusehen. 3. Im übrigen bewendet es bei dem bisherigen Verfahren mit der Maßgabe, daß den unter Zuziehung von Laien kollegialisch auszubildenden Spezialkommissionen eine größere Selbständigkeit beizulegen und ihnen in möglichst weitem Umfange die auf mündliche Verhandlung zu treffende Entscheidung erster Instanz zu übertragen ist.“

Bevor aber das Plenum in eine Beratung des Berichts eintreten und Stellung dazu nehmen konnte, trat der Schluß des Landtags ein. In der gegenwärtigen Tagung ist nun diese Resolution als selbständiger Initiativantrag — diesmal von dem Abgeordneten von Arnim und Genossen eingebracht worden. In der Sitzung vom 30. Januar ist sie in erster Lesung zur Beratung gekommen, wobei der Landwirtschaftsminister die schon mitgeteilte Erklärung abgab, und demnächst ist sie in eine Kommission verwiesen worden.

Aus dem Berichte der vorjährigen Kommission geht nun hervor, daß sowohl über die Notwendigkeit einer Reorganisation der Generalkommissionen überhaupt, als namentlich über die Art und Weise, wie diese zu erfolgen habe, die verschiedensten Auffassungen herrschten. Zu verwundern ist es ja freilich nicht, wenn die Meinungen so sehr auseinander gingen, denn unsers Wissens gehört weder der Kommission noch dem Abgeordnetenhaufe selbst auch nur ein einziges Mitglied an, das mit der Thätigkeit der Generalkommissionen, wie sie sich in neuerer Zeit entwickelt hat, und mit der ihr zu Grunde liegenden Spezialgesetzgebung genauer vertraut, insbesondre auch in den völlig verschiednen Arbeitsgebieten des Ostens und des Westens gleichmäßig bewandert gewesen wäre. Die Regierungskommissare hatten sich aber lediglich abwartend verhalten und sich darauf beschränkt, die Abänderungsvorschläge der Kommissionsmitglieder für einzelne Punkte als unausführbar zu bezeichnen. Wenn trotz alledem die Kommission nicht von der Forderung der Umgestaltung der Generalkommissionen Abstand genommen hat, so kann man sich das nur dadurch erklären, daß sie zwar von der Notwendigkeit dieser Maßregel überzeugt, aber nicht in der Lage war, selbst Einzelheiten dieser Umgestaltung als wünschenswert zu bezeichnen. Sie ist sich dessen auch sehr wohl bewußt gewesen und hat sich ausgesprochenermaßen auf den Standpunkt gestellt, daß sie nur einige große leitende Gedanken zu geben habe, der Staatsregierung aber überlassen müsse, daraufhin einen Gesetzentwurf auszuarbeiten.

Die Hoffnung, daß eine erneute Beratung im Plenum eine größere Klärung herbeiführen werde, ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen, wohl aber

haben die Verhandlungen vom 30. Januar die Behandlung der Angelegenheit in ganz neue Bahnen gelenkt. Sie haben nämlich Klarheit darüber geschafft, daß erst festgestellt werden muß, welche Arbeiten den neu einzurichtenden Behörden übertragen werden sollen, und daß erst dann ihre Gestaltung und ihr Verfahren beschloffen werden kann. Hierdurch hat aber selbstverständlich der vorjährige Kommissionsbericht seine Bedeutung durchaus nicht verloren, und es ist nicht überflüssig, jetzt noch an ihn anzuknüpfen und auf einige der Angriffe gegen die darin vertretenen Ansichten näher einzugehen.

Zunächst ist die Tragweite der Nummer 1 der Resolution mehrfach insofern verkannt worden, als man behauptet hat, die Erfüllung der darin enthaltenen Forderung werde keine wesentliche Änderung des Bestehenden bringen. Und doch liegt gerade in diesem Punkte eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Forderung der Resolution! Die Generalkommissionen stehn jetzt bekanntlich unmittelbar unter dem Landwirtschaftsminister. Zwar sollen die Oberpräsidenten ihre Verwaltung im ganzen beobachten und auf etwaige Mängel und Unregelmäßigkeiten aufmerksam machen, auch solche nach Befinden auf eigne Verantwortlichkeit sofort abstellen. Ferner werden auch die Berichte der Generalkommissionen, die Generalien der Verwaltung, Abänderung der bestehenden Einrichtungen oder Anstellung, Entlassung oder Pensionierung von Beamten betreffen, sowie alle Berichte, die der Oberpräsident hierzu besonders bezeichnet, unter Umschlag an ihn gesandt und von ihm befördert, und Bescheide des Ministers gelangen darauf in derselben Art an den Oberpräsidenten zurück. Ebenso hat auch der Oberpräsident Beschwerden über Verfügungen der Generalkommission, die bei ihm eingehn, anzunehmen und zu prüfen, und insofern sie begründet sind, auf ihre Erledigung zu wirken, die Abhilfe aber durch die Behörde selbst zu fordern, die zwar seine Entscheidung gehörig zu vollziehen hat, aber befugt ist, von ihren Bedenken dagegen dem Minister Anzeige zu machen. Es bedarf aber keiner weitern Ausführung, daß diese Befugnisse dem Oberpräsidenten keinen Eingriff in die Einzelheiten der Verwaltung erlauben, ja daß diese Anordnungen nicht einmal ausreichen, ihn mit der Geschäftsführung der Generalkommission auf dem Laufenden zu halten und ihm einen irgendwie nennenswerten Einfluß auf deren Thätigkeit zu gewähren. In der Praxis kümmern sich deshalb auch die Oberpräsidenten herzlich wenig um die Generalkommissionen. Die Folge dieser Organisation ist, daß diese Behörden eine ziemlich isolierte Stellung einnehmen. Sie gehn mit den übrigen Behörden der Staatsverwaltung nur insoweit Hand in Hand, als es ihnen gerade paßt, wo das aber nicht der Fall ist, handeln sie lediglich nach ihrem eignen Ermessen und vielleicht sogar ohne Rücksicht auf andre Interessen. Bei der Art der ihnen obliegenden Geschäfte ergeben sich hieraus natürlich manche Mißstände. Ihre Hauptaufgabe sind nämlich die Gemeinheitsteilungen und die wirtschaftlichen Zusammenlegungen der Feldmarken, im Osten der Monarchie außerdem auch noch die Begründung von Rentengütern. Die Gemeinheitsteilungen und Zusammenlegungen bezwecken, den beteiligten Grundbesitzern die von ihnen seither an verschiedenen Stellen besessenen zerstreuten Grundstücke durch einen — auch gegen den Willen der Einzelnen erzwingbaren — Austausch in

einigen wenigen, wirtschaftlich gestalteten Plänen zusammenzulegen und bei dieser Gelegenheit ausreichende Wege und Wasserzüge zu beschaffen. Das Rentengutsverfahren hat hauptsächlich die Aufteilung großer Güter in kleinere Besitzungen (ebenfalls unter Schaffung der erforderlichen Wege und Gräben) und deren Verkauf als Rentengüter zum Gegenstande. Beide Verfahren bringen eine gewaltige Umwälzung in den ihnen unterworfenen Feldmarken mit sich und machen, da die Behörde alles zu thun hat, die durch ihr Eingreifen bewegten Verhältnisse wieder zur Ruhe zu bringen und völlig geordnete Verhältnisse zu schaffen (die z. B. ebenfogut für die Berichtigung des Katasters und Grundbuchs, wie für den Wege- und Grabenbau, Meliorationen usw. zu sorgen hat), eine große Zahl wichtiger Entschliessungen und Entscheidungen notwendig. Diese aber hat sämtlich die Generalkommission zu treffen, die zu dem Zweck im Laufe eines bei ihr anhängigen Verfahrens an die Stelle aller sonst zuständigen ordentlichen Gerichte und Verwaltungsbehörden tritt. Da nun die Generalkommission, die mit keiner eignen Initiative ausgestattet ist, immer nur auf Anrufen der Beteiligten thätig wird, mithin immer nur für einzelne Feldmarken aber selten für große aneinandergrenzende Gebiete zuständig ist, so liegt die Gefahr nahe, daß die von ihr für diese zerstreuten Feldmarken getroffenen Maßregeln den Plänen und Anordnungen der ordentlichen Behörden in den Nachbarfeldmarken nicht entsprechen, und daß sich die Verschiedenheit von Verwaltungsgrundsätzen unangenehm bemerkbar macht. Eine Ausgleichung solcher Verschiedenheiten stößt aber, da es an einer ausreichend sachkundigen gemeinschaftlichen höhern Provinzialinstanz fehlt, auf große Schwierigkeiten. Leider hat sich infolgedessen in der Praxis vielfach ein gewisser Gegensatz zwischen den Generalkommissionen und den übrigen Verwaltungsbehörden ausgebildet, der zum Teil darauf zurückgeführt werden muß, daß die letztgenannten es als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, wenn die Generalkommissionen in den ihrer Bearbeitung unterliegenden Sachen die sonst den andern obliegenden obrigkeitlichen Befugnisse ausüben, zum Teil aber auch darauf, daß die Generalkommissionen bei ihrer nahezu unbegrenzten Machtbefugnis nicht immer auf andre Behörden die nötige Rücksicht nehmen.

Diese Gegensätze auszugleichen, den Generalkommissionen ihre isolierte Stellung zu nehmen und sie in die übrige Verwaltung enger einzugliedern ist der Zweck des ersten Teils der Resolution. Ihr Schwerpunkt liegt darin, daß den Oberpräsidenten ein maßgebender Einfluß auf den Gang der Geschäfte gesichert werden soll. Mit voller Absicht ist aber nicht genauer angegeben, wie das geschehn solle; mit der gewählten Fassung sollte zugleich auch dem Wunsche derer Rechnung getragen werden, die eine Organisation wünschen, die es ermöglicht, den Generalkommissionen auch neue Aufgaben zu überweisen. Der jetzige Zustand, wonach sich die Generalkommissionen, denen jetzt einzelne Landeskulturangelegenheiten zum größten Teil überwiesen sind, um die Landeskultur im allgemeinen nicht zu kümmern haben, die Regierungen aber, denen diese Fürsorge obliegt, sie nicht in ausreichendem Maße zu leisten vermögen, weil ihnen die ausreichende Übersicht für die Förderung der Landeskultur nach einheitlichen Grundlagen abgeht, sie auch nicht in genügendem Maße über die

hierzu vorgebildeten Beamten verfügen, wird in weiten Kreisen nicht für befriedigend erachtet. Daß aber den Generalkommissionen bei ihrer jetzigen veralteten Einrichtung und ihrem den modernen Anschauungen so sehr widersprechenden Verfahren neue Geschäfte zugeteilt werden würden, ist bei der Unbeliebtheit, deren sie sich leider — allerdings nicht immer aus rein sachlichen Gründen, wie aus den verschiedenen Beurteilungen in den verschiedenen Provinzen hervorgeht — erfreuen, so gut wie ausgeschlossen. Das hat sich noch vor wenig Jahren bei der Einführung des Anerbenrechts in Westfalen gezeigt, wo man dazu besondere Behörden geschaffen hat, obgleich für das ganz ähnliche Anerbenrecht bei Renten- und Ansiedlungsgütern die Generalkommissionen die zuständigen Behörden sind. Eine Überweisung neuer Geschäfte ist nur zu erwarten, wenn der Oberpräsident als der Beamte, dem für die Bedürfnisse seiner Provinz eine richtige Beurteilung der Landeskulturaufgaben zugemutet werden kann, ihnen gegenüber ebenso maßgebend ist, wie für die andern Verwaltungsbehörden in der Provinz; denn nur dadurch können die in den Lokalinstanzen etwa entstandenen Meinungsverschiedenheiten ausgeglichen und die Einheit der Verwaltung gesichert werden. Ob das nur dadurch zu ermöglichen ist, daß, wie von einer Seite vorgeschlagen wurde, eine besondere Abteilung bei dem Oberpräsidium eingerichtet würde, oder ob die jetzige Organisation der Generalkommissionen beibehalten werden kann und nur die Dienstaufsicht der Oberpräsidenten verstärkt wird, oder ob noch eine andre Einrichtung möglich ist, ist unentschieden gelassen worden.

Mit dem ersten Teil der Resolution ist also nicht mehr und nicht weniger gesagt, als daß die Schaffung einer Landeskulturbehörde erwogen werden soll. Daß das die Absicht war, geht sowohl aus den Beratungen des Plenums, als aus den Verhandlungen der Kommission selbst, wie auch endlich aus dem zweiten Teil der Resolution hervor, wo ausdrücklich von den der Generalkommission auf dem Gebiete der innern Kolonisation und Landesmelioration schon überwiesenen und den ihr auf diesem und ähnlichen Gebieten der Landeskultur noch weiter zu überweisenden Aufgaben die Rede ist. Der erste Teil der Resolution berührt somit eine Frage, die von der größten Bedeutung ist, und es ist geradezu auffallend, daß das verkannt worden ist.

Die beiden andern Teile der Resolution machen einen Unterschied zwischen den sogenannten alten und den neuen Aufgaben der Generalkommission. Zu den neuen Aufgaben werden die innere Kolonisation und die Landesmelioration, sowie alle die Angelegenheiten gerechnet, die ihnen auf dem Gebiete der Landeskultur in Zukunft noch überwiesen werden sollen, wobei die Gebiete des niedern Meliorationswesens und der Wasserwirtschaft überhaupt, das Fideikommiß- und das Ansiedlungswesen genannt worden sind; zu den alten Aufgaben gehören alle übrigen Geschäfte der Generalkommissionen, unter andern also die Separations-, Zusammenlegungs- und Ablösungssachen, die Ausstellung von Unschädlichkeitszeugnissen, die Regulierung der Vertretung und Verwaltung für die aus einem Auseinanderetzungsverfahren herrührenden gemeinschaftlichen Angelegenheiten u. dgl. m. Für die neuen Aufgaben — aber nur für diese — soll nun nach dem zweiten Absatz der Resolution eine „diesen

entsprechende Vermehrung der meliorationstechnisch gebildeten Beamten, sowie eine entscheidende Mitwirkung von Laien“ vorgesehen werden. Diese Fassung ist allerdings nicht sehr glücklich gewählt und entspricht wohl nicht ganz den eigentlichen Absichten der Kommission. Wenigstens heißt es in ihrem Bericht: „Nebenbei aber müsse darauf Bedacht genommen werden, bei den Generalkommissionen eine ihren erweiterten Zielen entsprechende Vermehrung der meliorationstechnisch gebildeten Beamten vorzusehen.“ Es war hiernach wohl kaum die Absicht, nur eine Vermehrung der jetzt schon vorhandenen Meliorationstechniker anzuregen, sondern es sollte offenbar ihre erweiterte und entscheidendere Mitwirkung — nach den jetzt geltenden Vorschriften haben sie im Kollegium der Generalkommission nur eine beratende, aber keine entscheidende Stimme — in Vorschlag gebracht werden, und außerdem dachte man auch wohl an andre Techniker im Gegensatz zu den Juristen. Andernfalls wäre nicht zu verstehen, wie für andre „Ziele,“ z. B. Fideikommiß- oder Ansiedlungssachen, meliorationstechnisch gebildete Beamte von Nutzen sein könnten.

Soll aber nur für die neuern Aufgaben eine Änderung der Generalkommissionen eintreten, so ergibt sich von selbst, daß für die alten Aufgaben die seitherige Zusammensetzung bestehen bleiben soll. In der Resolution ist das dadurch ausgedrückt, daß es im dritten Absatz heißt: „Im übrigen,“ denn diese Worte beziehen sich offenbar auf die alten Aufgaben, und unter dem weiter bezeichneten „Verfahren“ ist nicht nur die Art und Weise, wie verfahren wird, sondern auch die Organisation der Generalkommissionen zu verstehen. Also auch hier tritt das Bestreben, die Generalkommissionen zu Landeskulturbehörden umzugestalten, klar hervor.

Ohne Rücksicht auf alte oder neue Aufgaben sollen aber die Spezialkommissionen geändert werden. Auch hier ist die Fassung der Resolution wenig glücklich; denn wenn dort gesagt wird, es solle bei dem bisherigen Verfahren mit einigen Maßgaben verbleiben, so sind diese „Maßgaben“ doch so einschneidend, daß bei ihrer Durchführung nur wenig von dem seitherigen Verfahren übrig bleiben wird. Es soll nämlich an Stelle der Einzelperson, die jetzt die Spezialkommission ausmacht, eine unter Zuziehung von Laien kollegialisch auszubildende Behörde treten. Diese soll nicht mehr, wie jetzt, nur das Organ der Generalkommission sein, sondern „eine größere Selbständigkeit beigelegt erhalten,“ insbesondere befugt sein, die Entscheidungen erster Instanz zu treffen. Die Generalkommission würde dann folgerichtig die zweite Instanz sein. Endlich soll die Spezialkommission ihre Entscheidungen auf mündliche Verhandlung hin treffen, während seither die Generalkommission lediglich auf Grund der mit den Parteien aufgenommenen Protokolle und der Berichte der Spezialkommissare entschied. Mit andern Worten heißt das also: es soll bei den Spezialkommissionen — aber nicht auch bei den Generalkommissionen — das Prinzip der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit eingeführt werden. Über weitere Einzelheiten der gewünschten Umgestaltung sagt die Resolution nichts. Auch hier ist für einen Gesegentwurf der weiteste Spielraum gelassen.

Wenn nun hervorgehoben worden ist, daß allein durch das Aufheben der

jetzt bestehenden Meliorationsbauämter in den Generalkommissionen und durch die Vermehrung der meliorationstechnisch gebildeten Beamten noch keine segensreiche Entfaltung der Landesmeliorationen erwartet werden könne, so ist das allerdings richtig. Das ist aber auch gar nicht die Auffassung der Kommission gewesen, wie schon oben nachgewiesen worden ist. Für einen Aufschwung in der Landesmelioration ist vielmehr auch eine Änderung der materiellen Gesetzgebung nötig. Den zur Begründung dieser Notwendigkeit angeführten Gründen kann man aber nicht zustimmen. Wenn z. B. behauptet worden ist, nach der jetzigen Lage der Gesetzgebung könne die Ausführung eines ganzen Auseinanderetzungsplans daran scheitern, daß die Generalkommission beim Widerspruch eines Beteiligten aus formalen Bedenken nicht auf Ausführung erkenne, so liegt doch in einem solchen Falle — abgesehen davon, daß es sich hierbei doch wohl mehr um eine Verfahrensvorschrift handelt — kein Fehler der Gesetzgebung, sondern einer der Generalkommission vor, die die ihr vom Gesetz ausreichend gegebenen Mittel zur Beseitigung eines solchen Widerspruchs nicht angewandt hat. Wenn ferner hervorgehoben worden ist, der Praktiker verstehe nicht, warum bei der Bildung einer Drainagegenossenschaft der Widerspruch eines Einzelnen nur durch landesherrliche Verordnung beseitigt werden könne, so ist übersehen worden, daß umgekehrt der einzelne Widersprechende es wohl nicht verstehen würde, wenn man in sein durch die Verfassung für unverletzlich erklärtes Grundeigentumsrecht ohne eine solche Verordnung eingreifen wollte. Wenn ferner auf Unzuträglichkeiten hingewiesen worden ist, die aus der Ausführung von Genossenschaftsanlagen vor der endgültigen Begründung der Genossenschaft entstehen, so ist auch das kein Fehler des Gesetzes, sondern einer der ausführenden Behörde, die etwas veranlaßt hat, wozu sie nicht befugt war. Die dabei geäußerte Vermutung, daß, wenn solche Unzuträglichkeiten vorlägen oder drohten, die Beamten „wohl eine Genossenschaft bilden würden, d. h. auf dem Papier,“ ist doch etwas wunderlich: als ob die Genossenschaftsbildung von der Willkür der Beamten abhinge, und nicht mindestens die Hälfte der Beteiligten zustimmen müßte! Ebenso trifft auch die Behauptung, daß die Anlegung von Entwässerungsgräben bei einer Zusammenlegung unterbleiben müsse, weil oder wenn die Boniteure die daraus zu erwartende Bodenverbesserung nicht mit berücksichtigt hätten, nicht zu. In der Praxis der Generalkommissionen herrscht kein Zweifel darüber, daß das Zusammenlegungsverfahren eine Hebung der Landeskultur beabsichtigt, und daß also in ihm alles geschehn müsse, was möglich ist, um diesen Zweck zu erreichen.

Übrigens ist auch die Kommission durchaus nicht der Meinung gewesen, daß mit der Ausführung der von ihr beschlossenen Resolution keine weitere Gesetzesänderung mehr nötig sei. Sie ist wohl nur nicht in eine Erörterung dieses Punkts eingetreten, weil das über den Rahmen dessen, was ihr zur Beratung überwiesen war, hinausgegangen wäre. Angedeutet ist aber die darüber bestehende Auffassung im Kommissionsbericht insofern, als dort hervorgehoben wird, daß der Generalkommission auf den verschiedenen Gebieten der Landeskultur noch ein wichtiges und fruchtbares Feld der Thätigkeit zu eröffnen sei, und daß hier eine große Anzahl von Fragen ihrer endlichen

Lösung harreten. Es ist selbstverständlich, daß das nicht ohne eine entsprechende materielle Gesetzgebung möglich ist; die Kommission hat die Ausführung der in der Resolution verlangten Änderung der Organisation und des Verfahrens der Generalkommission nicht als das Ziel der angeregten Gesetzgebung, sondern nur als eine Vorbedingung angesehen, von deren befriedigender Erfüllung eine weitere planmäßige Landeskulturgebung abhängen soll. Jetzt freilich wird sich die neue Kommission wohl zunächst darüber schlüssig machen müssen, welche Änderungen dieser Gesetzgebung sie für nötig hält.

(Schluß folgt)



Catholica

Don Joseph Mayer



hrhard, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Wien und Mitglied der dortigen Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, wirft in seinem neuesten Buche*) Seite 348 ff. die Frage auf, ob es dem Einzelnen objektiv zustehe, die Aufforderung an die Katholiken der Gegenwart zu richten, an der Versöhnung der modernen Welt mit der katholischen Kirche treu mitzuarbeiten. Nachdem er vorher, Seite 340 ff., die Träger der modernen Kultur energisch zur Selbstprüfung aufgefordert, sie vor einer Überschätzung ihrer eignen Ideale gewarnt und zur Behebung ihrer nicht selten geradezu krassen Unkenntnis des Wesens des Katholizismus ermahnt hat, schreitet er zur Beantwortung der obigen Frage. In längern, interessanten Ausführungen gelangt er zu dem Ergebnisse, daß der Einzelne mit vollem Recht in der angegebenen Richtung thätig sein könne. Die historische Erfahrung, daß ein Anstoß zu einem Fortschritt irgendwelcher Art auf irgendeinem Gebiet immer auf die Anregung eines Einzelnen oder mehrerer miteinander verbundenen Personen zurückgeführt werden muß, verpflichtet sogar den, den seine Stellung und seine Kenntnisse dazu befähigen, die Anregung zu geben.

Wenn das genannte Buch vom universalhistorischen Standpunkt aus die mit dem Katholizismus der Gegenwart zusammenhängenden Fragen in allgemeiner Weise behandelt, so mögen die folgenden Aufsätze in einzelne Dinge tiefer eindringen, ihre gegenwärtige Wirksamkeit und ihre innere Berechtigung dazu darlegen, gewisse rückständige Verhältnisse berühren und ihre Modernisierung vorschlagen, manche wissenschaftlichen Richtungen skizzieren und ihren Anspruch auf alleinige Beachtung kritisch beleuchten und allerlei sonstige wesentliche oder nur zeitgeschichtlich bedeutende Seiten des theologischen oder religiös-

*) Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. Zweite und dritte, vermehrte Auflage. Stuttgart und Wien, Roth, 1902.

kirchlichen Lebens auf ihre Thätigkeit und Bedeutsamkeit im zwanzigsten Jahrhundert untersuchen.

Ich schreibe nicht mit polemisch gefärbter Tinte. Es ist mir darum zu thun, auf Grund objektiver Anschauung der Dinge zu einem Ergebnis zu kommen, das durch die Macht der beigebrachten Argumente wirkt. Die irenische Erörterung moderner Streitfragen, der nicht selten schon in diesen Blättern das Wort geredet worden ist, hat auf jeden Fall das Gute, daß sie auf beiden Seiten gelesen wird, und damit kommt man einen guten Schritt voran. Das Beispiel der Selbstkritik, um, wenn möglich, auszumerzen, was schadhast und fehlerhaft ist, mag andre veranlassen, die Vertreter der modernen Weltanschauung auf den Weg der gleichen Selbstprüfung hinzuzuführen, ein doppeltes Vorgehn, das durchaus in unserm vaterländischen Interesse liegt.

Ich schreibe auch nicht mit einer von Galle durchtränkten Tinte. Wenn der eine oder der andre an liebgewordenen Überlieferungen, über deren Berechtigung im zwanzigsten Jahrhundert er noch niemals nachgedacht hat, rütteln sieht, so geschieht es nicht aus Ärger oder Zorn, sondern weil sich die Notwendigkeit gebieterisch aufdrängt, wenn die einleitend erwähnte Aufforderung Ehrhards überhaupt praktisch werden soll.

Ich schreibe auch nicht mit Scheidewasser. Wer glaubt, daß ein radikaler Geist aus diesen Aufsätzen sprechen werde, und sie in dieser Erwartung in die Hand nimmt, wird nicht auf seine Kosten kommen. Dabei muß allerdings die Möglichkeit offen gelassen bleiben, daß kleinlich angelegte Geister, denen der Überblick über die gesamten in Frage kommenden Verhältnisse fehlt, hier und da bedenkl.ich nach dem Index hinüber spielen und mir vielleicht einen Freispaß dort wünschen werden. Wer auf höherer Warte steht, wird zwischen den Dingen unterscheiden und jedem seinen Platz anzuweisen verstehen.

Endlich enthält meine Tinte keinen Niederschlag von verletztem Ehrgeiz. Mit Rücksicht auf neuere Vorkommnisse ist es immerhin angezeigt, auf dieses Fehlen des genannten Bodensatzes besonders hinzuweisen. Soweit also die Voraussetzungen zu unbefangener Prüfung und Kritik gegeben sein können, sind sie hier vorhanden. Es bleibt nur der Wunsch übrig, daß die folgenden Untersuchungen, die in zwangloser Reihenfolge erscheinen werden, in demselben Geiste gewürdigt werden mögen, in dem sie niedergeschrieben wurden.

1. Die Geschäftsführung an der Kurie

Rom ist der Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Diese umfaßt nach den neusten genauen Berechnungen 270 Millionen Menschen auf dem ganzen Erdbkreis. Bei der Organisation der katholischen Kirche ist es besonders bemerkenswert, daß die Abgrenzung der Befugnisse seit dem Konzil von Trient in immer steigender Entwicklung begriffen ist. Die Tendenz dieser Bewegung ist die zentralistische, die gefördert wurde durch die gewaltigen Verkehrsvereinfachungen des neunzehnten Jahrhunderts. Die Leichtigkeit der Verständigung veranlaßte Rom zu häufigerem Eingreifen in Fragen mehr lokaler Natur und brachte unselbständige Prälaten in die große Versuchung, die Zentralbehörde mit Bagatellsachen zu belästigen, die ganz unzweifelhaft zur Kompetenz der

Prälaten gehörten. Vielfache Mahnungen der römischen Behörden, die Kurie mit diesen Kleinigkeiten zu verschonen, sind erfolglos geblieben, und so hat sich die Arbeitslast dieser Behörden in den letzten fünfzig Jahren ganz gewaltig vermehrt.

Die Bewältigung der Einläufe geschieht fast durchgängig in kollegialer Weise, indem sie in den Kongregationen und Kommissionen durchberaten und, wenn nötig, das Ergebnis der Thätigkeit dem Papste zur Bestätigung vorgelegt wird. Der Senat der römischen Kirche, die Kardinäle, sind in den meisten dieser Kollegien die eigentlichen beschließenden Elemente; die andern Beamten, von deren vorbereitender Thätigkeit allerdings auch sehr viel abhängt, gehören der Prälatur oder dem Ordensstande an.

In jedem guten Abriss des kanonischen Rechts mag der Leser nachschlagen, um sich über die einzelnen Behörden und ihr Arbeitsgebiet zu unterrichten. Hier handelt es sich nicht darum, in diese Einzelheiten einzugehen, sondern die Mängel der römischen Arbeitsmethode kurz zu untersuchen.

An erster Stelle muß es als eine jedem Sachverständigen auffallende Thatsache bezeichnet werden, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl derer, die hier die Geschäfte der katholischen Welt in gewissem Sinn und gewissem Umfang entscheiden, eine auffällige Lücke in ihrer Bildung aufweisen. Die historische Theologie in ihren einzelnen Zweigen ist dort, man möchte fast sagen, unbekannt, wenn man von wenigen Konsultoren und einzelnen Kardinälen absieht. Bei der Bedeutung, die heute der historischen Theologie zukommt, und besonders bei den römischen Behörden, deren Thätigkeit zum großen Teile mit der Rücksicht auf historisch gewordne Verhältnisse belastet ist, muß dieser Mangel auf das lebhafteste bedauert werden. Daraus erklären sich auch Entscheidungen, die man nur von hier aus betrachtet verstehen kann. Es ist nicht ganz unzweifelhaft, daß nicht auch eine so wichtige Frage, wie es der Prozeß der Seligsprechung der Jeanne d'Arc ist, darunter in grundlegender Weise gelitten hat. Hierbei muß nun noch besonders betont werden, daß der historische Teil der Akten von einem im übrigen recht belehrten Manne zusammengestellt worden war, der vor einiger Zeit gestorben ist. Doch der beste Kenner jener Zeit, der dazu noch in Rom lebt, ist hierfür nicht herangezogen worden, obschon er wie kein anderer, seiner Stellung und seinen Kenntnissen nach, dazu geeignet war. Das Verständnis für die Wichtigkeit dieser Seite der Frage ist eben noch nicht genügend entwickelt.

Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so muß zunächst auf die Thatsache hingewiesen werden, daß weitaus die größte Zahl aller in den Kongregationen thätigen Geistlichen aller Grade Italiener sind. Es ist nun eine weltbekannte Thatsache, daß in allen Bildungsanstalten für den Klerus auf der ganzen Halbinsel — die römischen Universitäten eingeschlossen — sehr wenig Liebe für die Fächer der historischen Theologie vorhanden ist. Hier und da fehlen sie beinahe ganz. Hier Wandel zu schaffen ist eine schöne Aufgabe für den Papst, der das vatikanische Archiv in so liberaler Weise geöffnet hat. Im übrigen müssen wir auf diese Frage in einem spätern Aufsatze ausführlich zurückkommen.

An zweiter Stelle steht die Beobachtung, daß die Geschäftsführung an der Kurie noch mit sehr vielen Zöpfen behaftet ist. Man muß bereitwilligst zugeben, daß die notwendigen Kautelen bei einem seinesgleichen suchenden Geschäftsumfang vorhanden sein müssen. Aber darüber hinaus sind der Zöpfe noch so viele, daß die Erlebigung in vielen Fällen sehr darunter leidet. Anerkennen muß man, daß Leo XIII. schon mit manchen Mißbräuchen — zuletzt sind noch die Vasabilisten seinen Reformen zum Opfer gefallen, und mit Recht — aufgeräumt hat; aber vieles, sehr vieles, was sich im Laufe der Zeit *sensim sine sensu* eingeschlichen hat, bleibt noch zu ändern. Ob die Widerstände immer so lebhaft sein werden bei zukünftigen Reformen, wie es bei der Abschaffung der Vasabilia der Fall war, kann man nicht voraussehen. Immerhin glaube ich betonen zu sollen, daß fast in allen Dikasterien umfangreiche Verbesserungen des Geschäftsganges leicht eingeführt werden könnten.

Wer in dem kurialen Handbuche blättert und sich die Namen der Beamten ansieht, muß überrascht sein, daß manche zwei-, drei- und viermal bei verschiedenen Behörden wiederkehren. Das ist ein dritter wunder Punkt in der Verwaltung. Diese Beamten können, wenn sie in beiden oder allen drei und vier Bureaus zu vorschriftsmäßiger Arbeit und Absolvierung der Amtsstunden verpflichtet würden, diese verschiedenen Ämter gar nicht versehen. Natürlich leiden die Geschäfte unter diesen Häufungen, und um so mehr, je höher die Beamten sind. Zwei Domherren an einer der großen Basiliken sind abschreckende Beispiele dieser Kumulation.

Mangelndes Verständnis für die Archivalien kann man im allgemeinen den römischen Behörden nicht nachsagen; sie verwahren ihre Papiere wenigstens in mehr oder weniger guter Ordnung. Die Lehren jedoch, die für die Verwaltung der Behörde in den Akten stecken, werden nur insoweit befolgt, als sie sich in der Routine des Dienstes kristallisiert haben. Das Zurückgreifen auf frühere Verhandlungen wird, wenige Archive ausgenommen, wie die Sekretarie der Breven, die Propaganda und einige mehr — völlig illusorisch gemacht durch das Fehlen jeglicher Repertorien. Von modernem Betrieb der Archivverwaltung kann in den meisten Fällen deswegen keine Rede sein, weil der mit der Kustodie des Archivs betraute Beamte davon nichts versteht, und er den Archiddienst nur als eine unnötige Belastung seiner Zeit ansieht. Fatal ist es dann, wenn jemand Studien in einem solchen Archiv machen will; da ist dann selten jemand da, der sich in den Dingen auskennt.

Die Bemessung der Amtsstunden ist im allgemeinen sehr knapp; die Bemessung der Ferien sehr reichlich. Daraus ergibt sich, daß der Betrieb der Geschäfte schleppend ist und sich mit den Zeitverhältnissen nicht mehr in Einklang bringen läßt. Der Gründe für diese Tagesordnung giebt es mancherlei; einer der hauptsächlichsten ist die meist ganz unzulängliche Bezahlung der Beamten. Daraus ergibt sich dann, daß auch diese verhältnismäßig wenigen Arbeitstage mit den wenigen Amtsstunden nicht pünktlich eingehalten werden, weil die Beamten zur Deckung ihres Lebensunterhalts auf die Verfehlung von Nebenstellen Bedacht nehmen müssen, und die Vorgesetzten keine rechte Handhabe haben, Pünktlichkeit und Ordnung zu erzwingen. Diese Verhältnisse mit

einemmal zu ändern, liegt bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht in der Gewalt der Kurie; das kann nur langsam geschehn, wenn es überhaupt in diesen traurigen Zeiten möglich ist.

Sechstens nun muß es dem aufmerksamen Beobachter auffallen, daß die Zahl der Nichtitaliener in der Verwaltung der Kurie, die nie groß war, von Jahr zu Jahr abnimmt. Bei einer so konservativen Regierung, wie es die der Kirche ist, wäre es ein notwendiges Korrelat gegen Hohn und Verknöcherung, wenn immer ein angemessener Prozentsatz von Nichtitalienern in den Beamtenstellen vertreten wäre. An Aspiranten dafür fehlt es nicht. Aber es ist heute fast unmöglich, in diesen geschlossenen Ring einzubringen. Und wie notwendig wäre die Zufuhr neuen Blutes in diesen Körper! Es hat gelegentlich einflussreiche Prälaten gegeben, die dieser Neuerung das Wort redeten; aber sie sind nicht durchgedrungen, und es blieb alles beim alten. Von Vorteil ist diese Abschließung auf keinen Fall, namentlich nicht bei einer Verwaltung, die mit Geschäften aus der ganzen Welt zu thun hat. Das Verständnis für zahlreiche Dinge würde erleichtert werden, wenn man Beamte heranziehen könnte, die mit den Verhältnissen der jeweils in Frage kommenden Länder vertraut wären, weil es ihr Heimatland ist, oder sie es anderweitig kennen. Denn der Durchschnittsbeamte der Kurie kommt Zeit seines Lebens nicht über Florenz und Neapel hinaus, wenn er überhaupt so weit kommt. Was übrigens erreicht werden kann, wenn tüchtige Ausländer an die Spitze einer Verwaltung treten, ersieht man an dem jetzt völlig reorganisierten Dienst in der vatikanischen Bibliothek durch P. Ehrle, einen gebornen Württemberger.

Eine Reform der Taxen für die Geschäfte an der Kurie will vielen als dringliche Sache erscheinen. Die Radikalen verlangen gänzliche Beseitigung der amtlichen Gebühren und nur Beibehaltung von denen, die an die römischen Vertreter der Parteien, die sogenannten Agenten, zu entrichten sind. Andre sind der Ansicht, daß eine Herabsetzung und einheitliche Regelung dringendes Erfordernis sei. Dem sei, wie ihm wolle. Die Kurie steht auf dem nicht unberechtigten Standpunkt, daß sich die einzelnen Behörden womöglich selbst durch die Taxen ernähren sollen. Die Zeitläufte haben diesen Standpunkt unterstützt, indem die Kurie thatsächlich nicht mehr in der Lage ist, diesen notwendigen großen Beamtenapparat aus eignen Mitteln zu erhalten. Der Peterspfennig, dessen Einkünfte sich in den letzten Jahren mindestens um drei Millionen Franken vermindert haben, reicht nicht aus zur Deckung der andern Bedürfnisse. Eine große Rolle in der Verminderung der Einnahmen aus dem Peterspfennig spielen politische Fragen, die häufig genug in den französischen Blättern erörtert werden. Andre Fonds sind trotz der entgegengesetzten Meldungen der Zeitungen, wenn man von einem eisernen Bestande von etwa zwanzig Millionen Franken absieht, nicht vorhanden. Gegenüber diesen Verhältnissen kann an einen Erlaß der Taxen ganz und gar nicht gedacht werden. Aber eine andre Frage ist es, ob nicht eine einheitliche Reform doch nötig wäre. Viele dieser Gebühren sind alte Höpfe, die absolut keinen Sinn und keine Berechtigung mehr haben. Dahin gehören Taxen für Leistungen, die gar nicht mehr gemacht werden können, weil sie die weltliche Herrschaft zur Voraussetzung haben, mithin den

Besitz von Rom einschlossen. Diese werden bei der Kreation der Karbinäle, bei Promovierung hoher Beamten und ähnlichen Gelegenheiten erhoben. Andre Taten sind unverhältnismäßig hoch und verlangen dringend eine Herabsetzung, weil sie nicht weit von einer Unbilligkeit entfernt sind. Bestimmte Arten von Reskripten sind von jeher taxfrei gewesen; ihre Kategorien sollten erweitert werden im Interesse der Gläubigen. Billig wäre es dagegen, wenn die Gebühren für alle Ehrungen und Titel erhöht würden, da dieses ein Gebiet ist, auf dem besondere Rücksichten, die in der Sache begründet wären, nicht zu nehmen sind. Die Anpassung an moderne Verhältnisse dürfte auch bei diesen, wie anerkannt werden muß, heikeln Dingen durchgeführt werden.

Unter ausdrücklicher Anerkennung der Thätigkeit Leos XIII. auf dem Gebiete der Reform kuraler Verwaltungseinrichtungen, unter Hervorhebung der allgemeinen Tendenz, sparsam zu wirtschaften, damit moderne Errungenschaften eingeführt werden können, unter besonderm Hinweis auf die staunen-erregende Fürsorge Leos XIII. für Kunst und Wissenschaft muß betont werden, daß seinem Blicke viele Dinge entgehen, weil er sie mit italienischem Auge anschaut, die sich jedoch dem fremden Auge gleich als das darstellen, was sie sind: als altüberkommene Bräuche, die aber heute keine innere Berechtigung mehr haben. Wenn Monsignore de Merode, der unerforschene Reformator mit dem großen Herzen und dem weiten Blicke, noch lebte — sein Leib ruht auf dem Friedhof der Deutschen bei St. Peter —, er wäre der richtige Mann in den jetzigen Verhältnissen, wenn — man ihm freie Hand lassen würde. Zu seinen Lebzeiten hatte er nichts erreichen können, weil ein Mächtigerer gegen ihn war, Kardinal Antonelli, dessen Geschichte dereinst geschrieben werden muß, auch auf Grund der Geheimakten des italienischen Kriegsministeriums und seines Großen Generalstabs.

Bei alledem darf man nicht glauben, die kurale Beamenschaft als solche sei nichts wert. Davon kann gar keine Rede sein. Die Beamten sind treu, ergeben, zuverlässig und vor allem hervorragende Routiniers — wie wäre es sonst möglich, daß die zahllosen Geschäfte der ganzen Welt eine so glatte, wenn auch langsame, eine sachgemäße, wenn auch gelegentlich archäologisch angehauchte Erledigung finden könnten. Ein frischer, moderner Zug nach Auffassung und Geschäftsgang macht sich allerdings in sämtlichen Einrichtungen in keiner Weise bemerkbar, durch den doch entschieden eine Hebung der innern Bedeutung und des äußern Ansehens herbeigeführt würde.

Es ist in Rom nicht unbeachtet geblieben, daß der Episkopat gerade der Länder, wo die guten Einrichtungen des modernen Lebens in besonders prägnanter Weise ausgebildet worden sind, viel weniger mit dem verzopften Verwaltungsapparat der Kurie in Berührung kommen, als die Prälaten der auf diesem Gebiete rückständigeren Länder. Dasselbe gilt von den Präsekten und Vikaren der Missionsländer gegenüber der Propaganda. Die Gewohnheit, nach Grundsätzen zu handeln, die mit der modernen Ausbildung der allgemein menschlichen Einrichtungen mehr im Zusammenhang stehen, läßt andre Lösungen der Fragen finden, als sie die vielfach veraltete Routine einzelner Verwaltungsabteilungen der Kurie festhält. Daß dadurch Gegensätze der Auffassung zu

Tage gefördert werden, die zu Zusammenstößen führen, die allerdings nicht auf dem Gebiete der *fides et moros* liegen, ist unausbleiblich; sie lassen aber auch das fördernde Prinzip der modernen Auffassung der Dinge klar hervortreten. In solchen Fällen handelt die Kurie mit außerordentlicher Klugheit. Es widerstrebt ihr, sich rückhaltlos vom liebgewordenen Alten zu trennen; sie spitzt die entstehenden Fragen in der Behandlung jedoch nie so zu, daß es zu offenem Streite kommt, sondern läßt die Dinge nach einigen vergeblichen Versuchen, mit ihrer Auffassung durchzubringen, gehn. Diese Abneigung, sich sofort zu ergeben, wenn neue Gedanken an die Kurie herantreten, hat eine in hohem Grade prophylaktische Bedeutung; sie wird dadurch vor der hastigen Aufnahme noch unreifer und vielleicht nicht einmal guter neuer Gedanken bewahrt, was bei der weltumspannenden Organisation der Kirche von einschneidender Bedeutung ist. Langsam und unter stetem Drängen voran zu schreiten, ist viel logischer und hat größere innere Berechtigung, als enthusiastische, praktische Parteinahme für alles Neue, das noch nicht einmal eine größere Probezeit hinter sich hat. Das alles kann aber nicht hindern auszusprechen, daß zahlreiche Einrichtungen der kurialen Verwaltung gegenwärtig unter bedenklichen Anachronismen innerer wie äußerer Art leiden, an die bald die bessernde Hand gelegt werden muß. Der tiefere treibende Grund einer solchen Stellungnahme ist in der grundlegenden Veränderung der allgemeinen menschlichen Lebensbedingungen zu suchen, die sich seit vierzig Jahren in völlig abschließender Weise vollzogen hat.



Vom ehemaligen Königreich Hannover

2



er König Ernst August hatte den großen Anstoß seines Lebens, den Staatsstreich von 1837, wieder gut gemacht und lebte mit seinem Volke in Frieden. Die durch das Staatsgrundgesetz von 1833 gewährleistete Vereinigung der landesherrlichen Kammerkasse und der ständischen Generalsteuerkasse war durch eine Novelle vom 5. September 1848 wiederhergestellt und damit das Budgetbewilligungsrecht der Ständekammern wieder anerkannt worden. Aber zu der Veröffentlichung der neuen Organisationsgesetze, die fertig in seinem verschlossenen Schreibtische lagen, konnte er sich nicht entschließen; sie erfolgte dann, wie wir gesehen haben, unter seinem Nachfolger 1852. Der alte König glaubte, daß diese Gesetze viel zu weit gingen, und er fürchtete die „*Consequentia*“; er sah, daß daran nichts mehr geändert werden konnte, aber er selbst wollte die Neuerung nicht erleben. Als er am 18. November 1851 die Augen schloß, sechs Monate nach einer überaus befriedigend verlaufenen, glanzvollen Feier seines einundachtzigsten Geburtstags, war er, wie Hassell mit Recht sagt, aus

einem der verhaßtesten Fürsten Deutschlands der populärste geworden. Seine Irrungen waren vergessen, und der über die Grenzen seines Königreichs hinausgedrungne Ruf seiner Weisheit, seiner furchtlosen Energie und seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe schuf ihm nun ein Andenken der Trauer, womit sich der Eindruck eines großen Verlustes für das Land Hannover deutlich verband. In seiner auswärtigen Politik hatte er sich niemals den Täuschungen überlassen, die für seinen Nachfolger so verhängnisvoll wurden. Er sah sich umgeben von einem mächtigen Nachbar, der jeden Augenblick mit Oldenburg eine Militärkonvention abschließen und damit den Fuß mitten in sein eignes Land setzen konnte, er beobachtete auch, daß sich Preußen und Oesterreich über die Mittelstaaten hinweg wegen der Mainlinie verständigen konnten. Er suchte sich mit Preußen zu stellen, so gut es ging, und hielt seine kleine Armee schlagfertig, um bei der einstigen Abrechnung in der deutschen Frage nicht beiseite geschoben zu werden. Das war unter seinem Sohne, fünfzehn Jahre später, alles anders.

Beinahe auf alles, was Georg V. gethan und gesagt hat, ließe sich ein Satz anwenden, der sich in den Lebenserinnerungen eines seinem ehemaligen Könige treu ergebenen Mannes findet, des alten Göttinger Mediziners Hassé: „Die lebhafteste Phantasie des Blinden überwog seine sonst so klare Einsicht.“ Er war klug und sehr gebildet, voller Interessen, dabei auch von Herzen freundlich und wohlwollend. Er hatte ein gutes Gedächtnis, eine schnelle Auffassung, wie seine Bemerkungen in den Konseilsitzungen, denen er präsiidierte, zeigten, und er hatte in einem hohen Grade die Gabe, durch huldvolles Wesen Menschen zu gewinnen. Als hochgestellter Privatmann wäre er vortrefflich an seinem Platze gewesen. Vielleicht auch noch als absoluter Herrscher in irgend einem frühern Zeitalter, aber die Zeitverhältnisse, in die er hineingefegt war, konnte er nicht verstehn. In frühen und für die geistige Entwicklung eines Menschen wichtigen Jahren erblindet, hatte er die ihn umgebende Welt viel zu wenig kennen gelernt und lebte für sich ein inneres Leben von Vorstellungen, die er durch eine halbromantische Geschichtsauffassung, vor allem einen starken Ahnenkult nährte. Nun verschoben sich ihm die Maßstäbe für alles, er hielt sich als Landesherr beinahe für allmächtig und als deutscher Fürst für stärker und einflußreicher, als er unter den günstigsten Verhältnissen jemals hätte sein können. Sein absoluter Wille kannte kaum eine Schranke außer Gottes Gebot, beide aber waren nach seiner Meinung gewöhnlich im Einklang. Auch mit seinen Pflichten als oberster Bischof nahm er es in seiner streng rechtsgläubigen und zugleich mystisch durchwehten Frömmigkeit ungemein ernst. Politisch aber hatte ihn Gott so zum Hort und Schutz gegen Preußen hingestellt, wie einst seinen Vorfahr Heinrich den Löwen gegen den deutschen Kaiser, nur mit dem Unterschiede, daß er die Verheißung eines bessern Erfolgs zu haben glaubte, denn sein Haus würde dauern bis an das Ende aller Dinge. Wie oft gebrauchte er diese Wendung, die schon bald die jüngern Jahrgänge seiner Landesfinder ohne alle Bösheit ins Scherzhafte zu ziehn pfliegten!

Wenn ein König wie dieser einem einzigen Günstling nachgegeben hätte, der ein tüchtiger und zugleich ehrenhafter Mann war, so wäre das wohl nicht

bloß gegangen, sondern unter den Umständen sogar das Beste gewesen. Aber davon konnte bei dem Selbständigkeitsgefühl Georgs V. keine Rede sein. Er kümmerte sich eher um zu vieles, er war sehr fleißig und nichts weniger als ein Figurant. Seine Minister hatten es nicht leicht, und was schlimmer war, zwischen sie und den blinden König stellten sich mehr und mehr allerlei untergeordnete Personen, die sein Vertrauen gewannen und zum Unheil des Landes gebrauchten: Nebenregierungen, die den Ministern viel zu schaffen machten, und die in wichtigen Zeitpunkten verhängnisvoll gewirkt haben. Einflußreich und in allen politischen Dingen gewandt war der schon unter Ernst August in das Land gerufne Zimmermann aus Gotha, der unter Georg V. 1858 zum Staatsrat befördert seine Überzeugung nach den Gelegenheiten wechselte und sich 1866 Preußen zur Verfügung stellte. Noch verderblicher wirkte der berüchtigte Generalpolizeidirektor Bermuth, ein Duzbruder des Ministers von Borries, und Hand in Hand mit ihm im Überwachen und Auspionieren ging ein früherer Gendarmereioffizier, der am Königsgeburtstag 1857 zum Generalpostdirektor ernannt wurde, von Brandis, der Schwager des Kriegsministers. Um dieselbe Zeit trat der Friseur Lübrecht in des Königs Gunst und Vertrauen, und 1859 wurde der schon genannte Oskar Meding aus Preußen gerufen, dessen Einfluß auf den König bis lange über 1866 hinaus dauerte. Dagegen hat der durch seine sogenannte Geschichte Friedrichs des Großen (1860) in weitem Kreise bekannt gewordne Enno Klopp keine eigentliche Vertrauensstellung bei dem König gehabt. Er war Gymnasiallehrer in Osnabrück gewesen, durch Windthorst bei dem österreichischen Gesandten eingeführt und auf dessen Verwendung in Hannover zunächst beschäftigt und dann im Hausministerium angestellt worden. Er veröffentlichte eine zweibändige Ehrenrettung Tillys und wirkte in der Presse für den politischen Anschluß an Oesterreich. Ein Glück war es, daß wenigstens der Kabinettsrat Veg, dessen sich der König für alle schriftlichen Ausfertigungen bediente, ein streng rechtlicher und wie das Grab verschwiegener Beamter war. Außer jenen Männern wußten noch viele andre mehr vorübergehend und für bestimmte Gelegenheiten über die amtlichen Stellen hinweg persönlich des Königs Ohr zu gewinnen, und daß die Flügeladjutanten, die seine steten Begleiter waren, bei Paraden sein Pferd führten und ihm das Auge ersetzen mußten, einen weit über ihre Befugnis hinausgehenden Einfluß namentlich in militärischen Dingen ausübten, war selbstverständlich. Die Günstlingswirtschaft, die den Inhabern der leitenden Stellen das Gefühl der Sicherheit nahm, hatte zur Folge, daß schließlich in dem entscheidenden Jahre 1866 der Personenapparat völlig versagte und kaum noch ein geeigneter Mann an seinem richtigen Platze stand. Von seinen vielen Ministern hatte damals der König noch zwei, die alle Veränderungen in den Ministerien überdauert hatten, übrig, sie folgten ihm, als er sich zu dem Heere nach Göttingen begab. Es waren der völlig unbrauchbare und beinahe zu einer lächerlichen Person gewordne Kriegsminister von Brandis, der noch aus des Königs Georgs V. erstem Ministerium (Schele) stammte, und Graf Platen aus dem dritten (Borries, seit 1855), ein Minister des Auswärtigen, der niemals orientiert war, dessen Voraussetzungen meistens

nicht eintrafen, und dessen Ratschläge manchmal direkt in die Sackgasse führten. In seinem überflugen, blasierten Hochmut, der ihn verblendete und zum diplomatischen Dienst eigentlich unfähig machte, hat er zum Untergang des Königreichs wohl am meisten beigetragen. Auf die militärischen Persönlichkeiten der letzten Tage kommen wir später.

Außerordentlich groß war der Verbrauch an Ministern unter Georg V., wenn wir auch manche von ihnen in spätern Ministerien und zum Teil in ganz andern Ressorts wiederkehren sehen. Der zweite Band des Meierschen Werks giebt uns in einem vortrefflich gearbeiteten Kapitel die Reihenfolge sämtlicher Minister, seit der erste Ernst August, der Gemahl der kurpfälzischen Sophie und Schwiegersohn des Winterkönigs, 1680 die Regierung in Kalenberg übernommen hatte; erst 1692 erlangte er dann für sein Haus die Kurwürde. Wir sehen aus dieser Liste, daß sein Nachkomme, der König Ernst August, der 1837 auf den Thron kam, vor 1848 nur zwei einzelne Minister (Schele I und Kielmannsegge) und übrigens nur Ministerialvertreter ernannt hat. Mit dem 22. März 1848 beginnen dann die „ganzen“ Ministerien. Es sind unter diesem König zwei: Graf Bennigsen-Stüve bis 1850, und Münchhausen bis zum 22. November 1851. Am 18. war Ernst August gestorben, und in den nun folgenden fünfzehn Jahren seines Sohnes Georgs V. haben wir fünf ganze Ministerien. Gleich mit dem ersten (Schele II bis 21. November 1853) beginnt der König den Kampf um seine Rechte, wie er sie aufsaßt. Der Konflikt verschärft sich unter dem zweiten, „ritterschaftlichen,“ dessen Premierminister Lütken ist (bis 29. Juli 1855). Durch das dritte, an dessen Spitze Lütkens Schwager Borries steht, hat der König alles gewonnen, und bis zu der ungnädigen Entlassung des inzwischen zum Grafen erhobnen durch den König am 20. August 1862 hat diese etwa zehnjährige Periode der weithin berücktigten hannoverschen „Reaktion“ gewährt.

Worin sie bestand, äußerlich, das wäre noch heute nach so langer Zeit leicht zu sagen, denn solche Äußerlichkeiten vergißt der, der sie erlebt hat, am wenigsten. So, wenn die Beamten durch ein Gesetz von 1858 aus Staatsdienern zu königlichen Dienern wurden, wie es denn auch bald danach (1859) keine Staatsanwälte mehr gab, sondern Kronanwälte, und statt des Oberstaatsanwalts einen Kronoberanwalt, mit respektvoll angemessener Veretzung des Wortes Ober an die zweite Stelle, oder wenn Leute, die früher mit einem Orden bedacht worden wären, plötzlich eine Medaille bekamen und sie dankend anlegen mußten, denn ein Widersprechen gab es jetzt für jemand, der irgendwie in abhängiger Lage war, und wäre es auch nur die Rücksicht auf die Zukunft seiner Kinder gewesen, nicht mehr. Amtlich wurde des öftern verkündet, daß auf Beförderungen, Belohnungen und Gehaltszulagen hinfort nur die Gutgefinten zu rechnen hätten, und es konnte vorkommen, daß ein Vater seinen vorlauten Jungen, der etwa in der Republik Bremen, wohin des Königs Arm nicht reichte, Cigarren oder Heringe verkaufte, vor Neben des Unwillens mit den Worten warnte: Denke an deine Familie! Die Unabhängigkeit der Staatsdiener war gebrochen, und das hieß damals ungefähr soviel wie der gebildeten Menschen überhaupt, denn es gab keinen, der nicht verwandtschaftlich mit dem

Beamtentume zusammenhing und von der königlichen Ungnade getroffen werden konnte.

Verfassungsgeschichtlich läßt sich dieser ungeliche Zustand heute am besten aus den Folgerungen der Gesetzesnovelle vom 5. September 1848 verstehen und erklären. Die Provinziallandschaften mußten noch an die allgemeine Ständeversammlung angeglichen werden, aber gegen ein Gesetz vom 1. August 1851, das dieses durchführen sollte, protestierten die Landschaften und wandten sich zum Teil beschwerdeführend an den Deutschen Bund, der Einhalt befahl. Das war noch unter Ernst August. Da kam Georg V. an die Regierung, und sein Ministerium Schele sollte die Differenzen zwischen den Rittern und dem fortschrittlichen Bürgertum ausgleichen, wenn möglich auf verfassungsmäßigem Wege, obwohl der König für seine Person mehr auf der ritterschaftlichen Seite stand. Aber nach zweijährigen erfolglosen Verhandlungen, da weder die Landschaften noch die allgemeinen Stände nachgeben wollten, trat dieses Ministerium zurück, und das folgende (Lütken) unterzog sich der Aufgabe, die Angelegenheit an den Bund zur Entscheidung zu bringen, was der kluge Ernst August niemals hätte geschehn lassen. Sein Sohn erreichte ein Urtheil, wie er es wünschte, zu Gunsten der Ritter, denn ein Bundesbeschluß vom 12. April 1855 hob das Gesetz von 1851 und die einschlägigen Bestimmungen der Novelle von 1848 auf. Aber diese Frage der Provinziallandschaften war nur ein Teil des Streites, über den verhältnismäßig leicht hinwegzukommen war, sodaß man die Entscheidung des Bundes am 19. Mai in Hannover veröffentlichte. Am 19. April stellte jedoch der Bund das Landesverfassungs-gesetz von 1840 (das den Staatsstreich von 1837 sozusagen legalisiert hatte) wieder her, sodaß z. B. die erste Ständekammer nicht mehr nach der Novelle von 1848, sondern nach der alten Verfassung von 1819 zusammenzusetzen war, und dieser Unterschied war gewaltig. Denn die bisherige erste Kammer und die frühere von 1819 bis 1849 hatten nichts weiter miteinander gemeinsam, als daß beide wesentlich den Grundbesitz vertraten, aber in der letzten hatte die Ritterschaft nicht nur jede Sondervertretung eingebüßt, sondern thätächlich überhaupt keine Vertretung mehr, denn diese demokratisch verfaßte erste Kammer bestand, soweit Grundbesitzende darin waren, aus Bauern, und unter den dreiunddreißig Namen der Kammer von 1854 finden sich nur drei adliche. Die Ritterschaft hatte also das Verlorne zurückgewonnen. Aber wie sollte man nun weiter in Hannover zu einem verfassungsmäßigen Gesetz und einer neuen ersten Kammer kommen, mit oder ohne die bisherigen Stände? Man zögerte, den Bundesbeschluß vom 19. April zu publizieren, und das Ministerium ist darüber gestürzt. Lütken war die Sache bedenklich, er wollte nicht ohne die bisherigen Stände vorgehn, wollte keinen Sprung ins Leere, der König hingegen hielt sich für berechtigt, kraft der Bundesbeschlüsse und seines jus eminens ohne Zustimmung der Stände anzuordnen, was er als notwendig ansah, worin ihn der frühere Minister von Borries (er hatte unter Schele das Departement des Innern gehabt) durch eine Denkschrift bestärkt hatte. Am 29. Juli wurde die Entlassung der bisherigen Minister und die Ernennung eines neuen Ministeriums Borries veröffentlicht, dann wurden die

Ständekammern aufgelöst, und einige Tage später erschien eine königliche Verordnung vom 1. August, die den Bundesbeschluß vom 19. April publizierte, die einschlägigen Bestimmungen der Novelle vom 5. September 1848, sowie der Städteordnung und des Wahl- und Staatsdieneregesetzes aufhob und dafür das Landesverfassungsgesetz von 1840 mit einigen Abänderungen wiederherstellte. Sogar das 1848 zur Ruhe gekommene Finanzkapitel wurde in diesen Umsturz des Jahres 1855 hineingezogen. Wenngleich der König, hieß es in der Verordnung, kraft seines *ius eminens* das ganze Kapitel wiederherstellen könnte, so wünschte er doch die Kassentrennung zu vermeiden (sie hatte sich als nicht vorteilhaft für den königlichen Haushalt erwiesen), nur das ständische Bewilligungsrecht wurde aufgehoben, und weitere Verhandlungen mit den neuen Ständen wurden angekündigt. Sie fanden ihren Abschluß erst am 24. März 1857 mit der Annahme einer Regierungsvorlage, die dem Könige alles brachte, was er wünschen konnte. „Dem Allmächtigen sei Ehre und Preis, unter dessen Beistand das Werk des Friedens gelang,“ schrieb er an diesem Tage an die allgemeine Ständeversammlung. Die königliche Bedarfssumme war auf 600 000 Thaler erhöht, und ihre Beschaffung hatte in der Hauptsache aus Domänen zu erfolgen, die für diesen Zweck ausgeschrieben werden sollten. Die Stände hatten hierbei fortan keine Mitwirkung mehr, kein Budgetrecht also in Bezug auf diese Krondotation oder Zivilliste, und der Ertrag der ausgeschiedenen, nunmehr unter königlicher Verwaltung stehenden Domänenmasse war so niedrig angesetzt worden, daß die königliche Kasse dabei über die festgesetzte Summe hinaus noch jährlich gegen 120 000 Thaler profitierte. Nun war der König, wie seine Getreuen sagten, als größter Grundbesitzer seinen Unterthanen näher getreten. Die für ihn so vorteilhafte Rechnung und andre bei dieser Ausscheidung der Krondomänen vorgekommene Merkwürdigkeiten deckte der damalige Obergerichtsanwalt Miquel in Göttingen in einer kleinen, schnell berühmt gewordenen Schrift so überzeugend auf, daß der königliche Kommissar in seiner Gegenschrift nicht viel mehr dazu sagen konnte, als: Was wollen aber 120 000 Thaler bedeuten, wenn es sich darum handelt, das Rechtsgefühl des Königs zu befriedigen!

Der König konnte befriedigt sein, und diesen Zustand nannte er nun Frieden. Aber seine Unterthanen dachten darüber zum Teil anders, und die Herrschaft seines Ministers von Borries dauerte von nun an (März 1857) noch über fünf Jahre. Er fiel während des ärgerlichen Streits um die Einführung eines strenggläubigen Katechismus in Ungnade und wurde am 20. August 1862 entlassen, aber viel später, am 9. September 1865, ernannte ihn der König plötzlich zum Präsidenten des Staatsrats, und das war das Ende des Ministeriums, das auf das seine gefolgt und nach vielen Überlegungen des Königs endlich im Dezember 1862 zur Freude des Landes zusammengebracht war (Hammerstein). Borries' Hand lag immer schwerer auf des Königs Unterthanen und streckte sich sogar bisweilen nach Rechten, die dieser sich vorbehalten hatte, und einmal bekam der allmächtige Minister ein Schreiben des Kabinettsrats: wer so etwas bei Seiner Majestät probiere, werde den Versuch gewiß nicht zum zweitenmal machen. Der König wollte selbst herrschen.

Sitzungen des Gesamtministeriums gab es kaum noch; im Palais fanden Versammlungen eines Konseils statt, zu denen der König berief, wen er wollte, und wo er selbst präsidirte. Von allen Ministern, die er gehabt hat, hatte er doch eigentlich nur zu diesem einen ein Vertrauen ohne Rückhalt, und es schien auf einer geheimen Anziehung zu beruhen, die der bäurisch aussehende kleine Mann mit den plebejischen Manieren auf den Monarchen ausübte, der doch jeder Zoll ein Aristokrat war. Borries war ein Despot, und sein Einfluß so verderblich, daß ihm Unzählige in der Stille ihres Herzens geflücht haben mögen. Er war sehr klug, produktiv in Gedanken und von praktischem Blick in allen Verwaltungssachen, während sein Schwager, der steife, herrische Bureaukrat Lütken, nur einen kritischen Verstand hatte. Beide waren die Leiter eines „ritterchaftlichen“ Ministeriums, beide wurden von dem Volke als Paschas gefühlt und später im Gedächtnis behalten, sodaß man noch lange sagen hören konnte, Borries würde wohl nicht zu ertragen gewesen sein, wenn man nicht durch Lütken auf ihn vorbereitet worden wäre. Aber eins muß gesagt werden, weil in dem Andenken an gehaßte oder nicht geliebte Männer das Gute nur zu leicht verschwindet. Das Gefühl der Bitterkeit wird hier nicht verstärkt durch persönliche Tadeln, Handlungen wider besseres Wissen und Selbstsucht, denn für ihre Person wollten diese Männer gar nichts, nur als königliche Diener ausführen, was sie für recht hielten. Borries, dessen aufrichtiges Ideal die absolute Erbmonarchie war, ging in der Disziplinierung der Beamten, womit Lütken begonnen hatte, viel weiter und bekam zum Lohn für seine gehäßige Arbeit doch nichts als den Grafentitel, der schlecht genug zu ihm paßte. Schlicht und anspruchslos in seinen persönlichen Bedürfnissen, betätigte er nach seinem Rücktritt sein lebhaftes Interesse für Landwirtschaft und Viehzucht, und wie der Ägypter dem Protobil, das ihn hätte fressen können, seine Verehrung bezeugt, so war der einst gefürchtete Mann namentlich bei den Bauern seiner Heimatsprovinz Bremen beliebt und auch übrigens nicht eigentlich gehaßt; mit dem Fall von seiner Höhe schien er die Verfehlungen der Jahre seiner Macht gefühnt zu haben. Nach der Annexion berief ihn der König von Preußen in das Herrenhaus. Er nahm an den Sitzungen teil, ergriff auch das Wort, was Hassell entgangen ist, und starb einundachtzig Jahre alt 1883.

Alle diese Vorgänge der innern Geschichte Hannovers werden in dem Werke Hassells mit eingehender Ausführlichkeit behandelt, klar und anziehend in der Schilderung und mit einem Blick für Recht und Unrecht, der uns zeigt, daß sich der Verfasser von den Vorurteilen vieler seiner Standesgenossen freigemacht hat, und daß seine Sympathien dem Fortschritt zugewandt sind. Ganz besonders scheint uns auch seine Beurteilung der Persönlichkeiten, soweit wir sie an unsern eignen Erinnerungen haben prüfen können, zutreffend und gerecht. Das ändert sich freilich, sobald in die hannoverschen Verhältnisse die preussische und die deutsche Frage hineinspielen, dann verschieben sich für seinen Blick von seinem politischen Standpunkt aus Persönlichkeiten und Sachen. Wir wählen als ein Beispiel dafür aus vielen seine Behandlung Rudolf von Bennigens und der Lage in Deutschland vor und nach dem Frieden von

Villafranca 1859. Nach Hassells Meinung hätte Preußen Österreich gegen Napoleon helfen sollen und das auch bald nachher als eine verpasste Gelegenheit empfunden. Wir selbst erinnern uns sehr wohl, daß damals mancher diese Ansicht hatte, aber wie kann heute ein deutscher (nicht ein österreichischer!) Politiker so seltsam urteilen! Wir müssen ihm auch, obwohl er Militär ist, darin widersprechen, daß Napoleon vor den Rüstungen des Deutschen Bundes und der Mittelstaaten zurückgewichen sei, weil wir uns zu deutlich erinnern, welche Meinung andre urteilsfähige Leute damals von dem Werte dieser Rüstungen hatten. Und Bennigsen, der 1859 den Nationalverein ins Leben rief, soll weder Stüves umfassende Geschäftskennntnis, noch seinen nüchternen, klaren Blick für die realen Erfordernisse der Zeit gehabt haben. „Er war weit mehr Idealist als praktischer Staatsmann.“ Wie man heute über Stüves praktischen Blick denkt, kann Hassell an vielen Stellen der Verwaltungsgeschichte von Meier, z. B. aus dem Abschnitt über die am 4. Mai 1852 publizierte Landgemeindeordnung sehen: „ein staatsrechtliches Unikum, das in der Welt kaum seinesgleichen haben dürfte“ (II, 597). In der historischen Einleitung des ersten Bandes heißt es: „Wie allen Reformern, die auf dem Rechtsboden zu stehn glauben, ist es auch ihm ergangen, daß seine Stellung zum positiven Recht eine ganz andre war, je nachdem eine Änderung des Bestehenden in seine Grundanschauungen hineinpaßte oder nicht; eine andre, wenn die Erhaltung der alten Osnabrücker Stadtverfassung, als wenn die Privilegien des Grundadels in Frage standen; in dem einen Falle konnte er den alten Zustand idealisieren, in dem andern als bloße Usurpation, als eine Verdunklung des ursprünglichen Zustands verdammen.“ Und weiter findet Meier, Stüves Herzen hätte im Grunde die Gemeinde näher gelegen als der Staat, wie ja auch der Ministerposten nur eine kurze Episode in seinem Bürgermeisterleben gewesen sei. Von seinen Gesetzentwürfen hätten ihm die auf das Kommunalwesen bezüglichen, also auch jene Landgemeindeordnung, eine Bedeutung für Hannover gegeben, wie sie Stein für Preußen gehabt habe. Aber so wenig man die Persönlichkeiten vergleichen dürfe, so wenig könne man die innere Bedeutung der beiderseitigen Gesetzgebungen auf eine Linie stellen. Stüve fehle Stein gegenüber jede Originalität, er sei in nichts über ihn hinausgegangen, im Gegenteil, er habe bei der Städteordnung das preußische Vorbild von 1808 nicht erreicht, während die preußischen Organisationsgesetze von 1850 schon viel weiter gegriffen hätten als die seinen. Die Reorganisation der Provinziallandschaften aber „führte zu einer Niederlage, in die der gesamte öffentliche Rechtszustand des Landes mit hineingerissen wurde, und zwar durch Stüves Schuld.“ Was nun aber Bennigsen betrifft, so hat einmal Georg von Vincke zu August Reichensperger gesagt, die drei gescheitesten Leute in Preußen seien drei annektierte Hannoveraner: „Erstens Bennigsen, der ist sehr gescheit; zweitens Miquel, der ist noch gescheiter; drittens Windthorst, der ist gescheiter als beide zusammen.“ Die Genauigkeit der Gescheitheitsanalyse mag man in dieser hübschen Anekdote auf sich beruhen lassen, aber wenn man die drei heute, wo zwei nicht mehr leben, und über den dritten das Urteil ebenfalls abgeschlossen ist, als Politiker miteinander vergleicht, so kann das Er-

gebnis nur sein, daß Bennigsen unbedingt der bedeutendste und überhaupt ein wirklicher, bedeutender Politiker gewesen ist. Die von ihm verfaßte Erklärung der fünfunddreißig Mitglieder der hannoverschen zweiten Kammer, die der Gründung des Nationalvereins voranging (1859), zieht Hassell im Wortlaut an und begleitet sie mit kritischen Bemerkungen, aber er schießt nicht, daß sie nicht treffen. Versucht man das Bennigsen'sche Programm mit den Augen eines Zeitgenossen zu lesen, so muß man die Klarheit des Urteils über die Zeitlage bewundern und noch mehr die Voraussicht; kein Politiker in irgend einem andern deutschen Mittelstaat hat so scharf und so sicher in die Zukunft gesehen wie er, und die ganze Entwicklung der Dinge hat ihm Recht gegeben. Ja man empfindet so etwas wie Freude darüber, daß jemand sein Glaube geholfen hat und vom Schicksal bestätigt worden ist. Wir bedauern, daß sich Hassell durch seine Auffassung um diese Freude, die wir ihm gönnen würden, gebracht hat, begreifen es aber wohl, wenn wir uns die Art seiner historisch-politischen Kritik in diesem ganzen Abschnitt vergegenwärtigen. Davon noch ein kleines Beispiel. Preußens Kriegsbereitschaft, sagt er, zur Zeit des österreichisch-französischen Krieges 1859 „hatte eingeständnermaßen nur den Zweck, die übrigen deutschen Staaten im Zaume zu halten.“ Denn, so heißt es nun zum Beleg dafür in einer Anmerkung: „Beust schreibt am 10. Mai an den Minister von Falkenstein: Herr von Ushedom hat gegen Sir Alexander Malet und Graf Fénélon geäußert, Preußen rüste nur zu dem Zweck usw.“ Auch angenommen, es wäre Thatsache, daß ein preußischer Gesandter das zwei Diplomaten andrer Mächte gesagt habe, bewiese denn das irgend etwas für die wirklichen Motive seiner Regierung?

Zu einigen weiterführenden Bemerkungen in dieser Richtung veranlaßt uns eine andre Stelle der Memoiren des Herrn von Beust aus der Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges (25. Juni 1864, es war wenig Tage vor dem Übergange der Preußen nach Alsen). Die dänische Armee war niedergeworfen, und die Londoner Friedenskonferenz längst gegenstandslos geworden, die englischen Staatsmänner ärgerten sich, daß ihnen die zwei deutschen Großmächte durch Schwertstreiche die Federarbeit unmöglich gemacht hatten, und Herr von Beust, der Bevollmächtigte des Bundes, d. h. der Mittel- und Kleinstaaten, für die Konferenz in London, bekam vom Lord Clarendon, als er sich von diesem verabschiedete, zu hören, daß er absolut nichts mehr zu thun haben wolle avec cet homme sans foi ni loi, qui s'appelle M. de Bismarck, ni avec celui qui est son nègre, M. de Rechberg. Solche Dinge mußten damals die mittelstaatlichen Minister einstecken, und, was schlimmer ist, sie thaten es nur zu gern; Herr von Hassell aber, der erfreut die Anerkennung hervorhebt, die das loyale Verhalten Beust's bei den europäischen Großmächten gefunden habe, schreibt doch eigentlich diesen ganzen Abschnitt über die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten viel mehr mit dem Herzen für das vergewaltigte kleine Dänemark und vom Standpunkte des großherzigen Albions, als mit den Empfindungen dessen, der da weiß, daß hier die ersten Waffengänge gethan wurden, die zu einem in Europa geachteten Deutschland geführt haben. Wir können dabei seine Darstellung ebenso unterhaltend wie unterrichtend finden

und auch begreifen, daß ihm als hannoverschem Offizier die Erinnerung an das Verhalten der Preußen gegen die Bundestruppen in Rendsburg, wo der hannoversche Oberstleutnant Dammers als Platzkommandant zwei Fahnen der Großmächte hatte entfernen lassen, besonders empfindlich sein muß. Aber Unzählige haben daselbe schmerzliche Gefühl mit ihm und finden doch den Ausgang befriedigend und den Gewinn im ganzen größer als den Verlust am einzelnen, und für sie würden die Erinnerungen an den schleswig-holsteinischen Krieg darum auch nicht so ganz von der einen fatalen Rendsburger Episode überfattet werden.

Sehn wir noch einmal ein Jahr zurück. Da haben wir eine glänzende Schilderung des Fürstentags in Frankfurt (seit dem 17. August 1863), zu dem der Kaiser Franz Joseph eingeladen hatte. Alle kamen bis auf einen, auf den man vergebens wartete, den König von Preußen, den dann zu holen der greise König Johann von Sachsen nach Baden-Baden abgeandt wurde, als schon die erste Kongresssitzung ohne den Gewünschten abgehalten worden war. Der König von Hannover hatte sein Quartier im Russischen Hof genommen. Der Glanz seines Auftretens erregte das allgemeinste Aufsehen. Lakaien in scharlachroten Livreeen füllten die Korridore des Hotels, und auf den Treppenstufen standen die Leibhufaren des Königs in ihrer prachtvollen Uniform. Wenn aber seine mit den eigentümlichen mausgrauen Pferden bespannte Galaequipage in den Straßen sichtbar wurde, blieben alle Vorübergehenden stehn, um den ungewohnten Anblick zu genießen. Aber nun weiter mit dem König von Sachsen nach Baden-Baden! Ihn begleitet Veust, den Bismarck empfängt: „Sie kommen, uns ins Verderben zu reißen — wird Ihnen nicht gelingen. Vertrauen habe ich zu Ihnen gar nicht mehr, seitdem Sie usw.“ Der König Wilhelm habe gesagt: „Hätte man mir wenigstens meiner Schwiegerohn geschickt, dem würde ich den Kopf gewaschen haben, aber nun schickt man mir den ehrwürdigen König von Sachsen!“ Und es wurde ihm in der That so schwer, die Einladung von dreißig regierenden Herren, die ein König als Kurier überbrachte, abzulehnen, daß erst nach langem Ringen gegen Mitternacht Bismarck die Unterschrift für die Absage erreichte. König Johann kehrte unverzüglich mit seinem Separatzuge nach Frankfurt zurück, Bismarck aber zerbrach eine Thürklinke und warf einen Teller mit Gläsern auf die Erde aus Zorn darüber, daß ihm jemand seine Politik zu durchkreuzen versucht hatte.

Versehn wir uns mit unsern Gedanken ganz zurück in die Zeitlage, so sind wir noch heute freudentfroh, daß der König von Preußen damals nicht nach Frankfurt ging, aber Hassell findet es unrecht von ihm, beinahe ein bißchen beschämend für ihn, möchte man sagen, so großartig und verlockend schildert er nun die Dinge, die sich bei den fernern Sitzungen des Fürstentags zutragen, und um die sich der König gebracht hatte. Wollten wir aber darüber berichten, so müßten wir von unserm ganz verschiedenen Standpunkt aus dazu mehr Anmerkungen machen, als wir hier Raum haben, und darum lassen wir es lieber bei den mausgrauen Pferden des Königs Georg und der Badner Reise des Königs Johann bewenden.

Die Betrachtung der innern Verhältnisse Hannovers hatte uns bis an das Ende des Ministeriums Borries (August 1862) gebracht. Es folgten

noch zwei, wie man sagte, halbliberale Ministerien, das erste unter Hammerstein, worin die Justiz zum zweitenmal Windthorst übernahm, es trat im September 1865 zurück, und das letzte, zu dem Graf Platen dem König die Vorschläge gemacht hatte, mit Bacmeister für das Innere und Leonhardt als Justizminister. Bacmeister wurde auf seinen Antrag durch ein von Göttingen am 19. Juni 1866 datirtes Reskript entlassen. Dann kam die Schlacht bei Langensalza. Diese letzten nicht vollen vier Jahre bedeuten für den innern Zustand des Königreichs doch nicht viel mehr als eine Erholung von den Wirkungen des Borrieschen Regiments. Man hatte dem neuen Ministerium die größten Erwartungen entgegengebracht, und ein Jubel war durch das Land gegangen, als es kund wurde, daß der König am 9. Dezember 1862 die Ernennung der Minister vollzogen hatte. Die Mißwirtschaft der letzten sieben Jahre hielt man für endgiltig abgethan, weitgehende liberale Änderungen mußten folgen. Der Minister von Hammerstein, den Hassell mit Wärme charakterisiert, war vielleicht der wohlwollendste Minister, den Hannover gehabt hat, von einer reichen und vielseitigen Bildung und von hervorragender Tüchtigkeit in der innern Verwaltung. Durch erprobte Rechtschaffenheit und warme Fürsorge für das Wohl jedes einzelnen seiner Untergebenen hatte er sich die Liebe der Eingeseffenen des Amtsbezirks Verden, den er in den letzten Jahren verwaltet hatte, zu erwerben verstanden; noch heute hängt dort in vielen Bürger- und Bauerhäusern sein Bildnis. Als er am Abend des 13. Dezembers nach Verden zurückkehrte, um seine Überfiedlung nach Hannover vorzubereiten, hatten sich die Einwohner der Stadt und der Umgegend in Massen vor dem Bahnhof versammelt und brachten ihm brausende Lebehochs; die Stadt war illuminirt, und längs des Wegs, auf dem er sich in seine bisherige Wohnung begab, standen Reihen von Fackelträgern. Er war, sagt Hassell, kein scharf ausgeprägter politischer Charakter; sein versöhnliches, weiches Gemüt und seine Vergangenheit im Staatsdienst machten sein Auftreten gegenüber der liberalen und der demokratischen Partei von vornherein unsicher. Der König aber, der es nicht vergessen konnte, daß er einst den liberalen Ministerien Stütze und Münchhausen angehört hatte (dann war er noch zum drittenmal Minister gewesen, in dem Kabinett Schöke), schenkte ihm wohl nie sein volles Vertrauen, das gab seinem Verkehr mit dem Monarchen vielleicht eine gewisse Befangenheit, und zum rücksichtslosen Durchgreifen war seine Natur nicht gemacht. Wir haben schon gesehen, wie sich Georg V. wieder seinem Diener Borries ergab, und daß dieses Verhältnis das vorletzte hannoversche Ministerium nach noch nicht drei Jahren wieder auflöste. Um ein Haar wäre es anstatt des letzten hannoverschen Ministeriums (Bacmeister) noch einmal zu einem Ministerium Borries gekommen. Der König wünschte es dringend, und es kostete dem Grafen Platen die größte Mühe, ihn für andre Vorschläge zu gewinnen. Die Jahre gingen hin mit unfruchtbaren Verhandlungen über ein neues Wahlgesetz, gegen das Borries auftrat, und das der König nicht genehmigte. Übrigens wird diese ganze letzte Periode des Königreichs ausgefüllt mit Dingen der äußern Politik, der schleswig-holsteinischen Angelegenheit und dem Antrag der preußisch-österreichischen Frage, die dann

ihre Entscheidung auf den böhmischen Schlachtfeldern und, was Hannover betraf, bei Langensalza fand.

Diese letzten Dinge hat Hassell eingehend auf rund 300 Seiten mit viel besondrer Kenntniss der Verhältnisse und als Augenzeuge eines großen Theils der Ereignisse höchst lebendig geschildert; er war von dem Generaladjutanten Dammers dem Hauptquartier zugeteilt, wo er durch sein gleichmäßiges, ruhiges und heitres Temperament den Einfluß des hypochondrischen Generalstabschefs Cordemann und des pessimistischen Majors von Jacobi auf den Höchstkommmandierenden von Arentschildt nach Möglichkeit paralyfieren sollte. Seine Erzählung ist reich an Einzelheiten, die nicht allgemein bekannt sind, sie enthält außerdem eine ganze Reihe drastisch gefasster Episoden, die den meisten neu sein werden, und sie ist mit rückhaltlosen, höchst individuellen Urteilen durchsetzt, die uns persönlich am meisten interessiert haben. Indem wir übrigens bedauern, hier keine Auslese mittheilen zu können, weil uns die Auswahl schwer werden würde, heben wir als ein Beispiel nur die unvoretheilhafte Beleuchtung hervor, in der der Herzog von Koburg bei den Verhandlungen erscheint, die der Schlacht bei Langensalza vorhergingen. Merkwürdig, ergreifend und für die allgemeine Verfassung des hier im Verlauf dieser wenigen Tage zusammenbrechenden Staatswesens wichtig sind die Schilderungen des Abmarschs aus Hannover und der drangvollen, notdürftigen Vorbereitungen in Göttingen. Sie zeigen, daß nichts vorgeesehen und nichts in Ordnung war. Der General Gebser legt sein Kommando im letzten Augenblick in die Hände des Königs zurück, ihn ersetzt Arentschildt, der einer solchen Aufgabe nicht gewachsen ist und sie zagend ohne Vertrauen zu sich übernimmt. Der bisherige Generalstabschef von Sichert war durch den Einfluß seines Schwagers, des Kriegsministers von Brandis, 1857 zu seiner Stellung gekommen, zum größten Erstaunen der Offiziere. Er war ein begabter, gewandter Mann von wissenschaftlicher Bildung, als militärischer Schriftsteller sogar nicht ohne Verdienst, aber für Verwaltungsgeschäfte ganz ungeeignet, und da er nun in seiner Thätigkeit durch den herrschsüchtigen Generaladjutanten von Tschirschnitz immer mehr beschränkt und von dem König abgedrängt wurde, der Kriegsminister aber genug gethan zu haben glaubte, als er seinem Schwager den eintäglichen Posten verschafft hatte, und die Dinge gehn ließ, wie sie wollten: so verfiel allmählich das Generalstabsinstitut unter seiner Leitung, was sich ja in diesen letzten Tagen auch wieder zeigen mußten. Er selbst würde bei seiner Fähigkeit, manches auf die leichte Schulter zu nehmen, sich in dieser verzweifelt schwierigen Lage sogar den Oberbefehl über die Armee zugetraut haben, aber die höchste Autorität in militärischen Dingen, der nun alt gewordne General Jacobi, hatte ihn niemals leiden können, und so wurde er in schonender Weise mit Anerkennung seiner guten Dienste beiseite gestellt. Der neuernannte Generalstabschef Oberstleutnant Cordemann hatte jahrelang nach des alten Jacobi Hefen an der Generalstabsakademie über Kriegswissenschaft gelesen und galt als in der Artillerie, aus der er hervorgegangen war, auch praktisch erfahren; er wußte selbst, daß es ihm an den Erfordernissen eines Ratgebers des Höchstkommmandierenden fehle, und machte zur Bedingung, daß ihm der Sohn des alten

Generals Jacobi, der Major im Generalstabe war, beigegeben wurde. In der That, heißt es bei Hassell, war Jacobi ein äußerst begabter, wissenschaftlich gebildeter Mann und unter gewöhnlichen Verhältnissen höchst brauchbar, auch später hat er bewiesen, daß es ihm nicht an persönlichem Mute fehlte, aber ein schweres Leberleiden hatte seine festen Nerven erschüttert, und so sah er die Dinge noch düsterer an als Cordemann; niemand hat ihn jemals lächeln sehen. Seit Jahren pflegte er an den Zuständen der Armee und namentlich des Generalstabs seine beißende Kritik zu üben, und hielt auch in größern Kreisen mit seinen absprechenden Meinungen über Personen und Dinge nicht zurück; so war es für ihn eine ausgemachte Sache, daß das hannoversche Heer jetzt dem unentrinnbaren Verderben entgegengehe. Als Unterhändler ließ er sich in Gotha durch den Herzog von Koburg täuschen und veranlaßte einen Aufschub des Vormarschs der Hannoveraner, der ihre Lage unmittelbar vor der Schlacht des 27. Juni sehr verschlechterte. So bleibt von den leitenden Personen des Hauptquartiers nur noch der Oberstleutnant Dammerö, den der König plötzlich wider alles Erwarten am 16. abends in Göttingen zu seinem Generaladjutanten an Stelle des alten Tschirchnitz ernannte, und der sich mit schwerem Herzen entschloß, sein Bataillonskommando mit einem so verantwortungsvollen Posten zu vertauschen. Welche Schwierigkeiten seine Aufgabe enthielt, sollte er bald erfahren, und daß er ihrer überhaupt Herr wurde, verdankte er nur seiner unerschütterlichen Energie, der einzige in diesem Kreise, der, was man von ihm erwartet hatte, mehr als erfüllt hat. Daß unter solchen Umständen die Schlacht bei Langensalza als Leistung einer Armee nur steigen kann, bringt Hassells Darstellung ihren Lesern deutlich und stark zum Bewußtsein.

Indem er nun noch am Schluß seines Werks über die Annexion und ihre Folgen für Hannover berichtet, läßt er weiter die Schatten seiner Betrachtung reichlich auf die neuen Zustände und die Preußen, die sie herbeiführten, fallen, während er die Augen verschließt vor zahlreichen Lichtpunkten, die doch auch zu erwähnen gewesen wären. Er beklagt es, daß dieses hannoversche Heer aufgelöst und nicht für würdig gehalten worden sei, als ein Ganzes in die preussische Armee eingefügt zu werden (was wir uns doch nicht einmal vorzustellen vermögen), er vergißt aber, daß unser Kaiser längst das ruhmreiche Andenken der einstigen hannoverschen Regimenter hat wieder aufleben lassen, indem er sie einzeln an bestimmte neue Regimenter, die als ihre Fortsetzung zu gelten haben, anschloß. In seinem letzten Geburtstag hat er ja auch noch den bisherigen hessischen Truppenteilen die Bezeichnung „kurhessisches“ verliehn, um dadurch, wie es in dem Erlaß heißt, alten teuern Überlieferungen der unter seinem Szepter vereinigten Länder und Stämme in der Armee eine dauernde Stätte und Ehrung zu bereiten. Von den äußern Vorteilen, die Hannover aus dem Anschluß an das größere Staatswesen erwachsen, der enormen Steigerung des Verkehrs und der Hebung der Industrie, von der Einführung in ein wirkliches Eisenbahnsystem, von dem Aufblühen der Städte, Hannovers, Osnabrücks, Harburgs, der ostfriesischen Städte (einem Ergebnis, das ja für den einzelnen nicht immer eine Annehmlichkeit zu sein

braucht), von all diesem ausdrücklich zu sprechen, hatte ja Hassell keinen Anlaß, aber dergleichen wirkt doch unwillkürlich mit in die Beleuchtung, die Auffassung des Vergangnen hinein. Meier, der ebenfalls ein Hannoveraner ist, nennt die Zeit vor 1848 Jahre der Unproduktivität, sodaß damals in den kleinen Nachbarländern häufig gesagt wurde, Hannover sei in allem um fünfzig Jahre zurück, und in Bezug auf die Verhandlungen der Ständeversammlung nach 1848 über die 1852 eingeführten Organisationsgesetze heißt es bei ihm an einer andern Stelle: „Das Bürgertum in Stadt und Land, das sich damals als allein in der Welt vorhanden betrachtete und weder nach oben noch nach unten irgendwelche Rücksicht nehmen wollte, hat sich der Lage in keiner Weise gewachsen gezeigt. Die große Fragen wurden kaum gestreift, die Nebenfragen aber mit um so größerer Selbstgefälligkeit, Rechthaberei und Kleinigkeitskrämerei erörtert. Auch die damaligen Minister haben sich im ganzen auf einem niedrigen Niveau bewegt, indem sich Stüve als der reine Schulmeister gerierte, während Windthorst noch sehr im Schatten stand. Die Hannoveraner, die sich später im preussischen Abgeordnetenhaus und im Reichstag als Parlamentarier ersten Rangs erwiesen haben, gehörten den damaligen hannoverschen Kammern noch nicht an.“ Wir haben diese Worte Meiers, obwohl sie zunächst nur für einen bestimmten kurzen Zeitabschnitt gelten sollten, hier ausgeschrieben, weil sie uns viel allgemeiner eine Vorstellung geben zu können scheinen von der Enge der Anschauungen und des ganzen Lebens überhaupt, aus der doch erst die Verbindung mit Preußen hinaus geführt hat ins Weite und Freie. Georgs V. Politik war ganz durch die Sorge geleitet, man möchte dem großen Nachbar Preußen und dem kleinen Nachbar Bremen nur ja nicht zuviel geben. Die Erwerbung z. B. des Jahdebujens durch Preußen (1854) hatte ihn stark gegen den Großherzog von Oldenburg verstimmt, und erst als es den Anschein gewann, daß Preußen einen schlechten Kauf gemacht habe, also angeführt sei, besserte sich wieder das Verhältnis zwischen den beiden Höfen. Wieviel Bedenken ferner waren zu überwinden, ehe die 1862 eröffnete Bahn von Bremen nach Geestemünde gebaut werden konnte!

Man kann sich heute wirklich nur noch mit Mühe in die Enge dieser Verhältnisse zurückversetzen. Daß man davon in Hassells Buche so gar nichts merkt, daß sich bei ihm vielmehr die Menschen noch immer nach den alten Zuständen zurücksehnen, das macht eben der Standpunkt, von dem er sieht und schreibt, oder, wie wir nun ja auch sagen können, seine Zugehörigkeit zu einem bevorzugten Kreise, dessen Mitglieder für ihre Person und zum Teil auch für ihre Familien ohne Frage manches eingebüßt haben. Viel weniger haben die aus dem gebildeten Bürgerstande Hervorgegangnen, deren Jugend ebenfalls noch in die Zeiten des selbständigen Hannover zurückreicht, zu beklagen, wobei ihre von dem Verfasser der Geschichte des Königreichs Hannover nicht geteilte Freude über die Gründung des Deutschen Reichs ganz außer Rechnung bleiben kann, weil diese sich ja auch ohne eine Annexion ihres Vaterlands hätte vollziehen können. Sie lernten bald erkennen, daß das neue Regiment, wenn auch nicht immer sanft, doch gerecht war, daß in Preußen mehr gearbeitet wurde, daß das ganze Leben doch einen frischeren Zug und vor allem einen vielseitigern

geistigen Inhalt hatte, weitere Bahnen, wo sich Kräfte leichter entwickeln und wirksamer ausleben konnten. Was sie dafür hingeben mußten, war doch eigentlich nur das Behagliche der kleinern Verhältnisse, das heißt, soviel davon Wirklichkeit war und nicht bloß Glanz der vergoldenden Erinnerung. Denn was Menschen Gutes erfahren haben, lebt ja immer länger und stärker in ihren Gedanken, als was ihnen einstmal nicht gefallen hat. Anstatt des Jdyls unsrer Kindheit haben wir nun ein Epos oder auch ein Drama, worin wir selbst die Mithandelnden sein können.



Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

5. Die Lothauer Heide und Annaburg

(Schluß)



ährend des Sommers 1571 scheint das schaffensfreudige, besonders aber baulustige Fürstenpaar, das damals in Sachsen regierte, August und Anna, den Plan gefaßt zu haben, das immer mehr verfallende Schloß zu Lothau durch einen zeitgemäßen Neubau zu ersetzen, der ein Seitenstück zu der zwischen 1568 und 1572 auf dem Schellenberge erbauten Augustusburg sein sollte. Wenigstens schreibt die Kurfürstin unterm 18. September 1571 aus Jossen an den Baumeister Christoph Tandler, der damals den Schloßbau in Dippoldiswalde leitete, folgendes: „Lieber Getreuer! Unser Begehren und Befehl ist, Du wollest Dich nach Empfangung dieses Unfern Briefes alsbald erheben und demnächst zu uns gegen die Lothau verfügen, daß Du auf nähern Freitag gewiß bei Uns daselbst sein mögest, und wird Dir unser Hausmarschall gegen Zeigung dieses Befehls zu einem Klepper oder Fuhre oder sonst unterwegs zu fernerer eilenden Förderung zu Tag und Nacht beholfen sein. Daran geschieht Unsere gefällige zuverlässige ernste Meinung. Datum Jossen, den 18. Sept. Anno D. 71.“*) Während des 20. bis 22. September scheint dann in Lothau selbst mit Tandler das Nötige über den Neubau verhandelt worden zu sein; auch wurde damals die Oberleitung des Baus dem kursächsischen Rat und Hofmeister Wolf von Kanitz, späterem „Hauptmann zu Annaburgk“ übertragen. Über ihm stand als Bauherr der Kurfürst selbst, der nach seiner Art von allen Dingen, auch von den kleinen, Rechenenschaft forderte, wohl auch selbst Pläne entwarf — und neben ihm als spiritus rectrix die Kurfürstin, die an diesem Bau besonders Interesse hatte, weil er zu ihrem Leibeigebinge gehören sollte. Der zwischen dem fürstlichen Paar und Kanitz geführte Briefwechsel ist für die Kenntnis des Bauwesens dieser Zeit sehr lehrreich;

*) E. Gröndler, Schloß Annaburg. Berlin, 1888.

wir erkennen aber daraus auch, daß sich die Annaburg fast genau auf dem Grundrisse der Lochau erhob; schon dieses hatte, wie wir aus einem Inventar vom Jahre 1549 wissen, ein „Vorderschloß“ und ein „Innenschloß,“ aus dem ein getäfelter Saal mit sechzehn Hirschgeweißen und sechs Tischen besonders hervorgehoben wird. Demnach beruht die Angabe des Schumannschen Lexikons von Sachsen, das Schloß Annaburg sei eine halbe Stunde von der Lochau entfernt angelegt worden, auf Irrtum; dieser Irrtum rührt daher, daß eine Stelle in der Heide, die jetzt fälschlich mit einem Gedenkstein geziert ist, im Volksmunde „das Schlößchen“ oder „die alte Lochau“ heißt; dort hat wohl einmal ein hölzerner Jagdpavillon oder ein Fasanenhaus, keineswegs aber das geräumige Schloß der Askaniern und Ernestiner gestanden.

Der Neubau des Vorder- und des Hinterschlusses wurde in der verhältnismäßig kurzen Zeit der beiden Jahre 1572 und 1573 vollendet, obwohl die im Wasser „wandelbar“ gewordenen Grundmauern des alten Baus an vielen Stellen „wieder gefaßt,“ ja sogar auf einen Pfahlrost gestellt werden mußten. So tragen denn die meisten Wetterfahnen des Schlosses noch heute die Jahreszahl 1573. Allerdings standen auch der Kurfürst und die Kurfürstin unablässig zur Eile mahnend hinter Tendler und Ranitz; allsonntäglich mußten diese über die Fortschritte des Baus schriftlich Bericht erstatten. Schon im September 1573 kamen die hohen Herrschaften zur Besichtigung von Schweinitz herüber, nachdem sie sich brieflich bei Ranitz zum Mittagessen eingeladen hatten. Eine Stelle dieses Briefes verdient der Vergessenheit entzissen zu werden als eins der ältesten Zeugnisse zu Gunsten der jetzt oft — mit Unrecht — verlästerten sächsischen Küche: „Da wir aber keinen Koch mit uns nehmen werden, so wollen wir desselben Tags zu Mittag Dein Gast sein, begehren derhalben gleichfalls gnädigst, Du wollest vier guter Essen für Uns bestellen und dieselben nicht auf märktisch, sondern fein sauber auf meißnisch kochen und zurechten lassen“ — was werden die Berliner Hausfrauen zu diesem Urteil sagen! Es ist um so interessanter, weil Anna von Geburt eine Dänin war.

Während der nächsten Jahre wurde das Schloß im Innern durch den Dresdner Schreiner Hans Wilkom und den Maler Caspar Perzsch ausgeschmückt, die feinere Dekoration besorgten die Hofmaler Heinrich Godig (Göding) und Hans Schröder, das Altarbild für die Kirche Lukas Cranach der Jüngere. Es sollte nicht, wie in Augustusburg, „Unser und der Unsern Konterfei, sondern eine biblische Historie aus dem Neuen Testament, so sich auf einen Altar füget,“ darstellen. Schon im Jahre 1575 war das Ganze so wohnlich, daß die Kurfürstin ihr Wochenbett — das fünfzehnte und letzte — in Annaburg abhielt. Der neue Name des Schlosses begegnet zuerst in einem Schreiben Kaminers vom 11. Januar 1573, er blieb aber nicht nur auf das Schloß beschränkt, sondern ging allmählich auch auf das Städtchen Lochau über, das noch heute Annaburg heißt.

Übrigens waren die Absichten des kurfürstlichen Paares hier keineswegs nur auf Errichtung einer behaglichen Residenz inmitten ergiebiger Jagdgründe gerichtet, vielmehr sollte die Annaburg auch der Mittelpunkt einer großen forst- und landwirtschaftlichen Anlage werden. In der Nähe des Schlosses wurden

drei große Gärten angelegt: der Schloßgarten für Blumen und medizinische Kräuter, an denen die Kurfürstin großen Bedarf hatte (s. S. 427), der Neugarten für die Fasanen- und Pfauenzucht, und endlich der mehrere Quadrat-kilometer umfassende Tiergarten für edleres Wild, Vogelfang, Fischerei und Baumzucht. Um diese Zwecke nach Kräften zu fördern, wünschte der Kurfürst zunächst den ganzen Tiergarten ringsum mit einem schiffbaren Kanal und diesen wieder mit einer Steinmauer zu umgeben, damit das Wild der Heide im Tiergarten keinen Schaden anrichte, und auch kein unberufener Mensch hineingelange. Dieser Kanal stand wieder mit dem doppelten, Vorder- und Hinterloß umgebenden Grabenring und mit den Teichen des Schloßgartens in Verbindung, sodaß man vom Schloß aus den ganzen Tiergarten im Kahne umfahren konnte, auch wurden, wie aus einem im sächsischen Staatsarchive verwahrten Plane (aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts) hervorgeht, aus dem Kanal wieder andre Gräben zur Speisung der achtundvierzig Fischbehälter abgeleitet. Das zu dieser ganzen Anlage nötige fließende Wasser beschaffte der Kurfürst durch einen in jenen Zeiten mit Recht angestaunten Bau: den Neugraben, der an die Stelle einer ältern, von Friedrich dem Weisen herrührenden Anlage getreten sein soll. Dieser Neugraben war bestimmt, die Schwarze Elster „zur Lochau in Schloßgräben und Teiche beim Schlosse zu bringen.“ er zweigte also bei Übigau (östlich von Falkenberg) von diesem Flusse ab, zog sich in einer Breite von 6 bis 8 Metern durch die ganze Heide und mündete nördlich vom Dorfe Grabo, westlich von Jessen, wieder in die Elster; er ist etwa 30 Kilometer lang. Dieser große Kanalbau wurde von Martin Planer, der auch den berühmten Brunnen zu Augustsburg hatte teufen lassen, geleitet; er hat dabei zeitweise gegen zehntausend Arbeiter beschäftigt, die aus den benachbarten Ämtern aufgeboden, aber auch aus Freiberg und Dresden herbeigezogen wurden. So gelang es, das große Werk in den beiden Jahren 1576 und 1577 zu bewältigen. Schon am 19. September 1577 konnte Planer dem Kurfürsten schreiben: „Ist ein stattlicher Graben, daß Ew. Ch. Gn. mit den Schiffen von der Annaburg bis zum Übigau gar wohl fahren können.“ Erst später ist der Graben auch zur Holzflößerei verwandt worden.

Noch größere Schwierigkeiten als die Beschaffung dieses Wasserwerks bereitete die den Tiergarten umgebende Mauer. Manchmal fehlte es sogar an dem nötigen Baumaterial, da die aus den Ämtern aufgebodnen Bauerngeschirre trotz ihrer drei oder vier Pferde kaum soviel laden, als ein Maurer mit dem Schiebbock aufs Gerüst fährt; deshalb ließ der Kurfürst sowohl das alte Stadtschloß in Brettin als auch das zu Schweinitz abrechen, um genügende Massen von Ziegeln in der Nähe zu haben. Vor allem aber machten die Maurer und „Helferknechte“ selbst Schwierigkeiten, ja es kam sogar zu förmlichen Streiks, und zwar ganz in derselben Weise, wie es in unsrer Zeit zu geschehn pflegt. Deshalb erließ Kaniz im Namen des Kurfürsten am 14. Juli 1577 an alle zu Annaburg beschäftigten Maurer die Warnung, sie sollten „sich durch etliche Reutemacher, ehrlose Vuben, so unter dem Haufen sein möchten, in ihrer angefangnen Arbeit nicht irte machen lassen, sondern dertselbigen abwarten. Da aber einer oder mehr wider solche gnädige Vermahnung und

Warnung sich widerständig erzeigen. Meutereien machen oder davon laufen würden, so soll der oder dieselbige am Leben gestraft, da sie aber entkämen oder entwürden, zu Schelmen gemacht, des Landes ewiglich verwiesen und an allen Orten, da sie arbeiten möchten, aufgetrieben werden und dadurch bei dem ganzen Handwerk ihrer Zunft verlustig sein.“

Man sieht, mit dem Kurfürsten war im Punkte der Pflichterfüllung nicht zu spaßen. In Wahrheit wurde aber doch nicht ganz so streng verfahren, wie er angedroht hatte. Denn als mehrere trotz der Warnung entlaufne Bauarbeiter auf Wagen geschmiedet wieder eingebracht wurden, befahl er: „Ihr wollet dieselben andern zur Abscheu am Bau vorüberführen und nach ihrer Schicht an einen Baum schließen oder in die Hasennüße (ein Gefängnis unter der Einfahrt zum Hinterschloß) stecken lassen, damit sie und andre nicht mehr entlaufen mögen.“ Der Anstifter des Streiks aber, Hans Hauswald aus Wilsdruff, wurde den ganzen Herbst und Winter über in strenger Haft gehalten. Einen Teil der Schuld maß der Kurfürst auch dem allzumilden Auftreten Kanizens zu; er ersetzte ihn deshalb für einige Monate durch den straffern Stallmeister Balthasar Worm (von Wurmb). Dieser stellte sofort 400 Bauernwagen zum Steinefahren ein, verordnete, daß jeder 150 Ziegel lade, und zwar um sieben Groschen Fuhrlohn fürs Hundert, und trat der Ungebühr der Maurer und Erdarbeiter scharf entgegen. Aber auch er war heilsfroh, als die Mauer endlich am 24. August 1577 fertig wurde. Denn er schreibt tags zuvor: „Ev. Ch. Gn. kann ich mit frühlichem Herzen und Gemüt nicht verhalten, daß sie morgen, Sonnabend, den Tag Bartholomäi, fertig wird. . . Die heilige Dreifaltigkeit, die solches selbst gebauet und uns beigestanden, die wolle Ev. Ch. Gn. samt Derselben herzl Liebsten Gemahl und allen den Ihrigen mit langwieriger Gesundheit, glücklichem und friedlichem Regiment beistehen, ihr selbst zu Ehren und uns armen Unterthanen zum Besten lange Zeit gnädiglich genießen und gebrauchen lassen. Amen. Denn ich auch von meiner Person aus Grund meines Herzens Lob und Dank sage.“

Nach Vollendung des Mauerbaus ließ der Kurfürst südlich von einer durch den Garten von West nach Ost gezogenen Quermauer eine Rundung von etwa 600 Metern Durchmesser roden und dort 26 Scheffel Haselnuß-, 15 Scheffel Kirsch- und 14 Scheffel Apfelerne säen, um daraus Wildlinge zu ziehen, die später veredelt werden sollten. Beim Graben stieß man auf die mit Asche gefüllten Urnen einer alten heidnischen Begräbnisstätte, ein Beweis, daß schon vor der christlich-germanischen Kolonisation eine Siedlung — vermutlich slawischer Ursprungs — in der Lochau gewesen sein muß. Außerdem wurden im Herbst 1578 nicht weniger als 30 000 junge Bäume, namentlich der edlern Obstsorten, im Tiergarten gepflanzt; es waren aber auch schon früher 1770 Eibischbäume (*Althaea officinalis*) nach Annaburg geliefert worden. Nach dem Tode des Kurfürsten soll die Baumschule der Rundung aus mehr als 100 000 Stämmchen bestanden haben; 16 000 waren an die Wege, 63 000 auf die Wiesen verpflanzt. Unterdessen waren rings um das Schloß auch die nach Ansicht der Kurfürstin unentbehrlichen Wirtschaftsgebäude fertig geworden. Da war die noch jetzt am Markte vorhandne „Schöfferei“ (siehe oben S. 370),

gegenüber mehrere Häuser für die Hofbeamten, links vom Schlosse ein Vorwerk, wo die Käsemutter residierte, eine kurfürstliche Baderci, Malz- und Brauhaus, ferner das Destillier- und Probierhaus (links und rechts hinter dem Schlosse) mit ihren hochragenden Schornsteinen, endlich das Schießhaus im Schloßgarten u. a., sodas schließlich die vielgliedrige Anlage fertig da stand, von der uns eine im Jahre 1628 angefertigte Federzeichnung des Landbau-meisters Dillich den besten Begriff giebt.

Die bei der innern Einrichtung befolgte Richtschnur war das Streben nach Zweckmäßigkeit und Anmut; platte Zierlichkeit und hohler Prunk lagen diesem künstlerisch begnadeten Zeitalter völlig fern, dessen Geschmacksrichtung, vom Studium der Antike ausgegangen, allmählich in nationale Art umgebogen war. Uns interessieren natürlich besonders die im dritten Stockwerke liegenden Zimmer der Schloßherrschafft. Da ist zunächst „des Kurfürsten Schreibstüblein.“ Das alte Inventar berichtet, daß an den Wänden figürliche Darstellungen der zwölf Monde gemalt waren, außerdem sah man zwei Ölbilder auf Holz: das Jesuskind und die Prudentia. Von der Decke hängt eine große zinnerne Laterne mit zwei Leuchtern herab. Prächtiger war das „Gemach des Kurfürsten“ ausgestattet mit dem großen messingnen zwölfarmigen Kronleuchter, auf dem ein Adler thronte, und den Geweihen der von ihm selbst auf dem Birchgange erlegten Hirsche. Über der Holztafelung waren Jagdstücke und Landschaften in Wasserfarben, darunter „dreißig angehängte Tafeln von den Kriegen und Schlachten, so in Frankreich geschehen“ — ich vermute, daß es die dem Hofmaler Schöer in Auftrag gegebenen Bilder zu dem französischen Mitterroman Amadis waren —, und „15 angenagelte gemalte Tafeln von der Passion.“ Die meiste Zeit verbrachte der Kurfürst in seinem „Schrantzimmer,“ der eigentlichen Arbeitsstube. In den Schränken, die hier die Wandverkleidung bildeten, wurde sein kostbares Handwerks- und Gärtnergerät, seine Reizzeuge, vor allem aber die über 2000 Bände zählende Bibliothek aufbewahrt, für die der Hofbuchbinder Jakob Krause künstlerisch wertvolle Einbände hergestellt hatte. Sie ist größtenteils noch in der königlichen Bibliothek zu Dresden erhalten.

In einem Nebensaale stand die Drehbank, an der er sich durch Dreheln von geistiger Arbeit erholte, und ein großer viereckiger mit weißem Leder überzogener Reistisch mit der „Proba einer Kompaßörtung, die auf 32 Stunden und jede Stunde auf 8 Grad abgeteilet war.“ An diesem Tische hat August seine mathematischen und geographischen Studien betrieben, über deren hohe Bedeutung erst die Forschungen der letzten Jahrzehnte Aufklärung gebracht haben. In wunderbarer Weise war in ihm das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Forschung mit der Fähigkeit verbunden, ihre Ergebnisse praktisch zu verwerten. Er ist wohl der erste deutsche Fürst gewesen, der das wirtschaftliche Bedürfnis empfand, eine genaue Vermessung seiner Länder mit Kompaß und Meßkette vornehmen zu lassen, und der zugleich mathematisch und mechanisch gebildet genug war, dabei selbst werthätig mit Hand anzulegen. So veranlaßte der Kurfürst um 1560 den Markscheider Georg Deder den Jüngern, dessen Vater auch schon in dieser Richtung thätig gewesen war, die einzelnen Ämter

sorgfältig zu vermessen, Arbeiten, die dann von dem Markscheider Matthias Oeder fortgeführt und schließlich die 1607 vollendete berühmte Karte des ganzen Kurstaats ergeben haben, die auf dem sächsischen Staatsarchive verwahrt wird. Andre Vermessungen und Zeichnungen hat aber auch der Kurfürst selbst vorgenommen. Er bediente sich dabei eines Kompasses und eines Wegmessers, der nach der Idee des Leipziger Magisters Lau konstruiert, dann aber von ihm selbst so verbessert worden war, daß er am Wagen befestigt oder auch beim Reiten und Geln gebraucht werden konnte. Seitdem benutzte August jede kleinere und größere Reise, ja fast jeden von Annaburg aus unternommenen Pirschgang, um seine geographischen und topographischen Kenntnisse zu erweitern.

Wenn er reiste, schlug er folgendes Verfahren ein: „Auf Pergamentstreifen wurden die Entfernungen der Orte, durch welche der Weg führte, genau angegeben und zugleich auf einer an betreffender Stelle aufgeklebten Kompaßscheibe genau die Himmelsrichtung des eingeschlagenen Weges bemerkt. Die typischen Figuren von Städten und kleinern bewohnten Orten bis zu den Mühlen herab, welche man passierte oder zur Seite liegen ließ, Brücken und Flüsse, welche überschritten wurden, Wälder, durch die man zog, wurden auf den Pergamentstreifen aufgeklebt und mit den betreffenden Eigennamen der Lokalitäten versehen. Die Pergamentstreifen wurden dann aneinander gesetzt und gaben so ein anschauliches Bild der ganzen Reise“ (Ruge, Geschichte der sächs. Kartographie S. 230). Mehrere solche in dicke Rollen gewidelte Pergamentstreifen, z. B. die Route Mühlberg-Regensburg, verwahrt die königliche öffentliche Bibliothek in Dresden. Dort sah ich auch einen aus Annaburg übernommenen Holzkasten mit kunstvollem Schlosse (Msc. Dresd. Q. 187 m), der 150 Quartblätter mit kartographischen Entwürfen und Ausführungen enthält, teils von des Kurfürsten eigner Hand, teils von einem Schreiber, der aber wieder nach Skizzen des Kurfürsten gearbeitet hat. Es sind meist Meßblätter aus der Annaburger und Sizenrodaer Heide, ferner aus der Umgegend der Augustsburg u. a. Ein Kärtchen der Annaburger Heide darunter zeigt nicht weniger als fünfundsechzig vermessene Punkte, bei deren Bestimmung im beigegebenen Texte fast ebensoviele Forstwege und alte Forstzeichen benannt sind. Welche Fülle noch unbenutzten kulturgeschichtlichen Materials steckt in diesen Namen und in den Forst- und Jagdbüchern des Kurfürsten überhaupt! Kurfürst August ging schließlich sogar mit dem Plane um, selbst eine Gesamtkarte seines Gebiets herzustellen. Von den dazu angestellten Vorarbeiten sind uns auf der Dresdner Bibliothek erhalten: „Sechzehn stück kleine landtäflein der churfürstl. Sächs. und angrenzenden länder von churfürst Augusto aufgetragen“ (die Umgegend von Dresden, von Leipzig, von Wittenberg, von Gotha usw.), die von Ruge (Geschichte der sächsischen Kartographie in Kettlers Zeitschrift für wissenschaftl. Geographie II, 92 f.) gewürdigt und neuerdings von Ludwig Schmidt (Kurfürst August als Geograph, Dresden 1898, Tafel IV—XI) in Originalgröße herausgegeben worden sind.

Die regen wissenschaftlichen Interessen Augusts und die zahlreichen Gesetze und Erlasse, die von ihm ausgingen, brachten es mit sich, daß im vierten Stof

des Annaburger Schlosses sogar eine Buchdruckerei untergebracht war, der der Hofbuchdrucker Simel Berge vorstand. So sind aus Annaburg nicht nur verschiedene Predigtsammlungen und das kurfürstliche Jagdbuch von 1577, sondern auch die berühmte Schulordnung von 1580 hervorgegangen, die Grundlage der Neugestaltung des höhern Unterrichts für lange Zeit.

Doch wir wollen auch einen Blick in die Gemächer der anmutigen Hausfrau Augusts, der blonden und blauäugigen Kurfürstin Anna werfen. Das „Gemach der Kurfürstin“ war besonders traulich eingerichtet. Es hatte einen durch eine hölzerne Balustrade abgetrennten Erker mit einem „Hängetischlein,“ an dem die hohe Frau ihre kunstvollen Handarbeiten fertigte; auch ein Marmorertisch und vier Fliegenwedel von weißen Pfauenfedern werden erwähnt. Auf dem Bücherbrett stand die Hausbibliothek der Fürstin in kunstvollen Einbänden, darunter auch eine „Kinderpostille in Folio,“ aus der sie ihren Kleinen vorzulesen pflegte. In der benachbarten kurfürstlichen Schlafstube standen außer den Betten der Eltern auch die der kleinern Kinder; über dem Holzgetäfel war „rings oben um die Mauer grünes Laubwerk, kleine Kinderlein und Saitenspiel mit Wasserfarben gemalt.“ Der besondere Stolz einer solchen Hausfrau war natürlich die von blankem Kupfer- und Zinngeschirr blühende Küche mit dem „Pastetenofen,“ auch die „Einmachestube“ und das „Zinngewölbe“ gehörte zu ihrem besondern Reiche. Wunderbare Geheimnisse bargen das „Destillierhaus“ (links hinter dem Schlosse) und das noch feiner ausgestattete „Probierhaus“ (rechts hinter dem Schlosse), das schon von weitem an den hochragenden Schornsteinen kenntlich war. Man gelangte dahin durch einen Kräutergarten an einem Lusthäuslein vorüber, in dessen Mitte eine steinerne Schüssel mit der Schlange des Askulap andeutete, daß hier das medizinische Reich der Kurfürstin beginne. Anna war nämlich auch eine halbe Doktorin und eine ganze Apothekerin. Es ist nicht Zufall, daß eins ihrer besten Porträts in der berühmten Dresdner Hofapothek hängt, denn diese ist von ihr 1581 gegründet worden. Freilich wenn wir Anna mit den ärztlichen Kenntnissen unsrer Zeit messen, so war sie eine arge Kurpfuscherin, die aus den Füßen der Rohrdommel und des Rebhuhns, aus dem Magen des Auerhahns und des Wolfes, aus dem Fette des Bären, der Wildkatze und des Luchses, ja aus geraspeltem Einhorn — dem Stokzahne des Narwals — die seltsamsten Arzneien für innere und äußere Krankheiten bereitete.

Aber die Kunst der Ärzte von Beruf war in diesen Zeiten auch nicht weit her; es verordnete z. B. Dr. Paul Luther dem drei Monate alten Prinzen Adolf am 13. Oktober 1571 bei einer Verdauungsstörung nicht nur „Küchlein manus Christi (Kügelchen von Rizinusöl) mit dem frischen Anisöl“ nebst „Infusion der Lindenblüte, Hintlaufwurzeln, litauischen frischen Honig,“ sondern auch „Säcklein aus Löwenmist, Turkettauben- und Rickenmist.“ Unter Annas Patienten finden wir alle Stände vertreten von Kaiser Maximilian und der Königin von Frankreich bis zum Leib- und Kammerzweig der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg Namens Mathes, „der schadhafftig war, weil er die Gelegenheit hatte, daß er im Frühjahre den Scharbock im Munde und den Gliedern gern pflegte zu bekommen.“ Ihre Hauptmedizin war außer dem „Giftpulver,“

hergestellt aus der Einbeere und Steinwurzel, das besonders gegen ansteckende Krankheiten wirksam sein sollte, der Aquavit (aqua vitae), ein veredelter Brantwein, von dem man wieder den gelben und den weißen unterschied. „Der gelbe Aquavit bestand aus Brantwein mit Malvajier, der wohl verschäumt ward mit einem Ei, Zucker und allerhand guten Kräutern und auch gelben Weilchen und andern Spezies.“ Dieses als Einreibung, namentlich aber als innere Medizin gebrauchte Universalmittel, das „um Geld nicht zu haben war,“ war in allen Ländern und allen Ständen sehr begehrt. Wenn die Kurfürstin zum Neujahr ihre Vorratskeller öffnete, so wurden viele Hunderte viereckiger Flaschen weißen und gelben Aquavits an fast alle deutschen und außerdeutschen Höfe, aber auch an Gelehrte, Pfarrer und geringere Wittsteller verschickt. Die Bewegung gegen den Alkohol hatte damals noch nicht begonnen, und so war man denn des guten Glaubens, man könne den Teufel durch Beelzebub austreiben, man könne den durch übermäßigen Weingenuß und andre Böllerei ruinierten Körper durch einen so edeln Schnaps wieder auf den Damm bringen, gerade wie in unsrer Zeit manchen der Cognac als die wichtigste Medizin erscheint. Eine Herzogin braucht den Aquavit durchaus „zur Nöthigkeit ihres schwachen Magens,“ eine andre gegen den Schlagfluß, am weitesten in seiner Schwärmerei aber ging doch der kaiserliche Bizkanzler Jafius in Wien, dem der Aquavit der beste Trost war „in dem unaussprechlichen Kummer und Herzeleid,“ in das ihn der vorzeitige Tod seiner Frau versetzt hatte.

Das Geheimniß der Bereitung des Aquavits wurde ängstlich gehütet; sogar Frau Apollonia Keesse, die Gattin des Arztes Dr. Keesse und Vorsteherin des Destillierhauses und Probierhauses, war wohl nicht in alle Feinheiten eingeweiht, da die Kurfürstin, solange es ihre Gesundheit erlaubte, bei den wichtigsten Geschäften selbst zugegen war.

Die Ingredienzen dieses kostbaren Lebenselixirs wurden hauptsächlich in dem Annaburger Destillierhaus bereitet und darauf in dem Probierhaus zusammengemischt. Dazu wurden aus allen Ämtern Weilchen und Maiblümchen in großen Mengen nach Annaburg geliefert, auch Wacholderbeeren, Einbeeren, Steinwurzeln und was sonst die gebirgischen „Kräuterweiblein“ sammelten.

Unter den herrlichen Sammlungen des Germanischen Museums in Nürnberg erregt eine vollständig ausgestattete alte Apotheke mit ihren bunt bemalten, teilweise abenteuerlich gestalteten Flaschen und Gläsern unser besondres Wohlgefallen. Um wieviel größern Eindruck aber müßte Mutter Annas Probierhaus, wenn es samt der Einrichtung erhalten wäre, auf uns machen, für das doch die geschicktesten Nürnberger Mechaniker, die besten Kunsttöpfer und die leistungsfähigsten heßischen und braunschweigischen Glasbläser in Bewegung gesetzt worden waren. Die großen Destillierblasen waren aus Kupfer gearbeitet, sie waren aber wieder von thönernen Ofen in Tiergestalt umhüllt: da sah man einen gelben Löwen, einen dunkel gefiederten Adler, einen am Baume kletternden Affen, einen greulichen Lindwurm, ja sogar einen Mönch als Ofen. Die fertig destillierte Flüssigkeit wurde aus dem Munde der Figur abgelassen und dann, auf bunte Flaschen oder schön geschnitzte Fässer gefüllt, in dem geräumigen Keller verwahrt, der mit vergoldeter Thür verschlossen war.

Die Regierung Augusts und seiner Gemahlin ist die Glanzzeit des Annaburger Schlosses gewesen, beide gehören aber auch zu den leuchtendsten Gestalten der sächsischen Geschichte. Ich weiß sehr wohl, daß bei vielem Licht auch der Schatten nicht fehlte; August war gar kein Politiker, und in seinem Charakter finden sich einige Härten. Und doch ist er der bedeutendste aller damaligen deutschen Fürsten: durch sein fürstliches Pflichtgefühl, sein makelloses Privatleben und seine unermüdlische wirtschaftliche und organisatorische Thätigkeit hat er für Sachsen etwa dasselbe geleistet, was nachmals der Große Kurfürst für Brandenburg auf diesen Gebieten gethan hat. Die Ehrennamen Vater August und Mutter Anna sind nicht höfischer Schmeichelei, sondern einer richtigen Empfindung des Volkes entsprungen.

Mit dem Tode der Kurfürstin Anna (1585) und Augusts (1586) schien der gute Geist aus dem Annaburger Schlosse gewichen zu sein. Seine Herrlichkeit verschwand fast so schnell, wie sie entstanden war. Die ersten Verwüstungen brachte der Dreißigjährige Krieg: Baner's rohe Söldner zertrümmerten sämtliche Fensterscheiben des Schlosses, um das Blei zu gewinnen, in das sie gefaßt waren; ebenso zerstörten sie die kostbaren Ofen des Probierhauses, um die kupfernen Destillierblasen mit fortzuschleppen. Nach dem Kriege wurde das Schloß nur notdürftig wiederhergestellt. Dann wies es Johann Georg II. dem bekannten Alchimisten Johann Kunckel, dem Erfinder des Phosphors, an, der nun in dem ehemaligen Laboratorium der Kurfürstin Anna seine Goldmacherkunst betrieb. Er sah in der Kurfürstin auch eine Schwarzkünstlerin und hat über ihre Annaburger Thätigkeit romanhafte Berichte unter die dortige Bevölkerung getragen, die zu sonderbarem Aberglauben und zu mancher Spulgeschichte Anlaß gaben. Mutter Anna erscheint dabei mehr und mehr als geheimnisvolle Zauberin. Sie sollte auch einen großen Schatz in einem der an das Probierhaus stoßenden Keller vergraben haben. Ein späterer Amtmann kam in den Geruch, den Schatz mit Hilfe des Gärtners gehoben und beiseite geschafft zu haben; es gab alte Weiber, die gesehen haben wollten, wie diese beiden vier Tage und vier Nächte lang Goldstücke „so groß wie die Teller“ zählten. Im Jahre 1727 verdichtete sich dieses Gerede zu solcher Bestimmtheit, daß eine Untersuchungskommission von Dresden nach Annaburg geschickt wurde, die natürlich nichts herausbrachte.

In dieser Zeit diente das Schloß nur noch als Jagdschloß. Als solches beherbergte es im Jahre 1728 einen interessanten Gast: den sechzehnjährigen preussischen Kronprinzen, den nachmaligen Friedrich den Großen, mit seinem Vater Friedrich Wilhelm I. Der Vater erlegte damals an einem Tage hundertfünfzig Hasen, während sein Sohn sogar beim Scheibenschießen am schlechtesten abschnitt. Trotzdem erhielt er von dem galanten Wirt, August dem Starken, einen scherzhaften Preis: einen mit einem schwarzen Ziegenbock bespannten Schlitten; auf der Britsche saß ein als Kutscher verkleideter Hund, und im Schlitten eine als Frauenzimmer angethane Kaze. Dazu perorirte der Hofpoet in zierlichen Versen:

So wirst du auch der Welt, läßt dich der Himmel leben,
Nichts als was Großes nur von dir zu Iesen geben.

Diese liebenswürdige Prophezeiung ging anders in Erfüllung, als sie gemeint war. Denn am 19. Oktober 1757 ritt der große König, nachdem er schon im Jahre zuvor Sachsen erobert hatte, abermals in Annaburg ein, und zwar ritt er, den Krückstock unterm Arme, die alte „Bergtreppe“ hinauf und trat in die Gemächer, in denen einst Kurfürst August mit seiner Gemahlin gewohnt hatte. Er blieb eine volle Woche, unerschläffig, ob er sich von hier aus nach dem bedrohten Berlin oder nach Thüringen wenden sollte; er wählte das letzte: also ist auf der stillen Annaburg der Plan gesponnen worden, der ihn zu dem glänzenden Siege bei Roßbach führte.

Nach dieser Zeit verkam das Schloß immer mehr; in den Sälen und Zimmern lag Jagdgerät und Getreide; und als im Jahre 1762 das Militärknabeninstitut von Dresden nach Annaburg verlegt wurde, mußten hier und da sogar die vom Wasser beschädigten Grundmauern erneuert werden. In den das Schloß umgebenden Wäldern hatte sich bis ins achtzehnte Jahrhundert wenigstens ein trefflicher Wildbestand erhalten: noch im Jahre 1790, als zur Zeit des berühmten Mühlberger Lustlagers eine Parforcejagd veranstaltet wurde, betrug die Strecke etwa vierhundert Stück Schwarzwild und gegen neunhundert Stück Rot- und Rehwild. Heute ist auch der Wildreichtum der alten Lochauer Heide fast vernichtet.

Die warme Sonne des herrlichen Septembertags, der uns durch die stille Heide geleitet hatte, neigte sich dem Untergange zu, als wir auf dem Wege zum Bahnhof Herzberg, wo wir den nach Sachsen gehenden Schnellzug erwarten wollten, wacker ausschreitend die Flur des Dorfs Mahdel erreichten. Unser Weg führte durch hochstämmige Kiefernwälder, in denen „des Abends Goldneß hing,“ und über dunkelgesäumte Wiesenflächen, auf denen trotz des Sonntags Landleute geschäftig waren, das tadellos aufbereitete Grummet auf die Wagen zu laden. Ein würziger Brodem davon zog zu uns Wandrern herüber, zugleich aber hoben sich die ersten weißen Schleier von den kahlgeshornen Flächen, die Nähe des Herbstabends verkündend. Das Dorf selbst war dann ein schönes Bild für den Abschied von der Lochauer Heide: nichts von den geschmacklosen halbstädtischen Steinhäusern, die in unsern sächsischen Dörfern — abgesehen etwa von den Waldorten des Gebirges — den langsam, aber sichern Vernichtungskampf gegen den altertümlichen, gemüthlichen Fachwerkbau kämpfen, sondern das ganze Dorf voll uralten verwitterten Gemäuers mit graugoldnem Strohdach bekrönt, das gitterförmige Balkenwerk der getränkten Lehmwände und die Sparrenköpfe schwarz vom Alter, an der Hofseite der Häuser hölzerne Galerien in einer alten schönen, längst vergessenen Architektur, der Friedhof grün verwildert und verwachsen, und sogar das Kirchlein aus bloßem Fachwerk, und davor ein gefondertes verwittertes Balkengerüst für die Glocke, wie in den Zeiten des Bonifatius. Das ist Mahdel. In wenig Jahrzehnten werden die Maler dergleichen mit der Laterne suchen.





Die Sonne im Lichte der Sprachgeschichte



icht in ihrem eignen Lichte soll hier die Sonne betrachtet werden — das überlassen wir den Astronomen, denen die zur Dämpfung ihres blendenden Glanzes dienenden Instrumente zur Verfügung stehn —, sondern im Lichte der Sprachgeschichte. Das heißt: diese Zeilen sollen ein Gegenstück bilden zu den Ausführungen, die wir einst in diesen Blättern (1900, Heft 52) dem Bruder der Sonne, dem Monde, gewidmet haben. Wie wir uns damals mit dem Worte, nicht mit dem Gegenstande beschäftigt haben, so soll es auch hier geschehn: die Ausdrücke wollen wir zusammenstellen, die innerhalb der arischen Menschheit für die mächtige Weltherrin bräuchlich waren und es noch jetzt sind, um den Eindruck, den diese von Anfang an auf das menschliche Gemüt gemacht hat, in der Sprache wie in einem Spiegel zu erkennen. Ist doch die Sprache der getreueste Dolmetsch der Seele und die Sprachgeschichte somit ein wesentliches Stück von der Geschichte der Menschheit. Aus diesem großen Buche sollen die folgenden Zeilen — wie auch die frühern — ein wenn auch nur winziges Kapitel sein. Im übrigen sei auf den frühern Aufsatz verwiesen, wo die Voraussetzungen, unter denen die folgende Betrachtung angeestellt werden soll, in Kürze dargelegt sind.

Das älteste erreichbare Wort, das zum Ausdruck der Sonne und des Sonnenlichts verwandt wurde, ist das altindische svar, eigentlich suvar. Wir haben den Namen schon in der eben erwähnten „Mondscheinbetrachtung“ kennen gelernt und haben dort gesehen, daß er den Glanz bedeutet, ferner, daß daraus das griechische *σελήνη* (selene), sowie das lateinische *serenus* entsprossen ist.*) Es ist klar, daß gerade diese Lautgruppe zur Bezeichnung für das Tagesgestirn ganz besonders geeignet war; denn was konnte an diesem dem naiven Menschentunde mehr auffallen als sein Glanz? Licht und Sonne fiel also wie in Wirklichkeit, so auch in der Sprache zusammen, aber auch das Firmament des Himmels wurde mit dem Worte svar bezeichnet, da es natürlich als der Sitz des Sonnenlichts erschien. Aus der Wurzel svar hat sich dann weiter das Wort surya entfaltet, das bald zum stehenden und allgemeinsten Ausdruck nicht nur für die Sonne, sondern auch für die hinter dem leuchtenden Naturphänomen wirkfam gedachte Gottheit wurde und sich in dieser Stellung in der gesamten Litteratur der Arier behauptet hat. Von der Macht und dem Einfluß der surya zeugt eine Menge kühner Bilder und Epitheta. Surya

*) Andre legen die Wurzel su, zeugen, die z. B. in Sohn (sunus) steckt, zu Grunde; dann wäre die Sonne ursprünglich als die Leben erweckende gedacht und danach benannt, was für die ersten Anfänge der Sprachschöpfung ein wenig abstrakt ist.

wird verglichen mit einem Vogel, der durch die Lüfte fliegt, insbesondere mit einem Adler, auch mit einem buntschweifigen Stier oder einem glänzenden Rennpferd. Aber er heißt auch der Edelstein des Himmels, eine glänzende Waffe, die zuweilen vom Himmelsgott durch Wolken und Regen verhüllt wird, ein Rad oder ein Wagen. Alle Geschöpfe hängen von ihm ab, deswegen ist er *viçvakarman*, d. i. der allschaffende, und *viçvapati*, der Herr über Alles. Mit seinen sieben Rossen umkreist er den Himmel, darum heißt er *saptaçva* (von *sapta* sieben und *açvas* = *equus*), und weil er die Welt umkreist, ist er *viçvadarçata* — der allen sichtbare (zu griechisch *δέχομαι* [*derkomai*], sehen, gehörig), und *viçvacakshas*, der allsehende (*akshas*, sehend, hängt mit dem lateinischen *oculus* zusammen) zugleich. Aber die himmlische Kraft des Sonnenlichts verkörpert sich auch noch in andern Gottheiten, die natürlich alle dem Surya verwandt sind, aber doch wieder besondere Züge tragen — mannigfaltige Hypostasen ein und derselben Naturkraft. Da ist vor allem *Savitri* (wieder der leuchtende oder der belebende) zu nennen, an dem alles von Gold ist, seine Augen, seine Zunge, seine Arme, seine Hände und sein Wagen; ferner *Pushan* (der Ernährer), dessen Wagen nicht von Rossen, sondern von Ziegen gezogen wird, und der sich, weil er zahnlos ist, von Haferschleim nährt, und *Vivasvat* (der fortwährend scheinende), der im Rigveda der Ahnherr des Menschengeschlechts genannt wird. Ja in der nachvedischen Litteratur übernehmen auch die zwölf *Adityas* (die Ewigen) abwechselnd nach den Monaten, die sie vertreten, die Rolle des Sonnengotts.*) Unter ihnen seien besonders *Mitra* (der Freund) und *Bagha* (der Zuteiler, der Spender) genannt. Der indo-iranische *Mitra* hat sich später bekanntlich die Welt erobert und ist als *Mithras* in dem ganzen, weiten Römerreiche verehrt worden, *dazdi-bagu* (gieb Reichthum, denn *bhaga* bedeutet ursprünglich nicht bloß den Zuteiler, sondern auch das Zugeteilte) hieß der Sonnengott bei den Armeniern. Sonst ist ja das alte *bhaga* so ziemlich verschollen, wenigstens in Europa. Nur die Slaven haben es noch, es hat bei ihnen die allgemeine Bedeutung von „Gott“ angenommen und lautet jetzt *bog*; man denke an die Namen *Belbog* (der lichte Gott) und *Czernebog* oder *Czornebog* (der schwarze Gott) oder an *Bogumil* (Gottlieb) und *Boguslaw* (Gottesruhm).

Alle diese Namen, die im Grunde nur Epitheta des Surya sind und leicht vermehrt werden könnten,**) sind mit Ausnahme des indo-iranischen *Mitra* erst auf dem Boden des Sonderlebens entstanden, das die Hindus nach der Loslösung von der arischen Gemeinschaft begonnen haben, und legen somit Zeugnis ab von der tief gegründeten Verehrung, die dieses Volk dem Sonnengotte gewidmet hat. Begreiflich genug bei den Bewohnern einer Welt, die durch die mühelos gewonnene Fülle ihrer Erzeugnisse wie durch den Reichthum ihrer

*) Die Zahl der *Adityas* ist von sechs allmählich auf zwölf gestiegen. Ihre Namen schwanken wie ihre Zahl, *Varuna* der Himmelsgott gehört zu ihnen, auch *Vivasvat* wird zu ihnen gerechnet, und manchmal auch *Surya*.

**) Noch ein Wort möge hier genannt werden, nämlich *rawis*, armenisch *erew*; es bezeichnet die Sonne nur, wenn sie als Weltkörper gedacht wird. Im Pendschab giebt es auch einen Fluß, der jedenfalls nach diesem Sonnennamen *Rawis* oder *Rawi* genannt ist.

Formen und Farben so deutlich die gewaltige Wirkung des leuchtenden Tagesgestirns verkündigt.

Aber der Dienst des Surya ist älter als das Brahmanentum und die Veden. Das Wort Surya oder besser gesagt sein unbekannter Vorläufer reicht in die Periode zurück, in der die Arier noch ungeschieden in ihren Ursitzen lebten; seine Spuren gewahren wir noch heute bei sämtlichen Völkern indogermanischer Herkunft. Aus der schon genannten Wurzel *suvar* entsprang einerseits das iranische *hvare*, wobei das anlautende *s* schwand und, wie oftmals, durch den Hauchlaut ersetzt wurde, andererseits, indem das auslautende *r* in *l* überging, das altitalische *sovel* mit seiner Fortsetzung *sol*, das germanische *sawil*, *sigel*, *sol*, das litauische *saule*, das keltische *heal* oder *heal* mit all seinen nach Zeit und Landschaft verschieden gearteten Schattierungen, während uns in den griechischen Wörtern *ἄβελιος* (*abelios*), *ἄελιος* (*aelios*), *ἠέλιος* (*aelios*), *ἅλιος* (*halios*) und *ἥλιος* (*helios*) Bildungen entgegentreten, die auf eine vollere vorzeitige Form, nämlich *savelios*, zurückgehn. Verkleinerungsformen sind das slawische *solnoe*, *sunoe* und *slonce* oder *slance* und das französische *soleil*, das auf das spätlateinische Diminutivum *soliculus*, später *soleclus* zurückzuführen ist. Dagegen hat sich in dem spanischen *sol* und dem italienischen *sole* (aus *solem*) die lateinische Grundform behauptet. Und mit dem lateinischen *sol* stimmt völlig zusammen das altnordische *sol*, das noch jetzt in den skandinavischen Sprachen unverändert fortlebt.

Gänzlich verschwunden aber ist das Wort heute im Westgermanischen, d. h. in den sämtlichen Mundarten Deutschlands, das Niederländische eingerechnet, und Englands. Hier hat das übrigens auch im Gotischen neben *sawil* schon vorkommende *sunna* im Kampfe ums Dasein den Sieg davongetragen. Was das Wort eigentlich sagen will, läßt sich mit voller Sicherheit nicht bestimmen. Aber wahrscheinlich ist es doch, daß es direkt oder indirekt ebenfalls auf die Wurzel *su* zurückgeht und wiederum den Glanz oder, wenn man dies lieber will, die belebende Kraft bedeutet. So vertraut uns jetzt das Wort auch ist, immerhin ist es ein Nachwuchs, der nur in der germanischen Welt eine bleibende Stätte gefunden hat. Und auch dadurch unterscheidet sich das Wort von dem indogermanischen Erbwort, das noch jetzt im Norden wie im Süden und Osten Europas herrscht, daß es nicht männlichen, sondern weiblichen Geschlechts ist. Allerdings scheint es, als ob es nicht immer so war, wenigstens finden sich bis ins Mittelalter hinein Spuren eines männlichen *sunno*, und auch im Gotischen schwankt das Geschlecht des Wortes zwischen *masculinum* und *femininum*. Aber aus einer der beiden Werseburger Zaubersprüche wissen wir doch, daß die Germanen, wenigstens der in Deutschland sesshafte Zweig, die *sunna* als eine Göttin verehrten, somit dürfen wir annehmen, daß der Geschlechtswechsel mindestens in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, wenn nicht früher erfolgt ist. Noch wahrscheinlicher aber ist es, daß sich die Westgermanen gleich mit der Aufnahme der *sunna* von dem männlichen *sol* losgesagt haben, und dann wäre das sporadische Auftreten des *Masculinum* nicht als das Überbleibsel einer verflissenen Periode, sondern als eine Neuerung anzusehen, die etwa auf den Einfluß der gleichartigen Bildungen *mano* und *sterno*, die von Anfang an als

masculina galten, zurückzuführen wäre. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls fordert die Umwertung der Sonnengottheit und die dadurch herbeigeführte Geschlechtsbestimmung des sie nun vertretenden Wortes eine Erklärung. Erinnern wir uns an das, was früher über das Geschlecht des Wortes Mond und seiner Verwandten gesagt ist, so liegt sie nahe genug. Dem Germanen, sagt man, sei die Sonne, deren Strahlen nach langer Winterfalte und Winternacht die Natur zu neuem Leben erwecken, als der Inbegriff aller milden und menschenfreundlichen Naturkräfte erschienen, darum hätten sie den mächtigen, zwar geliebten, aber auch gefürchteten Sonnengott der Arier in eine Göttin mit freundlich leuchtendem Antlitz verwandelt. So heißt es z. B. bei Otfrib, daß die Sonne nach Jesu Tode ihr schönes, heiteres Antlitz verborgen habe. Dagegen könnte man einwenden, daß das englische sun regelmäßig als masculinum erscheint, sodaß z. B. Shakespeare (König Johann V, 4) sie als einen altersschwachen müden Helden darstellen konnte, um dessen flammenden Federbusch der schwarze giftige Atem der Nacht dampft, was sich dann in der deutschen Übersetzung, da wir uns die Sonne als Weib vorstellen, seltsam genug ausnimmt. Aber diese Auffassung ist der altenglischen Sprache noch fremd: im Angelsächsischen erscheint das Wort sunne gerade so wie in den andern westgermanischen Mundarten, wenn nicht ganz ohne Ausnahme, aber doch durchgehend als femininum. Man wird darum kaum fehlgehn, wenn man den Geschlechtswechsel hauptsächlich romanischen Einflüssen zuschreibt, die ja bekanntlich seit dem Einbruch der Normannen die Sprache der Angelsachsen von Grund aus umgestaltet haben. Überdies haben den Abfall von dem Sonnengott, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch die Nordgermanen mitgemacht; schon im Altnordischen erscheint das alte Erbwort sol als femininum, wie noch heute in sämtlichen nordischen Mundarten. Da müssen denn doch wohl ähnliche seelische Vorgänge wirksam gewesen sein, wie wir sie eben angeführt haben;*) somit braucht man sich den Glauben an die Möglichkeit jener poesievollen Auffassung nicht rauben zu lassen, man braucht es um so weniger, als von der Güte und der Milde der hohen Sonnenfrau so viele altgermanische Sagen zu erzählen wissen, während die Mythen des Orients und der Griechen nicht nur von dem Segen, den der Sonnengott spendet, sondern auch von den verheerenden Wirkungen berichten, die sein Zorn in Dürre und Mißwachs, Hitze und Seuche zur Erscheinung bringt.

Im Französischen und im Slawischen nehmen wir wenn nicht genau dieselben, aber doch ähnliche Umdeutungen wahr. Es ist schon erwähnt worden, daß soleil und slonoo usw. Verkleinerungsformen sind. Man könnte sie auch Koseformen nennen, die jedenfalls erst zu einer Zeit geschaffen wurden, als die Vorstellung von der überwältigenden Majestät des Sonnengottes ins Schwanken gekommen war und anfang einer freundlicheren Auffassung Platz zu machen. Als die erwähnten Koseformen aufkamen, mochte man sich das

*) Unmöglich ist es freilich nicht, daß hier westgermanischer Einfluß vorliegt. Wenigstens ist aus dem Westgermanischen, wie sich annehmen läßt, das Wort sunna ins Nordische eingedrungen, das jedoch nur in der Poesie vorkommt. Aber auch in diesem Falle würde der mitwirkende seelische Prozeß im Grunde derselbe sein.

Wesen, das man hinter oder in der leuchtenden Scheibe wirksam dachte, als einen gutartigen, behaglichen Dämon vorstellen, mit dem es sich lohnte, wie mit einem traulichen Hausgeist auf gutem Fuß zu stehn. Für einen solchen Geist war die Anrede „mein Sonnchen“ durchaus passend.

Zwischen der Namengebung für den Mond und der für die Sonne besteht ein beträchtlicher Unterschied. Tritt für den Mond neben dem alten Erbworte mas eine ganze Reihe der verschiedensten Ausdrücke auf, die noch heute in Geltung sind, so hat für die Sonne das alte Erbwort *surya* nicht nur ungeschmälert sein Ansehen behauptet, sondern auch außer dem Schwesterworte *sunna* keinen nennenswerten Rivalen aufkommen lassen. Im Griechischen finden sich Ansätze dazu wie im Indischen. Aus den zahlreichen Beiwörtern des Sonnengottes, wie *ἀκάμας* (*akamas*),* der Unermüdlche, *πανόπτης* (*panoptes*), der Allsehende, *ὑπερίων* (*hyperion*), der Hochwandelnde, *φαέθων* (*phaethon*) u. a. der Glänzende, hätten sich besondere Namen entwickeln können, und das ist auch teilweise geschehn. *Hyperion* ist wie *Phaethon* zu einem Eigennamen erhoben worden, als neue Hypostasen des Sonnengottes waren sie zunächst dem *Helios* gleichwertig; später wurden sie von ihm losgelöst, aber doch wieder in enge Beziehung zu ihm gesetzt, indem der eine als Vater, der andre als Sohn des *Helios* galt. So spielten sie eine bedeutame Rolle in der Dichtung, aber für die Sonne im physikalischen Sinne sind die beiden Namen niemals gebraucht worden. Nur *Phoebus* (*φοῖβος*), d. i. der Reine, eigentlich ein Beiwort des *Apollo* und *Titan*, der *Titane* — so wurde *Helios* wohl in besonderm Sinne wegen seiner alles überwältigenden glänzenden Erscheinung genannt — werden in der modernen Dichtung gelegentlich auch ohne Beziehung auf ein göttliches Wesen verwandt, lange bevor Schiller die Herabwürdigung des Sonnengottes zu einem seelenlosen Feuerball beklagt hatte.

Auch die Germanen haben ihre schmückenden Beiwörter und bildlichen Ausdrücke für das glänzende Tagesgestirn, die sich teilweise mit denen der verwandten Völkerschaften decken. In der angelsächsischen Dichtung, die uns vielfach die schweren Einbußen der deutschen ersetzen muß, heißt die Sonne der Edelstein, die Leuchte, die *Bonne* des Himmels oder das glänzende Zeichen Gottes (*heofones gim*, *heofoncandel*, *heofones vynne*, *beorht beacen godes*), und als *headosigl* wird sie bezeichnet, weil sie dem hohen Meere entsteigt. Anderswo wird sie auch das Rad des Himmels genannt, und ganz gewöhnlich ist der Ausdruck das Auge des Himmels, wie andererseits auch das menschliche Auge als die Sonne des Hauptes bezeichnet wird. In dem schon in unserm frühern Aufsatz angeführten Eddaliede, dem *Alvismal*, heißt es von der Sonne:

Sol heißt es bei den Menschen,
Aber Sonne bei den Göttern,
Die Zwerge sagen des Zwerges Betrüger (*dvalins leika*),
Glutauge (*eyglö*) die Niesen,
Die Esfen Glanzrad (*sagrahvel*),
Ganghell (*alskir*) der Afen Söhne.

* Die Verwandtschaft der griechischen Beiwörter mit den indischen ist einleuchtend. Als den Vogel des Zeus (s. oben) wird auch einmal die Sonne vom *Akhylos* bezeichnet. (Die Schußflehenden, S. 212.)

Die vorstehenden Ausdrücke, die übrigens die Skaldensprache nicht überlebt haben, sind leicht verständlich, nur die Umschreibung „des Zwerges Betrüger“ bedarf der Erklärung. In dem genannten Gedichte nennt der Zwerg Alwis dem Thor auf dessen Wunsch die erwähnten Namen und viele andre dazu. Aber bei dem Ausstramen seiner Gelehrsamkeit wird der Zwerg von der aufgehenden Sonne überrascht und in Stein verwandelt, da die Zwerge nach altem Glauben das Sonnenlicht nicht ertragen. Der listige Thor hatte das beabsichtigt und den Zwerg mit seinen Fragen so lange hingehalten. So ist der Zwerg wie der dumme Teufel der Volksfage der Geprellte, die Sonne aber erweist sich in Wahrheit als des Zwergs Betrügerin. Wir sind im allgemeinen mit unsern Bewörtern sparsamer geworden, am häufigsten gebrauchen wir jetzt den einfachen Ausdruck „die liebe Sonne“; aber das Beiwort „lieb“ ist trotz seiner schlichten Einfachheit vielsagend und bedeutsam und eine treffliche Ergänzung zu dem, was eben über das grammatische Geschlecht unsers Worts gesagt ist.

Durch Zusammensetzung mit Sonne oder sunna sind mehrere Ortsnamen gebildet, unter denen wohl die bekannteste der uns mehrfach begegnende Sonnenberg ist. Aber auch Sonnenborn oder Sonnborn findet sich, und auch das bayrische Simbach, um von andern zu schweigen, wird wohl auf ein altes Sonnenbach zurückgehn. Ob auch der Personenname Sombart hierher gehört? Er ließe sich leicht auf ein altes Sonnenberacht (Sonnenglanz) zurückführen.

Weimar

f. Kunge



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mühlh)

Achtes Kapitel

Der einmalige Jourfix bei Direktors, und was darauf folgte



räulein Lydia überschaute ihr Reich, es war alles fertig. Die Glühlampen brannten tadellos, wofür Doktor Olbrig gesorgt hatte, im Salon war vom Sofa aus um einen imaginären Mittelpunkt ein weiter Kreis von Stühlen gestellt. Die Flügelthüren waren nach rechts und links geöffnet. Im Nebenzimmer — Lydia's Zimmer — stand Piano und Harmonium bereit, ein Notenpult und ein Violinenkasten machten sich sehr feierlich. Im andern Zimmer standen Papa und Doktor Sembrißly, der entzündend zeitig gekommen war. So, nun konnte es losgehn.

Und es ging los. Unten fuhr Wagen auf Wagen vor, der Kieß knirschte, die Wagenthüren wurden, wie es sich für einen herrschaftlichen Wagen schickt, mit äußerster Gewalt zugeschlagen. Auf der Treppe rauschten Frauenkleider und knarnten Männerstiefel. In den Ablegezimmern herrschte große und andauernde Thätigkeit. Es war nötig, immer noch einen letzten Blick in den Spiegel zu werfen, und die Handschuhknöpfe erwiesen sich als ganz ungewöhnlich widerspenstig. Endlich war

man fertig und hielt in Gruppen von zwei bis vier Personen seinen Eintritt. Der Direktor bewillkommnete seine Gäste mit lauter Herzlichkeit. Aber er war nicht recht bei der Sache, die Fröhlichkeit kam ihm nicht recht von Herzen, er sah müde und nervös aus. Desto mehr bei der Sache war Fräulein Lydia, die vor Stolz strahlte und die eintretenden Gäste der Hauptperson des Abends, ihrem Doktor Sembrihty vorstellte. Lydia sah in ihrem rosafarbenen Spitzenkleide reizend aus, und sie hörte es auch gern, als es ihr Ellen ins Ohr flüsterete. Der Herr Oberstleutnant war natürlich mit seinen Töchtern militärisch pünktlich erschienen und gehörte zu den zuerst eintretenden.

Dann kam in voller Breite Herr Oberamtmann Schliche und seine gnädige Frau, die noch dicker war als er. Oberamtmann Schliche gehörte weniger zu den Guten als den Bösen unter den Eingeladenen, also zu denen, die bestimmt waren, den Raum zu füllen. Denn wenn er auch ein weit renommierter Hühnerzüchter war, so reichte doch diese Qualität zu einem Platz auf dem Parnassus nicht recht aus.

Herr Oberamtmann Schliche, Herr Doktor Sembrihty.

Sehr erfreut.

Sehr erfreut.

Mehr hatte man sich für diesmal nicht mitzutheilen. Auch fuhr Emma mit dem Theebrette dazwischen.

Herr Emil Braumann, Herr Doktor Sembrihty.

Sehr angenehm.

Sehr angenehm.

Herr Emil Braumann lebte zwar nur in Affeborn, war aber doch eine hervorragende Persönlichkeit. Seitdem er mit Stangen eine Reise gemacht hatte, bis zu den Katarakten gekommen war und alle Hotels zwischen Alexandria und Philä durchprobiert hatte, hielt er sich zu den Auserwählten. Er kleidete sich zu besonderen Gelegenheiten als Weltreisender, abrastrirtes Kopfsaar, freier Hals, Künstler-schleife, gelbe Schuhe und gestreifte Strümpfe, und war nicht zu halten, wenn das Wort Afrika gesprochen wurde. Afrika hatte er ein für allemal gepachtet.

Sagen Sie mal, Herr Doktor, sagte Braumann in dem lauten und anspruchsvollen Tone, den er in Hotels gehört hatte, und den er für sein hielt, ich habe da einmal auf einem Dzeandampfer zwischen Brindisi und Suez einen Herrn von Sembrihty oder Pemprihly kennen gelernt, war das ein Verwandter von Ihnen?

Er war es nicht, auch andre waren es nicht. Sembrihty hatte überhaupt keine Verwandten, er stand in seiner Art einzig da; und so wurde Emil Braumann mit einer Tasse Thee beruhigt und zu Stuhle gebracht.

Herr Professor Behrendes, Herr Doktor Sembrihty.

Herr Professor Behrendes war ein kleiner Herr mit spitzer roter Nase, vollendeter Schulmeister und stets indigniert. Denn er besaß Wustmanns „Sprachdummheiten“ und ärgerte sich über jeden Verstoß gegen die in diesem Buche entwickelten Regeln. — Önne, önne, sagte der Professor, ich höre, daß Sie Schriftsteller sind. Kennen Sie Wustmanns Sprachdummheiten? Önne — ein söhr tröfliches Wörf.

Sembrihty kannte es nicht, war auch nicht der Meinung, daß sich das Genie irgend einen Wegweiser gefallen lassen dürfe. Der Dichter, sagte er, spreche nicht bloß, er schaffe die Sprache.

Frau Pastor Uttla, Herr Doktor Sembrihty.

Sehr angenehm, äußerst angenehm, sagte Frau Pastor Uttla, indem sie den Kopf grazios auf einem langen Halbe und schrägen Schultern wogte. Sie trug immer ein schwarzes Kleid und machte immer schwanenhafte Bewegungen, redete immer in süßen Tönen und hieß, seitdem sie ein Gedichtbuch unter dem Titel „Schwanengesang“ herausgegeben hatte, in Bekanntenkreisen nur noch der schwarze Schwan. Ich habe mich innig gefreut, fuhr sie fort, den Dichter der „Schatten-

klänge“ persönlich kennen zu lernen, denn sein Wert kenne ich längst. Es atmet darin ein Geist, ich gestehe es offen, der mich fremd anmutet, aber es ist Sang, es ist Ton, es ist Eigenart, es ist — Frau Pastor Uttila konnte durchaus nicht finden, was es noch war, und so schloß sie mit der nochmaligen Versicherung, daß sie hoch erfreut sei. Worauf man sich die Hände schüttelte, und worauf Frau Pastor Uttila gewürdigt wurde, neben Doktor Sembrightly auf dem Sofa Platz zu nehmen. Den Stuhl auf der andern Seite hatte Lydia für Alice bestimmt. Da aber Alice durchaus ablehnte, so nahm sie ihn erdtend selbst ein. Vor dem Sofa stand der Theetisch, und um ihn herum bildeten die Gäste, jeder seine Theetasse balancierend, einen weltten Kreis, der sich immer mehr erweiterte, als sollte ein literarischer Luftballon dargestellt werden. Da der Platz nicht ausreichte, so füllten sich auch die Nebenräume, wo junge Mädchen in Notenbüchern blätterten, Photographien besahen und ein hoffnungsvoller Jüngling sich gar nicht damit genug thun konnte, seine Geige zu stimmen.

Die Unterhaltung wurde zuerst mit leiser Stimme vom Nachbar zum Nachbar geführt, es wurde bedauert, was irgend zu bedauern war, bewundert, was irgend der Bewunderung wert und was ihrer nicht wert war. Da sich doch nun die Unterhaltung zu etwas Allgemeingiltigem erheben mußte, so wurde von sachverständiger Seite aus konstatiert, daß der Herbst entschieden kühler sei als der Sommer, und daß die Kälte schon anfangs empfindlich zu werden.

Donnerwetter ja, sagte der Herr Oberstleutnant, das muß wahr sein; man fählt es in den Knochen, besonders nach der af—ri—kanischen Hitze dieses Sommers. Afrikanisch — das war Emil Braumanns Stichwort. Erlauben Sie, sagte er, afrikanische Hitze —

Und nach diesem entseßlichen Staube — nicht wahr? fügte Frau Vaudiz hinzu.

Erlauben Sie, fuhr Braumann fort, die Stimme erhebend, afrikanische Hitze giebt es doch nur in Afrika, wo es eigentlich gar keinen Schatten giebt, und wo es unter den Sohlen zischt, wenn man über die sonnendurchglühnten Felsen des Libyischen Randgebirges schreitet. Ich versichere Sie, meine Herrschaften, eine Hitze, welche überhaupt gar nicht existiert, und welche man ohne ein paar Duzend Selterswasser gar nicht aushalten kann.

Unne, ömne, erlauben Sie, sagte Professor Behrendes, Sie sagen: wölcher —

Und Staub! fuhr Braumann mit noch mehr erhobner Stimme fort. Was man hier Staub nennt, ist gar kein Staub; aber in Afrika verdunkelt er die Sonne, wenn der Wüstenwind weht. Der Laie pflegt diesen Wind Sämum zu nennen; der Kenner aber unterscheidet Samäm, Chamfih und Schiroko, welche drei Winde allerdings von der Saharäh bedingt werden.

Dieses letzte Wort war wieder ein schwerer Verstoß gegen Wustmann, und Professor Behrendes rief gleichfalls seine Stimme erhebend: Unne, ömne, erlauben Sie, daß ich bemörke, das Verbum bedingen —

Aber Herr Emil Braumann ließ sich nicht irre machen. Und Sand, fuhr er fort. Was ist der Sand in der Mark gegen den in der Saharäh. Man sagt nämlich Saharäh und nicht, wie wohl irrtümlich geschieht, Sagärah, wie man auch Samäm und Korän sagt. Überhaupt thut man gut, alle geographischen Namen anders auszusprechen, als man es in der Schule gelernt hat.

Herr Professor Behrendes setzte wieder an, denn er hatte noch nicht an den Mann bringen können, was er gegen den Gebrauch des Wortes bedingen habe. Aber er kam nicht zu Worte. — Was ich noch sagen wollte, sagte Emil Braumann, dieje Hitze! Es wird Sie interessieren, Herr Oberamtmann, daß die Hühner im Affnut ihre Eier direkt in den heißen Schlamm legen und sie da ausbrüten lassen.

Ah Sie meinen den Vogel Strauß, erwiderte der Oberamtmann.

Gott bewahre! Wie ich Ihnen sage, das ganz gewöhnliche Fellschenshuhn. Es legt sein Ei ab und läßt es von der Sonne ausbrüten. Sie werden mir zu geben, daß das eine billige Brutmaschine ist.

„Ach was, Fellschuhhuhn! erwiderte Schließe, das Fellschuhhuhn ist ein ganz gemeiner, degenerierter Schlag und darf gar nicht genannt werden, wenn wir Goldbantams, Minorfas, Brahmas oder Phönix züchten.“

Damit schlug die Unterhaltung einen Weg ein, der sichtlich nicht zum Parnassus führte, und die auf eine lange Erörterung der Frage hinauslief, ob die Brutmaschine mit Oberheizung oder die mit Unterheizung die bessere sei.

Diese Erörterungen hatten die Dichterin und Doktor Sembrichtig mit stummer Zurückhaltung angehört, die Dichterin, weil eine Brutmaschine nicht geeignet war, sympathische Töne in ihrem Seelenleben wachzurufen, und Sembrichtig, weil Stillschweigen geeignet war, seine geistige Überlegenheit zu offenbaren. Jetzt wandte sich die Dichterin mit einer schwanenhaften Halsbewegung an den Dichter und fragte in süßen Tönen: Darf ich fragen, Herr Doktor, was halten Sie von der Verwendung eines Pseudonyms? Sie selbst nämlich schrieb unter dem Pseudonym Lala Ruck, sorgte freilich auch dafür, daß jebermann wußte, wer mit Lala Ruck gemeint war. Der Dichter war von dieser Frage überrascht. Er hatte noch nie daran gedacht, sein Licht unter den Scheffel eines Pseudonyms zu stellen. Ehe er jedoch antworten konnte, nahm Professor Behrendes das Wort, das ihm jetzt nicht mehr bestritten wurde, und sagte: Önne, önne, ich darf mir wohl gestatten, zu bemerken, daß, önne, die gute deutsche Benennung dem Fremdworte vorzuziehen ist. Man könnte ja, önne, für Pseudonym sagen — önne, Döckwort, ein Wort, das ein andres, önne, zudöck, wie wir es haben in Döckblatt oder Döckfarbe. Ich begreife, önne önne, in der That nicht, wie man besüffen ist, unfre schöne Sprache durch Fremdwörter zu entstellen. Önne önne, zum Beispiel, Herr Kauer, Sie gebrauchen im Text Ihrer prähistorischen Karte — warum übrigens, önne, „prähistorisch,“ Herr Kauer?

Warum „Text,“ Herr Professor? erwiderte der Angeredete.

Önne, ja in der That, erwiderte der Professor, man sollte „Zeilung“ sagen.

Herr Julius Kauer hatte bis dahin nichts von sich gegeben, aber er hatte das gesehen wie ein geladnes Terzerol und hatte jegliche Rede und Gegenrede verfolgt mit gewendetem Kopfe und funkelnden Augen. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, auf dem Gebiete der alten Gaueninteilung der Gegend sowie der Wundarten eine Autorität zu sein, eine Karte herausgegeben zu haben, auf der jeder prähistorische Fund eingetragen ist, und nun als Herr so und so behandelt zu werden und keine Gelegenheit zu haben, sein verborgnes Wissen zu offenbaren. Als nun der Herr Professor die prähistorische Karte erwähnte, war das erlösende Wort gesprochen. Mit kühner Wendung brachte er das Gespräch auf die Grenzen des Riesgaus, sowie des Albergo-, Saltgo- und Denfigogaus, sowie auf seinen unwiderleglichen Beweis, daß südlich von einem gewissen Thale, das man den Schlußter nenne, Nordalbingen, nördlich dagegen Ostfalen geseßen hätten. — Bekanntlich haben doch alle Völkerrämme in ihren Grenzen geseßen. Daran schlossen sich Erwägungen dialektischer Art, und daß Ausdruck wie chout und loapen eine lügauisch-engrische Sprachinsel anzunehmen zwängen.

Hiermit hatte die Unterhaltung wiederum einen Weg eingeschlagen, der nicht zu den Höhen der Kunst emporstieg. Frau Bauditz, die Mutter der singenden und spielenden Töchter, winkte mit den Augen Lydia zu, und Lydia winkte Frau Bauditz zu. Sogleich begann erneutes Notenblättern und Violinenstimmen, und dann ertönte aus dem Nebenzimmer von Klavier, Violine und Harmonium das nicht ganz unbekanntes Bach-Gounodische Präludium. Ah! Die Thür verstopfte sich von Zuhrenden, und die angefangenen Gespräche gingen in gedämpftem Tone weiter. Als der hoffnungsvolle Jüngling mit großen Strichen beim Schlußton angelangt war, folgte Weisalkgemurmel: Rett, sehr nett! — Wirklich sehr nett. — Von Bach? — Nein, von Gounod. — Ich denke von Bach. — Und das Harmonium — köstlich. — Frohbach in Klein-Eiebendorf haben auch ein Harmonium. — Still. — Die beiden Bauditzschen Damen sangen: Ich wollt, meine Liebe ergösse sich. — Großer

Beifall. Nett! — Wirklich sehr, sehr nett. — Köstlich. — Nein, Mendelssohn — Mendelssohn ist einzig.

Während dessen kam die Dichterin auf ihre vorige Rede zurück. Ich weiß nicht, sagte sie zu ihrem Nachbar, ob Sie schon dem Namen Lala Nox begegnet sind. Ich kann es kaum glauben, da ich nie für die weite Öffentlichkeit gewesen bin. Es ist mein Pseudonym — Deckwort, sollen wir ja wohl sagen, fügte sie süß lächelnd hinzu —, obwohl mir Pseudonym besser gefällt. Das Wort hat einen mystischen Klang, und das soll es ja haben. Ich habe unter diesem Namen einen Band Gedichte herausgegeben. — Sie warf einen Blick auf ihren lieben Mann. Dieser, der Herr Pastor Attila, war ein guter Mensch, der an den Dichterwert seiner lieben Frau glaubte und auf ihren Kunststreifen, das heißt wenn sie, ihr Gedichtbuch in der Tasche, in eine Gesellschaft fuhr, die Thätigkeit eines Impresario, zu deutsch Anstufers übernahm. Er sagte also mit einer Stimme, die eine ganze Kirche ausgefüllt haben würde: Liebe Kosalie, du würdest die Anwesenden gewiß erfreuen, wenn du ihnen den Genuß bereiten wolltest, eins deiner Lieder zu hören.

Die Anwesenden murmelten pflichtschuldigen Beifall; man nahm Platz, und ein jeder teilte seinem Nachbar noch eine besondere Bemerkung mit. Die Dichterin zog ihr Gedichtbuch — es war sichtlich stark gebraucht — aus der Tasche, blätterte und las mit süßer Stimme:

Thränen

Der Himmel hat geweinet	Es reichen sich die Thränen
Viel Thränen ohne Zahl;	Die Hände und das Herz
Die liebe Sonne scheint	In wonnenvollem Sehnen,
Hinein in bleicher Qual.	Umloft vom Sonnenschmerz.

Hast du, mein Herz, geweinet
Viel Thränen ohne Zahl,
Die goldne Sonne scheint
Und — macht zum Lied die Qual.

Diese letzten Worte wurden mit schmerzlichem Lächeln und so süßsäuerlich wie Citronenlimonade gesprochen.

Nett, sehr nett! — Allerliebste. — Sehr niedlich. — Köstlich! Die Dichterin blätterte weiter und wollte eben ein zweites Gedicht von dem halben Duzend, das sie sich vorgenommen hatte, vortragen, da wurde im Nebenzimmer die Zampaubertura losgelassen. Und als die Ouverture zu Ende war, wurden die Thüren zum Speiseaal aufgethan. Alle erhoben sich und ordneten sich in feierlichem Zuge, als begäbe man sich zu einer heiligen Handlung.

Und der Dichter war nicht zum Worte gekommen! Die drei jungen Mädchen teilten sich diese Thatsache mit dem Ausdruck der Entrüstung mit. Aber die, die zum Worte gekommen waren, hatten sich vortrefflich unterhalten.

Vom Abendessen ist nicht viel zu berichten. Es gab, was es geben sollte, Karpfen, Rehbraten und eine süße Speise, und jeder saß, neben dem er sitzen sollte. Nur das möge noch erwähnt werden, daß der Direktor, sonst ein ausgezeichnetener Tischredner, zerstreut war, in seiner Begrüßungsrede eine richtige Entgleisung erlebte und fast das Hoch auf die Gäste vergessen hätte. Darauf antwortete Doktor Sembrißky mit einem wohl vorbereiteten Gedicht, in dem er, zugleich einen feurigen Blick auf Alice werfend, der jungen Wirtin seine Huldigung zu Füßen legte. Lydia erröthete. Man stieß an und sagte: Nett, sehr nett, wirklich allerliebste!

Nach dem Essen kehrte man wiederum in feierlichem Zuge in das Sitzungszimmer zurück und nahm, jeder von seiner Nachbarin, Abschied, als gelte es fürs Leben. Darauf hatten die Damen den Damen und die Herren den Herren wichtige Mitteilungen zu machen, worauf man immer noch stehn blieb, obgleich man sich lieber gesetzt hätte. Auf dringendes Zureden wurde endlich die Gesellschaft sesshaft gemacht, und Johann ging herum und präsentierte Spatenbräu. Doktor Sembrißky und die Dichterin bildeten wiederum den Mittelpunkt, und um sie scharte sich die

Gesellschaft in freier Gruppierung. Doktor Sembritzky hatte seine Zurückhaltung abgelegt, er ergriff ein Glas Spatenbräu und schwang es empor, wozu er in klingendem Tone sprach:

Hoch der Becher!
Es lebe der Becher!
Es lebe der Fürst, der uns den Trunk gegeben,
Es lebe das Leben.

Sehr nett! — Allerliebste! — Wirklich sehr — sehr — sehr nett — —
Köstlich!

Vielleicht ist der Leser nicht der gleichen Meinung, aber er bedenke, daß er in dem Augenblick, wo er dies liest, keine Flasche Rudesheimer im Leibe hat, und daß diesermal der Dichter wirklich improvisiert hatte.

Aber jetzt tragen Sie uns etwas von Ihrer Dichtung vor, bat Lydia, und der Dichter ließ sich erbiten. Er nahm ein ansehnliches Manuskript aus der Tasche und legte es vor sich auf den Tisch. Die Zuhörerschaft beruhigte sich allmählich, nur Professor Behrendes, der mit Pastor Attila im Gespräch war, konnte noch kein Ende finden und rief: Ich bitte Sie, Herr Pastor, „bedingt“! Eine Sache bedingt eine andre, das ist öhne — öhne — eine höchst läderliche logische Verbindung.

Esst!

Der Dichter schob seinen Lehnsessel zurück, schaute mit einem nach innen gerichteten Blick ins Weite, etwa so wie Böllner, wenn er während des Vorspiels auf die Inspiration wartet. Dann begann er mit gedekter, von verborgener Erregung bebender Stimme stimmungsvoll:

Ich steh allein
Auf kahler Klippe,
Die die Sonne verbrannt
— Der Jahre tausende —
Mit werdender Glut,
Die der Mond heimlich
Gefost mit leucht'ger Wange. —
Kein Kreuz steht droben,
Einjam nur der
Trigonometrische Punkt.

Der Dichter machte eine Kunstpause. Frau Bauditz und Frau Schliche steckten die Köpfe zusammen: Das ist ganz gewiß der Saufstein hinter der Försterei, meinte Frau Bauditz. — Ist das Prosa oder Poesie? — Frau Bauditz warf einen Blick auf das Manuskript, sah die abgesehenen Reihen und erwiderte: Poesie, natürlich Poesie. Der Dichter fuhr fort:

Dunkel ragen aus Klüften
Grauen Granit's Richten und Zannen —
Gleich gigantischem Moose
Der Urveltsgewalt.
Nur blickt mit giftigem Haupte
Der Fingerhut.
Drunken dunkle Leiche
Zusammengeronnen aus Thränen
Verborgnen Gesteins,
Ein totes Meer,
Regungslos, stichlos.
Und das Dach der Försterei
Ziegelrot, brutales Biered.

Draußen in der Fabrik erklang der heulende Ton der Pfeife. Der Dichter setzte ab, und Professor Behrendes setzte ein, indem er sich halbblaut an Pastor Attila wandte: Nur blickt mit giftigem Haupte der Fingerhut. Dies ist öhne — ein Sprachföhler. Man kann doch nicht das Verbum blicken durch das Adverbium rot näher bestimmen.

Sfft!

Öhne, öhne — auch blickt man nicht mit dem giftigen Haupte, sondern — öhne mit den Augen.

Sfft!!

Sepl reckte sich der Dichter in voller Höhe auf und rief mit klingender Stimme:

Mädchen, deine weißen Arme . . .

Die Pfeife aus dem Maschinenhause stieß einen heulenden Ton von unendlicher Länge aus. Der Dichter mußte sich abermals unterbrechen. Er setzte nochmals an:

Mädchen, deine weißen Arme . . .

Da erschien in der offenen Thür ein Bergmann, den Hut auf dem Kopfe, die Lampe in der Hand, naß und beschmutzt, wie er aus dem Schachte gekommen war. Er sagte kein Wort, sondern sah sich mit bleichem Gesicht und starren Mienen im Zimmer um. Seine Augen suchten den Direktor. Der Direktor stand mit abgekehrtem Gesicht im Fenster und bemerkte den Mann nicht. Doktor Sembritzky, der sich abermals unterbrochen sah, setzte sich mißmutig nieder. Man sah ihm an, daß er im Innern heftig zürnte. Alice trat zum Direktor und machte ihn auf den Bergmann aufmerksam. Der Direktor fuhr auf und eilte hinaus. Alice folgte. Im Vorzimmer begegnete sie Johann. — Was ist geschehn, Johann? fragte sie.

Ich solls nicht sagen. Ein kleines Malheurchen wäre geschehn, soll ich sagen. Der Herr Direktor würde gleich wieder kommen. Es hätte nichts zu bedeuten.

Aber es ist ein großes Unglück?

Fräulein, ich weiß es nicht. Aber es muß wohl schlimm sein, sonst hätte Kriemer an der Maschine nicht so lange gewiffen. Und ich möchte jetzt nicht im Schachte unten stecken.

Alice eilte in das Ablegezimmer, warf ihren Mantel um und vertief das Haus. In der Hausthür traf sie auf Doktor Duttmüller. — Wo wollen Sie hin, gnädiges Fräulein? fragte Duttmüller.

Ins Werk, es ist ein Unglück geschehn.

Ja, es ist ein Unglück geschehn. Aber bleiben Sie hier; das ist nichts für junge Damen.

Ich weiß es, aber ich will helfen. Darf ich?

Doktor Duttmüller sah sie einen Augenblick prüfend an, und dann sagte er: Ja, kommen Sie. — Darauf eilte er voraus, und Alice folgte — dankbaren Herzens.

Es war finster draußen. Ein feiner Regen fiel, die elektrischen Lampen, die zwischen den Gebäuden brannten, sahen bleich aus und hatten Höfe von weißem Dunst. Die Fördermaschine puffte wie sonst, und ihr weißer Rauch legte sich wie ein Schleier über das Förderhaus. Alles war still, als wäre nichts geschehn. Nur ab und zu hörte man den Klang eiliger Schritte auf dem Pflaster. Wenn die hellen Flammen aus den Häusern herausgeschlagen wären, es würde keinen so beängstigenden Eindruck gemacht haben wie diese unheimliche Stille. Wenn ein Mensch verwundet wird, und das rote Blut fließt, der Anblick ist nicht so schlimm, als wenn er äußerlich scheinbar gesund zusammenbricht, während der Schaden unerreichbar tief im Innern sitzt. Hier im Kaliberke von Holzweißig saß der Schaden verborgen tief unten in der Erde.

Doktor Duttmüller und Alice überschritten einige Schienenwege und langten auf dem freien Platze vor dem Förderhause an. Der Direktor trat ihnen entgegen. — Fräulein Alice, rief er, wo wollen Sie hin? Hier giebt es nichts für Sie zu thun.

O doch, Herr Direktor. Ich bin hier nötig. Ich will helfen.

Sie?

Ja ich. Bitte, Herr Doktor, sagen Sie dem Direktor, daß Sie mich brauchen.

Es ist so, erwiderte Doktor Duttmüller, ich habe Fräulein Alice gebeten, mir zu assistieren.

Damit ließen sie den Direktor stehen und eilten in das Knappschaftshaus, wo die Kiste stand, in der für etwaige Unglücksfälle Verbandstoffe, Schienen und Instrumente bereitgehalten wurden. Alice nahm einen Arm voll Verbandrollen und Tücher, der Doktor belud sich mit Schienen und Instrumenten. Ein Bergmann brachte einen Tisch, ein anderer ein paar Matratzen, und Doktor Duttmüller etablierte eine Verbandstube unter dem Regendache, das, aus Wellblech und eisernen Säulen erbaut, vor dem Eingange in das Förderhaus angebracht war. Noch war nichts weiter bekannt, als daß auf der zweiten Fördersohle das hängende Gebirge niedergebrochen sei, und daß dabei Bergleute verunglückt sein sollten. Am Eingang in das Förderhaus stand ein Haufen Bergleute stumm und ernst. Die Signalhämmer schlugen an, die Maschine arbeitete, die Seile liefen hinab und herauf aus der dunkeln Tiefe. Die Förderseile erschienen. Acht Bergleute, triefend von Wasser, standen auf ihr. Sechs von ihnen traten stumm zu den andern. Der siebente und der achte waren der Steiger und der Obersteiger.

Hegelmeier, sagte der Obersteiger, zählen Sie Ihre Belegschaft ab.

Ebert! — Hier! — Großenhain! — Hier! — Krause! — Hier! — Rothlamm! . . . Rothlamm! Ist Rothlamm nicht da? — Fehlt.

Wo hat Rothlamm gearbeitet?

Auf Sohle zwei gleich hinter der Bruchstelle.

Wer hat mit ihm zusammengearbeitet?

Ich, Herr Obersteiger. Wie das Gebirge herunterkam, und die Säulen in Splitter gingen, war er dicht hinter mir. Er rief noch, macht, daß ihr hinauskommt, der Krempel wird gleich herunterkommen. Und indem kam er auch schon runter, und es blieb nur noch ein Loch frei, und wir hatten schon Mühe, daß wir durchs Wasser durchkonnten.

Vier Mann auf die Schale, rief der Obersteiger. Wer einfahren will, trete vor. Alle traten vor. Vier Unverheiratete wurden ausgewählt, und der Obersteiger trat zu ihnen auf die Schale und sagte: Hegelmeier, geben Sie das Signal.

Herr Obersteiger, sagte Hegelmeier, bleiben Sie oben, lassen Sie mich einfahren.

Nein, Hegelmeier. Wenn ichs nicht habe hindern können, daß dieser Satansstollen gebaut wurde, so will ich doch keinen verlassen, der dabei zu Schaden gekommen ist. Wenn mir etwas begegnen sollte, grüßen Sie meine Frau und setzen Sie ihr die Sache auseinander, wie es gekommen ist, und daß ich einfahren mußte. Na denn — Glück auf.

Glück auf.

Es verging eine bange Viertelstunde. Alice durchschauerte die Kälte und die Erwartung. Frauen mit Tüchern über dem Kopf, einige mit Kindern in den Mänteln waren aus dem Dunkeln aufgetaucht und standen im Kreis um das Regendach. Man hörte die Stimme des Direktors, der dem Portier gebot, die Frauen hinauszunehmen und das Thor zu schließen. Der Portier rief: Zurück hier! Ihr habt hier nichts zu suchen.

Ach was, lautete die Antwort, Sie alter Schaslopp, Sie Duffeltier Sie, wir haben hier leider genug zu suchen. Und Sie haben uns gar nichts zu sagen.

Der Herr Direktor haben befohlen —

Der Direktor soll uns das nur selber sagen. Und es ist eine Schande — eine Schande ist es, die Frauen von Bergleuten so zu behandeln, wo ihre Männer ihre gelunden Knochen für die Herren zu Markte tragen. Unserer hat auch Gefühl, und wenn man hernach mit den Kindern dasetzt und hat nichts, na, was ist denn dann?

Es war nicht möglich, die Frauen wegzubringen, vielmehr drängten sie während des Wartens näher heran, teilten sich ihre Hoffnungen und Befürchtungen leise mit, beschwichtigten ihre Kinder und jankten mit dem Portier.

Da ertönte das Signal von unten. Bald darauf kam die Förderschale hoch, Murrende Stimmen im Hause. Jetzt brachten vier Mann einen ächzenden, blutüberströmten Menschen heraus, der vor kurzem noch ein Mann von frischer Jugendkraft gewesen war, und legten ihn auf der Matratze nieder.

Rothlamm! Rothlamm! riefen sich die Frauen halblaut zu. Eine erhob ein gellendes Klagegeschrei — es war die Schwägerin des Verunglückten. — Sehn Sie stille, Frischholz, sein Sie stille! Er lebt ja noch.

Doktor Duttmüller machte sich an die Arbeit. Er schnitt den Rock, der in blutigen Fetzen um Schulter und Arm hing, auf; es kam eine furchtbare Verwundung zum Vorschein. Riß- und Quetschwunden, die den Oberarm, Schulter und Brust bedeckten. Wer es erlebt hat, weiß, daß nicht Granaten, sondern splitterndes Holz die schlimmsten Wunden verursachen. Duttmüller reinigte die Wunden mit dem Schwamm und Wasser und schnitt lose Hautlappen weg. Da, als er den Arm in eine andre Lage brachte, schoß ein dicker Blutstrahl hervor. Die große Armschlagader war gerissen. Duttmüller griff hastig zu, und es gelang ihm, die Ader zu erfassen und mit dem Daumen zuzudrücken. Mit der andern Hand griff er nach seinem Messer, aber er konnte es nicht erreichen, und als man es ihm gegeben hatte, konnte ers mit einer Hand nicht brauchen. Er sah sich nach Hilfe um. Die schmutzigen, harten Fäuste der Vergleute waren nicht geeignet, hier zuzufassen. Die Frauen hatten sich nahe herangebrängt und sahen zu. — Kommen Sie her, Frau, rief Duttmüller der nächsten zu, helfen Sie. Aber die Frau wich schauernd zurück. Da sprang Alice herzu und kniete neben dem Verwundeten nieder. Es wollte ihr schwarz vor den Augen werden, als sie die furchtbare Wunde sah, aber bei dem Anblick des armen Menschen, der wie ein Sterbender dalag und in wenig Minuten tot sein mußte, wenn man nicht half, stieg ein Gefühl tiefen Erbarmens in ihrem Herzen auf und machte sie starr.

Hier, Fräulein Alice, rief Duttmüller hastig, fassen Sie zu, wo ich meinen Daumen habe, drücken Sie fest zu, lassen Sie ja nicht los, es geht um Tod und Leben. — Alice that, was ihr gesagt wurde. Das heiße Blut rieselte ihr über die Hand, sie fühlte das Zucken des Verwundeten beim Schneiden des Messers, ihr Herz wollte stillstehen, aber sie blieb tapfer. Es ging ja um Tod und Leben. — Es gelang dem Arzte, das Ende der gerissenen Ader zu fassen und zu unterbinden. — Lassen Sie los, sagte er, langsam, vorsichtig — so! — das Blut stand. Ein Blick, in dem Dankbarkeit und Stolz zu lesen war, traf Alice. — Nun bitte, Watte — die braune, die Verbandrolle, das Messer! die Schere! — Alice arbeitete, als wäre sie Doktor Duttmüllers Assistent, und sie that es, nachdem der erste Schrecken überwunden war, mit einer großen innern Befriedigung, die sie früher nie gefühlt hatte. Und Doktor Duttmüller unterließ nicht, bei jeder Maßregel auseinander zu setzen, warum er dies so und dies so mache, und eine Reihe gelehrte Bezeichnungen aufzuzählen.

Das Signal aus dem Schacht ertönte. Der Kreis der Zuschauer, der sich inzwischen durch Zugang aus dem Dorfe vergrößert hatte, drängte heran. Der Portier war machtlos, und als der Direktor selber versuchte Raum zu schaffen, streckten sich ihm die Fäuste der Frauen entgegen, und er erhielt von hinten her einen Schlag auf den Kopf, der ihm den Hut über die Augen trieb. Und wer weiß, was noch geschehn wäre, wenn ihm nicht Hegelmeyer zu Hilfe gekommen wäre und die Frauen beruhigt hätte. Die Förderschale erschien. Man brachte einen Bergmann heraus, der nur das Bein gebrochen hatte, der aber so in dem Bruchholze eingekleidet gewesen war und schon so tief im Wasser gesteckt hatte, daß er nur mit viel Mühe und großer Gefahr hatte befreit werden können. Duttmüller konnte, da er verbinden mußte, dem Neugebrachten noch nicht helfen, und so übertrug er Alice die Aufgabe, ihn vorsichtig niederlegen zu lassen und das gebrochne Bein zu unterstützen.

Da kam eine oben weiße und unten bunte Gestalt mit Nachtjacket und Nacht-

müde und einem blau und rot karierten Unterrocke bekleidet, die Füße in Männerstiefel gesteckt, angeleuchtet. Die Haubenbänder flogen in der Luft, und die Arme machten verzweifelnde Bewegungen. Es war Frau Kummel, die gefürchtete Frau des Obersteigers. Der Obersteiger hatte nämlich seine Wohnung im Werte selbst. Sie brach mit kühner Gewalt durch den Kreis der Zuschauer, packte einen der dastehenden Bergleute beim Kragen und herrschte ihn an: Wo ist mein Mann?

Nanu, sagte der Bergmann.

Wo mein Mann ist? Können Sie nicht hören?

Unten auf Sohle zwei.

Was macht er da?

Gar nichts.

Mensch, reden Sie nicht so dämlich. Was mein Mann macht, will ich wissen.

Was soll er denn machen, wenn er ertrunken ist?

Frau Kummel war eine starke Frau. Ihr Mann und alle, die mit ihr zu thun gehabt hatten, konnten das beschwören, ohne in Gefahr zu kommen, einen Meinelid zu leisten. Ihre Fäuste, ihre Zunge, ihre Nerven hatten etwas heldenhaftes, unbefiegbares. Und doch war sie innerlich weich. Wie ein Ritter im Stachelspigenharnisch doch seine Stelle hat, wo er verwundbar ist, so auch sie. Und die Stelle, wo sie verwundbar war, war ihr Mann. Es war wunderbar, sie hatte ihn täglich gequält, gescholten, beschulmeistert, herunter gemacht, aber nicht aus Abneigung, sondern aus einer wunderlichen Art von Liebe, indem sie immer sein Bestes, wie sie es sich dachte, im Auge hatte. Sie konnte, so oft sie ihren Mann auch aufgefordert hatte, zum Teufel zu gehn, ohne ihren Mann nicht leben. Auf das Wort: Ertrunken! sanken ihr die Arme, riß sie Mund und Augen auf und schien in dieser Haltung zu erstarren.

Ein mitleidiger Bergmann schüttelte sie am Arm und sagte: Nehmen Sie es nicht so schwer, Frau Kummel. Sterben müssen wir alle einmal. Und Ihr Mann hat seine Schuldigkeit gethan, das sagt jeder von der Knappschafft. Und keiner von der Knappschafft trägt ihn was nach.

Das muß wahr sein, ertönte es im Kreise der Frauen, seine Schuldigkeit hat er gethan. Und es war ein ordentlicher Mann, und gedrückt hat er keinen, wenn er auch manchmal grob wurde.

Die Reden machten keinen Eindruck auf sie. Mit starrem und totem Blicke schaute sie nach der Thür, hinter der man murmelnde Stimmen und schwere Tritte vernahm. Bald darauf brachten die Bergleute einen leblosen Körper heraus. Es war der Obersteiger. Frau Kummel wollte darauf zustürzen, aber zwei Männer hielten sie mit äußerster Gewalt fest, als habe sie eben die Absicht kund gethan, sich in den Schacht zu stürzen. Eine kurze Zeit rang die Frau gegen die Gewalt, und dann sank sie mit einem Wehlaute zusammen. Man hätte nicht geglaubt, daß ein solcher Schmerz in einer solchen harten Schale wohnen könnte.

Die Bergleute legten den Obersteiger neben den beiden andern nieder. Die laute Rede sank zum Flüstern herab. Der Tod ist ein König im Lande des Schweigens. Da, wo er seine Fahne entrollt und seine Herrschaft verkündet, da verstummt die Menschenrede, da weht ein Hauch ewigen Schweigens über das Menschenherz, und es schließt sich furchtsam zu, wie eine Blume am Abend. Die Bergleute nahmen die Hüte ab, als gelte es schon ein Begräbniß, und die Frauen hielten ihre Taschentücher vor den Mund. Nun drängten sich Kinder durch den Kreis, halb bekleidet, ein großes Mädchen, das kleinste auf dem Arme, voraus und die andern hinterher, die beiden lezten, die nicht schnell genug nachkommen konnten, erhoben ein Jammergeschrei, als gelte es ein Schauspiel zu verkümmern. Es waren des Obersteigers Kinder. Als sie den Vater auf der Matratze liegen sahen, stimmten sie ein viestimmiges Klage lied an, und die Frauen hatten viel Mühe, sie zu beruhigen und für das erforderliche Schweigen zu sorgen.

Duttmüller übergab seinen Verwundeten Alice und wandte sich der neuen

Aufgabe zu. Er fühlte sich ihr gewachsen. Natürlich ist ein Ertrunkner ein für allemal als Scheintoter zu behandeln. Er repetierte im Stillen alle die wohl eingepprägten Maßnahmen, die in solchem Falle zu treffen sind, Lagerung des Körpers, Entleerung der Luftwege vom Wasser, Bindung der Zunge, Einleitung der künstlichen Atmung. Aus eigener Einsicht fügte er noch die Auskultation des Herzens hinzu. Er konnte feststellen, daß das Herz noch leise schlug, und er versetzte nicht, diese Thatsache zur Kenntniß der Anwesenden zu bringen mit dem Bemerken, daß damit der ärztlichen Kunst die Möglichkeit eines Erfolgs gegeben sei.

Frau, sagte einer zu Frau Kummel, Ihr Mann lebt noch. Sie hörte es kaum und schüttelte nur mit dem Kopfe.

Nun setzte sich Duttmüller, nachdem der Oberkörper des Ertrunkenen frei gemacht worden war, neben ihn, und Hegelmeier bewegte seine Arme aufwärts und abwärts, immer dieselbe Bewegung, fünf Minuten lang, eine Viertelstunde lang.

Das wird ja nichts, sagte eine der Frauen. Ich habe es ja gleich gesagt, was tot ist, ist tot. Und wenn einer ertrunken ist, dann ist er voll Wasser, und die Seele ist futsch, und da hilft das Pumpen mit den Armen auch nichts. Folgte die Erzählung eines ähnlichen Falles, wie einer das Genick gebrochen hatte, und wie der auch nicht wieder lebendig geworden wäre.

Aber es war doch nicht vergeblich. Allmählich setzte der Atem, erst leise und unregelmäßig, dann stärker und regelmäßiger wieder ein. Doktor Duttmüller versetzte nicht, die Erfolge seiner ärztlichen Kunst dem versammelten Publikum von Zeit zu Zeit kundzugeben und sachmännische Bemerkungen zur Belehrung des Volks daran zu knüpfen. Ob dieses Publikum einen großen Nutzen davon hatte, muß unentschieden bleiben, aber die Meinung befestigte sich allseitig, daß Doktor Duttmüller ein sehr geschickter Arzt sei. Und zwei Augen hing an seinem Munde und an seiner Thätigkeit, als wenn er ein wirklicher Heiland gewesen wäre, die der Frau Kummel. Als es gewiß wurde, daß der Obersteiger wieder zum Leben kam, sprang sie auf, holte ihre Kinder und zeigte ihnen lachend und weinend den Vater und den Doktor, der ihn vom Tode zurückgebracht hatte, und es fehlte nicht viel, so wäre sie dem Doktor trotz Nachtmade und Nachtmüße und trotz des versammelten Publikums um den Hals gefallen.

Und mit nicht mindrer Spannung verfolgte Alice den Vorgang. Das war es, was sie sich, ohne sich selbst darüber klar zu sein, als das schönste und höchste gedacht hatte, helfen zu können in Not und Tod und einen Dank zu ernten, der in Freudenthränen besteht. Was war dagegen Dichterwerk und Vorbeertrauz! Dienen, das ist doch das Höchste; nicht herrschen, sei es durch Wort oder Töne, nicht die eigne künstlerische Vollenbung, der Dienst, der dem Nächsten erwiesen wird in hingebender Arbeit, das ist das Höchste.

Fräulein Alice, sagte Doktor Duttmüller in geschäftlichem Tone, bitte sorgen Sie für warme Decken und Portwein. Es freute sie, daß er keine Redensarten machte, sondern sie einfach für voll nahm. Sie eilte also in des Obersteigers Wohnung, belud einen Bergmann, den sie mitgenommen hatte, mit Bettdecken und einer Wärmflasche und wandte sich dann zur Villa des Direktors.

Lydia trat ihr im Speisezimmer entgegen und rief: Alice, wo kommst du her? Wie siehst du denn aus?

Sie sah allerdings anders aus als sonst. Die Wangen waren geröthet, nicht bloß von der frischen Nachtluft, sondern auch von innerer Erregung. Die Augen glänzten und blickten hell, die träumerische Decke war verschwunden. Der frohe Ernst ihrer Mienen schmückte sie mit einer besondern Schönheit. Ja, du bist ja ganz feucht? Wo warst du nur? Was hast du gemacht?

Lydia, denke dir, ich habe geholfen. Endlich, endlich habe ich einen Tag erlebt, der nicht verloren war, an dem ich etwas gethan habe. Das macht mich froh. Aber was reden wir? Wieh mir dort die Flasche Portwein. So, ich danke.

Nein, Schatz, erwiderte Lydia, du darfst nicht wieder fort. Dein Vater und

Ellen sind in Sorge und haben schon gefragt, wo du seist. Sie wollen auch nach Hause. Johann, trage doch gleich die Flasche hinüber zu —

Reiß schon, sagte Johann und ging ab.

Alice legte den Mantel ab, wusch sich die Hände und trat wieder in den Salon ein. Die Gesellschaft war noch versammelt. Der Dichter redete immer noch, hatte aber nur einen Teil der Anwesenden als Zuhörer um sich versammelt. Er hatte eben die Vorlesung seiner poetischen Erzählung beendet, es war sehr — sehr — nett gewesen, wirklich allerliebste! — köstlich! — und er war eben dabei, den Grundgedanken der Novelle zu analysieren und die These zu vertreten: die Heldin, die von ihrem Manne mißverstanden und vernachlässigt worden sei, habe das Recht gehabt, sich nach der Richtung auszuweichen, die ihr heißes Herz ihr vorzeichnete. Denn nur der Wille, der Selbstwille, der sich selbst wollende Selbstwille habe Recht, er habe das Recht, sich die Gesetze seines Handelns selbstschöpferisch zu schaffen. „Ich habe es gewagt zu thun, wo sich andre kleine Geister fürchten, darum habe ich vor ihnen Recht.“ Das ist Herrenwille, er thront am höchsten in der Welt.

Ah Fräulein Alice, jagte eine der Damen, wie schade, daß Sie nicht dagesewesen sind. Großartig, wirklich großartig! Ein bißchen, ein bißchen, na ja, ein bißchen riskiert, aber großartig.

Aber wo waren Sie denn? fragte eine andre, mein Gott, Sie haben ja Blut am Ärmel. Sie haben sich doch nicht verlegt.

Nein, ich nicht, aber —

Es ist doch nichts passiert? Es hat doch kein Unglück gegeben? Der Direktor sagte doch, es sei nur ein kleines Malheurchen.

Nein, ein großes Unglück.

Sembrihty ließ erschrocken das Pincenez von der Nase fallen. Er fürchtete für den Bestand des Werkes.

Drei Vergeleute sind verunglückt.

Sembrihty setzte beruhigt einen Kneiser wieder auf.

Aber das ist ja schrecklich, rief Frau Pastor Attila, und wir sitzen hier und hören zu und reden, als sei nichts passiert.

Sie hätten es nicht ändern können, meine Gnädige, erwiderte Sembrihty im kühlsten Tone, auch wenn Sie geschwiegen hätten.

Drei Menschen verunglückt!

Mein Gott ja, aber so etwas kommt vor, wo man Schächte baut.

Und Sie, Herr Doktor, sagte Ellen, die hinter dem Doktor stand, halblaut, haben den Vorteil davon, wenn andre den Hals brechen.

Zugegeben, liebes Fräulein, erwiderte Sembrihty, aber was folgt daraus?

Daß, wenn man den Nutzen hat, man auch Pflichten hat.

Pflichten?

Ja. Wenn man zum Beispiel Doktor wäre, das heißt einer, der etwas gelernt hat und nicht bloß so heißt, so würde man helfen können. Sehen Sie, Alice hat geholfen. Sieht sie nicht prachtvoll aus mit ihrem Blutstreck am Ärmel?

Sembrihty machte als Erwiderung eine stumme Verbeugung, was vielleicht ganz geschickt war. Beim Abschiede reichte er Alice die Hand.

Alice, sagte er, ihre Hand festhaltend, wenn man es gelernt hat, auf den Höhen des Lebens zu wandeln, muß man den Blick überwandelt auf das Höchste gerichtet halten. Das Kleine, das Zufällige verschwindet, das Ewig-Hohe bleibt, die Herrenseele! Man darf sich nicht herunterziehen lassen.

Ja, erwiderte Alice aufatmend, man darf sich nicht herunterziehen lassen, ja, der Blick auf das Höchste!

Es fragt sich nur, wo das Höchste sitzt, fügte Ellen nachdenklich hinzu.

Die Gesellschaft ging nun schnell auseinander. Doktor Sembrihty hatte fast Mühe, die Sentenzen, die er noch los werden wollte, und seine Warnung vor der Anstiftungsgefahr sozialer Kinderkrankheiten an den Mann zu bringen. —

Als der Wagen, der den Oberstleutnant und seine Töchter nach Hause brachte, am Förderhaufe vorüberfuhr, sah man noch immer einen Kreis Menschen stehen, und Doktor Duttmüller bei der Arbeit.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die sächsische Ministerkrisis. Was sich am 7. Februar in Dresden ereignet hat, dafür giebt es in der sächsischen Verfassungsgegeschichte kein Beispiel. Vor einem allerdings sehr energischen, einstimmig angenommenen Mißtrauensvotum der Zweiten Kammer haben sämtliche Minister beim König ihre Entlassung erbeten. Kommen wir kurz auf den Gang der Dinge zurück, denn das jetzt eingetretene Ereignis ist der scheinbar plötzliche Ausbruch einer langen schleichenden Krisis, von der wir nur wünschen, daß sie zu einer durchgreifenden Gesundung des sächsischen Verfassungslebens führen möge. Die Finanzdeputation B der Zweiten Kammer fand, daß im außerordentlichen Staatshaushaltetat bei drei Titeln der bewilligte Kostenanschlag ohne ständische Bewilligung sehr stark überschritten worden sei, namentlich bei dem Bau einer normalspurigen Nebenbahn von Chemnitz nach Wechselburg (Titel 51) um mehr als 50 Prozent, denn über die dafür bewilligte Bausumme von 5334 500 Mark forderte jetzt die Regierung nachträglich noch 2695 500 Mark. Darin sah die Finanzdeputation eine Verletzung des ständischen Budgetrechts, also eine Verletzung der Verfassung, deshalb nämlich, weil diese Erhöhung der Kosten mit einer sehr starken Abweichung von der bewilligten Planung der Bahn zusammenhing. In den darüber geführten Deputationsverhandlungen bestritt zwar die Regierung diese Auffassung, erklärte aber dann in einem Schreiben des Finanzministeriums vom 1. Februar, daß sie wegen dieser Überschreitungen ausdrücklich um Indemnität nachsuchen wolle, und die Finanzdeputation beantragte daraufhin in ihrem Bericht an die Kammer, in Bezug auf Titel 51 die nachgesuchte Indemnität zu erteilen, also auch die Nachforderung in der angegebenen Höhe zu bewilligen. Somit schien alles in schönster Ordnung und jeder Anlaß zum Konflikt aus der Welt geschafft, da gab in der Plenarsitzung der Zweiten Kammer am 7. Februar der Ministerpräsident von Meißel im Namen des gesamten Ministeriums ganz unerwartet die Erklärung ab, daß sich die Staatsregierung keineswegs einer Verfassungsverletzung schuldig fühle, nahm also das Gesuch um Indemnität thatsächlich zurück und stellte damit die Kammer vor eine ganz neue Situation. Einstimmig versicherten darauf die Wortführer beider Parteien, daß die Kammer durchaus auf dem Standpunkt ihrer Deputation stehe, und daß der Finanzminister von Waldorf nicht mehr das Vertrauen der Kammer habe; der Präsident aber beantragte, da die Grundlagen des Deputationsgutachtens durch die Erklärung des Gesamtministeriums verschoben seien, den Gegenstand an die Deputation zurückzuverweisen, und dieser Antrag fand einstimmige Annahme. Darauf reichten sämtliche Minister beim König ihr Entlassungsgesuch ein.

Dieser Thatbestand giebt zu manchen Fragen Veranlassung. Warum zunächst hat das Ministerium die am 1. Februar gestellte Bitte um Indemnität am 7. Februar thatsächlich zurückgezogen? Es haben doch ganz andre Minister in ganz anderer Situation in ganz andern Dingen um Indemnität nachgesucht. Warum haben sich weiter alle Minister mit dem Finanzminister, dessen Stellung schon lange angefochten war, solidarisch erklärt, obwohl das Mißtrauensvotum doch zunächst lediglich dem Finanzminister galt, warum haben sie also den König vor die in Sachen un-

erhörte Notwendigkeit gestellt, unter Umständen sein ganzes Ministerium zu wechseln? Warum endlich hat die doch von den Konservativen ganz und gar beherrschte Kammer die Situation so zugepißt, daß ein durchaus konservatives Ministerium seinen Rücktritt erklärte, statt der Krone die Auflösung der Kammer anzuraten? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer: die Kammer wollte den Finanzminister stürzen, da er nicht freiwillig ging; deshalb that ihre Finanzdeputation auch den höchst auffallenden Schritt, ihr Gutachten zu veröffentlichen, ehe es noch der Kammer vorgelegt wurde, und diese konnte ganz sicher sein, daß die Regierung nicht zur Auflösung schreiten würde, da Neuwahlen bei der tiefen und allgemeinen Mißstimmung, die im Lande über die Finanzwirtschaft der letzten Jahre herrscht, ganz gewiß keine andre Mehrheit ergeben würden. Die beiden ersten Fragen aber hängen eng zusammen. Ein offiziöser Artikel des *Dresdner Journals* erklärt nachdrücklich, das Ministerium habe gegen die Auffassung der Kammer, „daß Staatüberschreitungen als Verfassungsverletzungen zu gelten hätten,“ Verwahrung einlegen wollen. Dann hat es sich also nach dem Urteil des Ministeriums um die Abwehr eines Vorstoßes der Kammer gehandelt, dessen Gelingen die Regierung mit gebundenen Händen deren Beschlüssen überliefern haben würde, und dann allerdings mußte sich das ganze Ministerium für solidarisch erklären. Nun hat allerdings der Sprecher der Nationalliberalen, Dr. Schill, betont, es sei gar nicht das bewilligte Bahnprojekt, sondern ein wesentlich andres ausgeführt und dadurch das Recht des Landtags verletzt worden, aber der ihm folgende konservative Redner Dr. Stödel hat diese Erklärung dadurch eigentlich wieder aufgehoben, daß er sagte, wenn die Überschreitungen in den günstigen Jahren der sächsischen Finanzen vorgekommen wären, so wäre es zu keinem Konflikt gekommen. Man fragt da verwundert: tritt denn ein Konflikt derart erst dann ein, wenn die Überschreitung eine bestimmte Summe erreicht, und bei welcher Summe tritt sie ein, oder ist die Tatsache des Verfassungskonflikts nicht dann ohne weiteres gegeben, wenn die Rechte der Volksvertretung verletzt werden?

So behält denn schließlich die Auffassung der Minister recht, die in dem Verfahren der Kammer einen gefährlichen Vorstoß gegen die Selbständigkeit der Regierung gesehen haben und sich um der Zukunft willen zur Abwehr verpflichtet glauben. Nun wird freilich jeder, der die sächsischen Verhältnisse nicht weiter kennt, um Aufklärung bitten, wie denn eine konservative Kammermehrheit zu einem solchen Vorstoße gegen eine konservative Regierung kommen konnte. Die Erklärung liegt in den Zuständen der sächsischen Volksvertretung. In einem Industrie-lande, wo die Grenzen zwischen Stadt und Land hinsichtlich der Erwerbstätigkeit meist längst verwischt sind, und wo der von der Landwirtschaft lebende Teil der Bevölkerung nur etwa 15 Prozent der Einwohnerschaft beträgt, gilt heute noch der Unterschied zwischen (37) städtischen und (45) ländlichen Wahlkreisen wie vor siebzig Jahren, und zwar so, daß diese eine ganz unverhältnismäßig große Zahl von Abgeordneten des Grundbesitzes stellen, die städtisch-industriellen Kreise dagegen verhältnismäßig viel zu schwach vertreten sind. Das neue Wahlgesetz vom 28. März 1896 hat mit seiner Dreiklassenwahl und der Einführung indirekter Wahlen die starke sächsische Sozialdemokratie, die in den Reichstag eine so große Anzahl von Vertretern sendet, geradezu mundtot gemacht und eine konservativ-agrarische Mehrheit in der Zweiten Kammer geschaffen, die diese völlig beherrscht, also Zustände veranlaßt, die mit dem ganz überwiegend städtisch-industriellen Charakter Sachsens im schroffsten Widerspruche stehen. Dadurch hat sich die Regierung selbst der Stellung beraubt, die sie der Volksvertretung gegenüber behaupten muß, wenn sie, statt konstitutionell-monarchisch zu sein, nicht parlamentarisch werden will, der Möglichkeit nämlich, über den Parteien zu stehen, unter Umständen die eine gegen die andre auszuspielen und Mehrheiten von verschiedner Zusammensetzung zu schaffen. Denn in der sächsischen Zweiten Kammer giebt es jetzt nur zwei Parteien, und von diesen ist die liberale so schwach, daß sie niemals eine Mehrheit bilden kann.

Also beherrschen die Konservativen den Landtag unbedingt und üben dadurch auf das Ministerium einen solchen Einfluß, daß man dort, wie die Späßen von den Dächern pfeifen, vor nichts mehr Scheu hat, als vor einem Widerspruch der Kammer. Deshalb hat sich das Ministerium z. B. auch gefallen lassen, daß der verabredetermaßen von der Kammer zu stellende Antrag auf die längst versprochene Gewährung von Wohnungsgeld an die Beamten einfach nicht eingebracht wurde. Kurz, Sachsen wird heutzutage viel weniger von der Regierung als von der konservativ-agrarischen Landtagsmehrheit regiert. Diese konnte deshalb im Bewußtsein ihrer Macht die Krone und das Ministerium vor die Situation des 7. Februar stellen, konnte einen Ministerwechsel fordern, obwohl die Wahl und die Entlassung der Minister ein Kronrecht ist, und der Rücktritt des ganzen Ministeriums war der erste Versuch, den Rechtsansprüchen der Kammer entgegenzutreten.

Wenn aber die Regierung im Grunde die ganze peinliche Lage mit herbeigeführt hat, so trägt die Landtagsmehrheit andererseits die Schuld daran, daß das Finanzministerium seine Befugnisse etwas weitherzig aufgefaßt hat. Seit vielen Jahren haben die Kammern alle möglichen unrentablen und doch oft sehr kostspieligen Eisenbahnbauten schlantweg bewilligt, weil jeder Abgeordnete für seinen Wahlkreis sorgen wollte; sie haben ebenso die wiederholten kolossalen Überschreitungen der ursprünglichen Anschläge für die Dresdner Bahnhofsbauten immer wieder genehmigt und für sich selbst den Bau eines großartigen Ständehauses mit umfangreichen Repräsentationsräumen beschlossen, dessen Notwendigkeit außerhalb der Kammern wenig Leute einzusehen vermögen, während sie für den dringenden notwendigen Leipziger Schifffahrtskanal keinen roten Heller übrig hatten, sondern diesen Bau gemüßlich den „Interessenten“ überließen, als ob das Interesse der größten Stadt des Landes, die mit ihrer Umgebung weit über eine halbe Million Menschen zählt, nicht mindestens ebensoviel bedeutete, als das Wohl Oberwiesentals oder Zöschbaths, die sich ihre Eisenbahnen doch auch nicht selbst bauen müssen, und nicht ebenso oder in noch etwas höherem Grade ein allgemeines Landesinteresse wäre. So haben sie selbst einen großen Anteil an der schlechten Finanzlage, derentwegen sie jetzt das Finanzministerium verantwortlich machen.

Nun kann man gewiß sagen: das sächsische Volk, soweit es überhaupt auf dem Boden der heutigen Staatsordnung steht, will durchaus nicht von einer konservativ-agrarischen Oligarchie regiert werden, sondern von der Regierung seines Königs, es will kein parlamentarisches, sondern ein konstitutionell-monarchisches Regiment. Ein solches wird es aber nur dann haben, wenn das Landtagswahlgesetz derart umgestaltet wird, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung auch in der Zweiten Kammer wirklich zum Ausdruck kommt, und daß das Ministerium nicht machtlos einer streng geschlossenen, übermächtigen Mehrheit gegenübersteht. Ohne eine solche Reform wird kein Ministerwechsel, wie er sich soeben am 11. Februar mit der von Anfang an wahrscheinlichen Beschränkung auf das Finanzministerium vollzogen hat, etwas helfen. Der neuernannte Finanzminister Dr. Küger gilt allerdings mit Recht als ein sehr energischer Mann, er hat als zweiter Bürgermeister von Dresden die städtische Finanzverwaltung jahrelang geleitet, und der Ton der königlichen Erlasse an die Minister ist deutlich genug; aber die Probe hat das neugefaltete Ministerium erst zu bestehen, wenn es sich um die Entscheidung der Indemnitätsfrage handelt. Die öffentliche Meinung des Landes, soweit sie nicht konservativ ist, hat nicht den geringsten Grund, sich auf die Seite der Kammermehrheit zu stellen, und auch die Konservativen im Lande, die sich ja für ganz besonders königstreu halten, mögen es sich überlegen, ob sie ein parlamentarisches oder ein monarchisch-konstitutionelles Regiment wollen, denn so steht heute die Frage. Sie werden doch wohl nicht wünschen, daß in Sachsen die Deputierten regieren und die mächtigsten Leute in ihren Wahlkreisen werden, wie sie es in Frankreich und Italien längst sind, wahrhaftig nicht zum Wohle des Landes. Also Principiis obsta!

Zum Heimatschutz. Unter dem 8. November 1898 hatte der Landrat des Kreises Ahrweiler mit Zustimmung des Kreisaußschusses auf Grund des § 142 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung und des § 6i des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 folgende Polizeiverordnung erlassen:

§ 1

Die Anbringung von Reklameschildern und andern gleichartigen Geschäftsanzeigen im Freien, außerhalb der geschlossenen Ortschaften, ist verboten.

§ 2

Bereits bestehende Anlagen der in § 1 genannten Art sind bis zum 1. März 1899 wieder zu beseitigen.

§ 3

Ausnahmen von den in §§ 1 und 2 enthaltenen Vorschriften kann in besondern Fällen der Landrat gestatten.

Zu dieser Verordnung hatte das Aufstellen großer grellfarbiger Geschäftsanzeigen im Rheinthale, in den höhern Anlagen der Weinberge, wie überhaupt an besonders schönen Punkten die Veranlassung gegeben, weil dadurch die landschaftliche Schönheit der Gegend an Reiz verliert, und der Genuß dieser Schönheit bei Reisenden und Einheimischen beeinträchtigt wird.

Das Kammergericht hat diese Verordnung durch Urteil vom 4. Februar 1901 für ungültig erklärt und den Angeklagten, der auf der Mauer seines Weinbergs bei Ahrweiler den Namen seiner Firma in 90 Centimeter hohen und 22 Centimeter breiten Buchstaben stein hatte, sodaß die Aufschrift von der unterhalb des Bergs vorbeiführenden Landstraße gelesen werden konnte, freigesprochen. Die Entscheidung beruht auf der Erwägung und Feststellung, daß die landrätliche Verordnung die Grenzen, die dem polizeilichen Ordnungsrechte gezogen worden sind, überschritten habe. Sie will zwar, heißt es in den Gründen, den ästhetischen Genuß, den die schönen Landschaftsbilder des Rheins und Ahrthals den Reisenden und Einwohnern bieten, schützen und die Gegend sogar verschönern, aber die Polizeiverwaltungen sind nicht berufen, solche ästhetische Interessen zu wahren, es steht ihnen auf diesem Gebiete kein Ordnungsrecht zu. Wollte man diese Aufgabe der Polizei zuweisen, so wäre sie in der That imstande, den Bau jeder Fabrik, jedes Schornsteins im Rheinthale, es sei denn in Form von Burgen und Burgruinen, zu verbieten. Es mag sein, daß für gewisse Gegenden des Rheinthals das Bedürfnis vorliegt, das Recht der Grundbesitzer und Gewerbetreibenden im Interesse der landschaftlichen Schönheit gewissen Beschränkungen zu unterwerfen; derartige Beschränkungen können aber nur durch Gesetz oder im Wege der Enteignung ausgeführt werden, nicht durch Polizeiverordnungen, die damit über das Gebiet der Wohlfahrtspolizei hinausgreifen.

Ein solches Gesetz ist vor einigen Wochen dem preussischen Landtag im Entwurf zugegangen; er entspricht einem in der vorigen Tagung des Abgeordnetenhauses eingebrachten, aber wegen des Landtagschlusses nicht mehr zur Beratung gekommenen Antrag und hat — nach Zeitungsberichten — nachstehenden Wortlaut: „Die Landespolizeibehörden sind befugt, zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervortragender Gegenden Reklameschilder und sonstige das Landschaftsbild verunstaltende Aufschriften und Abbildungen außerhalb der geschlossenen Ortschaften zu verbieten.“

Zugleich wird aus Trier gemeldet, daß der dortige Regierungspräsident an sämtliche Kreisbehörden eine Verfügung erlassen habe, die die Wahrung der charakteristischen Landschaftsbilder des Moseltals und der Seitentäler bei Neu- und Umbauten zum Zweck hat. Wie weit diese letzte Verfügung auf gesetzlicher Grundlage beruht, entzieht sich zwar der Beurteilung, aber sie kommt doch schon dem näher, was hier nochmals kurz hervorgehoben werden soll, und was schon in den Nummern 22 und 23 der Grenzboten von 1897 von berufener Seite ausgeführt

worben ist. Der neue Gesetzesentwurf will nämlich nur die Verunstaltung der Landschaften durch Reklamegebilde verhindern und läßt dabei die sonstige „Wahrung charakteristischer Landschaftsbilder“ außer acht, die sich noch in ganz anderer Weise äußern kann. Es ist eine alte Bestrebung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, den Denkmalschutz auch auf die geschichtlich auf uns gekommene Physiognomie des Landes mit ihren geologischen, botanischen und zoologischen Eigentümlichkeiten auszudehnen, und gerade der Verfasser des erwähnten Grenzbotaufsatzes, der übrigens auch in Buchform*) erschienen ist, Professor Ernst Rudorff, hat die Anregung dazu gegeben. Die Generalversammlung des Gesamtvereins in Posen faßte im Jahre 1888 einen darauf hinzzielenden Beschluß, jedoch mit verschiedenen Einschränkungen zur Vermeidung einer Kompetenzüberschreitung. Später ist dann auf der Eisenacher Generalversammlung (1894) derselbe Gedanke vom Freiherrn von Minnigerode noch einmal angeregt und ein ausgedehnter Schutz der Natur gewünscht worden. Es sei traurig, so führte der Antragsteller aus, wie wenig Rücksicht häufig bei Abholzungen auf die landschaftliche Schönheit einzelner Punkte genommen werde; es gäbe z. B. alte Bäume, die besonders bezeichnend für ihren Standort seien, an den sich alte Sagen und Überlieferungen knüpften. Diese Bäume müßten erhalten werden. Der damals noch lebende Oberst von Cöhausen, der bekannte Grenzwallforscher, trat lebhaft für den Gedanken ein und wünschte im Anschluß daran auch die Erhaltung der alten Gebäude, Knide, Grenzen usw., und man betrefe sich auf einen denselben Gegenstand behandelnden Aufsatz des Professor Rudorff im Märzheft der Preussischen Jahrbücher von 1880 (Schutz der Natur).

Nun beschäftigen sich zwar die alljährlichen Generalversammlungen noch immer mit Entwürfen über den Denkmalschutz, und sie erwägen, ob nicht ein einheitliches Reichsgesetz geschaffen werden könne, jedoch diese Entwürfe richten sich in der Hauptsache auf wirkliche Kunst- und Baudenkmäler, die von Menschenhand geschaffen worden sind und des Schutzes bedürfen. Im Gegensatz dazu hat nun aber im Jahre 1900 der Professor Conventz in Danzig ein forstbotanisches Werkbuch herausgegeben mit einem Nachweise der bemerkenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände der Provinz Westpreußen. Die Schrift beruht auf einer Denkschrift, die Conventz dem Chef des preussischen Forstwesens eingereicht hatte, und worin folgendes betont worden ist: 1. Bei der Durchforstung der Bestände sind die Naturdenkmäler zu verzeichnen, zu schützen und in Karten und Bücher für die Forstbeamten einzutragen. 2. Für jede Provinz soll nach dem vorliegenden Muster ein Werkbuch herausgegeben werden, möglichst mit Abbildungen und kurzer Erläuterung der wichtigsten Naturdenkmäler. 3. Zum Schutze der durch hohes Alter, ungewöhnliche Größe, Bildungsabweichungen usw. ausgezeichneten Baumexemplare sollen besondere Vorrichtungen getroffen werden. Der Verfasser sagt mit Recht, daß in unserm lieben Vaterlande die Natur durch die fortschreitende Kultur mehr und mehr verändert werde. Der Grund und Boden wird allerorten umgestaltet, Hügel werden abgetragen, Mulden aufgehöhht; durch den vorherrschend geübten Kahlschlag werden die urwüchsigen Gehölze nahezu vollständig vernichtet, und an die Stelle des von der Natur gesäten und gepflanzten Waldes tritt der künstliche Forst, der nur noch gewinnbringende Gehölze trägt.

Wie der Wildbestand, die Fische, die Vogelwelt unter gesetzlichen Schutz gestellt sind, so müssen auch für den Wald Maßregeln getroffen werden, die der Vernichtung Einhalt thun. Für solche Maßregeln dürfte jetzt, wo dem Landtag ein Gesetzesentwurf mit ähnlichen Bestrebungen vorliegt, die günstigste Gelegenheit geboten sein. Mit der Vereitelung der störenden Reklametafeln wird doch nur ein kleiner Teil, gewissermaßen die negative Seite der Verunstaltung einer Landschaft betroffen,

*) Im Heineatverlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW 46, Bernburgerstr. 15/16.

während die viel wichtigeren, im vorstehenden erwähnten schutzbedürftigen Naturdenkmäler nach wie vor der Zerstörung preisgegeben sind.

Den Weg zum Schutze der Naturdenkmäler hat die Kammergerichtsentscheidung schon selbst angegeben, wenn sie sagt, daß durch Enteignung der Verunstaltung Schranken gesetzt werden könnten. Und in der That könnte der Privateigentümer, der für eine Eisenbahn sein Ackerland hergeben muß, durch Enteignung beispielsweise gezwungen werden, einen Felsvorsprung mit schöner Aussicht, einen uralten Eibenbaum, der jetzt so selten geworden ist, oder einen großen erraticen Block, an den sich Sagen knüpfen, gegen Entschädigung an den Staat, die Provinz oder eine sonstige Körperschaft abzutreten, wie es ja schon freiwillig hier und da geschieht. Und die Geldmittel? Es giebt seit langer Zeit Lotterien zu Dombauten, warum sollte man nicht auch Lotterien zum Ankauf von Naturdenkmälern ins Leben rufen können, soweit nicht die Körperschaften mit ihren Geldmitteln eingreifen, die doch schon viele Tausende für Herausgabe von Urkunden, Erbauung von Museen und Erhaltung von Kunst- und Baudenkmälern ausgeben, die immer nur für eine beschränkte Anzahl von Personen Interesse haben, während die Naturdenkmäler jeden erfreuen.

Die berufenen Vertreter dieser Interessen sind die Provinzialkonservatoren mit ihren Pflegern, die ohnehin ihren Bezirk nach allen Richtungen bereisen und kennen lernen müssen. Sie geben den Anstoß, nötigenfalls ein Gutachten über den Naturschutz im Einzelfalle, und das Verfahren kann dann auf ähnlichem Wege vor sich gehn, wie die Errichtung und Festlegung von trigonometrischen Punkten nach dem preussischen Gesetze vom 7. Oktober 1865, wo es in § 1 heißt: In Ermanglung einer gütlichen Einigung zwischen den Interessenten erfolgt die Einweisung in den Besitz der abzutretenden Bodenfläche nach Anhörung des Eigentümers und nach Feststellung der Entschädigung durch den Landrat. In ähnlicher Weise müssen sich auch die Anwohner von Festungen zur Erweiterung des Rayons einen Zwangsverkauf gefallen lassen, und Stadtgemeinden dürfen auch jetzt schon nicht ohne Genehmigung des Regierungspräsidenten ihre Stadtmauern, Thore, Türme und Wälle beiseitigen. Diese Beschränkungen lassen sich leicht auf die Naturdenkmäler ausdehnen, die im Gemeindebesitz sind.

Dem Gesetzentwurf, wie er vorliegt, müßte ein Zusatz gegeben werden, der die Landespolizeibehörden ermächtigt, Naturdenkmäler aller Art gegen Zerstörung zu schützen und nötigenfalls die Enteignung zuzulassen.

Schliesen

R. Krieg

Das Postdefizit. Während die Postverwaltung in frühern Jahren immer einen Überschuß herauswirtschaftete, der den Etatsvoranschlag um verschiedene Millionen überstieg, hat sie im Rechnungsjahr 1900 einen Fehlbetrag von 28 Millionen Mark gehabt, und für das Jahr 1902 sind die Posteinnahmen wieder um 17 790 000 Mark niedriger berechnet worden als im Vorjahr. Dieses böse Ergebnis muß nach der Erklärung, die der Staatssekretär des Reichspostamts im Reichstage gegeben hat, nicht nur auf die ungünstige Entwicklung der allgemeinen Geschäftslage zurückgeführt werden, sondern vor allem auf die Tarifermäßigungen und die sonstigen finanziellen Folgen der jüngsten Post- und Telegraphengesetzgebung.

Die Tarifermäßigungen im Postverkehr, denen ein so unheilvoller Einfluß auf das finanzielle Ergebnis der Postverwaltung zugeschrieben wird, bestehen hauptsächlich in der Herabsetzung des Portos für Ortsendungen, in der Ausdehnung des Ortsportos auf den Nachbarortverkehr und in der Festsetzung der Gewichtsgrenze für einfache Briefe auf 20 Gramm. Welche Wirkungen diese Neuregelung der Portosätze auf die Gestaltung der Einnahmen und auf den Postbetrieb überhaupt ausgeübt haben, kann man ungefähr aus dem Absatz der für den inländischen Briefverkehr vorwiegend in Betracht kommenden Markenforten ersehen. Nach der amtlichen Statistik sind gegenüber dem betreffenden Vorjahr abgesetzt worden:

	1898	1899	1900
2 Pfennigmarken	—	—	+ 146,5 Millionen
3 " "	+ 45 Millionen	+ 37 Millionen	+ 12 "
5 " "	+ 117 "	+ 115 "	+ 112,5 "
10 " "	+ 40 "	+ 37 "	+ 7 "
Postarten zu 2 Pfennigen	—	—	+ 69 "
" " 4 " "	—	—	+ 1 "
" " 5 " "	+ 10 "	+ 17 "	+ 10 "
" " 10 " "	+ 0,5 "	—	—

Nimmt man an, daß auf jede Marke eine beförderte Sendung entfällt, so sind hiernach im Jahre 1898 212 $\frac{1}{2}$ Millionen, 1899 206 Millionen und 1900 324 Millionen Sendungen mehr als in dem Jahre vorher befördert worden. Genau trifft das natürlich nicht zu, aber wir finden auf diesem Wege immerhin recht zuverlässige Verhältniszahlen, mit denen sich rechnen läßt.

Die Herabsetzung des Tarifs in Verbindung mit der Aufhebung der Privatposten hat also eine ganz außerordentliche Zunahme des Verkehrs hervorgerufen, die selbstverständlich auch eine starke Steigerung der Betriebsausgaben zur Folge haben mußte. Dieses Mehr an Betriebsausgaben ist auf rund 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark von der Postverwaltung angegeben worden. Berechnen wir aber die Einnahmen aus dem Verlauf der angeführten Wertzeichen, so entfällt auf das Jahr 1898 ein Mehr von 11 $\frac{3}{4}$ Millionen Mark und auf das Jahr 1899 ein Mehr von 11 $\frac{1}{2}$ Millionen, während sich der Erlös im Jahre 1900 nur auf ein Mehr von 9 $\frac{1}{4}$ Millionen Mark berechnet. Den durch den Verkehrszuwachs gesteigerten Ausgaben gesellt sich also auch noch ein Einnahmeausfall von rund 2 Millionen Mark hinzu.

Über die finanzielle Wirkung des neuen Zeitungsgebührentarifs stehen keine amtlichen Zahlen zur Verfügung. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß auch das neue Zeitungsgebührengesetz die Reichsfinanzen ungünstig beeinflusst hat, obgleich es sich hierbei nicht um einen so hohen Einnahmeausfall handeln kann.

Hohe Kosten hat die Abfindung der Privatposten verursacht, nämlich einen Aufwand von rund 7 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Diese Abfindung kann man jedoch nicht auf die Initiative der Postverwaltung zurückführen, sondern sie ist erst von der Volksvertretung ausdrücklich gefordert worden. Als sehr kostspielig haben sich auch das neue Telegraphengesetz und die neue Fernsprechgebührenordnung erwiesen. Nach dem Telegraphengesetz muß die Postverwaltung jeden Antrag auf Anschluß an ein Lokalfernsprechnetz erfüllen. Von dieser Verpflichtung ist unter dem Einfluß der neuen Fernsprechgebührenordnung, die für kleinere Orte die Fernsprechanschlüsse sehr verbilligt hat, durch das Publikum ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht worden, daß von den 28 Millionen Mark, um die der Postetat für 1900 überschritten worden ist, allein 10 Millionen Mark auf Fernsprech- und Telegraphenanlagen entfallen. Der Einnahmeausfall bei den Fernsprechgebühren ist besonders dadurch hervorgerufen worden, daß die billigeren Anschlüsse gegen Grund- und Gesprächsgebühren überraschend stark benutzt worden sind. Nach den amtlichen Berechnungen hat jeder Hauptanschluß im Jahre 1900 rund 15 Mark weniger gebracht als unter der früheren einheitlichen Pauschgebühr von 150 Mark, was einer Mindereinnahme von rund 3 Millionen Mark gleichkommt.

Bergegenwärtigt man sich, wie sehr das Reich auf die Abgaben und die Einnahmen aus dem Verkehrswesen angewiesen ist, und daß demnach auch die Postverwaltung die allgemeinen Verkehrsinteressen nur insoweit berücksichtigen darf, als es die Finanzlage des Reiches erlaubt, so liegt es nahe, dem verantwortlichen Leiter der Reichspostverwaltung, im vorliegenden Falle dem früheren Staatssekretär von Bobbielski, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die Gesetze eingebracht und mit den finanziell so nachteiligen Änderungen, die der Reichstag für notwendig erachtete, acceptiert hat. Man sagt sich, die Postverwaltung hätte die finanzielle Wirkung der Gesetze voraussehen und ihre Zustimmung zu den Tarifermäßigungen

verjagen müssen. Aber soweit die Wirkung von Tarifiermächtigungen im Verkehrsdiensfte überhaupt vorausgesehen werden kann, hat die Postverwaltung den finanziellen Mißerfolg auch erkannt. Von den Vertretern des Reichspostamtes, besonders von Herrn von Bobbielski, ist in den Verhandlungen des Reichstags wenigstens oft genug darauf hingewiesen worden. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die in dieser Beziehung notwendigen Berechnungen von der Postverwaltung mit der größten Sorgfalt vorgenommen worden sind, denn für diese Ermittlungen stand ja Herrn von Bobbielski derselbe exakt arbeitende Beamtenapparat zur Verfügung, dessen der Staatssekretär von Stephan sich so lange und mit so großem Erfolge bedient hatte. Verkehrsprognosen sind aber genau so unzuverlässig wie die Wetterprognosen, und sollte sich die Postbehörde in der finanziellen Wirkung der neuen Tarife thatsächlich verrechnet haben, so kann daraus niemand ein Vorwurf gemacht werden.

Es kommt hinzu, daß Herr von Bobbielski, ganz abgesehen von den verkehrstechnischen Berechnungen, gezwungen war, eine persönliche Tarifpolitik zu treiben. Als er das Erbe des Staatssekretärs von Stephan antrat, hatte er keinen leichten Stand. In den letzten Jahren der Stephan'schen Verwaltung hatte man von allen Seiten auf Tarifiermächtigungen und Verkehrsberleichterungen gedrungen, gegen die sich aber Stephan immer ablehnend verhalten hatte. Herr von Bobbielski blieb bei der Übernahme seines Amtes gar nichts weiter übrig, als dem Druck der öffentlichen Meinung nachzugeben und in die Tarifiermächtigungen zu willigen, die sein großer Vorgänger solange abgelehnt hatte und auf Grund seiner beispiellosen Erfolge im Postwesen auch ohne Gefahr für sich und seinen Ruhm hatte ablehnen können. Bobbielski's Stellung wäre von vornherein unhaltbar gewesen, wenn er nicht auf die Tarifiermächtigungen eingegangen wäre. Für ihn handelte es sich nur darum, daß er den Weg fand, auf dem er den Wünschen des Publikums gerecht werden konnte.

Wenn nun die neuern Post- und Telegraphengesetze zunächst auch finanziell ungünstig gewirkt haben, so ist doch von der weiteren Entwicklung unferes Postwesens mit Sicherheit zu erwarten, daß sich das finanzielle Ergebnis der Postverwaltung in den nächsten Jahren auch wieder bessern wird. Es ist ein alter Erfahrungssatz im Verkehrsweisen, daß Tarifiermächtigungen jederzeit eine Steigerung des Verkehrs zur Folge haben, und daß auch die finanzielle Wirkung solcher Ermächtigungen immer dann günstig ist, wenn zugleich Vereinfachungen des Betriebs eintreten. Das Reichspostamt ist schon mit solchen Betriebsvereinfachungen mehrfach vorgegangen, und ihre vorteilhafte Wirkung auf die Höhe der Ausgaben wird nicht ausbleiben. Noch größer wäre vielleicht der Erfolg, wenn die Postverwaltung die Sendungen, für die Portoermächtigungen bestehen, nämlich die Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere, grundsätzlich von den Briefen trennen und sie entsprechend der geringern Bezahlung auch einer weniger kostspieligen posttechnischen Behandlung unterwerfen würde. Der Anfang dazu ist schon durch die Bestimmung gemacht worden, daß in großen Städten zur Entlastung der ersten Bestellung die nicht eiligen Drucksachen im Falle des Bedürfnisses auf unmittelbar folgende, weniger belastete Bestellungen zurückgestellt werden dürfen.

Auch von der neuen Fernspreckgebührenordnung kann man erwarten, daß die jetzigen Mindererträgnisse mit der Zeit durch eine Zunahme des Verkehrs und dementsprechend durch bessere Ausnutzung der Anlagen ausgeglichen werden. Ein solcher Ausgleich wird für die weitere finanzielle Entwicklung des Fernspreckwesens durch die Bemessung der Gebühren für Fernspreckanschlüsse wesentlich gefördert, denn mit der Zunahme der Anschlüsse treten die einzelnen Ortsnebe nach und nach in die Gruppen mit höhern Reichgebühren über, und es muß deshalb, wenn erst die Bildung neuer Ortsfernprecknebe in der Hauptsache abgeschlossen ist, die durchschnittliche Jahreseinnahme für einen Anschluß allmählich wieder steigen.

Ist somit auch begründete Aussicht vorhanden, daß sich die Erträgnisse der Postverwaltung in Zukunft wieder bessern werden, so lehrt doch jetzt der starke

Einnahmeausfall, daß die Postverwaltung alle Veranlassung hat, die auf Tarifiermäßigungen gerichteten Wünsche des Publikums, so berechtigt sie auch erscheinen mögen, mit Rücksicht auf die Gestaltung der Finanzen mit Vorsicht aufzunehmen.

Aphorismen. Es werden mindestens tausend sein, und sie stehen in einem bei Winter in Heidelberg erschienenen Bande von reichlich 200 Seiten unter dem Titel: Greift nur hinein. Neue Aphorismen von Georg von Derzen. Unzusammenhängenden Einfällen eines erfahrenen und gedankenreichen Mannes zu folgen kann ein großes Vergnügen sein, wenn es auch mit der Unbequemlichkeit fortgesetzten Auf- und Abspringens erkaufte werden muß, aber diese Aphorismen sind zu kurz, um etwas zu sagen, und sie sprechen meistens ganz selbstverständliche Dinge aus, sodaß das etwaige Neue nur in einer Prägung besteht, die für die Sache nichts austrägt. Das führt dann zum Wortspiel, das nur zu leicht gesucht wird, z. B. „Wenn die Nervosität Thränen vergießt, weint sie unechte Perlen“ oder „Das Leben hat ungezähnte Lungen, aber nur einen Atem, den des Vergehens“ usw. Unhöfliche Menschen würden so etwas „Kalauer“ nennen. Am wenigsten dürfen solche Wortkunststücke schwer verständlich sein, weil der Aufwand an Nachdenken durch den enttäuschend bescheidenen Ertrag nicht gedeckt werden kann, oder gar unverständlich, z. B. „Schweigsamkeit ist die Amme der Unabhängigkeit“ oder „Wann sind wir alt? Wenn in unserm unwillkürlichen Streit mit dem Kalender dieser uns selbst zum Bundesgenossen hat“ oder „Nahestehende beantworten zuwellen auch das Gleichgiltige, das wir sagen, so, als glaubten sie, daß wir gegen Zustimmung empfindlich sind.“ Vollends aber darf sich, wenn die Wortkunst auf die Wirklichkeit der Dinge trifft, in dieser Gleichung nichts Falsches finden, z. B. „Der Versuch, eine unwillkommene geistige Bewegung aufzuhalten, ist wie das Spiel des Kindes am Strande. Es bemüht sich das Meer auszuschöpfen, weil es sich vor dem Bade fürchtet.“ Ein seltsames Kind! „Der Knopf auf dem Beutel steht in Verbindung mit dem Klingelzug zum Herzen. Drücken Sie gefälligst.“ Ja, aber wo? Auf dem Knopf des Beutels hat der Besitzer selbst die Hand. Könnte ich da mit Erfolg drücken, so brauchte ich mich nicht mehr an sein Herz zu wenden. Eher könnte ich auf sein Herz zu drücken suchen, ob sich von da aus der Beutel aufstun würde, aber dann ist der Beutellopf für mich überflüssig, und ich brauche einen Herzknopf. Maximen können endlich auch durchaus falsch sein, sollten es freilich nicht: „Nur im Traum ist jemand der, für den er sich selbst hält.“ Hat der Verfasser zu wenig erlebt? Gewiß nicht, denn wir sehen aus der Liste der „Schriftsteller der Gegenwart“ in Spemanns Goldnem Buch der Weltliteratur, daß er ein äußerlich bevorzugtes und an Anregungen sicherlich ergiebiges Leben hinter sich hat. Wenn es auch vielleicht zu tausend Aphorismen nicht gereicht hätte, etwas mehr do quoi hätte man doch erwarten mögen. Die wirklichen Fragmentisten sprechen immer über einen Inhalt, über Politik, Litteratur, Kunst oder Gesellschaft, aber nicht über beliebige Allgemeinheiten. Vielleicht hat der Verfasser einer ästhetischen Doktrin zuliebe, nach der geistreiche Aussprüche möglichst abstrakt sein müssen, die seinen so allgemein gehalten, daß er sie nun nicht einmal mehr in Gruppen hat ordnen können, sondern sie in ununterbrochenem Zuge an uns vorbeiführt. Das ist ermüdend, und es würde zu entschuldigen sein, wenn unserer Aufmerksamkeit manches Bessere entgangen wäre, wie z. B. „Leise, sagt die Eitelkeit als die lebenswürdige Führerin durch unser Inneres, leise — sonst will das Gewissen auch mit.“ Das klingt recht hübsch, ist aber doch im Grunde nicht mehr als ein Bonmot. Andererseits haben wir nach den Beispielen für das Verfehlte wirklich nicht gesucht, wir hätten sie leicht verzehnfachen können, und wo wir immer auf Geratewohl eine Seite aufschlagen, finden wir Sätze, die keinen etwas besonders sagen, wie die folgenden zwei gleich hintereinander: „Wer sich ärgert, ist wunder als der Betrübte, und böser als der Zornige.“ „Undank macht die Wohlthat zur Pessimistin.“ Wir meinen, dergleichen liest man einander in der Familie vor, oder man schreibt es Freunden ins Stamm-

buch, und so oft einen dann die Versuchung anwandelt, es drucken zu lassen, soll man zur Beschränkung ein paar Seiten Lichtenberg lesen. Der kann uns zeigen, was wirkliche Aphorismen sind.

Militärlexikon. *) Oberleutnant Frobenius hat sich mit der Herausgabe des Militärlexikons ein Verdienst erworben. Die Militärwissenschaften, die Militärtechnik gewinnen in immer weiteren Kreisen Verbreitung, und die kriegerischen Ereignisse unsrer Zeit werden selbstverständlich von Zivil und Militär mit dem größtem Interesse verfolgt. Die vollständige Umwandlung der Bewaffnung der großen Heere machen es aber sogar ältern und jüngern Offizieren schwer, sich in den mit den Neuerungen der Konstruktionen entstandnen neuern technischen Ausdrücken zurechtzufinden. Die steten Heeresvermehrungen und Organisationsveränderungen kann man nicht im Gedächtnis behalten; das Verständnis für manche Zeitungsnachrichten leidet deshalb hin und wieder sogar bei dem Fachmann, wie viel mehr noch bei dem Laien. Das Militärlexikon kommt allen diesen Bedürfnissen entgegen.

Wenn auch in der Vorrede sehr richtig betont wird, daß das Buch mit äußerster Beschleunigung bearbeitet werden mußte, weil man verhindern wollte, daß es schon vor dem Erscheinen der Schlußlieferung veraltet sei, so muß anerkannt werden, daß diese Beschleunigung dem Inhalt keineswegs geschadet hat, obgleich vom Erscheinen der ersten drei Lieferungen bis zum Schlusse des Ganzen kaum sechs Monate verstrichen sind. An dieser schnellen Erledigung haben sowohl die Mitarbeiter als auch die Verlagschandlung Verdienst, was Oberleutnant Frobenius auch in seiner Vorrede anerkennt.

Der Kriegsgeschichte, die mit wenig Ausnahmen nur bis zum Dreißigjährigen Kriege zurückgeht, weil das Lexikon nur das gegenwärtig Wichtige und das militärisch Wichtige angeben soll, ist doch ein Raum von etwa 80 Seiten gewidmet. Darin ist der Verlauf der Kriege vom Dreißigjährigen bis zum Buren- und China-Kriege unsrer Zeit skizziert. Ein Raum von etwa 38 Seiten enthält dann eine Übersicht der wesentlichsten litterarischen Werke der gesamten Militärwissenschaften. Eine große Zahl von Karten dient zum Verständnis der Kriegsergebnisse, Schlachten, Belagerungen, die gelegentlich bei dem betreffenden Ortsnamen geschildert werden. Von besonderm Werte sind auch die Übersichtskarten über die Standorte der Truppen der verschiednen Großstaaten. Namentlich möchte ich dann die sehr zahlreichen Abbildungen der neuen und neuesten Feuerwaffen, die dazugehörenden guten und knappen Erläuterungen und ganz besonders eine große Übersicht sämtlicher heutigen Schnellfeuerkanonen lobend erwähnen. Der Feldherren, der Militärchriftsteller, der Festungsverbauer, der großen Kriegsindustriellen und ihrer Anstalten ist selbstverständlich ebenfalls durch kurze Lebensabriffe oder Beschreibungen gedacht.

Verschiedne Militärzeitschriften des In- und des Auslandes sind einstimmig in der günstigen Beurteilung des Werkes. Ich kann mich diesem Urteil nur anschließen, umso mehr, als der Herr Verfasser in seiner Vorrede selbst auf Mängel aufmerksam macht, die bei einer neuen Auflage beseitigt werden sollen. Eine solche wird nicht ausbleiben. Das Buch ist gut und kann aktiven und inaktiven Offizieren, sowie überhaupt allen empfohlen werden, die Interesse am Kriegswesen nehmen und sich über die jezt immer häufiger in Zeitungsberichten erscheinenden neuen Militär-, namentlich Waffenausdrücke belehren wollen.

C. v. H.

*) Militärlexikon. Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Unter Mitwirkung des Generalmajors J. D. Wille, des Generalmajors A. D. von Zepelin, des Kapitänleutnants A. D. von Nissen und des Oberstabsarztes Dr. Arndt bearbeitet und herausgegeben von H. Frobenius. Mit 513 Textillustrationen, 5 Diskussionskarten und einer tabellarischen Übersicht der Schnellfeuerfeldkanonen. Großoktav. Berlin, Martin Oldenbourg, 1901.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Über Thünens isolierten Staat mit einer Anwendung auf die Wirklichkeit

Die Welt der Wirklichkeit ist unendlich im Raum, unendlich in der Zeit, und die unendliche Mannigfaltigkeit aller möglichen Einzelfälle und Ereignisse scheint der Berechnung des Menschengeistes zu spotten. Wenn das Menschengenie den Sternenhimmel überseht, so erblickt es eine Unzahl von Lichtern in regelloser Anordnung durcheinander geworfen. Wenn es mit dem Mikroskop bewaffnet in die Welt des Kleinen taucht, so scheint ihm, je mehr es eindringt, diese Welt nur um so tiefer, mannigfaltiger und unendlicher zu werden.

Auch die Welt der Menschenleben ist unendlich. Unausrechenbar die Zahl aller möglichen Kombinationen, ein Chaos, das, nachdem die Menschenphantasie Ordnung darin gemacht zu haben glaubt, aus sich heraus immer von neuem unübersehbare Unordnung gebiert. Aber der Menscheng Geist hat den sehnächtigen Willen, dieses unendliche Durcheinander zu ordnen, zu berechnen und mit seiner Ordnung zu beherrschen. Wie das überhaupt möglich ist, davon hat uns Kant das Geheimnis verraten: Indem die Welt der Erscheinungen in den Menscheng Geist eintritt, ordnet sie sich nach transzendenten Gesetzen des Raumes, der Zeit und Kausalität und wird meßbar, im voraus berechenbar, konstruierbar, experimentierbar. Der Astronom sagt zu dem Stern: In neun Jahren wirst du genau auf dieser Stelle stehn. Der Bakteriologe weiß von seinen Bakterien: Wenn dieser Celsiusthermometer auf 100 Grad stehn wird, so werdet ihr sterben. Die Zahl bewältigt alles. Mit ihr gelingt es auch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Menschenlebens zu meistern, z. B. die der wirtschaftlichen Beziehungen. Aufgabe dieses Aufsatzes ist es zu zeigen, in welcher ihm eigentümlichen Weise ein geistvoller Mann diese Aufgabe angegriffen hat.

Johann Heinrich von Thünen*) war Rittergutsbesitzer in Mecklenburg. Er machte seine ersten Veröffentlichungen im Jahre 1826 und starb im Jahre 1851.

*) Thünen, Der isolierte Staat. Dritte Auflage, 1875.

Er begann seine Arbeiten zu einer Zeit, als die Agrikulturchemie ihre ersten großen Erfolge hatte und zu dem Glauben verleitete, daß es Aufgabe jedes mit diesem neuen Wissen vertrauten Landwirts sei, möglichst viel Rohertrag auf seinem Acker zu erzeugen, gleichviel, wie der Acker war, und wo er lag, und ob die Getreidepreise auch die Kosten der vermehrten Arbeit lohnen würden. Thünen hatte viele Landwirte sich durch diesen gelehrigen Übereifer ruinieren sehen und wollte recht augenscheinlich die Lehre darlegen, daß bei verschiedenen Preisen auch verschiedene Wirtschaftsarten angezeigt seien, intensive bei hohen, extensive bei niedrigen Preisen. Diese Arbeit führte ihn in ein Land unentdeckter Aufgaben und Forschungen, denen er dann sein Leben gewidmet hat.

Wenn man von der Zahl spricht als einem Verstandeswerkzeug, die Mannigfaltigkeit des Menschenlebens zu beherrschen, so denkt jeder zunächst an die Statistik, die zahlenmäßige Behandlung der Massenerscheinungen. Thünen ist ein mathematischer Kopf, dessen Denken allen Stoff in Zahlen verwandelt. Aber er macht eine ganz andre, allgemeinere, fruchtbarere Anwendung von der Zahl. Er hat eine Methode der zahlenmäßigen Behandlung wirtschaftlicher Erscheinungen, die man, soviel ich weiß, nur bei ihm findet, und die sein Werk mehr kennzeichnet, als es die überraschenden Resultate thun, die er mit dieser Methode gefunden hat. Er hat sich zunächst, wie ein rechter Naturforscher soll, an die Erforschung des Einzelfalls begeben. Jahrzehntelang hat er durch genaueste Rechnung alle auf seinem Gute Tellow geleisteten Ausgaben und Einnahmen festgestellt. Von den konkreten Zahlen der Wirklichkeit ging er zur Buchstabenrechnung über. Er suchte die allgemeinen Zusammenhänge in abstrakte Formeln zu fassen und aus dem Durcheinander der Wirklichkeit ein Nacheinander des Erforschens und Verstehens zu machen, indem er sich bemühte, die Wirksamkeit einzelner Potenzen, z. B. der Fruchtbarkeit oder des Marktpreises oder der Marktentfernung, zahlenmäßig klar darzustellen. Als ein echter Mathematiker ging er auch daran, einzelne Größen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit räumlich darzustellen.

Lassen wir ihn selbst über seine Methode reden: „Wenn man von dem Preise, den das Getreide in der Stadt hat, wohin dasselbe geliefert wird, den Betrag der Transportkosten abzieht, so ergibt sich daraus der Wert, den das Getreide auf dem Gute selbst hat. Mit der größten Entfernung vom Marktplatz steigen die Transportkosten, und der Wert des Kornes auf dem Gute selbst nimmt ab. Die zunehmende Entfernung vom Marktplatz wirkt also, wie ein Sinken des Getreides bei gleichbleibender Entfernung“ (II, S. 6). „Es läßt sich also der Einfluß, den die Höhe des Getreidepreises auf den Landbau ausübt, auch räumlich darstellen, und aus dieser Darstellung im Raume ist der isolierte Staat hervorgegangen“ (II, S. 6). „Das Verfahren bei der Konstruktion des isolierten Staats ist, daß wir ein gegebenes Gut aus der Wirklichkeit zum Grunde legen, dieses Gut in Gedanken successive nach verschiedenen Entfernungen von der Stadt, dem Marktplatz, verlegen, und nun die Frage: Wie wird sich die Wirtschaft dieses Gutes mit der zunehmenden Entfernung von der Stadt ändern müssen? zu lösen suchen“ (II, S. 25).

So sagt er uns mit seinen eignen klaren Worten, wie er auf den Gedanken des isolierten Staats gekommen ist, mit dessen Namen sein Name verbunden bleiben wird, solange es eine deutsche Wirtschaftslehre giebt. Thünens isolierter Staat ist ein Hilfsmittel der Anschauung von ganz besonderer Brauchbarkeit in einigen Fragen, die heute lebhaft besprochen werden, z. B. der über die Tarifierung der Transportmittel. Schon darum lohnt es, sich mit diesem Gedankenbilde zu beschäftigen. Außerdem ist sie aber an sich belehrend, diese eigentümliche Art, wirtschaftliche Fragen zahlenmäßig exakt und doch nicht rein empirisch, sondern abstrahierend, verallgemeinernd zu behandeln.

Thünen hatte zunächst den Namen „idealer Staat“ gewählt, womit nicht ein ideal schöner Staat, sondern ein Staat der Idee gemeint ist. Ein Freund erfand den Namen „isolierter Staat.“ Damit ist ein Staat bestimmter Größe gemeint, der von außen her keine Einwirkungen empfängt und dahin auch keine abgiebt, sondern worin sich alle Wirkungen und Gegenwirkungen erschöpfen. Er gilt als von einer Wildnis umgeben. Es wäre vielleicht ebenso richtig, ihn den schematischen Staat zu nennen. Denn in ihm ist alles auf möglichst einfache und berechenbare Bedingungen zurückgeführt. An Stelle des Zufalls und der unendlichen Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt regiert hier die Zahl. Alles ist bestimmt, berechenbar, notwendig. Wenn man ganz scharf sein will, so füge man noch hinzu, daß es sich immer nur um einen Wirtschaftsstaat handelt; das Reinpolitische bleibt außer Erörterung.

Das mathematische Dreieck ist ein Analogon zu diesem Staate. Mit vollkommener Notwendigkeit bestimmt hier ein Winkel den andern, alles ist meßbar und berechenbar. Mit der Buchstabenrechnung läßt sich die Anzahl der Einzelfälle auf untrügliche Formeln bringen. Mit diesem Dreieck der Idee berechnet der Geometer die große wirkliche Welt. Ganze Gebirgszüge bringt er danach zu Papier und ist fest überzeugt, daß ihn sein Dreieck nicht belogen haben kann, sondern daß es stimmen muß, wenn er berechnet hat: nach jenem afrikanischen Berggipfel, den noch keines Europäers Fuß, auch meiner noch nicht, betreten hat, ist es in der Luftlinie von diesem Ort aus hundert Kilometer weit. Ein solches Werkzeug des Geistes ist Thünens isolierter Staat. Er vertraut ihm und rechnet mit seiner Hilfe wunderbare Dinge aus, ganz verbläffende Sätze, wie den, daß der natürliche Arbeitslohn die mittlere Proportionale sei zwischen dem notwendigsten Bedarf des Arbeiters und seinem Produkt. Fast alle spätern Nationalökonomien haben sich mit Zweifel diesen wunderbaren und mit solcher Bestimmtheit vorgetragenen Ergebnissen gegenübergestellt. Was aber ein so klarer Kopf in jahrzehntelanger Lebensarbeit zusammengebaut hat, langsam gezeugt, langsam geboren, langsam verstanden nennt er selbst sein Werk — das ist nicht so leicht zu erschüttern.

Hören wir, was er selbst über die Natur dieses gedachten Staats sagt: „Die Resultate sind nicht durch Rasonnements gefunden, sondern aus einer Formel über die Kosten und den Ertrag des Landbaus, zu welcher die Daten aus der Wirklichkeit entnommen sind, abgeleitet worden, indem der eine Faktor — der Kornpreis — einer successiven Aenderung unterworfen worden. Diese Methode kann, wenn die Erfahrungen genau und richtig aufgefaßt, und die

darauf gebauten Schlussfolgerungen konsequent sind, mathematische Gewißheit auf ein Gebiet übertragen, worin beim bloßen Reasonnement sich die widersprechendsten Ansichten geltend machen" (II, S. 9). „Sollte nun das Verfahren, das wir in der physischen Welt für durchaus richtig erkennen, in der Gedankenwelt unstatthaft sein; sollten wir nicht auch hier von zwei zusammenwirkenden Potenzen erst die eine als allein wirkend betrachten, und dann die andre auf gleiche Weise als allein wirksam der Betrachtung unterziehen dürfen?" (3. V. zuerst die Entfernung vom Markte, dann die Höhe des Preises auf dem Markte, dann die Höhe der Abgaben, des Arbeitslohnes, des Zinses usw.). „So wie der Geometer mit Punkten ohne Ausdehnung, und Linien ohne Breite rechnet, die doch beide in der Wirklichkeit nicht vorkommen, so dürfen auch wir eine wirkende Kraft von allen Nebenumständen und allem Zufälligen entkleiden [also absehen von der Rückwirkung der übrigen Kräfte], und nur so können wir erkennen, welchen Anteil sie an den Erscheinungen hat, die uns vorliegen" (I, S. 274). „Auf die absolute Richtigkeit dieses Verfahrens kommt hier alles an. Glücklicherweise finden wir den Beweis dafür in der Wissenschaft, die nicht trügt, in der Mathematik" (II, S. 12). „Das Verfahren, das wir bei unsern Untersuchungen, wo die Ermittlung des höchsten Reinertrags das Ziel ist, anwenden, steht also mit der in der Mathematik bei der Ermittlung des Maximums des Werts einer Funktion mit mehreren veränderlichen Größen als richtig erwiesenen Methode im Einklang, und so wie der Mathematiker von den in einer Funktion enthaltenen veränderlichen Größen zuerst bloß die eine als veränderlich, die andre aber als konstant betrachtet und behandelt, so dürfen auch wir von den verschiedenen auf den Reinertrag einwirkenden und mit dem Kornpreis in Verbindung stehenden Potenzen erst die eine als allein wirkend, die andre aber als gleichbleibend oder ruhend ansehen und behandeln" (II, S. 14).

Wie sieht der isolierte Staat im einzelnen aus? „Um die Wirksamkeit der einen Potenz — der Entfernung vom Marktplatz — von dem Konflikt mit der Wirklichkeit der andern Potenzen zu befreien und dadurch zum Erkennen zu bringen, haben wir eine große Stadt ohne schiffbaren Fluß in einer Ebene von durchaus gleichartigem und gleich fruchtbarem Boden annehmen müssen." In dieser Stadt wohnen alle Gewerke; um sie herum liegen alle Bergwerke. Sie ist also der große Verbrauchsort, der einzige im Staate, dem alles Korn zugeführt wird, der den Preis im Lande bestimmt. In der umgebenden Ebene liegen nur Güter, alle von der gleichen Größe wie Tellow, das Gut Thänens, und von der gleichen Fruchtbarkeit. Auf ihnen gilt der gleiche Kapitalzins und der gleiche Arbeitslohn, dieser in Naturalien und Geld berechnet. Die Wege, die zur Stadt führen, sind alle von derselben Güte, nämlich wie die mecklenburgischen Landstraßen jener Zeit, wofür die Befehdungskosten durch langjährige Berechnung Thänens genau bekannt waren. „Unter diesen Voraussetzungen bilden sich in der Ebene des isolierten Staats regelmäßige, konzentrische Kreise um die Stadt, in welchen absteigend freie Wirtschaft, Forstwirtschaft, Fruchtwechselwirtschaft, Koppel- und Dreifelderwirtschaft betrieben wird"; nämlich weil mit der umgekehrt zur Entfernung sinkenden

Landrente eine Wirtschaft nach der andern aufhört, nutzbringend zu sein, was Thünens erstes Beweisthema war. „Bei unbegrenzt wachsender Entfernung von der Stadt muß notwendig ein Punkt sich finden, wo die Produktionskosten und Transportkosten dem Preise, der in der Stadt dafür bezahlt wird, gleichkommen, und hier ist der Punkt, wo die Landrente verschwindet und die Kultur des Bodens, insofern diese auf Kornverkauf nach der Stadt basiert ist, endet.“ „Hieraus geht dann das den Getreidepreis bestimmende Gesetz hervor.“ Das heißt: der Getreidepreis in der Stadt muß so hoch steigen, daß das am entferntesten Ort gebaute, zur Deckung des Bedarfs noch notwendige Korn Produktions- und Transportkosten noch bezahlt erhält.

„Aus dem Vorzug, den die der Stadt näher gelegenen Güter vor den Gütern an der Grenze der kultivierten Ebene haben, entspringt die Landrente, und die Größe dieses Vorzugs bestimmt den Betrag der Landrente.“ „Senswärts der Grenze, wo die Kultur des Bodens zum Zwecke des Kornverkaufs nach der Stadt aufhört, bildet sich der Kreis der Viehzucht, welche hier noch mit einigem Vorteil betrieben werden kann, weil die Transportkosten der Viehprodukte, wie Butter, Fettvieh, Wolle usw., im Verhältnis zum Wert derselben ungleich geringer sind als die des Getreides.“ „Senswärts des Kreises der Viehzucht geht dann die Ebene in eine menschenleere Wildnis über, durch welche der isolierte Staat von der übrigen Welt geschieden wird. Den Boden dieser Wildnis selbst nehmen wir aber von gleicher Beschaffenheit und gleicher natürlicher Fruchtbarkeit mit dem der übrigen Ebene an, und das Hindernis der Verbreitung der Kultur nach diesen Gegenden liegt demnach nicht in der Beschaffenheit des Bodens, sondern allein in der großen Entfernung von dem Marktplatze für die ländlichen Erzeugnisse“ (II, S. 7).

Dieser berechenbare Wirtschaftsstaat ist zusammengesetzt aus konstanten Größen, die der Wirklichkeit entlehnt sind, Tellowscher Arbeitslohn, Zinsfuß, Güte der Landstraßen, und aus variablen Größen, wie Höhe des Kornpreises, Ausdehnung des Staats. Nun kann man die einflußreiche Rolle, die jede dieser Größen spielt, erforschen, indem man sie variiert, die andre aber konstant nimmt. So kann im Schema dieses berechenbaren Staats auf die verschiedensten Fragen eine Lösung gefunden werden. Die Zahl derartiger Fragestellungen ist unübersehbar. Thünen hat nur einige wenige davon in Angriff genommen, zumal die vom Verhältnis zwischen Arbeitslohn und Zinsfuß. Er hat aber selbst oft genug betont, daß auf seinem Gedankenwege die größten Probleme verfolgt werden sollten. Hier sollen in aller Kürze und nur des Beispiels halber einige Variationen der Art vorgenommen werden.

So hat Thünen als in der Stadt geltenden Preis zunächst den Kostoder angenommen. Es entsteht die Frage, welche Folgen eine Änderung dieses Preises im isolierten Staate haben würde. Angenommen, er stiege, während die Versandkosten und der Geldwert aller andern Dinge sich gleich blieben, so würde die Landrente aller Güter steigen, und indem auch über die bisherigen Grenzen des isolierten Staates hinaus Landrente entstände, könnten die Grenzen erweitert werden. Wenn die Ursache der Preissteigerung in einem Wachsen der Nachfrage gelegen hätte, so müßten sogar die Grenzen des iso-

lierten Staats notwendigerweise erweitert werden, um die verlangte Menge Korn zu schaffen. Und umgekehrt, wenn eine Vermehrung der Kornzufuhr für die Stadt nötig wird, so muß der Preis in der Stadt steigen bis zu der Höhe, daß die Verfrachtungs- und Produktionskosten für die vermehrte Menge aus der entferntern Gegend gedeckt werden. So bestimmt der Getreidepreis die Ausdehnung des Staats, und umgekehrt die Ausdehnung des Staats, die nach dem Bedarf der Bürger nötig ist, bestimmt den Getreidepreis.

Thünen hat für seinen Staat Güter gleicher Fruchtbarkeit angenommen. Aber in der Wirklichkeit sind die Güter hierin nicht gleich. Denken wir ein Gut größerer Fruchtbarkeit, also mit größerem Ertrage, und nehmen wir an, daß es dem Marktplatz ferner liegt. Seine Landrente in Roggen wird größer sein; ebenso seine Landrente in Geld. Bezüglich der letzten kann man es gleich setzen einem Landgut mit geringerer Fruchtbarkeit, das aber dem Markte näher liegt. So werden Güter verschiedner Fruchtbarkeit und gleicher Entfernung zurückgeführt auf Güter des isolierten Staats von gleicher Fruchtbarkeit und verschiedner Entfernung. In diesem schematischen Staat werden alle Verschiedenheiten der Güter: Fruchtbarkeit, Größe, Arbeitslöhne, Kapitalzinsen, aufgelöst in eine einzige Verschiedenheit, nämlich die der Entfernung. Man teilt die Landrente gewöhnlich ein in Monopolrente und Differenzialrente verschiednen Ursprungs. Hier giebt es keine Monopolrente und Differenzialrente nur eines Ursprungs, nämlich aus der verschiednen Entfernung vom Markte. Diese macht hier alles, sie macht die ganze Landrente kommen und vergehn.

Der isolierte Staat Thünens ist nicht nur ein Staat der Phantasie gewesen, sondern ist abstrahierte Wirklichkeit gewesen; er ist Wirklichkeit gewesen überall da, wo die verlangten Bedingungen gegeben waren. Unter den Bedingungen des Kostocker Marktpreises, der mecklenburgischen Landwege, der Tellow'schen Fruchtbarkeit, der Tellow'schen Arbeitslöhne usw. war ein Gut, das 31 Meilen vom Markte entfernt lag, wirklich rentelos. Mit 31 Meilen hatte der isolierte Staat ein Ende. Werden statt der Landstraßen brauchbare Chaussees vorausgesetzt, so liegt die Grenze bei 52 Meilen, werden Eisenbahnen gebaut, bei 77 Meilen, wird auf die Verzinsung der Eisenbahnen verzichtet, bei 308 Meilen. Diese Rechnung ist auch von Thünen gemacht.

So gut wie es damals ein Analogon zum isolierten Staat in der Wirklichkeit gegeben hat, so gut wird es dies auch heute noch geben. Es scheint mir von Interesse, zu fragen: Wie sieht neben diesem Gedankenbilde die heutige Wirklichkeit aus?

Großen technischen Verbesserungen ist es zu danken, daß im allgemeinen jetzt viel größere Ernten gemacht werden als zu den Zeiten Thünens auf seinem Gute Tellow. Aber andrerseits ist auch andres, nämlich die Abgaben, die Arbeitslöhne und dergleichen bedeutend gestiegen. Beide Veränderungen wollen wir hier vernachlässigen und annehmen, daß beide sich gegenseitig corrigieren. Uns sollen im folgenden nur die modernen Transportverhältnisse interessieren. Daß sie von hervortragendem Einfluß auf die Höhe der Landrente, die Größe des Staats, die Zahl seiner Einwohner, die Höhe seiner Preise sind, das ist der Grundgedanke, worauf jener Staat der Idee aufgebaut

ist. Ob sie in der Wirklichkeit auch unsere Wirtschaftsverhältnisse so stark beeinflusst haben?

Die große Stadt ist der Ort, wohin alles verkaufsfähige Getreide gebracht wird, und der den höchsten Preis im Staate haben muß. Zu Thünens Zeit war London der Ort, wohin die Getreideschiffe der Ostsee und der Nordsee liefen, und wo die höchsten Getreidepreise gezahlt wurden. Wenn Thünen den Rostocker Preis als den des Mittelpunkts ansieht, so ist er darin von der Wirklichkeit abgewichen, denn der Rostocker war ein abgeleiteter Preis, der mit dem Londoner steigen und fallen mußte. Nachdem die Schützölle Englands gefallen sind, Deutschland hingegen welche aufgerichtet hat, sind die Preise bei uns höher als in England. Aber nicht nur aus diesem Grunde. Denn die Getreideschiffe laufen jetzt nicht mehr die Elbe oder den Rhein herunter, sondern trotz des Zolls umgekehrt. Noch über den Zoll hinaus sind die Getreidepreise am Rhein höher als der Weltmarktpreis, nämlich um so viel höher, daß die Begekosten von der See her bezahlt werden. Der Weltmarkt ist jetzt nicht mehr London allein, sondern man muß alle europäischen Seehäfen, soweit sie andauernd Getreide einführen, zusammenfassen, wenn man das darstellen will, was man gewöhnlich Weltmarkt nennt. Der schematische Mittelpunkt des Weltmarkts, der Ort des höchsten Preises liegt in Mannheim und seinem Hinterland Baden, Württemberg, Elsaß und der Schweiz. Hier sind die Preise die höchsten der Erde. Man kann wohl von London aus Getreide hierher bringen, aber niemals umgekehrt, auch wenn es keinen Zoll gäbe, nicht. Die großen belgischen, englischen und sächsischen Verbrauchsgegenstände gehören auch zu der großen Stadt des schematischen Staats, aber sie gleichen der Peripherie der Stadt und ihren Vororten, während Südwestdeutschland, weil seine Preise die höchsten sind, dem Stadtinnern gleicht. Die Peripherie der Stadt und die Vororte wirken durch die Massen ihres Verkaufs in viel höherem Grade auf die Bestimmung der Preise ein. Aber wie man sich die Massenwirkung einer großen Kugel, die in Wirklichkeit von jedem Massenteilchen ausgeht, verlegt denken kann in den Mittelpunkt der Kugel, so kann man sich auch die Wirkung dieser Verbrauchsorte gesammelt denken in ihrem idealen Mittelpunkt, dem Ort des höchsten Preises.

So sieht in Wirklichkeit die Hauptstadt des Wirtschaftsstaats aus, den wir dem Thünenschen isolierten Staat vergleichen wollen. Keine einzelne Stadt, sondern eine Mehrzahl von Gegenden, die sich nicht nur mit den Ernten der Heimat, sondern mit den Ernten der ganzen Welt versorgen, und doch nicht der ganzen Welt, sondern nur der Länder und Gegenden, deren Lage und Transportverhältnisse ihnen die Teilnahme am Handel erlauben. Wo also liegen die Grenzen des Wirtschaftsstaats mit der Hauptstadt Mannheim? Jedermann weiß, daß Indien, Südrußland, Argentinien innerhalb dieser Grenzen liegen müssen; denn sie alle senden ihr Korn nach deutschen Seehäfen, sogar Kalifornien, das seine Ware um ganz Südamerika herumschifft, um sie in europäischen Häfen zu verkaufen. (Sering, Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas in Gegenwart und Zukunft, 1887.)

Bei Thünens isoliertem Staat sind die Grenzen kreisrund. Alle Orte

seines Innern sind durch dasselbe Verkehrsmittel mit der Hauptstadt verbunden, durch medlenburgische Landstraßen. Hier steigt und fällt die Landrente wirklich proportional der Entfernung. Wir haben schon erwähnt, daß Thünen den Radius seines Staats auf 31 Meilen berechnet. Daß dieser Staat so klein ist, liegt an der Schlechtigkeit der medlenburgischen Landstraßen. Heute hat man bessere Verkehrsmittel. Manches Gut freilich muß wenigstens einige Kilometer Landstraßen auf seinem Marktweg benutzen, andre haben vom Thore aus gleich Chaussees, und daran schließen sich die Eisenbahnen und Kanäle, schiffbare Ströme, Seen und zuletzt das Meer. Diese Verkehrswege sind von ungeheuer verschiedener Leistungsfähigkeit und Kostspieligkeit. Die billigen Wege unter ihnen schieben die Grenzen des Wirtschaftsstaats weit hinaus bis auf die andre Halbfteite der Erde, die teuern lassen sie herantreten bis auf einige hundert Kilometer. So wird der Wirklichkeitsstaat sehr ungleich dem Idealstaat. Wollen wir aber die Wirklichkeit schematisieren, so brauchen wir nur auf den Radius des schematischen Staats die Entfernungen nicht in Kilometern abzutragen, sondern in Mark und Pfennigen, in Transportkosten, dem Maßstab der Verkehrs-entfernung.

Auf preußischen wie auf bayrischen Eisenbahnen kostet der Tonnenkilometer für Getreide deutscher oder fremder Herkunft, sofern es in Deutschland verzehrt werden soll, 4,5 Pfennige. (Vog, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 89.) Ausnahmen giebt es nur im Interesse des Durchgangsverkehrs, der sonst andre Wege aufsuchen würde, also billigere Tarife z. B. von Osterreich durch Bayern nach der Schweiz, um mit der Arlbergbahn zu konkurrieren, und von Schlefien über Sachsen nach Bayern, um den böhmischen Bahnen nichts zutommen zu lassen; und außerdem Ausnahmen im Interesse des Exports, z. B. nach den Seehäfen im Norden, und von Bayern nach der Schweiz und Tirol. Praktisch sind diese Ausnahmen von geringer Bedeutung. Die große Masse des deutschen Getreides fährt zum teuern Tarif. Die preußischen Staffeltarife mit einem Satz von 2 bis 3 Pfennigen haben nur von 1891 bis 1894 bestanden. In Frankreich, dessen Eisenbahnen zumeist dem Privatkapital gehören, gelten vermutlich auch hohe Sätze. Die russischen Staatsbahnen haben im Interesse ihrer Getreideausfuhr für große Entfernungen sehr niedrige Tarife bis zu anderthalb Pfennigen für die letzten Kilometer, die niedrigsten in Europa. Die amerikanischen Eisenbahnen fahren ebenfalls zu den niedrigsten Sätzen, weil sie durch die Konkurrenz der inneramerikanischen Wasserwege und des Seewegs von der Westküste um Südamerika dazu gezwungen werden. Zwischen Chicago und Newyork steht der Eisenbahntarif auf ungefähr anderthalb Pfennigen für den Tonnenkilometer. Die Wasserstraßen in Nordamerika und Europa verlangen, je nachdem sie natürliche oder künstliche sind, und je nachdem sie die vollen Unkosten decken wollen oder nicht, 0,1 bis 1,0 Pfennig. Auf den freien Wegen des Weltmeers ist der Tarif eigentlich nicht nach der Entfernung von Kilometern zu messen. Es macht wenig Unterschied auf die Gesamtkosten berechnet, ob man eine Schiffsladung 1000 oder 2000 Kilometer weit sendet. Aber um eine den vorigen ähnliche Zahl zu gewinnen, kann man ausrechnen, daß im Jahre 1896 auf

dem Wege zwischen Newyork und Rotterdam ein Siebentel Pfennig für den Tonnenkilometer gegeben wurde. Die Zahlen schwanken also zwischen 1 und 45.

Wie sehr der Wasserweg dem Landweg überlegen ist, geht daraus hervor, daß das rumänische Getreide nicht über die verhältnismäßig billigen Bahnen Ungarns und Österreichs nach Württemberg oder nach der Schweiz geht, sondern über den Seeweg durch das Schwarze und das Mittelländische Meer nach dem Rhein und nach Hamburg, und daß von der Westküste Nordamerikas das Korn nicht über die pazifischen Eisenbahnen, sondern durch die Magelhaensstraße nach dem Osten geht.

(Schluß folgt)



Zur Umgestaltung der Generalkommissionen

(Schluß)



enn die Notwendigkeit der Umgestaltung auch damit begründet worden ist, daß die Mitglieder der Generalkommissionen nicht genug Arbeit hätten, so kann dem im allgemeinen vielleicht nicht Unrecht gegeben werden, obgleich sie bei den einzelnen Generalkommissionen sehr verschieden in Anspruch genommen werden. Auch wir meinen, daß diese Arbeitskräfte weit mehr ausgenutzt werden könnten, als es gegenwärtig geschieht. Als Mittel hierzu dürfte aber nicht eine Verminderung der Mitgliederanzahl, sondern eine Verstärkung der Selbständigkeit der Spezialkommissionen und eine Überweisung neuer Aufgaben bei Verleihung einer eignen Initiative an die Generalkommissionen in Betracht kommen. Was den ersten Punkt anbetrifft, so könnte unzweifelhaft eine nicht geringe Anzahl von Arbeiten, die jetzt durch die Generalkommissionen ausgeführt werden müssen, den Spezialkommissionen zur Erledigung überwiesen werden, so z. B. die Ausstellung von Unschädlichkeitszeugnissen, die Verwendungsregulierung, die Bestellung eines Vertreters für die aus einem Auseinandersehungsverfahren herrührenden gemeinschaftlichen Angelegenheiten, der Erlaß von Planurteilen in erster Instanz und dergleichen mehr. Voraussetzung wäre dabei allerdings, daß die Spezialkommission entsprechend umgestaltet würde; denn solche Sachen der alleinigen Bearbeitung und Entscheidung junger und unerfahrener Assessoren oder gar Ökonomekommissare zu überlassen, dürfte allerdings nicht angehen. Wieviel Zeit und Schreiberei wird aber jetzt unnützlich dadurch verschwendet, daß der Spezialkommissar wegen der kleinsten Kleinigkeiten immer wieder ellenlange Berichte erstatten und die Entscheidung der Generalkommission einholen muß; würde der Spezialkommission eine eigne Entscheidungsbefugnis beigelegt, wie das die Resolution auch im dritten Teil will, so würde ebenso ihre Arbeit wie die der Generalkommission vermindert werden.

Was das andre Mittel betrifft, so hängt die Arbeit der Generalkommission jezt insofern oft vom Zufall ab, als sie immer nur auf Antrag thätig wird; sie ist gar nicht in der Lage, in Zeiten, wo die ihr aus der Erledigung von Anträgen entstehende Arbeit geringer ist, an andre Geschäfte heranzugehn und dadurch ihre Zeit auszunutzen. Nebenbei möge hier übrigens erwähnt werden, daß wohl bei keiner andern Behörde eine solche Vergeudung von Arbeitskraft stattfindet, wie bei der Generalkommission. Infolge des bei ihr herrschenden Kollegialsystems müssen sämtliche Sachen im Kollegium vorgetragen werden. Während aber z. B. das Reichsgericht in der Besetzung von sieben Mitgliedern, das Oberverwaltungsgericht in einer von fünf Mitgliedern entscheidet, müssen an allen Sitzungen und Entscheidungen der Generalkommission alle, d. h. also oft zehn bis zwölf Mitglieder teilnehmen! Auch durch ein längeres Verbleiben der Spezialkommissare in ihren Stellungen wird eine Verminderung der Generalkommissionsmitglieder wohl nicht möglich werden. Denn, wenn auch ältere Kommissare nicht so sehr der Leitung und Beaufsichtigung bedürfen als jüngere und dem Departementsrat weniger Arbeit verursachen, so bleiben sie trotzdem nur Organe der Generalkommission und von ihren Weisungen abhängig. Eine dauernde und wirksame Entlastung der Generalkommissionen, sobald sie für andre Aufgaben frei werden, oder eine Verminderung ihrer Mitgliederzahl kann aber nur von den angegebenen Mitteln erwartet werden.

Mit besondrer Lebhaftigkeit sind Angriffe gegen die beabsichtigte Umgestaltung des Spezialkommissars in eine Spezialkommission, insbesondre gegen die Stellung, die dem Landmesser dabei zugebracht sein soll, erhoben worden. Man will dem Landmesser den entscheidenden Einfluß in der Spezialkommission sichern und hofft, „daß die schon instruktionell oder thatsächlich bestehenden Verhältnisse, wonach ein mehr oder weniger kollegialisches Zusammenwirken von Kommissar, Oberlandmesser und Sachlandmesser in allen wichtigen Fragen stattfindet, die gesetzliche Sanktionierung mit der Zeit erhalten werde.“ In der Kommission hatte man den Antrag, technische Beamte (Kulturtechniker, Landmesser usw.) zu Mitgliedern der Spezialkommission zu bestellen, mit der Begründung abgelehnt, daß diese, wenn es sich etwa um die Frage des Vorsitzes in der Spezialkommission handeln sollte, die nötigen juristischen Fachkenntnisse nicht haben, und soweit es sich um die Frage einer gleichberechtigten Mitgliedschaft innerhalb der Kommissionen handeln sollte, ihnen die nötige Unbefangenheit in allen den Fällen abgehn würde, wo ihnen die technische Planausarbeitung obgelegen hat. Nach der schließlichen Resolution sollen deshalb nur Laien den Kommissaren zur Seite gesetzt werden.

Die gegen diesen Vorschlag gerichteten Angriffe beruhen zum Teil auf unrichtigen Voraussetzungen. So ist es zunächst eine unrichtige Behauptung, daß ein kollegiales — auch nicht ein „mehr oder minder“ kollegiales — Zusammenwirken von Kommissar, Oberlandmesser und Sachlandmesser stattfinde. Der Oberlandmesser hat gesetzlich keine andre Stellung als der Landmesser, und für diesen sind immer noch die Vorschriften der Verordnung vom 20. Juni 1817 maßgebend, wonach er in der Leitung der Geschäfte unter der Aufsicht des Kommissars steht. Dieses gesetzliche Verhältnis kann auch instruktionell nicht

geändert werden, und sollte es sich thatsächlich an einzelnen Stellen anders gestaltet haben, so würde es immer noch verfehlt sein, das Verhältnis als „kollegiales“ zu bezeichnen. Hier ist wohl der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Wenn weiter Zweifel darüber geäußert worden sind, ob sich die Mitglieder der Spezialkommission die zur Prüfung eines Planprojekts nötigen Ortskenntnisse würden verschaffen können, so überzieht man dabei erstens, daß diese Prüfung ja jetzt durch die Generalkommission und zwar mit gutem Erfolg vorgenommen wird, obgleich dieser — meist weit entfernten — Behörde doch erst recht die örtliche Information fehlt. Sodann aber sollen ja die Mitglieder der Spezialkommission schon bei der Bonitierung, bei der Projektierung des Wege- und Grabenetzes und andern vorbereitenden Arbeiten thätig sein. Sollten sie denn da nicht genug Ortskenntnisse erwerben, daß sie ein Planprojekt vorläufig beurteilen könnten? Und wenn ihnen bei einer Durchsicht der Karten und Register Bedenken entstehen, warum sollen sie nicht an Ort und Stelle gehn und diese aufklären? Endlich steht ihnen ja auch immer der Landmesser zur Verfügung, der sie über alle zweifelhaften Punkte aufklären muß. Übrigens kommt es dabei noch gar nicht auf eine eingehende Prüfung an; es kann vielmehr erst abgewartet werden, was die Beteiligten selbst bei der Planvorlegung sagen werden.

Wenn ferner gesagt worden ist, nur unter entscheidender Mitwirkung eines Landmessers könne eine sogenannte generelle Plandisposition aufgestellt werden, so trifft auch das nicht zu. Diese „generelle Plandisposition“ besteht darin, daß vor dem Beginn der Ausarbeitung eines Auseinanderetzungsplans die Grundzüge, nach dem seine Ausarbeitung geschehn soll, bestimmt werden. Es wird darin z. B. bestimmt, ob eine starke Zusammenlegung geschehn soll, oder ob mehr Pläne gegeben werden müssen, ob Grundstücke eines bestimmten Feldabschnitts wegen ihrer eigentümlichen Bodenbeschaffenheit oder wegen besondrer Gefährdung durch Naturereignisse gegen andre umgetauscht werden können oder möglichst den seitherigen Eigentümern zu lassen sind, welche Feldlagen mehr für große und welche mehr für kleine Pläne geeignet sind und dergleichen mehr. Daß nun die Spezialkommission nicht imstande sein sollte, auch ohne Mitwirkung eines Landmessers in dieser Beziehung maßgebende Anordnungen zu treffen, ist doch eine durch nichts gerechtfertigte und nur von dem einseitigen Standpunkt des Technikers aus erklärliche Behauptung.

Einen Auseinanderetzungsplan aufzustellen ist eine äußerst schwierige Arbeit. Es handelt sich bei ihm darum, jedem Beteiligten an Stelle seiner meist zerstreut und oft in unwirtschaftlichen Formen liegenden vielen alten Parzellen möglichst wenig neue günstig gestaltete, trotzdem aber dem alten Besitz nach Bodenbeschaffenheit, Entfernung und sonstigen, den Wert beeinflussenden Eigenschaften entsprechende Abfindungspläne wieder zu geben. Hat man nun für den einen Beteiligten glücklich eine solche Abfindung gefunden, so stellt sich bei dem nächsten vielleicht heraus, daß es nicht möglich ist, diesem die seiner Forderung entsprechenden Ländereien zuzuteilen, wenn nicht der vorige wieder geändert wird. Daselbe Spiel wiederholt sich vielleicht bei den folgenden Beteiligten; es muß also immer wieder geändert und versucht werden, wie sich eins am besten ins

andre fügt, damit nur nicht der eine bevorteilt, der andre benachteiligt wird. Die Ausarbeitung eines solchen Planprojekts liegt zum größten Teil in der Hand des Landmessers. Unmöglich kann man da doch annehmen, daß der Landmesser den Beteiligten unbefangen gegenübersteht werde, wenn sie bei der Vorlegung des Projekts dagegen Einwendungen erheben. Er wird nur zu leicht versucht sein, sie als „oberflächliche Einwendungen mißvergünstigter Interessenten“ anzusehen und sich in der Überzeugung von der Güte seiner Arbeit verpflichtet fühlen, diesen „Querulanten“ gegenüber seinen Plan zu verteidigen.

Und gar Abänderungen seines Werks vorzuschlagen, wird ihm besonders schwer fallen, weil er dadurch ja sein ganzes stolzes, so mühsam errichtetes Gebäude ins Wanken bringen könnte! Wir halten es schon jetzt für einen Fehler, daß, wenn Planbeschwerden durch richterliche Entscheidung zurückgewiesen worden sind, nicht wenigstens für die höhere Instanz die Zuziehung eines andern Landmessers gesetzlich vorgeschrieben ist, denn dieser würde doch die erhobnen Beschwerden mit ganz andrer Unbefangenheit beurteilen und dem Kommissar ein zuverlässigerer Berater sein, als der Landmesser der ersten Instanz, der sie schon in dieser nach allen Richtungen geprüft und sein Urteil festgelegt haben muß. Wie würde sich die Sache aber erst gestalten, wenn der Landmesser in erster Instanz sogar über die gegen seine Arbeit geltend gemachten Bedenken mit vollem Stimmrecht zu entscheiden hätte, und also nicht einmal, wie jetzt, wenigstens noch mit einer Nachprüfung durch die entscheidende Instanz zu rechnen brauchte. Ganz anders gestaltet sich doch die Sache, wenn eine aus Kommissar und zwei dem praktischen Leben angehörnden Laien zusammengesetzte Kommission, von deren Mitgliedern wenigstens die beiden letzten das Planprojekt bis dahin nicht in seinen Einzelheiten zu verantworten hatten, über erhobne Einwendungen entscheidet. Sie kann und wird dem Verfasser des Projekts ausreichende Gelegenheit geben, die Gründe, die ihn zu der angefochtenen Plangestaltung bestimmt haben, vorzubringen; sie wird aber auch den Beschwerdeführer hören und dann — wenn nötig nach einer Prüfung am Ort — Gründe und Gegengründe gegeneinander abwägen. Die Gefahr einer vorgefaßten Meinung ist dabei wenig wahrscheinlich, denn die Kommission steht nicht wie der Landmesser in, sondern über dem Planprojekt.

Auch der häufiger gehörte Grund, eine derartig zusammengesetzte Kommission werde nicht imstande sein, selbst anzugeben, wie ein Beteiligter abzufinden sei, wenn sie das vom Kommissar und Landmesser aufgestellte Projekt mißbillige, ist verfehlt. Das ist überhaupt nicht Aufgabe der Kommission, sondern die der genannten Berufsbeamten, die Kommission hat nur zu prüfen, ob das ihr vorgelegte Projekt den gesetzlichen und den wirtschaftlichen Anforderungen entspricht oder nicht und in welchen Punkten nicht. Sollten jene Beamten trotzdem bei der Wichtigkeit ihres Projekts verharren und erklären, zur Aufstellung eines andern außer stande zu sein, so wäre das nur ein Zeichen ihrer Unfähigkeit, die zu ihrer Erfüllung durch geeignetere Kräfte führen müßte.

Sprechen die angeführten Gründe schon mit Entschiedenheit dagegen, den Landmesser zum Mitglied der Spezialkommission in allen den Sachen zu machen, in denen Landmesserarbeiten vorkommen, so ist vollends nicht zu sehen,

aus welchem Grunde er zu einer Mitwirkung an allen den zahlreichen übrigen Geschäften berufen sein sollte, die der Spezialkommission schon jetzt obliegen, und die den neuen Spezialkommissionen — hoffentlich! — in Zukunft noch werden überwiesen werden. Nachdem allerdings noch vor nicht langer Zeit in einem von einem Landmesser herrührenden Artikel die Befähigung der Landmesser zur Wahrnehmung der Geschäfte des Grundbuchrichters für den Fall behauptet worden ist, daß die von ihm vorgeschlagene Vereinigung des Kataster- und des Grundbuchamts mit der Spezialkommission durchgeführt würde, wäre es freilich nicht zu verwundern, wenn die Meinung vertreten würde, daß die Landmesser auch für andre Angelegenheiten hervorragende Fähigkeiten hätten; „die sachgemäße Ausbildung der Techniker, heißt es, kann doch nicht bestritten werden, höchstens kann eine Vertiefung ihrer Kenntnisse durch Verlängerung der Studienzzeit gefordert werden.“ Da wird es wohl nicht lange dauern, bis wir auch die Vermessungs-Räte, Assessoren und Referendarien haben. Für die Ausführung der eigentlichen Vermessungsarbeiten muß man dann eben — seine Leute haben!

Auf weitere Einzelheiten der zu unsrer Kenntnis gekommenen Kritiken einzugehn, dürfte nach dem Vorgebrachten nicht nötig sein; es würde das auch Fachausführungen verlangen, die für weitere Kreise kein Interesse haben. Es mögen dafür lieber noch einige allgemeine Bemerkungen erlaubt sein.

Daß im Abgeordnetenhaufe und in seiner Kommission die Meinungen über die Umgestaltung der Generalkommissionen so sehr auseinandergingen, und auch die seitherigen Beratungen nur verhältnismäßig wenig zu einer Klärung beigetragen haben, ist zum größten Teil auf das Fehlen eines bestimmten Programms darüber zurückzuführen, wozu denn eigentlich die umgestalteten Behörden berufen sein sollen. Schon daß man die alten Aufgaben der Generalkommissionen von den neuen unterschieden hat, giebt zu denken; das meiste Bedenken müssen aber die neuen Aufgaben erregen, die man — noch gar nicht kennt! Zwar ist immer wieder davon die Rede gewesen, daß den Generalkommissionen andre Geschäfte überwiesen werden sollten, aber worin die bestehn, hat niemand genauer angegeben. Die Andeutungen, die darüber gefallen sind, sind doch einstweilen nichts als fromme Wünsche. Das Wasserwesen, das An siedlungs wesen, das Fideikommißwesen sind genannt worden. Ja, werden denn diese Angelegenheiten den Behörden, die jetzt damit befaßt sind, abgenommen werden können, ohne daß diese Behörden und die Sachen darunter leiden? Werden zudem nicht auch noch ganz andre Angelegenheiten den neuen Behörden überwiesen werden müssen? Schon im Jahre 1879 hat der damalige Landwirtschaftsminister Friedenthal als seinen Plan bezeichnet, für jede Provinz eine Landeskulturbehörde zu schaffen, die zusammengefaßt werden sollte aus den Generalkommissionen, den Domänen- und Forstbehörden, ferner aus den Behörden, die das Meliorationswesen zu verwalten und die Kulturtechnik zu fördern haben. „Eine solche Behörde unter der Oberleitung des Oberpräsidenten, mit einem Senat von richterlicher Unabhängigkeit für die Bearbeitung gewisser Geschäfte, und rücksichtlich anderer Funktionen angewiesen auf eine gemeinschaftliche Thätigkeit mit der Selbstverwaltung werde auf dem

Gebiet der Landeskultur eine außerordentlich nützliche Thätigkeit entfalten können, und es werde wohl der Erwägung wert sein, ob nicht auch wesentliche Teile der jetzt zum Ressort der öffentlichen Arbeiten gehörenden Wasser- und Stromangelegenheiten auch dieser Behörde zu übertragen sein würden.“ Mit Recht ist darum jetzt betont worden, daß zunächst die neuen Aufgaben festgestellt werden müssen. Es ist zwar sehr wahrscheinlich, daß hierbei eine große Menge Schwierigkeiten entstehen wird, an die man zur Zeit vielleicht noch nicht einmal denkt. Trotzdem kann eine gründliche Erörterung dieses Punktes nicht entbehrt werden. Soll jetzt etwas Brauchbares geschaffen werden, so muß die ganze Angelegenheit aus einem Guffe kommen, und es müssen die materiellen Vorschriften zugleich mit den Bestimmungen über die Organisation der zur Ausführung berufenen Behörden und über das von diesen zu beobachtende Verfahren beraten und entschieden werden.

Nach unsrer Meinung ist es aber auch die höchste Zeit, daß man an die Lösung dieser Aufgabe herantritt. Zunächst ist trotz aller offiziellen Ablehnungen nicht zu verkennen, daß die Arbeiten der Generalkommissionen, insbesondre im Osten der Monarchie, stark im Rückgange begriffen sind. Es geht das einerseits aus der Thatsache hervor, daß ihre Einnahmen im Jahre 1885/86 noch 1371538 Mark, im Jahre 1901 dagegen nur noch 495700 Mark betragen, obgleich die Ausgaben für sie von 3911104 Mark im Jahre 1885/86 auf 8410845 Mark im Jahre 1901 gestiegen sind, und also doch gewiß keine Verminderung der Beamtenkräfte eingetreten ist; andererseits aus den Zusammenstellungen, die in dem kürzlich erschienenen Band IV des bekannten Werkes von Meißner: Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates enthalten sind (Seite 434 ff. der Anlagen). Es möge hieraus nur mitgeteilt werden, daß an Zusammenlegungen, die doch immerhin die Hauptbeschäftigung der Generalkommissionen sind, ausgeführt wurden:

Bezirk*)	Jahr	Größe der Ausbeinander- setzungsfläche in Hektar	Gesamtzahl d. ausgeführten Sachen	Jahr	Größe der Ausbeinander- setzungsfläche in Hektar	Gesamtzahl d. ausgeführten Sachen
Provinz Ostpreußen . . .	1874	940	16	1898	884	4
" Westpreußen . . .	"	—	—	"	—	—
" Brandenburg . . .	"	2443	8	"	790	2
" Pommern . . .	"	1384	7	"	169	1
" Posen . . .	"	302	2	"	19	1
" Schlesien . . .	"	4647	17	"	4134	5
" Sachsen . . .	"	6112	8	"	104	2
" Schleswig-Holstein	1883	870	1	"	—	—
" Hannover . . .	1876	7560	15	"	4232	16
" Westfalen . . .	1874	4575	6	"	4836	13
Reg.-Bez. Kassel . . .	"	12677	31	"	9271	20
Kreis Biedenkopf . . .	"	185	1	"	1192	4
Reg.-Bez. Wiesbaden (ohne Biedenkopf) . . .	"	4505	51	"	982	3
Provinz Rheinland (Bez. der Gen.-Komm. Düsseldorf)	1886	683	4	"	4031	17

*) In den Bezirken, wo ein andres Anfangsjahr als 1874 eingestellt ist, hat es früher keine Zusammenlegungen gegeben.

Im ganzen Staate wurden 1874 147 Zusammenlegungen mit 37 771 Hektar Fläche ausgeführt, 1898 aber nur 90 mit 31 068 Hektar, obgleich inzwischen dieses Verfahren in neue Gebietsteile eingeführt worden war. Selbstverständlich sind in den einzelnen Jahren bei den Generalkommissionen starke Schwankungen zu verzeichnen, die vorstehenden Zahlen geben aber im allgemeinen ein charakteristisches Bild von der Ab- und Zunahme der Arbeiten bei den einzelnen Generalkommissionen. Sie zeigen mit ausreichender Deutlichkeit, daß insbesondere bei den öflichen Generalkommissionen in absehbarer Zeit Arbeitsmangel eintreten wird. Dem kann auch nicht entgegengehalten werden, daß bei andern Geschäften der Generalkommission ein Zuwachs eingetreten sei; im Gegenteil, auch hier ist im großen und ganzen eine Abnahme unverkennbar. Will man das nicht ohne weiteres glauben, so möge man doch einmal eine brauchbare Statistik — die jährlichen Mitteilungen im Reichsanzeiger ermöglichen gar keinen Überblick — über die Arbeiten der Generalkommissionen aufstellen und insbesondere ermitteln lassen, wieviel Gemeinheiten, Servituten und Reallasten in den Bezirken der einzelnen Generalkommissionen noch vorhanden sind, die noch ihrer Aufhebung oder Ablösung harren; man wird dann nach unsrer Überzeugung mit Erstaunen sehen, wie wenig Arbeit für die Generalkommissionen jetzt schon vorhanden, und wie wenig an „alten Aufgaben“ noch zu erwarten ist, namentlich aber auch, wie unverhältnismäßig teuer sie infolgedessen jetzt schon arbeiten. Jedenfalls kann man nicht verkennen, daß ihnen nicht nur neue Geschäfte überwiesen werden können, ohne zu einer bedeutenden Verstärkung ihres Personals gezwungen zu sein, sondern daß das auch geschehen muß, weil andernfalls ihre Aufrechterhaltung, die wegen der verschiedensten ihnen obliegenden Geschäfte nicht vermieden werden kann, unverhältnismäßig hohe Kosten verursachen würde.

Ist nun schon aus diesem Umstande eine Änderung ihres Arbeitsgebietes erforderlich, so kommt auch weiter in Betracht, daß schon verschiedene gesetzgeberische Fragen, bei denen die ausführenden Behörden noch nicht feststehen, in Angriff genommen sind und in nächster Zeit der Lösung entgegengeführt werden müssen. Hierher gehören namentlich das schon wiederholt genannte Wasser-, das Fideikommiß- und das Ansiedlungswesen. Daß diese Angelegenheiten einer der bestehenden Behörden ohne deren zweckmäßige Umgestaltung überwiesen werden könnten, scheint ausgeschlossen zu sein. Müssen aber für sie ohnehin Behördenänderungen eintreten, so würde es unzweckmäßig sein, sie nicht in eine Hand zu legen, denn bei allen dreien handelt es sich darum, eine systematische Ordnung der Benutzungs- und Besitzverhältnisse des platten Landes herbeizuführen. Das aber muß doch einheitlich geschehn. Bei dem Wasserwesen — wobei allerdings hauptsächlich das sogenannte niedere Meliorationswesen in Betracht kommt — ist das ohne weiteres klar; aber auch bei dem Fideikommiß- und dem Ansiedlungswesen trifft das zu, denn bei beiden wird doch in den Vordergrund zu rücken sein, daß in einzelnen Gegenden im Interesse einer gesunden Mischung von Groß- und Kleinbesitz die Begründung geschlossener Grundbesitzes (Fideikommiße), sowie überhaupt neuer Besitzungen befördert, in andern Gegenden aber erschwert werden sollte. Werden nun diese

Angelegenheiten jetzt verschiedenen Stellen überwiesen, so wird es später außerordentlich schwer sein, das rückgängig zu machen.

Nach unsrer Meinung darf der jetzige Zeitpunkt nicht verpaßt, und muß die Schaffung einer Landeskulturbehörde energisch betrieben werden. Wir wiederholen dabei, daß wir es für eine außerordentlich schwierige Aufgabe halten. Ihre Lösung wird jedenfalls Jahre in Anspruch nehmen. Möge man die Zwischenzeit benutzen und zunächst Vorkehrungen treffen, daß endlich einmal die Aufgaben, zu deren Lösung die Generalkommissionen vor nunmehr einem Jahrhundert als „vorübergehende Behörden“ ins Leben gerufen wurden, die Beseitigung der aus der frühern Grundbesitzverfassung herrührenden Dienstbarkeiten und Reallasten, zu Ende gebracht werden. Dann wird man keinen Unterschied mehr zwischen alten und neuen Aufgaben der Generalkommissionen machen müssen, sie als reine Verwaltungsbehörden ausgestalten können und ihre Reorganisation damit sehr erleichtern. In den vorjährigen Kommissionsberatungen ist schon ein dahingehender, unsers Erachtens sehr wohl ausführbarer Vorschlag gemacht worden, dem auch die Regierungsvertreter nicht widersprochen haben, und der darauf hinauslief, für jene alten Lasten einen Anmelde- und Eintragungszwang einzuführen. Möge dieser als erster Schritt auf dem Wege der Reorganisation in die That umgesetzt werden. Als es sich seiner Zeit um die allgemeine Verwaltungsreform handelte, fand sich im Grafen Eulenburg der geniale Organisator; möge sich ein solcher auch für die Landeskulturbehörden finden!



Hellenentum und Christentum

4. Umschlag der Philosophie in die Theosophie



ristoteles war eine Gelehrtennatur, Forschen seine Lust und seine Lebenslust, worin er volles Genüge fand. Hätte ihn jemand gefragt, ob das Sein besser sei als das Nichtsein, so würde er mit Anaxagoras geantwortet haben, das Sein sei schon allein darum vorzuziehen, weil es dem Seienden vergönnt sei, den Himmel und die Ordnung des Weltalls zu schauen. Plato war eine wärmere Natur und hatte bei noch so lebhaftem Interesse für die Theorie weit mehr Verständnis für das Glückbedürfnis der Menschen, die nicht reiner Intellekt sind, und zu denen er selbst gehörte. Darum richtete sich je länger je mehr all sein Sinnen und Trachten auf die Verwirklichung der Gerechtigkeit in den griechischen Gemeinwesen. Seine beiden praktischen Versuche scheiterten, und bei dem jammervollen politischen Zustande der griechischen Staaten und bei der Alleinherrschaft brutaler Gewalt im Osten und Westen des „Erdfreises“ konnte kein vernünftiger Mensch mehr an einen dritten Versuch denken. Als Gesellschaftsordnerin, die sich für berufen hielt, den großen Kosmos durch einen

sozialen Kosmos zu vollenden, hatte die Philosophie bankrott gemacht. Sie zog sich auf die einzelne Seele zurück und fragte: Wodurch wird diese gut und glücklich? Die Antwort lautete im allgemeinen: Durch Unabhängigkeit von der Außenwelt, durch eine Gemütsruhe (Ataraxie), die sich von äußern Vorkommnissen nicht erschüttern läßt. „Stoiker, Epikuräer und Skeptiker werden nicht müde, diese Unabhängigkeit vom Weltlauf als den Vorzug des Weisen zu preisen; er ist frei, ein König, ein Gott; was ihm auch geschieht, das kann sein Wissen, seine Tugend, seine Glückseligkeit nicht angreifen; seine Weisheit beruht in ihm selbst, und die Welt kümmert ihn nicht. Über die Außenwelt hat der Mensch keine Macht; in sich selbst muß er die Welt überwinden.“ (Windelband; an diesen und an E. von Hartmann halte ich mich vorzugsweise, nicht ausschließlich.) Die gemeinsame Überzeugung nimmt bei jeder der philosophischen Sekten eine eigentümliche Gestalt an; der Eyniker gewinnt Unabhängigkeit und Seelenruhe durch den Verzicht auf alle Kulturgüter und Beschränkung auf das, was zur Erhaltung des Leibes unbedingt und in der antiken Welt viel leichter zu beschaffen war als in der modernen. Die Epikuräer nahmen den ästhetischen Genuß und den Genuß einer edeln Freundschaft und Geselligkeit hinzu, was alles damals auch noch keine großen Kosten verursachte, und wobei keine konventionellen Hindernisse zu überwinden waren. Die Stoiker dekretierten kurz: körperliche Schmerzen, Armut, Entbehrungen sind keine Übel; die im Bewußtsein und Genuß ihrer Tugend glückliche Seele des Weisen spürt nichts davon. Epikuräer und Stoiker „sind darin einig, daß bei besonders ungünstigen Lebensverhältnissen die Aufhebung des Lebensleids durch den Selbstmord eine ausreichende Korrektur darbiete.“ (H.)

Das theoretische Interesse wurde so zwar dem praktischen untergeordnet, aber es schlummerte nicht ein. Die Naturphilosophie blieb freilich trotz Aristoteles und den großen Mechanikern, Mathematikern, Geographen und Astronomen im Vergleich zu unsrer heutigen so unvollkommen, daß sie uns kindlich und hier und da kindisch anmutet. Aber für die Weltanschauung kommt wenig darauf an, ob der Zusammenhang der Licht- und Wärmeerscheinungen, der chemischen und der organischen Vorgänge richtig oder falsch beschrieben wird. Die beiden Grundformen der heutigen Physik und Metaphysik waren fertig: die Epikuräer ließen die Welt aus Körperatomen entstehen, deren Bewegungen und Kombinationen durch nichts als durch ihre eigne körperliche Natur bestimmt wurden, die Stoiker glaubten an eine höchste Vernunft als Weltordnerin. Nur insofern deckte sich der damalige Gegenstand nicht ganz mit dem heutigen, als es gerade die idealistische Schule war, die den unverbrüchlichen Kausalzusammenhang und die unentrinnbare Notwendigkeit aller Geschehnisse behauptete, während Epikur wenigstens den Anfang des Weltprozesses für einen Zufall hält; den angefangnen läßt er dann nach dem empedokleischen Gesetz vom Überleben des am besten Angepaßten verlaufen. Da der folgerichtige Epikuräismus Atheismus ist, der Eynismus aber nur als Lebenskunst Bedeutung hat, so haben wir es nur mit den Stoikern zu thun. Sie erklären die Welt für ein beseeltes, streng gesetzlich geordnetes Ganze und entnehmen dem Heraklit seinen Logos, seine Weltvernunft, die sie als Ver-

nunftamen (Logos spermatikos) allen Wesen eingesenkt denken. Die einzelnen organischen Kräfte werden als Logoi spermatikoi bezeichnet, in die sich der eine Logos spalte. Durch diese Spaltung verliert aber die Gottheit, die Weltvernunft, die Weltseele sich selbst nicht, sondern bleibt als bewußtes Wesen bestehn. Zeno argumentierte nach Cicero (De Natura Deorum 2, 8): „Von keinem empfindungslosen Wesen kann ein Teil Empfindung haben; nun aber haben Teile des Univerfums Empfindung, also ist das Univerfum nicht empfindungslos. Was ohne Seele und Vernunft ist, kann nichts Beseeltes und Vernünftiges aus sich hervorbringen. Das Univerfum aber bringt beseelte und mit Vernunft begabte Wesen aus sich hervor, also ist es beseelt und mit Vernunft begabt.“ Auf den Gedanken einer unbewußten Vernunft ist damals noch niemand verfallen. Hartmann sagt denn auch, das Bewußtsein der Welt von sich selbst sei den Stoikern die Gottheit gewesen, und mit dieser Bestimmung habe der Stoizismus trotz seines naturalistischen Pantheismus der spätern theistischen Fassung des Gottesbegriffs ebenso wirksam vorgearbeitet, wie mit seiner Identifikation von Zeus, Weltseele und Weltgeist dem spätern Montheismus, „obwohl er die Volksgötter zunächst noch als Besonderungen der Urkraft oder Ableitungen oder Ausflüsse des Zeus bestehn ließ.“

Indem die Stoiker an der strengen Kausalität, die sie ausdrücklich als unentflichbares Geschick bezeichnen, ebenso fest halten wie an der vollendeten Zweckmäßigkeit der Welt und sogar die menschliche Willensfreiheit behaupten, haben sie sich nicht allein den Vorwurf der Folgewidrigkeit, sondern auch viel Spott zugezogen. Trotz ihres Idealismus sind sie Materialisten und Sensualisten, da sie alle Wesen, auch Gott, und sogar die Eigenschaften und Beziehungen der Wesen für Körper erklären und alle Erkenntnis ausschließlich aus sinnlicher Wahrnehmung hervorgehn lassen. (Für das Sinnliche wird um die Zeit Christi die Bezeichnung „Fleisch“ üblich.) Wenn man an den heutigen Monismus denkt, dem ja auch Hartmann huldigt, und der zwar die Substanz der Welt für Geist, die Materie aber für die einzige Erscheinungsform des Geistes erklärt — auch nach Hartmann soll es ja ohne Gehirn kein Bewußtsein geben —, so kommen einem die von dieser Seite her gegen den Materialismus und Sensualismus der Stoiker erhobnen Vorwürfe sonderbar vor; zu solchen ist doch nur der Dualist berechtigt, der an Geister glaubt, die ohne Leib leben und ohne Hirn denken. Dem modernen Monismus nähern sich die Stoiker auch dadurch, daß sie der Gottheit nicht ein undefinierbares Nichts, oder andres, oder eine Hyle gegenüberstellen, sondern meinen, die Gottheit selbst spalte sich in Aktives und Passives, in Kraft und Stoff. Das Aktive in Gott wird als Feuer vorgestellt, und dieses Feuer als Lebensodem der Geschöpfe auch Pneuma genannt, ein Wort, das gleich dem Ruach des Alten Testaments ebensowohl Lufthauch wie Geist bedeutet. Auch die einzelne Menschenseele und die Tierseele sind ein Pneuma. Dieses Weltfeuer der Stoiker gehört zu den Dingen, die dem heutigen Menschen kindisch vorkommen mögen, d. h. dem gewöhnlichen aufgeklärten, aber kaum dem philosophisch gebildeten, denn wenn man Ciceros Betrachtungen darüber in der oben genannten Schrift (2, 9) liest, so erkennt man leicht, daß die Stoiker mit dem Feuer nichts

andres gemeint haben, als die Energie in der Form der Wärme. Das Physische und das Metaphysische der Sache geht uns nun weiter nichts an, hier mußte diese stoische Lehre nur deswegen erwähnt werden, weil das Feuer als Sinnbild der Gottheit und des göttlichen Geists in der Bibel eine bedeutende Rolle spielt, und weil nach dem zweiten Petrusbriefe die gegenwärtige Welt durch Feuer vernichtet werden wird. Die Stoiker lassen die Welt nicht einmal, sondern vielmal verbrennen. Jeder Weltprozeß endet damit, daß alle Dinge in das Urfeuer zurückkehren; sie gehn dann auf's neue daraus hervor (neuere Hypothesen stellen das Wechselspiel ähnlich dar), und jeder solche Weltprozeß verläuft genau so wie alle seine Vorgänger, sodaß alles, was ist, genau so schon vielmal dagewesen ist und genau so vielmal wiederkehren wird. Diese Wiederkehr aller Dinge (Palinogenese oder Apokatastasis), an die übrigens auch die Epikuräer glaubten, erscheint nach Windelband bei den Stoikern als notwendige Konsequenz der beiden Wechselbegriffe Logos und Heimarmene. Die Menschenseelen, nach einigen nur die der Weisen, leben nach dem Tode fort, bis sie sich beim Weltbrande mit allen übrigen Wesen in das Urfeuer auflösen; eben weil sie selbst Körper sind, sagen die Stoiker, können sie getrennt vom Leibe fortbestehn.

Gleich den Epikurern und den Epikuräern lehren die Stoiker, daß der Weise der Natur gemäß lebe, aber dieses Wort nimmt bei ihnen eine Bedeutung an, die der gewöhnlichen entgegengesetzt ist. Sie erklären nämlich die Vernunft für die Natur des Menschen, und die der Vernunft widerstrebenden sinnlichen Triebe für Unnatur. Die Triebe müssen also überwunden werden. Läßt sich die Seele von ihnen in der Ruhe stören, affizieren oder gar hinreißen, so ist sie krank, lasterhaft. Laster ist aber das einzige Übel, alle andern Dinge sind gleichgiltig, und Tugend ist das einzige Gut. Dieser Rigorismus wird später dadurch gemildert, daß man Güter zweiter Ordnung zuläßt und zwischen den tugendhaften Weisen und den lasterhaften Thoren den nach Weisheit strebenden, den fortschreitenden und sich bessernden Menschen einschleibt. Da nun aber die Natur sowohl in dem angegebenen wie im weitesten Sinne von Gott nach seinem unverbrüchlichen Gesetze geordnet ist, so erscheint die Tugend zugleich als Gehorsam gegen das göttliche Gesetz, durch dessen Erfüllung der Weise das seine beiträgt zur Vollendung sowohl der Weltordnung als auch seiner eignen Individualität, seiner Persönlichkeit, und so erreicht er das ihm von der alles bis ins kleinste hinein ordnenden Vorsehung bestimmte Ziel. Er handelt dabei mit Willensfreiheit und ist für alle seine Handlungen vollständig verantwortlich. Wie freilich die Notwendigkeit mit der Freiheit in Einklang gebracht werden, wie das eherner Geschick, die Heimarmene, dem freien Menschenwillen gegenüber zu der nicht zwingenden, sondern nur leitenden Vorsehung werden könne, das vermochten die Stoiker so wenig in befriedigender Weise zu zeigen, wie wir es heute vermögen, ebensowenig, wie in die von der ewigen Vernunft geordnete Welt die Sünde komme. Die sonstigen Übel verstanden sie wegzudisputieren; bei den Sünden und Lastern ging das nicht, weil sie beständig dagegen predigten; so halfen sie sich denn damit, daß sie die Sünde für die der Tugend unentbehrliche Folie erklärten.

Daß ihre Lehre trotz allen Widersprüchen und ungelösten Rätseln den Beifall der Besten namentlich unter den Römern fand, war nicht wunderbar, denn „sie sahen die höchste Aufgabe darin, daß der Tugendhafte die durchgängige Übereinstimmung mit sich selbst in allem Wechsel des Lebens als seine wahre Charakterstärke bewahren müsse; der politische Doktrinarismus der Griechen fand so seine philosophische Formulierung und wurde eine willkommene Überzeugung für die eifernen Staatsmänner des republikanischen Roms.“ (W.) Die Stoiker sind die ersten gewesen, die den Begriff der Pflicht wissenschaftlich festgestellt haben. Vollkommen erfüllt nach ihnen nur der seine Pflicht, der es nicht bloß äußerlich thut, sondern mit dem Willen, pflichtgemäß zu handeln; die durch eine Handlung bethätigte pflichtwidrige Gesinnung ist Sünde. Da der Stoiker die Autarkie, das Selbstgenügen, nicht gleich dem Epikuräer als einen Genuß oder um sich vor Leiden zu schützen erstrebt, so verwirft er nicht grundsätzlich die Teilnahme am Gemeinde- und Staatsleben, erklärt sie vielmehr für eine Pflicht, die nur unter Umständen dem Streben nach persönlicher Vollkommenheit nachzustehn habe. Doch über die Beschränkung der gemeinnützigen Thätigkeit auf eine Polis haben die Reichsgründungen Alexanders und der Römer weit hinausgeführt. „Als Teile derselben einen Weltvernunft bilden Götter und Menschen zusammen einen großen, vernünftigen Lebenszusammenhang, ein *πολιτικὸν σύνστημα*, jeder einzelne ist Glied des großen Vernunftreichs.“ Den Unterschied von Hellenen und Barbaren schieben die Stoiker als Weltbürger beiseite, „und wenn sie auch gegen äußere Verhältnisse der Lebensstellung zu gleichgiltig waren, um für soziale Reformen zu agitieren, so verlangten sie doch, daß die Gerechtigkeit und die allgemeine Menschenliebe, die sich als oberste Pflichten aus der Idee des Vernunftreichs ergeben, auch den untersten Gliedern der menschlichen Gesellschaft, den Sklaven, in vollem Maße zugewandt werden sollten.“ (W.)

Nur die zur Skepsis neigende Akademie blieb bedeutungslos für das Leben, wenn man ihr nicht deswegen Bedeutung zumessen will, weil sie die Zerfetzung förderte. Jede der andern drei Schulen: die cynische, die epikuräische, die stoische, befriedigte das Bedürfnis je einer besondern Gemütsart und ersetzte vielen Gebildeten leidlich die Religion. Aber konsequent durchgedacht führte doch jede ins Absurde, und den harten Schlägen des Lebens gegenüber hielt die Ataraxie, Autarkie, Galene (Meeresstille) bei den minder Glücklichen und minder Heldenhafteu nicht stand, sodaß der unerschütterliche Weise als hohler Deklamator und nicht selten als Bettelkomödiant dem Spott der Satiriker verfiel. So machte die Weltweisheit auch als individualistische Glückseligkeitslehre Bankrott, und gleich der Masse wandten sich auch die Denker der Religion zu. Jene that es in der bekannten Weise: sie räucherete allen Götzen des Morgen- und Abendlands, behing sich mit Amuletten, ließ sich in die Mysterien einweihen, die gerade Mode waren, ließ Zaubereu, Gauklern und Wunderthätern zu, wie dem Apollonius von Thyana, dessen idealisiertes Lebensbild der Heide Philostratus im dritten christlichen Jahrhundert zu dem Zwecke gemalt hat, das Bild Christi zu verdunkeln und zu verdrängen; die Denker aber verzweifelten an der Vernunft und bekannten, daß diese unfähig sei, aus

sich selbst die Wahrheit zu finden, darum einer Offenbarung bedürfe. Offenbarungen fanden sie einerseits in den zum Teil erdichteten Lehren halb oder ganz sagenhafter Seher und Philosophen früherer Zeiten wie des Orpheus und des Pythagoras, andererseits in den Büchern der Juden und der übrigen Orientalen. Ja sie ließen nicht einmal die Lehren ihrer wirklichen Philosophen als deren eigne Leistungen gelten, sondern bildeten sich ein, was einer der ihrigen großes und gutes erbacht habe, das müsse er aus dem Orient geholt haben, eine Einbildung, die bekanntlich heute aufs neue grassiert.

Diesem Gange der Griechen kam der Wunsch der Juden entgegen, die weisen Griechen zu Schülern der alttestamentlichen Propheten zu machen, und die in Alexandria ausgebildete Kunst der allegorischen Schriftdeutung brachte es fertig, den Plato ins Alte Testament hinein und dieses aus dem Plato heraus zu lesen. Daß Plato und die jüdischen Propheten in vielen ihrer großen und schönen Gedanken zusammentreffen mußten, ohne voneinander zu wissen, versteht sich ebenso von selbst, wie daß Juden und Griechen, nachdem Alexander der Große den Gedankenaustrausch in Fluß gebracht hatte, fleißig voneinander entlehnten. Sehr schön und scharf hat der Breslauer Rabbiner Dr. Zoël in einem kleinen, grundgelehrten und gehaltvollen Buche: *Blicke in die Religionsgeschichte des zweiten christlichen Jahrhunderts* (Breslau, bei Schottlaender, 1880) die Theosophie im Gegensatz zur echten Philosophie charakterisiert: der Gnostiker berichte zuversichtlich über alle jenseitigen Dinge, als wenn er sie wirklich gesehen hätte; der gewissenhafte Plato gehe entweder über das, was sich durch vernünftiges Denken ermitteln lasse, nicht hinaus, oder wenn er es thue, so mache er den Leser darauf aufmerksam, daß hier die Wissenschaft aufhöre und die in einen Mythos gekleidete Vermutung anfangen. So wird ja z. B. der halbmythische Charakter des Timäus durch die Einleitung angedeutet und dadurch, daß der ganze Inhalt nicht gesprächsweise entwickelt, sondern von einem dem sokratischen Kreise nicht angehörenden Fremden zusammenhängend vorgetragen wird. Da nun das die damaligen Menschen beherrschende Verlangen nach einer Autorität aus politischem Ekel, Ekel am schrankenlosen Genuß, den man durchgekostet hatte, und dem Banferott der philosophischen Spekulation entsprang, d. h. also aus einer tief pessimistischen Stimmung, so wandte sich dieses Autoritätsbedürfnis vorzugsweise dem Philosophen zu, der sich am lebhaftesten von der Unvollkommenheit des irdischen Daseins ergriffen und bewegt zeigte, dem Plato. Für die Theorie lautete die Aufgabe: Wie ist das Böse, die Schlechtigkeit, das Übel zu erklären? Für die Praxis: Wie kommen wir aus den Übeln heraus, wer erlöst uns? Neupythagoräer nannten sich einige Männer, die neben dem guten Gott eine böse Weltseele annahmen und Reinigung durch die Mittel des jüdischen Zeremonialgesetzes suchten; Plutarch gehört zu ihnen. Plato hatte im fünften Kapitel des Timäus (29 A) die Hypothese von einem bösen Welterschöpfer zwar angedeutet, aber es für einen Frevel erklärt, sie auch nur auszusprechen. (Im achten Kapitel des neunten Buchs der Gesetze [896 E], deren Echtheit bezweifelt wird, ist von einer wohlthätigen und einer ihr entgegengesetzten Weltseele die Rede.) Nicht nach ihrer wirklichen Autorität, sondern nach Pythagoras nannten sich diese Männer, weil sie mit Zahlen zu

spielen liebten und von der Altertumsucht der Zeit beherrscht ihre Weisheit am liebsten auf einen alten, halbmythischen Weisen zurückführten, der sein Wissen aus dem Orient geholt haben sollte.

Diese ganze trübe Flut von durcheinander wogenden Philosophemen, Mythen und Glaubensmeinungen teilte sich in der Zeit Christi und ergoß sich in vier verschiedene Strombette. Das eine war die jüdisch-alexandrinische Philosophie. Ein Erzeugnis dieser Schule, das Buch der Weisheit, ist in die Bibel aufgenommen worden; es enthält nichts Phantastisches, bekämpft aber den Epikuräismus, Materialismus und Polytheismus und erinnert durch den an Personifikation streifenden Gebrauch der Ausdrücke: Wort Gottes und Geist Gottes (12, 1 und 18, 15) an den Logos und das Pneuma der Stoiker, durch die unjüdische Klage über Behinderung des Denkgeistes durch den Leib (9, 15) an Plato und durch die Lehre, daß der Reiz des Teufels den Tod in die von Gott gut und unsterblich geschaffne Menschenwelt gebracht habe (2, 23 und 24), an das große Problem der Zeit. Die das ganze Buch durchziehende Personifikation der Weisheit Gottes findet sich auch schon in dem ältern Buche, das sich Sprüche Salomons nennt (8, 22). Einen ganz andern Sinn haben solche Personifikationen bei Philo, einem ältern Zeitgenossen Jesu. (Als seinen Vorgänger nennen auch Windeband und Hartmann noch den Aristobol; Zöll hat jedoch nachgewiesen, daß die nach diesem benannten Schriftreste christliche Fälschungen sind.) Bei ihm gehn sie aus dem die Zeit beherrschenden Drange hervor, den höchsten Gott von den Anschuldigungen zu entlasten, zu denen die Schlechtigkeit der Welt Anlaß giebt. Die Rechtfertigung wurde auf zwei Wegen gesucht: in jedem Falle schob man zwischen Gott und die Welt Mittelwesen ein; entweder nun dachte man sich die Welterschöpfung als eine Reihe von Emanationen, in denen mit zunehmender Entfernung von der Urkraft deren Wirksamkeit immer schwächer wird, so daß also das Böse ungefähr dasselbe ist wie die Finsternis des Weltraums an einem von jeder Sonne weit entfernten Punkte, oder man glaubte, ein böser oder abgefallner Dämon habe die Welt geschaffen, wenigstens die Körperwelt, und die Seelen der Guten seien ein Lichtfamen, den zu sammeln und zu seinem Urquell, dem guten Gott, zurückzubringen die Aufgabe des Erlösers sei. Diesen Weg schlugen die Gnostiker ein. Den bösen Demiurg nicht als gefallnen guten Geist, sondern nach dem persischen Vorbild als von Anfang an böse, als ein dem guten Urwesen von Ewigkeit gegenüberstehendes Böses zu denken, haben erst die Manichäer gewagt. Einem Juden, der an das erste Kapitel der Genesis glaubte, war dieser zweite Weg verschlossen. Philo schlug deshalb den ersten ein. Engel, die zugleich als platonische Ideen und in ihrer Gesamtheit als Entfaltung des Reichthums der Gottheit erscheinen, haben die Welt ganz selbständig ohne unmittelbares Eingreifen Gottes erschaffen. Der höchste Engel, die Idee der Ideen ist der Logos der Stoiker, und dieser wiederum wird gefaßt einerseits als die in sich selbst ruhende Weisheit Gottes, andererseits als die aus Gott heraustretende Vernunft (Logos prophorikos), als Gottes selbständiges Abbild, als sein erstgebormer Sohn, weder entstanden noch unentstanden, ein zweiter Gott; durch ihn also hat Gott die Welt geschaffen, und er ist auch der Hohepriester, der

durch seine Fürbitte eine Verbindung herstellt zwischen Gott und den Menschen. Nur er ist erkennbar, der Vater unerkennbar. Wie die Welt, von Stufe zu Stufe herabsinkend, durch ihn dem Urquell entfloßen ist, so hat sie durch ihn dahin zurückzufahren. Der Weg der Rückkehr ist für den Menschen die Befreiung von der Sinnlichkeit. Auch in den Talmud ist der Platonismus eingedrungen, und auch in ihm hat die philosophische Bewegung der Zeit einige Spuren hinterlassen, aber am Optimismus des Alten Testaments festhaltend hat sich das Judentum beizeiten der durch Philo bezeichneten Strömung verschlossen.

Diese tritt wieder hervor in den Neuplatonikern, die, außer Zusammenhang mit dem Judentum, eher vom Christentum angeregt, die platonische Philosophie im Sinne der Zeit weiter zu entwickeln unternahmen. Ihr größter, Plotin, stimmt darin mit Philo überein, daß vom höchsten Gott gar nichts ausgesagt werden kann. Sein Bild ist das Licht, das, ohne von seinem Wesen etwas einzubüßen, in die Finsternis strahlt. Die erste Sphäre der göttlichen Wirksamkeit ist der Geist (Nus). Er spaltet sich in Subjekt und Objekt; sein Leben ist Selbstanschauung, Selbstbewußtsein. Als Objekt ist er eine Vielheit, die platonische Ideenwelt, und als solche Urheber der Sinnenwelt. Die Materie ist wie bei Plato das Nichtseiende, der leere Raum, zugleich aber Hülle des wahrhaft Seienden, dessen Durchleuchten die Schönheit ist. (Auf dieser Grundlage, schreibt Windelband, führt Plotin das im Symposion angedeutete aus und liefert damit den ersten Versuch einer metaphysischen Ästhetik.) Als Negation von allem, auch vom Guten, ist die Materie das Böse. Da dessen Name also bloß besagt, daß außer Gott nichts, deshalb auch nichts Gutes vorhanden ist, so braucht Gott seinetwegen nicht gerechtfertigt zu werden; das ist Plotins Theodicee, meint Windelband. E. von Hartmann hat sowohl in seiner Geschichte der Metaphysik wie in dem Buche „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus“ dem Plotin je einen langen Abschnitt gewidmet. Während Windelband in dem plotinischen Weltprozeß vorzugsweise das wohlthätige und Leben schaffende Strahlen des Lichts in die Finsternis hervorhebt, richtet Hartmann seiner pessimistischen Tendenz gemäß den Blick ausschließlich auf das allmähliche Herabgleiten vom Vollkommenen zum Unvollkommenen und findet seinen und Schopenhauers unvernünftigen Willen, der zum grundlosen Weltprozeß den Anstoß gegeben habe, bei Plotin wieder. „Wenn das Eine das einzig Gute, alles andre aber nur durch Teilnahme an ihm gutartig ist, dann scheint es das einzig Vernünftige, daß das bedürfnislose Eine bei sich und mit sich allein bleibe. Wenn aber im Einen eine Notwendigkeit besteht, das Schlechtere aus sich zu erzeugen, und diese Notwendigkeit weder gut noch vernünftig genannt werden kann, dann ist auch das Eine nicht mehr das schlechthin Gute, sondern es enthält an und mit dieser Notwendigkeit einen Bestandteil in sich, der nicht gut und nicht vernünftig ist. Plotin sträubt sich dagegen, daß in der Weltseele oder im Allgeist ein Abfall oder ein Fall vom Guten zum Schlechten behufs Erklärung der Erscheinungswelt angenommen werde, und er hat in der That einen solchen einmaligen Fall in einer vermittelnden Hypostase, wie der Gnostizismus ihn annimmt, nicht nötig. Aber

er hat ihn nur darum nicht nötig, weil er einerseits durch das allmähliche Herabgleiten zum Schlechtern in der Reihe der vermittelnden Hypostasen erseht ist, und weil dieses allmähliche Herabgleiten andererseits bedingt ist durch die unvernünftige Notwendigkeit im Einen, durch den ersten unheilvollen Schritt, der alle andern Schritte nach sich zieht.“

Für diese Auffassung kann sich zwar Hartmann auf Plotin selbst berufen, der jede Willensregung vom Alogischen ausgehn läßt, indes das ist Geschmacksache. Es haben Milliarden, vielleicht Billionen Geschöpfe gelebt, die ganz gern auf der Welt waren, und die sich über ihre Unvollkommenheit und Gottunähnlichkeit nicht im mindesten betrübt haben. Wir gewöhnlichen Sterblichen finden es deshalb weder alogisch noch unheilvoll, daß Gott sie geschaffen hat, und möchten in dieser sehr unterhaltenden bunten Welt auch die pessimistischen Philosophen so wenig missen wie die übrigen Narren. Plotin empfindet ganz gesund, wenn er den Gedanken der Verödung, den Gedanken, daß außer Gott nichts da wäre, schrecklich findet. Für unsern Zweck hat eigentlich nur zweierlei an der plotinischen Philosophie Bedeutung. Einmal ihr Einfluß auf die christliche Metaphysik, den Hartmann sehr gründlich nachweist. Plotin ist der erste, der die Frage erörtert hat, ob die Kategorien des Sinnlichen: Quantität, Qualität, Bewegung und Relation auf das wahrhaft Seiende jenseits der Erscheinungswelt angewandt werden können (Philo mit seiner Lehre von der Unerkennbarkeit Gottes hatte ihm darin vorgearbeitet, und Kant hat die Sache endgiltig ins Reine gebracht), und seine Überzeugung, „daß die aristotelische Kategorienlehre nur für die Sinnenwelt Gültigkeit habe, wird zum stillschweigend vorausgesetzten Grundsatz der mittelalterlichen Philosophie.“ Und durch seine Darstellung des Kosmos Noetos, der intelligibeln Welt, der entfalteten Gottheit ist er der eigentliche Begründer des Trinitätsdogmas geworden, demzufolge die eine göttliche Wesenheit in drei Personen da ist. Plotin unterscheidet im intelligibeln, im göttlichen Sein das Schauen und das Geschaute, denkt sich aber das Schauen als eine Energie, die das Geschaute hervorbringt oder setzt, und nennt demnach die Objekte des göttlichen Schauens Gesehtes, Hypostasen. Dieses Wort wird später im Lateinischen mit persona wiedergegeben. Zugleich erscheint bei Plotin öfter eine Dreiheit, und mehrere Glieder dieser Dreiheit werden als Hypostasen bezeichnet. Eine dieser Dreheiten heißt Nus, Logos, Sophia, eine andre: Schauendes, Schauen, Geschautes, eine dritte: das Eine, der Nus und die Weltseele. Das Verhältnis des Nus zum Einen, des entfalteten zum unentfalteten Gott, wird als Sohnschaft, als Gezeugtsein aufgefaßt.

Das andre fürs Christentum wichtige ist die Mystik. Auch hierin ist Plotin Fortsetzer und Vollender Philons. Dieser lehrt, daß nur der Logos das Gute im Menschen wirke, daß Erkenntnis Gottes gleichbedeutend sei mit Selbstentäußerung, Aufgeben der Persönlichkeit, Aufgehn in Gott. Weisheit ist nur zu erlangen durch unmittelbare Berührung Gottes, wer Gott schauen will, muß selbst Gott werden; dabei soll sich die Seele leidend verhalten, auch die Vernunft soll schweigen; in der Ekstase wird die Vereinigung mit Gott vollzogen. Ganz ebenso stellt Plotin die Ekstase als das vom Weisen zu er-

strebende Ziel hin: das Denken, das ja eine Bewegung, also etwas ungöttliches ist, hört auf in der Ekstase. Diese ist selige Ruhe ohne Selbstbewußtsein; die Seele wird der Einheit mit Gott gewiß (wie kann man gewiß sein ohne Bewußtsein?). Gebet, Kulthandlungen, die Hilfe der niedern Götter und Dämonen, der Heiligen und der Schutzgeister fördern auf dem Wege zum Ziel; Verzückungen und Weissagungen sind Vorstufen der Vergottung.

Der dritte Strom geht von den Gnostikern aus. Sie unterscheiden sich von den innerhalb des griechischen Vorstellungskreises bleibenden Philosophen dadurch, daß sie den erlösenden Mon mit Jesus von Nazareth identifizieren, von den jüdischen Weisen dadurch, daß sie den Demiurg einer Ordnung niedrer Aonen, den Erlöser dem höchsten Aonenkreise angehören lassen, von den Christen durch den Hochmut, mit dem sie die gewöhnlichen Gläubigen als Psychiker verachten und sich einer höhern Erkenntnis rühmen, sowie durch allegorische Wegdeutung des Historischen in den Evangelien und durch eine Askese, die im Unterschied von der verständigen griechischen Übung in der Selbstbeherrschung damit begründet wurde, daß die Materie böse, alles, was in sie verstricke, namentlich die Ehe, zu meiden sei; eine Vorstellung, der sich freilich auch Philo und Plotin wenigstens näherten. Bis zu dem später von Mani ins Abendland eingeschleppten persischen Dualismus scheint nur einer, Saturninus, gegangen zu sein, dessen Anhänger sich früh verloren. Von allen drei gleichzeitigen Richtungen unterscheiden sich die Gnostiker durch die abenteuerliche Phantastik ihrer Mythologie. In der Beurteilung dieser Schwarmgeisterei neige ich der Ansicht Zoëls zu. Dieser meint, ihr spekulativer Gehalt sei gering, und was davon drin stecke, sei nicht orientalische Weisheit, sondern dem Timäus des Plato entnommen; so beruhe z. B. die gnostische Einteilung der Menschen in Pneumatiker, Psychiker und Hyliker ganz offenbar auf der platonischen Psychologie. Auch dürfe man ihre Phantasien und ihre Vergewaltigung der Heiligen Schrift beider Testamente keineswegs als Verirrungen redlicher Wahrheitsforscher ansehen, sondern sie seien teils einer Aufgeblasenheit entsprungen, die sich an der schlichten, gesunden Wahrheit nicht genügen lasse und u. a. über dem Gott der gewöhnlichen Menschen noch einen übergöttlichen und überhimmlischen Gott haben wolle, teils gewissen Tendenzen. Wenn die Kainiten z. B. alle im Alten Testament als böse charakterisierten Personen wie Kain, die Sodomiten, die Rotte Korah für die in Wahrheit vollkommen erklärten, so könne man das doch gewiß nicht als Kainität auffassen, und Marcion sei in allem, was er geschrieben und gethan habe, durch die Tendenz bestimmt worden, zwischen Judentum und Christentum eine unüberbrückbare Kluft zu reißen. Alles in allem genommen seien die gnostischen Lehren Kuriositäten, mit denen sich eingehender zu beschäftigen nicht lohne.

Eine geistreiche Ansicht, die sich hören läßt, hat Eugen Heinrich Schmitt in einem Buche aufgestellt, das die Grenzboten an einer andern Stelle erwähnen. Die Einfachheit der Lehre habe im Interesse der christlichen Priester gelegen, weil nur einfache Lehren der Masse eingeprägt und als „Febel der Weltanschauung,“ ich würde lieber sagen als Abriß einer Weltanschauung, gebraucht werden könnten. Gerade das entgegengesetzte Interesse habe die Klasse

der Sophisten und Grammatiker gehabt, die vom Erklären und Ausdeuten der Philosophen und überhaupt aller Schriftwerke lebten; die brauchten verwickelte Lehren, an denen es viel zu deuten gab. Der Kampf der Gnosis mit der Kirche sei der große Existenzkampf des antiken Proletariats der Skopfarbeiter mit Staat und Kirche gewesen. Daran mag etwas wahres sein; dagegen täuscht sich Schmitt, wenn er in der „staatlich-kirchlichen“ Dogmatik praktische Tierheit, im Gnostizismus echtes und ernstes Ringen nach Erleuchtung, eine reinere Sittlichkeit sieht und in den Rebellen der Gnosis den Morgenwind einer lichtvolleren und edlern Kultur zu spüren glaubt. Es gilt von den Gnostikern in verstärktem Maße, was Joel von Philo sagt. Baur hatte mit Beziehung auf dieses Judentum allegorische Schriftauslegung gemeint, das Allegorisieren stelle sich immer ein, wenn Religionen zerfallen. Darauf erwidert der Rabbiner, die Gnostiker hätten ja das Neue Testament allegorisiert zu einer Zeit, wo das Christentum eben erst im Entstehen begriffen war. Und auch das Judentum sei zu Philos Zeit fern vom Zerfall, dieser Philosoph hingegen verbildet gewesen, sodaß er die Schönheit des Einfachen nicht einsah; die Allegorisierer seien Leute, denen der einfache klare Wortsinne eines Sages in einer ehrwürdigen Urkunde nicht vornehm genug sei.

Der vierte Strom endlich, der heute noch nicht versiegt ist, war die christliche Theologie, die sich ganz allmählich aus dem Neuplatonismus und der Gnosis absonderte. Ins Neue Testament gehen die Ausdrücke und Begriffe Logos, Sohn Gottes und Pneuma über, die später unter Beihilfe des Neuplatonismus zum Trinitätsdogma ausgestaltet werden. Justinus entlehnt den Stoikern den Logosnamen, und die alexandrinische Schule bleibt lange in inniger Wechselwirkung mit dem Neuplatonismus und huldigt einigen Grundanschauungen der Gnostiker, ohne ihrer ausschweifenden Mythologie zu verfallen. Man kann das Lehrsystem des alexandrinischen Clemens und des Origenes nicht besser und kürzer darstellen, als es Karl Hase in seiner Kirchengeschichte gethan hat. 1. Wie den Juden das Gesetz, so ist den Griechen die Philosophie ein Führer zu Christus. Durch den Logos hat sich Gott jedem Volk auf seine Weise offenbart. Die höchste Offenbarung ist das Christentum; dieses nimmt der Volksglaube als etwas Historisches auf die Autorität der Lehrer an, der vollkommene Christ erhebt den Glauben zur Einsicht, zur Gnosis. Die Heilige Schrift muß überall einen Gottes würdigen Sinn haben; wo der Wortsinne anstößig erscheint, ist er Allegorie eines verborgnen Sinnes, den die Gnosis zu ermitteln hat. 2. Gott, der unergründliche und an sich unerkennbare, hat sich im Logos und im heiligen Geist offenbart. Durch den Logos hat Gott eine Welt ursprünglich gleicher Geister geschaffen; die Entwicklungsreihe der Welten hat, wie Gott selbst, weder Anfang noch Ende. 3. Der Mensch ist frei, sein irdisches Elend verschuldet durch einen vorirdischen Sündenfall, von dem der in der Bibel erzählte Sündenfall nur eine Allegorie ist. 4. Der Logos hat durch Vermittlung einer menschlichen Psyche, die ihm ins irdische Dasein nachgefolgt ist, einen ätherischen Leib angenommen und ist so zum Gottmenschen geworden. Die im Christentum vollendete sittliche Weltordnung umfaßt die ganze Geisterwelt; nur auf niedern Bildungsstufen ist

das Christentum Erlösung, für den vollkommenen Christen freie Gemeinschaft. (Windelband schreibt: Wie die Gnostiker, unterschied Origenes zwischen der fleischlichen [somatischen], seelischen [psychischen] und geistigen [pneumatischen] Auffassung der religiösen Urkunden; aus der buchstäblich-historischen Uebersetzung, die nur ein fleischliches Christentum ergibt, will er durch die moralische Deutung hindurch, bei der die Psychiker stehn bleiben, zum idealen Gehalt der Schrift führen, der als selbstverständliche philosophische Wahrheit einleuchten muß; dem Pneumatiker offenbart sich aus der Umhüllung das ewige Evangelium.) 5. Es giebt keine Auferstehung des Fleisches, aber eine Entwicklung höherer Organe; kein irdisches, sondern ein überirdisches Reich Christi; keine ewigen Höllestrafen, vielmehr eine ἀποκατάστασις πάντων: Heimkehr alles Abgefallenen zu Gott.

Als Origenes schrieb, hatten sich die Leiter der Kirche schon von der Gnosis abgewandt. Die Abendländer thaten es mit großer Entschiedenheit, und Origenes wurde verkehrt. Damit ging zwar der Kirche mancher zukunftsreiche Gedankenkeim vorläufig verloren, und die ganze griechische Philosophie, ja die Philosophie überhaupt verfiel auf längere Zeit der Achtung, aber der Bruch mit der Spekulation war damals wirklich eine Notwendigkeit. Ganz abgesehen von den Gefahren, mit denen das Phantasieren und Allegorisieren den Kern der Glaubenslehre bedrohte, wären Männer, deren Geist ein rein theoretisches Interesse beherrschte, den praktischen Aufgaben, die der Kirche harrten, nicht gewachsen gewesen.

Der hellenische Denkgeist hatte sich erschöpft, aber nicht, ohne vorher alle metaphysischen und ethischen Gedanken hervorgebracht zu haben, deren das Christentum bedurfte. Und zugleich hatte er in Wechselwirkung mit der Politik die für die Gründung und Ausbreitung der Kirche günstigsten Verhältnisse (politische Einheit, Freizügigkeit, zwei Weltsprachen), Lebensgewohnheiten, Anschauungen und Stimmungen geschaffen. Nicht allein atmet schon die antike Philosophie den Abscheu vor der Ehrematistik, aber das mammonsfeindliche Neue Testament und die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Kirchenväter und des Mittelalters beherrscht, sondern die nacharistotelischen Philosophen kommen sogar dem Geiste der Bergpredigt und des Mönchtums ganz nahe. Der Reichtum wurde verachtet, die Armut hochgeschätzt, schmätzende Bettelphilosophen, die mit ihren Lumpen prahlten, durchwanderten alle Provinzen des Römerreiches, aber auch wahrhaft apostolische Männer, die ihren Reichtum verachtet hatten und sich dem Dienste ihrer Mitmenschen durch umsonst gespendeten Unterricht und Trost widmeten. In der Flucht vor der Ehe als einer die Unabhängigkeit vernichtenden Fessel stimmten Snyiker, Epikuräer und Stoiker überein; ein verheirateter Philosoph fiel auf. Burckhardt hat diese Erscheinungen im dritten Bande seiner Griechischen Kulturgeschichte eingehend gewürdigt. Das kirchliche Lehramt aber, eine neue Erscheinung in der Weltgeschichte, der nur die Synagoge einigermaßen vorgearbeitet hatte, da es weder die griechischen Staaten noch Rom zu einem durchgreifenden Volksunterricht von Staats wegen brachten, dieses Lehramt wäre schwer denkbar ohne die griechischen Rhetorenschulen, in denen sich die Kirchenväter ihre formelle Bildung

und die Redekunst geholt haben. Endlich waren die über das ganze Römerreich verstreuten Synagogengemeinden die Vorbilder und zugleich die Ausgangspunkte für die Gemeindegründung, der auch die Hetären von armen Leuten, von Kleinbürgern und Sklaven: gesellige, Unterstützungs-, Bestattungsvereine, hier und da als Rahmen gedient haben mögen. Ob dieser „proletarischen“ Organisation eine ganz so hohe Bedeutung zukommt, wie ihr sozialistische Geschichtsklitterer beilegen, ist freilich zweifelhaft. Hase, den Mommsen auf diese Vereine aufmerksam gemacht hat, schreibt im Vorwort zur zehnten Auflage seiner Kirchengeschichte (1877): „Die Sache ist an sich nicht unwahrscheinlich, doch kenne ich keine bestimmte Erweisung derselben außer in Rom selbst die Leichensozietäten, durch die sich arme Leute eine anständige Bestattung sicherten, und unter denen die Christen Gelegenheit fanden, sich zu verbergen.“



Nationalitätskämpfe

3. Ursachen und Arten der Verschiebung der Sprachgrenzen



überall, wo Sprachgrenzen verschoben, Sprachgebiete eingeengt oder ganz vom Erdboden verdrängt worden sind, ist Wandrung, Niederlassung und Entnationalisierung die Ursache dazu gewesen.

Unter den Ursachen, durch die Wandrungen hervorgerufen werden können, stehen die wirtschaftlichen unbedingt im Vordergrund. Bei unsern modernen Bevölkerungsumlagerungen, die mit ihren gewaltigen sich Jahr für Jahr summierenden Zahlen die Völkerwanderungen des beginnenden Mittelalters weit hinter sich lassen, ist dies von vornherein klar: das Streben nach Erwerb, nach einer wirtschaftlich gesicherten Zukunft ist es, was in jedem Jahre Tausende und aber Tausende unsrer Volksgenossen veranlaßt, zum Wanderstabe zu greifen, um teils innerhalb des Volksgebiets, teils in fremdem Sprachgebiet oder gar über dem Weltmeer einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Aber die Völkerwanderung ist, so sehr sie sich von den modernen Massenwanderungen unterscheidet, doch auch durch einen Anstoß wirtschaftlicher Art entsefelt worden: das Nomadenvolk der Hunnen bedurfte neuer Weidegründe, und auf der Suche nach ihnen stieß es auf die Völker Europas, sie aufscheuchend aus ihren angestammten Sitzen zu ruhelosem Wandern, bis sie in den entlegnen Halbinseln West- und Südeuropas, sogar in Afrika eine neue Heimat und zugleich das Grab ihres dahinschwindenden Volkstums fanden.

Auch politische Umwälzungen — ich erinnere an die französischen Emigranten der Revolutionszeit —, religiöse Bedrängnisse — ich nenne die Waldenser und Hugenotten — können merkliche Wandrungen hervorrufen; die Erweiterung des Staats kann es bewirken, daß Teile der im eroberten Gebiete heimischen Bevölkerung abströmen und dagegen aus dem Gebiet der

Sieger ein Bevölkerungszufluß erfolgt. Aber in allen diesen Fällen sprechen doch auch wirtschaftliche Gründe das entscheidende Wort über die Richtung der Wandrung, den Ort und die Art der Niederlassung. Besonders in dem Falle der Erweiterung der Staatsgrenzen ist es augenscheinlich, daß eine größere Zuwanderung in ein erobertes Gebiet nur dann stattfindet, wenn die wirtschaftlichen Bedingungen dafür sprechen; sonst wird die Zuwanderung im wesentlichen auf Beamte und Soldaten beschränkt bleiben. Wie den Wandervölkern des Mittelalters das Schwert den Weg bahnen und eine neue Heimat gewinnen mußte, so schafft auch noch heute das Schwert den Nationen neuen Raum zur Ausbreitung. Aber wenn wirklich aus dem kriegerischen Gewinn eine Ausdehnung der Nation erwachsen soll, dann muß sich der Pflug mit dem Schwerte vermählen; dann muß sich auf dem wirtschaftlichen Schlachtfelde, auf dem die Nationalitätskämpfe ausgefochten werden, der Sieg der blanken Waffe wiederholen. Sonst wird die Neuerverbung wohl eine politisch-militärische, aber keine nationale Bedeutung erlangen; und durch diesen Mangel kann der politische und militärische Gewinn, d. h. die Behauptung der Neuerverbung selbst, für den erobernden Staat leicht wieder in Frage gestellt werden. In ähnlicher Weise kann auch die Ausdehnung einer Nation, die unabhängig oder im Gegensatz zur herrschenden politischen Gestaltung vor sich gegangen ist, eine Ummwälzung der staatlichen Machtverhältnisse nach sich ziehen.

Der durchaus wirtschaftliche Charakter, den unsere modernen Wandrungen tragen, befähigt sie weit mehr dazu, Veränderungen in der Gestaltung der Sprachgebiete hervorzurufen, als es die Völkerwanderung vermocht hat. Die eigentlichen Wandervölker, wie Ost- und Westgoten, Vanbalen, Burgunder, Langobarden, haben überhaupt keinerlei aktiven Einfluß auf die Gestaltung der Sprachgrenzen zu gewinnen vermocht. Sie haben nur den Verlust ihrer verlassenen Heimatsitze an das Slaventum bewirkt, während die deutschen Stämme, die durch die Völkerwanderung nicht vom Heimatboden losgerissen wurden, wie Franken, Alemannen, Sachsen und Bayern, ihr Gebiet kraftvoll erweiterten und die Grenzlinien germanischer Sprache weithin über ehemals romanisches oder slawisches Land vorgeschoben haben.

Wenn auch das wirtschaftliche Element in der Völkerwanderung beim ersten Anstoß und zuletzt bei dem Wiederseßhaftwerden deutlich genug mitwirkt, so tritt doch bei dieser geschlossenen Wandrung des organisierten Volksganzen mit allen seinen staatlichen Institutionen, bei dieser Verpflanzung von fertigen Staatswesen in ein neues Erdreich, der politische Charakter weit mehr in den Vordergrund. Der enge Zusammenhang des Volks bleibt nur während der Dauer der Wandrung bestehen; sobald feste neue Sitze gefunden sind, breitet sich das nunmehr zur Seßhaftigkeit zurückkehrende Wandervolk weithin über sie aus und verliert, unter der überwiegenden Menge der ihm stammfremden eingebornen Bevölkerung zerstreut, den nationalen Zusammenhang und Halt.

Die wirtschaftlichen Wandrungen verhalten sich dazu fast gegensätzlich: in den verschiedensten Teilen des heimischen Sprachgebiets lösen sich einzelne Volkselemente ab, die unabhängig voneinander dem neuen Siedlungsgebiete zustreben und sich dort vereinigen. Hier ist nicht, wie bei den Völkerwanderungen,

der Menschenstrom, nachdem er sein Ziel erreicht und in Atome auseinandergeplittert ist, mit einem Schläge versiegt: Jahr für Jahr sichert er langsam weiter, wobei er nicht mit so großen Massen auf einmal wirkt, sondern aus verschiednen Gegenden und zu verschiednen Zeiten Angehörige desselben Volks im neuen Kolonisationsgebiete zusammenführt und dort ihre Kräfte langsam ansammelt. Gewiß gehn auch bei den wirtschaftlichen Wandrungen so manche Volksgenossen infolge von Zersplitterung der Kräfte ihrem Volkstum verloren. Aber der divergierenden und gänzlich nachschublosen Siedlungsart der Wandervölker steht doch, sobald nur ein gemeinsames Kolonisationsgebiet vorhanden ist, die nach dorthin konvergierende, die Kräfte langsam sammelnde und durch steten Nachschub erneuernde freie wirtschaftliche Wandrung fast diametral gegenüber.

Die germanische Besiedlung Englands im fünften Jahrhundert trägt schon weit mehr den Charakter wirtschaftlicher Wandrung als den der Völkernandrung: Angehörige der drei beteiligten deutschen Stämme, deren Masse auf dem Festlande sitzen blieb, verließen in einzelnen Schwärmen, die längere Zeit Schub auf Schub einander folgten, die Heimat, um jenseits des Meeres zu einer neuen germanischen Einheit zusammenzuwachsen. Das Schwert konnte zwar hier als Bahnbrecher der Wandrung ebensowenig fehlen wie später bei der großen Besiedlung des deutschen Ostens. Aber auch hier war es ein wirtschaftlicher Grund, vor allem die lockende Aussicht lohnenden Ackerbaus, die nach der kriegerischen Niederwerfung des Slawentums ungezählte Scharen Deutscher aus allen Gegenden des Vaterlands veranlaßte, an den Gestaden der Ostsee zusammenzufließen, und hier ein neues Deutschland schuf. So sehen wir Wandrungen, deren Träger nach verhältnismäßig kurzer Zeit wie Spreu vor dem Winde verschwunden sind, und daneben andre Wandrungen, die in fast noch überraschenderer Weise dahin führen, daß weite Länder von einer neuen Bevölkerung eingenommen werden und damit einer neuen Sprache anheimfallen. Nicht jede Wandrung also, die über das heimische Sprachgebiet hinausgeht, veranlaßt Verschiebungen der Sprachgrenzen. Es kommt an auf die Größe der in Bewegung gesetzten Massen, ferner auf die Art der Niederlassung, und endlich auf den Grad der Widerstandsfähigkeit.

Es ist von vornherein klar, daß über je größere Massen die Bevölkerungsbewegung verfügt und je länger sie anhält, eine um so stärkere Veränderung der Sprachgebiete aus ihr hervorgehn kann. Wichtiger jedoch als die Größe der in Bewegung gesetzten Massen ist die ununterbrochne Fortdauer der einmal begonnenen Einwanderung in das fremde Sprachgebiet; läßt diese nach, bevor ein durchschlagender Erfolg erreicht worden ist, oder hört sie gar völlig auf, so kann dadurch leicht ein Verkümmern der schon merkbaren Ansätze zur Erweiterung des Sprachgebietes entziehen, ein allmähliches Aufgefogewerden der Einwanderer durch die sie umgebende eingeborne Nation. Nicht ein einmaliges Hinüberwerfen starker Volksmassen ins fremde Sprachgebiet, die dann auf sich selber angewiesen bleiben und sich womöglich zersplittern müssen, sondern vielmehr ein allmähliches, lange anhaltendes Hinüberbringen einzelner kleinerer Schübe, von denen sich die später gekommenen an die schon

angesiedelten Vorläufer anlehnen und deren nationale Widerstandskraft immer wieder neu beleben können, wird gegründete Aussicht haben, eine dauernde Verschiebung des nationalen Besitzstandes herbeizuführen.

Nächstbem entscheidet die Lage und die Art der Niederlassung darüber, ob diese sich im fremden Sprachgebiete zu behaupten und im weitern Verlaufe der Entwicklung eine Verschiebung der Sprachgrenze zu erzwingen vermag. Allgemein kann man sagen: je näher dem eignen Sprachgebiete und je geschlossener in sich die Neusiedlung ist, um so eher wird sie zu dem genannten Ergebnis führen. Die Neusiedlungen der Franken und der Alemannen in romanischem Lande haben den Zusammenhang mit dem auf altdeutschem Boden besetzten Stammesgebiet außer vereinzelt weit vorgehobnen Posten gewahrt, sie geschahen ferner der Regel nach in der geschlossenen Form nahe bei einander liegender deutscher Bauerndörfer, der allein nachhaltig wirkenden, typischen Form deutscher Ausbreitung; deshalb haben sie zu einer Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets über die weiten linksrheinischen Gebiete geführt, die größtenteils noch jetzt unsrer Sprache angehören. Die Goten und die Burgunder dagegen entfernten sich so weit von dem geschlossenen deutschen Volkskörper, daß nur noch eine lose Grenzberührung einzelner Teile bestehn blieb; sie zerstreuten sich ferner über das weite Gebiet einer der Zahl wie der Kultur nach weit überlegnen fremden Bevölkerung. Und wo sich in so zerstreuter Lage kleine Häuflein von ihnen inmitten romanischen Volks niederließen, geschah es nur ausnahmsweise — z. B. in den über Oberitalien und das südliche Frankreich hin ausgestreuten Orten (-engo, -ange, -ans, -ins) — in der nationalen Form geschlossener Dorfsiedlung; in der Regel durch Einquartierung in romanische Ortschaften. So konnten nicht einmal widerstandsfähige rein germanische Sprachinseln entstehen, sondern das eingewanderte Germanentum war fast allerorten einer einheimischen Romanenbevölkerung beigemischt und dabei noch in entschiedner Minderheit. Die Möglichkeit der Erhaltung germanischer Sprache und Nationalität war somit von vornherein auf die kurze Spanne weniger Generationen beschränkt, jede Erweiterung des deutschen Sprachgebiets ausgeschlossen. Bei sehr starker Widerstandskraft ist es allerdings möglich, daß verzelte Sprachinseln oder sogar noch kleinere Beimischungen ihre Sprache und Nationalität eine Reihe von Jahrhunderten erhalten. Das klassische Beispiel dafür sind die Balten der russischen Ostseeprovinzen. Aber bei aller nationalen Zähigkeit haben auch sie keine Erweiterung des deutschen Sprachgebiets, keine Verschiebung der Sprachgrenze nach Osten zuwege gebracht. Dazu hätte zu ihrer eignen Dauerhaftigkeit noch die Entnationalisierung der eingebornen esthnischen und lettischen Bevölkerung kommen müssen. Diese Entnationalisierung ist es, durch die das Ringen durch einander gemischter Bestandteile verschiedner Nationen um alleinige Geltung entschieden wird. Wird dabei die eingedrungne Nation überwältigt, entnationalisiert, so erleidet die alte Sprachgrenze keine Verschiebung. Gelingt es dagegen der vorgebrungenen Nation, nicht nur sich zu behaupten, sondern sich auch die von ihr durchsetzten Teile der einheimischen Nation zu assimilieren, so muß das Ergebnis eine Verschiebung der Sprachgrenze sein.

Je größer die nationale Energie des vordringenden Volks ist, um so weiter wird es die Sprachgrenze hinauschieben, einen um so größern Teil des benachbarten fremden Sprachgebiets dem seinigen hinzufügen können. Die nationale Energie setzt sich zusammen aus nationaler Dauerhaftigkeit, starker Vermehrung, wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Angleichungskraft. Stärkere Vermehrung des vorgebrungenen Volks verschiebt im Mischgebiete das Zahlenverhältnis der Nationalitäten andauernd zu Ungunsten der eingebornen Nation, die dadurch endlich in die Minderheit gedrängt wird. Kommt dazu noch eine wirtschaftliche Überlegenheit, so wird das vorgebrungne Volk mehr und mehr den Grundbesitz des streitigen Gebiets an sich reißen. Durch Auskauf oder scharfe wirtschaftliche Konkurrenz verdrängte Angehörige der eingebornen Nation werden zur Auswanderung gezwungen, und so wird dem vorwärtsdringenden Volke schließlich nur noch eine geringe Minderheit ansässig gebliebener fremdnationaler Elemente zu assimilieren bleiben, die dem Übergewichte des durch augenfällige Fortschritte immer zuversichtlicher gewordenen eingewanderten Volkstums keinen nennenswerten Widerstand mehr entgegenzusetzen vermögen. Das Schicksal der überwucherten Reste der eingebornen Nationalität kann dann nur noch ein schnelles Aufgehn in der hochstultartig anwachsenden Menge des vordringenden Volkstums sein.

Nur in seltenen Fällen werden sich alle oben aufgezählten Merkmale überlegener Energie in einem der beiden ringenden Völker vereinigt finden. Durch ihre Verteilung unter die Gegner wird die Entscheidung des Kampfes verzögert werden. Dabei muß festgehalten werden, daß einer überlegnen Vermehrung und wirtschaftlichen Tüchtigkeit auf der einen Seite auch eine sehr starke Zähigkeit auf der andern nicht dauernd widerstehn kann. Hat überlegne Vermehrung gegen wirtschaftliche Übermacht zu kämpfen, so ist die Lage sehr kritisch; es dürfte dann die Dauerhaftigkeit entscheiden. Die Angleichungskraft ist im Grunde wohl nur das Ergebnis der übrigen Merkmale der nationalen Energie; sie kann wirksam unterstützt werden durch bedeutend überlegne Kultur. Handelt es sich aber bei beiden ringenden Nationen nur um wenig verschiedene Stufen einer im Grunde gleichen Kulturhöhe, so ist der höher gebildete Teil darum noch nicht der überlegne. Vielmehr zeigt die Erfahrung, daß bei nur geringem Unterschied in der Kultur das niedriger stehende und darum anspruchlosere Volk dem höher gebildeten leichter Boden abgewinnt als umgekehrt. Das Wachsen der Bedürfnisse in unserm Volke bedeutet eine beklagenswerte nationale Schwächung, während der dadurch angeblisch gekennzeichnete Kulturfortschritt mindestens sehr fraglich ist.

Die Überlegenheit der nationalen Energie kann bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden durch die der Zahl, durch ein anhaltendes Inbewegungsetzen größerer Volksmassen. Dadurch ist es einem der Zahl nach bedeutend überlegnen Volke möglich, das Sprachgebiet eines kleinern einzuengen, auch wenn dieses sonst durch überlegne Eigenschaften ausgezeichnet ist. Die Nation, die in dem umstrittenen Gebiet eine überwältigende Menge ihrer Angehörigen anzusammeln vermag, hat in jedem Fall einen schwer einzuholenden Vorsprung vor der andern voraus.

Die nationale Auffaugung oder Entnationalisierung ist immer erst der Schlußakt des Vorgangs, der in der Verschiebung einer Sprachgrenze seinen sichtbaren Ausdruck findet. Entnationalisierung Einzelner kann allerdings schon geschehn, wenn die Nation, der sie bisher angehört hatten, noch fest auf ihrem angestammten Boden fußt. Eine häufiger wiederkehrende Erscheinung wird sie aber erst, wenn eine der beiden in Frage kommenden Nationen mindestens in örtlich oder regional beschränkter Bedrängnis ist. Und mehr als alles andre trägt dann die fortschreitende Entnationalisierung dazu bei, die Lage der bedrängten, vielleicht schon in der Zahl überflügeltten Nation immer hoffnungsloser zu gestalten. Denn die Entnationalisierten gehn ihr ja nicht allein verloren, sie wachsen außerdem noch der überlegnen Nation zu und wirken deshalb in doppeltem Maße verschiebend auf das Zahlenverhältnis zu Ungunsten der zurückweichenden Nation. Stehn die Dinge so, dann ist kein Halten mehr. Gelingt es der bedrängten Nation nicht, noch in letzter Stunde aus den unverbrauchten Kraftreserven ihres Hinterlands Unterstützung herbeizuziehn, die stark genug ist, einen Wandel der Entwicklung zu erzwingen, so ist ihre völlige Verdrängung aus dem Kampfgebiete besiegelt.

Der wirksamste Hebel zur Einleitung der nationalen Auffaugung ist die Ehe zwischen Angehörigen beider Nationen. Die aus ihr hervorgehenden Kinder sind ebenso viele Bindeglieder zwischen beiden; man kann von vornherein nicht wissen, welcher von beiden sie einst angehören, oder ob sie immer in einer vermittelnden Stellung verharren werden. Aber auch die Verwandten der aus den beiden ringenden Nationen stammenden Eheleute werden einander näher kommen, und der nationale Gegensatz wird dadurch eine Milderung erfahren. Und diese Milderung des nationalen Gegensatzes wird immer der sich kräftiger bethätigenden Nation zu gute kommen; wenn bei einer von beiden das Nationalbewußtsein zu schwinden beginnt, so ist damit schon die Bahn des Entnationalisierungsprozesses betreten. Die Kinder national gleichgültiger Eltern werden sich bald ihrer Muttersprache schämen, zumal wenn im öffentlichen Verkehr, auf der Straße und in der Schule eine andre herrscht, und sie werden die dort geübte Sprache auch in den Familienkreis hineintragen und in später von ihnen gegründeten Familien zur ausschließlich herrschenden machen. Und wenn bei Kindern, die Mischehen entstammen, auch zunächst der mütterliche Einfluß zu überwiegen pflegt, so können doch die Einwirkungen des öffentlichen Lebens leicht der andern Nationalität zum Siege verhelfen und dazu führen, daß die große Menge dieser Mischlinge schließlich der einen von beiden ringenden Sprachen zufällt und sich keineswegs über beide etwa gleichmäßig verteilt.

Eine wie starke fremdsprachige Einwandlung dazu gehört, die bisherige Sprache und Nationalität einer Gegend zu verdrängen, läßt sich so allgemein nicht beantworten. Die Zahl ist eben nicht das allein Entscheidende. Bei den Veränderungen der Sprachgebiete, die sich in geschichtlichen Zeitaltern zutragen haben, ist das Zahlenverhältnis der vordringenden Einwanderer zu den Eingebornen außerordentlich verschieden gewesen. Die dabei in der Regel eintretende Abwandlung eingeborner Bevölkerungsteile darf auch nicht über-

sehen werden. Durch sie wird das ursprüngliche Zahlenverhältnis zu Gunsten der eingewanderten Nation verändert, hier und dort bis zu völligem Verschwinden der Eingebornen. So ist es möglich, daß eine Gegend ihre Sprache und ihre Nationalität wechselt, ohne daß es dabei zu einer nennenswerten Aufgaugung einheimischer Bevölkerungselemente kommt, weil diese der vordringenden Nation das Feld geräumt hatten. Manche Teile unsers ehemals slawischen Ostens sind auf solche Art deutsch geworden, nachdem die einheimischen Wenden teils erschlagen, teils vertrieben, teils freiwillig ausgewandert waren. Da bewirkte die deutsche Einwanderung gewissermaßen eine Neubefiedlung. Aber es gab auch Gegenden in Sachsen, Thüringen, Brandenburg, auch im südlichen Mecklenburg, wo sich Wenden in dichter Masse, an Zahl den deutschen Einwandern noch lange Zeit überlegen, erhielten. Hier konnte die Germanisierung nur durch eine weitgehende Aufgaugung der slawischen Rückstände erreicht werden, und die hier lebende deutsche Bevölkerung hat sich aufgebaut auf einer starken, zumeist heute noch deutlich erkennbaren slawischen Grundlage.

Durch eine wie geringe Beimischung römischer Bevölkerung Gallien zu Beginn unsrer Zeitrechnung romanisiert wurde, ist bekannt. Das ist ein extremer Fall, der nur durch die außerordentlich geringe nationale Widerstandskraft der Kelten, die überwältigende Anziehungskraft des Weltreichs, die starke Ausprägung des Römertums und dessen Überlegenheit in der Kultur erklärt werden kann. Heute, unter den in der Kultur einander nahe stehenden Völkern Europas, wird es wohl immer einer überlegnen Zahl von Einwandern bedürfen, die in einer Gegend herrschende Sprache zu verdrängen.

Die Art, wie sich Sprachgebiete ausdehnen, sich Sprachgrenzen verschieben, hat man treffend mit den Küstenhebungen verglichen: feichte Stellen werden dabei über den Meeresspiegel gehoben; es bilden sich Inseln, deren mehrere bei weiterer Hebung zu einer einzigen zusammenwachsen und schließlich direkten Anschluß an die Küste des Festlands gewinnen, landfest werden. In ähnlicher Weise geschieht auch die Ausdehnung der Sprachgebiete in der Regel nicht durch einfaches allmähliches Verschieben der Sprachgrenze; vielmehr kristallisieren sich die über die Sprachgrenze gewanderten Träger der vordringenden Nation zunächst inmitten des fremden Sprachgebiets als Minderheiten in fremdsprachigen Orten, oder als Sprachinseln, indem sie eigne Siedlungen begründen. Die letzte Art des Vorgehens ist die erfolgversprechendere. Durch weitem Zuzug und natürliche Vermehrung an Ort und Stelle können zwar aus den Minderheiten allmählich Sprachinseln erwachsen, sie sind aber dem Assimiliertwerden durch das einheimische Volkstum weit mehr ausgesetzt, als die von vornherein einheitlichen Sprachinseln. In diesen Thatfachen liegt auch der wunderbare Erfolg der deutschen Bauernkolonisation begründet: auswandernde Bauern sind immer am ehesten in der Lage, sich in einheitlichen Siedlungen niederzulassen und so durch Anlehnung aneinander auch einen festen Halt für ihre Nationalität zu gewinnen. Kaufleute, Handwerker und Arbeiter dagegen sind darauf angewiesen, sich schon bestehenden Siedlungen anzuschließen und sich der dort herrschenden Nationalität anzupassen. Auf

welche Weise von den so entstehenden Sprachinseln einige zu einer größern zusammenwachsen können, läßt sich heute deutlich genug in Südbungarn beobachten. Die dort ursprünglich in zerstreuten Dörfern des Banats, der Banatska und der Schwäbischen Türkei angesiedelten Schwaben gewinnen immer mehr Zusammenhang untereinander, indem sie die trennend zwischen ihnen liegenden Dörfer der Serben und Rumänen auskaufen und mit ihren Kindern besiedeln. Die so durch das Zusammenwachsen einzelner deutscher Dörfer gebildeten Sprachinseln werden sich bei weiterm Fortschreiten dieser Bewegung zu immer größern deutschen Massen zusammenschließen. Die weitere Stufe der Entwicklung: ein fester Zusammenhang mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet kann hier wegen zu großer Entfernung allerdings noch nicht gewonnen werden. Dagegen hat das Vordringen schwäbischer Siedlungen nach Osten schon zu losen Berührungen mit den Siebenbürger Sachsen geführt, die unterstützt von der auf beiden Seiten endlich erkannten Interessengemeinschaft, für die Sache des Deutschtums in Südbungarn gute Früchte verheißen.

Kleinere Verschiebungen der Sprachgrenzen, etwa wie die Lothringens im ausgehenden Mittelalter, können wohl ohne eigentliche Sprachinselbildung durch ganz allmähliches Hinüberficdern geringer Bevölkerungsbestandteile über die Sprachgrenze und durch Niederlassung in den ihr zunächst liegenden fremdsprachigen Ortschaften vor sich gehn. Sobald in ihnen das zugewanderte Volkstum das entschiedne Übergewicht erlangt hat, sind sie schon dadurch mit dessen zusammenhängendem Sprachgebiete vereinigt, ohne vorher den Zustand der Sprachinsel kennen gelernt zu haben. Alle größern Verschiebungen der Sprachgrenzen dagegen, die nur durch Umlagerung beträchtlicher Bevölkerungsmassen zustande kommen können, beruhen durchaus auf einer weitgehenden Sprachinselbildung. Solche Vorgänge vollziehen sich oft gewissermaßen unbewußt, als natürliches Ergebnis der überlegnen Expansionskraft eines der beiden Teile. Kommt aber dazu eine politische Idee, wie z. B. die der Wiederaufrichtung des polnischen Reichs, so wird der Kampf notwendigerweise zu einem bewußten Ringen, durch das die nationalen Leidenschaften bis zur höchsten Erbitterung auf beiden Seiten entfesselt werden können.

Die Sprachinseln sind in dem angenommenen Falle die Vorläufer und Bahnbrecher eines vordringenden Volkstums. Dehnen sie sich aus, sodas sie Zusammenhang untereinander gewinnen und allmählich zu einem einheitlichen Sprachgebiete zusammenwachsen, so werden sich vor Erreichung dieses Abschlusses zwischen ihnen noch mancherlei Reste des alt ansässigen Volkstums eingeschlossen finden. Die so von neuem im Kampfgebiet entstehenden Sprachinseln sind im Gegensatz zu den eben erwähnten die Überbleibsel eines zurückgebrängten Volks, wie wir sie z. B. in den wendischen Resten der Lausitz kennen gelernt haben. Die zahlreichen deutschen Sprachinseln, mit denen das polnische Sprachgebiet auch im russischen Teil und in Galizien übersät ist, sind gleich unsern Sprachinseln in Siebenbürgen, Südbungarn, Wolhynien und Südrußland entstanden als Vorboten des nach Osten vordringenden Deutschtums.

Die Mischgebiete, die durch zahlreiche vorgehobne Sprachinseln und darüber weit hinaus zerstreute Angehörige einer vordringenden Nation entstanden

sind, können sich im Laufe der Zeit in der Richtung der Vorwärtsbewegung verschieben. In dem Maße, wie die der vordringenden Nation nächstliegenden Teile des Mischgebiets allmählich der Alleinherrschaft dieser Nation verfallen, werden bei Andauern des Vordringens auch die bisher unermischten an das Mischgebiet grenzenden Bezirke des zurückweichenden Volkstums mehr und mehr zu Mischgebieten gestaltet. Der Prozeß der Ausbildung einer festen Sprachgrenze kann erst mit dem Verliegen der Bevölkerungsbewegung einsetzen; solange diese noch in kräftigem Fluß verharret, wandert die Mischzone in der Richtung der Bevölkerungsbewegung, indem sie vorn durch nationale Vereinheitlichung eingengt, hinten aber durch Ausbreitung der Mischung über bisher national einheitliche Gebiete wieder erweitert wird.

Die Anordnung der Niederlassungen im fremden Sprachgebiet wird veranlaßt durch geographische und Bodenverhältnisse. Im frühen Mittelalter haben sich die als Eroberer vordringenden Stämme häufig des für ihren Landwirtschaftsbetrieb günstigsten Bodens bemächtigt. So rissen die Alemannen das obere Rheinthale, die Franken das nicht minder fruchtbare lothringisch-luxemburgische Hüggelland und die belgisch-niederländische Ebne an sich. In beiden Fällen war die Hauptrichtung der neuen germanischen Niederlassungen vertikal zur Richtung der Wanderung: die Alemannen waren von Osten nach Westen gerückt, und das obere Rheinthale von Mainz bis Basel, wo sich ihre Siedlungen am dichtesten ausbreiteten, erstreckt sich von Norden nach Süden. Ähnlich hatten die von Nordosten gekommenen ripuarischen Franken in dem nordwestlich-südöstlich ziehenden Strich Luxemburg-Lothringen ihre Neusiedlungen angehäuft. Nur bei den salischen Franken war durch die Einwirkung der Küstenlinie der Nordsee eine andre Anordnung der Neusiedlungen erfolgt, die sich in der Richtung des Vordringens selber feilartig nach Westen auszipften und bei Kap Gris Nez und Boulogne, verstärkt durch Siedlungen des Sachsenstammes, ihren Abschluß erreichten. In ähnlicher Weise hatten sich auch die südlichen Ausläufer des Alemannenstammes dem durch das Hochgebirge begrenzten kulturfähigen Boden der Schweiz angeschmiegt.

Bei unsrer Ausbreitung nach Osten entsprach die Anordnung der neuen deutschen Niederlassungen mehr der der salischen Franken, nur in bedeutend gesteigerten, weit kühnern Formen. Sie schmiegt sich durchaus der westöstlichen Richtung unsers Vorgehens an, sodaß sich am alten deutschen Sprachgebiet mehrere langgedehnte Vorsprünge ansetzten, die wie ausgestreckte Finger nach Osten wiesen. Der nördlichste dieser Vorsprünge lehnte sich an die Ostseeküste an und umfaßte das östliche Holstein, Mecklenburg, Pommern, das preussische Ordensland; seine Ausläufer breiten sich in insularer Lage über die russischen Ostseeprovinzen aus.

Der mittlere Vorsprung lehnte sich an die Randgebirge Böhmens und Ungarns an; er umfaßte das östliche Thüringen, Obersachsen, Schlesien nebst dem böhmisch-mährischen Nordrande; seine Ausläufer sind die sächsischen Inseln in der Zips und in Siebenbürgen und weiterhin die deutschen Niederlassungen in Wolhynien und Südrußland. Der südlichste Vorsprung schließt sich den Alpen an, er umfaßt Kärnten, Steiermark, Ober- und Niederösterreich, den böhmisch-

mährischen Südrand, das Gebiet der ungarischen Hienzen und Heidebauern; seine Ausläufer sind die Sprachinseln von Gottschee und die Schwabenfiedlungen in Südbanern.

Während die zur Wandlungsrichtung vertikale Anordnung der Niederlassungen, wie wir sie bei Alemannen und ripuarischen Franken kennen gelernt haben, gewissermaßen einen vor das alte Sprachgebiet hinausgerückten parallelen Wall errichtet und durch diesen, wenn er auch Teile der alteingesessenen Nation von deren Hauptgebiet abschneidet, eine baldige Neufestsetzung der Sprachgrenze unter Formen erzwingt, die von vornherein abgerundet sind, greifen die im Osten herrschenden, sich der Wandlungsrichtung anschließenden Vorsprünge tief hinein in das benachbarte Sprachgebiet, das sich zwischen ihnen noch in entsprechenden Ausbuchtungen erhält. Die sich auf Grund dieses Thatbestandes ergebende neue Sprachgrenze würde einen zu zickzackartigen Verlauf haben, als daß sie als endgiltig betrachtet werden könnte: die Sprachgrenzen streben nach einigermaßen abgerundeten glatten Formen; erst wenn diese erreicht sind, kann ein längerer Stillstand in der Nationalitätsentwicklung eintreten. Demnach kann die Neugestaltung der nationalen Abgrenzung — im Gegensatz zu der vertikallwallartigen Anordnung der Neufiedlungen — nicht unmittelbar aus den in der Wandlungsrichtung entstandnen Vorsprüngen hervorgehn. Durch diese wird lediglich eine Grundlage geschaffen, auf der sich eine Neuabgrenzung der Nationen entwickeln kann oder muß; aber sie sind erst die Anfangsstufe dieser Entwicklung, bis zu deren Abschluß noch eine sehr geraume Zeit — ein Jahrhundert ist in diesem Zusammenhang nur eine kurze Spanne — verstreichen kann. Dabei darf natürlich nicht angenommen werden, daß die Grundlagen der Erweiterung eines Sprachgebiets, wie sie sich uns in vorgelagerten Dämmen oder hinausragenden Vorsprüngen zu erkennen gegeben haben, in kurzer Zeit erwachsen können. Auch sie mußten erst hervorgehn, wie jede beträchtliche Erweiterung eines Sprachgebiets, aus einer Anhäufung von Sprachinseln, falls sie nicht auf einer radikalen Vertreibung und Austilgung der altheimischen Nation beruhn. So haben sich im ausgehenden Mittelalter nahezu alle Landschaften, die für die Verbreitung des Deutschtums nach Osten in Frage kommen, fast zugleich zu Herden der Germanisation entwickelt. Und diese Herde der Germanisation setzten sich wieder zusammen aus einer Anzahl örtlicher oder regionaler Germanisationszentren, je nachdem sich das Deutschtum erst durch Bildung örtlicher Sprachinseln oder schon durch die Befestigung breiterer Landesteile, aus denen die Slawen vertrieben waren, kristallisiert hatte. Diese kleinern Germanisationszentren mußten erst sichere Fühlung und festen Halt aneinander gewinnen, ehe sich der landschaftliche Germanisationsherd zu einer überwiegend deutschen Masse verdichten konnte. Und diese landschaftlichen Germanisationsherde mußten erst mit ihren Nachbarn im Osten und Westen zusammenwachsen, ehe das vorgebrungne Deutschtum als in sich geschlossene einheitliche Masse in scharfem langgedehntem Vorsprung in das slawische Sprachgebiet hineinragen konnte. Diese Einheitlichkeit hat der nördliche am Gestade der Ostsee hinziehende deutsche Vorsprung bis auf den heutigen Tag noch nicht vollkommen gewonnen: noch immer klappt in Westpreußen eine breite

Lücke, in der sich ein polnisches Gebiet trennend zwischen das Deutschthum Pommerns und Altpreußens einschiebt, das nur durch einen ganz schmalen deutschen Streifen, der sich im Bogen von Lauenburg nach Danzig zieht, und durch die Verbindungsglieder des Nezegebiets locker zusammenhängt. Aber wenn aus diesen jungenerartigen Vorsprüngen eine dauernde abgerundete Vergrößerung des alten Sprachgebiets erwachsen soll, dann müssen sie auch untereinander Fühlung und Zusammenschluß gewinnen. Und dieser notwendige, abschließende Teil der Entwicklung hat sich in unserm Osten noch lange nicht vollendet. Noch immer klaffen weite fremdsprachige Gebiete zwischen dem ostpreussischen Gipfel des nördlichen und dem schlesischen des mittlern Vorsprungs, und nicht minder zwischen letztem und dem österreichisch-ungarischen Gipfel unfero südlichen Vorsprungs. Solange diese Zwischenräume noch die Domäne ungebrochener fremder Nationen sind, können wir nicht einmal mit voller Bestimmtheit darauf rechnen, daß sich die weit hinaus ins fremde Sprachgebiet ragenden Gipfel unsrer Vorsprünge trotz jedem möglichen Wechsel des Schicksals als unser unbeftrittnes nationales Gut erhalten werden.

Hierin tritt der wesentliche und tiefgreifende Unterschied zwischen nationaler Ausdehnung auf Grund vertikaler Wallbildung oder der Bewegung gleichlaufender Vorsprünge erst deutlich hervor. Sobald sich die Vertikalwälle der Alemannen im Elsaß und in der Pfalz, der Franken in Luxemburg und Lothringen zu national einheitlichen geschlossenen Massen konsolidiert hatten, waren die hinter ihnen zurückgebliebenen romanischen Reste, wie sie sich noch in einigen unwirtlichen Theilen des Schwarzwalds oder in einigen Winkeln des Rhein-Moselgebiets erhalten haben mochten, zu unbedeutenden Sprachinseln geworden. Von ihnen konnte keine Gefahr mehr drohen; und die Vorderfront dieser Wälle des Germanentums bot mit ihren glatten Linien und den dahinter liegenden dicht gedrängten deutschen Siedlungen dem zurückgeworfenen Romanentum keine Gelegenheit, sich wieder zwischen den Eindringlingen einzunisten und so die Grundlagen für eine rückläufige Bewegung zu schaffen. Vor die Front vorgeschobne Germanensiedlungen, die sich durch ihre deutschen Namen kenntlich machen, gab es hier nur äußerst wenig; weit zahlreicher sind sie dem keilartigen Vorsprung der durch Sachsen verstärkten Salfranken im Artois vorgelagert und ziehen sich, der Küste folgend, über Bayeux bis an die Loiremündung. Diese Außenposten des Deutschthums waren hier das einzige, was an die Romanen verloren ging. Der verhältnismäßig rasch erfolgte Abschluß der nationalen Entwicklung durch die Ausbildung einer scharfen Sprachgrenze, die die Masse der wallartig angehäuften Germanensiedlungen durchaus auf der deutschen Seite ließ, blieb eine Reihe von Jahrhunderten unverändert von Bestand. Nur an der Spitze des keilartigen Vorsprungs bei Boulogne und Calais trat der erste Rückgang des Deutschthums ein, während es in Lothringen noch lange seinen Stand nicht nur behauptete, sondern ganz allmählich auf Kosten des Franzosentums weiter ausdehnte.

So führen die Vertikalwälle in der Abgrenzung der Sprachgebiete einen verhältnismäßig schnellen und glatten Abschluß herbei, auf den, solange nicht durch neue Störungen der Anfälligkeit größere Bevölkerungsbewegungen ver-

anlaßt werden, eine Zeit der Ruhe und Unveränderlichkeit der Sprachgrenzen folgt. Die weit ins fremde Gebiet hineingreifenden Vorsprünge dagegen können einen solchen Abschluß nicht so unmittelbar herbeiführen, sie können zu ihm nur durch eine langwierige Weiterentwicklung gelangen. Bleibt ferner bei den Vertikalbämmen die ins fremde Sprachgebiet vorgeschobne Bevölkerungsmasse geschlossen, so beruht die Verbreitungsart, aus der die weitgreifenden Vorsprünge hervorgehn, auf einem fast unbegrenzten stürmischen Streben ins Weite. Werden dadurch auch manche Verluste herbeigeführt, die bei der geschlossenern Art der Vertikalbämme vermieden werden, so können andererseits bei dieser weit offenern Art des Vorgehns, das gleich bis ins Herz der fremden Nation vorstößt, doch bedeutend größere Erfolge erzielt werden, wenn nur genügendes Volksmaterial zu stetem, anhaltendem Nachschub vorhanden ist. Fehlt es an diesem, so ist es unvermeidlich, daß manche von den weit vorgeschobnen Gliedern im Laufe der Zeit ihrer Nationalität entkleidet werden. Die sich nicht so weit von der alten Basis entfernen, mit der ehemaligen Sprachgrenze ziemlich parallel laufenden Vertikalbämme dagegen bedürfen, sobald sie sich national vereinigt haben, keines großen Zugzugs aus dem Mutterlande mehr. Die durch sie vom fremden Sprachgebiete abgeschnitten und dadurch zu Sprachinseln gemachten Teile können sich nicht lange behaupten und dem völligen Zusammenwachsen der vorgeschobnen Dämme mit dem alten Sprachgebiet kein unüberwindliches Hindernis entgegenstellen.

Das Abschneiden von Teilen des fremden Sprachgebiets, die dadurch zu Sprachinseln werden, wie es sich durch die Bildung von Vertikalbämmen von selbst ergibt, sobald diese Dämme nur an einigen Punkten Anschluß an ihr heimatliches Sprachgebiet gewinnen, spielt auch bei der durch Vorsprünge charakterisierten Verbreitungsart der Nationen eine wichtige Rolle. Schon durch das Zusammenwachsen insularer Germanisationszentren und landschaftlicher Germanisationsherde, durch deren Vereinigung die Vorsprünge entstehen, können Teile des fremden Sprachgebiets abgetrennt und dadurch in Sprachinseln verwandelt werden. Sobald z. B. das heute erst im Norden mit dem deutschen Sprachgebiet Altpreußens zusammenhängende hinterpommersch-westpreußische Deutschtum auch im Süden etwa durch Verstärkung des sich im Negethal über Thorn hinausziehenden deutschen Streifens festen Zusammenhang und Anschluß an jenes gewinnt, ist das zwischen beide eingeschobne trennende westpreußische Polengebiet rund herum von einem lückenlos zusammenhängenden deutschredenden Gebiete umgeben und dadurch zur Sprachinsel geworden. Aber die fremdsprachigen Gebiete, von denen die zwischen den einzelnen Vorsprüngen kaffenden Lücken eingenommen werden, können von solchen Vorgängen, durch die nur die nationale Einheit der Vorsprünge selbst vollendet wird, nicht unmittelbar berührt werden. Diese Lücken können nur überwunden werden, wenn durch weiteres Vordringen in ihnen Sprachinseln gebildet werden, die allmählich wiederum unter sich und vor allem mit den Vorsprüngen in Nord und Süd zusammenwachsen. So bilden sich zwischen den einzelnen Vorsprüngen allmählich Verbindungsglieder, die gleich den Vertikalwällen rechtwinklig zur Richtung der Bewegung hinter ihnen liegende fremde Sprachkomplexe abschneiden und der

Vorwärtsbewegung einen wenn auch nur vorläufigen, so doch gesicherten Abschluß gewähren. Ich nenne sie, um ihre Ähnlichkeit mit den Vertikalwällen schon in der Benennung hervortreten zu lassen, Verbindungswälle. Bei weitem Hinausgreifen der Vorsprünge werden mehrere solche aufeinander folgende Verbindungswälle notwendig sein, um die Vorsprünge nebst den zwischen ihnen gelegenen Lücken dauernd der vordringenden Nation zu sichern.

Dadurch, daß sich zwischen den parallel hinziehenden Vorsprüngen eines Sprachgebiets von selbst Beziehungen und ein reger, das zwischenliegende fremde Gebiet kreuzender Verkehr entwickeln, wird der Bildung solcher Verbindungswälle kräftiger Vor Schub geleistet. Sie entstehen demnach aus den Niederschlägen erstens der in der ursprünglichen Richtung verharrenden Bevölkerungsbewegung, zweitens der diese Richtung kreuzenden Beziehungen zwischen den einzelnen Vorsprüngen.

In Wirklichkeit ist nun die Richtung solcher Vorsprünge nicht ganz parallel. Konvergieren sie, so können sie sich schon dadurch ohne Entstehung von Verbindungsämmern zusammenschließen; oder aber der Verbindungsamm wird die Reigung haben, sich dort zu bilden, wo sie einander am nächsten kommen, also an ihren Endpunkten. In jedem der beiden Fälle wird die ganze zwischenliegende fremdsprachige Masse zu einer einzigen ungeteilten Sprachinsel. So ist es bei unserm mittel- und süddeutschen Vorsprung; sie konvergieren und kommen einander in Mähren sehr nahe. Dort hat sich auch eine Brücke von deutschen Sprachinseln um Zwittau, Iglau, Olmütz, Brünn zwischen beiden Vorsprüngen gebildet als Ansätze zu einem doppelten Verbindungswall. Aber die Dammbildung ist hier nicht vollendet worden, da die deutsche Vorwärtsbewegung vorzeitig ins Stocken geriet; sonst wäre das böhmische und ein Teil des mährischen Tschechentum zur Sprachinsel geworden, gleich dem Wendentum der Lausitzen und mit derselben Aussicht auf eine allmähliche und vollständige Germanisierung. Divergieren dagegen die Vorsprünge, so wird sich der erste Verbindungswall da bilden, wo sie einander noch verhältnismäßig nahe sind, also nicht zu fern von ihrer gemeinsamen Basis. Während das dadurch abgeschchnittne fremde Volkstum aufgefogen wird, kann sich bei kräftigem Vordringen schon wieder ein zweiter vorgeschobener Verbindungswall bilden, und so fort bis zu völligem Zusammenwachsen der anfänglich durch weite fremdsprachige Lücken getrennten Vorsprünge.

Unser nördlicher und unser mittlerer Vorsprung divergieren. Aber zugleich, während sich Ostholstein, Mecklenburg, Pommern einerseits, Obersachsen und Schlesien andererseits als Herde einer kraftvollen Germanisation bethätigten und den Grund zur Bildung unsers nördlichen und mittlern Vorsprungs legten, hatte sich auch in der dazwischen liegenden Mark Brandenburg dieselbe Entwicklung schon Bahn gebrochen. Sobald der in der Mark neu entstandne Teil des deutschen Sprachgebiets unmittelbaren Zusammenhang nach Norden mit dem Deutschtum Mecklenburgs und nach Süden mit dem Obersachsens gewann, war die Bildung des ersten Verbindungswalls zwischen unserm nördlichen und mittlern Vorsprung abgeschlossen, der dauernde Gewinn des ausgedehnten Gebiets, das sich in breiter Masse von den Gestaden Holsteins und

Mecklenburgs bis über das Erzgebirge hinaus erstreckt, für deutsche Sprache und Nationalität gesichert. Die westlicher liegenden wendischen Rückstände, wie sie sich im hannoverschen Wendland und in der mecklenburgischen Zabeler Heide, damals noch in kaum unterbrochenem Zusammenhang, sowie im Altensburgischen fanden, wurden dadurch zu Sprachinseln und einer allmählich fortschreitenden unausweichlichen Germanisation überliefert. Wohl nicht viel später als dieser erste bildete sich schon ein zweiter nach Osten hinausgeschobener Verbindungswall, der sich dem Laufe der Oder anschließend den pommerischen Teil des nördlichen mit dem schlesischen Teil des mittlern Vorpommers verknüpfte. Durch ihn wurde der in den Lausitzen erhaltne Rest des wendischen Sprachgebiets vom benachbarten Polentum abgeschnitten, der noch heute allerdings in wesentlich vermindertem und stetig abnehmendem Umfang als Sprachinsel besteht.

Weiter nach Osten haben sich keine Verbindungswälle mehr gebildet. Sollte in absehbarer Zeit das Deutschtum sein jetzt von einer rückläufigen Bewegung unterbrochenes Vordringen nach Osten wieder aufnehmen, so dürfte sich östlich von Posen, etwa in der Linie Breslau, Militsch, Krotoschin, Gnesen, Bromberg ein neuer letzter Verbindungswall bilden. Reichliches Material zu einem solchen ist schon in den hier dichtgebrängten deutschen Sprachinseln vorhanden. Nördlich etwa bis Kulm oder Graudenz weitergeführt, würde er sowohl das Posener wie auch das links von der Weichsel liegende westpreussische Polentum von dem polnischen Sprachgebiete Rußlands abschneiden. Eine entsprechende Verstärkung der an das Negethal angelehnten schon jetzt zusammenhängenden deutschen Siedlungen würde dazu noch eine Trennung des westpreussischen vom posenschen Polentum und damit eine weitere empfindliche Schwächung der polnischen Widerstandskraft herbeiführen.

Über diesen vielleicht einmal entstehenden Verbindungswall hinaus kann sich nach der gegenwärtigen Lage der Dinge kein neuer mehr entwickeln. Der mitteldeutsche Vorpommern reicht nicht weiter nach Osten; an ihn kann sich also keine neue Verbindung ansetzen. Nur der norddeutsche Vorpommern ragt, an Länge die beiden andern weit hinter sich lassend, mit seiner ganzen altpreussischen Spitze über diese hinaus. Sich hier weiter in Vermutungen zu ergoßn, kann zu nichts führen. Nur das möchte ich andeuten, daß eine aufsteigende Entwicklung des Deutschtums in Rußisch-Polen, wie sie nach einigen Anzeichen heute wirklich vorzugehen scheint, für das vereinsamte Deutschtum Altpreußens ein sichrer Rückhalt werden muß. Eine so scharfe nationale Trennung von Küste und Hinterland, wie sie heute zwischen Altpreußen und Polen besteht, kann nicht von ewiger Dauer sein. Hier drängt alles zu einem Ausgleich. Sorgen wir beizeiten dafür, daß dieser Ausgleich nicht durch eine Slawisierung des altpreussischen Küstenlands herbeigeführt wird.





Mein Tuskulanum

Don Heinrich Kruse

Hoc erat in votis.



Was hast du erreicht, wenn du im entlegensten Winkel
Dich zum Besitzer und Herrn einer Lacerte gemacht.
Ja, Juvenal hat Recht, drum hab ich ein Gärtchen erworben
Und ein Häuschen darin, besser ein Haus wohl genannt,
Stattlich beinahe zu schaun, das auf hohen und lustigen Kellern,
Alle gefällig gewölbt, fest ist und trocken erbaut.
Raum ist drunten genug im obstaußschüttenden Herbst
Für Vorräte und Wein, sauber vom Fasse gezapft.
Gegen den Süden gewandt ist das Haus, und Neben und Pfirsich
Ranken zum oberen Stock schon mit den Zweigen hinauf.
Zwar mir fehlt ein murmeluber Quell, doch fehlt nicht ein Brunnen,
Klares und köstliches Raß immer zu spenden bereit.
Auch ein Wäldchen ist da, sogar ein herrlicher Hochwald,
Wenige Schritte, so gehn wir in dem Schatten des Harri.*)
Sich Tuskulanum zu nennen, getrauet sich kaum mein Besiztum,
Denn wer vergliche sich euch, Tuskulums reizenden Höhn?
Ringsum blaut das Tyrrhenische Meer und blickt in der Sonne,
Und wie ein silbernes Band schlingt sich die Brandung herum.
Manch ein Pittich von blendendem Weiß taucht auf in den Lüften,
Manch ein Segel belebt schimmernd die Fläche des Meerß.
Endlos schwelvet der Blick an den schön geschwungenen Küsten,
Denn sie liebten den Ort, welcher die Gegend beherrscht,
Sagten die Römer, und schauten hinab auf die Länder von oben:
Romas Herrschergeist zeigte sich selbst im Geschmad.
Wendest du aber zur Seite den Blick, so siehst du den Tiber,
Siehest die Herde der Welt leuchten, die ewige Stadt.
Schauest auf Albas Höhn und hin aufs Sabinergebirge,
Und wo das Meer und die Luft fließen zusammen, da strahlt
Noch ein schöneres Blau, der gepriesne itallische Himmel,
Welcher mit heiterem Glanz lachend die Erde verklärt.
Ja, was vergliche sich dem? Doch warum stets durch Vergleiche
Stören den reinen Genuß des, was die Stunde uns gönnt? —
Reizend ist auch die Kette der Hügel im bläulichen Dufte
Bis zur Pforte, woraus strömet die Weser hervor
Und am Dome von Minden vorüber in eiligem Laufe
Rauscht in die Ebne hinab, die bis zum Meere sich dehnt.
Oft durchstreift ich die Berge der Weser in fröhlicher Jugend
Und das Cheruskergebiet, thaten- und sagenberühmt.

Das Idyll, das die folgenden Seiten bringen, ist uns aus dem Nachlaß des am 12. Januar dieses Jahres verstorbenen Dichters und ehemaligen Chefs der Kölnischen Zeitung zur Verfügung gestellt worden. Wir hoffen seinen Freunden und Verehrern eine Freude damit zu machen, daß wir es hier mitteilen.

*) Der Harri ist ein sich zwischen Budeburg und dem Bade Eilsen hinziehender, mit herrlichem Buchenwalde bedeckter Ausläufer der Weserberge.

Jetzt überlasse ich gern das Klettern den Kindern und Enteln,
 Und ich betrachte die Höhn lieber auf ebenem Pfad.
 Still umwandle ich so und zufrieden das kleine Gehege,
 Das mir gehört, wie Horaz mahnet, zu kurzem Besitz.
 Und schon streuen mir Schatten die Bäume, die ich mit den eignen
 Händen gepflanzt, und bereits zeigen sie dankbar sich mir.
 Jegliches Erste ist süß, auch die Erstlinge, welche der Baum trägt;
 Und wie die Blüte, so freut jetzt mich die reisende Frucht.
 Fünfszig Birnen! So zählt ich an einem Stämmchen! was sagt ihr?
 Und der frühe Augustapfel ist prächtig zu schau'n.
 Ist er gereift, so wird sein Fleisch durchsichtig und gläsern,
 Daß das Gehäuse man klar sieht und die Kerne darin.
 Maulbeern hab ich und Quitten und Rüsse und echte Kastanten.
 An vielartiger Frucht thu ichs Allmou's gleich,
 Selber den Strauch da verachtet mir nicht, voll schwellender Rispe'n,
 Denn ich weiß, daß gereift köstlich dem Gaumen sie find.
 Seht, so hab ich nun Ruße auf Kleines und Großes zu achten,
 Was in Garten und Flur und in den Lüften sich regt.
 Freilich das Eidechstein, das als Herrn mich sollte verehren,
 Ist mir bis jetzt noch entchlüpft, aber ich habe dafür
 Unter der Hecke den seiften Gesellen, den schlächtigen Zigel,
 In sich zusammengerollt troßt er dem bellenden Hund.
 Auch Blaumeisen, ein Nest mit zierlichen Eiern im Astloch,
 Aber im Hänflingsnest sperrt man die Schnäbel schon auf.
 Selbst Fasanen beehren mich oft, um den Kohl zu versuchen,
 Häßlein im Schnee ahnt schon, daß es ihm schmede, voraus.
 Unverschämt wie er ist, setzt dreist auf die Scheuche der Spaz sich,
 Pikt auf die Krüchen und sucht immer die reifsten sich aus.
 Ameln schlagen so süß, doch sind sie auch leder auf Süßes,
 Und mein Gärtner erboßt über die Droffeln sich daß,
 Welche vor ihm sich pflücken die köstlichsten Ananaserdbeern.
 Jeglichem Menschen gefällt, jeglichem Tier es bei mir.
 Räthelt ihr, daß ein Mann, der sonst nur von Staat und Ministern,
 Kaisern und Königen sprach, nun sich so enge beschränkt?
 „Da du die Welt, mein Freund, ich meine die große, verschmäht hast,
 Mußt du freilich dafür suchen im kleinen Erjaß;
 Doch zu klein ist der Ort, und zu langweilig und stille,
 Fürchtest du nicht, daß du hier könntest verbauern zulezt?“
 „Langeweile empfand ich noch nie, es sei denn bei Tische,
 Wenn mir der Nachbar links leerer noch schien als der rechts.
 Ruh und Stille? Was such ich denn sonst als Stille und Ruhe?
 Nachdem nur zu bewegt strömte mein Leben dahin.
 Hab ich zu lange doch schon im heißesten Kampfe gestanden,
 Darum hat sich der Grets Ruhe, so dünkt mich, verdient.“
 „Aber der Mensch ist doch am Ende für Menschen geschaffen,
 Und wie willst du die hier finden im kleinlichen Ort?“
 „Bin ich allein, so befind ich mich stets in der besten Gesellschaft.“
 Sprach ein Beijer, wohl dem, welcher sich selber genügt.
 Wenige brauchet man nur zum Umgang, und sie zu finden,
 Ist für den nicht zu schwer, welcher zu suchen versteht.
 Geist sucht immer den Geist, und ohne Diogenes Leuchte
 Ließ mich ein glücklicher Stern finden den schönsten Verteher.
 Vögel von gleichem Gefieder, so sagt man, fliegen zusammen,
 Und so sieht man uns drei Dichter vertraulich gefellt;

Wir sind Dichter und Richter zugleich umschichtig, wir freun uns
 gern an des andern Wert, wie an dem eigenen fast.
 Dabel spielen wir nicht aufrichtige, rauhe Catone,
 Denen nur Galle und Gift spritzt aus dem eisernden Mund.
 Solch ein Kritiker ist doch nur mit der Keule bewaffnet,
 Und so lauert er auf jedem, der naht des Wegs.
 Niemals war noch ein Volk so tabelsüchtig wie unlers;
 Anzuerkennen ein Werk ist uns ein schwerer Entschluß.
 Wir, wir Freunde erkaufen das Recht zu tabeln, indem wir
 Loben am Werke vorher, was man mit Billigkeit rühmt.
 Glaube mir, alles ist möglich zu sagen, und brauchst du die Wahrheit
 Nicht zu verletzen, indem schonend du tabelst den Freund;
 „Schwer ist das Schöne!“ es wird durch heitere Wechselgespräche
 Scherz und Laune der Witttreibenden leichter gemacht.
 Und so groß ist der Reiz des gemeinsamen Lebens, daß jede
 Trennung, die kürzeste selbst, schwer zu ertragen uns wird. *)
 Also mach ich mich auf und wandre im Schatten des Harles,
 Wo ein lieblicher Weg führet nach Eilsen hinab;
 Denn dort badet der Freund und suchet in Schlamm und in Schwefel
 Heil und Genesung vom Leid, das ihm der Winter gebracht.
 Und so muß ich vom leidenden Freund doch Erkundigung einziehn.
 Ob er immer noch klagt über die Muskeln des Beins,
 Oder genesen und froh schon wieder die schönen Geschichten
 Vorträgt, die uns so oft lächeln und schmunzeln gemacht.
 Wenn er mit ernstem Gesicht und auf Wissenschaft und Erfahrung
 Gern sich berufend erzählt, hört man begierig ihm zu.
 Ein Münchhausensches Gut liegt nahe bei seinem Geburtsort,
 Und das merkt man denn auch seinen Erzählungen an.
 Ja, wer staunte nicht über die Reger verschluckende Pflanze,
 Oder den seltenen Fisch, welchen die Knaben gezähmt,
 Und sie sitzen darauf und lenken das Tier mit dem Zügel;
 „Aber was hat er davon?“ fragest verwundert du wohl.
 „Gar zu plump ist der Köder, und niemand wird ihn verschlucken!“
 „Ei, da irrst du dich, Freund! Mancher schon hat ihm geglaubt.“
 Und so erfreut es den Schalk, daß die Grenzen der menschlichen Dummheit
 Nirgends zu finden; das ist, was ihn im stillen ergötzt.
 Ei, wem begeg' ich dort? Ich muß von weitem schon lachen,
 Siehe, der andere Freund ist es, der dritte im Bund,
 Der in trockenster Zeit sich schleppt mit dem Regenmantel.
 „Freund, was bedeutet denn das? ruf ich, es regnet ja nicht.“
 Gott macht nie ihm das Wetter zu Dank, und er seufzet beständig:
 „Noch mehr Regen, noch mehr immer vom köstlichen Raß!“
 Als ein Wolkenbruch jüngst prasselte, rief ich dem Freund zu:
 „Ist es nun Wasser genug?“ Er mit Verachtung versezt:
 „Die paar Tropfen!“ und schreitet, im Wasser wadend, von dannen.
 „Wozu der Mantel?“ so frag ich ihn noch einmal, er murrt:
 „O, ich zog ihn nur an, um anzuloden den Regen,
 Doch in Ägypten und im Bückegau regnet es nicht.“
 Nun, wir lachten und kamen nach Eilsen und trafen den Freund an,
 Und dann wurde zu drein weiter geschertzt und gelacht.

*) Die beiden Freunde sind der vor mehreren Jahren in Bückeburg verstorbene Verfasser des vielgelesenen Romans „Gepa,“ Landrichter Bömers, und der durch seine „Solländischen Geschichten“ bekannte Volksschriftsteller Dr. Wilhelm Fischer.

Der im Mantel ist über in Schwänken und schönen Geschichten
 Allen Erzählern im Reich, mögt ihr mir glauben außs Wort.
 Aber wir scherzen nicht immer und führen auch ernste Gespräche,
 Wie es dem irdischen Ziel Nahegerückten geziemt.
 Philosophierte doch Cicero auch im Schoße des schönen
 Tuskulanums vereint mit den Befreundeten gern
 Über den Staat, die Geseße, die Tugend, und ob sie den Menschen
 Selbst auf der Folterbank noch zu beglücken vermag;
 Über der Götter Natur, und was von den wichtigsten Fragen
 Immer von neuem sich aufdrängt dem forschenden Geist.
 Aber die edelste Muße, die heitern Gespräche, sie wurden
 Grausam zerstört an dem Tag, wo er, genötigt zur Flucht,
 Ward von den Wörtern erreicht, der Triumbirn blutigen Banden,
 Und er zum tödlichen Streich streckt' aus der Sänfte den Hals.
 Sicherheit haben wir mehr in dem wieder erstandenen Reiche,
 Wo ein Cäsar regiert, der zu regieren versteht,
 Und so raten wir denn an dem Rätsel des menschlichen Daseins,
 Wie man zu Ciceros Zeit that und schon lange zuvor.
 Sonne predigt und Mond und die endlos stimmernden Sterne,
 Daß wir Pilger der Zeit gehen zur Ewigkeit ein,
 Ob es uns schmerze, wir müssen die liebliche Erde verlassen,
 Und was wird denn aus uns und aus der Erde nach uns?
 Einige glauben die Menschheit bestimmt, daß stets der Vollendung
 Nach sie strebe hinauf, höher und höher hinauf.
 Manches ist besser geworden hienieden, wer möchte das leugnen,
 Von Vollkommenheit sind leider wir weit noch entfernt.
 Andere meinen, die Erde sei zwar noch glühend im Innern,
 Aber sie kühle sich ab, kälter und kälter bereits
 Werde die Rinde, auf der wir Sterblichen leben und weben,
 Und wir erstarren zuletzt unter dem Schnee und dem Eis,
 Das sich zuerst aufhäuft an den Polen, wie wachsende Gletscher
 Breitet es weiter sich aus, und wenn von Norden und Süd
 Kommt in der Mitte zusammen der Schnee, dann schmilzt er nicht wieder,
 Während das wogende Meer rings sich verwandelt in Eis.
 Dann herrscht Schweigen, nicht Pflanze noch Tier kann ferner bestehen,
 Unsere Erde entseelt ziehet dahin durch den Raum,
 Schweigend und ohne Geschöpfe, die ehedem sie belebten,
 Ob und verlassen wie schon, sagt man, der kreisende Mond.
 Wozu leben und streben wir denn, wenn das Ende das Nichts ist?
 Das ist der schlimme Bescheid, den uns gar mancher erteilt.
 „Aber du selbst, was meinst du selbst?“ So hör ich euch fragen.
 „Nichts. Vorüber ich nichts weiß, da vermut ich nicht gern.
 Wer da zweifelt ist weise, und wer da schwört auf ein Dogma
 Ist ein Narr, der verdient, daß man mit Kolben ihn lauft.
 Stets in den göttlichen Willen mich demutsvoll zu ergeben,
 Danach tracht ich, wenn auch manchmal mir kaum es gelingt.
 Doch der Betrachtungen sei es genug, wir sind ja zum Handeln,
 Nicht zu Betrachtungen da, kommt denn, ihr Freunde, zu sehn,
 Ob mein Tuskulanum am Wesergebirge, wo Hermann
 Roms Legionen bezwang, euerm verwöhnten Geschmack
 Etwas gefällt, mir wüß ein geringerer Ort schon genügen,
 Um dort glücklich zu sein, denn in der eigenen Brust
 Wohnt zuletzt doch das Glüd. Wenn rein nur die Seele gestimmt ist,
 Findest du hier, was du suchst, findest es, Freund, überall.

Selbst in Ulubrä wohl, dem verrufenen Neste, wo nichts man
 Hört, als der Frösche Gequak aus dem pontinischen Sumpf.
 Unabhängig zu sein und verborgen zu leben, erfreut uns
 Mehr, als König zu sein und Pyramiden zu bauen.
 Gänzlich von Sorgen befreit ist freilich ein Ort nicht auf Erden,
 Selbst wenn „Sorgenfrei“ dir ihn zu nennen beliebt.
 Wehrst du die großen dir ab, so schleichen herein doch die Neinen,
 Die wie ein Rückenschwarm summen herum in der Lust.
 Ärgern will ich mich nie; nur vergeß ich zuweilen den Vorfaß,
 Wenn mit leerem Geschwätz breit sich ein Kritiker macht.
 Doch bald lach ich schon wieder vergnügt, denn ich denk an das Langohr,
 Das auf Tuskulums Höhn einst aus Frascati mich trug.
 Seht, ich komme von Ciceros Haus und suche das Grauchen;
 Wo ich das Tier anband, find ich es aber nicht mehr.
 Endlich treff ich es an beim Schmausen; ein Vorbeergebüß hat
 Es zum Naschen gereizt, und so zerzauset es nun
 Unbarmherzig das Haar von Daphne, Apollos Geliebter.
 Blatt verschwindet für Blatt unter dem Felsgebüß.
 Ei, das Bstliche Bild! man sollte in Gemmen es schneiden:
 „Dichter und Kritiker“ wird jeder erkennen sofort.
 Laßt sie doch ruhig benagen den Vorbeer, den andere pflanzen,
 Das ist die einzige Kunst, welche die Herren gelernt.
 Pindar singt: „Wen Zeus nicht liebt, die Geschöpfe der Tiefe,
 Sträuben sich unmutsvoll, hören sie süßen Gesang.“
 Ungetüme der Art herbergen nicht bloß in dem Meere,
 Auch auf dem Lande genug. Bleiben sie immer mir fern!
 Wen ein schöner Gesang erfreut, sei freundlich geladen,
 Einzulehren bei mir als ein willkommener Gast.
 Kommt jedoch gar ein Freund aus alten Zeiten gegangen,
 Sol ich den edelsten Trunk, ihn zu begrüßen, herauf.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mühl)

Neuntes Kapitel

Wie Doktor Duttmüller drei Bräute auf einmal hätte haben können



enn Stüwel, der Landbriefbote von Allum, nach Holzweißig kam, pflegte er bei Happich einzulehren und sich ein Glas Bier oder einen Schnaps geben zu lassen, wofür er nichts zu bezahlen brauchte. Dafür pflegte er denen, die sich für Ansichtspostkarten interessierten, die Ansichtspostkarten zu zeigen, die dann von Hand zu Hand gingen und wieder in Stüwels Tasche wanderten — oder auch verschwanden. Wenn das Pöbbelski gewußt hätte, was seine Stephansjünger manchmal für Streiche machen, er würde nicht schlecht dazwischen gefahren sein. Aber glücklicherweise wußte er nicht alles. — Daraus hatte sich der Gebrauch entwickelt, daß Stüwel seine Tasche auf den Tisch im Hinterzimmer legte und im Gastzimmer sein Glas trank und seinen Klatsch machte. Währenddessen untersuchte Dorchon unter Beihilfe ihrer

Mutter die Brieftasche, las die Karten und suchte aus den Adressen, Poststempeln und sonstigen Merkmalen Schlüsse auf den Inhalt der verschlossenen Briefe zu ziehn.

Wir müssen unsre Verwundrung aussprechen, daß wir von Frau Happich noch kein Wort geredet haben. Aber wir sind ihr noch nicht begegnet. Und das hat seinen guten Grund. Denn Frau Happich war nur in ihrer Küche zu finden, und da haben wir bis jetzt noch nichts zu suchen gehabt. Höchstens kam sie, wenn die Briefbotentasche auf dem Tische lag, mit nassen oder fettigen Händen in das Hinterzimmer, um sich an der Untersuchung zu beteiligen, und manche Fettflecke und Finger Spuren, die auf den Briefen, wenn sie abgeliefert wurden, zu sehen waren, und die kein günstiges Licht auf die Sauberkeit der Post warfen, hatten Frau Happich zur Verfasserin.

Man war nämlich in Holzweßlig sehr neugierig. Da es nun die Pflicht des Wirts ist, seine Gäste nicht bloß mit Bier, sondern auch mit Neuigkeiten zu versorgen, so wird man es wenn auch nicht billigen, so doch begreifen, wenn sich im Hinterzimmer bei Happichs ein Nachrichtenbureau in der eben beschriebnen Weise etabliert hatte.

Stüwel saß also auf seinem Stammpfahle neben dem Ofen, seinen Knotenstod zwischen die Beine gelegt, trank sein Bier und stritt sich mit einem Gaste, ob dem Amtsvorsteher in Alkum seine Frau eine geborne Meier mit dem i oder dem y sei. Währenddessen untersuchte Dorch, diesmal ohne Unterstützung ihrer Frau Mutter, die Briefschaften. Während es sonst von großem Interesse war, zu erfahren, daß Lambrechts italienische Führer von August Müller aus Braunsfels bezogen seien, oder daß auf dem Bartelsshofe in Siebendorf die Maul- und Klauenseuche herrsche, oder daß bei Pastors Besuch erwartet werde, so traten diesmal alle solchen Ereignisse in den Hintergrund vor zwei Postkarten und einem Briefe, die die höchste Aufmerksamkeit herausforderten. Die erste Postkarte war eine Ansichtspostkarte mit Wildern aus Ragaz, an Doktor Sembrisky gerichtet und beschrieben mit den Worten: „Gruß und Kuß und auf Wiedersehn E. M.“ Die Karte war von einer Frauenhand geschrieben. Eine schweizerische Liebe war es wohl nicht, die Gruß und Kuß sandte. Aus Ragaz! Wer nur gewußt hätte, wo Ragaz liegt. Vermuthlich in Polen. Dann konnte man annehmen, daß diese E. M. eine ebenso schwarze Jhly sei, wie er, eine Zigeunerprinzessin oder so etwas. Das war interessant und gab Anlaß, aufzupassen und gelegentlich nachzufragen, was auf der Försterei vorgehe. Die zweite Postkarte kam aus Braunsfels, war vom Braumeister Gödel unterschrieben, an den Besitzer der Untermühle, der auch eine Lokomobile besaß, gerichtet und lautete: Man hört und sieht ja nichts von Ihnen. Wie weit sind Sie denn mit der Auspumperei gediehen? Daß nur am Donnerstag alles im Lote ist. Am Donnerstag muß der Teich leer sein, denn dann kommen Herren und Damen aus Braunsfels nach dort zum Karpfensangen. Gödel.

Diese Karte, so einfach sie klang, verursachte im Innern von Dorch eine große Erregung. Daß die Damen niemand anders als Gödels Laura sei, das war mit dem Krückstode zu fühlen, und daß das Ganze nicht auf einen Fischzug in der toten Aisse, sondern auf einen solchen, wobei Duttmüller der Fisch war, hinauslief, das war ebenso sicher. — Ich muß hier einige Worte der Erläuterung einschalten. Dorchs Happich war ihres Vaters echte Tochter. Man sah es Happich jetzt nicht mehr an, daß er in seiner Jugend ein hübscher Mensch gewesen war. Seine Tochter war ein in ihrer Art sehr hübsches Mädchen. Freilich etwas zu klein und zu voll. Dazu hatte sie auch daselbe begehrlche Gemüt wie ihr Vater. Und dieses Gemüt war auf den Doktor Duttmüller gerichtet. Solange Duttmüller im Braunen Bären wohnte — dieses Zeugnis konnte sie sich mit gutem Gewissen selbst geben —, hatte sie es an Entgegenkommen nicht fehlen lassen. Sie hatte nicht mit der Wimper gezuckt, wenn er sie unter das Kinn gefaßt, oder wenn er ihre Hand länger, als durchaus nötig gewesen wäre, fest gehalten, oder wenn er

seinen Arm um ihre Taille gelegt hatte. Und hieraus, sowie aus dem täglichen Bedienen, Aufwarten, Bettmachen und Gesellschaftleisten hatte sich eine Vertraulichkeit entwickelt, die zu einem gewissen für sie sehr erfreulichen Ende geführt haben würde, wenn er wohnen geblieben wäre. Nun aber hatte er im „Altenteile“ bei Fritze Poplitz Wohnung genommen und kam nur noch abends ab und zu in den Braunen Bären. Und zum Essen kam er gar nicht mehr, sondern er ließ sich sein Mittagbrot von seinem halbwüchsigem Kutscher holen. Trotzdem gab sie ihre Hoffnung nicht auf, sie wartete auf ein unvorhergesehenes förderndes Ereignis, da sie nicht zweifelte, daß es über kurz oder lang eintreten müsse. Duttmüller mußte doch auch einmal krank werden, und wer sollte ihn dann pflegen? Oder sonst etwas. Dabei war ihr nun des Braumeisters Laura sehr im Wege. Was hatte diese Laura in Holzweißig zu thun? Worauf gründete sie ihre Ansprüche auf den Doktor? Jedesmal, wenn der Braumeister mit seinem Breck angeklappert kam, um die Auspumpung in die Wege zu leiten, oder um mit den Birten in der Gegend zu verhandeln, saß sie auf dem Wagen. Und er mußte es allemal so einzurichten, daß sie entweder drüben beim Doktor absteigen oder im Gasthof mit ihm zusammenstrafen. Und das gab dann immer ein Gethue und Gemache — Laura sollte sich schämen, sich so an einen Mann wegzuschmeißen. Und sie mußte es mit ansehen. Aber sie wußte sich zu rächen und that dann mit dem Doktor ganz besonders freundlich. — Also die kam schon wieder. Man kann nicht sagen, daß es christliche Wünsche waren, die Dorchens dazu hegte. Vielmehr ließen ihre Wünsche auf durchgehende Pferde, umgeworfne Wagen und Arm- und Weinbrüche hinaus. Dieses schadete freilich weiter niemand als der Karte, die sie in der Hand hielt, die hinterher arg zerfittert ausfiel.

Der dritte Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war ein Brief von ungewöhnlicher Form, aus Papier, das einem Schreibbuche entnommen war, zusammengefaltet und mit schlechtestem Siegelack und mit Hilfe eines Fingerhuts verschlossen. Die Aufschrift, geschrieben mit schwerer, ungeübter und etwas zitteriger Hand, lautete: An meinen (meinen ausgestrichen) Herrn Lui Duttmüller, gegenwärtigen Doktor in Holzweißig. Man sah es dem Briefe von außen an, daß er wichtiges enthielt, und es ist begreiflich, daß Dorchens Neugierde hohe Spannung erreichte. Sie besah den Brief gegen das Licht und bog die Falten auseinander — da löste sich die eine Hälfte des Siegels vom Papier, und der Brief war zu öffnen, ohne daß man das Papier zu zerreißen brauchte. In ihm stand geschrieben:

Lieber Lui.

Ich muß an dich schreiben, indem das Gevatter Olmann sagt, daß es sich für eine Mannsperion wie du nicht schickt, wenn du ledig bist. Weil die Weibspersonen und ledigen Jungs sich nicht trauen, krank zu werden, was ein großer Verlust ist. Worin Olmann recht hat, indem daß sich jeder selber sagen kann, daß es für ein anständiges Frauenzimmer schanterlich ist, mit einem ledigen Doktor zu tramen und ihn hernach nicht einmal zu hetraten. Lieber Lui. Aber komme mir nicht mit Gökeln seiner Laura. Denn ich habe dich nicht studieren lassen und soviel Geld ausgegeben und alle Nächte bis eins aufgefessen und Strümpfe gestopft, daß du so eine heiratest, der ihre Mutter beim alten Hellwig gebient hat. Was ich selber genau weiß, indem daß ich damals schon für Justizrats gewaschen habe. Was hat sie denn? Und wenn ihr Vater einmal stirbt, was ist denn dann? Gar nichts ist. Aber Fräulein Hester kann ich dir bloß empfehlen, was ein komplettes Frauenzimmer ist, nicht zu jung und hat drei Häuser in Magdeburg. Ihr Vater ist der Cousin von Fritze Poplitzs seiner Mutter. Aber er ist vorm Jahre wegen zu vielem Branntwein an den Nerven selig entschlafen. Und Karline steht als vaterlose Witwe da und wird am nächsten Donnerstage mit mir nach Holzweißig kommen und Fritze Poplitzs besuchen, wenn du nicht abschreibst. Und das sage

ich dir, so eine schöne Gelegenheit kommt nicht wieder. Drei Häuser in Magdeburg, und was sonst noch dran rum hängt. Sage es Frixe Poplitz, daß wir kommen.

Es grüßt in Liebe

deine Mutter.

Nachschrift. Schicke mir doch deine Hemden, welche gewiß wieder quittegeld sind, indem daß sie in Holzweilig keine Ahnung haben und waschen, daß es einen Hund jammern thut. Dieselbige.

Das war ein langer Brief. Frau Duttmüller hatte die halbe Nacht daran gelest, ihn zu bauen, und Dorchchen hatte lange Zeit dazu gebraucht, ihn zu entziffern. Schade, daß es in den Sternen geschrieben stand, daß er nicht in den Hafen seiner Bestimmung gelangen sollte. Dorchchen war kaum fertig mit lesen, als Stüwel — das war immer das Zeichen zum Aufbruche — mit dem Knotenstode aufklopfte und sagte und sang: Dem mag nun sein, wie ihm wolle, aber jetzt heißt es: Ach du mein lieber Gott, muß ich schon wieder fort — auf die Chaussee! auf die Chaussee! Worauf er seine Knochen langsam in Bewegung setzte wie Hapichs alter Franz, wenn er mit der Peitsche an seine Pflicht ermahnt wurde. Dorchchen hatte kaum Zeit, die Briefschasten wieder in die Tasche zu schieben. Aber was war mit dem Duttmüllerischen Briefe anzufangen, der erst wieder geschlossen und auch noch überdacht und ausgelegt werden mußte? Sie ließ ihn im Tischkasten verschwinden, um ihn erst den andern Tag wieder mitzugeben. Was schadete es, wenn er vierundzwanzig Stunden später abgegeben wurde? Die Schuld traf ja dann die Post, und wem wäre es eingefallen, sich zu beschweren?

Dorchchen behielt also den Brief zurück, bedachte ihn reiflich und kam zu dem Schlusse, daß sich jene Karoline trotz ihrer drei Häuser in Magdeburg nicht zur Frau Doktor Duttmüller eigne, und daß Louis — so nannte sie ihn bereits im stillen — viel besser thäte, eine aus dem Orte zu nehmen. Es fehlte ja nicht an Mädchen, die bereit wären, den Doktor vom Flecke weg zu heiraten. Wie freilich verhindert werden könnte, daß die alte Duttmüllern mit Hesters Karlinen ankomme und Unheil stifte, das sand sie nicht heraus, trotzdem daß sie in der Nacht eine ganze Stunde wachte und grübelte. Diese schlaflose Nacht hatte aber zur Folge, daß Dorchchen am andern Tage den Brief vergaß. Schadete nicht, morgen war auch ein Tag. Als dieser Tag kam, war der Brief mit mehreren Fettsflecken versehen und beim Versuche, das Siegel wieder aufzuleben, verfangt worden. Was aber noch schlimmer war, Stüwel hatte seinen Rheumatismus und wurde von einem jungen Postboten vertreten, der der Eifer und die Zuverlässigkeit selbst war, und dem man den Brief nicht in die Tasche stecken durfte. Und so ließ sie mit einigem Herzklopfen den Brief in der Falte zwischen Sitz und Seitenlehne des Sofas verschwinden und stellte es dem lieben Gott anheim zu fügen, was daraus werden möchte. Hierauf hatte sie wieder eine schlaflose Nacht, das heißt, sie wachte zwischen elf und zwölf Uhr dreimal auf, und dabei fiel ihr schwer auf's Herz, daß am nächsten Donnerstage sowohl Fräulein Hester als auch Laura Gödel antommen würden, vier Hände, die bereit waren, ihr ihren Doktor zu entreißen, den alten Gödel und die alte Duttmüllern nicht mit gerechnet. Was sie da in ernstlichem Sinnen ausgedacht hatte, brachte sie am andern Tage zu Papier in einem Briefe, den sie an ihre Freundin in Klein-Sieboldsdorf schrieb. Wir teilen der Kürze wegen von diesem Briefe nur das Postskriptum mit.

Liebe Emilie, also du thust mir den Gefallen. Du sagst immer bloß, du hättest Schmerzen im Rücken. Da kann er nie wissen, was das ist. Und was es kostet, das bezahle ich. Ich thue dir auch einmal einen Gefallen. Und du läßt sagen, du wolltest keinen andern Doktor, du hättest soviel von ihm gehört. Dann kommt er, da kannst du dich drauf verlassen. Also nächsten Donnerstag.

Am Mittwoch Morgen, einem schönen Spätherbstvormittage, schritt Leberecht Volge durch den Böhnhardt mit so elastischen Schritten, als es seine Jahre er-

laubten, und mit so gehobnem Bewußtsein, wie es der hat, der einem geschäftlichen Erfolge entgegengeht. Leberecht Volze hatte es nicht genügt, die Auspumpung der toten Aße durch Korrespondenz in die Wege zu leiten, er hielt es für nötig, sich selbst auf den Weg zu machen und nach dem Rechten zu sehen. Und er that gut daran. Als er aus dem Walde heraustrat und auf dem Holzweißiger Kirchberge stand, that sich ihm der Blick auf die Aue der Aße auf. Ha! Das Unternehmen war im Gange. Dort stand eine Lokomotive, die schwarzen Rauch emporsteigen ließ, und da waren Menschen bei der Arbeit. Freilich blinkte auch noch der Spiegel der toten Aße im Sonnenlicht, doch glaubte sich Volze nicht in der Beobachtung zu täuschen, daß das Wasser schon wesentlich abgenommen habe. Mit beschleunigtem Schritte und noch gehobnem Bewußtsein eilte er ins Dorf hinab. Hier machte er Happich, der der Sache merkwürdig kühl gegenüberstand, mit einiger Mühe mobil, und dann wanderten beide hinaus, und Volze machte nochmals einen Überschlag des zu erwartenden Gewinns.

Als man an der toten Aße angekommen war, zeigte sich, daß die Pumpe erst noch gar nicht begonnen hatte. Aber die Vorbereitungen waren desto gründlicher gewesen. Drei Tage hatten sie in Anspruch genommen, und alles war auf das eingehendste besprochen worden. Eine Zaucherpumpe war aufgestellt und auf eine etwas umständliche Weise mit der Dampfmaschine verbunden worden. Eben war man fertig geworden. So. Na nun los! Nach ein paar Umdrehungen fing die Wechichte an zu wippen und zu schwingen und flog in Stücken in die Luft. Volze stieß einen Schreckenstruß aus und fuhr sich mit den Händen nach den Haaren, überlegte aber, daß künstliche Hauptbedeckungen vorsichtig behandelt werden müssen. August Rathke, der Untermüller, der als Werkführer fungierte, hielt lange Reden, und die Arbeiter setzten ebenso ausführlich auseinander, was geschehn wäre, wenn dies oder das anders gewesen wäre. Leberecht Volzes ungeduldiges Gemüth litt sehr unter diesen Erörterungen. So schaffen Sie doch eine andre Pumpe zur Stelle, rief Volze. Worauf alle die aufgezählt wurden, die keine Wasserpumpe hatten, was Happich jedesmal mit gutem Gewissen bestätigten konnte.

Volze hielt es nicht länger aus. Er lief davon, durch die Straße von Holzweißig und mitten hinein in die Pferde des Direktors, der eben im Wagen die Dorfstraße herabkam.

Ho! Herr Volze, rief der Direktor, wohin denn so eilig. Volze erzählte die Räte der Tote-Aße-Auspumpungsgesellschaft und schloß: Helfen Sie, Herr Direktor, helfen Sie. Sie gehören ja auch zur Gesellschaft. Unfre Mittel gehn zu Ende. Die Gesellschaft muß liquidieren, die Gelder gehn verloren, keine Rede von Karpfen. Und diese Blamage! Herr Direktor, diese Blamage!

Seine Rede machte Eindruck. Der Direktor schmunzelte und nahm Volze zu sich in den Wagen und mit hinaus aufs Werk. Hier stärkte er erst den erschöpften Unternehmer mit einem guten Frühstück, ließ dann eine Rotationspumpe auf einen Handwagen legen und schickte sie mit ein paar sachkundigen Arbeitern hinaus zur toten Aße. Gegen Abend war alles wieder in Ordnung. Nun aber flecte es. Die Pumpe warf Ströme von Wasser in den Abzugsgraben, so viel, daß dieser nicht alles aufnehmen konnte, übertrat und die Wiesen weiter abwärts unter Wasser setzte. Volze sah es mit um so größerer Genugthuung, als er es selber gewesen war, der die Sache in Schwung gebracht hatte. Er schärfte also den Leuten ein, daß sie die ganze Nacht durchpumpen müßten. Raum war er verschwunden, so stellte der Untermüller den Dampf ab und ging nach Hause. Unsinn, sagte er, die Nacht durch wird nicht gearbeitet, morgen ist auch noch ein Tag. Aber an diesem Tage machten sie sich zeitig dran und ließen die Maschine gehn, daß es nur so eine Art hatte. Als zu Mittag der Aufsichtsrat, bestehend aus Lathich, Volze und Scholz, ankam, fanden die Wiesen weithin unter Wasser, aber der Spiegel der toten Aße stand kaum vier Zoll tiefer als vorher. Tiefer sah der Wasserstand überhaupt nicht. Es lag ein Räthsel vor. Sollten unterirdische Quellen

vorhanden sein? Kanäle und Verbindungen? Wenn auch! Es muß! es muß! Wenn es nach Leberecht Volze gegangen wäre, so hätte er die Dampfmaschine auf hundert Atmosphären gebracht und womöglich die ganze Geschichte in die Luft geknallt. So blieb die Lage den ganzen Nachmittag. Larisch hatte Durst und wollte weg, und Scholz hatte kalte Füße, kriegte das Niesen und wollte auch weg. Und Volze lief um den Teich herum wie eine Henne, die Enten ausgebrütet hat, und untersuchte das Ufer mit seinem Stocke. Da, als er auf einen Grasrand getreten hatte, der besonders zuverlässig aussah, gab ein Stück Grasnarbe nach, und Volze fiel bis unter die Arme ins kalte Wasser, war aber ebenso schnell wieder heraus, wie wenn es heißes Wasser gewesen wäre.

Na natürlich, sagte Larisch in seinem breitesten Tone, so was bringt allemal nur Volze fertig. Wer in drei Teufels Namen heißt Sie denn da herumzuspringen? Volze würdigte ihn keiner Antwort, erfaßte vielmehr das Stück Grasnarbe, das ihn zu Fall gebracht hatte, und hob es in tragischer Haltung empor, als wenn es der Zeuge eines Verbrechens gewesen wäre, und rief: Verrat! Darauf warf er das Gras zu Boden, ergriff eine Thonröhre und hob sie auf gen Himmel und rief: Schnd—hö—hö—der Ver—rahah! (Er fing vor Kälte bereits an zu klappern.) Man lief also zur Stelle und fand einen Kanal, der aus Thonröhren durch den Damm zwischen dem Fluße und dem toten Flußarme gelegt war. Die Thonröhren hatten einen ansehnlichen Durchmesser und waren sorgfältig mit der ausgestochnen Grasnarbe wieder zugebedt worden. Nun war es freilich kein Wunder, daß das Wasser nicht hatte abnehmen können, da so viel Wasser, als man wegpumpte, aus der Aße wieder zufloß. Die fließende Aße aber auszupumpen, überstieg das technische und pekuniäre Vermögen der Gesellschaft.

Nun machen Sie aber, daß sie in trockne Kleider kommen, Volze, sagte Larisch, sonst garantiere ich Ihnen einen Rheumatismus, gegen den Doktor Salzen sein jalicypsaures Natron nicht auskommen kann.

Volze trabte ab. Wenn er hätte sehen können, welchen Anblick er bot, er hätte Mitleid mit sich selbst gehabt.

Es wäre nun leicht gewesen, den Zufluß zu verstopfen, und die Pumpe mit besserem Erfolg in Bewegung zu setzen, jedoch waren die Kohlen verbraucht, und die Dampfmaschine war für den nächsten Tag schon verjagt worden. So blieb nichts übrig, als die Fortsetzung der Arbeit auf das nächste Jahr zu verschieben, und für jetzt nur noch zu erwägen, wer den schönsten Verrat mit den Thonröhren geübt hatte. Aber alle Mutmaßungen erwiesen sich als nicht stichhaltig.

Während dessen war der Braumeister mit seiner Laura bei Spavich abgestiegen. Darauf hatten sich beide zu Doktor Duttmüller begeben. Als sie die Treppe hinaufstiegen, fanden sie oben zwei — wir wollen einmal sagen — Damen vor der verschlossenen Thür stehn. Die eine war die alte Duttmüllern im schönsten Sonntagstaate, die andre war das komplette Frauenzimmer im feinsten Putz. Sie trug einen gestickten schwarzen Atlasmantel, einen Niesenhut auf dem Kopfe und oben drauf einen Federbusch, der fast bis an die Decke reichte. Wir müssen gestehn, wenn die drei Häuser in Magdeburg abgezogen wurden, so blieben nicht viel Reize übrig. Als Frau Duttmüller Laura austauschen sah, verfinsterte sich ihr liebes Gemüt noch mehr, als es ohnedies verfinstert war, weil sie niemand zu Hause getroffen hatte. Brauchen sich nicht zu bemühen, Herr Gödel, rief sie, und Sie auch nicht, Fräulein Laura, brauchen sich gar nicht zu bemühen, nein, ganz und gar nicht. Mein Louis ist in die Praktik gemacht, und wenn er wiederkommt, werden andre Leute auch da sein. Folgte ein höhnischer Knick, vor dem sich Gödel und Tochter schleunig zurückzogen.

Gödel begab sich mit seiner Tochter in den Braunen Bären, wo ihnen Dorchon einen nicht allzu warmen Empfang bereitetete. Aber als Tochter des Geschäft mußte sie die Honneurs machen und beide sogar in das „Privatzimmer“ führen, weil das Gastzimmer voll von Vergleuten war, die mehr als genug getrunken hatten und

einen großen Spektakel machten, und weil im kleinen Saale für die Gesellschaft zur merkantilen Ausbeutung der toten Affe schon gedeckt worden war. Das Privatzimmer sah nicht besonders freundlich aus, vielmehr etwas muffig und unfauber und war ein Mittelstück zwischen Gaststube und Wohnstube. Von dieser Stube aus führte ein Nebeneingang auch nach dem kleinen Saale, wo die kleinen Feilichkeiten gefeiert zu werden pflegten. Man mußte dazu ein paar Stufen empor steigen.

Es dauerte nicht lange, so kam die Duttmüllern mit Fräulein Hester an. Auch bei Friße Poplitz war kein Mensch zu Haus gewesen. Auch sie wurden in das Privatzimmer geführt. Sie nahmen feierlich auf dem Sofa Platz, ohne abzulegen, was vermutlich geschah, um den Hut zu rechter Wirkung kommen zu lassen. Fräulein Hester benahm sich sehr fein, kriegte kaum die Lippen auseinander und sah, wenn sie etwas äußerte, mit geneigtem Kopfe auf ihre Handschuhe, die sie auch nicht ausgezogen hatte. Am Fenstertische hatte sich Gödel niedergelassen, und zu ihm setzten sich Dorch und Laura, die die neu auftauchende schreckliche Gefahr schnell zu einander geführt hatte. Beide Parteien beobachteten sich längere Zeit. Dann bestellte Fräulein Hester Kaffee, und Gödel — Schokolade. Darauf bestellte Fräulein Hester Sauerbrunnen, und Gödel — eine Flasche Rotipohn. Weiter ging das Turnier nicht, denn Gödel zog mit seiner Flasche ab. Darauf brachte Fräulein Hester Biscuits aus der Tasche und zeigte, wie man vornehm, das heißt ohne die Handschuhe auszuziehen, in den Kaffee einstippt. Dabei kommandierte sie Dorch und nannte es mit so geringschätziger Betonung „Fräulein,“ als wenn es ein Ladenmädchen in einer Konditorei gewesen wäre. Dorch brachte, was verlangt wurde, und setzte sich wieder zu Laura, und beide steckten die Köpfe zusammen und hielten ein eifriges Zwiegespräch. Ebenso vertiefte man sich auf dem Sofaplatze in eine eifrige Unterhaltung. Es war, wie wenn zwei Paar Föhne auf Mensur stehn und scheinbar gleichgiltig zur Seite sehen und Körner aufspicken, aber jeder hat doch den andern im Auge und die Sporen in Bereitschaft. Man sprach halb laut, erhob aber die Stimme bei den Epochen, die der Gegenpartei galten. Und so hörte man vom Sofa her: Drei Häuser in Magdeburg — — und vom Fenster: Mindestens dreißig Jahre alt — —, vom Sofa: Bierzigtausend Mark Hypotheken — —, vom Fenster: Angemalt wie eine Holzpuppe — —, vom Sofa: Theater und Konzert — —, vom Fenster: Waschgeschäft — —, vom Sofa: Veranda, Telefong und Schälslong — —, vom Fenster: Böpfschen wie Rattenschwänze — —, vom Sofa: Pariser Hut — —, vom Fenster: Jawohl mit Federn drauf, die für drei ausgereicht hätten. — Wissen Sie, Dorch, fragte Laura, wo ich solche Federn schon gesehen habe? Beim Kaiser?

Beim Kaiser? — Die beiden Gesichter am Sofa flogen herum.

Ja, beim Kaiser, als er das Denkmal einweihte. Das heißt, bei dem Kaiser seinen Pferden.

Die Frau Duttmüller erhob sich, setzte die Arme nach Waschfrauenart in die Seite und legte hochrot im Gesichte los: Sooo? Bei dem Kaiser seinen Pferden? Wer redet hier von dem Kaiser seinen Pferden?

Ich, Duttmüllern, erwiderte Laura schnippisch. Ich werde doch hier reden können, was mir beliebt.

Und ich sage Ihnen, Zuzer Rasewets, daß es eine Unverschämtheit ist. Wie können Sie überhaupt von dem Kaiser seinen Pferden reden? Und was so ein Hut kostet — echte Pariser Ware —, wie ihn Fräulein Hester aus dem Land aufseht, den können Sie gar nicht bezahlen, und wenn Sie alle Ihre Kasten zusammentragen. Wissen Sie das?

Will ich auch gar nicht. So einen babylonischen Turm würde ich auch gar nicht aufsetzen.

Woran Sie sehr wohl thun. Was kein komplettes Frauenzimmer ist, soll ja einen Hut auch nicht aufsetzen, Verstehn Sie mich? Sie Knirps Sie!

Was? Knirps —?

Ja, Knixps, Sie intrikantes Frauenzimmer Sie?

Frauenzimmer — ?

Ja, Sie Spireche Sie, die in Teichen angelt, die Sie nichts angehn.

In Teichen angelt??

Der Kampf war lebhaft geworden. Beide hatten sich erhoben und segelten aufeinander los, aber die Waffen waren ungleich, Laura konnte sich gegen das schwere Geschütz der Duttmüllern nicht halten. Dorchon legte sich ins Mittel, aber es würde ihr nicht viel geholfen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Thür aufgegangen und ein Bild des Zimmers erschienen wäre, Bolze, über und über beschmüzt, triefend von Wasser und zitternd vor Kälte. Dorchon schrie auf, und die andern liefen voneinander ab.

Ei—ei—ei—ein Kö—königreich für ei—ei—einen Grog stammelte er. Aber der Schwung seines Geistes hatte ihn auch in diesem discrimen rerum nicht verlassen, nur auf die Vorrede verzichtete er diesmal.

Auf den Hilferuf von Dorchon kamen Happich und Gödel herbei, nahmen den Berunglückten unter den Arm und führten ihn in Happichs Kammer, wo er trocken eingekleidet wurde. Freilich waren Happichs Kleider viel zu groß, und als Bolze wieder erschien, sah er aus wie eine Vogelscheuche. Nun wurde ihm ein Kissen auf den Leib gebunden und eine Nachtmüße aufgesetzt, und dann wurde er in ein paar Pferdebeden gewickelt und in die Ecke des Sofas neben dem Ofen im kleinen Saale gepflanzt. Endlich wurden ihm noch ein paar Glas Grog eingefüllt, und damit war alles gethan, was Menschenliebe vor der Hand an ihm thun konnte. Hierbei hatten Dorchon und Laura eifrig geholfen, theils aus gutem Herzen, theils um einen Vorwand zu haben, aus dem gefährlichen Privatzimmer entweichen zu können.

Soweit war man also gekommen, als man auf der Treppe schwere Schritte und die laute Stimme von Variß vernahm, der rief: Wo habt ihr denn unser Wasserhuhn, unsre Tauchente, unsern Wasserbolze? Aha, schon im Neste; na, das ist recht so. Nun aber vor allen Dingen —

Happich trat vor, nahm sein Käppchen ab und sagte, indem er eine einladende Handbewegung machte: Meine Herren, Sie sehen, der Tisch ist gedeckt. Wenn Sie Karpfen befehlen, so werden sie sogleich fertig sein.

Karpfen? erwiderte Variß, hol Sie der Teufel mit Ihren Karpfen.

Aber Herr Variß, aber Herr Variß.

Ah was: Herr Variß. Ich will Ihnen sagen, was Sie sind. Sie sind ein Erzjesuwiter.

Aber Herr Variß.

Zawohl, ein Erzjesuwiter. Erst stehlen Sie uns die Karpfen aus dem Teiche und verlaufen Sie uns für unser theures Geld, und dann legen Sie einen Kanal vom Teiche in den Fluß, daß wir pumpen können, bis wir schwarz werden, nur daß die Mauserei nicht zu Tage kommen soll. Und jetzt haben Sie auch noch die Unverschämtheit, uns unsre eignen Karpfen anzubieten. Sie Untier von einem Gastrate. — Variß, der diese Invektiven mit lachendem Munde gesprochen hatte, ahnte nicht, wie genau er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Happich aber ließ sich nichts merken, sondern lachte, wie er über die bekannten derben Witze von Variß zu lachen pflegte.

Lachen Sie nur, sagte Variß, wir kriegen Sie schon noch bei Ihren Schlappohren, und dann sollen Sie uns die ganze Brähe bezahlen.

Hier versuchte Bolze den Arm aus dem Bündel heraus zu wickeln und auf die Beine zu kommen, um eine Rede zu halten. Aber Variß drückte ihn ohne weiteres wieder in seinen Winkel hinein. Gödel, rief er, thun Sie mir die Liebe und geben Sie ihm noch einen Grog. Rein, alter Freund, hier wird nicht geredet, hier wird nur Grog getrunken. . . .

Happich ging ab und machte dazu eine lächelnde, überlegene Miene. Variß und Scholz standen im Zimmer umher und wußten nicht recht, was sie thun sollten.

Es war gedeckt, man brauchte sich nur zu setzen, es roch appetitlich aus der Küche herauf, man brauchte nur auftragen zu lassen. Nichts da! Den Gefallen thun wir dem Gastwirt nicht, seine Karpfen zu essen. Mag er sehen, wo er mit seinen Fischen bleibt. Wir trinken ein Glas Bier und ziehn ab, und damit basta.

Als dieser Entschluß sich ziemlich befestigt hatte, erschien Dorchen mit einer Schüssel dampfender Karpfen, setzte sie auf den Tisch und wünschte guten Appetit.

Donnerwetter! Larisch kam sich vor wie Hercules am Scheidewege. Hier Stolz und gerechter Unwille, und dort Veröhnung und Karpfen. Welches war nun der Weg der Tugend? — Der Doktor sollte entscheiden, der Doktor, der eben eintrat.

Aber Doktor Salig, rief Larisch, wo haben Sie denn einmal wieder gestochen? Sie wußten doch, daß heute großer Fischzug sein — sollte.

In Klein-Sieboldsdorf, erwiderte Doktor Salig mit Wichtigkeit. Zwei Stunden weit. Denken Sie, bis nach Klein-Sieboldsdorf werde ich bereits gerufen, obwohl es zu Doktor Blume viel näher ist. Interessanter Fall. Schmerzen in der Nierengegend, bräunliche Hautfarbe, Verfall der Kräfte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich auf Brightsche Nierenkrankheit diagnostiziere.

Pfui Teufel, sagte Larisch, das ist eine faule Schose. Wer die hat, der kann sagen: Adieu Welt.

In der That, erwiderte der Doktor, sie ist schwer zu heilen, doch nach neuesten Erfahrungen nicht unheilbar. Ich habe einstweilen salicylsaures Natron verordnet und hoffe die Krankheit nach neuester Methode bekämpfen zu können. Aber was ist denn mit Herrn Volke?

Ist ins Wasser gefallen.

Er hat sich doch nicht innerlich beschädigt. Ich glaube einen Kollaps konstataren zu sollen.

Ach was, Unsinn! Wir haben zu viel Grog in ihn hineingepumpt, und davon ist er abgefallen. Lassen Sie ihn ruhig liegen. Den Kollaps wird er morgen spüren. So. Nun sollen Sie entscheiden, was der Weg der Tugend ist. Sollen wir dieses Untier von Gastwat — und uns — strafen, indem wir ihn mit seinen Karpfen sitzen lassen, oder sollen wir seine Karpfen — die er uns notabene gestohlen hat — verzehren?

Der Doktor sann nach. Man konnte ihm das konzentrierte Denken ansehen, dann gab er mit apodiktischer Gewißheit das Urteil ab: Karpfen müssen gegessen werden, solange sie warm sind.

Doktor, rief Larisch, das ist das geistreichste Wort, das Sie gesprochen haben, so lange wir uns kennen.

Man setzte sich also, und es wurde so eingerichtet, daß Laura neben den Doktor zu sitzen kam. Hierauf wandte man sich mit gebührender Sammlung den Karpfen zu.

Die Karpfen waren erst zur Hälfte bejeitigt, da tauchte Frau Duttmüller wie eine Norme oder eine der Gementiden in der Thür, die zum Privatzimmer führte, auf.

Aber Louis! sagte sie mit vorwurfsvollem Tone.

Allewetter, die Alte, erwiderte Louis, keineswegs freudig überrascht, blieb aber sitzen.

Aber Louis! Du sitzt hier oben und tafelst und läßt uns unten auf dem Sofa sitzen wie die Affen im Kasten. Schämst du dich denn nicht?

Ja, wie so denn? Wie kann ich denn überhaupt wissen, daß du da bist?

So? sagte Frau Duttmüller und rückte die Hände in die Seite. Das ist ja recht lieblich, Herr Gödel. Sie wissen es, daß ich da bin, und sagen kein Sterbenswörtchen?

Ich hab mers net traut, erwiderte Gödel lachend. Sie habet mits ja expres verbote, daß i mit un Sie scher.

Larisch lachte über sein ganzes breites Gesicht.

So? nicht s'heren? Ich werde mich aber um Sie s'heren. Wissen Sie, was Sie sind? Ein alter Fikturier sind Sie.

Und Sie sind a alte Schwätzbas.

Was wäre ich?

Man schlug sich ins Mittel und unterdrückte den ausbrechenden Streit. Frau Duttmüller beruhigte sich und wandte sich wieder an den Herrn Sohn, der noch immer mit seinem Karpfen beschäftigt war. Louis, sagte sie feierlich, hast du meinen Brief erhalten?

Was für einen Brief?

Meinen Brief, den ich dir geschrieben habe von Fräulein Hefster, die drei Häuser in Magdeburg hat, und ein ausgesuchtes Frauenzimmer ist, und daß wir heute zu Besuch bei Friße Poplitz kommen würden.

Ich weiß von keinem Briefe.

Da tauchte ein Niesenhut mit Federbusch in der Thüröffnung auf, das ausgesuchte Frauenzimmer erschien, zeigte in der zierlich mit abgestreckten kleinem Finger erhobnen behandschuhten Hand einen Brief und sagte: Ist es dieser?

Ja, er war es. Große Sensation.

Wo haben Sie den Brief her? rief Frau Duttmüller, bei der sich ein erhebner Zorn entwickelte.

Unten um Sofa stach er.

Gesteigerte Sensation. Sogar Larisch legte die Gabel nieder, er war übriggens auch fertig. Im Hintergrunde wollte Dorchén verschwinden. Aber mit scharfem Auge sah es Frau Duttmüller, und mit schnellem Griff ertwischte sie sie am Arm und zog sie unter die Hängelampe.

Soo?? sagte sie, und während dieses D ging ihr blitzschnell ein großes Licht auf. Hier war der Feind, der Verräter, der Satan! Nicht Laura, der Anirps, diese Wirtstochter mit der hübschen Larve und den dicken Armen war die Schlange, die sie am Busen genährt hatte. (Denn bekanntlich werden Schlangen immer am Busen ernährt.)

Sooo?? sagte sie, nun sehen Sie mal an, das ist ja recht niedlich hier! Hier werden Briefe gestohlen und in Sofas versteckt. Das ist ja hier die reine Räuberhöhle.

Was wollen Sie denn? erwiderte Dorchén, die sich vergeblich loszumachen suchte. Der Briefbote Stümel sitzt mit seiner Tasche immer in der Sofaecke. Wie leicht kann da ein Brief verloren gehn. Und in anderer Leute Sofas herumpionieren, das ist auch nicht recht.

Lügen! Lügen! rief die Duttmüllern. Freilich können Briefe verloren werden, aber sie können auch gestohlen werden von Personen, die sich an die Leute ranschmeißen und anderer Leute ihre Söhne wegchnappen wollen.

Ich bin keine Person, rief Dorchén, das bitte ich mir aus.

Aber eine Happichen sind Sie. Und wegen dem Briefe sprechen wir uns noch. — Damit ließ sie Dorchén los und wandte sich zu ihrem Sohne. — Louis, sagte sie, du weißt, daß ich deine Mutter bin, und daß ich immer vor dich gesorgt habe und die Nächte aufgefressen und Strümpfe gestopft. Und nun bist du Doktor in Holzweißig geworden, was mir sauer genug geworden ist. Und nun habe sie mich und Fräulein Hefster, was eine ausgesuchte Frauensperson ist, hier bei Happichen blamiert, und nun sage ich, komm nach Hause, Louis.

Doktor Duttmüller trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern. Die Szene war ihm höchst fatal. Wie stand er da, vor der Tafelrunde der alten Freunde und vor Dorchén und Laura, wenn er jetzt hinter seiner Mutter und dem ausgesuchten Frauenzimmer als gehorjamer Sohn und Bräutigam wider Willen herzog. Aber Mutter, sagte er, kein Mensch hat dich blamiert. Komm, setze dich zu uns.

Nicht für tausend Thaler! erwiderte die Duttmüllern. Louis, du weißt, daß du mein Sohn bist, und was du mir alles versprochen hast, und was ich alles für dich gethan habe. Und nun sage ich, Louis, komm nach Haus.

Der Augenblick war feierlich. Scholz nahm eine Priße nach der andern und schmunzelte, Larisch lachte über sein breites Gesicht, daß die Ähnlichkeit mit dem Kladderbatsch unverkennbar wurde, und Volze ermaunte sich und suchte sich aus seinen Dedern herauszuarbeiten, um eine Rede zu halten.

Louis kam noch immer nicht, vielmehr sah er sich nach einer Rückzugslinie um, aber der Weg war durch die gedeckte Tafel versperrt. Da kam in der äußersten Not Hilfe. Gappich erschien und sagte: Mit Vergunst, meine Herren, wenn ich stören sollte. Herr Doktor, Sie möchten doch gleich nach dem Fronhof kommen. Die gnädige Frau wollten sterben.

Noch nie hat sich ein Doktor über einen Patienten, der sterben will, so gestreut wie Doktor Duttmüller über die gnädige Frau. Er schob einfach seine Mutter und den Pariser Hut beiseite und eilte hinaus. Und draußen legte ihm Dordgen liebevoll den Mantel um.

Die Zurückbleibenden sahen sich verblüfft an. Wie aber Frau Duttmüller das lachende Gesicht von Larisch sah, wurde sie sehr böse, und es gab einen Zusammenstoß, der heftig, aber nur kurz war, denn hier hatte sie einen ebenbürtigen Gegner gefunden.

Nach einiger Zeit zogen in gemessenen Zwischenräumen drei Wagen durch den Böshardt. Im ersten befand sich ein Federbusch, der stolz und getränkt wadelte, im zweiten eine Person, die das unwiderstehliche Verlangen hatte, aus dem Wagen zu fallen, was die beiden andern Mitfahrenden kaum hindern konnten. Und der dritte, worin vermutlich Wädel und Tochter saßen, glückte einem Gedankenstrich, der schweigend durch die Gegend kroch.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die sächsische Minister- und Verfassungskrise hat einen merkwürdigen Ausgang genommen. Das rekonstruierte Ministerium ist von seinem am 7. Februar behaupteten Standpunkte nicht zurückgewichen, hat das damals thatsächlich zurückgenommene Indemnitätsgesuch des Finanzministers nicht erneuert, also die Behauptung der Kammer, die Verfassung sei verletzt, nicht anerkannt. Das einzige, was von dieser Seite her geschehen ist, war die rein persönliche Erklärung des neuen Finanzministers Dr. Rügner in der Finanzdeputation der Zweiten Kammer, er werde vorbandne Mißstände thunlichst abstellen und bitte um Vertrauen. Und die Kammer? Ihre Finanzdeputation B, die den ganzen Streit aufgerührt hatte, hat am 18. Februar in einem „Zusatzbericht“ ausgeführt: „dem neuen Herrn Finanzminister gegenüber . . . entfällt die Veranlassung, die . . . aufgeworfene staatsrechtliche Frage im Wege der Indemnität weiter zu verfolgen“; sie hat demgemäß die nachträgliche Bewilligung der verlangten Summe beantragt und die Forderung der Indemnität fallen lassen, und die Kammer hat dies am 20. ohne Debatte genehmigt. Das ist echt sächsische Höflichkeit und wahrscheinlich auch das Klügste, was noch geschehen konnte, aber konsequent ist es keineswegs; denn nicht um den Finanzminister handelte es sich, sondern um das ganze mit ihm solidarisch verbundene Ministerium, und entweder war die Verfassung durch das von diesem gedeckte Vorgehen des früheren Finanzministers verletzt, dann war die Verletzung durch dessen Rücktritt allein keineswegs geheilt; oder sie war überhaupt nicht verletzt, dann fehlte jeder Grund zu dem schroffen Vorgehen vom 7. Februar. Deutlich, nicht sächsisch gesprochen steht die Sache einfach so, und darüber soll man sich wenigstens klar sein: Die Kammer hat den

Rücktritt des Finanzministers erreicht, aber ihren prinzipiellen Standpunkt hat sie aufgegeben, prinzipiell hat nicht sie gesiegt, sondern die königliche Regierung, die natürlich so klug und rücksichtsvoll ist, daß der Kammer nicht zu sagen. Das Land kann mit diesem Ausgange des „Verfassungskonflikts“ nur zufrieden sein; zu einem parlamentarischen Regiment ist danach in Sachsen vorläufig keine Aussicht.

Die Organisation der Wasserwirtschaft. Das Wasser ist durch seinen Kreislauf, „vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd,“ nicht dazu geeignet, wie das Land in scharf gegeneinander begrenzten Bezirken durch Behörden, deren Kompetenzen ebenfalls scharf gegeneinander abgegrenzt sind, verwaltet zu werden. An jeder solchen Schnittstelle müssen wie bisher so auch in Zukunft Rißtände entstehen, mögen diese Stellen auch noch so vorsichtig ausgewählt sein. Deshalb ist seit Jahren danach gestrebt worden, die gesamte Wasserwirtschaft in einem einzigen Verwaltungsorganismus zu vereinigen, aber die Schwierigkeiten scheinen ebenso unüberwindlich zu sein wie die einer einheitlichen Gestaltung des Wasserrechts. Nun ist jetzt im preussischen Abgeordnetenhaus bei der Etatsberatung die Neuorganisation der Generalkommissionen besprochen und dabei der Wunsch geäußert worden, diese Behörden möchten außer mit landwirtschaftlichen auch mit meliorationstechnischen Mitgliedern ausgerüstet werden. So erwünscht diese Maßregel, insbesondere was die Meliorationsbaubeamten anbelangt, ist, so kann sie doch auch für die erstrebte einheitliche Behandlung der Wasserwirtschaft schwere Nachteile haben, weil dadurch die Einseitigkeit in der Behandlung der wasserwirtschaftlichen Fragen nicht beseitigt, sondern unter Umständen noch befördert werden kann. So sehr auch der Berücksichtigung des Interesses der Landwirtschaft an einer geregelten Wasserwirtschaft das Wort geredet werden muß, so dürfen und können doch die Schifffahrt, die dem Arbeitsministerium, die Ausnützung der Wasserkräfte, die dem Handelsministerium, und die Reinhaltung des Wassers, die dem Kultusministerium unterliegt, nicht zurückgehoben werden. Auch die Flußtreden, wo augenblicklich keine Schifffahrt betrieben wird, können durch Kanalisierung oder Seitenkanäle in späterer Zeit einmal in Schifffahrtstraßen umgewandelt werden — wie andererseits auch jetzt bestehende Schifffahrtstraßen streckenweise eingehn können wie die untere Passarge. Flußtreden, die jetzt wegen ihrer stark schwanrenden Wassermengen und ihrer gerulgen Niedrigwassermengen für eine Ausnützung der Wasserkräfte nicht geeignet sind, können durch Anlage von Hochwasserfammelbecken in Zukunft hierfür eine große Bedeutung gewinnen, wie die schlesischen Gebirgsflüsse, die jetzt reguliert werden. Andre Wasserläufe wieder, deren Reinhaltung wegen des ländlichen Charakters und der geringen Bebauung ihrer Gebiete, sowie wegen des geringen Maßes der sanitären Verunreinigung jetzt nur geringes Interesse hat, können durch Schaffung oder Erweiterung von Gewerbebetrieben und durch Ausbreitung der städtischen Bebauung für eine sorgfältige Reinhaltung in Zukunft zu allermeist in Frage kommen, wie das Emschertal und die Abflüsse der Staßfurter und der ober-schlesischen Bergwerke. Wenn es also nicht möglich ist, das lange Zeit erstrebte besondere Wasserwirtschaftsministerium zu schaffen, dem alle diese konkurrierenden Zweige des Wirtschaftslebens unterstellt werden, so sollte wenigstens dafür gesorgt werden, daß die technische Behandlung in allen Verwaltungsinstanzen einheitlich besorgt wird. Das Wasser, das eine Wiese befruchtet und vielerlei darauf wachsende Pflanzen zur höchsten Entwicklung bringt, muß diese Wiese in ganz gleichmäßiger dünner Schicht übertrießeln. Sobald sich diese Schicht in einzelne stärkere Wasserfäden teilt, zwischen denen breitere Streifen überhaupt kein Wasser erhalten, tritt hier eine Austrocknung, dort eine Verfumpung ein. Die guten Gräser verkümmern, und nur Sumpfpflanzen und magere Halme gedeihen. Deshalb werden solche Wiesen in bestimmten Abständen mit horizontalen Sammelrinnen versehen, die die einzelnen Wasserfäden aufnehmen und weiter unterhalb wieder in gleichmäßiger dünner Schicht verteilen.

So sollte auch in jeder der drei Verwaltungsinstanzen (lokalen, provinzialen und ministerialen) die Zusammenfassung der verschiedenen Fäden der Wasserwirtschaft durch ein besonders technisches Glied erfolgen, das dafür sorgt, daß die technische Behandlung einheitlich geschieht, und daß alle in Frage kommenden Wirtschaftsgebiete gleichmäßig den Segen des Wassers genießen und gegen seine Schädigungen geschützt werden. Erhalten aber jetzt die Generalkommissionen ihre besondern Reklorationsbaubeamten, die mit den Wasserbaubeamten der Regierung in keinem oder in einem ressort-pärtikularistischen Zusammenhang stehen, so liegt die Gefahr nahe, daß die Einheitlichkeit der Wasserwirtschaft völlig in die Brüche geht. Als Ergebnis langjähriger praktischer Erfahrungen empfehle ich folgende Einrichtungen zu erwägen: Die Ausbildung der zukünftigen Wasserwirtschaftsbeamten geschieht unter völliger Ausschließung der jetzt schwer belasteten Spezialfächer des Eisenbahnbaus ganz gleichmäßig in allen Zweigen der Wasserwirtschaft sowohl auf der technischen Hochschule wie in der sich daran anschließenden praktischen Vorbereitungszeit. Den lokalen Wasserbauämtern werden alle Zweige der Wasserwirtschaft zugewiesen. Sie sind demgemäß die sachverständigen Stellen sowohl für die Landratsämter wie für die Spezialkommissionen. Die Vorsteher der Bauämter erhalten Vertreter und Hilfsarbeiter (Bauinspektoren und Regierungsbaumeister), von denen der eine die Geschäfte der Spezialkommissionen, der andre die der Landratsämter wahrnimmt. Die Vorsteher können die Bearbeitung des einen Teils dieser Geschäfte selbst übernehmen und haben außerdem für die gleichmäßige Bearbeitung beider Dienstzweige Sorge zu tragen. Die technischen Subalternbeamten werden nur in einem dieser Dienstzweige ausgebildet und beschäftigt. Den Oberpräsidenten, denen die Generalkommissionen und die Regierungen angegliedert sind, werden entweder Provinzialbauämter oder wenigstens technische Vertreter zugeteilt. Im ersten Falle werden diese Bauämter in zwei Abteilungen gegliedert, wovon die eine die Wasserbaufragen der Regierungen (Landespolizei und Flußunterhaltung), die andre die Wasserbaufragen der Generalkommissionen bearbeitet. Der technische Vertreter sorgt als Chef des Provinzialbauamts für die Einheitlichkeit der technischen Behandlung beider Dienstzweige. Im zweiten Falle haben sowohl die Regierungen wie die Generalkommission ihre eignen technischen Mitglieder. Der Oberpräsident sorgt aber durch seinen technischen Vertreter für die einheitliche technische Behandlung beider Verwaltungsgebiete. Alle Angelegenheiten, die jetzt den beteiligten Ministerien durch die Hand des Oberpräsidenten vorgelegt werden, müssen von dem technischen Vertreter in Bezug auf die einheitliche technische Behandlung geprüft werden.

In der Ministerialinstanz wird nach dem Vorbild anderer technischer Zentralbehörden eine besondere Ministerial-Oberbaudirektion geschaffen, die den sämtlichen beteiligten Ministerien angegliedert wird etwa in der Weise, wie jetzt das hydrologische Institut den Ministerien der öffentlichen Arbeiten und der Landwirtschaft gemeinsam unterstellt werden soll.

Daß die Durchführung dieser Organisation im einzelnen nicht so leicht sein wird, wie sie auf dem Papier erscheint, ist richtig. Aber jede Organisation, die nicht auf die besondere Eigentümlichkeit des Wassers im Gegensatz zu allen andern wirtschaftlichen Werten gebührend Rücksicht nimmt, wird die Wasserwirtschaft immer nur stiefmütterlich behandeln und ihre im Interesse des Allgemeinwohls allseitig erstrebte Weiterentwicklung nicht gebührend fördern können. Sie wird deshalb nur ein vorübergehendes Dasein führen und in früherer oder späterer Zeit andern Neubildungen das Feld räumen, nachdem inzwischen Milliarden von Kubikmetern Wassers dem Meere, ohne Nutzen zu bringen, zugeflossen sein werden.

Ds.

Neues im Gebiete der Volkswirtschaftslehre. Arthur Diz, bekanntlich einer der eifrigsten Apostel der deutschen Expansionspolitik nach dem kaiserlichen Programm, hat zu ihrer Empfehlung in dem Buche: Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs (Zena, Gustav Fischer, 1901)

reichliches Material zusammengetragen und behandelt die Beziehungen Deutschlands zum Weltmeere im allgemeinen und zu den einzelnen überseeischen Gebieten im besondern, das Verhältnis zwischen Inlands- und Auslandsmarkt, die Unrentabilität des Exports für die Arbeiter und weist u. a. nach, wie vorteilhaft es für uns wäre, wenn wir unsre Rohbaumwolle aus eignen Kolonien beziehen könnten. — Auf demselben Boden fußend, erörtert Dr. Njemekli die Agrarfrage in dem kleinen Schriftchen: Die Industrialisierung der Landwirtschaft, nebst einer Antwort auf die Frage: Protzoll oder Handelsverträge? (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1901.) Der Gedankengang ist der bekannte: Wegen des hohen Bodenpreises und der hohen Arbeitslöhne können die alten Kulturländer im Getreidebau nicht mehr mit den neuen konkurrieren, Kornzölle vermögen den natürlichen Lauf der Entwicklung weder zu hemmen noch abzulenken, es bleibt also den alten Ländern nichts übrig, als sich diesem Lauf anzubequemen, indem sie einerseits die Landwirtschaft so intensiv und industriell wie möglich betreiben, z. B. durch Bäckerei- und Fleischverkaufsgenossenschaften die Vermittler ausschalten, andererseits den unrentablen Körnerbau einschränken und sich auf Viehzucht, Molkerei, Geflügelzucht, Gemüse- und Obstbau werfen. Über landwirtschaftliches Genossenschaftswesen und Industrialisierung der Gärtnerei werden interessante Einzelheiten mitgeteilt, die noch nicht allgemein bekannt sein dürften. — Einen einzelnen Zweig unsers Weltverkehrs behandelt Dr. F. Krauß: Deutsch-türkische Handelsbeziehungen seit dem Berliner Vertrag unter besonderer Berücksichtigung der Handelswege (Zena, Gustav Fischer, 1901). Eins der wichtigsten Ergebnisse der Studien des Verfassers, der mehrere Jahre in der Türkei gelebt hat, ist, daß für Süddeutschland und sogar für österreichische Industriegebiete der Weg dahin über die deutschen Nordseehäfen vorteilhafter und namentlich wohlfeiler ist als die Donaustraße. Eine andere beachtenswerte Wahrnehmung, die er gemacht hat, lautet: die weit verbreitete Meinung, daß Konsuln und Diplomaten im Auslande den Außenhandel durch unmittelbare Einwirkung fördern könnten, ist ein Irrtum. Für nicht weniger irrig erklärt er die Ansicht, die deutschen Kaufleute im Ausland hätten die Pflicht, sich ausschließlich dem Betrieb der Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes zu widmen. — Die deutschen Handelsbeziehungen zur Balkanhalbinsel beschränken sich natürlich nicht auf das stark zusammengeshrumpfte Gebiet des Sultans, und so ist es denn erfreulich, von einem der neuen Balkanstaaten zu lesen, daß er in gesunder Entwicklung begriffen ist. Das weist der Bulgare Dr. phil. Ivan K. Drenkoff von seinem Vaterlande nach in der Schrift: Die Steuerverhältnisse Bulgariens (Zena, Gustav Fischer, 1900). Von einem patriotischen Bulgaren kann man nicht erwarten, daß er der bei uns ziemlich weit verbreiteten Ansicht beipflichten werde, der Türke sei der einzige Gentleman in der Türkei. Auch Krauß erwähnt gelegentlich, daß der Türke keinen Erwerbssinn hat und deshalb im Handel von den andern Nationen zurückgedrängt, auch wohl überverteilt wird. Aber die beiden entgegengesetzten Beurteilungen des türkischen Nationalcharakters kann man am Ende vereinigen, wenn man statt Gentleman Ritter setzt, sich dann erinnert, daß Ritter und Räuber nahe Verwandte sind, und an die Helben der Ilias denkt, sowie an die Charakteristik des Germanen bei Tacitus: *pigrum quinimodo et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare*. Seine Waren anzupreisen und den Kunden nachzulaufen, das verschmäht der stolze Türke; aber als Steuerpächter den Bauern auszurouben, ihn, wenn er Widerstand leistet, niederzuschlagen und seine Töchter zu schänden, das erscheint ihm nicht unedel. So schildert ihn Drenkoff. Der vornehme Türke wisse nichts von Kulturzwecken, denen der Staat zu dienen, und die er durch wohlthätige Einrichtungen wie Schulen, Verkehrsanstalten, geordnete Rechtsprechung zu fördern habe; er kenne nur einen Staatszweck: das gemeine Volk und die Rajah unter der Fuchtel halten und beiden die Mittel zu seinem müßigen Genußleben auspressen. Wie Bulgarien das in diesem Barbarenstaat entstandne Steuerhystem übernommen hat und seinen Kulturbestrebungen ent-

sprechend umzubilden bemüht gewesen ist, wird ausführlich dargestellt. Daß ein Staat, der sich, aus der Barbarei emporstrebend, mit allen europäischen Kulturaufgaben belädt, in finanzielle Verlegenheiten geraten mußte, sieht man leicht ein. Da jedoch die Anleihen größtenteils zu produktiven Zwecken gemacht, in Eisenbahnen und Bildungsanstalten angelegt worden sind, da das Volk fleißig und der Boden fruchtbar ist, so bedeuten die Zahlungsschwierigkeiten bei verständiger Leitung des Staats keine Gefahr. An der verständigen Leitung wird es freilich wohl auch in Zukunft vielfach schon aus dem Grunde fehlen, weil, wie der Verfasser hervorhebt, daß aus Europa eingeschleppte Parteiwesen die Regierung und Verwaltung erschwert, und die im Lande herumstreifenden hauptstädtischen Rabulisten, die das Volk nur als Werkzeug für ihre Parteizwecke behandeln, die ehrlichsten Dorfschulzen zu Spießhüben machen. Aus dem Budget von 1899 teilen wir die folgenden charakteristischen Zahlen mit: die Gesamtausgabe betrug (bei rund 3300000 Einwohnern) 83887236 Franken; davon kamen auf Landesverteidigung 22465500, auf die Verzinsung der Staatsschulden 20881146 und auf Schulen 7973736. Der zuletzt genannte Posten macht dem Staate Ehre.

Das Gesetz der Güterkonzentration in der individualistischen Rechts- und Wirtschaftsordnung von Dr. Stephan Worms. Erster Halbband (Jena, Gustav Fischer, 1901) gehört zu den Büchern, bei denen man fragen muß: Lohnt denn das dürftige Ergebnis diesen ungeheuern Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und mühsamen Berechnungen? Denn daß im freien Verkehr der Reiche dem Armen als der Stärkere gegenübersteht, und daß der große Goldhausein die zerstreuten kleinen Goldhörnchen anzieht, ist doch eigentlich nicht schwer zu verstehen, so wenig wie die Forderung, in die des Verfassers Untersuchungen münden: nicht Sozialismus, sondern Sozialpolitik! Freilich verfolgt er einen besondern Zweck: er will gegen Marx beweisen, daß sich die Reichtumsanhäufung nicht in der Produktionsphäre, sondern im Tauschverkehr vollziehe, und daß sich die wahre und echte Volkswirtschaftslehre nur auf der Grundlage der von der österreichischen Schule angenommenen Grenzpunkttheorie aufbauen lasse. Wir halten aber die Wertschätzung dieser Theorie für sehr übertrieben, und was Marxens Lehre über die Akkumulation betrifft, so spielt darin außer dem berückichtigten Mehrwert doch auch der Raub keine kleine Rolle. Die Güterbewegung ist eben ein so verwickelter Prozeß, daß sie sich schlechterdings nicht auf eine Formel bringen läßt. — Ein brauchbares Buch hat dagegen Dr. Julius Landmann in seinem System der Diskontpolitik (Wiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1900) geliefert; es kann solchen, die sich über das Bankwesen unterrichten wollen, als Hilfsmittel empfohlen werden. Die Diskontpolitik der Deutschen Reichsbank wird als bewährt gelobt, die Notensteuer als eine verkehrte Maßregel verurteilt. Die Beherrschung und Regelung des Geldmarkts werde der Reichsbank durch die vielen kleinen, besonders die süddeutschen Notenbanken erschwert, deren Politik nicht eben vorzugsweise den allgemeinen Nutzen als Ziel verfolge. Für Krisen wird die Regel empfohlen: beizeiten warnen durch Erhöhung des Diskonts, nicht aber diesen erhöhen, wenn das Publikum schon ängstlich ist, weil dadurch leicht eine Panik hervorgerufen wird, und nach ausgebrochener Krise trotz hohen Diskonts kulant diskontieren, um so den Kredit der guten Häuser aufrecht zu erhalten. Die erste Regel habe die Bank von Frankreich beim Nagen der Bontourkrise gräßlich vernachlässigt, durch niedrigen Diskont und unmäßige Anhäufung von Wechseln in ihrem Portefeuille habe sie die Spekulation geradezu aufgemunter. Aus der Darstellung der französischen Bankpolitik werden die Bimetallisten Honig saugen: die Bank von Frankreich brauche, um den Goldabfluß zu verhindern, nicht so oft zu dem Mittel der Diskonterhöhung zu greifen, weil sie das Gold durch Prämienzahlung anlocke, und dieses Mittel, das zunächst das Gold aus dem inländischen Verkehr ziehe, dürfe sie wagen, weil im Lande vier Milliarden in Silbermünzen kursieren (im Deutschen Reich nur 400 Millionen Mark). Allerdings unterläßt er es nicht, die Nachteile dieser Praxis klar zu machen. — Dr. Ludwig

Pohle hat in einem Vortrage, den er in der Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten und dann (bei v. Zahn und Jaensch in Dresden, 1900) unter dem Titel: Die neuere Entwicklung des Kleinhandels als Broschüre herausgegeben hat, die Befürchtungen derer widerlegt, die von den Warenhäusern, Bazaren und Konsumvereinen den Untergang des Kleinhandels befürchten. Das Schriftchen orientiert sehr gut über den Gegenstand. — Landgerichtsdirektor Dr. Becker, Vorsitzender des Aufsichtsrats des Dresdner Spar- und Bauvereins, empfiehlt in seiner Broschüre: Die Wohnungsfrage und ihre Lösung auf baugenossenschaftlichem Wege (Dresden, v. Zahn und Jaensch, 1901) die organisierte Selbsthilfe als das Beste und wünscht, daß sich auf diesem Felde „nicht, wie es bei andern sozialen Einrichtungen der Fall gewesen ist, die staaterhaltenden Elemente von der ihnen zukommenden Führung und Mitarbeit verdrängen lassen.“

Dr. Karl Freiherr von Manteuffel gen. Szöge besichert uns ein interessantes Buch unter dem Titel: Das Sparen, sein Wesen und seine volkswirtschaftliche Wirkung (Jena, Gustav Fischer, 1900). Es enthält sehr hübsche Betrachtungen, z. B. über die wohlthätigen sittlichen Wirkungen des privatwirtschaftlichen Sparens, die niemand bestreitet, und wenn es ein Kavaliere ist, der diese Betrachtungen anstellt, so bedeutet das allein schon eine sittliche That. Aber daß die Gegner der volkswirtschaftlichen Spartheorie wie Lauderdale und Robbertus Unrecht haben, davon haben uns seine übrigens sehr gründlichen und wissenschaftlich gehaltenen Beweisführungen nicht überzeugt; er scheint den Kern der von ihm bekämpften Ansicht nicht bemerkt zu haben, den unter anderm List an den Stellen seiner Meinen, heute unbekanntem Schriften bloßlegt, wo er beschreibt, wie eine Eisenbahn entsteht. Praktisch läuft Manteuffels Buch auf unire Ansicht hinaus, da auch er das Hauptgewicht auf eine verständige Leitung der Produktion wie des Konsums legt, und da wir den Verzicht auf einen ganz unverständigen Konsum, auf unsinnige und schädliche Genüsse gar nicht Sparen nennen, so dürfte der Gegensatz zwischen uns vielfach nur ein scheinbarer sein. Daß der Verfasser den Prozeß der Kapitalbildung nicht recht versteht, geht besonders deutlich aus der Weise hervor, wie er auf Seite 78 die Kapitalbildung zu veranschaulichen sucht. Ein Herr wirtschaftet mit zwölf Sklaven. Da diese zwölf Sklaven mehr Getreide erzeugen, als er und sie zusammen brauchen, so schränkt er den Getreidebau ein und läßt einen Teil seiner Sklaven Werkzeuge und Bodenverbesserungen schaffen, statt die Speiseportionen zu vergrößern. Die Nahrungsmittelmenge, die ein kräftiger Mann bei ausschließlicher Mehllkost zur Erhaltung seiner Arbeitskraft braucht, und die er vertragen kann, bewegt sich zwischen so engen Grenzen, daß das mögliche Mehr oder Weniger für die Größe der Anbaufläche gar nicht in Betracht kommt. Essen die Leute aber bedeutend weniger, als sie brauchen, dann werden sie schlechter arbeiten; das wäre also unwirtschaftlich. Nicht das Sparen am Getreide, sondern die Arbeitsteilung ist es, was Kapital schafft und zusammen mit der Vervollkommnung der Technik die Produktivität ins Unendliche steigert, ohne daß bei guter Leitung der Produktion und der Verteilung je einmal zum Fortschritt Sparen im strengen Sinne des Wortes, das heißt Entbehren, notwendig wäre. Die Arbeitsteilung ist eine der Kräfte, die die Engländer reich gemacht haben, und ihr Fehlen ist es, was den russischen Bauer in der Armut festhält, obwohl er nicht den vierten Teil von dem ist, was der englische Fabrikarbeiter braucht, sondern jahtaus jahrein Korn „spart,“ d. h. hungert. — Auch Ottomar Beta setzt sich in seiner neuesten Schrift (Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Kreditrechts, Heft 5 und 6, Berlin, F. Harrwitz Nachfolger, 1900) mit Robbertus auseinander und beschäftigt sich mit der Kapitalbildung, in der er aber sehr viel Raub wittert. Beta ist Bodenbesitzreformer, empfiehlt jedoch nicht Fürstheims Vorschläge, sondern die Einführung des englischen Bodenbesitzrechts. Von den Schattenseiten des englischen Lebens scheint er bei seinem langen Aufenthalt in England nichts bemerkt zu haben. Einen Teil der Schuld an unserm

seiner Ansicht nach ungerechten Bodenrecht schiebt er dem Apostel Paulus zu, der das Christentum durch römische und rabbinische Anschauungen verdorben habe. Jesus habe das Gesetz des Moses erneuert und vollendet, das nicht jüdischen, sondern ägyptischen Ursprungs gewesen sei. Zur Charakteristik der Anschauungen des Verfassers teilen wir ein paar Sätze aus dem Eingang seiner Schrift mit. Er zitiert eine Stelle aus Feines Memoiren, worin dieser Dichter seine Abwendung vom juristischen Studium mit seinem Abscheu vor dem römischen Recht erklärt, „dieser Kasuistik der Jurisprudenz, dieser illiberalsten Wissenschaft,“ und das corpus juris ein fürchterliches Buch, die Bibel des Egoismus nennt; es sei dadurch entstanden, daß sich der Römer als Advokat habe sichern wollen, was er als Soldat geraubt hatte. Dazu bemerkt Veit, Feine sei über den Ursprung des römischen Rechts schlecht unterrichtet gewesen, „dieses wurde im wesentlichen auf der Rechtsschule zu Berytos (Beirut) ausgearbeitet und stand mit dem eigentlichen angefallenen Rechte der alten soldatischen Römer, die eine aequitas und ein fas neben dem jus, aber, nach Zhering, keine Alienierung des Bodens kannten, im kräftigsten Widerspruch. Gibbon läßt uns auch wissen, daß es gar nicht Römer waren, die den spätern justinianischen Kodex erfanden, sondern Syrier, Griechen, Juden — die Pharisäer jener Zeit, von denen auch der Zimmermannssohn aus dem nichtjüdischen Galiläa bekundet, daß sie Rücken seiheten und Kamele verschluckten.“ Die zweite Hälfte der Schrift enthält interessante Betrachtungen über den Adel, wobei selbstverständlich wieder der englische als Vorbild aufgestellt wird, den das Volk liebe, nicht aus Reid hasse, wie der feltische Mob in Frankreich den seinen oder Eugen Richter den preußischen.

Wirtschaft und Philosophie II von Dr. Abr. Eleutheropoulos, Privatdozenten an der Universität Zürich (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1901) gehört eigentlich nur des Titels wegen hierher. Im ersten Bande, der „Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechentums auf Grund der gesellschaftlichen Zustände“ betitelt ist, tritt das Wirtschaftliche stärker hervor; der gelehrte junge Grieche macht darin den Versuch, die materialistische Geschichtskonstruktion auf die hellenische Philosophie anzuwenden, und entledigt sich der Aufgabe, die Lebensauffassung jedes einzelnen Philosophen aus den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen seines Staats und seiner Zeit zu erklären, auf die denkbar scharfsinnigste Weise. Im vorliegenden zweiten Bande, der „die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände“ behandelt, wird der Betrachtung der Gesamtzustand dieser Völker, einschließlich der politischen und kirchlichen und der Kulturzustände zu Grunde gelegt. Das Originelle des Buchs besteht in dem fortwährenden Zurückgreifen auf das Griechentum; unsere modernen Philosophen kommen bei der Vergleichung mit ihren hellenischen Vorgängern nicht zum besten weg. Überhaupt, meint der Verfasser, leiste die ganze bisherige Philosophie nichts für die Wissenschaft; sie habe nur kulturhistorischen Wert; ihre Geschichte sei die Geschichte der „menschlichen Ideenanstrengungen“ (wir würden lieber sagen: der Anstrengungen, die der Verstand gemacht habe, um eine Idealwelt zu entdecken oder zu schaffen).

Spemanns Goldnes Buch der Weltliteratur enthält zunächst von verschiedenen Gelehrten verfaßte kurze Abrisse der antiken und der modernen Literaturen, woraus wir den Abschnitt über die Publizistik von Ludwig Salomon als besonders dankenswert hervorheben, weil man über diesen wenig bekannten Gegenstand das Notwendigste nicht wieder so bequem besammeln findet. Sodann aber bringt es sorgfältig abgefaßte Biographien und Charakteristiken von mehr als sechshundert deutschen und ausländischen Schriftstellern der Gegenwart aus der Feder des Herausgebers Viktor Dittmann, von denen etwa die Hälfte auch in Abbildungen und Photographien erscheint. Wir können gar nicht sagen, wie viel Nutzen, aber auch wie viel Vergnügen wir schon von dieser im besten Sinne belehrenden Bilder-

galerie gehabt haben. Wenn wir in unsrer Unwissenheit z. B. von einem meistertlichen Wiener Feuilletonisten und Chroniqueur bis dato noch nichts gehört hatten, so richtet uns die Bemerkung wieder auf, daß dieses Bildungspenders Gymnasial- und Universitätsbildung schon mit seinem sechzehnten Jahre ihren Abschluß gefunden hat, oder wenn wir dem berühmten Gabriele d'Annunzio bisher bei dem besten Willen keinen rechten Geschmac abgewinnen konnten, so sagt uns sein gedehnt lächelndes Porträt, daß die Schuld wohl nicht an uns allein gelegen hat. Vielesagen sind besonders die Bildnisse der Schriftstellernden Frauen, sie zeigen uns Kuschelhälse mit Taubenaugen, nackte Hälse nicht nur von vorn, sondern auch vom Rücken her, Toiletten und Allüren, die dem Zirkus angemessener sind als dem Parnas. Aber auch für das Studium der Literaturgeschichte männlichen Ursprungs wird dieser eindrucksvolle Bilderkommentar die wirksamsten Dienste leisten.

Die Höhen der Kunst. „Wir leben in einer Zeit, wo das Persönliche in der Kunst immer mehr die Oberhand bekommt, trotz aller Mahnungen, am Alten festzuhalten, bricht sich der neue Stil, der Stil des Individualismus, der selbständige Kunstausdruck unsrer Kulturperiode immer mehr Bahn, immer mehr Einsichtige wenden sich dem Weg zu, der vorwärts und aufwärts führt.

„Man braucht nur die große Anzahl Kunstzeitschriften durchzublätern, um zu sehen, wie stark die Vorwärtsbewegung die Künstlerreise ergriffen hat, und nicht nur diese, auch die Zahl des bestellenden und kaufenden Publikums wächst von Tag zu Tag; die anfängliche Scheu vor künstlerischen Kraftausbrüden ist einem allmählichen Einsehen und schließlich der Überzeugung gewichen, einer ernstlichen, bedeutungsvollen Umwandlung des Geschmacks, einem zeitgemäßen Kultur Ausdruck gegenüberzutreten. Gehört doch außer der Einsicht, daß unsre auf allen andern Gebieten so selbständige Zeit auch ihre eigne Kunst haben muß, nur ein bißchen guter Wille dazu, um auch die stärksten persönlichen Ausdrücke in derselben zu begreifen und zu schätzen.

„Und starke persönliche Ausdrücke gebrauchen wir, um eine große starke Kunst zu haben, eine Kunst, die noch nach Jahrhunderten sich ihrer Existenz nicht zu schämen braucht. Ob alles so gut ist, was wir heute im Trübel des Vorwärtsstrebens und des Ringens nach Selbständigkeit machen, daß es in späterer Zeit als ein Dokument heutiger Kunst angesehen werden kann, darüber können wir selbst nicht entscheiden, die Frage soll uns aber nicht hindern, in jugendlicher Frische, mit vollster Kraft und stärkstem Selbstbewußtsein unsre Farben und Formen in die Welt hinauszufenden, in der Hoffnung, teilgenommen zu haben am Vorwärtsstreben der Menschheit, ja vielleicht eine nützliche Stufe auf der großen Treppe der Kultur gewesen zu sein, die zum Allerhöchsten, zur Schönheit hinaufführt.“

Das sind — abgesehen von einigen Stilunvollkommenheiten — sehr schöne Worte, die die besten Seiten edeln Künstlertums, edeln Stolz und edle Weichheit zugleich atmen. Es ist natürlich sehr süßlich, wenn einer in jugendlicher Frische am Vorwärtsstreben der Menschheit teilnimmt, aber einigermaßen verblüffend wirkt es, wenn man eine solche Programmrede — ganz aus Majuskeln gesetzt — als Geleitwort eines Festes von — Tapetenmustern findet! Es handelt sich freilich um „Christiansentapeten“, und der Sprecher ist Christianen selbst, Professor Hans Christiansen in Darmstadt. Er sagt über seine Christiansentapeten außerdem: „Die Herausgabe moderner Tapetenmuster seitens der Firma Tapetenfabrik Hanja, Iben u. Komp., Altona-Dünen wird, nachdem eine andre Fabrik mit den Edmannschen Mustern so glücklich über das Eis gegangen ist, nicht mehr groß überraschen; wie die Arbeit für mich das Bedürfnis war, meine Ansicht in dieser Technik auszusprechen, so wird das Erscheinen auch als ganz selbstverständliche Folge der Kunstentwicklung unsrer Tage angesehen werden.“

Das ist bildlich gesprochen, das mit dem über's Eis gehn und das mit dem Ansichtsausprechen; der bildende Künstler befriedigt natürlich sein Bedürfnis mit Stif

und Pinsel, und es ist erklärlich, daß er es auf der großen Treppe der Kultur thut. Ja man wird auch völlig damit übereinstimmen, daß das Erscheinen solcher Muster als eine ganz selbstverständliche Folge der wunderbaren Kunstentwicklung unserer Tage betrachtet werden kann. Aber wir verstehen nicht recht, in welchem Zusammenhang eine große starke Kunst, die sich noch nach Jahrhunderten ihrer Existenz nicht schämen soll, gerade mit Tapetenmustern stehen kann, und vollends mit solchen, die wie diese „deutschen Tapeten und Frieze“ Christiansens so sehr den Stempel dessen, was wir als die andre Seite edeln Künstlertums bezeichnet haben, der Bescheidenheit tragen. Wir glauben, Herr Christiansen nimmt die Sache zu schwer. Gewiß, bescheidner als diese Muster können keine andern sein; man könnte sie fast einsfältig nennen, so einsfältig, daß sie das Kunstgefühl des einsfältigsten Menschen unserer Tage auf der untersten Stufe der großen Treppe der Kultur nicht groß überraschen können. Warum sollte das Volk jahrhundertlang dagegen revoltieren? Es nimmt die Sache gar nicht so ernst. Es hängt gar nicht so sehr am Alten; welcher Mensch sträubt sich denn gegen das Neue, wenn er frisch tapezieren lassen muß? Werden unsere Tapeten schätzig, so gehn wir in den Laden und suchen uns neue aus, Farben und Muster, wie sie uns am besten gefallen oder am wenigsten zuwider sind, und überkleben jedes Vorwärtstreben der Menschheit mit neuem, sobald das alte schmutzig geworden und verschossen ist — sind also jederzeit bei der Hand, eine nützliche Stufe der großen Treppe zu sein, die zum Allerhöchsten führt. Christiansen hat wirklich einen solchen Eindruck von uns, wenn er meint, wir ließen nicht zur rechten Zeit tapezieren und gingen zu sehr am Alten. Auch seine Tapeten werden an den Wänden kleben, und sein künftiges Jahrhundert wird sich schämen, daß man einmal auch so etwas angeklebt hat. Mit der Kunst hat es ja wirklich gar nichts zu thun. Das ist eine wunderliche Sitze von Christiansen. Er soll nur ruhig sein bescheidnes Metier betreiben für die bescheidnen Leute, denen es gefällt. Wir legen ihm keine Steine in den Weg. Und wir hoffen, daß sich in der Zwischenzeit seit der Besendung des Musterheftes — wir fürchten, wir haben etwas viel davon verstreiden lassen, seit wir es mit der Aufforderung, uns zu äußern, zugesandt erhielten — die Firma Tapetenfabrik Hansa, Zwen u. Komp., Altona-Öttenfen und die andre Firma, nachdem sie glücklich über das Eis gekommen waren, nicht gegenseitig die Hacken abgetreten haben auf der großen Treppe, die zur Schönheit hinauf führt.

Überzwerge. In Tagesblättern liest man folgende Anzeige: Anleitung zum imponierenden Auftreten nach der epochemachenden Methode von D. Juan de Lastanoja. Radikale Beseitigung von Schüchternheit, Befangenheit, Menschenscheu, Redefieber, Laupenfieber, Stottern, Sprachfehlern, Zittern, Eröden, Schwinden der Gedanken; von Linkshändigkeit, Schielen, Haarausfallen, Ausschlägen, körperlichen Schönheitsfehlern, Fettleibigkeit, Magerkeit; Anleitung zur Erzielung schlanker und hoher Figur, guter Haltung, zur Kunst des Befehlens, zum Verbergen eigener Mängel und zur Sicherheit im öffentlichen Auftreten. Kein Geheimmittel und ohne jede Arznei. Broschüre mit Erfolgsbestätigung von hoher Selte gratis und franko. Modern-Medizinischer Verlag. — Ein Mensch also, der nach dieser Methode mit Erfolg behandelt worden ist, müßte sein: ein dreister, zungengewandter, unverbrotter, trainierter, muskelgestärkter, geschwiegelter, anspruchsvoller, raionnierender und kommandierender Strohhopf mit steifen Hosen zum Verbergen etwaiser Krummbeine. Bücher werden geschrieben, daß sie verkauft werden. Auch der Moderne Verlag würde nicht sein Geld für das Buch und die Annonce ausgeben, wenn er nicht voraussetzte, sein Publikum zu haben. Darum haben solche Annoncen ein kulturhistorisches Interesse. Sage mir, was man dir zutraut, und ich will dir sagen, was du bist. Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo man Bescheidenheit für eine Tugend hielt. Es scheint, daß man sie heute für einen Fehler und „imponierendes Auftreten“ für ein hohes Gut ansieht. Es wäre interessant zu wissen, welcherlei Leute sich diese Anleitung kaufen.

Herausgegeben von Johannes Brunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Brunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Über Thünens isolierten Staat mit einer Anwendung auf die Wirklichkeit

(Schluß)



enten wir uns zwei Güter. Das eine soll bei Chicago dicht an der Wasserstraße liegen, das andre hinter Breslau. Auf beiden sollen die Unkosten so hoch sein, daß die Landrente bei einem Wert des Getreides auf dem Gute von 100 Mark für die Tonne eben verschwindet. Wenn dann der Preis in Mannheim abzüglich des Zolls auf 127 Mark steht, so kann das Getreide von diesem Gute noch, wenn auch mit einem verschwindend geringen Vorteil, nach Mannheim gebracht werden. Denn die Transportkosten von Chicago dahin betragen (im Jahre 1896) 26 Mark 45 Pfennige. Wir nehmen an, daß das andre Gut 500 Kilometer preußischer Eisenbahnen zu benutzen hätte (Kosten: 23 Mark 70 Pfennige) und vorher 8 Kilometer Landweg (1 Kilometer für die Tonne zu 50 Pfennigen). Es hätte dann für seinen Transport 27 Mark 70 Pfennige zu zahlen. (Ulrich, Staatsbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirtschaftspolitik. Leipzig, 1898.) Müßte dieses Gut sein Korn nach Mannheim bringen, so würde seine Landrente negativ, es kostete Zuschuß. Es ist eben billiger, die Ware von den amerikanischen Seen an die Küste, über das Meer und den Rhein hinauf zu bringen, also etwa 8000 Kilometer weit, als 500 und einige Kilometer in Deutschland. Man wird einwenden, daß das Gut seine Ernte ja eben nicht nach Mannheim zu bringen brauche, sondern nur nach Breslau. Wohl, aber der Breslauer Markt steht auch nicht unabhängig vom Weltmarkt da, sondern weil er ein Markt mit Überschuß an Ware ist, so steht sein Preis immer unter dem Weltmarktpreis, und zwar gerade soviel, als es kostet, seinen Überschuß an Ware dem Weltmarkt zuzuführen. Das ist nicht nur mit Breslau so, sondern auch mit Königsberg und Berlin. Diese Städte haben mit ihrem Preis in den Jahren von 1892 bis 1898 (Heubach, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 89, 1900) um 15 bis 35 Mark (Königsberg) und 12 bis 28 Mark (Berlin) für die Tonne hinter dem Preis von Mannheim zurückgestanden, also ungefähr soviel als es kosten würde, ihren Überschuß nach diesem mitteleuropäischen „Seehafen“ zu bringen. Dieser Preisunterschied besteht nur durch die hohen inner-

deutschen Versandkosten, und er würde sich sofort mindern, wenn diese fielen. Das oben angeführte Beispiel hat also volle Beweiskraft.

Tragen wir diese beiden Güter auf dem Schema des Wirtschaftsstaats Mannheim ein, so wird das amerikanische auf einen Kreis gebracht werden müssen, der dem Mittelpunkt näher liegt, das deutsche auf einen entferntern. Wenn die Güter den gleichen Ertrag in Korn gerechnet haben, so hat doch das amerikanische die höhere Landrente, in Geld gerechnet. Die Geldrente des amerikanischen Guts entsteht durch die Verkehrsvorteile, und die Kornrente des deutschen wird aufgeessen durch die Verkehrsnachteile. Vermindert man die Versandkosten, so entsteht Rente, wo es vorher keine gab, erhöht man sie, so verschwindet Rente, wo es vorher welche gab. Vergrößert man den Kostenabstand auf zwei schon bestehenden Wegen, so wirkt das auf dem einen als Verbilligung, auf dem andern als Verteuerung. Die an den ersten angeschlossenen Güter gewinnen Rente, die an den letzten angeschlossenen verlieren Rente. In den Jahrzehnten von 1875 bis 1895 sind die Versandkosten von Chicago nach Liverpool um ungefähr 80 Mark für die Tonne gesunken. (Ulrich, Staatsbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirtschaftspolitik. Leipzig, 1898. Soetbeer, Kosten der Beförderung von Getreide usw. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, 1896.) Das bedeutet eine enorme Rentenerhöhung für die amerikanischen Güter und eine ebensolche Rentenvermindrung für die deutschen Güter, eine Verminderung, die durch den Zoll von 35 Mark nur zur Hälfte ausgeglichen ist.

Es ist noch besonders zu beachten, daß nicht nur von einer relativen Rentenvermindrung hier die Rede ist, etwa in dem Sinne, daß die im Verkehr entfernten Güter gegenüber den durch die Verkehrsänderung näher gerückten Gütern nur darum benachteiligt seien, weil sie an der Rentenvermehrung nicht teil haben. Vielmehr entsteht eine absolute Rentenvermindrung der in ihren Verkehrsverhältnissen nicht mit verbesserten Güter, nämlich bei sonst gleichbleibenden Marktverhältnissen. Indem sich die wirklichen Grenzen auf der einen Seite durch die Verkehrsverbesserung ausdehnen, schränken sie sich bei gleichbleibendem Bedarf auf der andern Seite ein und scheiden die äußersten Güter aus, die bisher von dieser Seite noch an der Marktversorgung teil hatten. Der Marktpreis wird niedriger, weil die Anfuhr der letzten zur Versorgung noch nötigen Mengen billiger geworden ist. Aber alle Warenmengen, deren Anfuhr nicht billiger geworden ist, bringen ihren Verkäufern durch den geringen Preis weniger Rente ein.

Keiner hat schöner als List dargestellt, in wie hohem Maße Transporterleichterungen, z. B. Eisenbahnbauten, renteschaffend wirken. In Amerika hat keine Eisenbahngesellschaft gebaut, ohne sich Landkonzessionen zu sichern. Es war allgemein bekannt, daß sich der größte Gewinn eines Eisenbahnunternehmens nicht in den Stationskassen zeigt, sondern in der Wertvermehrung des umliegenden Landes, das mit einemmal Rente trägt, wo es früher die Arbeit nicht gelohnt hat. Transportkosten fressen Rente, und indem sie vermindert werden, bleibt Rente übrig.

Angeichts dieser Thatfachen ist man verblüfft, zu sehen, daß Deutschland

die höchsten Eisenbahnggetreidetarife zu haben scheint, die es giebt. Man vermutet zunächst, daß die Fiskalität der preussischen Eisenbahnverwaltung, die für den preussischen Staat hohe Summen herauswirtschaftet, schuld ist, wenn man in Preußen im Gegensatz zur ganzen Welt die Transportkosten hochhält. Aber in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik berichtet Fernaginski über die Tarifpolitik in Bosen und giebt dabei folgende Notiz: „Recht bedeutend war das finanzielle Interesse des Staats an der Beibehaltung der niedrigen Staffeltarife (1891 bis 1894). Diese hatten Mehreinnahmen von 5 Millionen Mark und einen Reingewinn von 2 Millionen Mark gegeben.“ Trotzdem mußten diese billigen Tarife auf den Wunsch der Agrarier fallen. Peter Vergho, der ebenda über die russischen Tarife spricht, sagt von diesen: „Trotzdem die bisherigen Getreidetarife fortwährend erniedrigt wurden und nunmehr als die niedrigsten in Europa (ausgenommen kurze Entfernungen in Rumänien) gelten, hat sich doch immer ein Uberschuß aus den Einnahmen des Güterverkehrs gegenüber den theoretisch berechneten Selbstkosten ergeben.“ Ebenso billig könnten auch die deutschen Bahnen fahren. Sie haben mehrfach gezeigt, daß sie bereit wären, das fiskalische Interesse ist es nicht, was sie zurückhält, sondern nur der Einspruch der Agrarier, die von niedrigen Tarifen einen vermehrten Einbruch des ausländischen Getreides fürchten. Nichts, finde ich, überrascht mehr bei der Lektüre des zitierten Bandes der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, als diese dogmenfeste Überzeugung in allen landwirtschaftlichen Kreisen, daß ihr Interesse hohe Tarife verlange. Nur wo es sich um den Auslandsmarkt handelt, beim Export nach der Schweiz oder über die nordischen Häfen, fühlen sie sich als Verkäufer einer Ware, die billige Verkehrswege verlangt. Bei den viel umfangreichern Verkäufen auf dem Inlandsmarkt lassen sie immer die Ansicht durchschauen, daß ihre Ware von hohen Tarifen Vorteil haben müßte. Kann man diese Anschauungsweise mit Hilfe des schematischen Wirtschaftsstaates erklären und rechtfertigen?

Das überseeische Getreide kann auf den deutschen Strömen und Kanälen fast alle großen Verbrauchsorte Deutschlands erreichen, z. B. das Rheinland, die Provinz und das Königreich Sachsen, Berlin usw., ohne die Eisenbahn zu benutzen. Um diesen Zustand darzustellen, können wir an dem Bilde des isolierten Staats eine Änderung vornehmen. Wir müssen uns denken, daß die eine Hälfte des Staats, sagen wir die westliche, von einem Kanal durchschnitten wird, der das Meer direkt mit der Hauptstadt verbindet. Wenn wir dann noch annehmen, daß die überseeische Getreidemenge gegenüber dem Verbrauch der Hauptstadt als unerschöpflich zu gelten hat — eine Voraussetzung, die mit der Wirklichkeit gewiß nicht genau übereinstimmt —, und daß der Preis, zu dem das überseeische Getreide in solcher Menge angeboten wird, gegeben ist, so folgt, daß dieser Preis in der Hauptstadt als der Höchstpreis gilt, und daß das inländische Getreide nur insofern am Absatz Anteil haben kann, als es sich nicht teurer stellt. Ist es teurer, so wird das ausländische Getreide allein den Verbrauch befriedigen. In diesem Falle ist das inländische Getreide darauf angewiesen, auf den kleinern Konsumplätzen des Landes unterzukommen.

So ein schematisches Bild kann natürlich nicht genau der Wirklichkeit entsprechen. Schon darum nicht, weil die Getreidearten ihrer verschiedenen Qualität wegen miteinander gemischt werden, kommt einheimisches Getreide in die Hauptstädte und ausländisches auf das Land. Im allgemeinen aber wird wohl die Vermutung nicht fehl gehn, daß in Städten wie Berlin, Magdeburg, Dresden, Halle, Leipzig, Hamburg, Bremen, Stettin, Köln, Mannheim, Frankfurt das inländische Getreide neben dem überseeischen verschwindet. Diese Städte denken wir uns in der Hauptstadt des isolierten Staats zusammengefaßt. Wir haben aber eben eine Annahme gemacht, die in das bisherige Bild dieses Staats nicht paßt, nämlich daß es neben der Hauptstadt noch kleinere Verbrauchsorte im Lande giebt.

Wir nehmen an, daß diese kleinern Verbrauchsorte nicht durch irgendwelche Zollgrenzen und Einfuhrverbote, sondern nur durch die Entfernung von der Hauptstadt getrennt sind. In diesem Falle können die Preise, die in ihnen gelten, nur um die Transportkosten von denen in der Hauptstadt abweichen. Denn wären ihre Preise höher, so würden sie durch Zufuhr von der Hauptstadt gedrückt werden, und wären sie niedriger, so würden sie durch Abfuhr der Ware nach der Hauptstadt erhöht werden. Sie erhalten ihre Preise von der Hauptstadt. Das lehrt auch die tägliche Erfahrung. Denn wenn Kaufmann und Landwirt in der kleinen Stadt ein Geschäft machen wollen, so sehen sie in den Kurszettel nach dem Preise an der Börse. Und wenn es diesen Kurszettel nicht gäbe, und die Börse, die den Preis in der Hauptstadt verkündet, nicht gäbe, so könnte doch die kleine Stadt nicht ihren eignen Preis für sich haben. Das liegt in den Voraussetzungen, erstens daß sie durch ein brauchbares Transportmittel mit der Hauptstadt verbunden ist, und zweitens, daß ihr Verbrauch gegen den der Großstadt verschwindend klein ist und darum den Preis nicht beeinflusst. Immerhin giebt es Bedingungen, worunter der Preis dieser Orte um etwas höher stehn kann als in der Hauptstadt. Nehmen wir an, der Preis in der Hauptstadt stünde auf 150 Mark. Der kleinere Verbrauchsort wäre von der Hauptstadt um 100 Kilometer entfernt. Diese kosteten für eine Tonne 6 Mark, so könnte der Preis in dem kleinern Ort immerhin auf 156 Mark steigen, ohne daß Zufuhr von der Hauptstadt erfolgte. Es muß nur der Verbrauch dieses Ortes alle Ware aufnehmen, die vom Lande zu diesem Preise gebracht werden kann. Und umgekehrt kann der Preis auf 144 Mark sinken, ehe die Abfuhr der Ware nach der Hauptstadt beginnt. Es kommt also darauf an, ob die kleinere Stadt einen so großen Verbrauch hat, daß sie die Waren, die ihr innerhalb dieser Preisgrenzen dargeboten werden, selbst verbrauchen kann. In diesem Falle wollen wir sie eine mittlere Stadt nennen. Unter einer kleinen Stadt verstehn wir dann eine, die das Getreide, das ihr vom Lande her zugefahren wird, zum Preise von 144 Mark nicht mehr alles aufnehmen kann. Für diese kleinen Städte gilt dann dasselbe, was Thünen von den Gütern im isolierten Staat behauptet, daß ihr Preis gleich dem der Hauptstadt sei, vermindert um die Versendungskosten. Er ist also um so höher, je niedriger diese Kosten sind, und um so niedriger, je höher diese sind. Er wäre gleich dem Preise in der Hauptstadt, wenn der

Transport gar nichts kostete. Nehmen wir an, daß das deutsche Getreide im Durchschnitt von den Gütern zu den Orten seines Verbrauchs, den kleinen und mittlern Städten, eine Reise von 100 Kilometern auf der Eisenbahn zu machen hätte, so müßte der durchschnittliche Preis des Kornes auf dem Gute um 6 Mark unter dem in den kleinen Städten stehn, denn so viel kosten 100 Kilometer Eisenbahnfahrt. Der Preis in den kleinen Städten stünde wieder um eine ähnliche Summe unter dem in der Großstadt. Würden die Kosten der Eisenbahnfahrt erniedrigt, so müßte der Preis auf den Gütern und in den kleinen Städten steigen, würden sie erhöht, so müßte er sinken. Es wäre allerdings zu erwägen, ob nicht, nachdem die Fahrt von der am Wasserverkehr liegenden Großstadt zur Kleinstadt verbilligt worden wäre, nunmehr auch das überseeische Getreide vordringen würde. Das wäre denkbar nur für die Mittelstädte. Die kleinen Städte haben ja Überfluß an Ware und geben an den großen Markt ab. Ihr Preis muß immer unter dem allgemeinen Marktpreis stehn und verbietet dadurch dem vom Markte kommenden Korn den Wettbewerb. Für die mittlern Städte, die wir oben beschrieben haben, würde sich ohne Zweifel der erreichbare Höchstpreis statt auf 156 Mark nunmehr z. B. auf 153 stellen. Hier also könnte das vom Hasen kommende Korn mit größerem Vorteil eindringen, was unten näher erörtert werden wird. Im ganzen aber kann sich unmöglich der Absatz des einheimischen Getreides nach dieser Transportverbilligung einschränken, sondern im Gegenteil nur gewinnen. Nehmen wir an, daß durchschnittlich das deutsche Getreide hundert Kilometer weit zu fahren hat, um an seinen Verbrauchsort zu kommen. Dann kostete es, wenn es auf dem Gute für 145 Mark hergestellt wird, in der Stadt nur 148 Mark statt wie vorher 151, oder wenn es den Preis von 150 in der Großstadt erhält, so brächte es auf dem Gute jetzt 147 statt sonst nur 144 Mark.

Es ist wahr, die Verbilligung des Wassertransports zur See und auf den deutschen Strömen hat dem deutschen Getreide nur geschadet und dem amerikanischen genützt, denn dieser Weg liegt zwischen den amerikanischen Gütern und ihrem Verbrauchsort. Die Verbilligung auf den deutschen Eisenbahnen muß dem deutschen Getreide nützen und dem amerikanischen schaden. Denn dieser Weg liegt zwischen den deutschen Gütern und ihrem Verbrauchsort. Indem ihr Weg billiger wird, wird ihre Ware konkurrenzfähiger auf dem Markte und zugleich ihr Landbau lohnender.

Nur wenn es viele deutsche Mittelstädte gäbe, worin das Getreide den Höchstpreis von 156 Mark unter unsern Voraussetzungen erreichte, weil ihr Verbrauch groß wäre, und sie mit den Wasserwegen nur durch einen Schienenweg von hundert Kilometern verbunden wären, würde es auch Güter geben, die bei einer Transporterleichterung verlören, nämlich solche, die weniger als hundert Kilometer Eisenbahn von diesen Mittelstädten entfernt wären. Indem der Preis auf 153 Mark in der Mittelstadt sank, würden sie mehr verlieren als gewinnen.

Es ist nun die Eigenschaft der westlichen Gegenden unsers Reichs, daß ihre Preise nach Abzug des Zolls über dem Weltmarktpreise stehn, während im Osten die Preise mit der gleichen Regelmäßigkeit unter dem Weltmarkt-

preise stehn. „In den östlichen Provinzen Preußens, welche mehr Getreide produzieren, als sie bei ihrer geringen Bevölkerung brauchen, die also auf den Export angewiesen sind, sind die Preise entschieden gedrückt als im Westen, welches einen erheblichen Zuschuß bedarf und damit auch besonders auf das Ausland angewiesen ist. Der Preisunterschied zwischen Rheinland und Westfalen, dem südlichen Baden einerseits, Amsterdam und London andererseits geht weit über die Höhe des Zolls hinaus, während er im Osten im großen und ganzen hinter ihm zurückbleibt. Erst die Beseitigung des Identitätsnachweises hat hierin eine gewisse Ausglei chung herbeigeführt. Die Möglichkeit des Exports ließ im Osten eine Verbesserung des Preises eintreten, und was dasselbe heißt, den Zoll intensiver zur Geltung kommen.“ (Conrad, Die Stellung der landwirtschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 1901.)

Man stelle sich vor, in welcher Verlegenheit ohne diese Exportprämie die Getreide produzierenden Gegenden wären. Sie müßten entweder exportieren, um auf dem Weltmarkt zu verkaufen, und verlören dabei alle Vorteile des Schutzzolls, oder sie müßten im Inlande verkaufen und sähen einen großen Teil des Werts ihrer Ware in Form von Transportkosten verloren gehn. Die Verbrauchsorte liegen weit, und die Verkehrsmittel dahin sind teuer. 500 Kilometer preußischer Eisenbahn kosten auf die Tonne 23 Mark 70 Pfennige. Nach dem Rhein aber beträgt die Entfernung von Königsberg etwa 1000 Kilometer, nach Berlin etwa 500 Kilometer. Die Staffeltarife konnten ihnen helfen. Sie behielten sie aber nicht. Indem sie jetzt nach Aufhebung des Identitätsnachweises auf Zollgutsheine, die sie nach dem Westen des Reichs senden, sich beim Export den Zollbetrag auszahlen lassen können, sind sie auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig geworden und haben doch auch an dem Schutze teil, den das Deutsche Reich durch den Grenzzoll seiner einheimischen Landwirtschaft geben will. Zur Erhöhung dieser Vorteile giebt es auch noch Ausnahmetarife für den Export über die Seehäfen und nach Böhmen über die Landesgrenze. Es ist charakteristisch, daß diese Verkehrserleichterungen nur für den Export gelten. Der Aufsatz über Posen (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 89, Bernakinski) weist nach, daß 78 Prozent aller Fernsendungen aus der Provinz nach Schlesien, Brandenburg und Sachsen gehn, und nur ein Teil des Restes ins Ausland. Dieser Umstand beweist, daß trotz der künstlichen Vorteile der Weltmarkt mit seinen niedrigen Preisen den nicht trösten kann, der sich durch teure Verkehrswege von den nahe liegenden deutschen Verbrauchs-orten mit ihren höhern Preisen ausgeschlossen sieht. Alle Orte mit Getreideüberschüssen, nämlich alle Orte, deren Preise nach Abzug des Zollwerts unter dem Weltmarktpreis stehn, würden durch Verbilligung des Binnenverkehrs gewinnen.

Es giebt aber auch Gegenden in Deutschland, deren Preise noch nach Abzug des Zolls über dem Weltmarktpreise stehn. Als Beispiele nenne ich Lindau und München. Lindau steht durchschnittlich 25 Mark höher und München auf gleicher Höhe wie Mannheim. Es ist klar, wo die Landwirte sitzen müssen, die an der Erniedrigung der deutschen Bahntarife kein Interesse

haben können, nämlich überall in der Umgebung von Städten, die höhere Preise haben als die Rheinhäfen, in denen das ausländische Getreide liegt, und nur da, wo sie den Städten näher wohnen, als diese vom Hafen liegen, also z. B. näher an Lindau, als Lindau von Mannheim liegt. Wohnten sie weiter, so würden sie ja mehr gewinnen, als das ausländische Getreide. In München verlangt schon das Konkurrenzinteresse aller Landwirte, daß die Preise, soweit das durch Verkehrsverbesserungen erreichbar ist, möglichst niedrig stehn, niedriger als der Hafenpreis ist. Dadurch ist der Platz gegen das Eindringen der fremden Ware am besten geschützt. Wieviel deutsche Getreidebauern mag es wohl nun geben, die für hohe Eisenbahntarife interessiert sind, nämlich bei denen diese beiden Voraussetzungen zutreffen, daß sie nach einem Ort liefern, dessen Preis über dem Hafenpreis liegt, und der zugleich ihnen näher liegt, als dem Einfuhrhafen? Gerade in der Umgebung solcher Orte mit hohen Preisen pflegt es überhaupt nicht viele Landwirte zu geben, deren Wirtschaft auf Kornverkauf eingerichtet ist. Produkte, deren Verwendungskosten noch teurer sind als Korn, erzielen dort gewöhnlich noch höhere Preise. Die meisten Lieferanten wohnen überhaupt nicht dicht bei einem großen Verbrauchsort, aus einfach geometrischen Gründen, denn die Zahl der Umwohner nimmt im Quadrat des Radius zu. Die „Meisten“ müssen immer die entferntern sein. Es wäre wichtig, die Frage zu beantworten: Wie weit fährt denn durchschnittlich das deutsche Getreide bis zu seinem Verbrauchsort, nicht bloß zum Getreidehändler oder zur Mühle, sondern bis zu dem Ort, wo es wirklich verzehrt wird. Fährt es überhaupt nicht Eisenbahn, so braucht es auch keine billigen Tarife, aber die Statistik der Eisenbahnen beweist, daß es in großen Mengen auf der Bahn fährt, nicht bloß im Norden, sondern auch im Süden. *) Fährt es nur 100 Kilometer durchschnittlich, so macht das schon 5 Mark auf einen Preis von 150 Mark. Man hört oft sagen, die niedrigen Preise wären nicht das schlimmste, aber unser Korn finde überhaupt keinen Markt mehr. Es ist das verständlich, wenn man überlegt, daß um den großen geschlossenen Quantitäten gegenüberzutreten, in denen das überseeische Korn in solchen Städten wie Berlin oder Frankfurt am Main erscheint, das einheimische Korn sich auch zu großen Quantitäten sammeln müßte. Das ist aber nur aus einem großen Umkreis möglich, und je größer die Menge sein soll, um so kostspieliger. Dieses Zusammenscharren wird bei den Getreidehändlern nicht beliebt sein, und so mögen die Landwirte mit Recht zu dem Gefühl kommen, daß man sie auf den großen Märkten nicht will, sie sehen nur nicht den vernünftigen Grund, der in der Teuerkeit des Binnenverkehrs liegt.

Die Verkehrsverhältnisse des Getreides werden dadurch so unübersichtlich, daß es, nachdem es sich in Mehl verwandelt hat, noch einmal auf Reisen geht. Nun entstehen die leistungsfähigsten Mühlen immer da, wo sich große Getreide-

*) Rüstermann in Bd. 89 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Jahr 1898: Grenzverkehr an Getreide in Bayern 496 000, an Mehl 142 000 Tonnen; Lokalverkehr an Getreide 517 000, an Mehl 151 000 Tonnen. — Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reichs. Jahr 1896: Binnverkehr an Getreide (Weizen, Speltz, Roggen, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte) 7 Millionen Tonnen; Grenzverkehr 1,27 Millionen Tonnen.

mengen auf Umschlagsplätzen ansammeln, so besonders in allen Hafensplätzen, wo das ausländische Korn anlangt. Als aus den östlichen Provinzen verbesserte Exporttarife nach den Ostseehäfen eingeführt wurden, entstanden in diesen Häfen große Mühlen, die den Mühlen des Binnenlands erstens das Korn wegkauften und zweitens mit ihrem Mehl Konkurrenz machten. (Pernapinski, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 89.) Wenn sich das deutsche Korn wegen hoher Binnentarife überhaupt nicht mehr in größeren Mengen sammelte, sondern nur in kleineren Mengen und auf kurze Entfernungen reiste, so würde es überhaupt keine großen Mühlen mehr speisen können und auch darum in der Konkurrenz mit dem ausländischen zurückbleiben.

„Die Versuche der Verbilligung des Fernverkehrs von Getreide und Mehl, welche von den preussischen Eisenbahnen ausgingen, stießen jedoch stets auf den Widerstand der süd- und westdeutschen Interessenten, so z. B., daß die Staffeltarife von 1891 schon nach drei Jahren zurückgenommen werden mußten trotz der finanziell glänzenden Resultate.“ (Vog, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 89.) Die Staffeltarife brauchen nun auch nicht gerade das richtigste gewesen zu sein. Richtiger wären vielleicht ganz billige Tarife auf die Entfernung von 1 bis 400 Kilometer, damit das deutsche Korn die Verbrauchsorte Oberschlesien, Sachsen, Provinz Sachsen, Westfalen, Rheinland und Schwyz leicht erreichen und sich überall zu größeren Quantitäten sammeln könnte. Dem steht nur die Angst entgegen, daß auch das ausländische Korn und Mehl Vorteil davon haben könnten. Sogar die polenschen Landwirte haben lieber höhere Tarife, damit die Russen nur keine Vorteile haben. Aber fast die ganze Einfuhr kommt über Wasser. Nur die billigen Wasserwege machen es, daß überhaupt gefährliche Konkurrenz entsteht. Sobald das ausländische Korn aufs Land muß, sind die Waffen gut und gleich. Ohne unsere hohen Bahntarife wären die Preise in den Großstädten Deutschlands vielleicht nicht so hoch. Die hohen Preise sind es aber gerade, die das ausländische Korn zum Wettbewerb anlocken. Wenn die Schiffsfrachten noch billiger würden, so könnte dieser Frachtgewinn das ausländische Korn befähigen, auch auf den teuern deutschen Bahnen noch vorzubringen. Würden statt dessen in Deutschland die Bahntarife erniedrigt, so sanken dadurch die Preise in Breslau, Berlin, Magdeburg, Frankfurt und München, und diese niedrigeren Preise würden allein eine Menge ausländischer Ware von unsern Märkten ausschließen. Das beste Mittel, das deutsche Korn konkurrenzfähig zu machen, ist, daß man es billiger macht als das ausländische. Ein solches Mittel wären billige Tarife.

Die Landwirte, die mitten in den Verbrauchsgenden wohnen, brauchen, soweit sie überhaupt Kornbauern sind, keine großen Verluste zu fürchten. Sie treffen ja die schärfste Konkurrenz, die ihnen die billigste Verkehrsstraße, der Rhein, bringt, schon vor der Thür. Gegen die Mengen, die hier angefahren werden, und die trotzdem die Preise nicht bis auf den Weltmarktpreis in diesen verbrauchstarken Gegenden drücken können, würde auch vermehrtes deutsches Angebot keinen großen Preisdruck fertig bekommen. Der Erfolg bestünde vielleicht nur in einem geringen Sinken des Preises, aber in einem

vermehrten Anteil der deutschen Ware am Umsatz, und in einem Steigen der Preise in den rein landwirtschaftlichen Gegenden und auf den entfernten Gütern selbst, der Preise also, die in keinem Kurszettel notiert werden und doch die entscheidenden sind.

„Die heutigen Getreidezölle kombiniert mit Eisenbahnfrachten von 462 Mark pro Waggon auf 1000 Kilometer würden für die stark industriellen Getreidebesitzgebiete des Westens schon längst unerträglich gewesen sein, wenn nicht der Rheinstrom die Zufuhr mit geringen Frachtpfefen ermöglicht hätte.“ (Voz, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 89.) Und — möchte ich hinzufügen — die Zölle wären vielleicht auch gar nicht nötig gewesen, wenn der Rhein und die Elbe und die mit ihnen zusammenhängenden Wasserwege mit ihren niedrigen Frachtpfefen nicht wären, die die ausländische Ware zu fast allen Großstädten Deutschlands tragen. Wenn es wahr ist, daß fast die ganze Getreideeinfuhr Deutschlands zu Wasser ankommt, so kann der Zoll für die Praris einem Rhein- und Elboktroi verglichen werden und könnte vielleicht auf allen andern Grenzen ohne viel Schaden entbehrt werden.“ Die Wirkung dieses Zolls erschöpft sich zum guten Teil darin, daß er nur die Nachteile auszugleichen hat, die die deutsche Ware auf ihren teuern Verkehrswegen erleidet, und die Vorteile zu beschneiden hat, die die ausländische Ware auf der billigen Wasserstraße gewinnt. Je höher die Bahntarife, um so höher muß der Zoll sein — zum Ausgleich; und je niedriger die Tarife, um so mehr gereicht ein Zoll von gegebener Höhe zum wirklichen Nutzen. Hinter solchem Zolldamm sollte man sich doch auf einem möglichst niedrigen Preisniveau einrichten, damit man den Markt für sich behält, wenigstens sollte man die Binnenpreise in den Verbrauchsgegenden und damit auch die Preise der Hafenerorte nicht durch Erschwerung des Binnenverkehrs erhöhen. Wenn das deutsche Korn oder Mehl jetzt innerhalb der Reichsgrenzen auf Reisen geht, so muß es hohe Kosten zahlen: wem zuliebe eigentlich? Der Fiskus zuckt die Achseln und sagt: Mir liegt nichts an dem Gelde; der Konsument und der Händler flucht auf die hohen Preise, das ausländische Korn lacht und sagt: Mich gehts nichts an; ich habe an Bremen, Hamburg, Lübeck, Berlin, Magdeburg, Halle, Düsseldorf, Duisburg, Köln, Frankfurt und Mannheim genug. Wer hat denn nun eigentlich Vorteil davon? Nur deutsches Korn, das überhaupt nicht reist, weil es in den Bedarfsgegenden selbst wächst. Oder auch das ausländische Korn, das auf den deutschen Bahnwegen nicht viel zu reisen braucht, und das die hohen Preise, die es in den Hafenstädten findet, der deutschen Tarifpolitik verdankt.

* * *

Das Thema dieser Untersuchung war darzustellen, welchen Einfluß die Verkehrsmittel auf Produktion und Verbrauch des Getreides haben. Die Geldrente der deutschen Landwirtschaft entsteht durch Verkauf einer Ware, der

*) Von Österreich-Ungarn kommt in größeren Mengen nur noch Gerste. Im Jahre 1896 betrug die Gesamteinfuhr an Weizen, Roggen, Hafer und Gerste 4,2 Millionen Tonnen, die Einfuhr zur Bahn 0,75 Millionen Tonnen. Statistisches Jahrbuch.

Bodenfrucht. Damit eine Ware gut verkauft werden kann, braucht sie einen aufnahmefähigen, sicheren und nahen Markt. Zum guten Markt gehört dreierlei: erstens zahlreiche Käufer, zweitens ein Platz, wo unter der Kenntnisnahme aller die Käufe abgeschlossen werden — das ist eine Börse; und drittens bequeme und vor allem billige Verkehrswege zum Markt. Sonst geht der auf dem Markt zu gewinnende Vorteil schon auf dem Wege zum Markt verloren. Man glaubt gewiß vielfach, das deutsche Korn brauche keine Verkehrsvorteile, weil es sozusagen auf dem Markte selbst, nämlich in Deutschland wächst. Sollte das nicht ein Irrtum sein? Denn nach Mark und Pfennig berechnet wächst das deutsche Korn zum größten Teil nicht näher an den großen Verbrauchsorten Mitteleuropas, als manches amerikanische und südrussische. Das Weltmeer macht keine Entfernung, sondern Annäherung. Deutsche Eisenbahnwege aber nähern nicht, sondern entfernen. In ein Verhältnis zu andern Verkehrswegen gesetzt verteuern sie das deutsche Korn, während es doch gerade nötig ist, es zu verbilligen, damit es zukünftig auch ohne die Krücken des Zollschutzes den Markt halten kann. Daß die Bahnen so hohe Tarife ansetzen, geschieht nicht, weil sie um ihres Geschäfts willen so müssen, sondern weil die allzu radikale Verkehrsfeindschaft der Agrarier es so verlangt hat, die zuweilen des Glaubens zu sein scheinen, daß des Handels Nachteil ihr Vorteil sein müsse, als ob sie nicht selbst etwas zu verhandeln hätten, die Allerweltsware Brotkorn.

Ich bin überzeugt, daß es Leute giebt, die in diesen Fragen gründlicher Bescheid wissen müssen als ich. Vielleicht veranlaßt sie dieser Aufsatz, ihre bessere Sachkenntnis vor den Lesern der Grenzboten auszubreiten.

G. W. Sähle



Catholica

Don Joseph Mayer

2. Das Staatssekretariat



ie diplomatischen Angelegenheiten des heiligen Stuhls werden geschäftsmäßig erledigt im dritten Stockwerk des apostolischen Palastes des Vatikans, wenn man die Stockwerke vom Damaskushof aus rechnet. Teils in dem Nord-, teils in dem Südflügel liegen die Arbeitsräume; jedoch ist, was man mit dem Worte „Staatssekretariat“ als amtliche Stelle bezeichnet, lediglich in dem Nordbau, an der Galleria delle carte geografiche, unmittelbar über den Loggie di Raffaello untergebracht. Dort wohnt auch der Unterstaatssekretär oder, wie er im Kurialstile heißt, Substitut und Sekretär der Chiffre. Im Südbau wohnt der Kardinalstaatssekretär, an dessen Wohnung einige der Bureaus anstoßen.

Für den Geschäftsbetrieb ist im allgemeinen das folgende auf Grund ur-

alter Überlieferung festgestellt. Jeden Morgen um acht oder neun Uhr*) — je nach der Jahreszeit — begiebt sich der Staatssekretär zum Papst, begleitet von seinem Kammerdiener, der ihm die Mappen bis in die Antikamera trägt; von da werden diese durch den dienstthuenden Kammerdiener des Papstes weiterbefördert. Für gewöhnlich sitzt Leo XIII. in seinem Arbeitszimmer an einem Diplomaten Schreibtisch ohne jeglichen Aufbau, und der Kardinal nimmt an einem grünbehangnen Tischchen davor Platz. Die Erledigung der laufenden Geschäfte nimmt eine bis drei Stunden in Anspruch. In seine Wohnung zurückgekehrt, empfängt der Staatssekretär sofort den Substituten, um ihm die einzelnen Dinge zur Erledigung zu überweisen. Dieser geht dann in die Bureaus und verteilt die Arbeiten an die verschiednen Beamten, von denen wir nachher kurz sprechen werden.

Eine Ausnahme von dieser tagaus tagein festgehaltenen Regel macht der Freitag. An diesem Tage hat der Substitut den Vortrag beim Papste. Von den wichtigern Entscheidungen benachrichtigt er den Kardinal, und die andern bringt er direkt zur Ausführung. Für alle, die mit dem Substituten bekannt oder befreundet sind, ist der Freitag ein wichtiger Tag, weil sie, häufig mit Erfolg, versuchen, durch diesen Kanal den Papst mit ihren Wünschen oder mit andern Nachrichten bekannt machen zu lassen. Diese ständig festgehaltne Sitte der Kurie zeugt von einer feinen Beobachtung und enthält an sich ein gewisses Korrektiv gegenüber etwaiger einseitiger Information durch den Staatssekretär in politischen und andern Dingen. Zu hoch darf man in der Praxis dieses Korrektiv jedoch nicht bewerten, weil der Substitut wohl genau ebenso sehr von der Gnade des Staatssekretärs wie von der des Papstes abhängig ist. Daß ein Substitut einen Staatssekretär zu Fall gebracht hat, ist in den Annalen der diplomatischen Verwaltung des heiligen Stuhls sehr selten verzeichnet, während das Umgekehrte häufiger der Fall ist.

Der Verkehr der beim päpstlichen Stuhle beglaubigten Diplomaten ist dahin geregelt, daß der Staatssekretär diese jeden Dienstag und Freitag von zehn Uhr ab empfängt. Das genügt für gewöhnlich reichlich zur Besprechung der laufenden Angelegenheiten. In besondern Fällen erscheinen einzelne Diplomaten auch öfter, dann aber regelmäßig abends nach dem Gebetläuten, das, je nach der Jahreszeit, zwischen 5 und 8¹/₄ Uhr wechselt. Beim Substituten können die Herren von der Diplomatie jeden Morgen von neun Uhr an vorkommen, wovon häufig, besonders bei Bagatellsachen, Gebrauch gemacht wird.

Die Zahl der eigentlichen „etatsmäßigen“ Beamten beträgt acht. Diese teilen sich in Minutanten (= Ministerialräte), beigeordnete Minutanten (= Hilfsarbeiter) und Archivbeamte. Der Minutanten giebt es zwei Laien und zwei Geistliche. Hilfsarbeiter zählen wir zwei und ebenso zwei Archivbeamte. Ihre diplomatische Schulung ist auf dem Wege der Routine erworben. Eine entsprechende Vorbildung im diplomatischen Dienste haben sie für gewöhnlich nicht aufzuweisen. Einer der Hilfsarbeiter, Mgr. Giuseppe Aversa, macht

*) Nach neuen Meldungen bleibt der Papst jetzt etwas länger zu Bett, so daß die Empfangsstunde des Staatssekretärs verschoben ist.

davon eine Ausnahme, indem er seit einer Reihe von Jahren als Sekretär der Wiener Nuntiatur zugeteilt war. Seine Rückkehr aus Wien steht bevor, und dann wird er in seine verlassene Stellung wieder einrücken. Der zweite Hilfsarbeiter ist ein Laie. Der Archivar des Archivs des Staatssekretariats ist Prälat, während der Unterarchivar wiederum Laie ist.

Außer diesen acht etatsmäßigen Beamten giebt es mehrere nicht pragmatische, sowie eine Anzahl Unterbeamten und Diener, denen das eigentliche Schreibewerk und die sonstigen Beforgungen obliegen. Aus diesen Angaben ist zu entnehmen, daß die gesamten Arbeiten von einem verhältnismäßig kleinen Personal bewältigt werden und bewältigt werden können. Den Grund dafür müssen wir in der seit 1797 bestehenden Kongregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten suchen. Eine ganze Reihe wichtiger Geschäfte, die ihrer Natur nach durch das Staatssekretariat laufen müßten, werden in dieser Kongregation erledigt. Die Entlastung für die andre Behörde ist demgemäß ziemlich groß. Der Staatssekretär ist jedoch immer der Vorsitzende bei den Verhandlungen.

Man kann die Beobachtung machen, daß in den Amtsstuben des Staatssekretariats und in seinem Archiv die Dienststunden genau so nachlässig und genau so eifrig eingehalten werden, wie in den meisten andern kirchlichen Verwaltungsabteilungen. Von einer festen Disziplin ist dort keine Rede, und auf den Bureaus wird viel mehr Unterhaltung gepflogen, als dienstlich notwendig wäre. Auch Blauberständchen veranstaltet man dort — in dem Sprechzimmer der Beamten —, wenn sich die Freunde erweichen lassen, die 295 Treppentufen vom Petersplatz bis zum Bureau hinaufzusteigen. Der Eintritt in die Amtsräume selbst ist strengstens untersagt, und das ist so ziemlich die einzige Regel, die wirklich genau eingehalten wird.

Sieht man sich das Personal auf seine Fähigkeiten hin an, so findet man unter ihm keinen wirklich hervorragenden Menschen; aber die meisten haben doch eine hervorstechende Eigenschaft. Der eine schreibt ein tabelloses Französisch, der andre ein entzückendes Latein; der dritte handhabt die Sprache Dantes mit Meisterchaft usw. Aber das Holz, aus dem man Beamte zu weiterer höherer Verwendung schnitzen könnte, wächst nicht im Staatssekretariat, wenn man vom Substituten absieht. Routiniere und nichts als das sind die Herren, woraus sich so mancherlei erklärt, was sonst unverständlich bliebe. Die Beamten sind auch frei von Ehrgeiz, sobald sie Minutanten geworden sind. Das ist an sich kein besonders gutes Zeichen für die Qualität, wenn nicht die unverrückbare Tradition in der Geschäftserledigung der Kurie hier helfend einprägen. Denn bei alledem sind die von diesen Minutanten der Kurie entworfenen Noten immer noch unerreichte Meisterwerke des diplomatischen Stils und der Geschäftsbehandlung. Man kann daraus entnehmen, wie mächtig eine feststehende Tradition, die für alles eine Vorlage aufzuweisen hat, einwirkt. Dinge, wie sie z. B. kürzlich im Auswärtigen Amte der Vereinigten Staaten vorkamen, wo ein Brief an den Kaiser von Rußland die Adresse seines längst verstorbenen Vaters trug und auch wirklich so abgefaßt wurde, gehören in Rom einfach zu den Unmöglichkeiten.

Wenn man den Zeitungen Glauben schenken wollte, so stünde es um die

Politik des Vatikans folgendermaßen: „Der Papst ist ein zweiundneunzig-jähriger schwacher Greis, den man durchaus schonen muß. In allen wichtigen Angelegenheiten entscheidet der Staatssekretär, entweder ohne den Papst zu fragen, oder doch nur nach dessen rein formaler Benachrichtigung. Der Einfluß des Kardinals auf den Papst ist derart, daß er ihm alles suggerieren kann. Demnach haben wir es nicht mit einer Politik Leos XIII., sondern mit einer Geschäftsleitung des Kardinals Rampolla zu thun.“ Zieht man die äußern Umstände, das hohe Alter des Papstes und die außergewöhnliche Klugheit des Staatssekretärs in Betracht, so erscheint diese Darstellung ganz plausibel. Jedoch kann ich diesen zeitgenössischen Geschichtschreibern im Tagesdienst den Vorwurf nicht ersparen, daß sie lediglich nach dem äußern Schein urteilen. In Wahrheit liegen die Dinge wesentlich anders.

Wer Leo XIII. kennt, wer ihn in seinem hohen Alter gesehen hat, hat sprechen hören, gehn und pontifizieren sehen, der weiß ganz genau, daß dieser Sohn der Iepinischen Berge, auch wenn er zweiundneunzig Jahre zählt, bisher die Zügel der Regierung noch nicht aus der Hand gegeben hat. Wer den Kardinal Rampolla intimer kennt und je in die Lage gekommen ist, ihm anzudeuten, daß die Erreichung dieser oder jener Sache beim Papste für ihn und seinen Einfluß ein Leichtes sein müßte, wird dann genau erfahren haben, daß der Papst sehr, sehr häufig seinen Staatssekretär zur Verzweiflung bringt, weil er so gar nicht gesonnen ist, die Dinge rasch oder so, wie dieser es wünscht, zu erledigen. Bei der fabelhaften Zurückhaltung, die sich Kardinal Rampolla auferlegt, wenn er über den Papst spricht, kommt äußerst selten eine Anspielung auf diesen mangelnden Einfluß vor. Tatsächlich teilen selbstverständlich Papst und Staatssekretär dieselbe Ansicht über alle Fragen der großen Politik, die jedoch in durchaus bestimmender Weise von Leo geleitet wird, und zwar von ihm allein.

Viel wichtiger als die Dinge, die zur Entscheidung kommen, sind dagegen die Dinge, die nicht zur Entscheidung kommen. Hier ist der Einfluß des Staatssekretärs vermutlich größer, weil er es bei allen nicht direkt drängenden Angelegenheiten nach Gutdünken in der Hand hat, mit dem Papste darüber zu sprechen oder nicht. In dieses Gebiet ragen die allgemeinen Informationen hinein, bei denen eine Meinungsäußerung nicht nötig ist. Hier kann der Kardinal seinen Einfluß durch Vortrag oder Weisheitsechiebung in empfindlicher Weise geltend machen, wenn er das will oder nicht. Auf diesem Wege können große Lücken in der Berichterstattung an den Papst eintreten; wie weit sie etwa wirklich vorhanden sind, entzieht sich meiner Beurteilung. Sicher ist, daß kein Mitglied der deutschen theologischen Fakultäten in die neugebildete Kommission für die biblischen Studien berufen worden ist. Diese Übergehung hat in den genannten gelehrten Kreisen des katholischen Deutschlands ganz empfindlich berührt. Daß dieser kränkende Umstand auf den Staatssekretär als Ursache zurückgeführt werden müßte, soll hiermit, weil unbeweisbar, nicht behauptet werden. Der Fall diene mir lediglich dazu, zu zeigen, daß sich der negative Einfluß des Staatssekretärs beispielsweise in solchen Dingen äußern könnte, wenn er Gewicht darauf legte.

Es muß demgemäß aus näher Kenntnis der sämtlichen einschlägigen Verhältnisse die Auffassung energisch zurückgewiesen werden, als ob die eigentliche positive Politik der Kurie nicht die Politik des Papstes sei; als ob der Staatssekretär in der Lage sei, Politik auf eigne Faust zu machen, der die formale, vielfach abgerungne Zustimmung Leos XIII. zwar nicht fehle, die jedoch nicht den Wünschen des „altersschwachen, verehrungswürdigen Pontifex“ entspreche; als ob Leo XIII. im Banne der Ideen Rampollas stehe und nicht mehr die Willensstärke und körperlichen Kräfte habe, seiner Politik Ansehen und Geltung bei seinem Staatssekretär zu verschaffen. Es muß ebenso nachdrücklich auf der andern Seite gelehrt werden, daß ein tiefgehender Gegensatz in der Auffassung der Weltlage sowohl wie der Lage der einzelnen Länder zwischen Papst und Staatssekretär bestünde. Wenn Herr und Diener so lange, lange Jahre miteinander gearbeitet haben, bildet sich von selbst das aus, was die Alten als die *quintessentia rerum* in der Freundschaft ansahen, das *idem velle et idem nolle*. Verständige Politiker werden sich darum von derartigen Zeitungsnachrichten eines Dr. Hans Barth, eines Dr. Maximilian Klaar, eines F. Zacher, eines Alfons Müller und anderer nicht an der richtigen Beurteilung der in Frage kommenden Verhältnisse hindern lassen. Denn für den, der diesen Dingen nahe steht, ist es schon lange ein Rätsel, wie solche Männer, die seit Jahren in Rom leben, so berückend wenig von dem kuralen Geiste, von der kuralen Verwaltung, von den treibenden Kräften, den Einrichtungen der Kurie im einzelnen und der geschäftlichen Behandlung der Dinge haben kennen lernen, daß sie in regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder dieselben Dinge erzählen, ohne überhaupt den Versuch zu machen, durch ernstliches Studium der Probleme in das eigentliche Verständnis eindringen.

Wenn, wie oben hervorgehoben worden ist, die negative Thätigkeit des Staatssekretärs ihm einen wesentlich größern Einfluß sichern kann als die positive, so giebt es aber ein andres Gebiet, das ihm einen großen tatsächlichen, wenn auch indirekten Einfluß durchaus sichert. Es war schon Regel im achtzehnten Jahrhundert, daß jeder Staatssekretär ohne Angabe von Gründen jede ihm geeignet erscheinende Angelegenheit irgend einer der römischen Kongregationen und sonstigen Behörden, soweit diese nicht zivil- oder kriminalrechtlicher Art sind, vor sein Forum ziehn kann. Eine Ausnahme macht dabei die Propaganda — die Kongregation zur Verbreitung des Glaubens — insofern, als sie nur dann gehalten ist, eine Angelegenheit aus der Hand zu geben, wenn diplomatische Verhandlungen irgendwelcher Art damit verbunden sind. Es leuchtet ein, daß der Staatssekretär hier ein reiches Feld zur Betätigung überschüssiger Kräfte hätte, wenn ihm die Bewältigung seiner kolossalen Arbeitslast noch als nicht völlig ausreichende Beschäftigung erscheinen sollte. Diese *advocatio rerum ad manus S. S. a secretis* kann auf Befehl des Papstes erfolgen, kann aber auch aus eigener Machtvollkommenheit des Staatssekretärs in die Wege geleitet werden. Für gewöhnlich werden außergewöhnliche Dinge, die im Geschäftsgange der andern Behörden vorkommen und geeignet sind oder sein könnten, die kirchenpolitischen Interessen in Mitleidenschaft zu ziehn, dem Staatssekretariat zugeführt, damit alle in Frage kommenden Interessen eine

ausgleichende, billige Berücksichtigung erfahren. Auf diesem Gebiete liegt ein wesentlich größerer Einfluß verborgen, als auf dem der eigentlichen politischen Geschäfte. Hier muß man, in der Hauptsache, auch den Schlüssel für mehr oder weniger tiefgehende Meinungsverschiedenheiten suchen, die sich im Laufe der Zeit zwischen dem Staatssekretär und den Kardinalpräsesken einzelner Kongregationen ausgebildet haben. Denn daß diese Präsesken es nicht besonders gern sehen, wenn ihnen die Erledigung interessanter und wichtiger Fragen, wenn auch aus höhern Gründen, aus der Hand genommen wird, zumal wenn sie mit der Lösung nicht einverstanden sein können, ist klar, weil eben gar zu menschlich.

Gegenüber den bisherigen Ausführungen kann nun eine unbestreitbare Thatsache geltend gemacht werden, die auf eine Vorherrschaft des Staatssekretärs in politiceis schließen lassen könnte. Er erledigt thatsächlich eine größere Zahl von Angelegenheiten selbständig, ohne vorher den Papst zu fragen; und nicht immer wird der Papst von den getroffenen Entscheidungen nachträglich verständigt. Wer in Unkenntnis der kurialen Tradition hierin einen Beweis für die Zeitungstheorie sieht, mag es thun; der Kenner weiß, wie die Dinge zusammenhängen. Jeder Präsesk einer Kongregation erhält bei seiner Ernennung eine traditionell gewordne Vollmacht zur eigenmächtigen Behandlung und Erledigung fast aller häufig wiederkehrenden Geschäfte seines Ressorts nach Maßgabe der Grundsätze, die sich im Laufe der Zeit ausgebildet haben. Das ist vernünftig, und ist in keiner großen Organisation je anders gewesen. Bei dem Staatssekretär liegen diese Traditionen nun wesentlich anders. Nur nach Maßgabe der stetig wachsenden Intimität zwischen Herrn und Diener werden diese Tagesvollmachten eng oder weit begrenzt, werden sie eingezogen oder erweitert, weil im politischen Getriebe die Routinegeschäfte viel weniger oft vorkommen wie in sonstigen Verwaltungszweigen. Zwischen Leo XIII. und Kardinal Rampolla besteht nun ein so inniges Verhältnis persönlicher wie amtlicher Natur, daß es nur durchaus natürlich ist, wenn dieser Staatssekretär im Laufe der Jahre mehr Vollmachten erhalten hat, als vielleicht Pacca, Aldobrandini, Simeoni und Franchi zusammengenommen hatten. Diese Ermächtigungen schließen jedoch, wie ich positiv versichern kann, alle prinzipiellen Maßnahmen aus ihrem Kreise aus. Demnach kann man hieraus in keiner Form und unter keinen Umständen eine leitende, selbständig bestimmende Stellung des Staatssekretärs in den großen politischen und kirchenpolitischen Fragen herleiten. Ich wiederhole ausdrücklich, daß die entgegengesetzten Darstellungen „dadurch nicht wahrer werden, daß man sie bis zum Überdruße wiederholt.“

Ich glaube im vorstehenden ein wahrheitsgetreues Bild der amtlichen Stellung des gegenwärtigen Kardinalstaatssekretärs gezeichnet zu haben. Es würde aber dem Bilde die Abrundung fehlen, wenn ich nicht auf einige andre Züge aufmerksam machen wollte. Wie jeder Mensch hat auch Kardinal Rampolla seine Zuneigungen und seine Abneigungen. Wie weit er diesen einen Einfluß erlaubt, kann nicht mit genauen Thatsachen belegt werden. Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man feststellt, daß er mit größerer Vertiefung die

französischen Angelegenheiten bearbeitet, als etwa die preussischen und die bayrischen. Für die französischen hat er zudem ein größeres Verständnis wegen der ethnographischen Verwandtschaft der Italiener und Franzosen. Gemischt-konfessionelle Länder mit großen katholischen Minoritäten und die in diesen Ländern sich von selbst ergebenden besondern Lebensbedingungen und gegenseitigen Rücksichten haben für den Romanen so viel Unverständliches an sich, daß er sich nur gezwungen mit diesen Verhältnissen befaßt. Daß dadurch seine Sympathien gesteigert würden, ist nicht wahrscheinlich, weil die Dinge, auch nach langer Beschäftigung mit ihnen, nach wie vor ihren enigmatischen Charakter behalten. Es ist deswegen wohl als unrichtig zu bezeichnen, was nicht selten über systematische Vernachlässigung deutscher, englischer usw. Verhältnisse durch den Staatssekretär geschrieben wird. Eine beabsichtigte Zurücksetzung liegt unter keinen Umständen vor, es handelt sich bestenfalls nur um eine thatsächliche. In dieser Beziehung hat Leo XIII. einen viel weitem Blick, und den verdankt er den Jahren seiner belgischen Nuntiatur, die ihn — wenn auch nur auf kurze Zeit — nach England und Deutschland geführt haben. Rechnet man weiter hinzu, daß dem Kardinal Rampolla die Kenntnis der deutschen Presse und der deutschen Litteratur lediglich aus zweiter Hand vermittelt wird — und dann noch in sehr kleinen, mitunter auch stark veränderten Dosen —, so kann man sich denken, daß es möglich sei, es könnte das wirkliche Bild Deutschlands, seines Kulturlebens, der Thätigkeit der deutschen Katholiken und mancher andern Dinge sich nicht unwesentlich von dem unterscheiden, das sich der Kardinal auf Grund seiner Quellen gebildet hat. Ob dieser Unterschied thatsächlich besteht, läßt sich rechnungsmäßig nicht nachweisen, es spricht aber eine große Möglichkeit und eine Anzahl von Thatfachen dafür, daß er besteht. Mit Rücksicht auf diese psychologische Disposition des Staatssekretärs ist es darum wohl kaum als ganz unberechtigt von der Hand zu weisen, wenn sich die Stimmen im deutschen Katholizismus mehren, die auf eine sachgemäßere, häufigere und auch energischere Information der Kurie über die deutschen Verhältnisse dringen. Die Informationspflicht beruht vor allem bei den deutschen Bischöfen. Die Zerstreuung so mancher Zweifel, das Heben so mancher Bedenken, die Beförderung so mancher Wünsche könnte auf diesem Wege erreicht werden. Daß die Reserve des deutschen Episkopats besondre Gründe gehabt hätte, ist nicht bekannt geworden; es mag dagegen wohl der Fall sein, daß ein Bischof immer glaubt, sein Nachbar besorge die Aufklärung in Rom, und daß so beide nichts thun. Die Folge davon ist, daß dann der das Terrain in Rom beherrscht, der am rührigsten in der Geltendmachung seiner Meinung ist. Bei allem Streben nach Objektivität in der Schilderung der Verhältnisse bleiben dann Einseitigkeiten auf Grund von Schulmeinungen, die an dieser oder jener bischöflichen Kurie zur Zeit das Oberwasser haben, nicht aus. Das ist eben menschlich. Das Korrektiv dazu können nur die Berichte der andern Bischöfe liefern, die ihre Auffassung wiedergeben — die aber meistens nicht einlaufen. Diese Frage reiflich zu erwägen, muß als dringende Pflicht unsers deutschen Episkopats bezeichnet werden; es liegt das im kirchlichen wie im vaterländischen Interesse. Dabei

mag erwähnt werden, daß es ebenso dringlich ist, wenn Maßregeln allgemeiner Art von der Kurie geplant werden, die nur mit wesentlichen oder unwesentlichen Änderungen bei uns zur Einführung gelangen könnten, daß dann die Bischöfe diese Modifikationen rechtzeitig beantragen und auf ihre Durchführung bestehen. Derartige Dinge werden dann wesentlich dazu beitragen, daß die römische Auffassung deutscher Verhältnisse klarer und bestimmter wird, daß die Vorurteile zerstreut werden, und unsrer katholischen Wissenschaft und Theologie die Beachtung zu teil werde, die sie auf Grund ihrer Leistungen verlangen kann. Die bisherige Zurückhaltung war vom Übel und muß einer durchgreifenden Änderung zum bessern Platz machen. Wie viele Kämpfe hat Kardinal Lavignerie, Bischof Dupanloup, haben andre Bischöfe mit der Kurie ausgefochten, durch die ihr Ansehen zu Hause wie in Rom nur gestiegen ist! Warum kann das bei uns nicht gerade so sein?



Nationalitätskämpfe

4. Kämpfe von heute



Als sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Nationalismus kräftiger zu regen begann, waren viele von den Erfolgen, die das Deutschtum in seinem letzten geräuschlosen, aber darum doch nachhaltigen Fortschreiten nach Osten errungen hatte, mit einem Schlage auf das schwerste gefährdet. Die passive Rolle, die die subgermanischen Völker des europäischen Ostens bis dahin dem Vordringen des Deutschtums gegenüber gespielt hatten, wandelte sich zu einem von Jahr zu Jahr mehr erstarkenden Widerstand, der nur zu bald die Kraft in sich spürte, einen Tausch der Rollen herbeizuführen, indem er begann, seinerseits aggressiv vorzugehen.

Inzwischen herrschte allerorten in deutschen Landen die tiefste Ruhe. Die revolutionäre Bewegung, die endlich im Jahre 1848 hell aufblühte, war bei uns an nationalen Gedanken mehr als arm. In der harmlosesten Weise begeisterte sich zwar der Deutsche für die Befreiungskämpfe der Hellenen und nicht minder der Polen, ohne daß ihm eine Ahnung davon kam, wie schwer er sich damit an seinem eignen Fleisch und Blut versündigte. Aber daß die eigne Nation einer Erneuerung bedurfte, die durch die landläufigen revolutionären Schlagworte und die von polnischen Agenten geleitete Wühlarbeit nimmermehr herbeigeführt werden konnte, daran dachten bei uns nur wenige.

Als dann im Gefolge der Revolution in ganz Mitteleuropa und vor allem in Osterreich-Ungarn aus allgemeinen Wahlen hervorgegangne Parlamente zu thätiger Mitwirkung an der Leitung der Staaten berufen wurden, war auf lange Zeiten hinaus an eine Beschwichtigung der einmal erregten Gegensätze nicht mehr zu denken. Die bei jeder Wahl von neuem auf-

gestachelten Leidenschaften fanden auch in der Zwischenzeit keine Ruhe, da sich im Parlament selber die nationalen Gegensätze immer mehr verschärften und das ganze parlamentarische Treiben zusehends mehr beherrschten. Während Österreich-Ungarn unter dem Zeichen des Absolutismus noch den Anschein eines deutschen Staatswesens gewähren konnte, mußte unter der vom Rationalismus der Slaven und Magyaren meisterhaft ausgenutzten parlamentarischen Regierungsform der bis dahin allerdings nur künstlich aufrecht erhaltene deutsche Charakter des vielsprachigen Staats jählings zusammenbrechen oder doch zum wenigsten schwere Einbußen erleiden. In dem von Österreich abgetrennten Ungarn ist nur noch die deutsche Armeesprache — und auch sie angefeindet und bekämpft von den magyarischen Heißspornen — bestehn geblieben. Sonst ist Ungarn der Nationalstaat des Magyarentums geworden, wo die zahlreichen andern Nationen — in ihrer Gesamtheit zahlreicher als das herrschende Volk — einer schonungslosen Magyarifizierung preisgegeben sind. In der österreichischen Reichshälfte hat nach dem Einzuge des Parlamentarismus das Deutschtum zwar noch eine Zeit lang die herrschende Stellung zu behaupten gewußt. Aber bald genug wurde es durch die Hochflut des Slawentums und durch die eigne Zersplitterung in die zweite Reihe zurückgebrängt. Unter dem Vorwande der „Versöhnung“ arbeiteten verschiedene Ministerien nacheinander daran, das Deutschtum, das doch einzig und allein dem vielsprachigen Staate Zusammenhalt und ein gewisses einheitliches Gepräge verleihen konnte, immer mehr zu schwächen und den Staat zu einem slawischen zu machen.

Welche Umwandlung hatte aber auch innerhalb der letzten hundert Jahre im Bevölkerungszustande des Kaiserstaats stattgefunden! Noch um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert und während der nächsten Jahrzehnte schien das Tschechentum in Böhmen und Mähren unaufhaltbarer Germanisierung verfallen zu sein. Die Wiederbelebung dieser scheinbar schon dem Tode geweihten Nation ist eine der schwer erklärbaren Erscheinungen im Völkerverleben, durch die sich mit handgreiflicher Deutlichkeit die Macht des Blutes offenbart. Auch bei der neuerdings viel berebeten Wiederbelebung des Keltentums, auf die gegenwärtig in Irland, Wales und in der Bretagne hingearbeitet wird, ist es beobachtet worden, daß in Familien keltischen Blutes, in denen schon seit mehreren Generationen nur noch englisch oder französisch gesprochen worden war, auf einmal wieder die angestammte Keltensprache erwachte. Ähnliches haben wir Deutschen z. B. auf einigen Sprachinseln Südtirols, nur im kleinsten Maßstabe, aufzuweisen: dort, im Fersenthal und in Lusern, schien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Italienerum die Herrschaft erlangen und das altheimische Deutschtum gänzlich verdrängen zu sollen. Aber das geschwundene deutsche Bewußtsein wurde noch rechtzeitig wieder wach, und im Jahre 1890 zählten die deutschen Gemeinden des Fersenthal schon wieder 84 Prozent, Lusern 96 Prozent deutsche Einwohner, im Jahre 1900 sogar 94 und 98 Prozent (vergl. „Deutsche Erde“, Juni 1901, Nr. 58).

Durch das Wiederaufleben des Tschechentums war dem sorglos dahinlebenden österreichischen Deutschtum der gefährlichste Feind entstanden. Jahrzehntelang wurde der Besitzstand des Deutschtums in Böhmen und Mähren

unaufhaltfam eingeengt, zunächst durch den Abfall anscheinend germanisierter Tschechen; dann aber entbrannte überall an der Sprachgrenze der Kampf; die deutschen Sprachinseln waren auf das schwerste gefährdet, Ort für Ort an ihrer Peripherie bröckelte ab, und auch ihr Inneres wurde durch eine bedrohlich ansteigende slawische Volksbeimischung immer mehr seines deutschen Charakters entkleidet. Sogar im geschlossenen deutschen Sprachgebiet bereiteten sich ähnliche Zustände vor; überall tauchten tschechische Arbeiterkolonien auf als Sturmböden der tschechischen Ausbreitung, auch in einigen niederösterreichischen Grenzgemeinden äußerte sich dieses Vordringen, und in der alten deutschen Kaiserstadt Wien selbst wuchs der tschechische Bevölkerungsanteil zu einer Größe an, die manchen deutschen Mann mit trüben Ahnungen wegen der Zukunft dieser Stadt erfüllte. Auch in Sachsen und Bayern machte sich das starke Vordringen des tschechischen Elements in der Arbeiterbevölkerung industrieller Gegenden, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, fühlbar.

Wie in Böhmen und Mähren die Tschechen, so engten im Süden von Steiermark und Kärnten, sowie in Krain die Slowenen den deutschen Sprachboden ein. Dazu ging der alte Nationalitätskampf mit Polen und Italienern weiter, denen das österreichische Deutschtum großenteils nur auf ohnehin schwer zu behauptenden Sprachinseln begegnen konnte. Dabei die Regierung auf der Seite der Slawen; das Parlament beherrscht von einer slawischen Mehrheit! Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts manchem ein deutsches Österreich als endgiltig der Vergangenheit angehörend und begraben erschien; wenn mancher, der in die Zukunft schaute, die immer noch kompakte Masse des österreichischen Deutschtums mit ihrem annähernd neun Millionen Seelen im Geist auf einige Sprachinseln in Ober- und Niederösterreich zurückgedrängt sah.

Es läßt sich nicht leugnen: ein einheitlicher Staat kann den Parlamentarismus wohl ertragen; aber für einen Staat, dem ein friedliches Verhältnis zwischen mehreren einander die Wage haltenden Nationen eine Lebensfrage ist, ist er unter allen möglichen Regierungsformen die schädlichste. Das hat unser deutsches Volk in Österreich schmerzlich genug am eignen Leib erfahren, da es als Hauptvertreter des österreichischen Staatsgedankens gewissermaßen die Entschädigungsmasse darstellte, aus der die sich höher und höher steigenden Ansprüche der andern in dem vielsprachigen Staate vertretenen Nationen wie selbstverständlich bestritten wurden. Ein solcher Zustand konnte nicht von unbegrenzter Dauer sein: entweder wurde das österreichische Deutschtum auf diese Weise verbraucht, oder es befann sich darauf, daß es doch nicht einzig und allein dazu auf der Welt ist, die Fehler der kaiserlich königlichen Politik mit seinem Fleisch und Blut zu bezahlen; daß die Pflicht der nationalen Selbsterhaltung höher ist als die durch schwere Opfer erkaufte Aufrechterhaltung eines Staatswesens, das ihnen immer fremder wurde und ihnen nur zu oft mit unverhohlener Feindseligkeit entgegentrat. Nachdem das parlamentarische Österreich den Slawen und den Italienern längst die milchende Kuh zur Erfüllung ihrer hochfliegenden nationalen Ansprüche gewesen war, erkannten endlich auch die durch schwere Schläge aufgerüttelten Deutschen,

welchen Wert parlamentarische Institutionen für ein im Besitz seiner höchsten Güter bedrohtes Volkstum haben. Es vollzog sich eine tief gehende Wandlung im deutschen Volk Österreichs. Die liberalen Parteien hatten sich unfähig gezeigt, die Zukunft des deutschen Volks in Österreich zu sichern, und schon Mitte der achtziger Jahre erschien eine kleine Gruppe deutscher Abgeordneter im Wiener Reichsrate, die sich unbelümmert um den österreichischen Staatsgedanken einzig und allein als Vertreter des Deutschtums fühlten.

Dieses erste Erscheinen der radikal-nationalen Richtung im österreichischen Parlament war ein Vorbote des sich im deutschen Volke Österreichs langsam anbahnenden Umschwungs. Als dann durch das berüchtigte Sprachengesetz unter dem Ministerium Badeni ein entscheidender Schlag gegen das Deutschtum geführt werden sollte, da zeigte dieses zum erstenmal durch die erfolgreich durchgeführte Obstruktion im Reichsrate, daß ein solches Gesetz, durch das die Deutschen zu Staatsbürgern zweiter Ordnung erniedrigt worden wären, doch nicht gegen die Deutschen durchgedrückt werden konnte.

Inzwischen hat sich die radikal-nationale Richtung unter den Deutschen Österreichs siegreich weiter verbreitet; die Zahl ihrer parlamentarischen Vertreter ist ständig gestiegen, in den letzten allgemeinen Reichsratswahlen hat sie einen durchschlagenden Erfolg erzielt, und sogar in der ehemaligen Hochburg des deutschen Liberalismus, in Böhmen, stiegen die alldeutschen Landtagsmandate von einem einzigen im Jahre 1895 auf fünfundzwanzig im Jahre 1901. Ein Glied in der Kette von Ereignissen, die auf ein kraftvolles Erstarken des deutschen Nationalbewußtseins in Österreich hindeuten, ist auch die Los-von-Rom-Bewegung, denn den ersten Anstoß zu ihr haben keineswegs religiöse Gedanken, sondern vielmehr die dem Deutschtum feindliche Haltung der römischen Kirche gegeben. Eine religiöse Verinnerlichung trat erst im spätern Verlaufe der Bewegung ein. Mehr noch als dies alles sprechen aber die Zahlen der letzten Volkszählungen. In dem vielumstrittenen Böhmen z. B. hat schon im Zeitraum 1880 bis 1890 die Zunahme der Deutschen 5,1 Prozent, die der Tschechen 5,0 Prozent betragen. 1890 bis 1900 war noch günstiger für die Deutschen mit 8,3 Prozent und nur 6,9 Prozent für die Tschechen. Dieser größere relative Fortschritt des Deutschtums im Durchschnitt für das ganze Land kann zwar noch nicht verhindern, daß immer noch einige deutsche Orte an der Sprachgrenze schwer gefährdet sind, aber einzelne Ortschaften, wie z. B. Komotau, Duz, Leitmeritz, Trebnitz, lassen doch schon sehr erfreuliche Verschiebungen zu Gunsten des Deutschtums erkennen (vergl. Deutsche Erde, Juni 1901, Nr. 55 bis 57). An der steirischen und kärntischen Sprachgrenze scheint ebenfalls nach den vorläufigen Ergebnissen der Sprachenzählung vom 31. Dezember 1900 das Deutschtum allmählich wieder zu erstarken (vergleiche ebendort August, Nr. 126 und 127). Besonders auffällige Verschiebungen zu Gunsten des Deutschtums zeigen dort die Gemeinden Eisentappel, Arnoldstein und Ebenthal in der Bezirkshauptmannschaft Völkermarkt. Und auch in Tirol scheinen die Verhältnisse nicht so ungünstig für das Deutschtum zu stehen, wie vielfach behauptet wird. Wenigstens ist in der Bezirkshauptmannschaft Bozen das Deutschtum im Zeitraum 1890 bis 1900 von 86 auf 87,9 Prozent der

Bevölkerung gestiegen; in den Ortschaften Neumarkt, Laag, Buchholz sind die Italiener entschieden zurückgedrängt worden. Daß sogar auf den Sprachinseln Südtirols das Deutschtum in der letzten Zeit bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat, ist schon oben durch ein Beispiel belegt worden. So erfreulich steht es sonst mit den deutschen Sprachinseln Österreichs nicht: in Krain und im Küstenland, die schon außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets liegen, ist das Deutschtum überall wenigstens relativ zurückgegangen, so auch auf der alten deutschen Sprachinsel Gottschee; einzig und allein in Görz hat sich der Anteil der Deutschen von 7,4 Prozent im Jahre 1890 auf 10,9 Prozent im Jahre 1900 gehoben (vergl. Deutsche Erde, September 1901, Nr. 166).

In der ungarischen Reichshälfte halten die Siebenbürger Sachsen noch immer mit dem alten Mut und unerschütterlicher Zähigkeit die Fahne des Deutschtums hoch. So sehr dieses Bild eines deutschen Stammes erfreut, der der großen Sache des Volkstums jederzeit mit ganzem Herzen und nie wankender Treue gebient hat, so erweckt der Blick in die Zukunft doch schwere Sorgen. Die Treue der Sachsen wird auch ferner hell leuchten, aber ihre schwache natürliche Vermehrung giebt ihren Gegnern, besonders den kinderreichen Rumänen, einen immer größern Vorsprung vor ihnen. Nach der Sprachzählung von 1900 sind die Sachsen sogar in ihrer Hochburg Hermannstadt von 61 Prozent der Bevölkerung (1890) auf 58 Prozent gesunken, in Mediasch von 52 Prozent auf 50 Prozent, in Mühlsbach von 31 Prozent auf 30 Prozent (vergl. Deutsche Erde, August 1901, Nr. 133). In dem Punkte steht es weit besser um die Schwaben in Südungarn, die sich kräftig vermehren und ihr Sprachgebiet ständig ausdehnen, indem sie die benachbarten Serben- und Rumänenbüdfer allmählich auskaufen und mit ihren Söhnen und Schwieger- söhnen bevölkern. Nur deutsches Nationalbewußtsein war bisher bei diesen Schwaben kaum vorhanden: sie haben immer magyarische Abgeordnete in den Reichstag gesandt, haben sich widerstandslos mit magyarischen Volksschulen beglücken lassen, und die Gebildeten unter ihnen, besonders in den Städten, sind rettungslos dem Magyarentum anheimgefallen. Erst in der allerneuesten Zeit ist durch Einwirkung von den Siebenbürger Sachsen aus ein Umschwung angebahnt worden. In dem Deutschen Tagblatt für Ungarn erstand in Temesvar das erste nationale Schwabenblatt größern Stils. Anfang 1900 wurde in Wien die „Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone“ von südungarischen Schwaben mit starrm deutsch-nationaler Tendenz begründet. Von vornherein wurde ein Zusammengeh'n mit den Siebenbürger Sachsen in Aussicht genommen, das sich auch sogleich bei den von den Magyarern gegen die Neugründung gerichteten Angriffen behätigen konnte. Endlich ist man auch bei der jüngst vollzogenen Reichstagswahl in Südungarn zur Aufstellung deutscher Kandidaten geschritten. Wenn auch diesesmal damit noch kein Erfolg erzielt worden ist, so läßt sich doch erkennen, daß ein lebendiges deutsches Bewußtsein seinen Einzug in Südungarn gehalten hat. Bald wird das erwachte südungarische Deutschtum auch tüchtige Führer haben in denen, die auf der Hochschule ihre deutsche Gesinnung bewiesen haben. Die aus seinem Schoße hervorgehenden Gebildeten und die Städtebewohner

werden fortan der deutschen Sache treu bleiben und nicht mehr wie bisher Hals über Kopf ins Magyarentum hineinsteuern.

Schon in der Volkszählungsperiode 1880 bis 1890 weisen die Schwaben Südbungarns trotz der damals noch in voller Blüte stehenden Fahnenflucht ihrer Gebildeten und Städtebewohner und trotz der an Fälschung grenzenden Parteilichkeit der staatlichen Zählungsart einen sehr starken Zuwachs auf, z. B. in den Gefpanschaften Torontal um 12 Prozent, Temesch 12,5 Prozent, Krasso gar 23,2 Prozent, Arad 16 Prozent (Akademische Blätter, 15. Jahrgang, 1. Juni 1900, Nr. 5, S. 65). Erwecken die Schwaben Südbungarns somit recht günstige Hoffnungen, so ist es leider um die Zukunft des Deutschtums in West- und Nordbungarn um so trauriger bestellt. Besonders scheinen die Sachsen der Zipß, denen deutsches Bewußtsein fast völlig abhanden gekommen ist, unrettbar der Magyarisierung oder mehr noch der Slowatisierung verfallen zu sein, wenn nicht auch hier noch in letzter Stunde der Wellenschlag deutsch-nationaler Bewegung, die sich jetzt allerorten im Reiche der Habsburger mächtig regt, ein Erwachen und eine Umkehr herbeiführen sollte.

In der Schweiz hat der allgemeine und nur durch ganz geringe rückläufige Bewegungen unterbrochene Fortschritt des Deutschtums, wie ihn Zimmerli in seinem dreibändigen Werk für die seit dem spätem Mittelalter verfloßenen Jahrhunderte festgestellt hat, teils aufgehört, teils geht er nur noch in sehr langsamem Tempo weiter. Am Westufer des Vierer Sees, in der Gegend von Murten und im nördlichsten Teile des Jura schiebt sich die Sprachgrenze noch ganz allmählich nach Westen vor; in Graubünden gewinnt die deutsche Sprache andauernd dem Romanentume Boden ab. Dagegen ist in der Gegend von Freiburg und in Wallis seit einiger Zeit eine romanische Gegenbewegung bemerkbar, die den deutschen Außenposten Sitten mit Bramois mehr und mehr verwechselt, auch Siders allmählich seines deutschen Charakters entkleidet und ihren Höhepunkt noch nicht erlangt zu haben scheint. So besteht auch in der Schweiz unleugbar ein Nationalitätskampf; er unterscheidet sich nur in der Form von Kämpfen anderer Länder darin, daß er in aller Stille vor sich geht und bisher wenigstens die schlummernden nationalen Gegensätze noch nicht in leidenschaftliche Erregung gebracht hat. Aber vorhanden sind darum diese Gegensätze in der Schweiz nicht minder als in allen Ländern, deren Bevölkerung sich aus Angehörigen mehrerer Nationen zusammensetzt. Denn die von schweizerischer Seite besonders in der letzten Zeit so oft mit Nachdruck geäußerte Ansicht, es gäbe in der Schweiz nur eine einzige Nation, nämlich die schweizerische, der sich alle im Lande vertretene nach Sprache und Herkunft grundverschiednen Volksbestandteile einfügten, ist doch bei Lichte besehen eitel Selbsttäuschung. Daß von einer „Schweizer Nation“ überhaupt keine Rede sein kann, ist schon im ersten Abschnitt gezeigt worden.

Und daß in der That der nationale Sinn in der Schweiz noch nicht ganz ertötet und im Schweizer Gemeinbewußtsein untergegangen ist, das hat jeder, der sehen will, gerade in den letzten Jahren deutlich genug beobachten können: die schweizerische Volkszählung von 1888 ergab eine deutschsprechende Bevölkerung von 2083095 Seelen gegen 2030792 im Jahre 1880, eine französisch-

sprechende von 634613 gegen 608007. Die Angehörigen der deutschen Sprache hatten demnach nur um 2,57 Prozent, die der französischen um 4,37 Prozent zugenommen. Der deutsche Anteil an der Bevölkerung der Schweiz war von 71,35 Prozent im Jahre 1880 auf 71,31 Prozent im Jahre 1888 gesunken, der französische dagegen von 21,36 Prozent auf 21,74 Prozent gestiegen (vergl. *Étrennes Helvétiques I* [1901], S. 176). Dieser relative Rückgang des Deutschtums im Vergleich zu dem bekanntermaßen einen weit niedrigeren Geburtenüberschuß aufweisenden Franzosentum mußte ganz besondere Gründe haben. Man fand sie in den eigentümlichen Verhältnissen der französischen Kantone, in denen die sehr zahlreichen eingewanderten Deutschen in der Regel schon in der zweiten Generation verwelkten. Besonders im französischen Teile des Kantons Bern und im Kanton Neuenburg zeigte die Zählung von 1888 einen starken Rückgang der deutschen Bevölkerung. Darüber entstand lebhaftere Beunruhigung nicht etwa nur in Deutschland, sondern auch im deutschen Teile der Schweiz. In der Tagespresse wie in Zeitschriften wurde der Rückgang des Deutschtums in der Schweiz ausgiebig erörtert. Unter den Deutsch-Schweizern war doch noch etwas Gefühl vorhanden, das sich angesichts dieses nationalen Verlusts regte, und das auch durch den in zahlreichen Beruhigungsschriften sich immer wiederholenden Trost, die verwelkten Deutsch-Schweizer seien ja darum doch gute Schweizer geblieben, wohl nicht völlig wieder eingelullt werden wird. Dafür wird schon die weitere Entwicklung der Nationalitätsverhältnisse der Schweiz, nun einmal das Interesse für sie rege geworden ist, selber am besten sorgen. Diese ist, wie die neuste Schweizer Volkszählung vom 1. Dezember 1900 zeigt, in den Bahnen geblieben, die sich schon 1888 erkennen ließen: der Rückgang des Deutschtums in Französisch-Bern, Neuenburg und Französisch-Valais seit 1888 kommt nahe an 8000 Seelen, im Kanton Neuenburg allein beträgt er 5144. Da in den französischen Kantonen Waadt, Genf und Freiburg eine geringe Zunahme des Deutschtums eingetreten ist, beträgt sein Gesamtverlust im französischen Sprachgebiet seit 1888 immer noch 5659 (vergl. *Deutsche Erde*, Juli 1901, Nr. 101). Es kann demnach nicht bezweifelt werden, daß die Verwelkung deutscher Elemente in der französischen Schweiz während der letzten zwölf Jahre weitere Fortschritte gemacht, und daß vielleicht auch die deutsche Auswanderung dorthin nachgelassen hat.

Belgien ist neben dem Elsaß das Land, wo die deutsch-französische Sprachgrenze im Laufe der Jahrhunderte die geringsten Veränderungen erlitten hat. Aber im jüngst verfloßenen Jahrhundert war das niederdeutsche Elementum Belgiens doch schwer bedroht durch das in diesem Staate von seiner Errichtung an überall hervorgekehrte und offiziell — trotz des Überwiegens des flämischen Bevölkerungsteils — beförderte französische Wesen. Noch im Jahre 1887 mußte Brämer in seinem auf breiter statistischer Grundlage aufgebauten Werke über „Nationalität und Sprache im Königreich Belgien“ (Kirchhoffs Forschungen Band II, Heft 2) die Zukunft des Elementums sehr düster darstellen und eine beständige Zurückdrängung durch Übergang der Zweisprachigen zum Franzosentum voraussagen. Inzwischen hat allerdings die

vlämische Bewegung kräftiger eingesetzt, sie hat die gesetzliche Gleichberechtigung der vlämischen Sprache errungen und erstrebt jetzt die Gründung einer vlämischen Hochschule, um auch das in den Kreisen der Gebildeten Belgiens immer noch vorherrschende Franzosentum desto wirksamer bekämpfen zu können. Es ist die höchste Zeit zu retten, was noch gerettet werden kann. Wie sehr sich in Belgien das Zahlenverhältnis zu Ungunsten der Vlamen verschoben hat, kann man mit erschreckender Deutlichkeit erkennen aus der nachfolgenden Zahlenreihe, die ich dem *Annuaire statistique de la Belgique* von 1900 (Brüssel, Stevens, 1901) Seite 83 entnehme. Danach verteilten sich die Bewohner Belgiens der Sprache nach wie folgt:

französisch	{	1846: 1827 141 1866: 2 375 559 1880: 2 702 649 1890: 3 280 844	vlämisch	{	1846: 2 471 248 1866: 2 721 443 1880: 2 925 423 1890: 3 488 481 *)
-------------	---	---	----------	---	---

Nach diesen Zahlen ist der Fortschritt des Französischen im Vergleich zum Vlämischen 1846 bis 1866 um rund 300 000, 1866 bis 1880 um rund 123 000 Seelen überlegen; und dies bei der geringern Zahl der französisch sprechenden! Summieren fällt auf, daß in der zweiten Zählungsperiode (1866 bis 1880) das Übergewicht der französischen Zunahme sich gegen die des Zeitraums von 1846 bis 1866 auch bei Berücksichtigung seiner längern Dauer merklich vermindert hat. Diese Verminderung macht sich noch weit entschiedener geltend in dem Zeitraum von 1880 bis 1890: in ihm betrug der Überschuß der französischen Zunahme über die vlämische nur noch rund 15 000 Seelen. Berücksichtigt man die besonders gezählten Deutschen im engeren Sinne mit, deren Zahl in Belgien für 1846: 34 060, 1866: 62 395, 1880: 91 037, 1890: 134 000 beträgt, so wird dadurch wenigstens das französische Übergewicht des letzten Zeitraums mehr als ausgeglichen. An seine Stelle tritt dann ein Überschuß der Vermehrung des gesamten belgischen Deutschtums (Vlamen und Deutsche zusammen) über die des Franzosentums um rund 28 000 Seelen.

Man wird kaum fehlgehn, wenn man das hier nur flüchtig skizzierte auffällige Nachlassen der französischen Hochflut in Belgien als eine Wirkung der vlämischen Bewegung auffaßt. Da diese in den allerletzten Jahren noch sehr an Stärke und Tiefe gewonnen hat, dürfte bei den nächsten Volkszählungen Belgiens ein noch entschiedeneres, das französische mehr und mehr überflügelndes Wachstum der Vlamen zu erwarten sein. Ein Hinübergreifen der Bewegung ins französische Norddepartement könnte vielleicht auch hier noch den schon so lange anhaltenden Rückgang niederdeutschen Volkstums zum Stehn bringen.

Die erfreuliche Vermehrung der Deutschen im engeren Sinne, die sich in Belgien von 1846 bis 1890 nahezu vervierfacht haben, dürfte überwiegend auf

*) Es ist mir sehr wohl bekannt, daß diese offiziellen Zahlen besonders in der sehr schwierigen Zuteilung der Zweisprachigen einer Kontrolle bedürfen, wie sie Brämer in dem oben zitierten Werte für die früheren Zählungen geübt hat. Trotzdem ermögligen auch die unveränderten, aus einer gleichmäßigen Bearbeitung des Materials mit gleichmäßigen Fehlern erschlossenen Zahlen einen Einblick in die jüngsten Wandlungen der Nationalitätsverhältnisse Belgiens.

Einwanderung zurückzuführen sein. Jedoch scheinen die Erfolge der Vlamen auch die im belgischen Limburg und Luxemburg von alters her ansässigen Deutschen aufzurütteln. Die kurz vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgte Gründung des deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien eröffnet auch hier günstigere Aussichten in die Zukunft.

Während dergestalt das Deutschtum überall in unsern Nachbarländern einen schweren Kampf um sein Bestehn zu kämpfen hat, erscheint auch in unserm Deutschen Reiche gegenwärtig der Befizstand der deutschen Sprache schwer gefährdet, sodaß er nur durch eine kräftige Verteidigung aufrecht erhalten werden kann. Und gerade an dieser hartnäckigen Verteidigung fehlt es bei uns zum Teil weit mehr, als bei unsern Landsleuten außerhalb des Reichs, die durch die längere Dauer des Nationalitätskampfes gestählt und durch das passive oder gar feindliche Verhalten des Staates auf ihre eigne Kraft angewiesen mehr zur Selbständigkeit erzogen worden sind. Der Reichsdeutsche steht gegenwärtig, was die Stärke der nationalen Gesinnung und die Festigkeit der nationalen Haltung anbetrifft, entschieden hinter dem Deutschösterreicher oder dem deutschen Ostsee Provinzler zurück. Wie oft hört man nicht aus den kampfumtobten Gebieten außerhalb des Reichs die Klage, daß die Deutschen, die sich am bereitwilligsten der Annahmung der Fremden beugen, ihr Volkstum verleugnen und die Sache ihrer kämpfenden Brüder im Stiche lassen, eingewanderte Reichsangehörige sind. Bezeichnend für die im Reiche herrschende Schwäche des nationalen Empfindens ist es auch, daß die stärkste Partei im deutschen Reichstage überall die Sache des Polentums vertreten darf, ohne von einem Sturme nationalen Unwillens hinweggesetzt zu werden. Seit kurzem empfängt sie die wohlverdiente Strafe dafür — zwar nicht von ihren deutschsprechenden Wählern, wie es in der Ordnung wäre, sondern von ihren polnischen Schülern selbst, die anstatt des Dankes gesteigerte Unbotmäßigkeit zur Schau tragen. Dadurch kann aber der Schade, der dem Deutschtum durch die Haltung der Zentrumsparthei zugefügt worden ist und trotz allem noch zugefügt wird, nicht wieder gut gemacht werden. Die Gewohnheit, in nationalen Dingen alles vom Staate zu erwarten und es an eigner Bethätigung fehlen zu lassen, steckt dem Reichsdeutschen immer noch zu tief im Blut. Es scheint fast, als sollte unser Volk erst durch weitere schwere Verluste zu nationaler Thatkraft erzogen werden.

Ich gehe nicht auf die kleinen Völkerspitter ein, die hier und dort über die Grenze des Deutschen Reichs zu uns hereintragen oder aber die letzten bescheidnen Reste einst großer fremder Völker darstellen, nicht auf Wenden, Litauer, Tschechen, Dänen, Franzosen. Wenn auch bei ihnen zum Teil ein starkes nationales Bewußtsein schon lange besteht oder sich erst neuerdings — wie bei den Litauern — wieder zu regen beginnt, so können doch diese Völkerbruchtheile, schon wegen ihrer Kleinheit und räumlichen Beschränktheit, niemals die Bedeutung einer wirklichen Gefahr für uns erlangen. Zudem hat das Dänentum gerade jetzt eine feste Hand zu fühlen bekommen, die einer weitem kräftigen Ausbreitung des Deutschtums die Wege ebnen wird. Auch die seit

1896 vom Staat in die Hand genommene Ansiedlung deutscher Landwirte in den dänisch rebenden Bezirken wird diesem Zwecke dienen (vgl. Deutsche Erde, August 1901, Nr. 135). Im Elsaß ist der an der ursprünglich deutschen Bevölkerung haftende französische Firnis, trotz immer noch erhobener beweglicher Klagen, doch schon merklich ins Schwinden gekommen. Und in Lothringen konnte das in den letzten drei Jahrhunderten an die französische Sprache verlorne altdeutsche Gebiet natürlich nicht in drei Jahrzehnten zurückerobert werden, aber durch starke Einwanderung hat das Deutschtum schon Fuß gefaßt oder gar das Übergewicht errungen in altfranzösischen Gebietsteilen, die früher niemals dem deutschen Sprachgebiet angehört haben, so vor allem in der Stadt Metz mit ihren Vororten und in der Industriegegend des obern Ornehtals.

Die Wenden in der sächsischen und preussischen Lausitz sind der letzte unbedeutende Rest eines längst untergegangnen großen Volkes, das einst den ganzen Nordosten Deutschlands bis zur Kieler Förhde, dem hannoverschen Wendland und über die Saale hinaus einnahm. Wenn aber das Wachstum des östlich benachbarten stammverwandten Polentums, das gegenwärtig von den Wenden durch eine breite deutsche Zone getrennt ist, noch lange anhalten sollte, so könnte es geschehn, daß die Widerstandskraft der dahinschwindenden wendischen Sprachinsel durch polnischen Zuzug wieder gestärkt, und daß das letzte unscheinbare Überbleibsel eines verdrängten Volkes in einen Stützpunkt des vordringenden Polentums verwandelt würde.

Die einzige wirkliche Gefahr, von der die deutsche Nation innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs in ihrem Bestand und ihrer räumlichen Ausbreitung bedroht ist, rührt von dem Polentum her. Noch bis nahe an die Mitte des vorigen Jahrhunderts — namentlich unter der Flottwellischen Verwaltung — hat die deutsche Sprache in den östlichen Provinzen Preußens dem Polentum Schritt für Schritt Boden abgerungen. Seitdem aber wurde das Deutschtum immer mehr in die Verteidigung gedrängt, deutsche Sprachinseln, wie z. B. die in unmittelbarer Nähe der Stadt Posen angeedelten katholischen Bamberger, sind polonisiert worden. Das Selbstvertrauen der Polen und ihre nationale Widerstandskraft sind zusehends gewachsen, sodaß man schon die Kinder aus polnisch-deutschen Mischehen als dem Deutschtum verloren ansehen mußte. Als Saisonarbeiter überfluten die Polen Jahr für Jahr ganz Norddeutschland bis in die Rheinlande hinein, in Berlin und in den rheinisch-westfälischen Grubenbezirken sind starke, durch steten Zuzug vergrößerte polnische Kolonien entstanden. Und trotz dieses starken dauernden Abflusses in die mittlern und westlichen Provinzen Preußens hat das Polentum in den Ostprovinzen das deutsche Element immer mehr zu überflügeln, ihm bald hier bald dort seinen alten Besitz streitig zu machen vermocht.

Anfangs war nur das posensche und westpreussische Polentum Träger dieses Vordringens gegen das Deutschtum; jetzt aber sind auch die Polen Oberschlesiens schon für die großpolnische Idee gewonnen, und unter den Masuren Ostpreußens wird seit Jahren eine rege polnische Agitation betrieben, die über kurz oder lang wohl denselben Erfolg haben dürfte wie in Schlesiens. Denn daß das evangelische Bekenntnis der Masuren auf die Dauer deren An-

schluß an die großpolnische Sache verhindern sollte, wird man kaum annehmen können. Dazu ist das Rassenbewußtsein bei den Slawen viel zu reger.

Wie war es aber möglich, daß das dem Polentum so weit überlegne Deutschtum in verhältnismäßig kurzer Zeit so stark zurückgedrängt werden konnte? Die Polen haben einmal eine stärkere natürliche Vermehrung als wir Deutschen, und schon dadurch allein hätte sich *ceteris paribus* eine dauernde Bevölkerungsverchiebung zu Gunsten des Polentums ergeben müssen. Nun kamen aber noch Umstände hinzu, die die Wirkungen der hierin beruhenden polnischen Überlegenheit ins ungemessene steigern mußten: der Notstand der Landwirtschaft verbunden mit dem überhandnehmenden Zug in die großen Städte bewirkte unter der deutschen Landbevölkerung der zum Teil polnischen Provinzen eine sehr starke Auswanderung teils über See, teils in unsere Großstädte. Die so entstandnen klaffenden Lücken mußten ausgefüllt werden, und das konnte nach Lage der Dinge einzig und allein durch polnischen Zuzug geschehn. Aber trotz seiner starken natürlichen Vermehrung verfügte das preußische Polentum nicht über so viel Menschenmaterial, daß es diese Lücken allein hätte ausfüllen können. Da aber dem Mangel an ländlichen Arbeitern, wie er bis tief in die westlichen Provinzen hinein besteht, abgeholfen werden mußte, so blieb nur übrig, die Ostgrenze zu öffnen für eine Masseneinwanderung russisch-polnischer Arbeiter. Dadurch erfuhr das an und für sich schon durch die geschilderten Verhältnisse überlegne preußische Polentum eine äußerst wirksame Verstärkung. Denn wenn auch diese Einwanderung nur für die Zeit der ländlichen Arbeiten erlaubt werden sollte und demgemäß von Zeit zu Zeit Massenausweisungen in Deutschland ansässig gewordener russisch-polnischer oder galizischer Saisonarbeiter vorgenommen wurden, so läßt sich eine allmähliche Einnistung solcher fremden Elemente doch nicht vollständig verhindern; schon allein die polnische Hochflut, die sich Jahr für Jahr in den Saisonarbeitern über den ganzen Norden unsers Vaterlands ergießt, muß an der Sprachgrenze und in den Mischbezirken die Stellung des Polentums immer mehr befestigen, die des Deutschtums unterwühlen. Da die Städte in ihrem Bevölkerungsstand abhängig sind von dem sie umgebenden platten Lande, muß das Überhandnehmen des Polentums, wie es dort geschieht, ganz von selbst auch auf die Städte polonisierend einwirken. Außerdem hat sich aber innerhalb der städtischen Bevölkerung selbst in den letzten Jahrzehnten eine auffallende Verschiebung zu Ungunsten des Deutschtums vollzogen. Als eine Folge der fürsorglichen preußischen Verwaltungsthätigkeit hat sich in den Städten unserer Ostprovinzen ein polnischer Mittelstand gebildet, wie er jenseits der russischen Grenze immer noch fehlt. Und durch das feste Zusammenhalten der polnischen Bevölkerung, die möglichst nur polnische Geschäftsleute, Ärzte und Handwerker in Nahrung setzt, gewinnt dieser neu emporgekommene polnische Mittelstand immer mehr an wirtschaftlicher Kraft, während der deutsche zunächst wirtschaftlich geschwächt und allmählich verdrängt wird, da er von den Polen boykottiert unter den eignen Volksgenossen nicht die nötige Unterstützung findet.

So schwindet das Deutschtum wie mit Naturnotwendigkeit dahin in



diesem stillen Nationalitätskampf, über dessen Ausgang zunächst die Vorgänge des Wirtschaftslebens, dann aber auch die Energie des Nationalbewußtseins entscheiden. Und diese ist bei den Polen, die nicht umsonst bei ihrem Adel und ihrer katholischen Geistlichkeit in die Schule des Deutschenhasses gegangen sind, entschieden kräftiger und gestählter als bei uns Deutschen. Dieser Nachteil auf unsrer Seite kann weder durch unsre überlegene Bildung noch durch die Geringschätzung, mit der wir uns gewöhnt haben auf die Polen herabzusehen, ausgeglichen werden.

Was unsre Stellung im Kampfe gegen das Polentum zu alledem noch besonders schwierig macht, ist unsre konfessionelle Spaltung. In dem einstmals durch den Deutschen Orden germanisierten Westpreußen waren es vor allem die Deutschen katholischen Glaubens, die sich der polnischen Fremdherrschaft bis zur Verleugnung und Abstreifung des eignen Volkstums beugten. Und noch heute, wo wir wieder ein großes und starkes Volk geworden sind, sehen wir überall an den Grenzen unsers Sprachgebiets, wie sich unsre katholischen Volksgenossen mit den ärgsten Feinden unsers Volkstums verbünden. Wer immer katholisch ist, dem fühlen sie sich viel näher als den evangelischen Angehörigen des eignen Volkes. Ich will durchaus nicht verschweigen, welche großen Verdienste sich einzelne katholische Geistliche, z. B. auf einigen deutschen Sprachinseln Südtirols und in Belgien, um die Erhaltung der deutschen Sprache erworben haben. Aber diese Fälle sind leider sehr vereinzelt. Die Regel in den nationalen Mischgebieten ist vielmehr die, daß sich die deutschen Katholiken unter der Führung ihrer Geistlichkeit den fremdsprachigen Glaubensgenossen annähern und mit diesen auch in Dingen von nationaler Bedeutung gegen ihre eignen evangelischen Volksgenossen zusammenhalten.

So ist es im Osten wie im Westen. In Metz haben die deutschen Katholiken der schon besiegten französischen Partei die Herrschaft im Stadthause zurückerobern helfen. Und in den Provinzen Posen und Westpreußen hielt man es bisher für selbstverständlich, daß die deutschen Katholiken bei den Wahlen für den polnischen Kandidaten stimmten. Welchen Sturm der Enttäuschung in unsrer „deutschen“ Zentrumsparlei hat erst vor kurzem die Haltung der deutschen Katholiken im Wahlkreise Mezeritz hervorgerufen, die es wagten, dem polnischen Kandidaten ihre Stimmen zu verweigern und einen deutsch gesinnten katholischen Geistlichen aufzustellen! Das Schlagwort, das katholisch und polnisch einerseits, evangelisch und deutsch andererseits gleichstellt, hat trotz seiner handgreiflichen Unwahrheit im preussischen Osten eine große Wirkung gehabt, eine Wirkung, die der Sache des Deutschtums geradezu verhängnisvoll geworden ist. Die deutschen Katholiken, die als treue Söhne ihrer Kirche ihre Stimmen den fanatischsten Feinden des Deutschtums geben zu müssen glauben, dulden es auch, daß ihre gerechte Forderung deutscher Predigt und Seelsorge von der katholisch-polnischen Geistlichkeit mit vollkommenster Mißachtung behandelt wird; sie lassen es über sich ergehen, wenn sich bei ihren Leichenbegängnissen oder andern Feiern im Kreise der Familie der katholische Geistliche, der noch dazu oft genug deutscher Herkunft ist, ausschließlich und ostentativ der von seinen Hörern nicht verstandnen polnischen Sprache bedient.

Man fragt sich manchmal: Will es denn der katholische Klerus des preußischen Ostens auch so weit treiben, daß die dortigen deutschen Katholiken, wenn sie nicht im Polentum widerstandslos untergehen wollen, gezwungen werden, sich der evangelischen Kirche zuzuwenden? Augenscheinlich traut man in diesen Kreisen den reichsdeutschen Katholiken nicht die nationale Entschlossenheit zu, sich mit ihren österreichischen Brüdern in dem Rufe „Los von Rom“ zu vereinigen. Man meint — und bis jetzt mit Recht —, sie würden lieber katholisch bleiben mit der sichern Aussicht, daß ihre Kindeskinder dereinst Stodypolen sein werden, als das Deutschtum ihrer Nachkommen retten um den Preis des Übertritts zum evangelischen Glauben. Daß aber die deutschen Katholiken unsrer Ostprovinzen denn doch nicht gewillt sind, sich widerstandslos zu Polen umstempeln zu lassen, kann man aus einigen erfreulichen Zeichen der allerjüngsten Zeit entnehmen, in denen sich die Anfänge einer katholisch-deutschen Gegenbewegung kund geben. So haben die Posener Vereine deutscher Katholiken ihre Satzungen dahin abgeändert, daß fortan auch die Pflege deutscher Gefinnung und die Wahrung berechtigter Interessen der Katholiken deutscher Zunge als Zweck des Verbands anerkannt wird.

In welchem bedrohlichen Maße sich das Polentum unsrer Ostprovinzen in den letzten Jahrzehnten unter den geschilderten Verhältnissen vermehrt hat, mag an einigen Zahlen aus der Provinz Posen zur Anschauung gebracht werden. Nach einer Zusammenstellung Dr. Leo Wegeners (vergl. Deutsche Erde, September 1901, Nr. 157) waren dort 1871 unter 1000 Seelen 363 Deutsche, 1895 nur noch 329; in den Gutsbezirken von 1000 Seelen 1871: 179, 1895: 147 Deutsche; in den Landgemeinden 1871: 361, 1895: 322, und in den Städten, ausschließlich der Garnisonorte, 1871: 482, 1895: 416 Deutsche. Die Deutschen haben demnach in den genannten drei Verwaltungskategorien abgenommen um 10, 4 und 5 Prozent, die Polen dagegen zugenommen um 14,14 und 26,7 Prozent. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieses reizende Anschwellen des Polentums stattfand in einem Zeitraum, in dessen letztem Jahrzehnt die Ansiedlungskommission schon in Thätigkeit getreten war, deutsche Abwehrbestrebungen sich zu regen begannen und das Polentum der Provinz in immer steigendem Maße durch Abfluß nach Berlin und den westlichen Provinzen geschwächt wurde.

Während so auf dem Boden des Deutschen Reichs das Deutschtum in einen Nationalitätskampf verwickelt ist, dessen hervorstechendstes Merkmal das fast unaufhaltsame Zurückweichen unsrer Sprache vor dem anscheinend unbezwingbaren Polentum ist, spielen sich in nicht zu großer Ferne Vorgänge ab, die ganz entgegengesetzt zu den eben geschilderten verlaufen. Da, wo man es am wenigsten annehmen sollte, jenseits der russischen Grenze, soll sich nach den neuesten Berichten das Deutschtum in aufsteigender Linie bewegen. Von den 9500000 Bewohnern Russisch-Polens sollen schon 500000, und von den 400000 Bewohnern der Fabrikstadt Lodz mehr als die Hälfte deutscher Sprache sein. Lodz soll schon von einem Kranze kleinerer deutscher Städte umgeben, und das dortige Deutschtum so lebenskräftig sein, daß die längst polonisierten Abkömmlinge der unter den sächsischen Königen Polens einge-

wanderten Deutschen jetzt wieder zum Deutschtum übergehn, daß eingeheiratete, besonders auch evangelische Polen und Tschechen germanisiert werden (Deutsche Erde, Juli 1901, Nr. 105). Man sieht daraus, daß die Deutschen unter günstigeren Bedingungen, als sie gegenwärtig in unsern Ostprovinzen obwalten, auch heute noch sehr wohl imstande sind, in polnischer Umgebung nicht nur ihr Volkstum aufrecht zu erhalten, sondern es sogar durch Germanisierung polnischer Elemente auszubreiten. Vielleicht wird das im Innern des russisch-polnischen Sprachgebiets erstarkende Deutschtum noch einmal von Bedeutung für die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse im Osten. Jedenfalls wird durch sein Wachsen das Polentum, das sich wegen seiner verhältnismäßig geringen Volkszahl ohnehin nicht ins ungemessene ausbreiten kann, in seinem innersten Kern angegriffen, das Deutschtum unsrer Ostprovinzen aber durch einen solchen vorgeschobnen Wellenbrecher entlastet. Über kurz oder lang muß sich auch bei uns, wie es drüben in Österreich mit den Tschechen und Slowenen schon jetzt der Fall zu sein scheint, die Angriffskraft der Polen erschöpfen. Und wenn dann in dem Auf und Ab der Völkerbewegungen das Deutschtum wieder emporgehoben mit der alten Kraft über seine Grenzen vordringen wird, so kann sein siegreiches Fortschreiten zu weiterer Ausdehnung durch nichts mehr gefördert werden, als durch die Möglichkeit der Anlehnung an schon vorhandne Stützpunkte inmitten des fremden Volkes, die in tapferm Ausharren die schwere Zeit des Niedergangs, in der wir jetzt noch leben, überdauert haben.



Philistertum und Kunst

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

Goethe, Tasso V, 1



Die Kunst schöpft aus den Quellen der großen Mutter Natur, und diese, die Natur, trotz ihrer großen, scheinbar ungebundenen, grenzenlosen Freiheit, bewegt sich doch nach ewigen Gesetzen, die der Schöpfer sich selbst gesetzt hat, und die nie ohne Gefahr für die Entwicklung der Welt überschritten oder durchbrochen werden können. Ebenso ist es in der Kunst, und beim Anblicke der herrlichen Überreste aus der alten klassischen Zeit überkommt einen auch wieder dasselbe Gefühl: hier herrscht auch ein ewiges, sich gleich bleibendes Gesetz: das Gesetz der Schönheit, das Gesetz der Harmonie, das Gesetz der Ästhetik. Dieses Gesetz ist durch die Alten in einer so überraschenden und überwältigenden Weise und vollendeten Form zum Ausdruck gebracht worden, daß wir mit allen modernen Empfindungen und allem unserm Können stolz darauf sind, wenn uns gesagt wird bei einer besonders guten Leistung: „Das ist beinahe so gut, wie es vor 1900 Jahren gemacht worden ist.“ — Aber beinahe!

Unter diesem Eindruck möchte ich Ihnen dringend ans Herz legen: Noch ist die Bildhauerei zum größten Teile rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da — erhalten Sie sie so, lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urteil und allerlei Wind der Lehre dazu verleiten, diese großen Grundzüge aufzugeben, auf denen sie aufbaut ist! Eine Kunst,

die sich über die von Mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe, und das darf die Kunst nie werden. Mit dem viel mißbrauchten Wort „Freiheit“ und unter seiner Flagge verfällt man gar oft in Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühl für Ästhetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust füllt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, losläßt und in dem Gedanken einer besondern Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, der veründigt sich an den Urquellen der Kunst.

Aber noch mehr: Die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, sie soll auch den untern Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Idealen wieder aufzurichten. Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie andern Völkern mehr oder weniger verloren gegangen sind. Es bleibt nur das deutsche Volk übrig, das an erster Stelle berufen ist, diese großen Ideen zu hüten, zu pflegen und fortzusetzen, und zu diesen Idealen gehört, daß wir den arbeitenden und sich abmühenden Klassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erfreuen und sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten. Wenn nun die Kunst, wie es jetzt vielfach geschieht, weiter nichts thut, als das Elend noch schrecklicher hinzustellen, als es schon ist, dann veründigt sie sich am deutschen Volke. Die Pflege der Ideale ist zugleich die größte Kulturarbeit, und wenn wir hierin den andern Völkern ein Muster sein und bleiben wollen, so muß das ganze Volk daran mitarbeiten, und soll die Kultur ihre Aufgabe voll erfüllen, dann muß sie bis in die untersten Schichten des Volkes hindurch gedrungen sein. Das kann sie nur, wenn die Kunst die Hand dazu bietet, wenn sie erhebt, statt daß sie in den Klüften niedersteigt. Ich empfinde es als Landesherr manchmal recht bitter, daß die Kunst in ihren Meistern nicht energisch genug gegen solche Richtungen Front macht. Ich verkenne keinen Augenblick, daß mancher strebsame Charakter unter den jüngern Anhängern dieser Richtungen ist, der vielleicht von besserer Absicht erfüllt ist; er befindet sich aber doch auf falschem Wege. Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion. Ich glaube nicht, daß Ihre großen Vorbilder auf dem Gebiete der Meisterschaft weder im alten Griechenland, noch in Italien, noch in der Renaissancezeit je zu einer Reklame, wie sie jetzt durch die Presse vielfach geübt wird, gegriffen haben, um ihre Ideen besonders in den Vordergrund zu rücken. Sie haben gewirkt, wie Gott es ihnen eingab, im übrigen haben sie die Leute reden lassen. Und so muß auch ein ehrlicher, rechter Künstler handeln. Die Kunst, die zur Reklame heruntersteigt, ist keine Kunst mehr, und mag sie hundert- und tausendmal gepriesen werden. Das Gefühl für das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch, mag er noch so einfach sein.

Das sind goldne Worte! Man muß sie sich gegenwärtig halten — und darum werden sie hier noch einmal abgedruckt —, wenn man die ganze Thorheit des Sturms erkennen will, den der Kaiser durch seine Rede gegen sich entfacht hat, und der noch lange nicht nachlassen wird, sondern immer neue Staubwolken verbissener Wut aufwirbelt. An dieser Wut erkennt man es, wie die Worte des Kaisers gefessen haben bei denen, die sich getroffen fühlen konnten. Jeder, der mit klaren Augen echte Kunst vom Modetrödel zu unterscheiden vermag, wird in seinem Herzen aufgejubelt haben, als er diese Worte von solcher Stelle aus vernahm. Es war ihm klar, wie sie auf tausende von Herzen befreiend wirken mußten, die verständnislos und unsicher dem Verwirrenden gegenüberstanden, das ihnen geräuschvoll als eine neue Kunst entgegentrat, und auf tausende von andern Herzen, die mit Zorn und Verachtung,

aber ratlos auf das Vordringen einer sich mit Tamtam und Geschrei den Weg bahrenden Schar von Mittelmäßigen und Narren schauten, die auf Kosten der lieben Einfalt ihren Fegereien Geltung zu verschaffen suchten.

Im Beginn der großen Bewegung sahen wir lachend zu, als eine Reihe mittelmäßiger Talente unter sich die Parole ausgab, durch verblüffende Absurbitäten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, da es ihnen nun einmal nicht gegeben war, das durch ernsthafte Leistungen zu erreichen. Es ist denn auch kein Blödsinn unverfucht geblieben, weder in den Gegenständen, noch in der Technik, die Laienwelt in Erstaunen zu setzen, wie jeder weiß, der die Anfänge der Sezession beobachtet hat. Aber daß dieser Blödsinn zum Siege gelangen könnte, daß ein großes Publikum wirklich so dumm sein könnte, die Sache ernst zu nehmen, daß sie in den Reihen der Künstler selbst Fanatismus erzeugen und in kurzer Zeit eine Anzahl in der Ebe ihres Daseins glaubenstlos gewordne Galerie Direktoren ans Narrenseil spannen würde — das hätte man nicht für möglich gehalten. Und doch ist es so — quia absurdum est. Erst ein dürftiges Wässerchen, ist es zu einem Strom angeschwollen, der seine trüben Fluten durch alle Länder reißt: der Sieg der Mittelmäßigkeit über den Geist, der Verrücktheit über die gesunde Vernunft: die reine und echte Demokratie als die Herrschaft der Inferiorität und des Philistertums, das durch seine Massenhaftigkeit alles wahre Leben erdrückt, auf diesem einen Gebiete der Kunst!

Auch in unserer modernen Welt, deren notgedrungen, mit seinem die Massen in Bewegung setzenden und mit Massen wirkenden Materialismus leider so verflachend auf das geistige Leben der Nation einwirkt, war es verblüffend, mit welcher Schnelligkeit sich der Modeschwindel trotz der Armligkeit seiner Gedanken Bahn brach. Es war wohl mehr diese offenbare Ideenlosigkeit als ein bewußter Kunstgriff, daß die Modernen sehr bald von dem eigentlichen Gebiet der Kunst auf das des Ornamentalen hinübergriffen. Trotz des trassen Naturalismus und der groben Sinnlichkeit, durch die sie zunächst zu wirken verflüchtigen hatten, verflüchtigten sich ihnen die festen Formen der Natur in Umrisse und Linien, die nur noch mit flachen in Kontrasten wirkenden Farbtönen ausgefüllt wurden; ihre Gebilde erhielten einen rein ornamentalen Charakter, und die Übertragung auf die Kleinkunst lag nahe. Diese wurde denn auch alsbald der Tummelplatz der Kunst der „Moderne“; sie wurde zur Dekoration, und hier kam ihr eine Macht entgegen, die unserer Zeit das Gepräge giebt: die Industrie. Die Industrie, die immer Neues braucht, immer nach den neusten Mustern sucht, womit sie das Publikum zum Kauf ihrer Waren zu reizen hofft, und die keine andern Ideale hat, als dieses eine: das Neueste. Je auffallender dieses ist, desto besser. So sahen wir das armselige, dünnfädige Liniengewebe des modernen Stils in unglaublich kurzer Zeit alles überziehen, worauf sich ein Ornament anbringen läßt, Vasen, Schalen, Bücher, Hausrat, Wände; alles, worauf das Auge trifft und was man in die Hand bekommt, überkriecht es, ja das Gerät selbst nahm seine kindischen spinnebeinigen Formen an — die Industrie hatte ihre Muster und machte die Mode, und der mußte sich auch die Kunstgewerbeschule unterwerfen, denn sie hat ja praktischen Be-

dürfnissen zu dienen im Interesse ihrer Schüler — sie muß lehren, was gangbar ist, und so hat nun die Tollheit auch ihre Methode. Was kann denn das Publikum machen? Es muß die Dinge so kaufen, wie sie zu haben sind, und schließlich gewöhnt es sich an alles, es mag in noch so große Dummheit und Geschmacklosigkeit ausarten. Industrie und Künstler aber rufen: Seht ihrs! Wir haben es getroffen, wonach das Schönheitsbedürfnis der Welt verlangte.

Natürlich schwoh den Modernen der Kamm gewaltig. Dieser Riesenerfolg auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gab ihnen Recht; nach diesem Siege durften die Titanen sich zumuten, den Olymp zu stürmen. „Nieder mit den alten Göttern! Nieder mit den alten Gesezen! Freiheit!“ Wir brauchen die Art dieser Freiheit nicht zu charakterisieren; ihre edeln Früchte hängen in allen Schaufenstern, Bilderläden und Händlerausstellungen, und unsre Kunstvereine öffnen ihnen ehrfurchtsvoll ihre Räume. Der große Pan, das Tier unter den Göttern, grinst feist aus dem Spiegel, der die Kunst sein soll.

In diesen Hegenjabbath tönt jetzt klar und scharf die Rede des Kaisers, wie ein Trompetensignal, das die sammeln soll, die noch mit klaren Augen gegen den Unsinn kämpfen, damit sie einen festen Damm gegen die Schlammflut bilden, die alles gesunde Kunstleben zu ersticken droht. Und der Kaiser wird es erreichen; das Gefühl, daß das der sichere Erfolg sein wird, erklärt den Ingrimm, mit dem man sich gegen ihn wendet; man fühlt sich plötzlich in seinem Siegeslauf gehemmt, und der Grimm ist um so größer, als man sieht, daß der Kaiser nicht nur zu reden, sondern zu handeln versteht, und daß er mit einer Kraft zu handeln weiß und vermag, die größer ist als die der Masse, die sich von der Thorheit hat mitreißen lassen.

Gott sei Dank, daß es so ist! Die Worte, die der Kaiser gesprochen hat, sind nicht schöne Worte, die ein Handeln erst versprechen, sondern sie sind das Schlußwort einer in stiller Arbeit langsam geförderten That. Mit der Vollendung der Siegesallee ist der Beweis erbracht worden, daß noch besseres möglich ist, als die Werke der „Modernen,“ die sich an Unfähigkeit überbieten.

Daß man sich in faulen Wizen über die Puppenallee in seinem Ärger darüber, daß sie gelungen ist, ohne daß einer von der neuen Kunst bemüht worden wäre, den Rang abzulaufen sucht, kann einen kühl lassen; das ist heute und morgen, und die „Puppen“ werden noch dastehn und von dem hohen Sinn des Kaisers Zeugnis ablegen, wenn von den Modernen von heute kein Mensch mehr etwas weiß. Daß auch die lieben Berliner selbst nur Schandbemerkungen im Munde führen, ist noch gleichgiltiger; der undankbare Berliner Janhagel ist immer gescheiter gewesen als seine Fürsten. Das ist sogar eine Sache von gestern, wenn sie auch jeden Morgen wieder in ihrer Schlafhaube aufwacht. Wie hoch oder wie niedrig die Kunstgeschichte der kommenden Zeiten die Denkmäler der Siegesallee einschätzen wird, auch das kann uns gleichgiltig sein. Uns sind sie ein Protest gegen die Erbärmlichkeit der Afterkunst des Tages, der „Moderne,“ und wir sind gewiß: in hoc signo vincemus, nämlich die, die der Vernunft gehorchen.

Es kann einem das Herz elend machen, wenn man sieht, mit welcher Plebejergesinnung die eben so großherzige wie großartige Gabe eines Fürsten,

die aus ehrlichem Hunger nach Kunst hervorgegangen ist und zu edelm Wett-eifer auf der Bahn zum Höchsten antreiben will, empfangen wird. Man könnte sagen: Laßt sie laufen mit ihrem Neid, ihrer Mißgunst, ihrem Haß, die doch nur Zeichen des Mangels ihrer Bildung sind; sie sind doch nur ein geiles Reis an dem Wuch der wahren Kunst, die unbeirrt und still ihren eignen Weg gehn wird, unbefümmert um das Geschrei des Marktes — ja des Marktes! Das Spottwort der verkannten Genies der Sezession für alle ehrliche Arbeit war einmal „Marktkünstler“; wie schnell haben sie selbst gelernt, ihren Trödel feilzubieten!

Ihr Anmutiges haben alle Spätlingkünste, Kokoko, Empire und wie sie heißen. Auch unsre moderne bis ins Ueberne übertriebene und bis zur Frage verzerrte Linienoffenbarung hat ganz unzweifelhaft auch Zierliches hervorgebracht; wo sich wirkliches Geschick mit ihr abgab und seine Farbenkontraste zu Hilfe nahm, da ist manches Netze geleistet worden, das kann man gern zugeben, aber es ist doch nur Spielerei, und von großer Kunst ist gar keine Rede dabei. Wenn man uns aber sagt, daß diese Spielerei, und vollends ihre Frage eine neue Welt schaffen solle, kann man doch nur lachen. Nun, es hat noch keine Mode gegeben, die nicht bald von einer neuen verschlungen worden wäre. Also könnte man die Moderne ihr Stroh ruhig vollends ausdreschen lassen, und es wäre wohl auch das Richtige — denn das Unrechte stirbt nicht schneller ab, als wenn man es unbeachtet läßt —, wenn nicht dieser Modesimpelei von einer Seite Succurs käme, wo man objektive Klarheit und Besonnenheit erwarten sollte, aus den Hallen der Universität. In der „Kunst für Alle“ (und ihrer erweiterten Ausgabe „Die Kunst“ — eine ist so kläglich modern wie die andre —) steht ein Artikel „Die Freiheit der Kunst“ von Professor Konrad Lange in Tübingen, der sich mit der Kaiserrede beschäftigt und das Provokanteste ist, was wir bis jetzt gesehen haben. Dieser Artikel veranlaßt uns, noch einmal das Wort zu ergreifen; es thut uns leid, daß wir uns gegen jemand wenden müssen, der auch an dieser Stelle Gastfreundschaft genossen hat, und den wir schätzen, aber seine Auslassungen dürfen nicht unwiderprochen bleiben; sie fordern die Zurückweisung heraus.

Natürlich wird auch hier, wie es schon anderswo gesehn ist, der Kunstgriff angewandt, daß man den, den man ins Unrecht setzen will, vor allem lächerlich zu machen versucht. Und das geschieht in der boshaftesten Weise. Der Kaiser — der Mann, der eben erst durch That und Wort bewiesen hat, in welchem Maße er von der Liebe zur Kunst befeelt ist, und eine wie selbständige, klare und energische Kunstanschauung er hat — wird mitleidig bedauert, daß ihm die Leute fehlten, die läuternd auf seinen Geschmack einwirken könnten. Daß er selbstverständlich seinen Geschmack für sich haben dürfe, wird ihm herablassend zugestanden. Ein Kaiser darf ebensogut wie jeder Spießbürger [Staatsbürger sagt Lange] seinen Geschmack geltend machen, der ja freilich ein — Staatsbürgergeschmack sein kann. Dann aber darf er ihn nicht für allgemeingiltig halten und über die Grenzen von Berlin und Preußen hinaus für mustergiltig vorschreiben wollen — mit dem preußischen Korporalstod natürlich —, wo doch andre Leute, z. B. Professor Lange, auch ihren Staatsbürgergeschmack für sich beanspruchen dürfen. — Wir wollen nicht alle Ge-

dankgänge der ersten anderthalb Spalten des Aufsages zwischen den Zeilen lesend wiedergeben, wir wollen diesen resümierend fortfahren lassen: „Man sieht aus alledem, daß der Kaiser in Bezug auf die Thatfachen des modernen Kunstlebens von seiner Umgebung dauernd im unklaren gehalten wird. Und das ist um so unbegreiflicher, als in Berlin Kunstgelehrte in führender Stellung leben, die ganz auf dem Boden der neuen Entwicklung stehn“; „ist es diesen Männern wirklich unmöglich gemacht, den Kaiser darüber aufzuklären, daß es eine große moderne Kunst giebt, die der antiken völlig ebenbürtig ist?“ „Haben die schwächlichen Vertreter einer epigonenhaften Hofkunst wirklich allein Gelegenheit, das Urtheil des Kaisers zu beeinflussen und ihm einzureden, die moderne Kunst sei nur durch Klame zu der Stufe emporgeschraubt worden, die sie gegenwärtig in der Schätzung aller Urteilsfähigen einnimmt?“ Nein, solche Leute, die dem mangelnden Verständnis des Kaisers aufhelfen könnten, werden natürlich nicht zugelassen. „Der gute Wille des Kaisers ist ja nicht zu bezweifeln,“ aber freilich, er ist eben übel beraten. „Wir können ihm gewiß aufs Wort glauben,“ daß er denen aufs Wort glaubt, die ihm sein Werk ins Gesicht loben; denn woher sollte er „die Meinungen der andern, der auswärtigen Künstler, der Kunstgelehrten, des Volks usw. kennen?“

Solche Dinge wagt man einem Fürsten zu sagen, dessen scharfen Blick alle scheuen, die mit ihm zu thun haben! Nein, im Gegenteil: Warum sollte er diese Meinungen über seine eigne stellen? Dieser plumpe Versuch, den Kaiser für einen schlecht unterrichteten, von der Meinung andrer abhängigen Dilettanten auszugeben, wird keinen mit besondrer Hochachtung erfüllen.

Und nun die Kinderei, so zu thun, als glaube man, daß der Kaiser nichts von den Künsten der Moderne wisse, und daß seine Umgebung — von der wunderbarerweise vorausgesetzt wird, daß sie einer wie alle gegen die modernen Kunstströmungen verschworen sei — ihm ihre Kenntnis vorenthalten könne. Als ob sie nicht in einer Menge von Publikationen, Kunstblättern, Zeitschriften, die jedermann zugänglich sind, und die der Kaiser natürlich gut genug kennen wird, auffällig genug ihr Wesen trieben; als ob diese Sachen nicht aus allen Schaufenstern schreien und in allen Ausstellungen prangten.

Aber es kommt noch schöner. Nachdem dem Kaiser seine Stelle da angewiesen worden ist, wo er nach seines Rezensenten Meinung hingehört, schüttelt dieser das Haupt und giebt ihm einige beherzigenswerte Lehren wegen der Leichtfertigkeit seiner Äußerungen. „Darüber sind wohl alle Ästhetiker einig [wirklich?], daß es nicht angeht, bestimmte Richtungen, wie etwa die Antike, als ein für allemal vorbildlich hinzustellen, zu fordern, daß die Formen, die in einer bestimmten Zeit für schön gehalten wurden, nun auch für alle Zukunft maßgebend sein sollen.“ In jeder Generation giebt es Künstler, die über die Traditionen hinausgehn. „Und das »Körnchen« von Neuem und Eignem, was jeder Künstler, auch nach dem Zugeständnis des Kaisers, zu dem Alten, Überkommenen [der Sinn der Worte des Kaisers ist klar: zu dem überwältigenden Schatz des großen Alten] hinzuthun darf, läßt sich in seiner Größe nicht reglementsmäßig bestimmen.“ „Nicht diejenige Kunst ist Handwerk und Fabrikarbeit, die in dieser Richtung [indem sie „aus den Quellen der

großen Mutter Natur schöpft“) neue Wege sucht, sondern »diejenige, welche die einmal gefundenen Formen, z. B. den Typus des Fürstendenkmals, gedankenlos und mechanisch rekapituliert.“ „Die Kunstentwicklung wird eben nicht von Einzelnen bestimmt, seien es Kaiser oder x. x., sondern sie erfolgt auf Grund der ewig gültigen Gesetze der Natur und des menschlichen Geistes.“ Freilich! Aber zu diesen Gesetzen gehören doch für sie vor allem die der Schönheit, deren Wesen manchem allerdings ewig verschlossen bleibt, und der menschliche Geist ist unglücklicherweise von verschiedener Qualität. Aber eben das Schöne! Der Kaiser hält es „für etwas Objektives, ein für allemal Gegebenes, das man der Kunst etwa in derselben Weise vorschreiben könne, wie den Soldaten Mut (!) und Disziplin (!), und er glaubt offenbar, daß, wie die Natur ihre ewig gültigen Gesetze von Gott empfängt, so die Kunst auf Erden in ihrer Entwicklung durch das Nachwort des Fürsten bestimmt sei.“ — Die gesperrten Worte haben wir uns zu unterstreichen erlaubt. Wir überlassen dem Leser die Bezeichnung einer solchen Kampfesart. Aber weiter.

Es beruht auf einer sehr richtigen Beobachtung und ist sehr beherzigenswert, wenn der Kaiser den Künstlern sagt, die Plastik habe sich bisher noch mehr von der Gemeinheit der Moderne freigehalten als die Malerei, denn in der That sind in den Ausstellungen mancher Jahre hinter uns die plastischen Arbeiten immer noch das Erträglichste und oft fast das einzige Erfreuliche gewesen. Daß wir hiermit nicht die Klingerschen und ähnliches meinen, ist wohl ohne weiteres klar. Aber gerade dieser und Geister seinesgleichen sind ja die Sterne am Himmel Langes. Sie „sind es gewesen, die die Antike teils inhaltlich, teils in formaler Beziehung wieder zu Ehren gebracht haben [von ihnen rührt eben die Kunst her, die ihr „völlig ebenbürtig ist“], wenn man auch zweifeln kann, ob der Wert ihrer Richtung gerade auf ihrer antikisierenden Richtung beruht.“ Das klingt wunderbarlich, aber zu diesem Zweifel muß man natürlich schon deshalb kommen, weil es stutzig machen muß, daß der Kaiser die Bildhauer auf die Antike hinweist, trotz der Künstler, die sie ja schon „wieder zu Ehren“ gebracht haben, und weil man den Verdacht hegen könnte, daß er vielleicht gerade diese Künstler mit meinte, wenn er von Schrankenlosigkeit, Selbstüberhebung und in den Kinnstein hinabsteigen redet. Nein doch, das ist ja nicht möglich, denn der Kaiser kann, wenn er von der modernen Kunst redet, doch „nur einen verschwindend kleinen Teil derselben gemeint haben, nämlich eine gewisse pornographische Erzählerliteratur der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts — [mit der er natürlich ganz vertraut sein wird] —, deren Schweinereien niemals in der Plastik und [der] Malerei Eingang gefunden haben — und auch in der Litteratur Gott sei Dank längst überwunden sind.“ Wem will Lange diese Albernheiten einreden? Denkt er denn, man gehe blind an den Schaufenstern vorüber und durch die Ausstellungen, und es wisse niemand, wie sich die Litteratur der Moderne seit den achtziger Jahren weiter entwickelt hat? Aber er fährt fort: „Wenn man vielmehr als Ästhetiker Beispiele einer obscönen oder sinnlichen Darstellung in der bildenden Kunst braucht, so muß man auch immer zu der vom Kaiser »so hoch verehrten« Antike und Renaissance greifen“ usw. „Es ist aber nichts

leichter, als sich einerseits ein Ideal der Antike zurecht zu machen, bei dem alles Anstößige, das die Alten geschaffen haben, sorgfältig ausgeschieden ist, und sich andererseits einen Typus der Moderne zu konstruieren, bei dem nur das Verfehlte und [das] Anstößige eine Rolle spielt, während alles Anstößige, Ernste und Tiefe beiseite gelassen wird.“

Die Absicht dieser Bemerkungen liegt so auf der Hand, daß jedes Wort, wenn man nicht ein von Lange selbst gebrauchtes wiederholen will, überflüssig ist. Was hat es damit zu thun, wenn der Kaiser auf die „Ideale der Antike,“ für die Lange ein wunderbares Verständnis zeigt, hinweist, daß die Archäologie und die Geschichte zeigen können, daß es auch zu den Zeiten der alten Griechen und der Renaissance Unflut gab, und wird der Unflut der modernen „Kunst,“ vor der Lange mit so tiefgefühlter Achtung steht, deshalb weniger Unflut? Und ganz abgesehen von dem antiken Unflut, dessen der Kaiser mit keiner Silbe gedenkt, weil er ihm so fern lag, wie Herrn Langes Gedankenwirren, zeigen nicht Werke von Modernen — gerade auch von solchen, wie sie Lange nennt — eine verdeckte Gemeinheit, die auf den reinen Kunstsinne, dem der nackte Leib in seiner Schönheit natürlich nicht im mindesten etwas Unreines ist, wie ein Brechmittel wirkt? Was hat überhaupt mit dem Ideal die Obscönität zu schaffen? Gerade das ist das Wundervolle an der Rede des Kaisers, daß er besser erkannt hat als ein Universitätsprofessor mit seinem Philistergeschmack, wo sie sitzt und ihr Gift austreut, unter dem Deckmantel der Kunst!

Der Kaiser meint aber vielleicht gar nicht, fährt der Artikel dann fort, „die obscöne Kunst, sondern die Schilderung des Elends, die Armeileinmalerei, das sozialistische Drama usw.“ Ja gewiß meint er auch diese kokette Spielerei mit dem Elend, die mit ehrlichem Christentum so wenig zu thun hat, wie der Geldbeutel der auf das Sensationsbedürfnis des blasierten Publikums spekulierenden Künstler. Aber der Artikel erklärt des Kaisers Abneigung gegen diese Sorte moderner Kunst — wir möchten wissen, wie die „kleine Exzellenz,“ Menzel, es aufnahm, wenn sie läse, daß ihr Farbenkunststück des Balzwerks in einem Atem mit diesen Furchenpinslern und Genossen genannt wird — mit zwei wichtigen „Momenten,“ d. h. mit zwei neuen boshaften Unterstellungen, nämlich, „daß er schon in seiner Jugend durch die Atmosphäre seines Elternhauses einseitig auf die Antike und [die] Renaissance hingedrängt worden sei“; und daß es „bei der herrschenden Verwirrung der ästhetischen Begriffe“ . . . „durchaus nicht wunderbar wäre, wenn der Kaiser [bei seiner an sich ja berechtigten Abneigung gegen die Sozialdemokratie] wie so viele Aristokraten den Fortschritt der Kunst mit argwöhnischen Blicken betrachtete, weil er ihn in gewisser Weise mit den politischen Fortschrittsbewegungen identifizierte.“ „Ja, ich würde mich nicht darüber wundern, wenn ihm von reaktionärer Seite eingeredet [immer wieder dieser Kniff!] würde, Künstler, die mit Vorliebe arme Leute oder gar Arbeiter darstellten, seien selbst nichts anderes als verkappte Sozialdemokraten.“

Die Beweisreihe ist geschlossen, das Verdikt selbstverständlich: „Der gute Wille des Kaisers ist ja nicht zu bezweifeln,“ aber „auf die Entwicklung der Kunst werden die Worte des Kaisers keinen Einfluß haben.“

Aber das Philistertum? Ja, es kommt jetzt daran. Gerade da, wo er den guten Willen des Kaisers nicht bezweifelt, verschnappt sich Lange in höchst amüsanter Weise. Mitten in seinen Bosheiten, denn auch die Anerkennung des guten Willens ist boshaft, hat er das Lob: „und was er [der Kaiser] von der Verbreitung der Kunst unter dem Volke sagt, sind »goldne Worte.«“ Aber warum sind sie golden? Soll dem Kaiser wirklich ein ehrliches Wort der Anerkennung gegönnt werden? Nein, sie sind golden nur deshalb, weil „gerade die Modernen sie aus vollem Herzen unterschreiben können.“ Es ist ja ein Stichwort derer, die mit der modernen Kunst krebzen gehn, auf das Lange hier hineinfällt: „Denn gerade sie sind es ja gewesen, fährt er fort, die zuerst das Bedürfnis der »Volkskunst« empfunden haben, und — die künstlerischsten Bilderbücher und die besten und billigsten Wandbilder, die uns das Christfest besichert hat, stammen doch gerade von ganz modernen Künstlern her.“

Hat Lange gar kein Gefühl dafür gehabt, wie ergötzlich es wirken muß, wenn er diese Bilderbücher und Wandbilder vor die Siegesallee schiebt? Glaubt er wirklich, daß ein Kunsturteil, dem eine solche Abgeschmacktheit möglich ist, dem Kaiser oder sonst jemand imposant erscheinen wird?

Ja, es sind goldne Worte, die der Kaiser gesprochen hat, nur gerade diesen Plunder, auf den die ästhetischen Philister so stolz sind, hat er ganz gewiß nicht gemeint; dagegen hat er gerade in der Siegesallee gezeigt, wie er seine Worte in Thaten umgesetzt haben will. Er hat die wirkliche Kunst und die wahre Schönheit gemeint, und die sind allerdings etwas Objektives und ein für allemal Gegebenes, wenn es auch Augen giebt — wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen —, die keine Nerven dafür haben; aber er hat ganz gewiß nicht diese kindischen Unternehmungen gemeint, bei denen sich verständnisvolle Verlegerpekulation mit einem Künstlertum zusammenfindet, das kindlich zu sein glaubt, wenn es mit härtigen Lippen stammelt und lallt wie ein Wickelkind, und volkstümlich, wenn es sich in Formen und Farben kleidet, die so klobig und so einfältig sind, daß das Volk mit starrem Staunen auf solche Leistungen seiner „Gebildeten“ sieht. Wie es scheint, sind auch die Schulverwaltungen im allgemeinen geschick genug, nicht auf den Unsinn einzugehn.

Die kritische Betrachtung wird die einzelnen Gruppen der Siegesallee verschieden einschätzen — wir glauben, daß die Zunächstbeteiligten das selbst thun werden, daß keiner von denen, die an dem großen Werke haben mitgeschaffen dürfen, dem andern, dem das Bessere gelungen ist, ehrliche Anerkennung versagen wird, da sie ja Künstler sind. Der Kaiser selbst sagt von ihnen, daß jeder seine Aufgabe gelöst habe, wie er es konnte. Alle aber, die mitgearbeitet haben, dürfen für sich in Anspruch nehmen, daß sie Künstler sind, und daß sie ihr Bestes zu leisten bestrebt waren. Und wohl jedes der geschaffnen Werke darf für sich in Anspruch nehmen, daß es ein Kunstwerk ist, viele davon welche von großem Wert und wahrer Schönheit. „Das Volk“ geht auch mit dem Gefühl an ihnen vorüber, daß sich ihm hier etwas Großes offenbaren will, und wäre es auch nur das Eine, aus wie kleinen Anfängen, aus welchen

Schwankungen und Irrungen zuletzt die Thatkraft des Hohenzollerngeschlechts den Weg zu der Herrlichkeit des neuen Deutschen Reichs gebahnt hat. Nur Mißgunst und Neid können die Künstler spöttisch um die Freude kränken wollen, die sie an ihrer Arbeit und der Vollenbung des Werks gehabt haben.

Und nur die unglaubliche Borniertheit des Philistertums kann dieses mit solchen Leistungen, wie diesen Volksziehungsholzen, „wie sie uns das Christfest beschert hat,“ auch nur von ferne vergleichen. Mit solchen Volksbeglückungsverfuchen hat das Streben des Kaisers nichts zu thun. Je mehr sie dem Geiste der modernen „Künstler“ entsprechen, von denen „sie doch gerade herkommen,“ desto weniger. Daß der Kaiser an ihnen achselzuckend vorübergegangen ist, beweist, wie richtig er fühlt.

Es scheint uns, Lange hat das Kunststück fertig gebracht, sich zwischen drei Stühle zu setzen. Den Kaiser hat er taktlos angegriffen — das wird ihm keinen Ruhm eintragen bei allen ehrlichen Patrioten; eine ganze Reihe von Künstlern hat er schwer beleidigt, nur um den Kaiser treffen zu können — sie werden es ihm nicht vergessen; und — sollten wir uns irren? — auch denen gegenüber, von denen er sich mitschleppen läßt, hat er sich den Mund verbrannt. Sie werden wunderliche Gesichter dazu machen, wenn er, um den Schein der Unparteilichkeit und damit der Berechtigung seines Urteils über den Kaiser zu erreichen, einen Teil der Modernen fallen läßt, und gerade den, der die reinsten Konsequenzen des neuen Stils zieht. „Leider, sagt er, ist es ja richtig, daß das Uliquewesen in unserer modernen Kunst eine große Rolle spielt [das weiß der liebe Gott!], und daß es nicht an urteilslosen Kritikern fehlt, die in dem Streben, möglichst modern zu erscheinen, mit der guten Kunst [nämlich den Poeten der Wandbilder] auch alles Schlechte, was die Mode bringt, in den Himmel heben.“ „Man denke sich nun Verater, [immer Verater, er hat sie ja so nötig!], die den Kaiser bei passender Gelegenheit auf diese Übertreibungen, auf die wüsten Verirrungen des Symbolismus oder [des] Archaismus hinweisen, etwa bestimmte Seiten des Pan oder gar des Simplizissimus aufschlagen und nun so thun, als ob die ganze moderne Kunst mit diesen Herren oder mit Minne und Balloton und Schnoppf solidarisch wären, als ob alle modernen Kritiker diesen Unsinn billigten. Man begreift dann, wie der Kaiser dadurch in eine tiefe Verachtung gegen alle Kunst hineingeraten konnte, die nicht Menzel oder Vegas oder gar Anton von Werner heißt.“ So geschieht es ist, wenn Lange wiederholt die Reihe der Künstler, für die er zu Felde zieht, mit solchen zusammenknüpft, die mehr bedeuten, wie sich z. B. die Modernen ja immer an Böcklin hängen — ganz gegen dessen Willen, denn wenn er auch gelegentlich ein Knote sein konnte, bei einer Kunst für Knoten wollte er doch nicht Gevatter stehn —, so ungeschickt ist es von ihm, einen Teil der Modernen zu verleugnen, obgleich er nicht im Wesen, sondern nur im Grade von den andern verschieden ist. Nun, sein Geschmack nach dieser Seite geht uns nichts an; er mag mit den Modernen reiten, so weit er will, ihnen können wir ihn überlassen.

Gespannt möchte man darauf sein, welchen Empfang ihm „diejenigen Bildhauer,“ wenn er nach Berlin käme, bereiten würden, als deren höchste

Leistung er es bezeichnet, daß sie es „fertig gebracht haben, in die gutausgerichtete Front dieser Kurfürsten und Könige [der Siegesallee] etwas Abwechslung zu bringen,“ und daß sie, „wenn es auch nur ein »Körnchen« eignen Charakters war, das sie dabei hinzuthun durften, entsprechend etwa dem »Rührt euch« bei einer Front ausgerichteter Soldaten,“ doch „aus dieser modernen Sphinxallee etwas einigermaßen Erträgliches“ gemacht haben, während freilich, wenn diese „Statuen wirkliche Kunstwerke“ hätten werden wollen, ein „großer“ Künstler hätte „an diese Aufgabe herantreten und bei ihrer Lösung vollkommen freie Hand haben müssen.“ Aber der „große Künstler“ Herr Professor Lange hätte doch wohl auch zunächst und vor allem ein Schema für die Idee einer „Allee“ erfinden müssen, in das er das Ganze hätte gießen können. Übrigens halten wir es für gewiß, daß auch der wenigst gelungenen Gruppe der Siegesallee, wenn sie irgendwo, in Dessau oder in Magdeburg oder in Göttingen oder in Königsberg, für sich aufgebaut worden wäre, nicht der feierliche Umzug mit den Fahnen des Kriegervereins, der Gewerkschaften usw. und die Weiherede „unserer verehrten Mitbürgers, des Professors X,“ verjagt geblieben wäre. Nur dadurch, daß sie alle in zwei Reihen nahe beisammen stehen, scheinen sie das Gemüt mancher Leute zu vergewaltigen. Natürlich zumal solcher, die sie gar nicht gesehen haben.

„Leider ist das nicht der Fall gewesen,“ sagt Lange, nämlich, daß den Künstlern völlig freie Hand bei ihrer Arbeit gelassen worden wäre, wenn auch „der Kaiser »freilich« das Gegenteil versichert.“ Nun, wir glauben dem Kaiser trotz Herrn Lange; wir glauben auch, daß der Weg, den der Kaiser in der Siegesallee eingeschlagen hat, der richtige ist, das Volk zur Kunst zu erziehen — es soll sich an der Schönheit erheben. Daß dazu solche Spießbürgerabgeschmacktheiten wie die Wandbilder und Silberbücher, die uns das Christfest besichert hat, brauchbarer wären, kann nur die Beschränktheit glauben; über diesen Kram lacht das Volk bloß. Und wir hoffen und glauben auch, daß die Worte des Kaisers doch einen starken Eindruck auf die Entwicklung der deutschen Kunst haben werden, denn sie werden die Künstler, die echte Ideale im Herzen tragen, ermutigen und ihnen die Kraft geben, den Mobebschwindel zu überwinden.

J. G.



Die Toten von 1899



um viertenmal liegt das interessante und musterhaft redigierte Werk: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer, 1900), vor uns, und wie bei den frühern drei Bänden, so versuchen wir auch diesmal in einem Überblick die Summe des Verlusts an bemerkenswerten Männern, den uns das Jahr 1899 gebracht hat, zu ziehn. Er ist nicht so groß wie in den vorhergehenden Jahren. Den Ehrenplatz nimmt unter den Verstorbenen von 1899 mit seinem dem Bande

vorgefetzten Bildnis der Chemiker Robert Wilhelm Bunsen ein, er war mit dem Ritter Josias von Bunsen verwandt und starb in Heidelberg, achtundachtzig Jahre alt; seine berühmtesten Entdeckungen betreffen die chemischen Wirkungen der Lichtstrahlen und die Spektralanalyse, diese hatte er 1860 veröffentlicht, gemeinsam mit Kirchhoff.

Der nächst berühmte wird Graf Caprivi sein, der zweite Kanzler des Deutschen Reichs, er ist neunundsechzig Jahre alt geworden. Ihn behandelt Alexander Meyer in einem so ausgezeichneten Artikel, daß wir es uns nicht versagen mögen, im Anschluß daran einiges zum Gedächtnis des verdienten und vielverkannten Mannes mitzuteilen. Sein erstes Verdienst erwarb er sich am 16. August 1870, dem Tag von Bionville, als Generalstabschef des zehnten Armeekorps (Voigts-Rheß), indem er trotz gegebenen Befehls das Korps nicht nach Verdun abmarschieren ließ, sondern es so zusammenhielt, daß es dem von der feindlichen Übermacht bedrängten dritten (Mvensleben) Hilfe leisten konnte. Die Stellung des Chefs der Admiralität und Nachfolgers von Stosch 1883 bis 1888 übernahm er gegen seinen Wunsch und füllte sie zur vollen Zufriedenheit des Kaisers aus. Danach wurde er kommandierender General des zehnten Armeekorps und 1890 Bismarcks Nachfolger, was nie das Ziel seines Ehrgeizes gewesen war; er folgte als Soldat dem Befehl seines neuen Kriegsherrn und wußte, welche Schwierigkeiten seiner warteten: „unter mir wird die Politik langweilig werden.“ Alsbald trat er mit einem Bündel neuer Gesetze vor den Landtag. Die in die Hände des Ministers des Innern Herrfurth gelegte neue Landgemeinbeordnung und die Finanz- und Steuerreform des neuernannten Finanzministers Miquel kamen 1891 und 1893 zustande, das Gesetz über die öffentliche Volksschule, wie allbekannt ist, nicht; Goshler war vom Amt zurückgetreten, sein Nachfolger Zedlitz-Trützschler würde es mit einer Mehrheit aus Zentrum und Konservativen durchgebracht haben, da trat das Unerwartete ein. Der Kaiser gab dem Ansturm der übrigen Parteien nach und befahl die Zurückziehung, und der Kultusminister nahm seine Entlassung. Caprivi mußte bleiben, aber nur als Reichskanzler, denn Ministerpräsident wurde Botho Eulenburg (1892 bis 1894). Als Reichskanzler hatte Caprivi zunächst die Absichten des Kaisers, die diesen zum Bruche mit Bismarck geführt hatten, durchzuführen; das Sozialistengesetz ließ man fallen, ein Arbeiterschutzgesetz trat ins Leben. Dann kamen die neuen Handelsverträge (da die alten längstens bis Ende 1893 liefen), zuerst der mit Osterreich-Ungarn vom 6. Dezember 1891 und die mit Italien, der Schweiz und Belgien, denen der größte Teil der Konservativen wegen der Herabsetzung der Zölle auf landwirtschaftliche Erzeugnisse opponiert hatte. Caprivi trugen sie den Grafentitel ein. Endlich kamen die viel schwierigeren Verhandlungen mit Rußland, die nach einem kurzen Zollkriege zum Abschluß eines Vertrags (1894), ebenfalls mit einer Erniedrigung der deutschen Getreidezölle, führten. Der russische Handelsvertrag kam nur durch das Zentrum und die liberalen Parteien zustande, die Konservativen wurden nun des Kanzlers entschiedne Gegner. Für die Industrie folgte bald ein großer wirtschaftlicher Aufschwung, und daß die Politik der Handelsverträge schweren Verwirrungen vorgebeugt hat, ist zweifellos; hier liegen also bedeutende Verdienste Caprivis. In der Kolonialpolitik dagegen, wo er besonders schwierige Verhältnisse fand, hatte er jedenfalls auch keine glückliche Hand („Je weniger Afrika, desto besser“), aber über den vielberufenen Sanibarvertrag mit England vom 1. Juli 1890, der uns Helgoland einbrachte und Witu nahm, können wir kein abschließendes Urteil haben, solange seine Vorgeschichte im Dunkel der Akten liegt. Nach dem Fall des Schulgesetzes 1892 hatte der Reichskanzler keinen festen Boden mehr unter den Füßen. „Ein Mann, der andre Ziele verfolgte, hatte eine ebenso große Macht in Händen wie er.“ Als er demnächst, vor dem Ablauf des Septennats

von 1887, die neue Heeresvorlage mit der zweijährigen Dienstzeit und einer erhöhten Präsenzstärke vor den Reichstag brachte, spaltete sich das Zentrum, und die Regierungsvorlage wurde zuerst abgelehnt, dann aber von einem neuen Reichstage nach Auflösung des früheren mit einer knappen Mehrheit angenommen. Diese wurde nur mit Hilfe der Polen erreicht, die durch eine freundliche Politik, z. B. die Bestätigung Stablewski als Erzbischof von Posen, zu gewinnen waren. Den politischen Parteien gegenüber hatte der Kanzler nun keine sichere Stellung mehr. Die Nationalliberalen schlossen sich, zum Teil aus Kolonialschwärmerei, den Angriffen der Konservativen an, in den Zeitungen wurde höhnisch von seinen persönlichen Fähigkeiten gesprochen, und geradezu einen allgemeinen Unwillen gegen ihn rief der sogenannte Uriausbrief an den Gesandten in Wien hervor, als Bismarck dorthin zur Hochzeit seines Sohnes reiste. Auch unter den Mitgliedern des Staatsministeriums hatte der Kanzler seit Herrfurths Rücktritt niemand mehr, auf den er rechnen konnte. So vollzog sich im Oktober 1894 seine Entlassung unter Umständen, die noch nicht aufgeklärt sind. Es bestand eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob die anarchistischen Verbrechen in Frankreich zu einer Verschärfung der Strafgesetzgebung veranlassen müßten. Eulenburg war dafür, Caprivi dagegen. Persönliche Beziehungen zum Kaiser hatte dieser so gut wie gar nicht mehr. Auf einer Jagdpartie soll sich der Kaiser entschlossen haben, beide Minister zu entlassen. Der Nachfolger beider brachte dann die „Umsatzvorlage“ ein, die im Reichstage fiel. Es ist schwer zu begreifen, daß man diese Sache für so wichtig gehalten hat, ihretwegen zwei Minister zu entlassen, von denen doch nur einer im Unrecht gewesen sein kann. Caprivi hatte früher auf Angriffe der Presse nur das Notwendigste geantwortet und niemals mit Mitteln reagiert, die bis dahin in Preußen üblich gewesen waren; auch nach seinem Rücktritt bewahrte er Schweigen, bis über seinen Tod hinaus, denn es ist nichts Memoirenartiges von seiner Familie veröffentlicht worden. Mafellos rein steht sein Charakter in der Geschichte da, kein Schatten von Eigennutz oder Unaufrichtigkeit trübt das Bild eines Mannes, der sich einer unendlich schweren Aufgabe mit voller Erkenntnis ihrer Unbanbarkeit geopfert hat.

Wir wenden uns zu andern politischen Persönlichkeiten. Eduard von Simson starb neunundachtzig Jahre alt, der Präsident der Frankfurter Nationalversammlung und (seit 1879) des Reichsgerichts, der einst am 3. April 1849 Friedrich Wilhelm IV. an der Spitze einer Deputation die Wahl zum deutschen Kaiser überbracht hatte, und der dann wieder am 18. Dezember 1870 auch dem König Wilhelm die Adresse des Reichstags überreichte, in der die Aufrichtung von Kaiser und Reich festgestellt ward. Ludwig Bamberger aus Mainz, dessen Anregungen wir vor allen andern die Goldwährung und die Reichsbank zu verdanken haben, der schon 1859 als Publizist für die preussische Spitze eintrat, der seit 1866 der nationalliberalen Partei angehörte, 1876 zur Sezession, 1884 zur freisinnigen Partei überging und bis 1893 als Parlamentarier thätig war, starb sechsundsiebzig Jahre alt. Paul Rajunte, der streitbare schlesische Kaplan, ist nur siebenundfünfzig Jahre alt geworden. Seit 1874 gehörte er dem Reichstag, seit 1878 dem Abgeordnetenhaus an, 1871 bis 1878 redigierte er die „Germania,“ von da an gab er die „Korrespondenz für Zentrumsblätter“ heraus. Als die Führer seiner Fraktion zu einem versöhnlichen Ton übergingen, war seine Rolle ausgespielt, und 1884 gab er beide Mandate und die Redaktion auf, um in das Pfarramt zurückzutreten. Der als geistvoller Schriftsteller bekannte Münchner Freiherr von Böldenordorf, einst Direktor im Ministerium des spätern Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe und mit diesem eng befreundet, ist ihm im Tode vorangegangen, vierundsiebzig Jahre alt. Hier ist noch der einst als Verfechter des Protestantenvereins in der Berliner Synode viel genannte Kammergerichtsrat Schröder zu erwähnen. Er starb siebzigjährig,

nachdem er sich nicht lange vorher aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte. Endlich ein Mann, der ohne das Gewicht einer amtlichen Stellung ganz aus eigener Kraft als politischer Schriftsteller eine Bedeutung erlangt und einen stillen, mächtigen Einfluß ausgeübt hat, wie wenige: der Sachse Moritz Busch, der achtundsiebzig Jahre alt und zuletzt körperlich gebrochen in Leipzig starb. Wir gehn auf seine viel zu wenig bekannte und oftmals auch mißdeutete Thätigkeit etwas näher ein. Als schwarzrotgoldner Republikaner war er 1851 nach Amerika ausgewandert und ein Jahr später gründlich enttäuscht aus dem Lande der Freiheit in sein Vaterland zurückgekehrt, das er nun wieder fand, und dessen Neugestaltung, und zwar nicht in republikanischer Form, er mit seinen Hoffnungen begleitete und mit seiner geschickten, scharfen Feder fördern half. Bald war er reisender Berichterstatter, bald seghafter Redakteur. Mit den Grenzbotenredakteuren Gustav Freytag und Julian Schmidt bekannt geworden, wurde er auf des erstern Empfehlung 1853 zu einer Reconoszierungsfahrt nach Schleswig-Holstein ausgesandt, während der Jahre 1856 bis 1859 machte er für den Oesterreichischen Lloyd Reisen in den Orient, und nach dem Tode des Königs Friedrich von Dänemark 1863 begab er sich wieder auf den nunmehrigen Kriegsschauplatz, von wo er erst Anfang 1865 nach Leipzig zurückkehrte, um sich, wie schon früher, den Redaktionsgeschäften bei den Grenzboten hinzugeben. Über seine Reisen hatte er inzwischen lebendig geschriebne Aufsätze und Bücher erscheinen lassen. Jetzt, bei seinem zweiten Aufenthalt in Schleswig-Holstein, arbeitete er während des ersten halben Jahres für die Sache des Herzogs von Augustenburg, dann aber löste er das Verhältniß, weil seine Überzeugung ihn gegen die Ansprüche des Hauses Augustenburg auf die Seite Preußens führte. Denn politisch sah und fühlte er den andern, die neben ihm standen, weit voraus! Insonderheit auch seinem Gönner Gustav Freytag und sogar Julian Schmidt, den wir als Politiker noch über seinen berühmten Mitredakteur stellen. Merkwürdig lag damals das heute nur noch von wenigen gekannte Verhältniß der Meinungen. Die Grenzboten standen in der Frage des preussischen Verfassungskonflikts auf seiten der Ultraliberalen, und Julian Schmidt verließ 1861 Leipzig, um die Redaktion einer von Georg von Vincke gegründeten „Berliner Allgemeinen Zeitung“ zu übernehmen. Als diese nach zwei Jahren einging, wandte er der Politik überhaupt den Rücken, während die Grenzboten weiter mit der liberalen Strömung, also gegen Bismarck, gingen. Die Politiker der Grenzboten, namentlich also Freytag, erwarteten bis zum letzten Augenblick, das frivole Kriegsspielchen möchte Bismarck den Hals brechen und dem Liberalismus die gebührende Führung einbringen, und nun, 1866, mußten sie beiseite stehn und zusehn, wie die Weltgeschichte an ihnen vorüberschritt. Busch trennte sich im Frühling dieses Jahres von den Grenzboten, die (wie es in dem Jubiläumsheft Nr. 40 des 50. Jahrgangs 1891 heißt) in dieser Zeit einen kuriosen Eieranz tanzten; die Aufsätze, die ihn zeigen, hat Freytag später nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen. Wieviel weiter damals Busch sah, zeigt ein Bericht von ihm über das Leipziger Turnfest von 1863 mit dem Schlußsatz: „Aber nun Sela, ihr Herren Turner, und Amen, ihr Herren Redner. Wir haben unsre Großthaten hinreichend gefeiert, und wohl ein wenig auch solche, die noch nicht gethan sind; nicht Siege feiern sie fortan die Parole, sondern Siege gewinnen.“ Und im October 1864 schreibt er: „Gleichviel, wie Bismarck uns sonst gefällt, er verfolgt augenscheinlich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, und nur Verblendete können ihm ein ungewöhnliches Maß von Klugheit und Energie absprechen. Die deutsche Revolution wird von der Berliner Wilhelmstraße ausgehn, nicht, wie Phantasten wädhnen, von den Berliner Fortschrittmännern. Daher ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich national sein wollen, die Bismarcksche

Politik mit allen Kräften zu unterstützen.“ Diesen Weg also überließ Freitag jezt seinem Kollegen Busch, er selbst tanzte zunächst jenen „Eiertanz“ in den Grenzboten und gründete dann 1871 eine neue Zeitschrift, das kurzlebige „Im neuen Reich,“ das mit seiner Geburt schon seine Mission erlebte hatte, weil es in dem wirklichen neuen Reiche kein Bedürfnis mehr erfüllen konnte. Busch aber erhielt noch 1866 vom Auswärtigen Amt in Berlin den Auftrag, dem preussischen Zivillommisnar in Hannover als Beistand für Pressangelegenheiten zu dienen. Im Frühling 1869 kehrte er wieder nach Leipzig zurück, und ein Jahr später, im Februar 1870, wurde er plötzlich als Bismarcks Adlatus für die Presse in dessen Kanzlei nach Berlin gerufen, ging dann mit nach Frankreich und war nach der Beendigung des Feldzugs noch bis 1873 im Auswärtigen Amt beschäftigt. Dann rebigierte er den „Hannoverschen Kurier“ und bereitete sein Buch „Graf Bismarck und seine Leute“ vor. Als dieses erschien (1878, bei Grunow), war sein Verhältnis zu den Grenzboten wieder hergestellt, und diese Verbindung trug alsbald ihre Früchte. Der Nationalliberale Hans Blum, der seit Freytags Entfernung (1871) die Redaktion geführt hatte, war nun nicht mehr möglich, da die Grenzboten für die Politik des Reichskanzlers, der mit den Nationalliberalen zu brechen im Begriff war, eintreten wollten, und von 1879 an gab der Verleger J. Grunow sein Blatt unter eigener Verantwortung heraus, während Busch darin nach Bismarcks Weisungen zunächst seine „Frikionsartikel“ und dann noch viele andre Aufsätze schrieb, deren Quelle die Grenzboten der achtziger Jahre merkwürdig gemacht hat. Busch blieb immer mit Bismarck in Verührung, der sich seiner gewandten Feder vielfach bediente, wo ihm Mitteilungen durch die offiziellen Pressstellen nicht zweckmäßig schienen, und der ihm deutliche Beweise eines ungewöhnlichen Vertrauens früher und noch bis ganz zuletzt gegeben hat. Das 1884 erschienene Buch „Unser Reichskanzler,“ dessen Druckbogen Bismarck, ebenso wie die von „Graf Bismarck und seine Leute,“ durchsah, und das dreibändige Memoirenwerk der „Tagebuchblätter“ von 1899 enthalten eine erlaunliche Fülle des kostbarsten Materials in Gesprächen, Briefen und Dokumenten (auch Auszüge aus jenen Frikionsartikeln finden sich darin), und sie werden für alle Zeit eine der wertvollsten Quellen für die Kenntnis Bismarcks und seiner Zeit bleiben. Aber sie zeigen auch zugleich, welchen Anteil dieser bescheidne, hinter den Kulissen der Zeitgeschichte stehende kluge Vitterat an den einzelnen großen Ereignissen gehabt hat, ein politischer Journalist ersten Ranges, was wir noch einmal mit Nachdruck denen gegenüber betonen, die ihn als einen bloßen Sammler übersüßiger Anekdoten haben hinstellen wollen.

Zwei österreichische Staatsmänner stellen wir hier zusammen, einen jüngern und einen viel ältern aus einer frühern Zeit, sodas mancher mit Verwundrung vernehmen wird, das er bis vor kurzem noch gelebt hat. Jener, Graf Hohenwart, der Vorsitzende eines nach ihm benannten Kabinetts von kurzer Dauer (Februar bis Oktober 1871), war ein für Osterreich wichtiger konservativer Politiker, lange Zeit Führer der Rechten des Herrenhauses, ein bedeutender Redner und eine mit Recht angesehene Persönlichkeit. Während er ein Alter von fünfundsiebzig Jahren erreichte, hat es Graf Rechberg auf dreiundneunzig gebracht, nach fünfunddreißig Jahren des Ruhestandes seit seinem Sturz als Minister im Oktober 1864. Sein Retrolog von Friedjung ist neben dem Caprivis von Meyer nach unsrer Meinung die beste Arbeit dieses Bandes. Rechberg aber hat darum unser Interesse, weil er ein tüchtiger und ehrlich wollender Diplomat und Minister war. Als Gesandter am Frankfurter Bundestage seit 1855 gewann er bald zu dem preussischen Vertreter Bismarck ein viel besseres Verhältnis als sein Vorgänger Prokesch, und in den folgenden Jahren hatte es für die Zeitgenossen manchmal sogar den Anschein, als ob

beide sich verständigen und Preußen und Oesterreich zu einander den Weg in der deutschen Frage finden würden. Mitten in einer schweren europäischen Krise, unmittelbar vor dem Ausbruch des unglücklichen österreichisch-französischen Kriegs 1859 übernahm er als Minister die Leitung der äußeren Politik, die von seinem Vorgänger, dem Grafen Buol, gänzlich verfahren war. Dieser hatte Rußland brüskiert, Rechberg suchte ein gutes Verhältnis zu Rußland und namentlich zu Preußen, weil er nur so die disparaten Elemente des Kaiserstaats zusammenhalten zu können ein sah. Als Verehrer der Politik des greisen Fürsten Metternich wünschte er an der Landkarte Europas möglichst wenig geändert, und er bemühte sich um einen friedlichen Ausgleich mit Preußen in Deutschland; aber der Kaiser gab vielfach andern Ratgebern nach, dem franzosenfreundlichen Ministerialdirektor von Meysenbug und dem preußenfeindlichen Referenten für die deutschen Angelegenheiten von Biegeleben, und da nun andererseits Rechbergs Programm, mit der Erhaltung des 1815 in Deutschland geschaffnen Zustandes als Grundlage, die von dem deutschen Volke ersehnte Einigung auszuschließen schien, so mußte wohl diese ganze deutsche Politik Oesterreichs unfruchtbar bleiben, während Preußen in der deutschen Frage 1862 durch einen freihändlerischen Handelsvertrag mit Frankreich, dem die Staaten des Zollvereins beitreten mußten, einen vollen Sieg erreichte. Der Fürstentag in Frankfurt 1863 ergab einen Mißerfolg Oesterreichs. Rechberg hatte die Unternehmung, zu der Biegeleben und Schmerling den Kaiser bestimmten, nicht gewollt; die Blamage konnte er nicht mehr abwenden. In der schleswig-holsteinischen Frage ging er sodann weiter mit Bismarck, als er ursprünglich gewollt hatte, er entfremdete sich zunächst die Mittelstaaten dadurch, daß Oesterreich gemeinsam mit Preußen die Zurückziehung ihrer Kontingente erzwang, und als dann Dänemark die Herzogtümer an „Oesterreich und Preußen“ abtreten mußte, erhob den Schmerling und seine andern Gegner gegen ihn nicht ohne Grund den Vorwurf, daß er Preußen zu einer Ernte verholzen habe, woran der Anteil Oesterreichs mehr als unsicher sei. Aber nicht das stürzte ihn, sondern eine diplomatische Niederlage auf einem ganz andern Gebiete. In dem 1853 auf zwölf Jahre abgeschlossnen Handelsvertrage mit Preußen war ausgemacht worden, daß nach Ablauf dieser Frist Oesterreich der Eintritt in den Zollverein freistehn solle; bei der nicht genügend entwickelten Industrie Oesterreichs schien aber der Anschluß auch im Jahre 1865 noch nicht möglich, und so war das Wiener Kabinett, Schmerling an der Spitze, der Ansicht, diese Klausel — § 25 des alten Vertrags — müsse in den neuen wieder aufgenommen werden. Rechberg vertrat (im September 1864, also noch vor dem Abschluß des Wiener Friedens mit Dänemark vom 30. Oktober) die Forderung in bringenden Vorstellungen an Bismarck, der sie auch bei dem König unterstützte, aber dieser verjagte unter Delbrücks Einfluß seine Zustimmung; er legte auf Rechbergs Verbleiben im Amte bei dessen wenig energischer Politik keinen Wert und glaubte andrerseits nicht, daß durch ein Zugeständnis in der Zollfrage gegen Schmerling, wenn dessen Stellung wirklich so stark sei, etwas wesentliches erreicht werden könne. Bismarck hat viel später diese Nichtbewilligung des § 25 für einen Fehler erklärt, weil sie einen Minister aus dem Amte getrieben hätte, der alles gethan haben würde, einen Krieg mit Preußen zu vermeiden. Als die Entscheidung gefallen war, und die beiden österreichischen Minister ihr gemeinsames Verbleiben im Amte für unmöglich erklärten, genehmigte der Kaiser, der noch nicht mit dem liberalen zentralistischen System Schmerlings brechen wollte, Rechbergs Entlassungsge such, an demselben Tage aber (27. Oktober) verlieh er ihm das Goldne Kreuz, und sein Nachfolger wurde auch nicht etwa ein Politiker der Schmerlingschen Richtung, z. B. Biegeleben oder der Gesandte in Paris, Metternich, sondern der von ihm selbst vorgeschlagne Graf Mensdorff. Aber jene Gegner der von ihm

vertreten Politik trieben die Abwendung von Preußen immer weiter, bis die Schlacht bei Königgrätz zwischen den beiden Systemen entschied und der nun auf immer zurückgetretene Minister die schmerzliche Genugthuung hatte, daß ihm Biegeleben erklärte, er habe sich in seinen Voraussetzungen geirrt. Reichbergs Ziel war ein Schuß- und Trugbündnis mit Preußen, das es Oesterreich ermöglicht hätte, seine Herrschaft in Ungarn und Venetien festzuhalten, und das mit der friedlichen Abtretung seiner Rechte auf Schleswig-Volstein nicht zu hoch bezahlt worden wäre. Der geschlossenen Persönlichkeit seines Gegners Schmerling gegenüber von vornherein im Nachteil, mußte er lavieren und Richtungen wechseln. So erschien er schwankend und schwächlich und mußte die Schuld auf sich nehmen für alle Mißerfolge der äußern Politik Oesterreichs, sogar für den unglücklichen Krieg von 1866, den er hatte vermeiden wollen. Er kehrte nie mehr in den Staatsdienst zurück, sondern lebte still für sich in einem Schloßchen bei Wien, sodaß, als ihm 1896 Goluchowski die Glückwünsche des Ministeriums des Auswärtigen zu seinem neunzigsten Geburtstag überbrachte, die meisten Menschen zu ihrem Erstaunen aus den Zeitungen erfuhren, daß er noch nicht gestorben sei. Er selbst aber erlebte noch die Freude, sich durch das Urteil Bismarcks, dessen Frankfurter Berichte viel später veröffentlicht wurden, gerechtfertigt zu sehen.

Wir kommen zu den Gelehrten und überhaupt zu denen, die etwas geschrieben haben; sie werden ja bei uns leichter des öffentlichen Ruhms teilhaftig als andre Menschen und erlangen namentlich den Nachruhm, in Gradabstufungen selbstverständlich, der Unzähligen versagt ist, die im Leben ungleich höher standen und mehr zu sagen hatten. Der weltberühmte Geograph Heinrich Kiepert ist einundachtzig Jahre alt geworden; der Kartograph Kauptert aus Kassel, dann Vermessungsdirektor im preußischen Generalstabe und durch seine Kartenveröffentlichungen (Preußen, Deutsches Reich, Attika, Olympia) bekannter geworden als die meisten Generale, siebenundsiebzig Jahre. Genau so alt wie Kiepert ist sein Verleger Dietrich Reimer geworden, der langjährige Inhaber einer berühmten Buchhandlung für Geographie und Kartenwesen in Berlin, die er 1891 in andre Hände übergeben hatte. Akademische Professoren sind außer Kiepert nur noch zwei zu nennen: der Chirurg Socin in Basel (zweiundsiechzig Jahre) und der aus Deutsch-Rußland stammende Berliner Kunsthistoriker Eduard Dobbert (sechzig Jahre). Der ausgezeichnete philologische Schulmann Alfred Fleckstein in Dresden brachte sein Leben auf neunundsiebzig Jahre. Auch Viktor von Strauß, der vielseitige ungemein fruchtbare, politisch-religiöse Schriftsteller und Dichter, hat sein an Erfolgen reiches und glückliches Leben mit neunzig Jahren in Dresden beschlossen, wohin er 1872 gekommen war. Bis 1866 vertrat er sein Heimatland Schaumburg-Lippe am Frankfurter Bundestage. Nachdem er am 14. Juni das Votum seiner Kurie für die Mobilmachung gegen Preußen abgegeben hatte, mußte er sich in das Privatleben zurückziehen. Es wird aber manchen erinnerlich sein, daß ihn der Kaiser Wilhelm II. wegen seiner sozialpolitischen und erbaulichen Schriften sehr schätzte und noch ganz zuletzt mit hohen Auszeichnungen bedachte. Der Dichter Klaus Groth ist achtzig Jahre alt geworden, sechsundsiechzig Jahre Philipp Galen, wie sich der einst viel gelesene Verfasser zahlreicher Romane (seit 1852), der Stabsarzt Lange in Potsdam, nannte. Der philosophische und spiritistische Schriftsteller Karl Freiherr Du Prel, bis 1871 bayrischer Offizier, starb sechzigjährig in seiner Tiroler Sommerfrische. Ein hochbegabter, sympathischer Mann, aber ohne Erfolg, ohne Glück. Sein Freund Alfred von Menß hat ihm einen ergreifenden Nekrolog geschrieben, auf den wir hier mit Nachdruck hinweisen möchten.

Unter den namhaften Frauen muß zuerst Anna von Helmholtz geborne von Wohl, die Witwe des berühmten Physikers, erwähnt werden (fünfund-

sechzig Jahre), sodann, mit einem besondern Ruhmestitel von bestrittenem Werte, Elise Polko (sechsunfsiebzig Jahre) und endlich die Sängerin Amalie Joachim, die sechzigjahrig starb, nachdem ihre Ehe schon 1882 getrennt worden war. Eine andre bekannte musikalische Persönlichkeit, der Dirigent und Komponist Albert Becker, seit 1889 Leiter des Berliner Domchors, ist funfsundsechzig Jahre alt gestorben. Ein deutscher Antiquariatsbuchhandler von europäischem Ruf, Quarcisch in London, ist achtzig Jahre alt geworden; vierundachtzig Jahre alt ein rheinischer Industrieller und Handelsherr großen Stils, der Geheimhe Kommerzienrat und Ehrendoktor zweier Fakultäten Gustav von Mevissen.

Den Zug des Todes mag ein berühmter Komiker beschreiben, der vor länger als einem Menschenalter als Meisterdarsteller der Lokalposse ganz Berlin ergozte, Karl Helmerding, der von 1855 bis 1878 im Wallnertheater auftrat und mit Reusche, Reumann und Anna Schramm ein kaum wieder irgendwo zusammengefugtes Ensemble bildete. Seit 1878 lebte er von der Bühne zurückgezogen als Rentier und ist siebenundsiebzig Jahre alt gestorben. Er verstand es namentlich auch, politische Couplets mit vortrefflicher Mischung von Bosheit und scheinbarer Unschuld vorzutragen, und es gab eine Zeit, wo die unterdrückte Opposition beinahe allein durch dieses Couplet ihrem Unmut Luft machen konnte, wofür Alexander Meyer in seinem Nekrolog aus dem Schatz seiner Berliner Erinnerungen ein hübsches Beispiel giebt. In den Tagen des Militarconflicts hatte es einst große Entrüstung hervorgerufen, daß Bismarck während einer Debatte in Abgeordnetenhaus, zu der er ausdrücklich eingeladen war, sich entfernt und dann bei seiner Rückkehr erklärt hatte, er habe auch im Nebenzimmer alles hören können. Einige Tage darauf besuchte er mit dem sächsischen Minister von Beust das Wallnertheater, um Helmerding zu sehen. Dieser wurde im Zwischenakt wie gewöhnlich hervorgerufen, aber er kam nicht. Endlich nach langem Rufen erschien er vor dem Vorhang in demütiger Haltung und entschuldigte sich, er habe auch hinter dem Vorhang alles gehört, was im Hause vorgegangen sei. Dieser Scherz entzückte nicht nur die Berliner, sondern er gewann ihm auch Bismarcks Herz, zu dem er dann öfter eingeladen wurde.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mahn)

Zehntes Kapitel

Es geschieht, was kein Mensch vermutet hatte



Louis Duttmüller zürnte, und zwar mit Recht. Was für eine Szene hatte man ihm gemacht! Louis Duttmüller war keiner von den Barten, er konnte einen Stoß vertragen und konnte auch die Art seiner Mutter; aber dies war denn doch zu arg. Man hatte ihn lackerlich gemacht. Für wen hielt man ihn denn? Er war doch nicht mehr das arme Tier von Schüler in verwachsenen Hockchen, das sich alles gefallen lassen mußte, auch nicht mehr der Student, der seiner Mutter auf der Tasche lag, er war Doktor Louis Duttmüller, praktischer Arzt und Geburtshelfer, ein Schüler Forstmanns, ein Mann von Zukunft, ein Arzt, den man schon zwei Stunden weit bis nach Klein-Sieboldorf kommen ließ, der auf eine Reihe

von Fällen mit wahrhaft wunderbarer Heilung hinweisen konnte, und der schon im ersten Jahre seiner Praxis einen Haufen Geld verdiente, wie wenige seiner Kollegen in der Stadt. Und einen solchen machte seine eigne Mutter vor allen Leuten lächerlich! Ein Uebermaß von Pietät seiner Mutter gegenüber hatte er nie gehabt, nun aber verwandelte sich dieser Rest kindlicher Liebe in Groll. Er haberte mit dem Schicksal, das ihm eine solche Mutter gegeben hatte, und kam sich vor wie ein Schwan, der auf einem Entenhof ausgebrütet worden ist und seine Vetternschaft nicht los werden kann.

Zum Heiraten gehören doch allemal zwei; kam er selbst denn gar nicht in Betracht? Gegen Laura wollte er nichts sagen. Laura war ein gutes Mädchen, und sie hatte ihn gern gehabt, als er noch nichts war. Aber die andre mit dem Federbusch und den drei Häusern in Magdeburg! Schauerlich! Und einem Menschen so ins Haus zu fallen, als brauche man nur zuzufassen und könne den Doktor Duttmüller gleich vom Flecke weg heiraten, bloß weil es seine Frau Mutter wünschte. Dann doch lieber Dorch, wenn auch die drei Häuser immerhin eine Sache waren, die erwogen werden mußte. Aber sich so behandeln zu lassen, nein, das duldete er nicht.

Und noch dazu in Gegenwart von Larisch, der über das ganze Gesicht gelacht und sich gewiß schon einen neuen Namen ausgedacht hatte, den er ihm anhängen wollte. Er durfte sich ja vor keinem Menschen mehr sehen lassen. „Louis, komm nach Hause, komm nach Hause, Louis,“ das klang ihm fortwährend in den Ohren, und es klang ihm, wie wenn der Teufel Orgel spielt.

Seine Stimme wurde nicht verbessert durch folgenden Brief, der er ibernachtag erhielt.

Lieber Lui.

Dieses schreibe ich, weil ich die ganze Nacht geschrien habe und kein Auge zugethan. In dem daß es mich sehr getränkt hat. Wo ich doch mit Fräulein Hefter davor und wir auf dem Sofa saßen, und sie uns haben sitzen lassen wie die Affen und Karpfen aßen. Wovor du freilich nichts kannst, sondern die Karmallje die Dore, der ich es aber noch eintränten werde. Und der alte Fskucker Gödel und seine saubere Laura. Lieber Lui. Ich habe große Sorge wegen dich. Wenn ein junger Mensch, der noch keine Erfahrungen hat, so umgarnet und gemacht wird von Karmalljen, daß er in sein Verderben fällt. Zwingen kann ich dich nicht, denn du bist ja mein Einziger und verdienst Geld, aber vergiß nicht, was ich für dich gethan habe, und wie ich mich abschmarachtet habe, die langen Jahre und was du jetzt wärst. Und wenn ich nun komme und Karlne Hefter, die drei Häuser in Magdeburg hat, ohne die 40000 Hippe Deelen, und was sonst dran rum hängt, und sage: Lui, komm nach Hause, und bleibe stehn wie eine Dumme, das kränkt mich. Und Fräulein Hefter war auch ganz gashpurnath und wollte gleich abreisen. Aber ich habe ihr gütlich zugeredet. Lui, die Gelegenheit kommt nicht wieder. Und wenn ich längst im Grabe liege, dann wirst du es noch bereuen. Aber nach Holzweißig kommt sie nicht wieder. Wenn aus der Heirath noch was werden soll, dann mußt du bei sie kommen. Was ich in den nächsten Tagen hoffe.

Deine Mutter.

Louis Duttmüller warf den Brief unmutig unter den Tisch, denn es stand ihm keineswegs fest, daß seine Mutter und die Dame mit den drei Häusern in Magdeburg nicht doch noch eines Tages wieder ankommen würden.

Die gnädige Frau war diesesmal wirklich ernstlich krank, zwar nicht zum Sterben, aber sie hatte eine rechtshafne Influenza mit all den interessanten Komplikationen, die die Kunst Duttmüllers herausgefunden hatte. Da wurde erstens in den Bronchien eine thalergroße pneumonische Infiltration entdeckt. Dazu traten zweitens gastro-intestinale Komplikationen. Drittens fand sich eine bedrohliche Herzschwäche, und als eventuelle Folge mußte viertens eine Nierenentzündung mit ihren

unabsehbaren Folgen gefürchtet werden. Die Lage war ernst und forderte die peinlichste Aufmerksamkeit; doch hoffte er durch Anwendung von Lactophenin (ja nicht Phänacetin!) in Verbindung mit Aspirin und salzsaurem Natron die Gefahr beschwören zu können.

Duttmüller fand in Alice eine zuverlässige und unermüdbliche Helferin. Alice war aus ihrem träumerischen Wesen aufgewacht, sie war froh, eine Lebensaufgabe zu haben, war froh zu dienen und zu pflegen. Was der Doktor sagte, das wurde geglaubt, als wenn es ein Evangelium gewesen wäre, und was er anordnete, das geschah unweigerlich. Hierbei behandelte Doktor Duttmüller Alice mit einer gewissen vertraulichen Kollegialität, wie wenn sie sein Assistenzarzt wäre. Und Alice war dafür dankbar. Jetzt kam sie sich nicht mehr vor wie eine Orchidee, die auf fremdem Stamme wächst, jetzt hatte sie eignen festen Boden unter den Füßen.

Am Krankenbett der gnädigen Frau fanden lange Konferenzen statt. Dies machte auch auf Duttmüller einen ganz besondern Eindruck. Es war ihm wie eine neue Welt. Bisher hatte er sein eignes Schlafzimmer wie ein notwendiges Übel behandelt. Seine Praxis hatte ihn in Krankensäle und in die Häuser von Arbeitern und Bauern geführt. Hier trat ihm ein vornehmer Komfort entgegen, der auch das Schlafzimmer nicht vernachlässigte, sondern es fein und behaglich ausstattete. Bilder in Schlafzimmern, Bilder mit breitem goldnem Rahmen, das hatte er noch nie gesehen, ebenso wenig Betten von solchem Umfang und eine Chaiselongue am Fußende des Bettes. Was alle die Flaschen und Dinge auf dem Toiletentisch zu bedeuten hatten, das war ihm völlig dunkel. Und dazu die eigentümliche Lage. Hier die gnädige Frau mit halb geöffnetem Auge und gleichgültigem Blick, und gegenüber das gnädige Fräulein, deren feines Profil sich nun von dem verhängten Fenster abhob, oder die ihn nun mit vollem Blick ansah. Und das alles in der Dämmerung des Krankenzimmers. Louis Duttmüller kam sich mehr denn je als Schwan vor und sehnte sich durchaus nicht nach seinem Entenhofe zurück.

Manchmal war die Rede auf das Unglück auf dem Kalkwerke gekommen. Duttmüller konnte mit großer Genugthuung feststellen, daß er begründete Hoffnung habe, alle Verunglückten wieder völlig herzustellen. Besonders gern weilte die Erinnerung bei dem kritischen Augenblick, wo der eine Bergmann aus unmittelbarer Gefahr des Verblutens durch einen mutigen und geschickten Eingriff gerettet worden war. Doktor Duttmüller verfehlte nicht, die Verdienste Alices hierbei in das gehörige Licht zu stellen, was diese zwar errötend aber nicht ungern anhörte. Später kam dann die Rede mehr auf den vorliegenden Fall, den Kampf mit einem unsichtbaren, schleichenden und doch in seiner Anzahl gefährlichen Feind, auf die supponierten Bakterien der Influenza und die nachgewiesenen der Pneumonie. Die Hellsichtigkeit der ärztlichen Kunst, mit der diese den verborgnen Feind entdeckt, die Sicherheit, mit der sie das rechte Mittel findet, um die Zellen in ihrem Kampfe mit den Scharen der Fremdlinge zu unterstützen und ihnen zum Siege zu verhelfen, imponierten Alice. In ihrem Ohr klang der Mendelssohn'sche Chor aus der Antigone: Nichts gewaltigeres giebt es als den Menschen, mit dem Schlusse: in allem weiß er Rat, und ohne Rat findet ihn nie der kommende Tag. Hier in der ärztlichen Kunst war wahrlich etwas, was solchen Ruhm verdiente. Und diese ärztliche Kunst trat ihr entgegen in Gestalt eines stattlichen Mannes, eines Mannes, auf den sie sichtlich Eindruck machte, der im Verkehr mit ihr hier und da in Verwirrung geriet, was Frauen nicht ungern sehen. Wem galt nun ihre Verehrung, der ärztlichen Kunst? oder vielleicht auch ein wenig ihrem Träger?

Auch Duttmüller imponierte die Art des jungen Mädchens, wie sie den Kopf neigte und still, aber mit gesammelter Aufmerksamkeit zuhörte, wie sie seinen Worten mit ihren Gedanken vorauseilte, wie sie mit einem Blick über sah, mit einem schlichten aber treffenden Worte zusammenfaßte, was er unter Zuhilfenahme gelehrter Termini kaum in langer Rede darlegen konnte. Die vornehme Anmut, die in jeder Bewegung, in jedem Worte das Richtige und Wohlthuende sagte und that, diese ihrer

selbst unbewußte Viebenswürdigkeit waren ihm etwas ganz Neues. Diese junge Dame in das Heiligthum der Wissenschaft einzuführen, machte ihm große Freude, und er bereitete sich diese Freude täglich und dehnte sie aus, soweit es eben ging.

Die gnädige Frau hatte sich auch in ihrer Krankheit nicht von ihrer Lognetzte mit dem langen Stiele trennen können. Sie hielt sie in der Hand und machte mit ihr matte Taktschläge zu dem, was sie dachte. Als nun — durch Verdienst des Arztes — alle Komplikationen, die das an sich geringe Leiden gefährlich machten, bekämpft und beseitigt waren, sie aber, um gefährliche Rückfälle zu vermeiden, bis auf weiteres im Bette liegen blieb, wurden die Konferenzen nur noch länger. Es gab so unendlich viel zu ordnen, zu bedenken, zu besprechen, was ja am besten in Gegenwart des Arztes geschah, der zu allem seinen wissenschaftlichen Segen geben mußte.

Beunruhige dich nicht, Mama, sagte Alice, es wird ja alles besorgt.

Du scheinst anzunehmen, mein Kind, erwiderte die gnädige Frau, indem sie, so gut es im Bette ging, eine königliche Haltung annahm, daß ich entbehrlich bin. Sie war allerdings der Meinung, daß die guten Reden, mit denen sie die Arbeit anderer zu begleiten pflegte, unerseßlich seien. — Wenn du die Erfahrung hättest wie ich, Alice, würdest du den Wert einer Hausfrau nicht unterschätzen. Die Hausfrau ist die Seele des Hauses. Ach, ein Haus ohne Hausfrau, wie seelenlos ist es. Und wie gönne ich euch und Egon das Glück, eine sorgende Mutter und Gattin zu haben. Es ist nicht leicht, Herr Doktor. Die Hausfrau trägt die Last des ganzen Hauses. Sie bedenkt und erwägt und leitet alles. So habe ich wenigstens meine Aufgabe angesehen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, meinem Hause zu leben, und du wirst mir zugestehn, Alice, daß ich meine Pflicht erfüllt habe. Tante Maud pflegte zu sagen — Tante Maud in Scroopshir Castle, sie war die Gemahlin des verstorbenen Barons of Scroopshire und wohnte im Sommer auf ihrem Schlosse, einem prachtvollen alten Bau aus dem Mittelalter! Uralte Bäume! Man sah von Silber, die Dienerschaft trug Uniform, Scharlachrot und Silber. Nein, ich irre mich, es war Dunkelblau und Gold, und dazu gepuderte Perücke. Was wollte ich doch sagen? — Ja, sie pflegte zu sagen: Ich habe Grund, anzunehmen, daß du einmal das Glück und der Stolz deines Hauses werden wirst. In der That, so sagte Tante Maud.

Die gnädige Frau sah fragend rechts auf Alice und links auf den Doktor, als wenn sie ein bestätigendes Zeugnis wünsche. Doktor Duttmüller beeilte sich denn auch, die Tante Maud als eine Dame von Klugheit und Menschenkenntnis zu rühmen. Worauf ihm die gnädige Frau dankbar die Hand reichte und fortfuhr: Darum bin ich Ihnen auch so dankbar, daß Sie mir helfen, gesund zu werden und trotz meines Leidens meine Pflicht zu erfüllen. Ihnen und Alice — hier reichte sie die andre Hand Alice, und die Sache nahm einen gruppenhaften Charakter an. Ich muß Ihnen sagen, lieber Doktor, daß ich ein ganz besonderes Vertrauen zu Ihnen habe, als Arzt und als Mensch. Es ist mir seit lange kein Mediziner vorgekommen, der seines Amtes mit solcher Treue und Selbstlosigkeit wahrte, der einen so rein sachlichen Blick hat, und der mit solcher unfehlbaren Sicherheit das Rechte zu treffen weiß. Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar.

Hier wurde Doktor Duttmüller rot.

Und auch dir, Alice, bin ich sehr, sehr dankbar. Du hast dich selbst übertroffen. Ich wünsche dir all das Beste, was eine Mutter ihrer Tochter nur wünschen kann. Damit sah sie bedeutungsvoll zu Doktor Duttmüller hinüber.

Hier wurde auch Alice rot. Aber es geschah weiter nichts.

Während dessen waren Ellen und ihr Papa in dessen Studierzimmer. Papa rauchte seine Meerchaumpfeife, und Ellen hatte das chemische Buch auf den Knien, studierte aber nicht.

Pa, sagte Ellen, ich muß einmal den Dummen martieren, wie Klapphorn sagt, aber du darfst nicht böse sein.

Nein, Schnucki, rede nur, erwiderte Pa.

Was soll denn aus Alice werden, wenn du einmal tot bist?

Ein unbehaglicher Gedanke. Erstens vom Sterben zu reden, und zweitens gerade den Punkt zu berühren, wo er sich selbst wund fühlte, und den er gern mit Watte zuzudecken pflegte. Herr von Nienhagen nahm die Pfeife aus dem Munde und bewegte unmutig den Kopf.

Stehst du, Pa, jetzt wirst du doch böse. Aber ich habe dich nicht kränken wollen. Ich habe nur gedacht, man müsse beizeiten für Alice sorgen. Für mich nicht. Ich fresse mich durch wie Schwefelsäure, wie Klapphorn sagt. Aber solche Mädchen wie Alice sind zerbrechliche Ware.

Sorge dich nicht, Kind, sagte Herr von Nienhagen, Alice wird heiraten.

Wird sie das? Pa, in den Städten glebt es Kasinos, Bälle, Eisbahnen und noch vieles. Da gehn die jungen Mädchen hin und machen Bekanntschaften, und zuletzt wird es eine Verlobung. Was haben wir denn in Holzweßlig? Wer kommt zu uns? Ich habe seit Jahr und Tag keinen heiratsfähigen jungen Mann gesehen, keinen Gutsbesitzer, keinen Assessor, nicht einmal einen Leutnant. Natürlich, den Doktor Sembrißky rechne ich nicht.

Donnerwetter, sagte Herr von Nienhagen, Mädel, mach mir das Herz nicht schwer. Das habe ich mir auch schon gesagt, aber ich habe immer gedacht, es hat noch Zeit.

Pa, ich glaube, jetzt ist es Zeit.

Herr von Nienhagen sann nach, und dann sagte er: Schnucki, meine Kasse steht jetzt nicht gut. Dieser Mensch, dieser Hork hat sie wieder geprenzt. Aber wenn wir ein gutes Geschäft mit dem Steinbruche gemacht haben, dann machen wir offnes Haus. Wir laden die Nachbarn ein, die Weizensteiner und die Siebendorfer und die Kameraden aus Braunsfels, und du sollst einmal sehen, das giebt einen fidelen Winter, und es müßte doch mit Krücken und Kräutern zugehn, wenn wir Alice dabei nicht anbrächten.

Ellen zerupfte ein Stück Papier und sah traurig aus. Sie wußte ganz genau, daß das Lustschlösser waren. Pa, fuhr sie fort, was hältst du denn von Doktor Duttmüller?

Pa nahm die Pfeife aus dem Munde, zog die Augenbrauen hoch und sagte: Schnucki, wie kommst du darauf?

Ich dachte nur so.

So? Na, dann will ich dir sagen, ich traue dem Kerle nicht recht. Vielleicht thue ich ihm Unrecht, aber ich denke manchmal, es ist ein ganz gewöhnlicher Streber.

Ich traue ihm auch nicht. Weißt du, Pa, ich weiß jetzt ganz genau, daß er mit dem Messer ißt, wenn er bei sich zu Haus ist. Pa, lache nicht. Ich weiß wohl, daß es keine Sünde ist, mit dem Messer zu essen, aber ich dachte, wer so wenig Erziehung hat und sich so beim Essen gehn läßt, der thut es auch bei andrer Gelegenheit. So einen nähme ich nicht.

Du wirst doch nicht! rief Pa ganz erschrocken.

Fällt mir gar nicht ein. Aber höre, Pa, ist es unrecht, zu heiraten, um versorgt zu werden?

Alle unsre jungen Mädchen heiraten, um versorgt zu werden.

Das ist aber sehr traurig. Wo bleibt denn da das Beste im Leben? Alice, glaube ich, könnte es nicht. Sie ist zu ideal dazu; aber ich fürchte, sie macht eine Dummheit.

Während dessen war ein Wagen vorgefahren. Klapphorn trat herein und meldete, daß Fräulein Lydia angekommen seien und in den gnädigen Fräuleins ihrer Stube warteten. Ellen eilte hinauf und fand Lydia in hoher Erregung. Ellen, rief sie, ich bitte dich um Gottes willen ziehe dich an und komm mit.

Zu wieso denn, und wohin denn?

Ich bitte dich, kein Wort. Du sollst später alles erfahren, aber eile dich.

Ellen eilte sich also und stieg mit Lydia in den Wagen, der unten hielt. Vor Happichs Gasthaus wurde angehalten. Dorchens kam heraus und theilte Neuigkeiten mit, und zwar so heimlich, daß man es die ganze Straße hinauf und hinab merken konnte, daß es sich um Geheimnisse handle. Fröhe Popsitzens Wagen sei vor einer halben Stunde abgefahren, und auf der Postlarke hätte gestanden zu dem Zuge um ein Uhr siebenzehn Minuten von Allum aus. Wenn sie jetzt den Aueweg führen und durch den Rehggrund auf den Heinrichsweg kämen, der nach Allum führt, und dann links einbögen, so müßten sie ihnen begegnen.

Johann erhielt seine Befehle und lenkte seine Pferde auf den angegebenen Weg. Seit wann hast du denn Freundschaft mit Dorchens Happich geschlossen? fragte Ellen.

Still, still, erwiderte Lydia, indem sie auf Johann wies, du sollst alles erfahren.

Man fuhr also den Aueweg, in den Wald hinein, durch den Rehggrund auf die Walbhöhe und bog links in den Heinrichsweg ein, der auf dem Berglamme von der Försterei nach Allum führte. Man war noch nicht weit gefahren, so erschienen von der andern Seite ein Wagen, Fröhe Popsitzens Wagen mit Fröhe Popsitzens Großnecht als Kutscher auf dem Boche. Lydia wurde blaß und rot und ergriff Hilfe suchend die Hand Ellens. Man fuhr aneinander vorüber. In dem entgegenkommenden Wagen saß Doktor Sembrißky, und neben ihm eine rothaarige, etwas orientalische Schönheit, eine Frau von junonischem Wuchse in der allermodernsten Kleidung und selbstbewußter Haltung. Man grüßte sich steif und vornehm. Es war alles vorüber.

Aber Lydia, sage mir —

Stille, stille, du sollst alles erfahren.

Man kehrte auf dem kürzesten Wege zum Fronhofs zurüd. Lydia eilte mit Ellen hinauf in den Jungfernzwinger, und beide trafen dort Alice, die gedankenvoll in ihrem Tagebuche blätterte. Lydia warf sich in leidenschaftlichem Zorn auf das Sofa und rief mit Thränen in den Augen: Er ist ein Scheusal!

Wer? fragte Alice.

Wer anders als dein Sembrißky, erwiderte Ellen.

Mein Sembrißky?

Jawohl, denn dich hat er angefangen.

Und viele andre auch.

Und mich hat er auch angefangen, fügte Lydia hinzu. Und jetzt geht er mit einer großen, dicken, rothaarigen Dame ab. Aber er soll mir nur wieder vor die Augen kommen! Ich sage ihm ins Gesicht, daß er ein Scheusal ist. Ich werfe ihm seine Gedächtnisse an den Kopf.

Alice blieb äußerlich gelassen, aber man konnte es an ihren blaffen und unbeweglichen Zügen merken, daß sie innerlich Schmerz empfand.

Seht ihr, sagte Ellen altklug, da habt ihr's. So geht es, wenn man mit dem Feuer spielt. Und ich habe es gleich gesagt, ein Mensch, der bloß Doktor heißt und nichts kann, der nichts ordentliches gelernt hat und ist, an dem ist auch nichts. Ueber einen Menschendoktor heiraten, wie so einen, obwohl mir die Menschendoktoren unappetitlich sind.

Als sich bei Lydia der Sturm gelegt hatte, kam folgendes zu Tage. Lydia hatte ihren Vater begleitet, der bei Happich etwas zu thun gehabt hatte, und dort hatte sie Dorchens getroffen, wie sie die Tasche des Postboten revidierte. Unter den Briefschaften war ein Brief an Sembrißky gewesen, geschrieben von Frauenhand und mit einem Monogramm E. M. auf dem Couvert, und Dorchens hatte mitgeteilt, was sie von der Ansichtspostlarke wußte, daß die Schreiberin, wahrscheinlich eine Polin oder Zigeunerin aus Ragaz oder sonstwo in Polen, demnächst kommen werde. Dies hatte natürlich Lydia interessiert. Sie war von Dorchens auf dem Laufenden erhalten worden. Die Dame war wirklich gekommen und auf

der Förferei gesehen worden. Und heute waren beide abgereist, und sie, Lydia, hatte es mit eignen Augen sehen wollen, wer es sei, und sie hatte es gesehen, und nun war alles aus. Und damit entbrannte Lydias Zorn von neuem, und sie vergoß Thränen und wünschte ihrem Doktor alles mögliche Böse.

Aber Ellen kostümierte sich in der Eile mit Tuch und Barett als Leporello und sang: Darum Donna, laßt ihn laufen, er ist Eures Zorns nicht wert.

* * *

Aus Alices Tagebuch

Ich habe das Gefühl, obdachlos und schutzlos zu sein. Nur die Frau ist geborgen. Für sie tritt der Mann ein; er fordert Rechenschaft, wenn man sie beleidigt. Wer schützt uns? Uns darf man ungestraft kränken. Wir dürfen nicht einmal verraten lassen, was wir fühlen, wir müssen lächeln, wenn auch das Herz weh thut.

*

Ich begreife mein eignes Herz nicht. Was war er mir denn? Ein Meteor, das aufleuchtet und schnell erlischt. Mir war er schon längst erloschen. Und doch fühle ich eine Leere im Herzen. Es ist mir zu Mute, wie wenn jemand gestorben wäre.

*

Die Welt, in der er lebte, war eine Welt des Scheins, erdachte Dinge, erdachte Gedanken. Alles unwahr. Kann ich mich wundern, daß er selber unwahr ist?

*

Ich will mich nicht beklagen. Ich habe glückliche Tage gehabt. Mancher würde mich beneiden und würde Grund dazu haben. Keine Sorge, kein Wunsch, der versagt worden wäre. Und doch kann ich nicht sagen, daß ich glücklich bin. Sicher, es ist unrecht von mir. Aber ich kann nicht anders. Ich fühle mich überflüssig, und das schmerzt mich. Nur wenn ich Mama pflegen darf, wenn ich mit dem Doktor zusammen helfen und dienen kann, bin ich froh.

*

Der gute Papa. Er erweist mir alle Liebe. Er sieht mich an, als sei ich jein Sorgenkind. Bin ichs nicht vielleicht? Ich thäte alles, um ihm seine Sorge zu nehmen.

* * *

Nach ein paar Tagen saß Doktor Duttmüller in seinem Zimmer und frühstückte. Da trat Dorchgen herein, eilig, wie sie aus ihrer Mutter Küche gekommen war, das heißt nicht sehr sauber, und rief: Herr Doktor, eben ist der Braunsfelder Fleischer durchgekommen. Er erzählte, daß hinter ihm ein Wagen käme mit der alten Duttmüllern und einer Dame mit einem großen Hut. Das wollte ich Ihnen nur sagen, damit Sie wissen, woran Sie sind.

Schön, Dorchgen, erwiderte der Doktor.

Dorchgen hielt die Wange hin, aber der Doktor nahm keine Notiz davon, sondern nahm seinen Hut und ging zum Fronhofs.

Eine Stunde später kam Klapphorn mit einem Teller in der Hand, auf dem ein Glas Bimonade stand, aus dem Schlafzimmer der gnädigen Frau in das Wohnzimmer, wo Ellen war, schüttelte wohl zwanzigmal den Kopf und setzte den Teller wie geistesabwesend mitten auf „dem gnädigen Herrn sein“ Frühstück.

Aber Klapphorn! sagte Ellen.

Ach, Freulin Ellen, so was! so was!

Was denn für was?

So hatten sie sich bei den Händen. So stand er am Bette und sie dort, und die gnädige Frau hatte die Longschette in der Hand und segnete sie. Und sie weinte, und die gnädige Frau weinte, und er machte immer hm, ja! Und wie sie mich sahen, da winkten sie beide ab, daß ich nicht weiß, wie ich herausgekommen bin.

Es ist gut, Klapphorn, sagte Ellen, aber es klang, wie wenn ihr etwas im Halbe stüke. Darauf ging sie in ihres Vaters Zimmer.

Pa, eben haben sich Alice und Doktor Duttmüller verlobt.

Wer?

Alice und Doktor Duttmüller. Mama hat schon ihren Segen dazu gegeben.

Alle Donnerwetter!

Lange Pause.

Gott wende es zum besten, sagte Papa mit leiser Stimme.

Ja, Gott wende es zum besten, fügte Ellen hinzu. Darauf fiel sie ihrem Vater um den Hals und weinte so leidenschaftlich, wie man es ihr nie zugetraut hätte.

Es ist wunderbar, in welcher Weise sich die Nachrichten großer Ereignisse verbreiten. Man kann es mit dem Losbrechen eines Sturms vergleichen. Zuerst kiesel die Luft und wirft Staub und Blätter auf, dann erheben sich einzelne Luftstöße, von denen man nicht weiß, woher sie kamen. Dann heult der Sturm um die Hausecken, und dann stößt ein heftiger Windstoß die Fenster auf und wirft alles im Zimmer durcheinander.

Frau Duttmüller und Fräulein Karoline Hefter, die Besitzerin des Pariser Hutes und der drei Häuser in Magdeburg, waren wirklich angekommen und hatten sowohl des Doktors Wohnung als auch Frihe Poplitzs Haus ganz wie das erstmal geschlossen gefunden. Denn Frihe Poplitz war selten zu Hause, und diesmal war auch seine Frau auf Besuch zu ihren Eltern gefahren. Es war nichts übrig geblieben, als in den Krug zurückzukehren und in dem Privatzimmer auf bewußtem Sofa Platz zu nehmen und zu warten. Dorchon ließ sich nicht sehen. Sie hatte keine Lust, ihre Rechnung mit Frau Duttmüller wegen des unterschlagenen Briefes auszumachen. Nur von der Ferne der Küche aus warf sie, wenn einmal die Thür aufging, und man den Pariser Hut über dem Sofa wackeln sah, einen schadenfrohen Blick in das Privatzimmer. Seht ihrs, sagte sie zu sich, das habe ich euch schön verfalgen. Jetzt könnt ihr warten, bis ihr schwarz werdet.

Die beiden Damen warteten in der That eine geraume Zeit. Da aber beim Warten die Sinne geschärft werden, so hörten sie, wie die äußere Küchentür ging, und eine fremde Stimme etwas murmelte. Worauf Dorchon mit ungewöhnlicher Schärfe des Tones antwortete: Lägeln, ihr seid nicht geschelt. — Doch doch, Dorchon, du kannst mirs für ganz gewiß glauben. Die Eberten war oben im Hause beim Reinemachen, und die hat es mit ihren leiblichen Augen gesehen. Er und sie, alle beide. Sie hatte noch rote Augen vom Weinen, und er sagte Ahum!

Darauf hörte man, wie die Thür mit lautem Knalle zugeworfen wurde. Es wurde wieder still. Nach einiger Zeit ging die Thür zum Gastzimmer, ein paar schwere Stiefel trampelten auf dem Fußboden, und die Stimme des Postboten Stüwel sang ihr Lieblingslied: Ach du mein lieber Gott, muß ich schon wieder fort auf die Chauffee, auf die Chauffee!

Hierauf fragte Happich etwas, was unverständlich war, und Stüwel antwortete: Es ist richtig. Unten auf dem Fronhose ist großes Fest. Ich habe auch eine Cigarre und ein Glas Wein gekriegt. — Darauf sagte Happich etwas, was unverständlich blieb, und Stüwel antwortete lachend: Aufsehen? Natürlich großes

Auffehen. Der Braumeister und seine Laura stehn Kopf, wenn sie es erfahren. Dem mag nun sein, wie ihm wolle. Na adjes.

Ehe er jedoch bis zur Thüre gestampft war, trat ein andrer Mann ein, der an der Stimme und einer gewissen würdevollen Langsamkeit als Klapphorn erkannt werden konnte. Klapphorn sagte: Oha! Stüwel, diejes trifft sich günftig. Sie sollten ein Telogramm mitnehmen.

Jetzt wurden Frau Duttmüller und Fräulein Karoline aufmerksam und unruhig.

Es ist also richtig? fragte der alte Happich.

Zawohl, richtig, fix und fertig. Doktor Duttmüller und unser gnädiges Fräulein haben sich vor einer halben Stunde verlobt, und die gnädige Frau hat sie mit der Longschette gefegnet. Habe ich mit meinen eignen Augen gesehen.

Die alte Duttmüllern und Fräulein Karoline waren aufgesprungen, die Duttmüllern sah Fräulein Karoline, und Fräulein Karoline sah die alte Duttmüllern an.

So standen sie am Bette, fuhr Klapphorn fort, Alice, was unser gnädiges Fräulein ist, stand, ich will einmal sagen, hier, hier stand der Doktor, und hier lag die gnädige Frau. Und so hatten sie ihre Hände ineinander gelegt, und so segnete sie sie. Und ich stand hier mit meinem Glase Limonade. Und wie sie mich wegtriegen, haben sie mich über den Jordan gebracht, daß mir Hören und Sehen verging.

Frau Duttmüller und Fräulein Karoline sahen sich noch immer an.

Frau Duttmüller war blaß geworden, und Fräulein Karoline war rot geworden. Jede Feder auf ihrem Pariser Hute zitterte vor Entrüstung. Frau Duttmüller that den Mund auf, aber sie brachte keinen Ton heraus. Dagegen setzte Fräulein Hester einen Knicks hin und sagte: Das ist ja recht nädlich, Frau Duttmüller. Noch ein Knicks. Da kann man ja gratulären, Frau Duttmüller. Kein so ein Sohn, Frau Duttmüller, und so eine Überraschung, und so eine Schwüger-tochter. Die wird Sie gewüß einmal auf Händen tragen, Frau Duttmüller.

Frau Duttmüller setzte zu einer Entschuldigung an, aber Fräulein Hester ließ es nicht dazu kommen. — O, Sie brauchen sich gar nicht zu schönüren, sagte sie, wieder einen Knicks hinsetzend, daß die Federn auf dem Hute tiefe Komplimente machten; ist mir söhr angenehm gewesen, Frau Duttmüllern. Schade, daß Poplüsens nicht zu Hause waren. Empföhle mich, Frau Duttmüllern. — Noch ein Knicks, und hinaus war sie.

Frau Duttmüller ließ sich erschöpft auf das Sofa niederfallen. Der Windstoß dieser Nachricht hatte in der That das Fenster aufgestoßen und alles in ihr durcheinander geworfen. Sie fühlte sich von widerstrebenden Gefühlen überwältigt. Zunächst fühlte sie sich sehr niedergedrückt. Das Bewußtsein einer großen Blamage lag schwer auf ihr. Auch waren die drei Häuser in Magdeburg, und was sonst drum und dran hing, kein Spaß. Das alles war mit dem letzten Knicks von Fräulein Hester unwiederbringlich dahin. Aber zugleich fühlte sie sich auch gehoben, gerührt und geehrt. Ihr Louis, ihr einziger Louis hat sich verlobt, und hat sich verlobt mit einem „Fräulein von.“ In welche Tiefe sanken da Namen von Dörchen oder Laura hinab. Daß ihr Louis einmal hoch hinauf kommen möchte, das war ihr Wunsch gewesen Tag und Nacht; daß er aber einmal ein „Fräulein von“ heiraten werde, das hatten ihre kühnsten Gedanken nicht gedacht. Schließlich ist ja auch Geld nicht das einzige, was es in der Welt giebt. Es giebt auch Ehre. Und wie ward sie geehrt, wenn ihr Louis ein „Fräulein von“ heiratete.

Dies alles erwog sie in langem Nachsinnen. Niemand kümmerte sich um sie. Nach geraumer Zeit erschien Klapphorn in Uniform mit seinem offiziellen Gesicht und überreichte, steif an der Thür stehn bleibend, ein schmales, rothfarbnes Billet. Frau Duttmüller las, daß die gnädige Frau überrascht sei, zu erfahren, daß sie, die Frau Duttmüllern, im Orte sei, und daß sie Frau Duttmüller freundlichst

bitte, auf den Fronhof zu kommen. Frau Duttmüller erröte vor Vergnügen. Die Ehre begann. Vielmehr, als sie sich, von dem herrschaftlichen Bedienten gefolgt, zum Fronhof begab, schwamm sie bereits in Ehre wie die Fliede in der Milch.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine Zuschrift über die sächsische Ministerkrisis. Die beiden kurzen Artikel, wird uns geschrieben, die die Grenzboten in Nr. 8 und 9 über die sächsische Ministerkrisis gebracht haben, enthalten vieles Richtige, werden aber dem Standpunkte der Zweiten Kammer nicht ganz gerecht. Der Kammer ist es durchaus nicht darauf angekommen, eine Verfassungskrisis herbeizuführen oder gar nach einem parlamentarischen Regiment zu streben. Sie wollte den Finanzminister beseitigen, um der Finanzwirtschaft der letzten Jahre ein Ende zu machen, nachdem alle Vorstellungen und Bitten, die fortwährenden Überschreitungen der bewilligten Summen, die an der schlechten Finanzlage Sachsens die Hauptschuld tragen, zu unterlassen, vollkommen erfolglos geblieben waren. Der Finanzminister hatte die Zügel völlig aus der Hand verloren, seine Räte und unter ihnen die Landbaumeister wirtschafteten deshalb nach Belieben darauf los. Nur einige Beispiele dafür: Eine Kutcherwohnung mit Stall bei einer Amtshauptmannschaft sollte 8000 Mark kosten und kostete 24000 Mark; das ganz überflüssige, gemeinsame Heizungswerk für das königliche Schloß, die Museen und das Opernhaus in Dresden, das die Kammern lange nicht bewilligen wollten, war auf $1\frac{1}{2}$ Millionen veranschlagt und kostete schließlich $3\frac{1}{2}$ Millionen. In dieser Art ging es weiter, jahrelang. Die Kammer erfüllte also nur ihre Pflicht gegen das Land, wenn sie endlich eine kurze Entscheidung herbeiführte, und sie hat ihr nächstes Ziel erreicht. Von einem Konflikt mit der Krone ist so wenig die Rede gewesen, daß schon am nächsten Tage das volle Einverständnis mit ihr hergestellt war. Weitere Personalveränderungen im Finanzministerium stehen dem Vernehmen nach in Aussicht. Soviel zur Steuer der Wahrheit.

Durch ganz Italien. Wir haben schon früher über die ersten acht Lieferungen dieses Bilderwerks (Werner Verlag, G. m. b. H., Berlin) berichtet, das nun vollständig vorliegt mit dreißig Lieferungen, deren jede sechs auf beiden Seiten bedruckte Blätter enthält und eine Mark kostet. Man bekommt also ungeheuer viel für sein Geld, und die Abbildungen sind gut hergestellt und meistens auch richtig gewählt. Im ganzen haben uns die Architekturansichten am besten gefallen, sie sind manchmal geradezu imponant, und man sieht ferner da allerlei, was weniger bekannt ist. Scherzhaft war uns in Florenz (Lieferung 15) der Anblick einer jüdischen Synagoge, noch dazu in zwei Ansichten. Brillant sind auch die Bildhauerwerke. In der Malerei, wo die Auswahl ja freilich sehr viel schwerer war, findet sich manches, was zu entbehren wäre, z. B. ein Bild der Uffizien, Nr. 648: „Tizians Caterina Cornaro.“ Auf die Unterschriften hätte etwas mehr Sorgfalt verwandt werden können, wenn auch in einem solchen Bilderwerk auf den Text nicht viel ankommt. Man brauchte wenigstens nicht den Eindruck zu bekommen, als wären die schriftlichen Zuthaten dem ersten besten Kommiss überlassen worden. Peruccio und Cacco, Giovanni delle Bande Nere, Buonarroti, „Antike Kanzel“ unter Giovanni Pisanos Domtanzel in Pisa, das sieht alles nicht gerade schön aus. Aber was die Bilder selbst betrifft, so möchten wir noch einmal wiederholen, daß hierin unsre Erwartungen nach den ersten Lieferungen bedeutend übertroffen sind.

Herausgegeben von Johannes Brunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wils. Brunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Chile und Argentinien

Ein geographisch-politisches Problem



ie Zeiten, wo uns die Länder dahinten in der Türkei, wo die Völker aufeinander schlagen, ja irgend ein Fleck der Erde außerhalb Europas Hekuba sein konnten, sind längst vorüber. Die frühere Kleinbürgerruhe hat uns die Weltpolitik ausgetrieben. Heute sollte nichts auf dem Erdenrund geschehn, wobei nicht der deutsche Kaiser ein Wort mitzureden hätte.

Schon deshalb können uns die Dinge da drüben in Südamerika, die sich zwischen den beiden entwicklungsfähigsten Staaten des Kontinents abspielen, nicht ganz kühl lassen. Es trifft sich überdies, daß Deutschland zugleich an einer andern Stelle des Erdteils thätig engagiert ist, und ein politisches Prinzip dabei berührt wird, die Pan-Amerika-Devise der Monroedoktrin, das seinen Schatten leicht auch auf die hier zu behandelnden Konflikte Chiles und Argentinien werfen könnte. Vor allem aber bietet die Streitfrage der beiden Staaten an sich in politischer und vor allem geographischer Hinsicht so außerordentlich bemerkenswerte Züge, daß sie, zumal da ihre endgiltige Lösung gar nicht abzusehen ist und sie noch jahrelang durch die Presse spuken dürfte, eine eingehendere Betrachtung lohnt.

Die Republiken Argentinien und Chile berühren einander auf einer Strecke von rund 32 Breitengraden, d. h. von mehr als 3500 Kilometern. Trotz dieser Ausdehnung ihrer Berührungslinien war die gemeinsame Grenze bis zum Jahre 1881 durch keinen Vertrag genauer fixiert. Lange Zeit hatten sich daraus keinerlei Mißstände ergeben, noch war eine diplomatische Verständigung notwendig geworden. Im mittlern Abschnitte der langen Linie hatte die Natur eine Schranke aufgerichtet, die dank ihrer ununterbrochenen Massigkeit und Höhe beiden Ländern ein deutliches Grenzzeichen entgegenstellte. Nur im Norden und im Süden konnten eigentlich Schwierigkeiten entstehen. Im Norden erhebt sich der Puna d'Atakama, wo die Vulkane eine solche Masse von Gesteinstrümmern aufgehäuft haben, daß die Kordillere sich zu einem förmlichen Plateau ausweitet. Die Zugänge zu dieser öden Hochregion waren

beinahe unbewohnt, sodaß auch kein Anlaß zu Grenzdifferenzen vorhanden war, zudem war auch die Rechtslage klar, da im Jahre 1893 Bolivia der Republik Argentinien die Anrechte auf dieses Gebiet ausdrücklich zugesprochen hatte.

Weniger klar waren die Dinge im Süden. Hier zeigte sich wider alles Erwarten die hydrographische Bildung der Flußläufe und Seen sehr verzwickt. Jedoch war das Gebiet zu der Zeit, wo die beiden Republiken davon Besitz ergriffen, nur von Indianern bewohnt, sodaß keinerlei Dringlichkeit bestand, die Grenzlinie scharf zu ziehen, ein Bedürfnis, das sich ja überall erst unter den zivilisierten, friedliebenden Kulturmenschen als notwendig herausstellte.

An der Magellanstraße entstanden die ersten Differenzen, da dieser Verbindungskanal der südlichen Landesteile beider Staaten keinen äußern Anhalt für eine Grenzlinie bot. Eine chilenische Expedition nach dem hier liegenden Puerto del Hambre, nahe bei Punta Arenas, im Jahre 1841 stieß auf lebhaften Protest bei Argentinien. Erst 1850 kam ein Vertrag zustande, der eine friedliche Regelung der Differenzen in Aussicht nahm. Fast ein Vierteljahrhundert brauchten diese guten Absichten zu ihrer Verwirklichung. Das Grenzabkommen von 1881 stellte die Grenzlinie im Süden wie überhaupt auf der ganzen Berührungslinie der beiden Staaten endgiltig fest. Wenigstens auf dem Papier. Artikel 2 des Grenzvertrags besagt, daß die Linie im Süden Feuerland mitten durchschneiden, dann dem 52. Parallellkreis folgen und sich schließlich nordwärts an die Wasserscheidenlinie der Hauptanden halten sollte. Die Hauptgrenzlinie der Mitte, um die sich der gegenwärtige Konflikt dreht, wurde in einem besondern Artikel eingehender dahin festgestellt, daß die höchsten Gipfel der Anden-Kordilleren, die die Wasserscheide bilden, sie bestimmen sollten, daß sie also zwischen den sich nach beiden Seiten erstreckenden Abhängen durchgehen sollte. Man dachte sich offenbar das Gebirge wie einen Dachfirst, der nach beiden Seiten gleichmäßig abfällt, und von dem die Wasser beiden Ozeanen im Westen und im Osten zuliefen. In Wirklichkeit aber stellte sich dann bei den nähern Untersuchungen ein ganz andrer Aufbau, stratigraphisch wie hydrographisch, heraus, und die bis dahin schlummernden Grenzdifferenzen erwachten lebhafter als je.

Mit der bisherigen Formulierung der Grenzlinie von 1881 war nicht auszukommen. Im Jahre 1893 wurde darum endlich eine Zusatzakte in Form eines Protokolls vereinbart, die für die Grenze in der Praxis eine einheitliche und deutliche Regel liefern sollte: „Alle Gebieteile und Gewässer, Seen, Lagunen, Flüsse und Teilstüße, Bäche und Abhänge im Osten der höchsten Gipfelinie der Kordilleren, die die Wasserscheide bilden, gehören für immer zum Territorium Argentinien, und alle Länder und Gewässer im Westen dieser Linie sind als chilenisches Gebiet zu betrachten.“ Aber mit dieser Regel für die Grenzvereinbarungen war man keineswegs gebeeft. Immerhin diente die sich daran anknüpfende neue Diskussion dazu, die eigentliche Wurzel der Grenzdifferenzen aufzudecken. Es zeigte sich jetzt, daß für die beiden Kontrahenten bei dem Vertrage ganz verschiedene geographische Anschauungen maßgebend gewesen waren. Für die Argentinier ist die Grenze die Cordillera de los Andes, wie das im Vertrage wörtlich steht; die Chilenen dagegen legen den Nach-

druck auf die Wasserscheidenlinie, von der ebenfalls im Vertrag ausführlich die Rede ist.

In vielen andern Gegenden der Erde wären diese Auslegungsverschiebheiten praktisch ohne Belang gewesen. In diesem Andenlande aber mußten sie einen Konflikt heraufbeschwören, da vom 40. Grad südlicher Breite ab die Wasserscheidenlinie, an die sich die Chilenen halten, sehr häufig weit nach Osten von der Hauptkette der Cordilleren und der Wasserscheide ihres engeren hydrographischen Systems abschweift, und weil gerade das Gebiet der patagonischen Anden, das für die Kolonisation am geeignetsten und wertvollsten ist, in der strittigen Zwischenzone liegt. Würde man von dieser Sachlage 1881 bei der Unterzeichnung der Verträge nichts? Wenn man den Text liest, müßte man es annehmen, und doch hatten die seit 1862 von chilenischen Marineoffizieren ausgeführten Rekognoszierungen gezeigt, daß mehrere Flüsse, die in den Stillen Ozean südlich vom 40. Breitengrade münden, die Cordilleren durchbrechen, also ihr Quell- und Wasserscheidegebiet östlich von der Hauptcordillere haben. Aber man schien, wenigstens auf argentinischer Seite, nicht viel Gewicht auf diese Umstände gelegt, ja sich gar nicht darum gekümmert zu haben, was immerhin begreiflich ist, da sich der Vertrag ja auf die gesamte Grenze bezog, und nördlich vom 40. Grad in den bestbekannten Andenstrecken die Hydrographie durchaus regelmäßig war, oder richtiger sich mit den hergebrachten geographischen Lehrmeinungen deckte.

Nun hat uns aber die Flußkunde der letzten fünfzig Jahre die mechanischen Bildungsgeetze der Flußläufe in einer ganz andern Weise dargelegt, als man früher annahm. Die Erosionsarbeit (Korrosion) der Flüsse, die sich ein Bett mit bestimmtem Durchlaßprofil suchen, die seitlich der horizontal wirkende sowohl als auch vor allem die vertikal einfügende, die sogenannte rückschreitende Erosion, die bis zur Durchnagung niedriger Wasserscheiden, ja ganzer Gebirgswälle führt; die sich daraus ergebende Änderung der Abflußverhältnisse der Stromwässer, die Angliederung des Flusses an ein ihm zuvor fremdes hydrographisches Gelände (sogenannte Flußvermischung), sodann die Einwirkung der Gletscher, das Auspflügen ganzer Täler und tiefer Seemulden durch Gesteinstrümmer, die in die Eissohle des Gletschers eingebaden sind und das frostverwitterte Felsenbett im Vorwärtsschieben zerfurchen, die Ablagerung der Gletschermoränen und die damit zusammenhängende Hemmung von Flußläufen — all diese Umstände, die bei der Flußbildung heute wie früher thätig sind, sind bei der Aufstellung der Grenzvereinbarung, die mit den alten, in der Diplomatie überlieferten Formeln arbeitete, nicht berücksichtigt worden. Freilich ist die Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen, daß Chile, das seit langer Zeit die Grenzfrage, die für dieses schmale, stiefmütterlich bedachte Küstenland eine Lebensfrage bedeutet, studiert und sich einiger ausgezeichneteter geographischer Forscher frühzeitig versichert hatte, die hergebrachte Formulierung in dem Bewußtsein begünstigte, daß es sie dereinst zu seinen Gunsten deuten oder, darf man wohl sagen, zur Übervorteilung Argentinien's werde ausnützen können.

Zum Verständnis der Begünstigung, die den chilenischen Grenzansprüchen aus der erwähnten Formulierung des Vertrags möglicherweise erwachsen könnte.

ist eine genaue Schilderung des in Frage kommenden Andengebiets, seiner Gebirgs- und Flussbildung nötig. Die geographische Grundlage, auf der sich der Vertrag aufbaut, war vor einem Menschenalter noch völlig in Dunkel gehüllt. Gewiß hat das außerordentlich lebhaftere Interesse, das sich seit der Entdeckung und Eroberung des südamerikanischen Wunderlands durch die Spanier, vor allem seit der Durchschreitung der mittlern Andenregion durch Diego de Almagro im Jahre 1560 und den Expeditionen von Ladrillero in den Jahren 1557 bis 1559 an diese Gegenden kettete, in früher Zeit eine beschreibende Litteratur hervorgerufen, in der auch die Geographie der Gebiete mit einigen Worten gestreift wird. So finden wir schon in einer um das Jahr 1646 in Rom erschienenen *Historica Relacion del Reino de Chile de las Misiones y Ministerios en él* eine ausführlichere Schilderung der Anden aus der Feder des Alfonso de Ovalle, in der die für die heutige Streitfrage nicht unwichtigen Bemerkungen verzeichnet stehn:

„Ich vermute, daß, obgleich diese zwei Ketten (die nördlichen Anden) getrennt verlaufen und sich durch ganz Peru und Quito voneinander unterscheiden, sie sich doch einander wieder mehr und mehr nähern und vereinigen müssen, sobald sie zu größerer Höhe aufsteigen, weil sie in Chile nur noch einen Zug bilden“ usw. Und: „Als ich den Höhenzug der Cordilleren passierte, habe ich nichts von solcher Teilung gesehen, sondern immer nur zusammenhängende Berge, die nach beiden Seiten hin als Wälle und Befestigungen dienen, in deren Mitte sich ein die übrigen überragender Zug erhob; und dieser speziell wird im eigentlichen Sinne »die Cordillere« genannt.“

Es würde zu weit führen, alle diese Gebiete behandelnden Schriften früherer Zeiten auch nur dem Namen nach aufzuführen, zumal da ihre Ausbeute für die geographische Erkenntnis des Landes nur höchst dürftig ist. Nur aus dem verfloffenen Jahrhundert seien hervorgehoben Arbeiten Peter Schmidt Meyers, der in den Jahren 1820 und 1821 auf einer Reise vom Atlantischen Ozean zum Stillen Ozean die Cordilleren kreuzte, und Darwins, der in Südamerika, zumal in Patagonien in den dreißiger Jahren reiste und in seinem „Tagebuche“ und seinen „Geologischen Beobachtungen“ wichtige Mitteilungen auch über die Andenkette machte; ferner die hydrographischen Expeditionen der Schiffe „Adventure“ und „Beagle“ und die Forschungen von Vidal Gormaz Ende der sechziger Jahre — nur eine kleine Blütenlese aus der großen Zahl der Streifzüge wissenschaftlicher und politischer Natur, die dem interessanten Gebiet während der letzten Menschenalter galten. Aber die gewonnenen geographischen Ergebnisse reichten doch entfernt nicht hin, Differenzen wie die chilenisch-argentinischen Kreuzkonflikte zu verhindern oder bei ihnen aufklärend zu wirken. Eine ganz neue Periode der Forschung war dazu nötig. Die geographische Wissenschaft hat viel aus diesem politischen Anlaß und seinem sich über ein Jahrzehnt hinziehenden Streit gewonnen. Sowohl von Argentinien wie von Chile wurden, besonders von 1890 an, Expeditionen ausgesandt, um das streitige Gebiet aufzunehmen und Klarheit über den Aufbau der Andengebirge, über das Vorhandensein und den Verlauf der im Vertrage berührten Hauptcordillere einerseits und über Entstehung

und Abfluß der Ströme andererseits zu schaffen. Auf chilenischer Seite zeichnete sich dabei besonders neben dem Vorsitzenden der Expertenkommission, dem Historiker und Geographen Señor Barros Arana, der deutsche, aus der Berliner Schule hervorgegangne Forscher, Professor Hans Steffen aus, der seit 1890 sieben außerordentlich kühne, opfer schwere und peinlich fleißige Expeditionen durch die Cordilleren leitete und in zahlreichen Abhandlungen vor der hiesigen wie vor der Londoner Geographischen Gesellschaft seine Forschungsergebnisse der europäischen Wissenschaft zugänglich gemacht hat. Seine Aufgabe bestand vor allem darin, den Unterlauf der in den Stillen Ozean mündenden Ströme mit ihrem Oberlauf und den Quellflüssen zu identifizieren und festzustellen, daß sie die Anden vielfach durchbrechen, um so der chilenischen Regierung Beweismaterial für ihre Behauptung zu schaffen, daß die Wasserscheide häufig unabhängig von der Hauptcordillere sei, und mithin die Grenzlinie sich weit nach Osten über die Hauptkette hinaus verschieben müsse.

Die argentinischen, von stratigraphischem Standpunkt aus geführten Untersuchungen, die das Bestehn einer fast einheitlichen Hauptcordillerenkette nachweisen wollten, lagen in den Händen des bewährten geographischen Forschers Moreno, des Direktors vom La Plata-Museum, der seit 1874 beinahe alle Teile des Andengebirges durchforscht hat. Seine offiziellen Feststellungen bilden den Hauptstoß des fünfbandigen Monumentalwerks, das die argentinische Regierung über die Geschichte und die Grundlagen des Grenzkonflikts zur Unterstützung ihrer Anschauungen und Ansprüche im verflohenen Jahre veröffentlicht und dem britischen Schiedsgericht, das die beiden Länder schließlich, um die Sache womöglich friedlich zu regeln, erbeten haben, unterbreitet hat.

Die nördlich vom 30. Grad südlicher Breite zwischen Chile und Bolivia in sieben Äste verzweigten Anden ziehn sich zwischen Chile und Argentinien als Cordillera de los Andes zunächst wie ein einziger Wall an der Westküste des Kontinents hin, nur einmal zwischen dem 37. und dem 38. Grad vom Rio Bio durchbrochen, der bei Concepcion in den Stillen Ozean mündet. Der Gebirgswall ist von einer Reihe stolzer Vulkankegel überragt. Die Struktur des Gebirgs ist auf dieser ganzen Strecke so einheitlich, massig, daß die Wucht der natürlichen Grenze zwischen den beiden Staaten hier alle auftretenden Grenzdifferenzen im Keim erdrückt.

Aber vom 38. Grad an verdoppelt sich die Kette, und zwei Parallelzüge laufen 300 bis 400 Kilometer weit nebeneinander her, bis der östliche zunächst im Mount Tronador, einem 3400 Meter hohen vergletscherten Vulkankegel, dessen mit donnerähnlichem Krachen sich spaltende Eisgeschiebe ihm den Namen gaben, seine Krönung findet, während die Westkette in dem Vulkan Calbuco ihren höchsten Berggipfel emporstreckt. Von diesem Punkt an bildet die Westkette, die sogenannte Küstencordillere, immer noch von einigen Vulkanen überragt, die Steilküste des Meerbusens, der den Inselarchipel vom Festlande trennt, und setzt sich dann unter dem Meere fort, nur noch in Inseln und Halbinseln ihr Vorhandensein bezeugend, während die östliche Gebirgsfaltung tiefer binnenwärts sie in geraumem Abstand als ein mächtiger Gebirgskamm begleitet.

Trotz der zahlreichen durch Fjorde und Flußeinschnitte hervorgerufenen Unterbrechungen tritt in dieser Andenstrecke und ihrer südlichen Fortsetzung ein einheitlicher Hauptzug hervor, wenn auch nicht entfernt in der dünnen, raupenförmigen Gestalt, in der die bisher gebrauchten Karten Südamerikas diese Gebirgskette darstellen. Bis zum Durchbruch des Rio las Heras in die Calénbucht, die eine tiefe Cäsur in dem Marsch des Gebirgs bedeutet, hat Argentinien ein gutes Recht, von einer vorherrschenden Hauptkordillere zu sprechen. Gewiß laufen nebenher auch einige mehr oder weniger ausgeprägte, vielfach jedoch auch fast völlig verschwindende Nebenketten, vor allem die Precordillera, die sich besondrer Beachtung bei Chile erfreut, unterbrochen von Flüssen und Seengruppen, deren kleinste schon an Größe alle europäischen Binnenseen übertrifft. Von der Durchbruchsstelle des in wilden Kaskaden herabstürzenden Las Heras an, in deren Nähe der Monte Arsenales bis 3430 Meter hoch emporragt, verbreitet sich die Andenkette zu dem gletscherreichen Hochplateau der Sierra Nevada, das sich gegen 2700 Meter im Durchschnit erhebt und von einer Reihe von Flüssen in tiefen, engen Furchen durchschnitten wird.

Erst vom Monte Fitzroy an (49° 15' südlicher Breite) — 3370 Meter hoch — kann man wieder einen schmalen schneebedeckten, gipfelförmigen Andenkamm unterscheiden, der sich bis zum Monte Stokes (2160 Meter, 50° 49') hinzieht. Hier spaltet sich die Andenkette in die westliche Cordillera de Sarmiento, die sich in unerforschtes Land weiter fortsetzt, und in die südöstlich streichende Cordillera Nevada, der die Grenzlinie folgt. Allmählich verläuft sich dann der Gebirgszug, bis er in dem nur noch 650 Meter hohen Hüggelland der Sierra Dorothea ein bescheidenes Ende nimmt. Es beginnen alsdann die Planuras de Diana, weite Verebnungen, die sich in das unerforschte Feuerlandgebiet hinein verlieren. Der allgemeine Charakter der äußern Struktur der hier kurz gezeichneten Hauptandenkette von 40 Grad, d. i. der Gegend von Valdivia an, der sogenannten patagonischen Anden, um die sich die Streitfrage im wesentlichen dreht, weist wallartige Bildung, bald höher, bald niedriger aufgetürmt, mit weit darüber hinausragenden, teilweise noch rauchenden Vulkanen auf. Ohne diese Vulkankegel würde die eigentliche Kammhöhe unter 3000 Metern bleiben. Zwischen der Schneelinie der Vulkane und der Waldregion darunter liegen mächtige Schichten Thonschiefer in starken Windungen und Krümmungen gefaltet. Der Kern des Gebirges ist, soviel man darüber weiß, archaisch; es herrscht kristallinisches Gestein in der ganzen Ausdehnung der Kette vor: Gneise, Granite, Quarze und Porphyre. In der davorliegenden Subandenzone stößt man auf gefaltete sedimentäre Schichtungen, jüngere Granite, Eruptivgesteine, die bisweilen auch den Rand des Plateaus überragen und ihm den oben erwähnten gebirgigen Charakter verleihen. Die Precordillere verrät ihren jüngern Ursprung auch durch das Vorkommen mächtiger Kreideablagerungen.

Die Gipfel der Hauptkette sind mit Schneefeldern und Gletschern bedeckt, die schon beim 46. Grad bis an das Meer herabreichen, also in einem geringern Breitenabstand vom Äquator als in irgend einer andern Gegend der Erde.

Diese Erscheinung ist sicherlich auf die außerordentliche Feuchtigkeit des pazifischen Küstenstrichs zurückzuführen, wo an den drei vorhandenen Beobachtungsstationen mittlere Niederschlagsmengen von weit über 2000 Millimetern (Deutschland hat einen mittlern Regenfall in den verschiednen Gegenden von 450 bis 1050 Millimetern) nachgewiesen wurden. Das Plateau im Osten der Anden hat weit geringere Niederschläge; Buenos Ayres giebt ein Mittel von 860 Millimetern an. Je weiter man an dem Westhang der Cordillere nach Süden vorbringt, desto intensiver macht sich die Feuchtigkeit des Klimas bemerkbar. Sogar während der schönen Jahreszeit, im australischen Sommer, vom Oktober bis April sind lange Regenperioden nichts seltenes. Man muß die Leidensgeschichten der geographischen Forscher, die in diese Gebiete vordrangen, lesen, wenn man sich eine Vorstellung von der Furchtbarkeit der Regengüsse machen will, die die vom Meere kommenden, an der steilen Cordillere sich brechenden Westwinde hier niederfallen lassen.

So erzählt Steffens, als er im Jahre 1898 seine Expedition nach dem im Süden durch die Cordillere zum Ocean stürzenden Rio Cisnes ausführen wollte, daß im Januar und Februar fünfzig volle Tage hintereinander, ohne irgend eine Unterbrechung, Sturzregen niedergingen, die seinen Marsch vollständig hemmten. Wie die Feuchtigkeit die Gletscherbildung der höhern Regionen beeinflusst, so begünstigt sie in den niedriger liegenden Strichen eine außerordentlich üppige Vegetation. Der ganze Hang des Gebirges ist fast völlig mit einem immergrünen Buchenwald, außerdem mit Koniferen und in weiterm Abstände vom Meere mit der kostbaren chilenischen Bergerbeere besetzt. Unter den Laubdecken aber wuchert ein mächtiges Unterholz, ein förmlich ineinander geflochtenes Dickicht, durch das man sich, wie Steffens anschaulich erzählt, nur mit dem Waldmesser einen Weg bahnen kann. Bambusarten, rotblühende Fuchsen und Kletterpflanzen, die an einen Tropenwald erinnern, herrschen hier vor.

Außer in den Umgebungen des Golfs von Reloncavi ($41^{\circ} 30'$) und an der Mündung des Palena ($43^{\circ} 50'$), wo die chilenische Regierung kleine Siedlungen ins Leben gerufen hat, giebt es auf dem ganzen Küstenstrich am Stillen Ocean keine andern menschlichen Wesen als Hirten, die während der schönen Saison von der Insel Chiloe herüberkommen, um hier die Lannen oder vor allem die Cedern zu holen, die sie, vierkantig behauen, an die Küste hinabführen.

Schließlich sind als Charakteristikum dieses chilenischen Abfalls der Cordillere die zahlreichen, nordwest-südöstlich einschneidenden Fjorde hervorzuheben, die zu den bisher erwähnten Merkmalen dieses Gebiets in enger Abhängigkeit stehn. Die noch nicht erloschene vulkanische Thätigkeit des Gebirges einerseits, die Erosionsarbeit der Gletscher andererseits und schließlich die durch den außerordentlich steilen Abfall der Cordillere nach Westen, der dem abfließenden Wasser eine ungeheure lebendige Energie verleiht, und durch die übermäßige Niederschlagssträchtigkeit des Abhangs begünstigte Magerarbeit der Flüsse haben zusammengewirkt, das Gebirge an einzelnen Stellen in tiefen Querschuchten zu durchbrechen.

Für die Grenzstreitfrage ist dies, abgesehen von dem geschilderten Auftreten von Nebenketten und gebirgigen Erhebungen im Osten der Hauptkordillere, der wichtigste Punkt. Ohne diese Durchbrechungen der Hauptkordillere wäre ein Streit über die Grenzlinie zwischen Chile und Argentinien ausgeschlossen gewesen. Chile hätte sich mit seinem dürtigen und unbewohnbaren Küstenstriche für immer zufrieden geben müssen; an einem einheitlichen, geschlossenen Grenzwalde der Hauptkordillere wären seine nach Osten über die Andenkette greifenden Gebietsansprüche abgeprallt. In den Schluchten aber der die Kordillere durchschneidenden Flußfjorde rückten nicht nur seine militärischen Siedlungsposten und Expeditionen vor, sondern wanderten auch seine Besitzwünsche über die Kordillere weg nach dem gegneten Lande am Osthange, das es „laut Grenzvertrag“ bis an die Wasserscheide der pazifischen Flüsse als sein Eigentum beansprucht.

Hier liegt vom 39. Grad südlicher Breite fast bis zum 50. Grad die wunderbare Seenlandschaft, in deren blauen Spiegeln sich die Schneegipfel der westlich und gelegentlich auch östlich hinziehenden Gebirge und deren bewaldete Hänge abzeichnen. Die Täler am Osthang der Hauptkordillere sind im Gegensatz zu dem Urwald des westlichen chilenischen Küstenhangs förmliche natürliche Parks, in denen im Norden sogar die herrlichen Araukarien blühen. Wie hier noch heute einige Gletscher um die in der Landschaft vereinzelt aufgetürmten Vulkankegel, so vor allem am Monte Lanin (3774 Meter, 39° 40') lebendig arbeiten, so sind überall die Spuren früherer Gletscherbildungen in der Gestaltung der See- und Flußtäler, hier und da auch in dem Auftreten von Moränen deutlich erkennbar.

Die Höhenlage der Seen beträgt im Mittel etwa 700 bis 900 Meter. Die Gebirgszüge dieser Gegenden erheben sich, von vereinzelt Gipfeln abgesehen, im allgemeinen nicht viel mehr als 1000 Meter. Bequeme Verkehrswege ergeben sich daraus innerhalb dieses Geländes, und die Übergänge über die Kordillere auf verschiedenen mit den Seethälern in Verbindung stehenden Pflwegen sind im Gegensatz zu dem außerordentlich beschwerlichen Aufstieg von Westen her nicht schwierig. Um die Seen herum haben sich unter diesen Umständen einzelne Kolonien entwickelt, vor allem am Lacarsee, wo sich Felder, Obstgärten und Weiden weithin erstrecken; in früherer Zeit hatten auch die Indianer hier schon einige Kulturen. Am Nahuel Huapi — die Namen in diesen Gebieten sind noch vielfach die alten indianischen Bezeichnungen — ist auf den Trümmern der alten sagenhaften „Stadt der Cäsaren,“ einer Gründung der spanischen Eroberer, eine wichtige argentinische Siedlung erwachsen, ebenso am Rio Limay, im „Thal des 16. Oktobers,“ im Valle Nuevo, den Ebenen des Maiten, Teda und Carrenleusa und am Corintos, wo Goldfunde zeitweilig große Hoffnungen erregten; außerdem eine ganze Reihe unbedeutender an andern Plätzen.

Das Interessanteste und zugleich für die Grenzstreitfrage Wichtigste aber an diesem Gebiet der sechs großen Seengruppen ist, daß mehrere von ihnen teils Abflüsse nach beiden Ozeanen hin haben, teils ihre Abflußrichtung im Laufe längerer oder kürzerer Perioden gewechselt haben und noch heutigen-

tages verändern, d. h. während sie sich ehemals zum Atlantischen Ozean hin entleerten, heute mit dem Stillen Ozean in Verbindung stehn. Die Ursachen dieser merkwürdigen und nirgends sonst auf der Erde in solcher Ausgedehtheit und Kompliziertheit wiederkehrenden Erscheinung liegen in der Hauptsache in den schon mehrfach erwähnten Flußbildungsverhältnissen dieses Gebiets, zum Teil aber auch in Senkungen und Hebungen des Geländes und des Seenspiegels; man nimmt sogar eine Senkung und eine darauffolgende neue Hebung des ganzen südamerikanischen Halbkontinents an.

Es ist aber nur an der Hand eingehender Spezialkarten, wie sie bisher noch nirgends in Gebrauch waren, sondern uns erst durch das großartige kartographische Sammelwerk der argentinischen Regierung in ihrem Riesenbericht an das großbritannische Schiedsgericht zugänglich gemacht werden, möglich, diese Abflußveränderungen und Stromvermischungen in dem Gebiete etwa des Lacarsee's, des Guitierrez- und Vidal-Gormazsee's oder des Rio Aysen im einzelnen darzutun. Von Interesse dürfte es nur sein, hervorzuheben, daß sich diese Erscheinungen noch heutzutage vor unsern Augen fortgesetzt sichtbar vollziehen, wie z. B. beim Lologsee, der sich heute noch nach Osten entleert, aber in ganz kurzer Zeit seine Abflußwässer nach dem Stillen Ozean senden wird, dank der Erosion und dank der Spiegelsenkung des benachbarten großen Lacarsee's. Weiter im Süden am Rio Fénix konstatierte der argentinische Experte Moreno noch 1896 eine andre Abflußrichtung als die heute von dem Strom gewählte.

Bei diesen in dem ganzen strittigen Grenzgebiet sehr häufig auftretenden Erscheinungen liegt es auf der Hand, daß die Wasserscheide der abwechselnd nach den beiden Ozeanen abfließenden Seen- und Stromnege nicht nur außerordentlich schwierig festzustellen, ja bisweilen, wenn der Abfluß nach beiden Seiten hin zugleich geschieht, als nicht vorhanden anzusehen ist, sondern auch, zumal bei ihrer vielfach nur geringen Erhebung über das Flußniveau, nicht fest und ständig sein kann und sich im Laufe der Entwicklung mannigfach verschieben muß. Diese durch mühsame Forschungsreisen ziemlich genau festgestellte gegenwärtige Wasserscheidenlinie wollen nun die Chilenen als Grenzlinie gegen Argentinien zu Grunde legen, da sie in starkem Maße, oft über 100 Kilometer weit, von der Andenkammlinie nach Osten abschwenkt und die herrliche, fruchtbare, wegsame Seenregion des Ostabhanges der Kordillere in den chilenischen Staatsbereich einschließen würde. Mögen auch in diesem Gebiet argentinische Siedlungen seit Jahrzehnten unangefochten bestehn, mag auch die Wasserscheidenlinie in felsamer Schlangenlinie (die von chilenischer Seite neu projektierte Grenzlinie ist infolge dieses Zickzacks um die Hälfte länger als die bisher übliche, an der Argentinien festhält) bald über Sumpfstreden, bald über niedrige Bodenschwellen, ganz außerhalb auch nur irgend eines Ausläufers der Kordillere dahinführen: es ist doch nun einmal die gegenwärtige Wasserscheidenlinie des Kontinents und der Ströme, die der Hauptkordillere unmittelbar oder mittelbar — durch Gabelung und Anzapfung verschiedener Flußnetze — angehören, und das entspricht dem Vertrage, wenigstens nach der chilenischen Auslegung.

Argentinien andererseits will von einer derartigen hydrographischen, nachweislich veränderlichen Grenzlinie nichts wissen; eine solche müsse orographisch bestimmt sein, ganz entsprechend dem Vertrage, der von den höchsten Gipfeln der Cordillera de los Andes spreche und den natürlichen Grenzwall zwischen beiden Ländern in erster Reihe als Grundlage für die Grenze hingestellt habe.

Eine Einigung über diese sich entgegengesetzten Auffassungen des Vertrags erscheint, geographisch betrachtet, unmöglich, denn Kordillere und kontinentale Wasserscheide fallen auseinander und verschieben sich immer mehr gegeneinander. Nun haben zwar die beiden Länder den Antrag der Differenzen einem englischen Schiedsgericht anheimgestellt, das nicht politisch, sondern nach geographischen und diplomatischen Grundsätzen eine Lösung versuchen soll. Der Erfolg ist vorauszusehen. Das Schiedsgericht wird ein Kompromiß zwischen den Extremen der beiderseitigen Auffassungen vorschlagen, das aber keinen der beiden Teile recht befriedigen wird. Das reiche, ausgebehnte Argentinien könnte zwar, wirtschaftlich betrachtet, die Seelandschaft am Osthang der Kordillere ohne schwere Beeinträchtigung entbehren, während Chile allerdings durch die Verdopplung seines Schmallandes um ein so günstiges Anbaugebiet in den Kontinent hinein ungeheuer gewinnen würde. Aber Argentinien wird sich aus politischen Gründen nur in der äußersten Notlage zur Abtretung dieses Grenzlandes bequemen. Es ist angesichts der starken Rivalität zwischen den beiden Staaten für die patagonische Republik ein Elßaß-Lothringen; einmal ist es strategisch vom allerhöchsten Werte; den Besitz der bequemen östlichen Andenzugänge bis zu den Gipfeln hinauf kann es nicht leichter Hand dem Gegner überlassen. Sodann aber drängt der innere politische Zustand Argentinien's mit seinen Unruhen und Revolten die Regierung, sofern sie sich halten will, zu energischem militärischem Auftreten in den die Parteien wieder vereinigenden nationalen Fragen und zu einer Ableitung der Volksleidenschaften nach außen hin. In Chile liegen die politischen Zustände ähnlich. Zudem besteht dort, genährt durch die günstigen Erfolge im Kampf mit Peru und Bolivien, eine ausgesprochene kriegerische Stimmung, die der Präsident Errazuriz keineswegs zu dämpfen geneigt scheint. Das in der neuesten Zeit gemeldete Säbelgerassel auf beiden Seiten bedeutet darum mehr als die übliche Methode, dem diplomatischen Notenwechsel einen Nachdruck zu verleihen.

Mag man augenblicklich zwar, trotz des schon außerordentlich boshaften Sperrens und Drängens der verantwortlichen politischen Vertreter, aus gewissen, überwiegend finanziellen Gründen, noch einmal auf beiden Seiten den Rückzug anzutreten für geraten erachtet haben, friedlich wird man sich über diese verzwickte, geographisch wandelbare und unlösbare Grenzfrage nicht einigen können.

Von der Entscheidung des englischen Schiedsgerichts dürfte nach allem kein Heil zu erhoffen sein, und bemerkenswerterweise hat ja auch die englische Regierung jüngst, als sich der Grenzkonflikt zu einem kriegerischen Zusammenstoß zuzuspitzen drohte, den beiden Staaten nicht als Klienten des Schiedsgerichts dessen Entscheid abzuwarten empfohlen, sondern vielmehr vorzuziehen, ihnen keine diplomatisch-politische Vermittlung anzubieten.

Die Entwicklung der Dinge um die Südkordillere dürfte demnach früher oder später eine interessante Rolle auf dem politischen Theater zu spielen berufen sein. Die Streitfrage an sich bietet ein fesselndes Problem; die beiden Partner sind zudem Staaten, die sich einer lebhaften Beachtung bei dem europäischen Bank-, Industrie- und Handelskapital erfreuen, und denen gewisse weltwirtschaftliche Funktionen in der Rohstoff- und Nahrungsmittelversorgung der alten Kulturländer zufallen. Vor allem aber werden, wenn England seine politische Vermittlung ernsthaft zu betreiben gesonnen sein sollte, die Vereinigten Staaten dies wahrscheinlich nicht ruhig mit ansehen, vielmehr die Gelegenheit wahrnehmen, die jüngst von ihnen beliebte Auslegung der Monroedoktrin: „Ganz Amerika den Nordamerikanern“ — das heißt Ausschluß jeder europäischen Einmischung in nord- und südamerikanische Angelegenheiten — mit Nachdruck aufs neue geltend zu machen. Aus der Abwicklung der alsdann mit Notwendigkeit eintretenden Interessenkonflikte dürften sich für die südamerikanische wie für die gesamte Weltpolitik nicht unwichtige Lehren ergeben, vielleicht noch wichtigere als aus dem gegenwärtigen Zwischenfall in Venezuela.

Südamerika darf uns nicht mehr ganz „Hekuba“ sein.



August Reichensperger



In dem hohen Alter von 87 Jahren starb 1895 in Köln August Reichensperger. Ob es heute noch viele sind, die eine lebendige Erinnerung haben an den Einfluß, den der „Kölner Appellrat“ einst in der Konfliktzeit als Mitglied der zweiten Kammer hatte, der er zuerst von 1851 bis 1863 angehörte? Später, zur Zeit des Kulturkampfes, als er zum zweitenmal im Abgeordnetenhaus und ebenfalls im Reichstage saß (bis 1885) und persönlich nicht weniger leistete, trat er in der Popularität schon zurück, namentlich hinter die „Kleine Exzellenz“, die alle Eigenschaften dazu hatte, andern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Am dauerhaftesten und jedenfalls für uns alle am erfreulichsten wird sein Ruhm als „Gotiker“ sein. Der Spott, den er dafür einst auf sich nehmen mußte, ist längst verstummt und vergessen, aber der vollendete Kölner Dom und hunderte von neugebauten oder restaurierten Kirchen sind unvergängliche Zeugnisse seiner Verdienste um die Wiederbelebung der alten deutschen Kunst. Als Kirchenpolitiker und Zentrumsführer verfolgte er Ziele, denen unsre Art von nationaler Empfindung widerstreben muß, und daß ihn die Seinen den „deutschen Montalembert“ nannten, scheint uns ein zweifelhafter Ruhm. Lieber wollen wir ihn als den deutschen Ruskin ansehen; er war nicht so geistreich, aber klarer und praktischer als sein jüngerer englischer Zeitgenosse. Die dankbare Aufgabe, ein so inhaltvolles, an tausend Punkten mit der großen Zeitgeschichte verknüpftcs Leben zu schildern, hat Professor Ludwig Pastor in Inns-

bruck in einem zweibändigen, schön ausgestatteten Werke glücklich gelöst (Freiburg i. Br., Herder). Ihm stand alles nur denkbare Material zu Gebote, die ganze Überlieferung der Partei, der er sich selbst mit Überzeugung angeschlossen hat, viele mündliche Mitteilungen, reichliche Tagebücher und Briefe; er konnte auch Bildnisse geben und einzelne Abbildungen nach Zeichnungen des Verstorbeneu. Seine politischen Urtheile sind nicht die unsern, und das Hochgefühl, mit dem einen katholischen Leser dieses stolze Denkmal erfüllen muß, wird er auf unsrer Seite nicht fordern oder erwarten, wir sind aber seiner anziehenden Darstellung durch alle Einzelheiten von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit gefolgt und empfehlen unsern Lesern, ihre Geschichtsauffassung an der seinigen zu revidieren.

Persönlich war August Reichenperger ein kluger, wohlwollender, von Herzen freundlich gefinnter Mann, mildbütig, von großem Gemeinsinn, schlicht und einfach, ernst, aber nicht ohne Humor: er grüßte z. B. nie in eine vorüberfahrende Equipage hinein, denn denen, die darin saßen, ginge es „schon so“ gut genug. Es wird wenigen bekannt sein, daß wir einem Antrage von ihm im Reichstage vom 7. Januar 1871 die geheizten Eisenbahnwagen verdanken. In seiner geistigen Richtung lag nichts Geniales. Sein ruhiger, nüchternster Verstand umspannte aber eine vielseitige Bildung, die sich in klugen und keineswegs einseitigen Urtheilen über litterarische Erscheinungen und Persönlichkeiten kund giebt. Seine Reisetagebücher aus Italien, Belgien und England sind voll von guten Bemerkungen über die Kunst aller Zeiten. Er hat einen offenen Blick für die Eigentümlichkeiten der Stile und den innern Gehalt der Kunstwerke und ist durchaus nicht der befangene Gotiker, für den er zu gelten pflegte. Man bekommt den Eindruck, daß sein Verständnis in diesen Fragen, die für ihn doch erst in zweiter Reihe standen, mit der Einsicht der Urtheilsfähigsten Schritt hält. Denn zu allererst war er praktischer Jurist, und dann Politiker.

Zum Politiker war er geworden durch sein Verhältnis zu seiner Kirche, und deren Interessen standen in seiner Politik obenan. Sie waren ihm aber Herzenssache, nicht Aushängeschild oder Kriegsfahne, wie man das z. B. seinem Parteigenossen Windthorst vielfach nachgesagt hat. Bis zu den Kölner Wirren, so sagte Reichenperger später, sei er ein Weltkind gewesen; erst der 1837 gefangengesetzte Erzbischof, der das Wort sprach: „Es geschieht Gewalt, gelobt sei Jesus Christus!“ habe ihn fromm gemacht und zu der Kirche zurückgeführt, deren Befreiung aus den Fesseln des preussischen Staatskirchentums nun sein Stichwort wurde. Der Mann aber, dem er den Haupteinfluß auf sein Leben zuschrieb, „der erste Genius, der seit Jahrhunderten auferstanden,“ war Görres, dessen im nächsten Jahre erschienenen Athanasius er förmlich verschlang. Zu seinem Kampfe für die Kirche gegen den Staat brachte er etwas von der damals ziemlich weit verbreiteten Abneigung des Rheinländers gegen das Altpreussentum mit. Schon als Dreißigjähriger in Rom sticht er bei dem Anblick der zahlreichen Priester auf die viel unangenehmern preussischen Leutnants, das fortwährende Glockenläuten ist ihm immer noch lieber als die heimische Militärmusik, und die Klöster, bemerkt er geistreich, würden schwerlich gewinnen, wenn aus ihren Fenstern Soldatenwäsche und lackirtes Lederzeug herausginge. Die

stark ausgeprägte antipreußische Stimmung verlor sich, wie sein Biograph sagt, unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., und wenn ihn auch Ancillons Wort von der notwendigen Protestantisierung der Rheinlande vor allzugroßem Vertrauen bewahrt habe, so sei doch seine Haltung so korrekt gewesen, daß man ihn später oft sogar als einseitigen Preußen bezeichnet habe. Gewiß, das geschah unter anderm, als er 1863 das erstmal von dem parlamentarischen Leben Abschied nahm, nachdem er in der seit 1860 verhandelten Armeeorganisationsfrage vergeblich zu vermitteln gesucht hatte. Bei der wichtigen Abstimmung des 16. Septembers 1862 unterlag er, und auf die Ablehnung ihrer Forderung an dem entscheidenden 25. antwortete die Regierung mit der Veröffentlichung der Ernennung Bismarcks zum Minister des Auswärtigen und Ministerpräsidenten. Reichensperger und sein Bruder Peter hatten das Vertrauen der Minister, August wurde in der kritischsten Zeit von Noon zu vertraulichen Verhandlungen eingeladen und hatte auch mit Bismarck Fühlung und gelegentliche Besprechungen. Nach unsrer Meinung hat er als Landtagsabgeordneter während der Konfliktzeit die Höhe seines politischen Lebens erreicht, weil er damals dem weltlichen Staate die größten Dienste leistete. Das zweitemal, seit 1870, arbeitete er doch nur noch für seine Kirche, und die Genugthuung über seine Erfolge in der Kulturkampfdebatte wollen wir solchen überlassen, die Freude an folgender Tagebuchstelle über Potsdam haben können (Pflingsten 1863): „Im neuen Palais. Friedrich II. hat für dasselbe sein Land ausgezogen à la Louis XIV. Die Potsdamer Anlagen haben in Summa 28 Millionen Thaler gekostet. Großartige, echte Pracht, besonders im Material; Prachtmöbel. In der Bibliothek nur Französisches! Der Kastellan deutet auf ein Bild von Gustav Adolf, »der für die Religion gestorben ist«. Ebenso hat Friedrich II. für das Volk gelebt. Aus solchem Boden kann kein gesunder Staat erwachsen.“ Am widerwärtigsten berührt es uns, wenn wir ihn (nach der Weise des internationalen Judentums) mit angesehenen Glaubensgenossen anderer Nationen über die innern Verhältnisse seines politischen Vaterlands verhandeln sehen. Dieses Verhältnis, worin er einem Fremden sozusagen den Spruch höchster Instanz zuweist, hat gegenüber dem klerikalen Grafen Montalembert von 1852 bis zu dessen Tode 1870 gewährt. Dieser schreibt einmal von Paris im Dezember 1859: „Wenn man bedenkt, daß Preußen dem Constitutionel und der Patrie den freien Eintritt in sein Gebiet gestattet und zugleich die Münchner »Historisch-politischen Blätter« verbietet, so erinnert man sich des schrecklichen Bildes, das unser großer Bossuet von einer von Gott verlassenen Nation entworfen hat. In dieser traurigen Lage haben Sie große Pflichten usw.“ Ja, und wenn man so etwas heute nach vierzig Jahren liest, so möchte man sich noch nachträglich über die zustandgekommene deutsche Einigkeit wundern.

Bei jedem Politiker dieser Zeitperiode interessiert uns besonders sein Verhältnis zu der deutschen Frage, die seit dem österreichisch-französischen Kriege von 1859 immer schärfer in den Vordergrund trat. Reichensperger war ein entschiedener Großdeutscher. Er hielt es für einen Fehler, daß Preußen nicht Österreich zu Hilfe kam, obwohl er gegen dessen Verfehlungen

nicht blind war. Immer wieder wandte er sich gegen seinen Hauptgegner, Georg von Vincke, von den Gothaern und der preußischen Spitze mit Ausschluß Österreichs wollte er nichts wissen. Als guter Katholik beklagte er den Fall der weltlichen Herrschaft des Papsttums, sprach im Juli 1862 gegen die Anerkennung des Königreichs Italien durch Preußen und ließ sich darüber von seinem Freunde Montalembert Anerkennungszeugnisse ausstellen. Gleich darauf erklärte er sich nur mit einer Minderheit von zehn Stimmen gegen den preußisch-französischen Handelsvertrag, dem doch sein Bruder Peter und Mallinckrodt zustimmten, weil es sich dabei, wie er sagte, um die Isolierung und Aushungerung Österreichs und die demnächstige Teilung Deutschlands handle. Alles das zeugt nicht von großer Erleuchtung oder Voraussicht, und seine vielen Betrachtungen über diesen Teil der preußischen Politik stechen stark ab gegen die weitherzige und praktisch kluge Art, wie er sich um dieselbe Zeit zu dem Konflikt in der Militärfrage stellte. Aber sieben Jahre später (er war im Mai 1863 von der parlamentarischen Thätigkeit vorläufig zurückgetreten) hat er sich über die Aufrichtung des Deutschen Reichs herzlich gefreut, und schon am 8. August 1870 schreibt er: „Der letzte Akt dieses Stückes Weltgeschichte wird wohl mit der Krönung des preußischen Kaisers schließen,“ und klug setzt er hinzu: „Gut ist, daß Napoleon den Papst im Stiche gelassen hat, bevor er geschlagen war.“

Die Vorzeichen des Kulturkampfes führten Reichensperger Ende 1870 aufs neue in das Abgeordnetenhaus (und im nächsten Jahre auch in den Reichstag), wir haben jedoch keine Neigung, näher auf diese seine zweite parlamentarische Periode einzugehen, und heben statt dessen zunächst kurz hervor, was in diesem Buche zum Teil neu über die Konstituierung seiner Partei in ihrer zweiten Gestalt mitgeteilt wird. Früher hatte sich die „Fraktion Reichensperger“ des Abgeordnetenhauses offiziell „Zentrum, katholische Fraktion“ genannt. Der Zusatz mußte jetzt wegfallen, da man konfessionelle Empfindlichkeiten vermeiden wollte und sich außerdem auch die religiösen Rechte der Nichtkatholiken zu verteidigen vorgesetzt hatte. Mallinckrodt schlug nacheinander die Bezeichnungen „katholische Volkspartei“ und „konservative Volkspartei“ vor, aber Savigny und Reichensperger, die mit der Aufgabe, Vorschläge zur Benennung zu machen, betraut worden waren, setzten am 13. Dezember, dem Gründungstage des Landtagszentrums, den Namen: „Zentrum, Verfassungspartei“ durch. Sie waren die eigentlichen Gründer, nicht Peter Reichensperger, der damals krank war, und erst recht nicht Windthorst, der sich überhaupt anfangs, wie Pastor bemerkt, sehr zurückgehalten habe, und von dem viele Mitglieder in wesentlichen Punkten abgewichen wären. Im Laufe der siebziger Jahre ging aber die Führung der Partei an Windthorst über, und die beiden Reichensperger ordneten sich ihm namentlich in politischen Dingen durchaus unter, auch Mallinckrodt stand nun nicht mehr in der vordersten Reihe. Wir geben nun noch im Auszug eine vorzügliche Charakteristik der kleinen Exzellenz, die um so interessanter ist, als sie aus August Reichenspergers Munde kommt; er hat sie Pastor in einer mündlichen Unterhaltung gleich nach Windthorsts Tode mitgeteilt.

Windthorst muß als ein parlamentarischer Wunder bezeichnet werden. Er war weder ein Orator noch ein Gelehrter, sondern ein eminenter Debatter, schlagfertig, kaltblütig, umsichtig und überaus klug. Er allein war einem Bismarck gewachsen; er beherrschte stets die Situation, er hatte das feinste Gefühlsorgan für alle politischen Dinge und verstand mit wunderbarer Kunst zu manövrieren. Bewunderungswürdig war, wie er sich in jeden, auch den entlegensten Gegenstand hineinzuarbeiten verstand: er konnte, wenn man ihm mit wenigen Worten eine Sache dargelegt hatte, sofort eine ausgezeichnete Rede darüber halten. Unvergleichlich war seine kaltblütige Ruhe; in dem größten Tumult ging er gelassen zur Tribüne, was mir unmöglich gewesen wäre, und beschwor den Sturm. Er war ein parlamentarischer Advokat im höchsten Sinne des Wortes, aber kein Staatsmann, obwohl er sich dafür hielt und als solcher erscheinen wollte. Er war der Mann des Moments, dafür fehlte ihm aber zuweilen der weite Blick, was sich bei der Beilegung des Kulturkampfes zeigte, wo er wegen der Anzeigepflicht alles aufgeben wollte. Eine weitere Schattenseite war, daß er keinen neben sich ertragen konnte und alles an sich riß. Wurde ein Antrag gestellt, so mußte er seinen Namen haben; sobald ein Gegner auftrat, meldete er sich zum Wort, damit ihm ja keiner zuvorkomme. Anders Frandenstein, der alle Eigenschaften eines Fraktionsführers hatte. Gegen Schorlemer hat er sich nicht richtig benommen. Aber für uns war er trotzdem unentbehrlich: es gab Lagen, denen nur er gewachsen war; gegenüber Bismarcks heftigsten Angriffen bewahrte er die volle Ruhe. Freilich kam ihm auch mancherlei zu statten, was wir andern nicht hatten: die Erzellenz, seine Orden, seine Vergangenheit als Minister, endlich auch seine Häßlichkeit. Wäre er ein schöner Mann gewesen, so hätte er ganz gewiß nicht so das allgemeine Interesse auf sich gelenkt.

August Reichensperger war und blieb für das innere Leben seiner Partei von der größten Bedeutung. Er zog sich immer mehr auf die seinen Neigungen näher liegenden Gebiete der Kunst und der Schriftstellerei zurück, weil er, ein Politiker der alten Schule, sich nicht mit der fabelhaften Schmiegsamkeit Windthorsts in die durch das allgemeine Wahlrecht veränderten Formen der politischen Agitation einleben konnte, und weil manches in den Strömungen der neuen Zeit, z. B. die Idee einer sozialen Reform, ihm fremdartig war. Daß er aber nicht in den Schmollwinkel trat, so oft auch die Entscheidung seiner Fraktionsgenossen gegen ihn ausfiel, das rechneten ihm diese hoch an, wie sie ihn denn auch, was Charakter und innern Gehalt und vielseitige, einflußreiche Bildung anlangt, allen ihren andern Führern und namentlich der kleinen Erzellenz vorangestellt haben.





Hellenentum und Christentum

5. Die Offenbarung



enn die Hellenen, zuletzt in Wechselwirkung mit den Juden, alle metaphysischen und ethischen Gedanken des Christentums hervorgebracht hatten, worin besteht dann dessen Leistung? Nun, mag der Chemiker alle Elemente eines Pflanzen- oder Tierleibes beisammen haben, den Organismus kann er damit nicht aufbauen, das kann nur ein Sperma vollbringen. In diesem Falle war der Logos das Sperma, dessen Walten im Universum die Philosophen erkannt hatten, und von dem dann später die Alexandriner Clemens und Origenes ganz richtig sagten, daß er die Hellenen durch die Vernunft, die Juden durch die Offenbarung belehrt habe und endlich in Jesus persönlich erschienen sei. Die Hellenen wußten alles, was der Mensch zu wissen nötig hat; was ihnen fehlte, war die Gewißheit. Ihr Wissen war das Meinen, aus dem Plato so jehnsüchtig, so beharrlich und so vergebens zum wirklichen Wissen strebte. Was ihnen fehlte, war die Autorität, nach der sie hungerten, die sie befähigt haben würde, dem Volke zu verkünden: So und nicht anders ist es; wir sind bereit, dafür zu sterben.

Dieser Gewißheit und dieser Autorität hat sich, von Moses ab, jeder der jüdischen Propheten erfreut. Nichts in der Welt, am wenigsten das Traumdeuterverwesen der Chaldäer, deren Bildersprache sich ihre letzten angeeignet haben, kann man mit diesen Propheten vergleichen. Der Ruf Gottes ergeht in irgend einer Form an sie, und von diesem Augenblick an sind sie Sprachrohre Gottes. „Ich,“ spricht der Prophet, und dieser „Ich“ ist Gott. Sei getroßt, mein Volk, spricht Gott zu diesem in der äußersten Not und Bedrängnis; fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob, fürchte dich nicht, Würmlein Jakob, ich bin dein Helfer und Erretter. Ich bins, der dich geschaffen, der dich gebildet hat; bei deinem Namen rufe ich dich, mein bist du! Fürchte dich nicht, ich bin bei dir. Vom Morgen her werde ich deine Kinder zurückführen, aus dem Abendlande sie sammeln. Dem Nordwind werde ich sagen: Sieh sie her; dem Südwind: Laß sie kommen; bring sie herbei, meine Söhne, aus weiter Ferne, meine Töchter von den Enden der Erde! Nur verlaß dich nicht auf Menschen, vertraue nicht auf den Ägypter; der Ägypter ist ein Mensch, nicht Gott. Verflucht der Mensch, der, statt auf Gott, auf Menschen traut! Einen furchtbaren Beruf nimmt der Prophet auf sich, wenn er sich Gott zum Sprachrohr hingiebt. Er wird — ein dem Heidentum völlig fremdes Verhältnis — für das Leben seiner Mitbürger verantwortlich gemacht. Zu Hesekiel spricht Gott: Wenn du die Mahnung zur Buße, die ich dir auftrage, dem Ungerechten nicht verkündigst, so wird er zwar in seiner Ungerechtigkeit sterben, sein Blut aber werde ich von dir fordern;

nur wenn du dich deiner Sendung entledigt hast, bist du frei von der Schuld seines Untergangs. Nicht selten steht der Prophet allein dem ganzen Volke gegenüber, das von seinem Gott und dessen Befehlen nichts wissen mag. Aber der Prophet hält aus; eine diamantne Stirn hat ihm sein Gott verliehn; er weiß, früher als bis er seine Sendung erfüllt hat, kann keine Macht der Erde sein Leben vernichten. Auch scheut er, der allein von allen Volksgenossen sein Volk wahrhaft liebt, nicht den Schein des Volksverrätters. Ja, vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet war das, was Jeremias that, wirklicher Volksverrat. Er sagte seinen Landsleuten unaufhörlich: Jeder Widerstand gegen die Chaldäer ist vergebens; alle die kämpfen, kommen um, und den Staat, die Selbständigkeit, vermögen sie mit dem Opfer ihres Lebens nicht zu retten. Wer sein Leben und sein Eigentum retten will, der flüchte zu den Feinden; so entmutigte er die Kämpfer und bewog er viele, überzulaufen, und die Huld, mit der ihn nach der Einnahme Jerusalems Nebukadnezar behandelte, drückte ihm vollends das Brandmal des Verrätters auf. Aber er handelte eben als Mitwisser Gottes, der durch Jesaja spricht: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege; sondern so hoch der Himmel erhaben ist über der Erde, so hoch gehn meine Gedanken und meine Wege über die eurigen.

Ehe der Gang der Weltgeschichte den ersten und für die Juden als Volk wichtigsten Bestandteil der Prophetie erfüllt hatte, fand diese nur bei einzelnen vollen Glauben. Und nur der volle Glaube an die Prophetie schloß den Glauben an den einen wahren Gott ein. Diesen bekennt der König Hiskia während der Belagerung Jerusalems durch Sanheribs Feldherrn, der den auf der Stadtmauer horchenden Juden zugerufen hatte: Laßt euch nicht durch das Gottvertrauen eures Königs verführen! Was haben denn den andern von den Assyrern unterjochten Völkern ihre Götter geholfen? Darauf betet Hiskia: Es ist ja wahr, diese Götter hat der Assyrerkönig verbrennen lassen, denn sie waren keine Götter, sondern hölzerne Werke der Menschenhand; du aber, o Herr, errette uns aus seiner Hand, damit alle Völker erkennen, daß du wirklich Gott bist. Dagegen blieben die Mitbürger des Jeremias auch noch nach der Zerstörung Jerusalems ungläubig und schrieben ihr Unglück dem Umstande zu, daß sie den Kult der Himmelskönigin, der Astarte, vernachlässigt hätten. Zu diesem wollten sie zurückkehren, da werde es ihnen wieder so gut ergehn, wie es ihren Vätern ergangen sei. Nachdem aber das Unglaubliche geschehn, der Tempel und der jüdische Staat von den aus der Gefangenschaft entlassenen wieder ausgerichtet worden war, konnte von Zweifeln an der Wahrhaftigkeit der Weissagung und an dem Gott, der durch die Propheten gesprochen hatte, keine Rede mehr sein. Es ist Thorheit, den Glauben der nachexilischen Juden an ihre Auserwählung als ein Erzeugnis des lächerlichsten und abstoßendsten nationalen Hochmuts zu betrachten; umgekehrt war dieser Hochmut, wo er sich bei einzelnen fand, ein Erzeugnis des Glaubens, den ihnen die handgreifliche Erfahrung aufgezwungen hatte. Freilich war die nachexilische Religion der Juden weit entfernt davon, die Idealreligion zu sein. Das sollte und konnte sie gar nicht sein. Sie sollte es nicht sein, denn sie sollte die höchste Religion

nur vorbereiten, und sie konnte es nicht sein wegen der Unvollkommenheit des nationalen Materials, dessen sich Gott bediente. Nur muß man gegen diese Religion nicht unbegründete Vorwürfe erheben. Zum Beispiel, daß sie nur eine Vorsehung fürs Volk, keine für den Einzelnen gekannt und die einzelne Persönlichkeit gering geachtet habe. Es finden sich genug Stellen bei den Propheten, in den Psalmen und in den historischen Büchern, die jeden einzelnen der helfenden, rettenden, leitenden, strafenden Fürsorge des Gottes versichern, vor dessen Auge jedes einzelne Gemüt und jeder Lebensweg aufgedeckt daliege, und der in seiner alldurchdringenden und allumfassenden Thätigkeit die Ermüdung nicht kenne. Gerade hier steckt für den Menschengesicht ein unlösbarer Widerspruch im göttlichen Wesen, der die Griechen abschreckte, es so aufzufassen, wie es sich durch den Prophetenmund den Juden kund gab. Sie fragten: Wie kann Gott bei nimmer rastender Thätigkeit in seliger Ruhe verharren? Und die menschliche Persönlichkeit stellt das Prophetentum als voll verantwortlich für ihre Handlungen und sogar als unabhängig vom Schicksal nicht allein des Volkes, sondern sogar der eignen leiblichen Väter dar. Durch Jeremias und Hesekiel spricht Gott: Was ist das für eine Redensart: Die Väter haben saure Trauben gegessen, davon sind den Söhnen die Zähne stumpf geworden! So wahr ich lebe, diese Redensart dulde ich nicht! Alle Seelen sind gleicherweise mein, die der Väter wie die der Söhne, und erleidet einer zur Strafe den Tod, so soll es nur für seine eigne Ungerechtigkeit geschehn.

Wenn man ferner die jüdische Religion eine Gesetzesreligion schilt, so spricht man freilich eine Wahrheit aus, die aber nicht einen Tadel, sondern ein Lob enthält. Denn darin lag eben der Mangel der griechischen Religion, daß sie, wie keinen unbedingt sichern Glauben, so auch kein unbedingt verpflichtendes Gesetz hatte, sodaß die Volksittlichkeit zwar in der natürlichen edeln Anlage des Volks eine nie versiegende Quelle, aber gegen die auflösende Sophistik keine andre Schutzwehr hatte, als das von der Selbstsucht der Parteien abhängige Staatsgesetz. Daß dem jüdischen Gesetz nach dem Exil der Geist entchwand, mit dem es die Propheten erfüllt hatten, ist eine Sache für sich: das Gesetz selbst war wert, in einem Psalm (dem 119.) gepriesen zu werden, von dessen 176 Versen jeder es in einer andern Beziehung darstellt. Endlich ist es nicht wahr, daß diese Religion von den Juden als ihr ausschließliches Eigentum betrachtet worden wäre, wenn man unter den Juden die Propheten versteht. Gerade umgekehrt bildet ja den Kern der Prophetie die Offenbarung des göttlichen Planes, wonach die Juden das Werkzeug sein sollen, allen Völkern der Erde die wahre Gotteserkenntnis zu vermitteln: Ein Freudenmahl für alle Völker wird auf dem Berge Sion gerüstet.

Diese zweite noch größere Verheißung, deren Erfüllung durch die Erfüllung der ersten verbürgt worden war, wird dann, nachdem alle Zurüstungen vollendet sind, durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes erfüllt. In den Betrachtungen über die Bibel im ersten Bande des Jahrgangs 1898 der Grenzboten habe ich gezeigt, daß die Erfüllung der Weissagungen der einzige objektiv gültige, aber auch der hinreichende Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christentums ist. Wenn er heute auf wenige wirkt, so kommt

daß daher, daß nur sehr wenige Gebildete die Bibel kennen und noch weniger sie fleißig lesen. Der im vorhergehenden Aufsatz erwähnte Rabbiner Joel hat ganz recht, wenn er in Beziehung auf die Bestrebungen Marcions schreibt: Dieses Hinwegallegorifizieren der in den Evangelien mitgetheilten geschichtlichen Thatfachen „konnte sich die Kirche nicht gefallen lassen, die immer das Verständnis dafür hatte, daß, wer ihr den Zusammenhang mit dem Alten Testament abzuschneiden suchte, nicht eine Erneuerung des Christentums, sondern eine eigne Konstruktion unter dem Namen des Christentums beabsichtige.“ Die arische Mystik, die Chamberlain in einen so schroffen Gegensatz zu dem Alten Testament oder vielmehr zu dem von ihm entworfenen Zertrümmerter der Religion der Propheten bringt, ist zweifellos ein Bestandteil der wahren Religion, aber keineswegs ihre einzige Form und ihr erschöpfender Inhalt; sie weist einen für den einzelnen gefährlichen und für das Volk ungangbaren Weg zu Gott. Wo Massen sich einbilden, auf ihm zu wandeln, da führt sie der Irrweg entweder wie in Indien in ein apathisches Traumleben hinein, das den größten und dümmsten Götzendienst nicht ausschließt, oder wie im modernen Europa zum Pessimismus, Nihilismus und spiritistischen Humbug; in jedem Fall entnervt Mystik die Völker, die sich ihr ergeben. Die Berechtigung der Mythologie, die darin liegt, daß eine andre als die sinnbildliche Erkenntnis von Gottes Wesen nicht möglich und alles Vergängliche ein Gleichnis ist, was auch Paulus 1. Kor. 13, 12 lehrt, erkenne ich mit Chamberlain an; eben deswegen nehme ich den Katholiken ihren „Götzendienst“ nicht übel. Aber das Historische in der Bibel ist nicht, wie Chamberlain meint, eine vergrößernde Umbeutung der Mythen, sondern die Bewahrung ihres tiefsten und reinsten Gehalts: das Mittel, wodurch Gott die Menschheit von seinem Dasein, von seiner Persönlichkeit, von seiner Thätigkeit als Welterschöpfer und Menschenretter überzeugt hat. Gerade deswegen sind freilich die Mystiker auf die Bibel und namentlich auf das Historische in der Bibel schlecht zu sprechen, denn sie wollen nicht allein, daß die menschliche Persönlichkeit in Gott aufgeht, sondern auch, daß der persönliche Gott zu einem unbewußten Weltgrunde zerfließt. Den Gefallen nun, diese ihre Bestrebungen zu fördern, hat ihnen die christliche Kirche niemals gethan. Windelband sagt sehr gut, der bei den Neuplatonikern beliebten Verflüchtigung des Absoluten gegenüber habe die Kirche an dem Begriff Gottes als der absoluten geistigen Persönlichkeit festgehalten, nicht aus philosophischer Überlegung, sondern im Anschluß an die lebendige Überzeugung der Gemeinde, der das Neue Testament und alle Väter übereinstimmend diesen Glauben verkündet hätten. Den Mystikern kommen bei dem Werke der Entwertung des Alten Testaments die Assyriologen zu Hilfe, die da lehren: Bis vor fünfzehn Jahren hat kein Mensch die Bibel verstanden, erst die neusten Ausgrabungen haben das richtige Verständnis erschlossen; Abraham und Lot, Saul, David und Salomo sind Sonnen- und Mondgötter, und die Geschichten, die von ihnen erzählt werden, sind Sinnbilder astronomischer Thatfachen, wie daß Sonne und Mond nicht gleichzeitig scheinen können, daß der Mond seine Phasen hat, daß die Sonne die Zeichen des Tierkreises durchläuft und im Westen untergeht. Nun, wer um diese paar Kieselsteine die Schätze für Geist, Gemüt und

Leben, die Millionen Christen bisher aus der Bibel zu heben verstanden haben, hingeben will, der mag es thun, ich thue es nicht.

Worin meiner Ansicht nach das Wesen des Christentums besteht, was es leisten soll, was es wirklich geleistet hat und noch leistet, das habe ich bei verschiednen Gelegenheiten ausgesprochen und dann noch einmal in den Aufsätzen „Hilty“ und „Der Sinn des Christentums“ im ersten Bande des Jahrgangs 1900 der Grenzboten zusammengefaßt. Hier ist nur noch einiges nachzutragen, was seine Stellung in dem Gedankenchaos der Zeit seiner Entstehung deutlicher zeigt. Die Lehre Jesu und der Glaube an seine Person machten zusammen mit dem Glauben an das Wort der alttestamentlichen Propheten allem Schwanken ein Ende und beseitigten alle Zweideutigkeiten. Gott wird als Person, Schöpfer und Lenker aller Dinge, als Leiter der Schicksale aller Völker und jedes einzelnen Menschen, und sofern diese Schicksale durch Leiden, Gefahren und Verderbnis hindurchführen, als Erlöser anerkannt. Da Gott eine von der Welt unabhängige Persönlichkeit ist, muß es in ihm selber sowohl ein Subjekt als auch ein Objekt geben, muß eine von Ewigkeit bestehende Differenzierung in ihm angenommen werden. Die Elemente dieser Differenzierung sind dadurch gegeben, daß sich Jesus in einem andern Sinne Sohn Gottes nennt, als die übrigen Menschen Kinder Gottes sind. Es liegt nahe, auch den verheißnen Geist, der die von Jesus gebrachte Erkenntnis im Laufe der Jahrhunderte vervollständigen und ergänzen soll, in den Prozeß einzubeziehen. An Engel glaubt man mit den Juden und den Jüngern Jesu, aber sie sind nicht Mittelwesen zwischen Gott und Welt im neuplatonischen oder im gnostischen Sinne. Da der Mensch nur in den durch die Sinne empfangnen Bildern Vorstellungen gewinnen und nur in dem von den Kategorien dargebotnen Rahmen denken kann, versteht sich die anthropomorphe Idee Gottes von selbst, wenn von Gott etwas ausgesagt werden soll, und je lebendiger der Glaube an seine Persönlichkeit war, desto menschenähnlicher mußte man sich ihn vorstellen. Nun haben zwar Paulus und Johannes so kräftig und deutlich wie Philo und Plotin gelehrt, daß Gottes eigentliches Wesen unerkennbar, und daß eben darum die Menschwerdung des Sohnes notwendig gewesen sei (3. B. Ev. Joh. 1, 18 und 14, 9); aber es war für ein nach der Erkenntnis Gottes hungerndes und an mythologische Vorstellungsweisen gewöhntes Geschlecht nicht so leicht, die volle Konsequenz dieser Wahrheit zu ziehn und sich zu bescheiden, wie für den in einer rationalistischen Zeit lebenden Verstandesmenschen Kant. Darum wies die Kirche das Begehren der Gläubigen, unweißbare Dinge zu erfahren, nicht unbedingt ab, sondern definierte das Undefinierbare. Sie verfuhr dabei nüchtern und umsichtig genug, indem sie in den Gärungsprozeß nicht unaufgefordert eingriff und sich im allgemeinen auf die Ausscheidung des Gefährlichen und offenbar Falschen, also auf Verneinung dessen, was nicht sein kann oder nicht sein darf, beschränkte. Sie beseitigte den ganzen mythologischen Spuk der Aonenzugungen und sicherte der Person Jesu sowohl die Gottheit wie die Menschheit.

Wirklich erkennbar sind nur, durch die historische Erfahrung, die oben angegebnen Thatsachen, und die weltgeschichtliche Erfahrung wird bei Einzelnen

— immer nur bei Einzelnen — nicht nur durch persönliche äußere sondern auch durch die innere Erfahrung bestärkt, indem einer, der „die Wahrheit thut,“ inne wird, daß Jesu Lehre aus Gott ist. Das „Wie“ des göttlichen Wesens, also auch des Verhältnisses des Sohnes und des Geistes zum Vater, bleibt der menschlichen Erkenntnis verschlossen, und da wir heut immer deutlicher einsehen, daß wir nicht einmal wissen und auf Erden niemals wissen werden, was Materie und was Geist ist, so hat das Geheimnis des Fleisch gewordenen Wortes nichts Anstößiges für uns. Aber so lange der spekulative Trieb in den Menschen lebendig bleibt, so lange werden sie auch über das Unfassbare etwas aussagen und vom Unvorstellbaren eine Vorstellung haben wollen; haben doch auch nach Kant und trotz Kant die Philosophen aller Schulen diesen Trieb nicht zu bändigen vermocht, sodaß sie bis auf den heutigen Tag fortfahren, gleich den Gnostikern, sei es die unerkennbaren Elemente der materiellen Welt, sei es das göttliche Urwesen und seine Emanationen oder Äußerungen uns zu beschreiben, als wenn sie das alles gesehen hätten, oder wenigstens Worte darüber zu machen, die gelehrt und großartig und manchmal sogar schön klingen, wenn sich auch kein Mensch etwas dabei denken kann. Hat sich erst einmal die ganze gelehrte Welt zu dem Ignoramus bekannt, von dem zur Zeit noch niemand weiter entfernt ist als die atheïstischen und kirchenseindlichen Philosophen, so wird es auch die Kirche anerkennen müssen. Sie wird dann nichts weiter fordern, als das Bekenntnis zu dem, was der wirklich Unbefangene der weltgeschichtlichen und seiner persönlichen Erfahrung entnimmt, daß es einen Gott im Sinne des Alten und des Neuen Testaments giebt, der sich einerseits in der Vernunft der Heiden, andererseits im Wort der Propheten und in Jesus, in der Führung des auserwählten Volkes und in der Wirksamkeit der Kirche geoffenbart hat und noch offenbart, und sie wird die nicht von sich ausschließen, die alle Spekulation ablehnen, oder die sich, selbst spekulierend, das Verhältniß von Vater, Sohn und Geist, von Gott und Mensch anders denken, als der Verfasser des sogenannten Athanasianischen Symbolums. In dem Glauben an diese Grundwahrheiten können sich das Volk und die Gebildeten zusammenfinden und können sich bei einem Gottesdienst, der das Göttliche in sinnreichen Symbolen und in Werken der Kunst ahnen und empfinden läßt, wobei das Denken der Fassungskraft eines jeden überlassen bleibt, als eine durch den Glauben geeinte Gemeinschaft fühlen. Vor allem wird die Kirche oder werden die Kirchen darauf verzichten müssen, jeden ihrer Angehörigen auf sogenannte Glaubenssätze zu verpflichten, die entweder Produkte der geschichtlichen Entwicklung oder der Nachgiebigkeit gegen den Volksaberglauben und gegen nationale Besonderheiten oder spitzfindige und das Heil des Menschen gar nicht berührende Folgerungen aus den Grundwahrheiten sind. Andererseits dürfen aber auch die Aufgeklärten denen den Christennamen nicht verweigern, die an nationalen Besonderheiten und abergläubischen Gebräuchen hängen oder ihre Phantasie über das Jenseits für Erkenntnisse halten.

Dagegen muß es offen herausgesagt werden, daß, wer Jesum für einen bloßen Menschen hält, oder wer gar die Persönlichkeit Gottes leugnet, kein Christ mehr ist. Wenn Paulus und die Evangelisten Schwärmer und Be-

träger gewesen sind, dann ist das Neue Testament nicht nur nichts wert, sondern, obgleich auch mancher Ungläubige schöne Stellen darin findet, ein verwerfliches Buch. Denn dieses Buch will nicht eine Ilias oder Odyssee sein, will kein Dichtenwerk sein, giebt sich nicht als Produkt eines naiven mythologischen Volksglaubens, sondern als das Wort Gottes, von dessen Annahme die Seligkeit abhängt. Und hätte sich gar Jesus selbst für Gott ausgegeben oder gehalten ohne es zu sein, so wäre sein Tod eine gerechte Hinrichtung gewesen, die vielleicht unsre moderne Justiz durch Verweisung ins Irrenhaus vermieden hätte. Ist Jesus nicht Gottmensch, dann hat Haedel mit seinem Urteil über das Christentum Recht, und von einer christlichen Theologie kann dann keine Rede mehr sein; was bisher so geheißsen hat, das gehört dann in die Geschichte der menschlichen Verirrungen, die teils in der Weltgeschichte, teils in der pathologischen Abteilung der Psychologie abzuhandeln ist; eine theologische Fakultät kann es dann nicht mehr geben. Freilich, ein zweites Buch, aus dem man Perikopen herauschneiden könnte als Grundlage für die sonntägliche Erbauung des Volkes, wird man nirgends mehr finden, weder in der deutschen, noch in der griechischen, noch in der indischen Litteratur, und dieser einzige Vorzug des Neuen Testaments gehört zu den Eigenschaften, aus denen den wirklich Voraussetzungslosen seine Göttlichkeit einleuchtet. Aber die Herren, denen der Atheismus selbstverständliche Voraussetzung ist, wissen sich ja, die einen bei Darwin, die andern bei Nietzsche, die dritten und vierten bei Schopenhauer und Karl Marx (oder vielmehr, da Marx ziemlich ungenießbar ist, beim Vorwärts) zu entschädigen, und um den Teil des Volkes, dessen sich die Sozialdemokratie noch nicht angenommen hat, pflegen sich die gelehrten Herren, außer etwa zu Wahlzwecken, nicht zu kümmern.

Die gelehrte Bibelkritik ist praktisch so bedeutungslos wie die Homerkritik. Homer bleibt das ewig schöne und die Bibel bleibt das ewig Leben spendende Buch; was die Gelehrten über die Entstehungszeit und die Entstehungsweise der einzelnen Teile sagen, nimmt vom Werte der beiden Bücher nichts hinweg und fügt ihm nichts hinzu. Höchstens kann man sagen, die Läubinger Schule habe den Wert des Neuen Testaments in den Augen der gelehrten Kenner dadurch ein wenig erhöht, daß sie die Aufmerksamkeit auf die menschlichen Elemente lenkte, die zum Aufbau des Christentums verwandt worden sind, und dadurch erst das Wort Gottes in seiner vollen Größe und Schönheit zeigte. Aber was die Herren Kritiker eigentlich leisten wollten, das haben sie in ihrer mehr als hundertjährigen Arbeit bis auf den heutigen Tag noch nicht geleistet. Man sagt, zwei Juristen hätten immer drei Meinungen; nun, zwei Bibelkritiker haben mindestens fünf. Wenn sie sich einmal auf einem Konzil geeinigt haben werden, dann wird es sich lohnen, sich bei ihnen danach zu erkundigen, welches der drei synoptischen Evangelien zuerst, welches zuletzt und in welchem Jahrzehnt jedes geschrieben worden ist, welche Stücke dem Ur-evangelium entnommen, welche dagegen spätere Einschreibungen sind, welche Briefe Pauli echt, welche unecht, welche durch Einschleibsel von Fälschern verdorben, oder ob sie alle miteinander gefälscht sind. Für uns andre ist das Neue Testament, ebenso wie das Alte, ein Ganzes, das unter göttlicher

Leitung zustande gekommen ist und von dem kein Teil entbehrt werden kann.)* Wer zwar gläubig, aber nicht orthodox ist, dem entgeht das menschlich unvollkommene, das auch dem Neuen Testament, als einem von Menschen abgefaßten Schriftwerk, anhaften muß, keineswegs; ein solcher glaubt nicht an die Buchtabeninspiration, er verkennt auch nicht, daß die einzelnen Stücke an Wert, Wichtigkeit und Wahrheitsgehalt verschieden, daß einzelne bedenklich und sogar gefährlich sind, aber er würde sich nicht erlauben, etwas daraus zu streichen, weil er weiß, daß die Bedürfnisse der Zeiten, der Völker, der Einzelnen unendlich verschieden sind, und daß die bisherigen Erfahrungen die Vermutung rechtfertigen, es möge jeder solche bedenkliche Teil dazu bestimmt sein, irgend ein im Laufe der Zeiten auftauchendes Bedürfnis zu befriedigen.

Auch stört den Gläubigen nicht der Umstand, daß die Auflösungen der Welträtsel, die das Neue Testament darbietet, genau befehen gar keine Auflösungen, sondern nur neue Formulierungen oder Einkleidungen dieser Rätsel, ja neue Rätsel sind, wie das der Gnadenwahl. Die Offenbarung soll ja nur die zaghaften Vermutungen über das Dasein Gottes, über seine Macht und seinen Willen, dem Menschen zu helfen, zur Gewißheit erheben, nicht aber die Natur des Menschen ändern und ihn zum Begreifen des Unbegreiflichen befähigen. Deshalb erblüht dem Christen in Glauben und Hoffnung zwei Tugenden, die das Heidentum nicht gekannt hatte. Denn, wie oft gesagt worden ist, an der sogenannten Moral hat das Christentum nichts geändert. Es hat dem Menschen nur den innersten und edelsten Kern seines ethischen Wesens erschlossen, indem es ihm den Glauben an das höchste und schönste, das die Vernunft gefunden hatte, und die Zuversicht, es werde sich im Jenseits alles klären, was diese Vernunft hienieden noch verwirrt und ängstigt, als Pflicht offenbart, und als Quell alles Guten, das der Mensch dem Menschen erweist, die aus Gott in die Seele einströmende Liebe aufdeckt. Das Neue Testament ist weder stoisch, noch epikuräisch, noch buddhistisch. Es vernünftelt die Übel nicht hinweg, sondern erkennt sie an und lehrt sie teils zum eignen Heil benutzen, teils durch Wohlthun, durch Gerechtigkeit und durch verständige Maßregeln bekämpfen. Es gebietet Mitleid und empfiehlt Verzicht, zeigt aber auch, wie man unter Umständen der Bosheit und Ungerechtigkeit mit Festigkeit entgegenzutreten, heuchlerischen Mißbrauch des Heiligen mit gerechtem Zorn zu geißeln habe. Es verbietet den Sinnengenuß nicht, warnt aber davor,

*) Nach Eckermanns Bericht über Gespräche vom 1. Februar 1827 äußerte Goethe den lebhaften Wunsch, es möge endlich einmal in den Naturwissenschaften zu sichern Ergebnissen kommen, und bei diesen möchten sich die Menschen beruhigen. Aber, schloß er, „die Menschen können keine Ruhe halten, und ehe man es sich versteht, ist die Verwirrung wieder oben auf. So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionsachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat. In der Poesie ist die vernichtende Kritik nicht so schädlich. Wolf hat den Homer zerstört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Balgallas, die sich des Morgens in Stücke hauen und mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen.“ Das gilt doch auch von der Bibel; was zerstört bleibt, ist nicht sie, sondern die Seele dessen, der sie sich von den Kritikern rauben läßt.

ihn zum höchsten Zweck und Inhalt des Lebens zu machen. Es verwehrt nicht das Streben nach Besitz, sondern verkündet nur, daß es denen übel ergehn werde, die es nicht verstehen, sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen. Es zeigt einen über das Gewöhnliche hinausführenden höhern und höchsten Weg der Entfagung um des Apostolats willen oder aus Nächstenliebe, sagt aber ausdrücklich, daß er nur für die wenigen Auserwählten bestimmt sei, denen Gott die Kraft gebe, ihn zu wandeln. Die Klippe, an der das Schiffelein der hellenischen Weisheitsjünger zerfchellt ist, wird vom Neuen Testament in der Weise umschifft, daß es lehrt, es sei gar nicht Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft, die Gerechtigkeit zu verwirklichen; dieses geschehe im Reiche Gottes; das Reich Gottes und die Welt aber seien zwei verschiedene Reiche, deren jedes nach eignen Gesetzen lebe.

Meine Vermutung über das Verhältnis dieser beiden Reiche zu einander und über ihre gegenseitigen Beziehungen habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders im „Sinn des Christentums“ ausgesprochen. Regeln für das Verhalten des Christen in verschiedenen Lebenslagen und verschiedenen Personen und Klassen gegenüber, also was man gewöhnlich Moralsvorschriften nennt, haben Unzählige aus dem Neuen Testament abgeleitet und in unzähligen Büchern niedergelegt, von denen sich viele, wie die Katechismen, eines amtlichen Charakters rühmen dürfen. Unter allen diesen Arbeiten aber kenne ich keine, die so zeitgemäß wären und den Lebensodem des Neuen Testaments so deutlich verspüren lassen wie die kleinen Bücher Hiltsys. Mit einer seiner Regeln, die in mehr als einem Sinne zeitgemäß ist, will ich schließen. „Der allein richtige Grundsatz im Verkehr mit den Menschen, ja man kann sagen mit allen Geschöpfen Gottes ist: keines unnötig plagen, mit allen Mitleid empfinden und jedem Ruhe und Lebensfreude gönnen; aber auch zu verlangen, daß es seine Pflicht erfülle und nicht bloß dem Genuße leben wolle. In dem zuletzt genannten liegt das Recht der Erziehung und Zählmung gegenüber dem Naturrecht der Freiheit; das Recht der Eroberung wilder oder halbwildler Gebiete; das relative Recht der Aristokratie und der Herrschaft über Menschen, insofern es nämlich zum Vorteil der Beherrschten ausgeübt wird. Jede andre Herrschaft ist Tyrannei und verdirbt sowohl den, der sie erleidet, wie den, der sie ausübt.“



Dante



Es klingt beinahe wie eine Fiktion, daß sich heute in unserm zerstreuten Leben noch Leute, die nicht Romaniſten oder Litteraturhistoriker von Beruf sind, mit Dante abgeben, und doch muß es wohl so sein, und geschähe es auch nur um des Scheins willen, den ein so sublimes Geschäft um die ganze Persönlichkeit webt, wie ja auch Frauen manchmal nur sticken sollen, um die Bewegungen ihrer schönen Hand zu zeigen. Sonst könnten nicht immer wieder Bücher geschrieben

werden, die sich mit Dante beschäftigen, und die an einen weitem Kreis von Lesern gerichtet sind; und wenn es überhaupt dreierlei Weisen giebt, auf die man sich diesem Dichter nähern kann, durch ein Buch über ihn oder durch eine Übersetzung oder durch einen kommentierten Originaltext, so können wir diesmal unsern Lesern zu jeder Art ein Beispiel bringen. Dantes Zeitalter und sein Werk behandelt ein Buch von Karl Federn (Leipzig, E. A. Seemann), „Dantes Heilige Reise“ ist der Titel einer freien Nachdichtung der Göttlichen Komödie von J. Kohler, von der zunächst das mittlere Stück erschienen ist, das Purgatorio, weil es unsrer Weltanschauung am nächsten stehe (Berlin, Köln, Leipzig, A. Ahn), und von der großen kommentierten Ausgabe der Divina Commedia des kürzlich verstorbenen Scartazzini (Leipzig, Brockhaus) liegt uns der erste Band, das Inferno, schon in zweiter Auflage vor.

Federn hat ein anregendes, geistvolles Buch geschrieben, wie wir es bisher noch nicht hatten, voll von schönen Beobachtungen und eignen Gedanken. Er schildert uns die äußern Zeitverhältnisse, den landschaftlichen Boden Italiens mit seiner städtischen Kultur, vor allem Florenz mit seinen lebendigen, klugen Menschen, sodann die Kirche und die scholastische Wissenschaft mit ihrer geschlossenen Weltanschauung. Innerhalb der Philosophie war, im Gegensatz zur Kirche, ewiger Streit; für die höchsten Fragen, die die Theologie kurzweg und entschieden beantwortet hatte, brachte sie keine Lösungen. „Die kühnsten Wege der Denker sind Sprungbretter, die in den Ozean hinausgelegt sind, der Mensch geht auf ihnen ein Stück vorwärts und steht staunend über dem Rande des unendlichen Wassers; geht er aber weiter, so stürzt er hinein und muß mühsam schwimmend zum Rande zurück. Wir sind mit all unsrer Philosophie und Wissenschaft heute nicht weiter als damals; der ganze Unterschied ist, daß wir bescheidner geworden sind.“ Was Dante beunruhigt, sind nicht religiöse Zweifel, sondern die heillosen Wirrsale des Diesseits; er sieht rings um sich die durch den Kampf der Menschen zerstörte Ordnung, er selbst hat alles verloren, Herd und Familie und Vaterstadt, die Rechtfertigung einer solchen Welt kann er nur im Jenseits suchen. Wenn er auch seinen Grimm ausgießt über die Kirche auf Erden, ihr Haupt und ihre Diener, an der ewigen Liebe hat er nie gezweifelt, er bleibt ein guter katholischer Christ, und das Menschheitsproblem löst er nicht strebend wie Faust, oder trotzig wie Prometheus, sondern christlich in Glauben und Buße. Im Sturm der Zeit rettet er sich den Frieden seiner Seele, denn seine einheitliche Weltanschauung kann in ihren Grundfesten nicht erschüttert werden. Dem ersten Teile, der uns das Zeitbild vorführt, läßt Federn einen zweiten folgen, worin er den Menschen Dante in jeinen Lebensschicksalen und den Dichter behandelt. Er umschreibt sein Werk in großen, deutlichen Zügen, macht die Ökonomie der Göttlichen Komödie, ohne Vorkenntnisse vorauszusetzen, seinen Lesern verständlich und giebt ihnen gut gewählte Proben der Schilderung in einer geschmackvollen Übersetzung. Die Abbildungen, kein müßiger Schmuck, sondern wirksame Mittel der Veranschaulichung, stellen Örtlichkeiten und bildliche Szenen dar, diese nach italienischen Fresken Signorellis und der Ältern, nach Sandro Botticellis Zeichnungen, nach Miniaturen und nach einzelnen modernen Kompositionen, z. B. des Dante

Gabriele Rossetti. Obwohl populär und angenehm lesbar, ist das vortreffliche Buch doch keineswegs oberflächlich, es beruht auf einer sehr tiefen Kenntnis, die aber nicht als Gelehrthuererei hervortritt. Nach dieser Seite ist uns der Zweck des angehängten Litteraturverzeichnisses verborgen geblieben. Da es nun einmal da steht, so darf sich der Verfasser nicht wundern, wenn wir fragen, warum er z. B. das Leben Dantes von F. X. Kraus nennt und dem viel wertvollern Werk von Wegele diese Ehre versagt hat.

Wir empfehlen das Buch Jederns sowohl denen, die Dante schon kennen, wie als erste Anregung solchen, die ihn erst kennen lernen möchten. An diese scheint er selbst zunächst gedacht zu haben, wenn er in der Vorrede schreibt: „Den ganzen Schatz seiner Schönheit und seiner wunderbarsten Geheimnisse muß der Leser bei ihm selbst suchen. Die ungenügenden Übersetzungen haben das bisher mehr erschwert als die Rätsel des Inhalts, denn weit mehr als der lästige Kommentar hat der gezwungne Bau der achtzehn bisher erschienenen Übersetzungen Dante in seiner Fremdheit erhalten.“ Hierzu erlauben wir uns einige Anmerkungen. Obwohl wir die Wissenschaft sehr hoch schätzen und auch die Gelehrsamkeit nicht verachten, haben wir es doch in unsrer eignen, ganz persönlichen Pädagogik (ach Gott, die Kunst ist lang) mit einem lateinischen Sprichwort gehalten, das so oder ähnlich lautet: *Quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura*. Zu deutsch: Wir legen im ganzen mehr Wert auf einen prompten Erfolg, als auf die Vollständigkeit der Lehrmittel. Gleich nach dem Tode unsers guten Königs Johann kauften wir uns seine Übersetzung, die wir für die beste halten, weil sie die wörtlichste ist, die praktisch beste, denn einen künstlerischen Genuß gewährt ihre Lektüre natürlich nicht, und wir möchten nun solchen, die Dante kennen lernen wollen, vorschlagen, es uns nachzumachen, den Philalethes zu lesen und die Stellen, die sie besonders anziehen, im Urtext nachzulesen. Sie werden dann leicht und allmählich von einzelnen schönen Stellen aus immer tiefer in das Original hineinkommen und finden, daß Dantes Sprache gar nicht so schwer ist, leichter z. B. als die Ariosts oder Tassos. Denn seine Sprache ist, von Einzelheiten abgesehen, noch das heutige Italienisch, was ja höchst merkwürdig ist, weil sie schon so alt ist! Denn was Jedern im Anfange eines Kapitels über die italienische Dichtung Seite 84 sagt: „Später als irgend eine andre hat die italienische Litteratur begonnen,“ das ist ja so falsch wie möglich. Er hat das, wie man sich höflich auszudrücken pflegt, in Gedanken geschrieben, denn er weiß so gut wie wir alle, daß die Litteratur der modernen, d. h. der heute noch geltenden Sprachen bei den Franzosen und den Engländern (von uns Deutschen gar nicht zu reden) viel jünger ist als bei den Italienern, wo sie eben mit Dante anfängt. Zwischen einer italienischen Zeitung und einer Prosaschrift Dantes, z. B. der *Vita nuova*, besteht kein großer Unterschied, der sich in der Schwierigkeit des Verständnisses der Sprache ausdrückt. Um nun wieder in unsern Kursus der Dantelektüre einzulernen, so meinen wir, daß es neben den wenigen, die ein Studium aus Dante machen, viele giebt und noch viel mehr geben sollte, die sich rein dilettantisch an ihm freuen wollen, da, wo sie ohne große Mühe zu ihm kommen können. Schwer macht ihn seine dunkle Scholastik, die kunstvoll verwickelte

Ökonomie seiner Komödie und die ganze mittelalterliche Umhüllung seiner Gedanken; alles das, worin seine Zeit seinen größten Ruhm gesehen hat, ist für uns vielmehr ein Hindernis, den wahren Dichter zu erkennen. Aber der Dichter für alle Zeiten ist er da, wo seine menschliche Empfindung durch die Fesseln seines Zeitalters, durch Allegorie und verborgnen Sinn hindurchbricht und sich den Ausdruck sucht, der unmittelbar ergreift und in unsre Seele trifft. Das sind seine Schilderungen und einzelnen Episoden, seine Bilder und Metaphern, die Hunderte köstlicher Stellen, die aus dem Ganzen losgelöst noch für sich wirken, die zu uns sprechen und uns begleiten können wie die Worte unsrer eignen Dichter, und das sind die Bestandteile seiner berühmten Dichtung, die sich — nach unserm Rezept — der Laie, der nicht Dantegelehrter sein will und kann, an der Hand der Übersetzung suchen und dann mit Hilfe des italienischen Textes zu eigen machen soll, um zu fühlen, was Dante ist. Wer hier stehen bleibt, hat schon viel gewonnen, und dem, der weiter gehn will, ist der Weg geebnet.

Der Übergang von der deutschen Übersetzung zu dem Originaltext wird erleichtert durch eine in den italienischen Ausgaben neben dem erklärenden Kommentar herlaufende Umschreibung der Dichtervorte, die in den ältern Ausgaben, z. B. der verbreitetsten von Fraticelli, kurz zusammenziehend den wesentlichen Sinn der Sätze wiedergibt. In der neuesten von Scartazzini hat sie wie eine Interlinearversion beinahe jedes Wort des Textes in sich aufgenommen, und wenn die Ausführlichkeit auch zu weit geht, weil sie sehr viel Selbstverständliches und Überflüssiges mit sich führt, so bleibt nun andererseits buchstäblich auch nichts, was einem Leser schwierig und dunkel sein könnte, unbeleuchtet. Ebenso ist der Sachkommentar bei Scartazzini vervollständigt und zu jeder einzelnen Stelle bedeutend angewachsen. Zu Bertram de Born z. B. bekommen wir eine ganze Abhandlung mit Angaben über neuere Litteratur; bei der Erwähnung eines Brunnens, um dessen Besitz ein Verschmächter den Anblick seiner ebenso vom Durst gequälten Feinde nicht hingeben möchte (*Per fonte Branda non darei la vista*), erhalten wir eine Untersuchung über drei Brunnen dieses Namens und eine Aufzählung der für jeden von ihnen eingetreten Erklärer; bei Gelegenheit irgend eines nicht ganz gewöhnlichen Worts wird dessen Etymologie durch verschiedene Sprachen verfolgt, und seine Anwendung an einer Reihe von ausgeschriebnen Zitaten gezeigt. Auf diese Weise hat die Brockhaus'sche Ausgabe des *Inferno* den Umfang der ganzen Komödie in der Ausgabe von Fraticelli bekommen, und sie kostet 12 Mark, jene vollständige Ausgabe Fraticelli's nur 4½ Franken. Aber die Brockhaus'sche Ausgabe ist nicht nur viel besser gedruckt, sie hat auch noch wesentliche Vorzüge: eine sehr ausführliche Konfordanz zu der ganzen Komödie und einen überreichen historischen Kommentar, der in Eigennamen und Zahlen sorgfältig geordnet ist. Wer die Flüchtigkeiten, nicht bloß des vortrefflichen Fraticelli, sondern der italienischen Erklärer überhaupt in ihren Ausgaben der Historiker und des Vasari kennen gelernt hat, der wird sich über den gründlichen Fleiß Scartazzini's beinahe wundern und mit vollem Danke diese bequem zurecht gelegten Stoffsammlungen, die über die Ansprüche der meisten Leser weit

hinausgehn, benützen. Es fällt auch auf, wie gut dieses Buch im Gegensatz zu so vielen in Italien gedruckten korrigiert ist, ein Verdienst, an dem wohl die Verlags-handlung reichlichen Anteil hat.

Professor Kohler, der Nachdichter der Heiligen Reise, der sein Burgatorio dem kürzlich verstorbenen Paul Scheffer-Boichorst gewidmet hat, bedient sich gereimter Terzinen, die poetischer wirken, wegen des Reimzwangs aber auch einen Übersetzer leichter veranlassen, sich von dem Original zu entfernen, als wenn er reimlose Jamben gewählt hätte. Er will aber auch keine Übersetzung liefern, denn Übersetzungen hält er für überflüssig, weil Dante in seiner eignen Sprache gelesen werden solle, sondern er will dem deutschen Publikum etwas geben, was ihm auch das Original nicht zu gewähren vermöge, eine ohne Kommentar verständliche Dichtung, die die Hauptschönheiten und Tiefen der Dantischen Poesie wiedergiebt. Wiederholt erklärt er in seiner Vorrede diesen Weg für den einzig zulässigen, und dabei sei es Sache des Lesers, wie weit man bei Dante stehen zu bleiben oder von ihm abzuweichen für gut finde. „In dieser Beziehung bin ich nicht ängstlich gewesen, sondern habe meinem dichterischen Genius freien Pfad gestattet, ohne mir Bedenken zu machen, ob nicht in einzelnen Punkten ein näherer Anschluß an das Original möglich gewesen wäre; den Satz, daß vom Original nur dann abzuweichen sei, wenn eine unbedingte Notwendigkeit es gebietet, konnte ich nicht anerkennen, denn es handelt sich nicht um Wiedergabe, sondern um Eigendichtung, die nicht nur lesbar, sondern poetisch wirksam sein soll.“ Wir bekennen nun gern, daß seine fließenden Verse sich sehr angenehm lesen, daß sie uns durch ihren Wohlklang gewinnen und auch mit dem, was sie uns sagen, ausdrucksvoll wirken, wir gestehn sogar, daß seine Dichtung im ganzen in ihrem freien Zuge, ohne Steifheit und Künsterei, auf Leser den Eindruck eines Originals machen kann. Ob aber auch des Originals, des ganzen Originals? Ob nicht wesentliche „Hauptschönheiten“ verloren gegangen sind, vielleicht verloren gehn mußten als Opfer der Freiheit, die der Nachdichter sich nahm, wo ein engerer Anschluß an den Urtext der poetischen Wirkung seiner Nachdichtung im Wege gewesen wäre? Es würde unnütz sein, die prinzipielle Frage, welcher Verlust der größere sei, nachdem sie der Verfasser von seinem Standpunkt aus entschieden hat, wieder aufzunehmen. Wir möchten nur mit einigen Beispielen andeuten, wie es sich mit dem einen der beiden Verluste verhält. Im vierten Gesange, da wo Belacqua zusammengefauert hocht, mit dem Kopf zwischen den hochgezogenen Knien, macht Dante seinen Führer aufmerksam auf den Anblick dieses Mannes, „dem Faulheit an der Wiege ward gesungen,“ wie Kohler übersetzt. Im Urtext heißt es viel sinnlicher: „Als ob die Faulheit seine Schwester wäre.“

Der dreiundzwanzigste Gesang hebt mit einem Vergleich an, den Kohler so wiedergiebt:

Noch ließ ich staunend meine Blicke ruhn,
In dieses Wunderbaumes Bild verloren,
Wie Vogelsteller schau'n im eiten Thun.

Im Original aber durchdringt des Dichters Auge fixierend das Laubwerk,

und so macht es auch der nach kleinen Vögeln spähende Müßiggänger, er ist höchst gespannt und nichts weniger als ein staunender Träumer:

Mentre che gli occhi per la fronda verde
Ficcava io così, come far suole,
Chi dietro all' uocellin sua vita perde,

und dieses prächtige „Sein Leben verlieren hinter einem Vögelchen“ geht außerdem noch bei Kähler ganz verloren. Im Eingang des achten Gesangs vernehmen wir einen reinen lyrischen Klang von der höchsten Art, wie sie dann entsteht, wenn plötzlich in ein empfängliches und bewegtes Gemüt ein verwandter Natureindruck fällt. Wer kennt nicht die Melancholie eines ersten Abends auf einer Reise, die uns aus der Heimat oder von lieben Freunden hinweggeführt hat? Im Geräusch des Tages haben uns neue Eindrücke angezogen und zerstreut, nun schickt die Nacht ihre Vorboten, und leise kehren die verschleuchten Abschiedsgefühle in unsre Seele zurück. Dante deutet diesen Gemütszustand durch zwei Situationen an: jemand ist zu Schiff gegangen, und sein Herz wird weich am Abend, dessen Stille man ja besonders auf dem Meere als Einsamkeit fühlt; ein Wandersmann hört hinter sich eine ferne Abendglocke läuten. Die Verse sind so voller Musik, daß wir sie für den einen und den andern unsrer Leser zum Auswendiglernen hierher setzen müssen:

Era già l'ora che volge 'l disio
A' naviganti e intenerisce il cuore,
Lo di c'han detto a' dolci amici addio;
E che lo nuovo peregrin d'amore
Pango, se ode squilla di lontano,
Che paia 'l giorno pianger che si muore.

Kählers Übertragung lautet:

Die Stunde wars, wo banges, stilles Sehnen
Den Wanderer beschleicht; er geht allein
Am Abschiedstag, nachdem gestillt die Thränen.
Der Lieben denkt er, wenn durch Busch und Hain
Das Glöckchen tönt, als wolls den Tag beweinen,
Der mit ihm sanft verflingt im Abendsein.

Wir finden sie außerordentlich anmutig und wohlklingend, und sie giebt auch den allgemeinen Sinn des Originals deutlich und leicht, ohne einen Aufwand des Nachdenkens, wieder. Aber der Leser wird ohne weiteres empfinden, daß bei Dante viel mehr steht als bei Kähler, der das wichtige A' naviganti ganz hat ins Wasser fallen lassen und dafür das gar nicht passende Flichtwort „banges“ der ersten Zeile in den Kauf giebt.

Wir sind uns des bescheiden Werts unsrer Einwendungen wohl bewußt, zumal in den Augen des Verfassers, der in der Vorrede sagt: „Nach dem obigen versteht es sich, daß mich die Stimmen derer, die wegen der Abweichungen vom Original ihren Tadel erheben, völlig unberührt lassen; wer die Dichtung nicht von dem Standpunkt aus beurteilt, auf den sie sich stellt, dessen Urteil ist nicht weiter zu beachten. Wer so wie ich Äquivalente zu

schaffen sucht“ — behüte Gott, da klingeln wir nicht heran! Wir wollen nur noch für unfre Leser zum Nachdenken die eben betrachtete Stelle in der Übersetzung des Königs Johann ausschreiben:

Die Stunde wars, die Schiffenden das Sehen
 Heim wendet und ihr Herz erweicht am Tage,
 Da sie „Lebwohl“ gesagt den süßen Freunden,
 Und die mit Liebe quält den neuen Pilgrim,
 Wenn er von fern ein Glöcklein hört, des Hallen
 Den Tag scheint zu beweinen, der dahin stirbt.

Hier merkt man den Zwang einer Übersetzung, die treu sein will, dafür giebt sie aber auch viel mehr von dem wirklichen Dante als die schönere Übertragung Kohlers, weswegen sie durch diese keineswegs überflüssig gemacht wird. Es sind zwei Bücher von ganz verschiedenen Absichten; zu dem Zwecke, für den wir das eine unsern Lesern vorgeschlagen haben, würden sie das andre nicht brauchen können.

Zum Schluß empfehlen wir noch ein neues italienisches Wörterbuch in zwei kleinen, sehr handlichen Bänden von D. Hecker, Lektor an der Universität Berlin (Braunschweig, Westermann), praktisch kurz gefaßt, gut gedruckt und mit Accenten versehen, für den täglichen Gebrauch nach unserm Dafürhalten das zweckmäßigste unter allen bis jetzt vorhandenen.



Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

6. Torgau



on welcher Seite her man auch der alten Stadt Torgau naht, immer macht sie einen bedeutenden Eindruck. Kommt man von Norden oder von Osten her an das der Stadt gegenüberliegende Elbufer, so fesselt unsern Blick das hart am Wasser aufragende gewaltige Schloß Hartenfels, kommt man von Süden oder von Westen her, so hebt sich schon in weiter Ferne die mit zahlreichen Türmen geschmückte Silhouette der Stadt scharf und kräftig aus der Ebne empor. Überschreitet man die Stadtgrenze, so gewahrt man, daß Torgau in einem merkwürdigen Umwandlungsprozeß begriffen ist. Es war bis 1892 Festung, jetzt aber zersprengt es in rüstiger Kraft den engen Gürtel, und so stößt man überall an der Peripherie auf halbverschüttete Wassergräben, halbeingerissene Wälle und Kasematten, zwischen denen, namentlich nach dem Bahnhofe zu, ein elegantes Villenviertel im Entstehn ist. Aber sowie man auf einer der breiten Straßen zum Markte emporsteigt, grüßen uns Wauten aus dem sechszehnten Jahrhundert, das der innern Stadt mehr als jedes andre sein Gepräge gegeben hat. Der Markt bildet ein Viereck auf der höchsten Fläche

des von Westen her sanft ansteigenden Plateaus; er hat einen malerischen Brunnen in der Mitte und ringsum hochgieblige altertümliche Häuser. Die Westseite nimmt das stattliche Rathaus ein, ein Renaissancebau von 1563, dessen reicher plastischer Schmuck zwar an der Hauptfassade fast verschwunden, aber an dem weitausladenden runden Erker der Südwestecke erhalten ist: dort sieht man neben allegorischen Bildnerieen auch das Relief des Kurfürsten August, unter dessen Regiment das Haus gebaut worden ist. Das Innere birgt außer den Amtsräumen die ansehnliche Sammlung und die Bibliothek des Torgauer Altertumsvereins.

Wir sahen den Markt im bunten Gewimmel der Käufer und der Verkäufer, die am Morgen von allen Seiten der reichangebauten Gegend hereingeströmt waren, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse abzusetzen. Da sitzen nun zwischen den mit großen bunten Regenschirmen gezierten Ständen der gewerbmäßigen Händler und Händlerinnen die oft rührenden Gestalten der Kleinbäuerinnen, für die ein einziger Tragkorb ausreicht, die der kleinen Wirtschaft entbehrliche Menge von Butter, Käse, Eiern und Obst, vielleicht auch nur ein paar Gerichte Pilze und Fliederbeeren auf den Markt zu bringen; diese Bäuerinnen stehen aber gerade wegen der Bescheidenheit ihrer Produkte noch in einem innern Verhältnis zu ihnen. Überhaupt ist mir ein solcher kleinstädtischer Wochenmarkt mit seinen aufs Pflaster gebreiteten Hügeln von dunkeln Rotkraut und grünen Gurken, mit den strohgepolsterten Körben frisch gepflückter Pflaumen, auf deren blauer Haut noch der zarte graue Reif liegt, mit den wachsfarbenen und rotgeflamten Äpfeln, den kokett am Bauernwagen baumelnden Hasen und den zwischen bunt befiederten Fasanen sich ihrer Nacktheit fast schämenden „Gänsbäuchen“ immer ein erfreulicher Anblick im Gegensatz zu den großstädtischen Markthallen, so wichtig und notwendig diese auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sein mögen. Denn die überdachten Kieferräume mit dem Echo der feilschenden Stimmen, mit dem ewig gleichen, fast betäubenden Geruche, zu dem faulendes Obst, zweifelhafte Seefische und verwesendes Wildbret einträchtig zusammenwirken, sind doch etwas unendlich Berggröbteres im Vergleich zu dem altväterischen, sonnenbeschienenen Handel im Freien und unter der blauen Luft, in die sich Geruch und Geräusch soweit verflüchtigen, daß nur der zum ästhetischen Wohlbehagen nötige Teil davon übrig bleibt.

Der Torgauer Markt ist zu allen Zeiten von Bedeutung gewesen, ja ihm scheint der Ort überhaupt seine Entstehung zu verdanken, denn das slavische Wort Torgowe bedeutet nichts andres als Markt. Eine uralte westöstliche Straße, die von Halle und Eilenburg, also von den Ufern der Saale und der Mulde her über Dobrilugk zur Oder führte, kreuzte sich hier mit einem südöberlichen, längs der Elbe laufenden Handelswege. Die modernen Bahnanlagen sind diesem uralten Straßenzuge gefolgt: denn Torgau ist der Knotenpunkt der Halle-Sorau-Gubner Bahn mit der Linie Wittenberg-Torgau, die allerdings ihrer natürlichen südlichen Fortsetzung nach Belgern und Strehla noch ermangelt. Auch der Elbstrom, jetzt bei Torgau zwiefach überbrückt, war hier schon in alter Zeit verhältnismäßig leicht zu passieren. Denn der Porphyrriegel, auf dem jetzt Schloß Hartenfels thront, gewährte inmitten einer

vielfach versumpften und überschwemmten Gegend (S. 204) unter allen Umständen einen gesicherten Zugang zum Ufer; außerdem durchzieht dieser Felsriegel auch den Strom selbst und hat darin eine Furt und mehrere Weider geschaffen, die den Wasserspiegel teilen und so den Übergang erleichtern. So entstand schon in slawischer Zeit an diesem wichtigen Kreuzungspunkt ein kleiner Handelsplatz, an den die ehemals im Norden vor der Stadtmauer liegende Gemeinde „Alte Stadt“ erinnerte. Dazu kam dann, spätestens unter Otto dem Großen, eine deutsche Burg, die schon im ersten Jahrhundert im Besitze der Wettiner war.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts müssen in und um Torgau schon ansehnliche deutsche Siedlungen bestanden haben. Denn in einer Urkunde vom Jahre 1119 schenkt Konrad der Große die schon von seinem Vater mit Hufen ausgestattete Kirche zu Torgau, ferner ein Gut unter der Burg, eine Besitzung am „Kaufplatze“, den Zehnten aus einigen Dörfern und aus der Fischerei im See und endlich die villa Bodsesse (= Sitz des Bodo) dem Thüringer Kloster Reinhardtsbrunn, damit es in Torgau ein Tochterkloster errichte. Die dabei erwähnte Kirche lag ohne Zweifel an der Stelle der jetzigen Haupt- und Marienkirche, westlich von der Burg. Das jetzige Kirchengebäude ist allerdings weit spätern Ursprungs. Zwar zeigt es an einem Turme und über dem Portal noch romanische Säulen, Reste eines ältern Baus, aber ihre gotischen Hallen sind erst im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert errichtet worden. Seit ihrer 1885 vollzognen Erneuerung macht die Kirche mit ihren drei Schiffen und ebensoviel Chören einen weichevollen Eindruck, der noch durch zahlreiche Erinnerungen an die Reformationsgeschichte gehoben wird. In einem der an der Kirche liegenden geistlichen Häuser vereinbarte Luther mit Melanchthon und Jonas am 3. April 1530 die letzte Fassung der Glaubensartikel, auf die sich der damalige religiöse und kirchliche Zwiespalt bezog, und übergab sie dem zum Reichstag aufbrechenden Kurfürsten; so wurde durch die „Torgauer Artikel“ die Augsburger Konfession vorbereitet. Auch vor und nach dieser Zeit ist Luther — etwa vierzig mal im ganzen — in Torgau gewesen und hat dort als Prediger und Seelsorger am kurfürstlichen Hofe, aber auch als Organisator der evangelischen Kirche eine wichtige Thätigkeit entfaltet. Denn Torgau war ja eine der ersten Städte, die die Wittenberger Ordnung des Gottesdienstes annahm: fast zu derselben Zeit wie in Wittenberg fand in der Torgauer Nikolaikirche die erste evangelische Taufe und Predigt statt, obwohl der Bischof von Meißen in eigner Person herzukam, die einreißende Kezerei wieder auszurotten. Aus Torgau holte sich Luther auch seine Gehilfen bei der Einrichtung des evangelischen Gemeindegesangs: den alten kurfürstlichen „Sangmeister“ Konrad Rupp und den etwas jüngern Johann Walthar. Diesen befehlt Luther mehrere Wochen bei sich, sang ihm seine geistlichen Kompositionen vor und bediente sich seiner Hilfe und seines Rats bei der Herausgabe des ersten evangelischen Gesangbuchs (1524).

Auch Melanchthon gewann mit der Zeit ein inneres Verhältnis zu den Torgauern. Ihre Stadt mit ihrer aufblühenden Gelehrtenschule erschien ihm

die rechte Schwester der Universitätsstadt Wittenberg; beide benannte er gern mit griechischen Kosennamen, Wittenberg als Leukoris, Torgau als Argelia, und führte den Ursprung der gebildeten „Meißner“ gern auf die griechischen Myrier zurück, daher seine Verse:

Im Lande zu Meissen wol bekant
Eine alte Stadt Torga genant
.....
Ist vorzeiten Griechisch sein
Argelia genant, Deuschlich Sonnenschein.
Und daß es doch nicht wunder nehm,
Wo sie zu diesem Namen lein:
Der Griechen Nachbarn seind gewest
Die Meißner, so hieher gereist
Aus Mylien in Jonia.

So zog der humanistische Geist allmählich von Wittenberg auch in die südliche Nachbarstadt ein: ein Beweis dafür liegt in der Veränderung der in Torgau vom Mittelalter her üblichen dramatischen Aufführungen. Noch 1535 waren nach altem Brauche „die Historien von Joseph“ gespielt worden. Aber noch in demselben Jahre wurde die von Johann Agricola verfasste Tragödie „Huß“ vor dem Räte von Torgau, 1538 auch vor dem Hofe Johann Friedrichs aufgeführt. Ein Jahrzehnt später (1549) führte der Rektor der Lateinschule, Grodel, mit seinen Schülern ein Lustspiel des Terenz vor dem Räte in der Trinkstube auf, und im Jahre 1553 spielten gar die Wittenberger Studenten, da die Universität wegen der Pest nach Torgau verlegt worden war, ein Stück des Plautus vor der Bürgerschaft. Diesem Stück ging ein besondrer Akt voraus, worin Leukoris (Wittenberg) und Argelia (Torgau) auftraten. Leukoris ist zu Argelia gekommen, ihre Söhne von ihr zurückzufordern, da sich der „Pater Albi“, der sie heimführen sollte, wegen des Eisgangs und des Kriegsgeschreies als taub gegen alle Bitten der Leukoris erwiesen hatte. Nun aber wohnt er der Aufführung bei und freut sich der innigen Verbindung der beiden Schwesterstädte.

Übrigens sind nicht nur die kirchlichen und die humanistischen Erinnerungen Torgaus interessant, sondern es hat auch bemerkenswerte rechtliche und soziale Entwicklungen durchgemacht. An die nächst der Burg auf dem Felsen liegende deutsche Altstadt — die slawische „alte Stadt“ lag außerhalb ihres Bezirks, aber unter dem Schutze der Mauer — wuchs im Laufe der Zeit nach Westen zu die Neustadt an. Sie wurde insbesondere der Sitz der mercatores (Kaufleute), negotiatores (Strämer), opifices (Handwerker), mechanici (Schiffs- und Hafenarbeiter), die eine Urkunde von 1343 als ihre Einwohner im Gegensatz zu den Bürgern der Altstadt nennt. Der Verkehrsmittelpunkt der Neustadt war der jetzige Markt, der kirchliche Mittelpunkt die jetzt als Gefängnis benutzte Kirche des St. Nikolaus (hinter dem Rathause), der auch andernwärts als Patron bürgerlicher Gewerbe, besonders der Kaufleute, Schiffer und Fischer erscheint. Es vollzieht sich nun ein doppelter Rechtskampf. Einmal streben die Bürger der Altstadt, die allein ratsfähig sind und sich als „Gefreunde“ des Rats zu einer Art Patriziat emporgeschwungen haben, die Gerichtshoheit

des Burgvogts, d. i. der Herren von Torgau, dann aber auch die des Landesherren abzuschütteln — das erstere gelang 1379, als Dietrich von Torgau seine Gerichtsbarkeit um 130 Schock Groschen an den Rat verkaufte, das andre 1444, als Kurfürst Friedrich der Sanftmütige seine zwei Drittel der Gerichtsbußen der Stadt als Lehen überließ. Andererseits erstreben die Glieder der „Gemeine“ (universitas), die Neubürger (incolae, inquilini), die Gleichstellung mit den Altbürgern (cives). Zunächst wurden ihnen durch markgräfliche Verordnung von 1305 und 1343 allerdings nur dieselben Verpflichtungen aufgebürdet wie den Altbürgern, allmählich aber erfolgte auch eine Ausglei chung der Rechte. Bald nach Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen neben dem Räte acht Viertelsmeister, zwei von jedem Viertel, und ein Bannermeister, und beanspruchen das Recht, bei der jährlichen Rechnungsablage des Rats zugegen zu sein. Und als ihnen der Rat dieses Recht immer wieder streitig zu machen sucht, gewinnt die „Gemeine“ 1488 die Unterstützung des Kurfürsten; dieser suspendiert den Rat und verordnet am 16. Juni 1488: Das Vergangne soll vergehen sein; künftig aber sollen acht Viertelsmeister und mit ihnen der kurfürstliche Amtschösser Einnahme und Ausgabe kontrollieren; auch sollen die Ratsherren nicht mehr bloß aus den „Gefreunden,“ sondern auch aus den Viertelsmeistern und andern tauglichen Gliedern der Gemeinde gewählt werden.

Trotzdem verjuchen die „Gefreunden“ im Jahre 1548, als die Stadt an den Kurfürsten Moriz übergegangen war, noch einmal das Stadtre giment für sich zu monopolisieren, indem sie durch Vermittlung des Dr. Kommerstädt es durchsetzen, daß nur der Rat, nicht aber die Viertelsmeister vom neuen Landesherren bestätigt wurden. Erst Kurfürst August verhalf der klagenden Gemeinde zu ihrem Rechte durch eine Untersuchung gegen den Torgauer Rat, die am 8. Januar 1556 durch den Amtmann von Schweiniß, den Amtsverwalter von Eilenburg und den Torgauer Amtschösser vorgenommen wurde. Die Untersuchung war beim Kurfürsten durchgesetzt worden durch den Seifensieder Hans Reinhardt, der darüber erhaltne Bericht rühret von Barthol Weiß her, der 1547 bis 1550 Lehrer an der Stadtschule, dann Schreiber „des gemeinen Kastens“ war und später als Viertelsmeister erscheint. Eine Stelle daraus von einer gewissen dramatischen Bewegtheit ist so charakteristisch für die ganze Geistesart der damaligen „Mesoopotamier“ (S. 91), daß ich mir nicht verjagen kann, sie mitzuteilen. Das Hauptstück bei der Untersuchung war natürlich die Verlesung der Stadtrechnungen der letzten sechs Jahre. Diese fiel eigentlich dem Stadtschreiber zu, der aber erklärte den Kommissaren:

Gestrenge herren, ich kanns nicht gewarten, sondern habe mit den andern Rechnungen über heubt zu schaffen, und über das in 8 tagen kaum 6 stunden geschlafen und nachdeme er Barthol Weißen unter denen aus der gemeine ersehen, ferner gesagt: Ist doch herr Barthol Weißer vorhanden, der kan solches wol vorwesen. Darauf der Schösser angefangen: herr Barthol Weißer, kombt her, kombt her, Ihr müßt Euch lassen gebrauchen. Barthol Weißer: Gestrenge, ehrewerte, erbare herrn, es ist mir ganz beschwerlich, weil ich des Rats diener nicht bin, dem Räte seine Rechnung zu thun, bin auch deshalbin hierher nicht erfordert, über das, so ist es meiner geschicklichkeit und verstandes nicht, auch mag ich nichts zu thun,

da E. E. und G. hören, wie ich rede, weil ich mit einem großen catharro beladen bin. Wie B. Weiße losgeredet, setzt sich Bürgermeister Brodshwiz an der herrentisch, setzt brillen auf, nimbt die Rechnung in die hand, hebt ungeheissen an zu lesen. Da er nun ein halb Blatt gelesen und gar ungeschickt darzu befunden war, saget der Verwalter: herr Bürgermeister, laßt irß stehen, sehet Euch an ewren ort und wo man Euch fraget, so gebet antwort; habet ihr nicht einen Jüngerer unter Euch, der dieses austrichten lönte? Als sahen die herru des Rats ein ander an und antworteten nichts. Sagt der Verwalter, habet ihr keinen in eurer mitten der lesen und schreiben lönte? Darauf schwiegen sie alle stille. Verwalter: Ei, ist das nicht schande, daß ir niemandts in Euren Ratstul habet, der zu diesem tüchtig were. . . In deme redet der Verwalter heimlich mit dem Schösser, mocht ihn leicht gefraget haben, ob B. Weiße darzu auch tüchtig were und hebet hernachmals an: Lieber Freund, lombt her, thut uns und dem Rat so viel zu Gefallen und lest die Rechnung, wie sichs gebüret. . . B. Weiße wendet für, er löune nicht reden wegen seines catharri. Saget der Schösser: Verjucht ein blatt oder drei, wilß Euch nicht abgehen, so müssen wir alsdan besehen, daß wir frembde leute darzu bekommen, weil ihrer hier zu Torgaw nicht anzutreffen seinbt. Darauf bitten die auß der gemeine und auch ehliche auß dem Rat. . . Als gehet er ganz beschwerlichen daran und sehet im namen Gottes an zu lesen. Und da die herren sehen, wie er sich darzu geschicket, muß er folgend alle sechs Jahrrechnungen ordintren und lesen.

An diesem Berichte ist mancherlei merkwürdig: vor allem die reine, ungezwungne Sprache, die noch ganz frei ist von der Fremdwörterei des siebzehnten Jahrhunderts und von dem schwülstigen Satzbau der spätern, leider auch der modernen Kanzleisprache. Daß der regierende Bürgermeister nur mit Mühe, der übrige Rat, wie es scheint, gar nicht lesen und schreiben kann, darf uns nicht wundern: diese Männer waren alle noch vor der Aufrichtung des evangelischen Schulwesens jung gewesen. Endlich aber sieht man aus dem ganzen Ton des Berichts, daß Torgau nicht allzuweit von Schilda entfernt liegt, daß der kurfürstliche Hofrichter von Schönberg, der vierzig Jahre später das Schildbürgerbuch verfaßte, in dem Torgauer Barthel Weiß einen würdigen Vorläufer hatte. Denn auch Barthel Weiß war kein bloßer Spasmacher, sondern hatte die Absicht, das ungetreue und tyrannische Regiment des Rats aufzudecken und diesen lächerlich zu machen. Wie mögen in dieser bewegten Zeit die Bürger der guten Stadt Torgau in den Schänken „gekannegießert“ haben! Man saß nämlich in Torgau gern und viel beim Gerstenjaß, zumal da das Torgauer Bier wegen seiner Güte hochberühmt war und weithin versandt wurde; ein Sprichwort lautete: „Torgisch Bier armer Leute Malvasier.“ Man trank es in Torgau selbst in den brauereiberechtigten Bürgerhäusern und in der vom Rate eingerichteten Trinkstube des Rathhauses. Sie war der Gegenstand einer besonders liebevollen Fürsorge. Unter den Beschwerden der Gemeine gegen den Rat im Jahre 1556 kommt auch die Klage vor: „der Rat habe über einer wilden saw und dem Churbiere uf der trinkstuben 40 Gulden verthan und verzehret, alles zu hohn und spott der armen gemeine, weil sie oben schwebeten,“ und der Bürgermeister habe zwei wegen Ehebruchs ehlose Männer zu Trinkstubenherren gemacht, wodurch die ehliche Gesellschaft dermaßen zerstreut worden sei, daß „hernachmals Kuhhirten, sehhirten und zippler (unzünftige Arbeiter, die namentlich als Gehilfen der Bierschröter auftraten) hinauf zur zechen giengen.“

Die gute Einrichtung der Trinkstube galt als so wichtig, daß Kurfürst August unterm 20. Januar 1579 selbst eine neue Trinkstubenordnung erließ, die einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte bietet: der Trinkstube stehen zwei Stubenherren vor, einer vom Rat, einer von der Gemeinde, die das Bier einkaufen und den Ausschank beaufsichtigen. Die tägliche Zeit ist von fünf Uhr nachmittags bis um neun Uhr. Jeder Gast zahlt bei seinem Eintritt an die Stubenherren den von ihnen festgesetzten, vom Rat bestätigten Preis; wieviel er dann trinkt, steht in seinem Belieben. Täglich dürfen die Trinkstube besuchen das Hofgesinde (außer den Stallknechten), die vom Adel, die Bürgermeister, Ratsherren, Viertelmeister, Vorsteher des gemeinen Rastens und die von den Bürgern, die vom Bürgermeister einen besondern Erlaubnißschein dazu haben, endlich die zugereisten Fremden mit Ausnahme der Samenkrämer, Spielleute und der Spitzbuben. Die Handwerker dürfen nur Donnerstags und Sonntags kommen. Der oberste Tisch muß für Ritterschaft, Adel und Rat freibleiben. Wer sich halb oder ganz voll säuft oder „sonsten mit dem trinken geizig oder unbegünstig“ ist, der soll erslich sechs Groschen, das zweitemal einen halben Thaler Strafe zahlen; kommts aber zum drittenmal vor, so soll er die Trinkstube auf ein halbes Jahr meiden müssen.

Die Torgauer waren aber nicht nur witzig und trinklustig, sondern auch wehrhaft. Sie waren verpflichtet, jeder nach seinem Vermögen einen ganzen oder halben Harnisch, Schwert, Spieß, Armbrust oder Feuerrohr zu besitzen, die ärmern, auch die Vorstädter, mehrere in Gemeinschaft einen Harnisch.

Solche Wehrhaftigkeit der Stadtbürger gab es auch anderswo, aber Torgau ist wohl die einzige deutsche Stadt, wo sich etwa siebzig Harnische, die meist aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen, bis auf diesen Tag im Besitze der alteingewesenen Bürgerfamilien erhalten haben. So genießt denn die Stadt alljährlich am Pfingstfeste das Schauspiel, daß die „Geharnischten,“ eine Kompagnie zu Pferde, die andre zu Fuß, in der echten Waffenrüstung der Reformationszeit ihren Auszug halten.

Nicht zur Stadt im rechtlichen Sinne gehörte das Schloß Hartenfels. Es ist noch heute die anziehendste Sehenswürdigkeit Torgaus, obwohl es nur noch einen schwachen Schimmer des alten Glanzes bewahrt. Wenn man es besuchen will, so überschreitet man den breiten und tiefen, nachmals auch als Bärenzwinger benutzten Graben, worin der natürliche Fels zu Tage tritt, auf einer hohen steinernen Brücke und gelangt zunächst an das gewaltige, mit dem kursächsischen Wappen geschmückte Thor. Dieses Thor ist erst unter Johann Georg I. (1623) hergestellt worden. Es liegt an der Stelle des alten castrum Torgowe, das sich von hier aus nach rechts und links hin erstreckte. Der erste Wettiner, dem die alte Burg als Residenz nicht mehr genügte, war Herzog Albrecht der Beherzte (1464 bis 1500). Damals begann das deutsche Fürstentum, gehoben durch das nach römischem Rechte gesteigerte Einkommen, sich nach einer größern Machtentfaltung zu strecken und zu recken und forderte demgemäß auch ein prächtigeres und stolzeres Gehäuf seines Daseins, als es die mittelalterlichen Burgen zu bieten vermochten. Auch das Beispiel der italienischen Signori, deren stolze und heitere Herrensitze die Deutschen auf ihren

Pilgerfahrten nach Rom und nach dem heiligen Lande kennen lernten, war mit maßgebend; bei den Wettinern kam noch der aus den Bergwerken zufließende Strom des Silbers dazu. So erstand auf Albrechts Befehl seit 1471 durch den Meister Arnold von Westfalen auf dem ehrwürdigen Urfize des mittelalters Deutschtums, auf dem Burgfelsen von Meißen der heitere Prachtbau, der in seinen einzelnen Gliedern zwar noch der Spätgotik zugeteilt werden muß, dessen hohe und geräumige Säle mit den breiten, die Steinmassen wirksam unterbrechenden Fenstern aber schon den über die Gotik siegenden Geist der Renaissance atmen. Ein Jahrzehnt später begann Albrecht auch in Torgau das alte Kastell zu verschönern und stumpfwinklig dazu in der Richtung auf die Stadt zu einen neuen Flügel zu erbauen, der etwa da endigte, wo sich jetzt der hohe, mit einer Steingalerie umgebene Wächterturm (in der Südecke des Hofes) majestätisch erhebt. Es fehlte damals auch nicht an Meistern und Gesellen, solche Werke eines neuen Geistes zu schaffen, und gerade in Torgau war schon 1462 von den sächsischen und thüringischen Bauhütten eine neue Steinmetzordnung vereinbart worden. Den Steinmetzzeichen des Meisters Hans von Torgau begegnen wir an der Wolfgangskirche in Schneeberg (1516), und demselben wird 1519 die Leitung des Baus der großen Kirche in Annaberg übertragen. Leider aber kennen wir den Meister, dem Herzog Albrecht den Bau des Torgauer Schlosses übertrug, noch nicht; das Material zu weiterer Erkenntnis schlummert wohl noch im Staatsarchiv zu Weimar.

Es war dem thatendurstigen Albrecht nicht vergönnt, sich des vergrößerten Schlosses in Torgau in Ruhe zu freuen: denn einmal lag der gewaltige Held fast immer für Kaiser und Reich im Felde, und dann ging Torgau 1485 durch die Leipziger Teilung in den Besitz der Ernestiner über. Die Kurfürsten Ernst, Friedrich der Weise und Johann der Beständige begnügten sich mit dem Schlosse in der Gestalt, wie es ihnen Albrecht überliefert hatte. Als aber 1532 der damals neunundzwanzigjährige Johann Friedrich zur Regierung kam, begann für das Torgauer Schloß eine neue Zeit, die glänzendste, die es erlebt hat. Johann Friedrich ist uns vor allem als der Märtyrer des Protestantismus bekannt, der durch die christliche Geduld und den würdigen Gleichmut, mit dem er alle Kränkungen und Qualen seiner sechsjährigen Gefangenschaft ertrug, ferner durch die innige Glaubenszuversicht, mit der er an seinem Evangelium hing, Bewundrung verdient. Aber mit seiner Charakterfestigkeit und Frömmigkeit vereinte er auch eine starke Reigung zu behaglichem Lebensgenuß. Er liebte nach der Sitte der Zeit nicht nur eine reich besetzte Tafel und einen guten Trunk, sondern fand auch Gefchmack an einer vornehm und behäbig ausgestatteten Häuslichkeit und an einem soliden höfischen Prunk. So war er der rechte Mann, das zu vollenden, was Albrecht begonnen hatte: Torgau zu einem der glänzendsten Fürstensitze des Reichs zu erheben. Er hat den „Hartenfels“ bei Torgau, wo er geboren und erzogen war, vor allen andern Schlössern geliebt und ihm das Gepräge seines eignen Wesens gegeben. Als ihn bald nach dem 24. April 1547 Herzog Alba in seinem Aufzuger Quartiere (IV, 1901, S. 649) besuchte und fragte, warum er an dem Tage, wo er gefangen wurde, sich nicht in der Richtung auf Torgau zurückgezogen habe,

das doch so nahe an Mühlberg lag, und unter dessen Schutz er ungeföhrt den Fluß überschreiten und weiter nach Wittenberg hätte gelangen können, antwortete er: „Torgau ist immer meine Bonne (deliciae) gewesen und das Stück Erde, das ich mehr geliebt habe als meine andern Besitzungen zusammen; in Torgau hätte ich mich ohne Zweifel retten können, aber in der entscheidenden Stunde kam es mir nicht in den Sinn, noch konnte ich mich darauf besinnen; Gott wollte mich wohl strafen für meine Sünden.“

Der Kurfürst gewann für seine großartigen Baupläne den Meister Konrad Krebs, oder wie er volkstümlich genannt wurde, Kunz Krebs. Sein schöner Grabstein steht jetzt an der Ostseite der Marienkirche mit der Inschrift: Anno Dni. MDXL. Dinstag am Abend Egidii ist der erbare Conrad Krebs C. F. G. zu C. Sachsen Baumeister selig verschieden. Dem Gott gnad. Das gut gearbeitete Hochrelief zeigt einen stattlichen Mann in reicher Gewandung, Zirkel und Meßstab in der Rechten, wie er sich mit der Linken auf ein einen Krebs führendes Wappenschild stützt. Die Züge des schönen Kopfes mit dem starken gekräuselten Bart und dem vollen gelockten, weit über Stirn und Schläfe hereinfallenden Haupthaar verraten Kraft und Anmut. Leider wissen wir von dem großen Künstler zur Zeit nicht viel mehr, als was uns dieser Stein verkündet. Nur soviel steht aus den Steinmetzzeichen fest, daß er 1513 in hervorragender Weise beim Bau der Kirche in Grimmitzschau und vielleicht 1519 am Bau der Annaberger Kirche beschäftigt war. Krebs baute in einem fast rechten Winkel zu dem Schlosse Albrechts den dem heutigen Thor gegenüberstehenden Hauptteil des Schlosses, der den Hof nach Südosten abschließt, einen Prachtbau, der zu den interessantesten und schönsten Schöpfungen der deutschen Renaissance gehört. In vier Geschossen erhebt sich der rechteckige Bau, der den großen Festsaal des Schlosses enthielt; zwischen dem zweiten und dem dritten Stockwerk umgürtet ihn in seiner ganzen Länge ein in reicher Bildhauerarbeit ausgeführter steinerner Balkon, der in der rechten Ecke durch eine von schlanken Säulen getragene dreistöckige Loggia mit dem etwas niedrigeren Balkon des Albrechtsbaus verbunden ist. Diese Loggia ist dem 1539 ebenfalls noch von Krebs erbauten Wächterturm angeheftet, der vierkantig in die Ecke zwischen Festsaal- und Albrechtsbau gestellt mit seiner hoch über den Dächern schwebenden Galerie einen fast ebenso trugigen Eindruck macht wie der Turm des Medicerpalastes in Florenz. Doch die eigentümlichste und schönste Probe seiner Kunst hat Krebs in dem berühmten Treppenhause des Festsaalbaus abgelegt. Genau der Mitte der Fassade hat Krebs ein zwei bis drei Mann hohes würfelförmiges, mit einer Galerie umgebenes Postament vorgelegt, zu dem von rechts und links je eine dreißig Stufen zählende Freitrepppe hinaufführt. Auf dem Postament wieder erhebt sich eine senkrecht, also außerhalb des Saalbaus emporgeführte Schneckenreppe, die von einem überaus kunstvollen Hause umkleidet ist. Das Mauerwerk der Wände dieses Treppenhauses erscheint, um dem heitern Sonnenlichte möglichst viel Einlaß zu gewähren, fast nur in Fenster und Fensterpfeiler aufgelöst zu sein, die sich in wechselnder Größe und Gestalt dem Gange der Trepppe folgend aufwärtsziehen. Das Ganze ist ein Bau von ausgeprägtester Eigentümlichkeit, der wohl nirgends seinesgleichen

hat: in den langen Rundbogenfenstern des obersten Geschosses scheint etwas von der himmelanstrebenden Art gotischer Dome nachzuwirken, während die lockere Zierlichkeit und Lustigkeit der Gesamtanlage fast das Rokoko vorahnen läßt. Der das Haus oben abschließende halbkreisförmig zum Dache hin umgebogene Giebel ist einem gewaltigen Diadem vergleichbar, wie eine steinerne Symbolisierung der aufstrebenden fürstlichen Libertät.

Noch unter der Leitung von Krebs wurde auch der Nordflügel des Schlosses begonnen, der rechtwinklig zum Festhaalbau stand und bis zum alten Schlosse hin fortgesetzt den unregelmäßig geformten Schloßhof nach Norden hin abschloß. Die Mitte dieses Baues wurde durch einen auf einer mächtigen Säule ruhenden zweistöckigen Erker geziert, an dem als Jahr der Vollendung 1544 zu lesen steht. Rechts davon lagen die Gemächer der Kurfürstin, links vom Erker ist die gleichfalls 1544 vollendete Schloßkirche, die an Stelle einer ältern Martinuskapelle trat und jetzt als Garnisonkirche dient. Sie enthält außer anderm Schmuck eine schöne von Wolf und Oswald Hilger zu Freiberg gegossene Votivtafel mit prachtvoller plastischer Umrahmung, in die als Medaillons die Bilder des Kurfürsten, seiner beiden Söhne und Luthers eingelassen sind. Luther selbst hat diese Kirche, die erste neuerbaute evangelische Kirche Deutschlands, am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis mit Gebet, Lobgesang und einer Predigt eingeweiht; der kurfürstliche Kapellmeister Waltherr (s. S. 608) hatte dazu eine siebenstimmige Kirchenmusik (septem vocum per fugas) komponiert. Die Verse, die damals unter ein das Opfer des Elias darstellendes Bild des Lucas Cranach gesetzt worden sind, das der Kanzel gegenüberhing, atmen schon die Stimmung des sich vorbereitenden Schmalkaldischen Kriegs:

Diß Haus außs neue gebauet ist
Zu Lob dem Herrn Jesu Christ,
Desgleich vor nie gewest bißher
Daß unbeschmeißt erfunden wår
Vom Pabst und seiner Messen Gift,
Die er in allen hat gestift.
Gott geb daß es fort bleibe rein,
Nichts hör denn Gottes Wort allein!

Kurfürst Johann Friedrich soll sich diese Kirche sogar zur letzten Ruhestätte gewünscht und sich darin eine Gruft angelegt haben — aber die Vorsehung fügte es, daß er samt seiner treuen Gemahlin nach dornenvoller Leidensbahn schließlich in der Pfarrkirche zu Weimar sein Grab fand (1554). Wie bittere Empfindungen mußten den unglücklichen Mann erfüllen, als er drei Tage nach dem Kampf auf der Lohauer Heide als Gefangener mit verbundner Wange, von hundert spanischen Arkebüssierern und neapolitanischen Reitern bewacht in einem offenen Bauernwagen an dem stolzen Liebungsitze, wo er sich behaglich auszulieben gehofft hatte, vorübergeschleppt wurde! Unterdessen ritten die Fürsten, die ihn besiegt hatten, in den Schloßhof hinein, und jeder von ihnen äußerte seine Verwundrung über des Fürstenthums Herrlichkeit in seiner Weise: Karl V. meinte, es sei „eine recht kaiserliche Burg.“ König Ferdinand, „es stünde des

Schlosses Herrlichkeit halber das Königreich Neapolis wohl dabei," und der infolge der Mühlberger Schlacht aus der Gefangenschaft befreite Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth sagte, als er mit Moritz die Schneckenreppe zum Festsaal emporstieg: „Herr Oheim, es möchte wohl einer einen Krieg führen, wenn er solch ein Schloß gewinnen sollte.“ Diese Worte galten dem neuen Herrn, der vielleicht daran zurückdachte, wie er im September 1545 in eben diesem Schlosse von seinem kurfürstlichen Vetter beim Becher über seine politischen Absichten verhört worden war — sic transit gloria mundi!

Seinem Charakter entsprechend war und blieb das Torgauer Schloß der berufne Ort für heitere höfische Feste. Eine ganze Reihe pruntvoller Hochzeiten wettinischer Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen ist hier gefeiert worden. Diese Reihe beginnt mit der 1428 gefeierten Vermählung Friedrichs des Sanftmütigen mit der Habsburgerin Margarethe und endet mit den unerfreulichen Festen, die Kurfürst Johann Georg IV. im Jahre 1692 aus Anlaß seiner Vermählung mit der verwitweten Markgräfin Eleonore Erdmute Louise von Ansbach-Bayreuth (S. 210) veranstaltete. Diese Hochzeitsfeier von 1692 war unerfreulich, weil sie eine durchaus unglückliche Ehe einleitete, und weil dabei ein undeutscher, französischer Geschmack zur Geltung kam. Ein freundlicheres Bild — trotz der mitunterlaufenden Völlerei — gewähren die während des sechzehnten Jahrhunderts in Torgau gefeierten Hochzeiten, vor allem die des Herzogs Johann (des spätern Kurfürsten) mit Sophie von Mecklenburg (1500), bei der 1500 Personen der Braut bis nach Delitzsch entgegengenogen und sie unterwegs durch allerlei Ritterpiel ergöhten. In Torgau selbst waren in diesen Tagen elftausend Menschen zu speisen und siebentausend Pferde zu füttern. Dazu reichte natürlich der im Schloß verfügbare Raum nicht aus, sondern auch alle Bürgerhäuser waren mit Gästen belegt: so nahm denn auch die ganze Bürgerschaft mitsamt den Nachbargemeinden an den Veranstaltungen teil, und so wurde die fürstliche Hochzeit zum großartigen Volksfeste. Ähnlich verlief auch die Hochzeit des Kurprinzen Johann Friedrich mit Sibylle von Kleve im Jahre 1527, bei der die Trompeter und Pauker alle Achselstücke trugen mit der Devise der Kurfürstin: VDMIAE (verbum Domini manet in aeternum) — man findet diese Buchstaben in Torgau noch hier und da am Thürstein eines alten Hauses, auch an der Kirche von Eigenroda — und es trotzdem recht weltlich heiter zuging. Denn die Küchenregister vermelden, daß nach und nach über 31000 Personen gespeist wurden. Auch Luther war beim Feste; ihm gegenüber beklagte sich Herzog Ernst von Lüneburg bei Tisch über das unmäßige Saufen, dem niemand steure, obwohl doch jeder auch ein frommer Christ sein wolle. Luther gab ihm Recht und sagte: „Da sollten die Fürsten und Herren zu thun,“ worauf Herzog Heinrich von Mecklenburg erwiderte: „Ei, Herr Doktor, wir thun freilich darzu, es wäre sonst längst abkommen.“

Es ist klar, daß sich auch die Wohlhabenheit und der Glanz der Stadt Torgau durch die Hofhaltung und die Hoffeste des Schloßes Hartenfels heben mußte. Man hat berechnet, daß Torgau in der Mitte des sechzehnten

Jahrhunderts eine Einwohnerzahl von etwa 3500 hatte, während in Freiberg, Leipzig und Dresden, damals den größten Städten der Wettiner, etwa je 5000 Bewohner waren. Aber diese Zahlen geben wohl nicht das richtige Verhältnis der Bedeutung dieser Städte an; es scheint vielmehr, daß Torgau wegen der großen dort abgehaltenen Hoffestlichkeiten, fernerhin auch als häufiger Sitz des Landtags im sechzehnten Jahrhundert an Bedeutung den genannten Städten völlig gleich stand.

Die letzten fürstlichen Hochzeitsgäste, die der Hartenfels in seinen Mauern sah, waren teilweise recht unheimliche Gefellen, die dort eins der finstesten Nachtstücke russischer Geschichte inszenierten: Zar Peter der Große, sein unglücklicher Sohn Alexei und deren russisches Gefolge. Peter der Große kam im Oktober 1711 von Karlsbad aus über Dresden zu Schiff in Torgau an, um seinen einundzwanzigjährigen Sohn Alexei Petrowitsch mit Charlotte Christiane Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel zu vermählen. Der Zarowitzsch, an innerer Roheit und orientalischer Wollust dem Vater gleich, aber ohne dessen staatsmännischen Blick, war damals dem Vater als geheimer Anhänger der altrussischen Partei längst verdächtig; so sollte ihn die Ehe mit der siebzehnjährigen deutschen Prinzessin der Sphäre westeuropäischer Kultur näher bringen. Mit wie banger Sorge mochte die edle Christine Eberhardine, die Gemahlin Augusts des Starken, die damals schon längst in Torgau oder Preshsch Hof hielt und die braunschweigische Prinzessin erzogen hatte, diesem Ehebunde entgegensehen, und nun gar erst das arme Opfer, das dem barbarischen Unholde angetraut wurde! Sie starb schon 1715, und drei Jahre später endete ihr Gemahl im Gefängnis unter der Knute seines Vaters! Die Gesinnungsart, die sich hier offenbart, hielt den Zaren nicht ab, in Torgau mit dem größten Gelehrten dieser Zeit, mit Leibniz zusammenzukommen, der dahin zitiert und von ihm mit einem russischen Titel und 1000 Rubeln Pension begnadet wurde!

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Ullrich)

Elftes Kapitel

Vorbereitungen



nsre Geschichte macht jetzt einen großen Schritt vorwärts, nämlich über ganze dreiviertel Jahr weg, das ist die Zeit des Brautstandes Doktor Duttmüllers und Alices. Jedermann weiß, daß ein Brautstand, der einigermassen für etwas gehalten sein will, nicht kürzer sein darf. Schon wegen der Wäsche und der Monogramme. Thun wir aber nicht Unrecht, diese schönste Zeit des Lebens ohne Bedenken in den Papierkorb zu werfen? Wir bitten zu erwägen erstens, daß, wenn diese Zeit auch für die Beteiligten die schönste des Lebens sein sollte, sie es für die

Unbetheiligten keineswegs ist. Und warum sollen wir uns langweilen? Und zweitens sieht es auch keineswegs fest, daß der Brautstand die schönste Zeit ist. Mir wenigstens thun die Leute leid, die schon von der Hochzeit an auf den absteigenden Ast kommen. Was aber Louis Duttmüller anbetrifft, so bin ich daraus nicht recht klug geworden, ob er sich als Bräutigam wirklich wohl gefühlt hat. Man fragt erstaut: Wieso denn? Hätte er denn eine bessere Braut kriegen können als Alice? — Das ist sicher wahr. Aber mancher Mann fühlt sich, wenn er den Sonntagsstaat anhat, nicht recht behaglich. Nun wir werden es ja sehen.

Wir müssen Doktor Duttmüller Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm das Zeugnis ausstellen, daß er sich höchst korrekt benahm. Er kleidete sich mit großer Sorgfalt, sprach gewählt, machte elegante Verbeugungen, ob mit spitzen Fingern und trug nichts Bartbinde. Wo er etwas noch nicht recht konnte, da bemühte er sich, es zu lernen. Und die gnädige Frau wurde nicht müde, sich seiner mit mütterlicher Fürsorge anzunehmen, die tadellosesten Vorbilder aufzustellen und in ausführlicher Begründung darzulegen, warum dies so und dies so sein müsse.

Auch bei der Einrichtung der Wohnung stand sie ihm mit ausführlichen Besprechungen und durch Anführung der berühmtesten Namen und glänzendsten Exempel zur Seite. Natürlich wäre ihr ein Neubau in Villenform, etwa wie die Villa Ihrer Durchlaucht der Fürstin Pembrook oder Ihrer Hoheit der Prinzessin Johann Albrecht am liebsten gewesen. Da sich dies nun in der Eile nicht machen ließ, war sie auch mit dem Umbau eines vorhandenen Hauses zufrieden, und zuletzt hatte sie auch nichts dagegen, daß Poplitzens Altenteil bezogen wurde. Vorausgesetzt, daß dieses Haus angelautet und zu einer herrschaftlichen Wohnung umgebaut wurde. Welche Änderung der Dinge! Noch vor nicht ganz zwei Jahren mußte Duttmüller von seiner Mutter Geld erbitten und konnte nicht einmal soviel los bekommen, daß er ein Zweirad hätte kaufen können, und heute wurde er Hausbesitzer. Damals hatte er Herzklöpfen, als er vom Braumeister einen Einspänner auf Abzahlung übernehmen sollte, und heute verhandelte er mit dem Maurermeister, als wenn Geld überhaupt keine Rolle spielte. Er konnte es aber auch. Er verdiente mit seiner Praxis Summen Geldes, die er früher für chimärisch gehalten hatte. Er konnte damit allerdings noch keine Häuser bezahlen, das war aber auch nicht nötig, man konnte ja die Kaufgelder auf dem Hause stehn lassen, wie damals das Kaufgeld auf dem Doktorwagen. Die Einrichtung wurde unter der vortrefflichen Beratung der gnädigen Frau zwar etwas teuer, aber sehr schön und vornehm. Als zuletzt die ganz modernen Möbel aufgestellt waren, die ihm nach Form und Namen keineswegs alle geläufig waren, fühlte er sich sehr gehoben und dachte nur noch mit Verachtung an die Einrichtung mit den Plüschmöbeln, die er sich im ersten Stolge seines neuen Berufs hatte anschaffen wollen, und die er schließlich nicht einmal genießt hatte.

Nun muß uns aber auch interessieren, zu erfahren, wie Doktor Duttmüller mit seiner Braut stand. Äußerlich sehr gut, innerlich eigentlich gar nicht. Sie waren sich in den vergangenen Wochen und Monaten innerlich fremd geblieben. Alice war wie ein verschlossenes Buch. Was sie in ihr Tagebuch schrieb, war sehr edel und gut, aber niemand erfuhr es. Und im übrigen ging sie wenig aus sich heraus. Und Doktor Duttmüller redete zwar viel und entwickelte menschenbeglückende Ideen; aber es kam ihm doch nicht recht von Herzen. Der Zwang, der auf ihm lag, störte ihn; die Notwendigkeit, immer auf sich zu achten und jedes Wort zu erwägen, daß es auch vornehm genug sei, machte ihn unfrei und ließ es nicht zu einer natürlichen Aussprache kommen. Nur wenn Alice den Doktor am Krankenbett traf, oder wenn sie ihn begleiten durfte, um eine Markose zu überwachen oder beim Verbinden zu helfen, gaben sie sich natürlich, er als Mann der Wissenschaft, und sie als eine Samariterseele, deren größte Freude es war, zu helfen. Dabei kamen sich auch ihre Herzen näher. Er sprach Worte der Anerkennung, und sie sah ihn mit leuchtenden, dankbaren Augen an. Nach einer solchen Begegnung war Alice den ganzen Tag froh, ja heiter.

Aber der Hauptgrund, warum sich Alice und Duttmüller nicht näher kommen konnten, war die gnädige Frau Mutter, die es für ihre Pflicht hielt, das Verhalten der Brautleute zu überwachen. Sobald sich Duttmüller sehen ließ, war auch die gnädige Frau da, um den Verkehr der Liebenden zu dirigieren und in die Formen zu bringen, die ihren Begriffen von gutem Anstand entsprachen. Dem gemäß führte sie der Hauptsache nach allein das Wort. Sie hatte eine offenbare Zuneigung zu ihrem Schwiegersohne gefaßt und nahm ihn darum auch reichlich für sich in Anspruch. Es gab keine Sache, die sie nicht mit Doktor Duttmüller besprochen hätte. War Duttmüller schon früher Autoritätsperson der gnädigen Frau gewesen, vorausgesetzt, daß er ihrer Ansicht zustimmte, so war er jetzt die letzte Instanz, an die immer und überall appelliert wurde. — Wenn er nur nicht Louis geheißener hätte! Louis ist doch ein gar zu gewöhnlicher Name! Die gnädige Frau umging die Schwierigkeit, indem sie ihn lieber Doktor nannte. Und so ging es in dem Brautlande Doktor Duttmüllers immer sehr gemeinen und ordentlich zu. Manches Brautpaar hätte gegen die dirigierende Vorgnette revoltiert, aber Duttmüller und Alice ließen sie sich gefallen.

Pa, sagte Ellen zu ihrem Vater, Alice gefällt mir ganz und gar nicht.

Wie so, Schnucki?

Sie ist mir zu gottergeben. Bedenke, Pa, eine Braut! Und sie läßt sich ihren Bräutigam von Mama ganz geduldig abdingen, abspannen und abwendig machen. Und sagt kein Wort dazu. Wenn ich das wäre, ich ließe mirs nicht gefallen. Ich würde sagen: Louis, würde ich sagen: Wähle, die Mutter oder die Tochter. — Du gefällst mir aber auch nicht, Pa. Du gehst so langsam. Du donnerwetterst gar nicht mehr wie früher. Ich an deiner Stelle „wärrre schon längst mit einem Donnerwetter dazwischen gefahren.“

Pa schwieg.

Sag mal, Pa, fuhr Ellen fort, du hast wohl Sorgen. Ja, du hast Sorgen, du sollst immer nur Geld schaffen, und kein Mensch fragt danach, woher es nehmen.

Ja, das weiß Gott.

Ich habe da gelesen, daß sie zur Sodafabrikation Kalk brauchen, vom Baulake ganz abgesehen; hast du denn schon den Versuch gemacht, deine Kalksteine anzubringen?

Donnerwetter, Mädel, da habe ich ja gar nicht wieder dran gedacht.

Run sieh mal, so ein alter vergeßlicher Pa. Heute nachmittag gehn wir aufs Werk und besuchen Direktors. Du machst deine Geschäfte, und ich begeben mich zu Dybla.

Dies geschah. Der Direktor ging ohne weiteres auf den Vorschlag, die Kalksteinbrüche zu pachten, ein und war auch bereit, einen ansehnlichen Vorschuß zu zahlen. Damit ließen sich die dringendsten Ausgaben, besonders auch die Hochzeit, die schon nahe herangerückt war, bestreiten.

Diese heranrückende Hochzeit ließ ihren Schatten zuerst in das Küchendepartement fallen.

Frau Duttmüller hatte sich von ihrem Geschäfte mehr und mehr zurückgezogen. An die Waschanne trat sie nicht mehr, das vertrat sich nicht mit der vornehmen Schwiegertochter. Sie dirigierte vielmehr ihr Geschäft mehr von oben herab, wobei sie mit ähnlicher Eleganz wie Frau von Nienhagen, zwar nicht eine Vorgnette, sondern den Quirl des Stärketoyps schwang. Auch hatte sie auf den Wunsch ihres Herrn Sohnes ihre Tracht und ihre Manieren so sehr veredelt, daß sie für eine bessere Bürgermadam gehalten werden konnte. Geschimpft wurde gar nicht mehr, und daß die Hände kampfesmutig in die Seite gestützt wurden, kam nur selten vor. Bisweilen überließ sie das Geschäft sich selber und fuhr nach Holzweilzig, um nach dem Rechten zu sehen — besonders auch auf dem Fronhofe, wo eine praktische Frau Gelegenheit hatte, sich Verdienste zu erwerben. Oben in den Gesellschaftsräumen fühlte sie sich weniger heimlich als unten im Küchendepartement. Und dies hatte

zur Folge, daß eines Tages Auguste, die nun zwischen zwei Feuer geraten war, kündigte, um ihren Anbeter, den Bergmann Naue, zu heiraten.

Die gnädige Frau sah einen Wechsel nicht ungern. Man hatte jetzt Gelegenheit, eine perfekte Köchin aus der Hauptstadt zu engagieren, die von Frau wirkliche Geheimrath von Herzberg als ausgezeichnete Köchin bestens empfohlen wurde. Dies geschah also, und die gnädige Frau erörterte den Fall folgendermaßen: Ich wundre mich, sagte sie, daß wir nicht schon längst darauf gekommen sind, eine perfekte Köchin zu engagieren. Es ist das doch entschieden viel wirtschaftlicher. Wieviel verjäumt und verdirbt ein solches Mädchen wie Auguste. Ich habe ihr wiederholt gesagt, daß sie das angeschnittne Brot über Nacht in den Keller tragen solle. Aber sie that es nie. Dabei geht das oberste Stück Brot verloren, das hart wird, und das hernach niemand essen will. Das kann doch bei einer perfecten Köchin nicht vorkommen. Nicht wahr, lieber Doktor?

Gewiß, Mama, erwiderte Doktor Duttmüller, eine perfekte Köchin! Das liegt ja doch im Namen.

Ra na, sagte Ellen.

Kind, ich begreife nicht, erwiderte Mama, wie du deine Freude daran haben kannst, das Urtheil großer Leute in Frage zu ziehen. Meinst du wirklich, klüger zu sein, als Doktor Duttmüller und ich? Als ich jung war, fiel es keinem jungen Mädchen ein: Ra na! zu sagen. Und Tante Maud hätte es auch niemals geduldet, daß sich jemand in der Weise geäußert hätte, wie du eben. Übrigens ist uns die Person von Frau von Herzberg empfohlen worden, einer Dame, die von altem Adel ist, und die zu den besten Gesellschaftskreisen gehört. Du wirst wahrscheinlich nicht beabsichtigen, die Ehrenhaftigkeit dieser Dame in Frage zu ziehen. Habe ich nicht Recht, Doktor?

Der Doktor versicherte, daß an der Ehrenhaftigkeit von Frau von Herzberg nicht gezweifelt werden dürfe. Bei der fortgesetzten Besprechung der Angelegenheit stellte es sich immer deutlicher heraus, daß die erwartete perfekte Köchin eine wahre Perle sein müsse.

Zur festgesetzten Zeit trat denn auch die Perle an. Sie trug ein Zaddett, Federhut und Sonnenschirm. Sie war weder schön noch jung und hatte eine verdächtig rote Nase. Sie überreichte dem Hausmädchen ihre Visitenkarte, um sich anmelden zu lassen. Marie steckte die Karte ein und meldete: Gnädige Frau, die Köchin ist draußen.

Sie soll hereinkommen.

Die Perle schwebte herein mit Zaddett, Federhut und Sonnenschirm, schritt mit der Sicherheit der Weltkame auf die gnädige Frau zu und machte ihre Verbeugung. Die gnädige Frau saß in ihrem Empfangsauteuil. Auf eine allgemeine dirigierende Bewegung ihrer Vorgnette ließ sich die Perle, die sie für eine Einladung, sich zu setzen, nahm, mit Eleganz nieder und eröffnete, züchtig auf ihren Sonnenschirm lehend, die Unterhaltung, die sich zunächst mit dem Wetter und der allgemeinen europäischen Lage beschäftigte. Darauf überreichte sie mit der Würde eines Gefandten ihre Akkreditiv, aus denen hervorging, daß sie Rosa Morgenstern hieß, vierunddreißig Jahre alt war und „Verhältnisse halber“ ihren Dienst bei Frau von Herzberg verlassen hatte.

Also Rosa, sagte die gnädige Frau —

Fräulein Rosa, wenn ich bitten darf, schaltete die Perle mit gemessenem Lächeln ein. Die gnädige Frau machte eine erstaunte Miene. — Ja, Fräulein Rosa, wenn ich bitten darf. Gräfin Rothfattel pflegte mich immer Fräulein Rosa zu nennen, und bei Czellenz von Meyern hieß ich Mademoiselle, und Frau Baronin Szolani zog es vor, mich liebe Rosa zu zureden.

Die gnädige Frau fühlte sich einigermaßen imponiert, konnte sich aber doch nicht überwinden, Fräulein Rosa zu sagen. Sie umging also den strittigen Punkt und brachte die Rede auf ihre Haushaltungsgrundsätze.

Wir befinden uns hier auf dem Lande, sagte sie mit einem Nachdruck, der keinen Widerspruch duldete. Und in der That wäre es schwer gewesen, die Thatfache zu bestreiten.

Sehr wohl, gnädige Frau! erwiderte die Perle.

Aber wir wünschen nicht ländliche Lebensgewohnheiten anzunehmen. Sie befinden sich auf einem Edelhof und werden wissen, was sich für die Tafel einer Familie von Geburt ziemt. Ich gebe Ihnen *plein-pouvoir*. Das heißt, Sie entwerfen das Menü und legen es mir zur Bestätigung vor.

Sehr wohl, gnädige Frau.

Wir sind gewöhnt, wohlschmeckend, nahrhaft und billig zu essen, und zwar mit einer französischen Nuance im Geschmack und einer deutlichen Anlehnung an die englische Küche, wie ich das von Jugend auf und durch meinen Aufenthalt in Scroopshire-Castle gewöhnt bin. Der gnädige Herr bevorzugt allerdings mehr deutsche, besonders süddeutsche Küche. Sie werden das leicht miteinander zu vereinigen wissen.

Sehr wohl, gnädige Frau. Die Perle schien übrigens gar nicht zuzuhören, sondern ließ die Augen im Zimmer umherwandern, prüfte die Einrichtung und interessierte sich für das Piano und ein aufgeschlagenes Notenblatt. Gnädige Frau sind musikalisch, wie ich sehe, sagte sie. Auch ich liebe die Musik und war Mitglied eines Gesangsvereins. Ach Gott, die Poesie und überhaupt die Töne! Frau Gräfin Lehnhardt pflegte zu sagen: Wenn ich so eine Stimme hätte wie Sie, liebe Rosa —

Aber zunächst, wandte die gnädige Frau einigermaßen streng ein, handelt es sich um die Küche. Also Rosa —

Fräulein Rosa, wenn ich bitten darf.

Die gnädige Frau machte mit der Lorgnette eine ablehnende Bewegung. Ich hoffe, daß ich mich deutlich ausgedrückt habe, und daß Sie nicht im Zweifel sind, in welcher Weise Sie die Küche zu verwalten haben. Alice, du bist wohl so gut, die Köchin in Ihren Pflichtenkreis einzuführen. Damit gab sie das Entlassungsscheit, und die Perle rauschte, von Alice, gefolgt, hinaus.

Als nach einer halben Stunde Klapphorn in die Küche trat, fand er Rosa vor dem Speiseschrank stehend, mit einem mächtigen Butterbrot in der Hand, das in mehreren Schichten mit Fleisch belegt war. Der Federhut, der inwendig durchaus nicht tabellos war, lag auf der Anrichte, das Zadett hing über den Tellerluchern, und die verschwitzten Handschuhe lagen im Semmellorbe. O verflucht, sagte Klapphorn, der an Ordnung gewöhnt war. Wenn das der Herr sieht, dann lebt es ein Donnerwetter.

Nach einer Verdauungshalbstunde äußerte sich die musikalische Befähigung der Köchin. Die Perle sang — natürlich das Neuste vom Jahre:

Wenn die Blätter leise rauschen
In dem lichten Mondenschein,
Komm, da laß uns Küsse tauschen,
Komm, da laß uns glücklich sein.

Diese Weise begleitete von da an ihre Schritte, sie erklang, wenn sie Kartoffeln schälte oder in den Keller oder auf den Boden stieg, wenn sie aufstand und sich niederlegte und schwieg nur, wenn der Mund anderweitig beschäftigt war.

Wir müssen der perfecten Köchin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie lochte ausgezeichnet, ihre Saucen, Aufläufe und Eierspeisen waren tabellos. Die gnädige Frau triumpierte und hielt Ellen ihr vorelliges „Na na!“ vor. Ellen erwiderte: Mama, wenn du alles wüßtest, was unten vorgeht, so würdest du selber „Na na!“ sagen.

Ellen, erwiderte die gnädige Frau in überlegener Haltung, ich begreife dich nicht; darum hält man ja eben eine perfecten Köchin, um nicht alles wissen zu

müssen. Tante Marshall kommt nie in die Küche und leidet doch ihren Hausstand meisterhaft. Der Feldherr leitet die Schlacht von dem strategischen Punkte aus, er hat nicht nötig, in die Front einzutreten. Habe ich nicht Recht, Doktor?

Der Doktor beiferte sich, dem zuzustimmen und geschichtlich festzustellen, daß Napoleon die Schlacht bei Leipzig vom Monarchenhügel aus geleitet habe.

Unten im Hause aber geschahen Zeichen und Wunder. Die Lägeln ließ ihren Kaffee stehn, nachdem sie einmal gesehen hatte, durch welche Art Saft er filtriert wurde. Und die Lägeln war durchaus nicht heikel. Der Topflappen fand sich eines Tages im Salzfaße und ein Rest Käse im Messerfaßen. Schlüssel verschwanden spurlos, um wieder aufzutauhen, wo sie niemand gesucht hätte. Handsieger und Kohlenschaufeln, Töpfe und Schüsseln machten unbegreifliche Wandlungen, und nie wußte Rosa, wie das zugegangen war. Das schlimmste aber war, daß Rosa auch einen Einfluß auf Klapphorn und das übrige Personal auszuüben begann, der der Wirtschaft nicht zum Heil gereichte. Die gnädige Frau hielt längere Reden über die Kunst des Haushalts vom strategischen Punkt aus, und Ellen schrieb an Frau Duttmüller: Liebste Frau Duttmüller. Sie kommen doch wohl nächstens nach Holzweißig. Bitte kommen Sie doch bei uns mit vor, und sehen nach dem Rechten. Bei uns sieht es in der Küche schlimm aus. Mama kümmert sich nicht darum, und ich kann gegen unsre Rosa nicht aufkommen. Aber Sie können das.

Ob es die Duttmüllern konnte! Sie fühlte sich hoch geehrt, packte sogleich ein — eigentlich hatte sie schon eingepackt — und fuhr los. Des Abends um Dunkelwerden stand sie im Flur des Fronhofs. Die Flurlampe brannte nicht. Alle Thüren standen offen. In der Küche sah es greulich aus, und ebenso roch es auch, da ein Topflappen am Boden lag und glimmte. Frau Duttmüller entsetzte sich und löschte die beginnende Feuerbrust mit einem halben Eimer Wasser. Kein Mensch war zu sehen. Nur ganz hinten aus der Kollammer kam ein Lichtschein. Beim Nähergehn hörte Frau Duttmüller Stimmen und sogar Gesang: Wenn die Blätter leise rauschen in dem lichten Mondenschein. Mit ein paar schnellen Schritten stand sie in der Thür der Kollammer und — vor der gnädigen Frau „ollen Pfeiffache.“ Aber zu Thee war sie nicht verwandt worden, sondern zu Grog. Auf der Rolle stand die stilvolle Flurlaterne, und daneben ein Licht, das in eine Bierflasche gesteckt war, und daneben saß hoch oben auf der Rolle das Hausmädchen. Gegenüber auf dem Tische saßen Rosa und Klapphorn. Rosa hatte sich liebevoll an Klapphorn angelehnt, und Klapphorn saß etwas steif und unbehaglich da und tröstete sich durch einen Schluck Grog, den er ab und zu aus einem Bierglase zu sich nahm. Im Hintergrunde lauerten die Eberten und die Lägeln, die Kaffee tranken.

Die Duttmüllern überschaute das Ganze mit entrüsteten Blicken, rückte die Arme in die Seiten und rief: Da möchte einen aber gleich der Schlag rühren!

Das Hausmädchen kreischte auf, ließ einen Teller mit Kuchen, den sie in der Hand trug, klirrend zu Boden fallen und zog sich schleunigst hinter die Rolle zurück. Die Eberten und die Lägeln verschwanden in den tiefsten Schatten des Hintergrunds, und auch Klapphorn würde sich empfohlen haben, wenn ihn Rosa freigegeben hätte.

Nehmen Sie freundlichst Platz, a—lte Tante, sagte Rosa, die mehr als reichlich genug hatte.

Davor soll mich Gott bewahren, bei Ihnen Platz zu nehmen.

Eberten, fuhr Rosa fort, geben Sie mal die Bbb—ulle her. Bbb—ester Jamaita. Ich hätte nicht gedacht, daß so ein guter Tt—roppen in dem alten Rr—rr—atteneste wäre.

Aber Rosa, Sie sind ja betrunken. Schämen Sie sich denn nicht?

Nicht ein bb—ischen. Etwas kommt bei den feinsten E—g—gelenzen vor. Rl—ommen Sie her, alte Tt—ante, an meine grü—ü—ne Seite.

Wenn die Blätter leise rauschen
 Ob—ei dem süchten Rum—ondenschein —

Prosit alle miteinander, ob die alte verrückte Gnädige fff—oll leben. Damit goß sie den Inhalt ihres Glases in ihren Busen, sank zurück in Klapphorns Arme und verfiel in dumpfes Brüten.

Eberten, und Sie, Lägeln, bringen Sie mal das Ferkel ins Bette, kommandierte die Duttmüllern. Die Lägeln und die Eberten tauchten aus dem Hintergrunde auf und speidierten die perfekte Köchin hinaus. Diese wehrte sich zwar mit Händen und Füßen und rief alle Generals und Exzellenzen, bei denen sie schon einmal gedient hatte, zu Eideshelfern an, aber es half ihr nichts, sie wurde zu Bett gebracht.

Und Sie, alter Kerl, sagte die Duttmüllern zu Klapphorn, Sie haben heute nicht nötig, den Dummen zu markieren. Was soll ich denn nun mit Ihnen anfangen?

Ach, Frau Duttmüllern, erwiderte dieser, der Mensch ist nur eine schwache Kreatur. Und dies Frauenzimmer hat uns alle auf ihrem blutigen Gewissen.

Schämen Sie sich denn nicht, Sie alter Kerl, sich von so einer Person zum Sausen verführen zu lassen? Und der Herr hat immer so große Stücke auf Sie gehalten.

Ja, ich schäme mich, weiß Gott, ich schäme mich wie ein Pudelhund. Ach, Frau Duttmüller, sagten Sie keiner Menschenseele ein Wort. Ich müßte ja reinweg in den Teich gehn. Und es soll auch ganz gewiß nicht wieder vorkommen. Und es wird alles wieder ins Lot gebracht. Wenigstens, was diese Flasche Zamaita anbetrifft, denn ich habe mich, so wahr Gott lebt, nur an dieser Flasche beteiligt. Was sie aber sonst noch ausgepietscht hat, das ist mir unbewußt.

Die Duttmüllern ließ sich also erweichen und versprach nichts zu verraten. Am andern Morgen sprach sie aber ein ernstes Wort mit Rosa, die ihren wohlverdienten Magenjammer hatte, und machte ihr klar, was ein Staatsanwalt sei, und was die Bogtei in Braunfels sei, nämlich ein schönes Haus, wo Leute, die man wegen Unterschlagung eingestekt hat, Strohbreden flechten müssen. Darauf nahm sie den Speisekammer- und andre wichtige Schlüssel an sich, und nun ging wieder einigermassen. Kein Mensch erfuhr, was vorgegangen war. Nur Ellen kam dahinter. Vermuthlich hatte ihr Klapphorn gebeichtet. Ellen freute sich sehr über die Geschichte und nickte der Duttmüllern freundlich zu, und diese fühlte sich hochgeehrt. Klapphorn aber ging zum Kaufmann, kaufte für eine Mark einen Liter sogenannten Rum, füllte ihn in die Flasche, setzte die Zinntapsel wieder auf und speidierte die Flasche hinab in den Weinteller.

Während dessen fanden in den obern Räumen schwierige Konferenzen statt, in denen mit aller Gründlichkeit erörtert wurde, wer zur Hochzeit einzuladen sei. Herr von Nienhagen suchte sich davon zu drücken, sobald und so oft er konnte. Er liebte es nicht, die Dinge mit so gründlicher Umständlichkeit zu behandeln, wie es seine Frau liebte, die, als wenn es sich um eine Heiligspreehung gehandelt hätte, abwechselnd die Rolle des advocatus Dei und des advocatus Diaboli übernahm. Der Doktor war so schwierig nicht, sondern sagte ja und nein, wie es verlangt wurde. Alice hörte überhaupt nicht zu, und Ellen betrachtete die laum zu überwindenden Schwierigkeiten mit lachendem Leichtsinne.

Von vornherein war man entschlossen, die Hochzeit im engsten Kreise zu feiern — schon der Kosten wegen, was man nicht sagte, und auch des — wie soll man sich ausdrücken, des nicht ganz standesgemäßen Bräutigams wegen, was man aber auch nicht sagte. Es wäre ja lächerlich gewesen, einem Menschen vorwerfen zu wollen, daß er kein „von“ vorm Namen habe. Und nun gar einem Arzte. Berühmte Ärzte haben Hofdamen und sogar Prinzessinnen geheiratet. In—dessen mußte man doch die Vorurteile der Verwandtschaft schonen. Hier kam nun Frau Duttmüller mit dem Vorschlage, ob man nicht Ölmanns zu der Hochzeit ein-

laden wollte. Aber der Doktor lehnte das kurz und fast mit Festigkeit ab. Davon könne durchaus keine Rede sein. Olmanns! Was sie sich denn denke! Frau Duttmüller wunderte sich. Vor zwei Jahren waren Olmanns doch noch gut genug gewesen, angeborgt zu werden, warum sollten sie denn jetzt nichts mehr gelten?

Den Clou der Hochzeit bildete Erzellens Freifrau von Marschall, die die vornehmste Dame der Verwandtschaft war, und von der man möglicherweise noch erben konnte. Diese erhielt einen mit größter Feinheit abgefaßten Brief, und als die etwas kühle, aber zugängende Antwort kam, atmete die gnädige Frau auf und erklärte die Hochzeitsfeier für gesichert. Dann Tante Alii, bei der sich Alice in Berlin aufgehalten hatte, sie und ihr Herr Sohn, der Kadett in Lichterfelde war. Ferner York und ein Kamerad aus seinem Regimente, der Brautführer sein sollte und für Ellen bestimmt war. Dann kam Egons Bruder, der freilich nicht ganz für voll gerechnet wurde, aber nicht zu umgehn war. Er hatte an der Majorbede Schiffbruch gelitten, war Bürgermeister einer kleinen Stadt geworden und etwas verbauert. Also er, seine Frau und ihre ältliche Tochter. Dann Direktor Wenzel und Lydia. Auch hier wären Einwendungen zu erheben gewesen, denn Wenzels waren zwar ganz vortreffliche Leute, und Lydia war ja ein sehr nettes Mädchen, aber zur Gesellschaft gehörten sie doch eigentlich nicht, und es konnte zweifelhaft sein, wie Erzellens sich dazu stellen würde, wenn sie eingeladen wurden. Aber Alice wollte Lydia zur Brautjungfer haben, und Wenzels hatten sich bereit erklärt, Gäste ins Quartier zu nehmen. Auch war Wenzels Wagen nicht zu verachten, und Johann konnte mit Klapphorn und des Doktors Andreas zusammen beim Festmahl aufwarten. Endlich der Herr Pastor. Die Frau Pastorin ging zu keinem Feste mehr. Der wahre Grund war, daß sie kein geeignetes Kleid hatte und sich für zu alt hielt, ein solches anzuschaffen. So war man also fünf, acht, zehn, zwölft, vierzehn Personen. Gott sei Dank, denn an einen Tisch mit dreizehn Personen würde sich Erzellens niemals gesetzt haben.

Die Schwierigkeiten häuften sich, die Zeit wurde kürzer, die Beratungen wurden lebhafter, die Vornette war schon zweimal aus dem Stiel herausgeflogen. Die Toilette! Man bedenke, was dieses Wort allein bedeutet! Und die Tischordnung! eine Sache, die mit äußerster Feinheit behandelt sein mußte, und wobei tausend Rücksichten zu nehmen waren. Man erwäge, welcher Variationen eine Speisefolge fähig ist, und welche Zeit es kostet, diese Variationen durchzusprechen und durch klassische Beispiele zu belegen, um am Schlusse zu dem Resultate zu kommen, unter den gegebenen Verhältnissen gehe es nicht an. Fasanen mit Trüffeln waren unzweifelhaft ein sehr vornehmes Gericht und am englischen Hofe sehr beliebt. Aber woher Fasanen nehmen? Halt, bei Poplitzens lief noch ein Puter herum, der überzählig war, und den man erwerben und schnell noch ein wenig anfüttern konnte. Sauertraut mit gebadnen Austern hat es bei der Verheiratung von Prinzess Leopold gegeben. Leider war die Jahreszeit nicht für das Sauertraut und der Preis nicht für die Austern günstig. Steinbutt — Bachsteln, wer hätte an so etwas ernstlich denken können! Schließlich blieb der Puter Sieger, was ihm freilich den Hals kostete, und er wurde zum Hauptstücke des Festmahls bestimmt. Nun die Weine. Malaga, Burgunder, Beauve Cliquot.

Batterie haakt, sagte Egon, keine Grenzüberschreitungen. Wein, Cigarren und Schnäpse gehören in das Departement des Hausherrn.

Aber, Egon, bedenke doch — Erzellens —

Ach was, Erzellens. Erzellens trinkt, was wir ihr vorsehen werden.

Aber Erzellens ist doch gewöhnt — leider fiel ihr nicht gleich ein, was Erzellens gewöhnt war, und so fügte sie hinzu, und York sagte auch, daß Whisky mit Wasser das neuste und feinste sei.

Das rauchige Zeug. Nein, wir trinken, wenn alles vorbei ist, ein Glas echten Bieres. Und wer durchaus Spirituosen haben will, für den habe ich einen extra-felnen Jamaica.

Zwei Tage vor der Hochzeit, gerade als die Tischordnung nach unsäglichem Mühen definitiv fertig geworden war, kam ein Telegramm von York, der Kamerad sei dienstlich behindert, und in der kurzen Zeit sei kein Ersatz zu schaffen. Man besand sich im Zimmer der gnädigen Fräulein, Lydia war zu Besuch da. Man war sprachlos, einfach niedergeschmettert. Ellen war tief traurig, denn sie verlor damit ihren Kavaller, und sie hatte sich so auf ihren Leutnant gefreut. Es fehlte jetzt aber auch einer der beiden Brautführer. Nun dann mußte für ihn Tante Lisis Kabett eintreten. Ging nicht, denn der Kabett war noch zu jung, und es würde dann dreizehn Personen gegeben haben. — Geht nicht, entschied Mama, geht keinesfalls, völlig unmöglich. Erzellenz setzt sich an keinen Tisch mit dreizehn Personen.

Aber Mama, es sind ja gar nicht dreizehn Personen, sondern fünfzehn.

Nein, es geht nicht.

Tiefe Ratlosigkeit.

Kinder, sagte Lydia, nehmt doch Felix Wandrer. Er ist gerade gestern angekommen.

Wer ist denn Felix Wandrer? fragte Ellen.

Sehr netter, junger Mann, trägt zwar kein buntes Tuch, aber wirklich sehr nett. Tanzt brillant. Übrigens ist er ein Freund vom Doktor. Sie haben ja so wie so noch keinen von dessen Freundschaft dabel.

Gnädige Frau dachte nach. Die Sache leuchtete ihr ein. — Ja, aber was ist dieser Viktor Sandberg?

Wandrer, Mamachen.

Ach — Wandrer. Man kann ja solche Namen nicht behalten.

Kaufmann.

Kauf—mann? — Gnädige Frau erhob die Nase und machte mit der Vorgrinse eine abwehrende Bewegung. Und Ellen machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

So gebt ihn doch mir, sagte Lydia. Ich bin mit ihm ganz zufrieden.

Nein, es geht nicht! sagte Mama. Einfach unmöglich. Dann würde York Ellen führen müssen, und das geht nicht.

So gebt mir doch wenigstens den kleinen Kabetten, sagte Ellen. — Das ging ebensowenig, denn dann hätte man keine Veranlassung gehabt, diesen Viktor Sandmann einzuladen, und dann würden es dreizehn Personen sein. Erzellenz würde aber unzweifelhaft sogleich abreisen, wenn ihr zugemutet würde, sich an einen Tisch mit dreizehn Personen zu setzen.

Na dann macht, was ihr wollt, rief Ellen und zog sich großend zurück, indem sie sich vornahm, diesen Felix Wandrer gar nicht nett zu finden, sondern schlecht zu behandeln.

*
*
*

Während dessen spazierte ein junger Mann in heller Kleidung, einen echten Panamahut auf dem Kopfe, über den Hof von Heinrichshall. Er hatte wettergebräunte Gesichtsfarbe und im ganzen ein etwas exotisches Ansehen. Die ältern Arbeiter grüßten ihn freundlich, und er dankte ebenso. Jetzt kam er an das Häuschen des Portiers. Der Portier saß im Schatten des Häuschens auf einer Bank. Es war ein Mann in den besten Jahren. Wir müssen ihn kennen, wenn wir uns auch nicht sogleich erinnern können, wo wir ihn gesehen haben. Der junge Mann blieb stehen und sagte: Ja, das ist doch Rothlamm, der Mann von der hübschen Frau. Wie kommen Sie denn auf den Ruheposten?

Der Mann erhob sich, grüßte und sagte: Ich habe Malheur gehabt, Herr Wandrer. Und damit zeigte er seinen steifen Arm.

Sehen Sie sich, Rothlamm, erwiderte Wandrer, „denn er war es.“ Ich setze mich zu Ihnen. Also Malheur gehabt?

Ja, Herr Wandrer, bei dem Wassereinbruch auf Sohle zwei vorm Jahre, da hats mich erwischt.

Ich weiß, ich weiß. Und „die Wissenschaft“ hat ihr Meisterstück gemacht und Ihnen den Arm steif angeheilt?

Ja, steif ist der Arm geblieben, aber sagen Sie nichts über den Doktor Duttmüller. Er hat sich die größte Mühe gegeben. Er und Fräulein Alice. Herr Wandrer, so eine Dame! Die hat mir reinweg das Leben gerettet. Das vergesse ich ihr nie. Wenn die nicht zugesprungen wäre, der Doktor hätte es allein nicht zwingen können. Und übermorgen haben sie alle beide Hochzeit.

Was? Doktor Duttmüller und Fräulein Alice vom Fronhose? Doktor Duttmüller, Louis Duttmüller heiratet Fräulein von Rienhagen? Hat der Mensch ein unverkämtes Glück!

Das hat er, Herr Wandrer, das habe ich auch gesagt. So eine Frau kriegt nicht jeder. Nur —

Was denn?

Nur ist es mit den Frauen wie mit den Pferden. Je besser das Pferd ist, desto mehr muß es in acht genommen werden. Mit den Frauen ist es auch so.

Da können Sie wohl Recht haben, Rothlamm. Wie ist es denn im übrigen gegangen?

Schlecht, Herr Wandrer. Wenn ich offen reden soll — er sah sich vorsichtig um, ob nicht etwa ein Lauscher da sei —, es ist ja bei uns die reine Satanswirtschaft. Alles geht verkehrt, gerade so wie wenns nicht gehn sollte. Und manches, was wir machen, ist der reine Unsinn. Das merkt unserer auch. Allemal, wenn eine gute Schicht angeschlagen ist, heißt es stopp! Dann wird alles verbaut, und wir bohren in den toten Stein statt zu fördern. Die Leute sind unzufrieden, denn sie verdienen nichts. Und sie sagen auch, was soll man arbeiten und sich schinden, daß nichts dabei herauskommt? Denn das können Sie mir glauben, Herr Wandrer, die Leute haben auch ihr Gefühl, und es macht ihnen keinen Spaß, zu arbeiten, wenn sie nicht sehen, was dabei herauskommt. Der Lohn allein macht's nicht. Wenigstens, was die Knappen sind und die ordentlichen Leute, die wollen auch was sehen. Wenns aber zugeht wie hier, so sagen die Leute, das Werk soll und muß durchaus zu Grunde gehn, und was haben wir dann? Dann werden wir entlassen und liegen auf der Straße. Ich möchte es Ihnen nicht wiedersagen, was sie alles schon vom Direktor gesagt haben.

Da thun Sie auch recht dran, sagte Wandrer, behalten Sie es lieber für sich. Ich will Ihnen verraten, Rothlamm, wer der ungerechteste Mensch unter der Sonne ist. Das ist der Herr Jedermann.

Stimmt, Herr Wandrer, stimmt. Und ich habe den Leuten auch schon gesagt: Wartets nur ab, das kommt auch einmal wieder anders.

In diesem Augenblick erschien ein Pferdewagen im Thor, und Doktor Duttmüllers Doktorwagen bog in den Hof ein.

Oho! Duttmüller, rief Wandrer.

Duttmüller ließ halten und stieg ab, glättete seine Beinkleider, klopfte den Staub von seinem Ärmel und begrüßte seinen alten Freund zwar etwas feierlich, aber doch so herzlich, wie man es von ihm nur erwarten konnte.

Und dir, erwiderte Wandrer, gratuliere ich von ganzem Herzen. Mensch, du bist ja ein Glückspilz! Da sieh mich an. Ich treibe mich jetzt seit fünf Jahren in der Welt herum und bin heute genau so weit wie damals, und du hast Heimat, Beruf, Einkommen. Das wird deine Mutter gewiß sehr freuen.

Dies ist auch der Fall, sagte Duttmüller, indem er darauf achtete, seine Worte richtig zu setzen; und ich bin auch mit der Gestaltung meiner Umstände nicht unzufrieden.

Und übermorgen feierst du Hochzeit? Gratulor, gratulor! Und noch dazu mit Fräulein von Rienhagen! Nimm mirs nicht übel, aber für so geschelt, daß

du die nehmen würdest, hätte ich dich beinahe nicht gehalten. Du gewinnst mit ihr ein wahres Kleinod.

Um! ja. Ich sehe in der That keine Veranlassung, meine Wahl zu bereuen.

Aber Louis, was hast du für steifleinene Hosen an. (Duttmüller sah auf seine Beinkleider, die zwar die vorgeschriebene Bügelsalte hatten, aber durchaus nicht von Leinwand waren.) Redest du wie ein glücklicher Bräutigam? Macht das der vornehme Umgang?

Um! ja. Die Verhältnisse haben sich geändert. Man ist in andre Sphären eingetreten und muß sich dem entsprechend benehmen. Übrigens bin ich gekommen, dich zu meiner Hochzeit einzuladen.

Mich? Sieh mal, das ist nett von dir.

Du möchtest, läßt dir die gnädige Frau sagen, für gnädiges Fräulein Ellen als Brautführer fungieren.

Oh! Was für eine Ehre! Und die häuft man auf mein unwürdiges Haupt? Da ist gewiß der eigentliche Brautführer abhanden gekommen.

Um! ja — nein — das heißt —

Du brauchst nicht verlegen zu werden. Ich bin nicht so abgeschmackt, zu glauben, daß die Welt ganz expreß auf mein Erscheinen wartet. Auch bin ich nicht so dumm, mich bei Tisch nicht an einen Platz setzen zu wollen, auf dem eigentlich ein anderer sitzen sollte. Ich komme, und ich komme gern. Ich möchte doch einen alten Freund wie dich mit unter die Haube bringen helfen und deine Braut, von der ich viel gutes gehört habe, kennen lernen. Aber nun komm! Wir stehen schon viel zu lange auf dem Pflaster. Da ich mein eignes Zelt noch nicht aufgeschlagen habe, so werde ich dich in unserm Kasino empfangen.

Als Doktor Duttmüller nach einer Stunde wieder abzog, war er aufgeräumter, als er sonst zu sein pflegte.

Überbringe deiner gnädigen Frau meinen Dank, rief ihm Wandrer nach, und ich würde nicht verfehlen, mich ihr morgen früh vorzustellen.

Vorstellen? Die Sache war Duttmüller nicht geldäufig, er verlor sie aus dem Auge und vergaß sie. Nachmittags fuhr Wandrer nach Braunsfels, um sich hochzeitlich einzurichten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ernsthafte Betrachtungen über Menschentum und Herrenrecht. Mensch ist nach dem deutschen Wörterbuch von Heyne die Bezeichnung der höchsten Gattung der Erdbewohner. Das Wort hängt vermittelt einer verbürgten Etymologie, die man in Kluge, Paul und Heyne nachschlagen kann, auf dem Umwege „Mann“ (man darf also nicht bloß unter „Mensch“ nachsehen!) mit dem indogermanischen Stamme man, d. i. „denken“ („mahnen“) zusammen. Danach wäre die Grundbedeutung von „Mann,“ sagt Kluge in seinem etymologischen Wörterbuch, „denkendes Wesen,“ aber, setzt er hinzu, als sicher dürfe man dieses Etymon nicht gelten lassen. Mir kommt das auch so vor. Ich will gar nicht Kluges weitere Erwägungen verfolgen, die schließlich darauf aufmerksam machen, daß sich der vedische Indra in der That als paça = „Bieh“ bezeichnet habe, was allerdings auf einen starken Grad von bewußtem Untermenschentum schließen läßt; ich will nur bemerken, daß ich meiner Frau gewöhnlich — wenigstens in meinem Herzen; äußerlich weiß ich meine Stellung zu wahren — im Denken den richtigen Verstand zusprechen muß. Allerdings steckt nach Maßgabe des noch

üblichen „jemand“ und „niemand“ und des Pronomen „man“ in dem Worte „Mann“ die allgemeine Bedeutung „Mensch“ für beide Geschlechter, und im Angelsächsischen und danach im Englischen hat man sich z. B. ungeniert wifmon = woman bis heutigentags ausgedrückt, während Paul Kluge sachlich ergänzt und in dem Artikel „Mann“ erwähnt, daß Lu. (was Martin Lutzer bedeutet) und andre vor ihm — auch andre nach ihm, wie Boß — die Femininbildung „Männin“ (allerdings wohl nach dem lateinischen Text der Bibel) gebraucht haben. Diese Bildung hat aber schon bald den fatalen Beigeschmack von „Mannweib“ erhalten und ist jedenfalls nicht gebräuchlich geworden zur Bezeichnung der Gehilfin, die der liebe Gott dem Manne aus einer Rippe geschaffen hat.

Der Geist der Sprache hat vielmehr neben die maskulinen Formen „Mann“ und „Mensch“ an Stelle dieser „Männin“ oder der nahegelegenden „Menschin“ ein Neutrum „das Mensch“ gesetzt, mit dem Plural „die Menschen.“ Ohne alles Arg, wie sich ja der Geist der Sprache noch heute in Unvorsichtigkeiten, wenn man sich nicht mit Wufmann: in „Sprachdummheiten“ ausdrücken will, weiter hilft. Wohin so etwas führt, kann man bei Kluge in zarter Andeutung, bei Paul in ungeniertem Ausdruck lesen. „Mei Mensch ist lei Mensch, Ihr Mensch is e Mensch,“ hat einmal eine Dresdner Dame in aufwallender Entrüstung gesagt, indem sie die ursprünglich harmlose Bedeutung des Wortes mit seiner spätern verhänglichen durchelanderwarf. Seit aber die gattungsmäßig ganz richtige Bezeichnung von „Mensch“ für das weibliche Geschlecht wenigstens der gebildeten Gesellschaftsklassen als fatal empfunden wurde und gesellschaftlich ganz unmöglich geworden war, wobei die Frauenfrage noch gar nicht einzugreifen brauchte, weil sie noch nicht vorhanden war, rückte die Weiblichkeit in ein neutrales Gebiet, wenn auch nicht der Übermenschlichkeit, obwohl sie es dem männlichen Menschen doch meistens war, so doch der Außer Menschlichkeit, der . . . e [die Hoffmann], oder . . . en [die Schulzen], oder der . . . she [die Müllerische], oder wie es sonst die Dialekte mit sich brachten, bis zum gnädigsten Fräulein und der Allergnädigsten.

Aber die Welt steht nicht still, und die Frauenfrage erhob ihr Haupt. Eine der nettesten Seiten von ihr ist, daß sich edle Weiblichkeit auf ihr Menschentum besann. Man fühlte plötzlich und mit Recht dieses Außerhalbdesmenschentumsstehn als einen nicht gebührenden Zustand und griff wieder nach der Bezeichnung „Mensch“ als etwas, was nach dem Angelsächsischen klarlich beiden Geschlechtern gleichmäßig Zustehendes war. Als eine ganz eigentümliche Neuerung der Sprachdummheit, wenn man mit Wufmann reden will, oder mit andern des Sprachgeists, der ja in der Sprachbildung lebendig ist und sich in immer neuen — wir wollen sagen in immer neuen Unregelmäßigkeiten zeugungskräftig erweist, zeigt es sich nun aber, daß das weibliche Ingenium den männlichen Charakter nicht, wie es die Frauenfrage hätte vermuten lassen können, beim Menschen überhaupt annulliert, sondern daß es ihn auf sich übernimmt. „Sie ist ein prächtiger Mensch!“ „Sie ist eine Seele von einem Menschen!“ „Sie ist ein Mensch, der seinen Mann steht!“ und ähnliches sagen die fortgeschrittenen Damen voneinander. Der nächste Schritt wird freilich sein, daß sie uns Männer ganz ausmerzen und untereinander heiraten werden.

Wir Männer sind selbst schuld daran, wenn es so weit kommt. Ganz abgesehen davon, ob wir etwas mit dem indogermanischen Stamme man zu thun haben oder nicht, wir wissen überhaupt nicht unter uns Ordnung zu halten. Es ist schon ein Beweis unsrer Decadence, daß wir öffentlich der Frauenfrage gegenüber und privatim — nun, wozu wir uns privatim veranlaßt sehen, mag unsre Privatsache bleiben [meine Frau meint: Du hast doch nur gute Erfahrungen gemacht]; daß wir also den Willen unsers Herrgotts nicht erfüllen, der geboten hatte: Er soll dein Herr sein; sondern elend kniefen und die Erfüllung der uns auferlegten Funktion feige unterlassen. Wenn man uns entgegenreten und hier von force majeure sprechen wollte, so würden wir freilich schweigen müssen. Wir

wollen uns aber auf einen objektiven Standpunkt stellen und zeigen, wie wir in uns selbst zusammengefunken sind.

Es ist unzweifelhaft, daß es Rangunterschiede in der Welt nicht nur giebt, sondern geben muß. Wenn ich von meinem Herrgott spreche und an mich denke, so fällt der Unterschied sofort auf. Für mich ist er schlechthin der Herr, und ich bin schlechthin der Knecht. Aber das Verhältnis setzt sich fort. Wenn wir auch ganz von dem wisson absehen, zwischen dem und uns der Schöpfer doch eigentlich ganz natürlich ein Abhängigkeitsverhältnis bestimmt hatte, so giebt es doch andre Fälle, wo dieses Verhältnis außer Zweifel steht. Mein Zunge sollte sich unterstehn, gegen mich als den pater familias aufzumucken. Es geht schon aus der Wurzel pa, schützen, hervor (angels. *śedan* = engl. *foed*, füttern), von der man das Wort Vater herleitet, daß ich die Suprematie über ihn habe. Ich schütze und füttere aber unter Umständen nicht bloß meine leiblichen Nachkommen, sondern auch andre, die ihren Vorteil darin finden, mir Dienste dafür zu leisten. In patriarchalischen Verhältnissen wird sich so etwas ganz gemächlich und freiwillig arrangieren. Der eine wird der Herr, der andre der Knecht (was ursprünglich gleichbedeutend mit Knabe, also mit dem Verhältnis zwischen mir und meinem Zungen, von Vater und Sohn ist) sein; nicht einmal die Sozialdemokraten kommen ohne solche Abhängigkeitsverhältnisse aus, ganz abgesehen vom engsten Familienkreis, für den sie sogar das Prinzip der Prügelstrafe aufrecht zu erhalten scheinen.

Herr und Knecht sind also ein natürliches Verhältnis. Wie weit aber setzt es sich „naturgemäß“ fort? Bei der Untersuchung dieser Frage kommen wir zu der auffallenden Thatsache, daß wir sie nur retrospizierend beantworten können. Was heißt überhaupt „Herr“? Die Wissenschaft antwortet — wir folgen Heyne und Paul —: Zunächst war Herr eine Bezeichnung, die der Abhängige „dem-jentigen“ beilegte, dem er unterstellt war. Sie hängt vermittelt der Etymologie mit „hehr,“ das eigentlich grau und greis bedeutet, zusammen, und bedeutet also soviel wie ehrwürdig, und damit erhaben, und ist eine Komparativform von hehr; also der Erhabnere, d. h. der Oberherr, Gebieter, Befizer, Eigentümer. Später wurde eine Standesbezeichnung daraus, die Eitelte verlangte frühzeitig, daß man den Höhergestellten, auch wenn man nicht von ihm abhängig war, als herro und sogar min herro anredete, demnächst wurde es Forderung der Höflichkeit, auch dem Gleichgestellten dieses Prädikat zu geben. Es wurde eine Zeit lang das Zeichen des Adels. Zunächst aber kam der Titel nur den reichsfreien Adlichen*) zu, die in der Würde nach Fürsten und Grafen folgen und dem einfachen Edelmann vorausgehen („Graf, Herr oder vom Adel“); später dann allen Mitgliedern des höhern und des niedern Adels, weiter allen in irgend einer Weise regierenden Personen, den Geistlichen und den obrigkeitlichen Personen, und endlich jedem Mann von geselliger Bildung und äußerlich anständiger Erscheinung — ganz natürlich, denn darin waren wohl die Patrizier und Regierenden der Städte späterer Zeit den Standesherrn der ältern Zeiten in mancher Beziehung sogar „über.“ Früher hatte das einfache Herr auch für den Höchsten genügt, wie denn Hans Wendig, der Schäfer, in der schönen Ballade „Der Kaiser und der Abt“ bei Bürger sagt: „Herr Kaiser, groß hab ich seßen nichts nötig,“ und in Chamisso's „Kleidermachersmut“ die Schneidergesellen, die nichts von den Schneidermamsellen wissen wollen, fordern: „Herr König, das sollst du uns schwören.“ Das preußische Herrenhaus und das noch übliche Wort „Standesherrn“ sind Reste aus der Zeit der größern Vornehmheit des Wortes.

Was sehen wir nun aber aus alledem? Daß es mit unsrer Herrlichkeit immer

*) Es fällt wahrscheinlich auch hier wieder auf, daß wir „adlich“ mit dem *h* schreiben, aber wir bringen es nicht übers Herz und werden es trotz aller Kultusministerien und Rechtschreibungen nie thun, dieses Wort in die Reihe: fellig, ölig, schmierig, dreßig usw. zu setzen, statt ihm die gebührende Stelle in der Reihe: kaiserlich, königlich, fürstlich, gräfllich, bürgerlich anzuweisen.

tiefer heruntergegangen ist. Zwar dürfen wir Männer unsrer Zeit uns eines „Grabes von geselliger Bildung und äußerlich anständiger Erscheinung“ rühmen, der ganz gewiß manchem hohen Herren früherer Zeiten nicht erreichbar war, und ein gewisses Herrenrecht kann man uns nicht bestreiten — aber, und das ist ja das, worauf ich hinaus will, wir sind ganz unfähig geworden, es feitzuhalten. Es rutscht weiter! Daß die Buben nicht mehr sagen, wie die Söhne früherer Zeiten, „mein Herr Vater,“ sondern „mein Alter,“ will noch nicht so viel bedeuten, da es hinter dem Rücken der Herren Väter geschieht, und wir es gewissermaßen als einen Avarismus betrachten können, indem wir es auf das „hehr, grau und greis“ zurückdeuten könnten. Aber es mahnt doch auch bedenklich daran, daß die eine Seite des patriarchalischen Verhältnisses, das ich als natürlich bezeichnete, das von Herrn und Knecht, in rapidem Schwinden begriffen ist. Wie singt Leporello? „Ich will selbst den Herren machen und nicht länger Diener sein.“ Da sitzt! So ist durch die Jahrhunderte durch gegangen. Niemand will mehr Diener sein — natürlich wenn er über sich sieht; wenn er unter sich sieht, will er Herr sein, erst recht, und je geringer seine Mächtbefugnisse sind, desto herrlicher sucht er sie geltend zu machen. Die Herren Schutzmänner, die Herren Subalternen in den Amtsstuben, die Herren Unteroffiziere, eine größere Gesellschaft giebt es nicht — es herrscht ein wunderliches Durcheinander von aristokratischen und demokratischen Anschauungen. Die Adlichen selbst haben sich den Fesseln „Herr“ gegenseitig abgerissen, bis ihn das Bürgertum ihnen wegriß und triumphierend damit abzog. Aber hält dieses ihn wenigstens fest? Nein, seine Aristokratie war nicht weit her; natürlich steht etwas stark Demokratisches im Bürgertum, und das äußert sich in geradezu komischer Weise in seiner Angst vor der Plebs, aus der es ja allerdings erst hervorgegangen ist.

Woher mögen wohl die „Herren Schutzmänner“ und ähnliches stammen? Wer ist zuerst darauf gekommen, ohne Gefühl für die Sprachbuntheit der „Herren Männer“ die „Ratsknechte“ ehrfurchtsvoll mit „Herr“ anzureden? — „Herr Schutzmann, Sie haben zu beschwören — ich sehe die Vereidigung >bis nach< Ihrer Vernehmung aus —, daß Sie gehört haben, wie der Angeklagte Müller, der vorgiebt, sinnlos betrunken gewesen zu sein, verächtlicher Weise das Wort >Schutzmann< hinter dem dienstthuenden Herrn Schutzmann Schunke hergerufen habe. Erzählen Sie uns einmal den Vorgang.“ — Mensch! Es ist klar, daß diese Bezeichnung als verächtlich aufgefaßt werden muß, wo doch schon „Mann“ und „Leute“ nicht mehr als genügend für die Würde des Mannes aus dem Volke angesehen werden kann. Unsere Herren Schleusewärter, Laternenputzer, Markthelfer, Handlanger usw. würden große Augen machen, wenn man ihnen ihr Herrenrecht vorenthalten würde. Unter sich halten sie ja noch ein gewisses patriarchalisches Verhältnis aufrecht, und die gereiften Naturen denken nicht daran, etwa bei einer Verkehrsstockung ihrem ihnen in den Weg gerathen jüngern Nächsten zuzurufen: Sie dreidiger Herr Saujunge, machen Sie, daß Sie mit Ihrer starke rieberkommen, gottverdammich! — sie lassen den „Herrn“ ganz gewiß weg und jagen statt dessen etwa „dummes Luder“ und bedienen sich der zweiten Person Singularis. Aber wenn sie etwa ein Herr Amtsrichter so anreden wollten!

Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß es ein Sinken des berechtigten Herrenbemußtheins ist, was zu diesem Preisgeben des Vorrichts im Titel an die untersten Beherrschten geführt hat. Ist denn der Zanhagel wirklich unser „Herr,“ als der er respektvoll tituliert wird? Man kann sehr von dem Recht der Persönlichkeit durchdrungen sein und wird doch die Forderung stellen, daß auch dieses Recht erworben sein muß; wer Herr heißen will, muß eben erst wirklich eine Persönlichkeit, unter anderm Herr über sich selbst sein; der Grad der Leistung giebt die Höhe der Stellung, und auch der, dem eine bevorzugte durch Erbschaft zu teil geworden ist, muß sich das Recht darauf neu erwerben, wenn er nicht bald sinken will. Mancher, der auf niedriger Stufe geboren ist, hat die Fähigkeit, sich emporzuschwingen, und in unsrer Zeit sind niemand Grenzen gezogen. Bringe ich es

aber nicht weiter, als in der Reihe der Rübenhader zu stehn, so bin ich eben kein Herr, sondern ein Knecht. Es ist kein Sieg der demokratischen Idee, wenn ich auch dem Untergebenen den Titel „Herr“ zuerkenne, denn auch die reinste Demokratie kann, wie ja die Herren Schutzmänner, die Herren Bureauubalternen, die Herren Eisenbahnschaffner, Gendarmen und Zollwächter beweisen, nicht ohne Machtbewußtsein und Gewalt über die Menge auskommen; es ist die plebejische Gefinnung der zum Herrschen Unfähigen, die der massenbewegende Industrialismus unsrer Zeit in die Höhe hebt. Die Masse derer, die in unsern modernen Verhältnissen für Stellungen gebraucht werden, die eigentlich Herrenämter sind, ist so groß, daß eben Tausende zu Rang und Würden kommen, denen bei ihrer Gottähnlichkeit bange wird, und die deshalb den unter ihnen stehenden einen so lächerlichen Neipelt erweisen. Daß die hohe Polizei in Übereinstimmung mit dem Fleischer- und dem Bäckergehilfen sowie meinem Viktualienlieferanten meine Köchin und mein besenhschwingendes Stubenmädchen „Fräulein“ titulieren (Fräulein Stubenmädchen), ist eine natürliche „Begleiterscheinung“ des Herrensystems.

Das noch lächerlichere Gegenstück ist es aber, wenn sich diese sich vor der Menge respektvoll verbeugende Mittelmäßigkeit mit der geschmacklosesten Angstküchlichkeit an das Wort klammert, wo es aus dem entgegengesetzten Grunde zur Sinnlosigkeit wird. Wenn der Ehrentitel Oberlehrer nicht mehr genügt, sondern der Inhaber Herr Oberlehrer genannt zu werden verlangt; wenn aus den ehrwürdigen Bürgern unsrer Hochschulen, unsern Jungen, den Studenten, die lächerlichen Figuren der Herren Studierenden gemacht werden; wenn Stadtrat, Professor, Bürgermeister, Abgeordneter, Richter, Direktor, Superintendent, Pastor, Hilfsgeistlicher und Kandidat usw. nicht mehr als genügende Ehrentitel empfunden werden (man denke sich bei unsern verhaßten Bettlern über dem Kanal einen Mr. professor!); wenn der Schusterjunge nicht mehr „Meister“ sagen darf sondern „Herr Kullide“ sagen muß; wenn nächstens die Einjährig-Freiwilligen Kanoniere zu Herren Einjährig-Freiwilligen abancient sein werden; wenn es nicht mehr heißen wird: „Der dritte Mann im zweiten Glied! ziehn Sie den Bauch ein, Sie verhungern die ganze Richtung!“ sondern: „Der dritte Herr im zweiten Glied wird höflichst gebeten, sich im Interesse einer guten Richtung etwas in seinem Profil zu mäßigen — da stehn wir auf der Höhe des Menschentums.“

Hier sind wir endlich wirklich am Ende unsrer Betrachtungen angekommen, hier stehn wir vor einer Ehrbedürftigkeit, die mit dem Komparativ von „hehr“ nichts mehr zu thun hat, sondern zur reinen Albernheit wird, und wo sich Kluges Zweifel an der Richtigkeit des Etymons Mann = man = denkendes Wesen mit Evidenz als berechtigt erweist — wir erkennen die ganze Kläglichkeit des Herrseinswollens und des nicht Herrseinkommens.

Wilhelm Tell in Frankreich. Da jetzt Goethes Iphigenie erfolgreich in Brüssel in französischer Sprache aufgeführt worden ist, und Leipziger Studenten die deutschen „Käuser“ nach Paris bringen wollen, werden sich die Franzosen vielleicht erinnern, welchen Einfluß Schillers Wilhelm Tell einst auf die Pariser Theater hatte, und daß sie eine hervorragende Uebersetzung des Schiller'schen Dramas haben, die des Romantikers Michel Pichat. In der letzten Nummer der ausgezeichneten Revue d'histoire littéraire de la France erzählt Latreille in einer Biographie Pichats, wie die Verschönerung vom Künftl im Jahre 1828 die Pariser Bühne beherrschte. Im Gattétheater spielte man einen von Pixérécourt und Benjamin verfaßten Guillaums Tell, von lebhafter dramatischer Handlung aber phrasenhafter Sprache. Im Théâtre Feydeau nahm man die ältere komische Oper von Grétry und Sedaine wieder auf, die in Beziehung auf Text wie Musik verbessert worden war. Villeneuve und Dupeuty schrieben für das Vaudevilletheater Les trois cantons ou la confédération suisse, obgleich die Bühne des Vaudeville so klein war, daß nur fünfzehn Mann auf dem Künftl erscheinen konnten, Gekäckers Gefolge und Soldaten zusammen zehn Personen ausmachten und der Apfelschuß auf eine Distanz

von vier Fuß stattfand. Zu derselben Zeit führte eine englische Truppe in Paris den William Tell von Knobel auf, einen verkürzten Tell mit burlesken Einlagen, der aber durch den Schauspieler Macready, einen hervorragenden Künstler, der die Titeltrolche gab, großen Erfolg hatte. Und 1829 folgte Rossini mit seiner großen Oper, die heututage allein noch die damalige große Wirkung von Schillers Drama auf die Franzosen repräsentiert. Michel Pichat war aber ganz besonders von dem deutschen Tell beeinflusst worden; ein Gedicht von ihm *le serment des trois Suisses* war kurz vor Pichats 1828 erfolgtem Tod in den *Annales romantiques* erschienen, und seine, nach Latrilles Ansicht hervorragendste, französische Übersetzung von Schillers letztem Drama wurde am 22. Juli 1830 im Odéon mit dem größten Erfolg aufgeführt. Es hätte sich wohl noch länger gehalten (es kam zu sieben Vorstellungen), wäre die Julirevolution nicht dazwischen gekommen. Schon in der dritten Vorstellung spielte man vor leerem Hause, und der Direktor Havel sagte (*Histoire de l'Odéon*) zu seinem Regisseur, als er durch das Guckloch im Vorhang die vielen sah, die nicht da waren: „Heute kann man das Sprichwort ‚Kein Geld, keine Schweizer‘ umkehren, heute haben wir mehr Schweizer als Geld.“ Pichats Übersetzung ist erst 1870 — vor dem Kriege — im Druck herausgekommen, ihre Wirkung verichwand in dem Kriege. Sie ist dadurch nicht vollständig, daß der Franzose von der Nebenhandlung das, was nicht ganz nach französischem Theatergeschmack war, nicht übertrug. Aber das Ganze ist dramatisch; in der Sprache ist Schillerscher Geist, und Pichat steht hoch — wir verglichen die gegebenen Beispiele — über der Prosa des *Mr. de Barante*. Hören wir nur Arnold Melchthal (II. Akt, 4. Szene) aus sieben Schillerschen übersezte neun französische Verse:

Et si tous nos seigneurs tremblant pour leurs troupes,
 Restent sourds à ma voix; si d'un lâche repos
 Je ne puis arracher l'habitant des campagnes,
 Ma trompe éveillera les échos des montagnes.
 Là, des pasteurs errants la sauvage fierté,
 Respire près des cieus l'air de la liberté!
 Ils n'ont point dans leurs cœurs fait mentir la nature:
 Je leur raconterai mon horrible aventure
 Et leurs cœurs répondront aux cris de mes douleurs.

Die französischen Romantiker haben Schillers Tell einst *le plus grand chef d'œuvre de la scène allemande* und *l'un des chefs d'œuvres de l'art dramatique* genannt. Bis jetzt beherrscht von deutscher dramatischer Litteratur eigentlich nur Sudermanns Helmut die französische Bühne; hier und da sieht man sich auch Hauptmanns Weber an; und neuerdings wird in Paris auch „Die Ehre“ aufgeführt (Quelle *nouveauté*. *Juste Ciel!* ruft pathetisch ein Franzose im *Correspondant* vom 25. Dezember 1901 aus). Da man vielfach liest, daß die französische dramatische Kunst jetzt nach andern Problemen und Zielen ausschaut, denkt man vielleicht dort an Schillers Tell, den die Romantiker in Frankreich so hoch stellten. Es wird ja zur Zeit der größte französische Romantiker gefeiert: Viktor Hugo, der einmal schreibt (*Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Schulvereins*): „Die deutsche Natur verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermessliche Geisteswolke, durch welche Sterne glänzen.“ Freuen wir uns, daß wir Iphigenie und Tell gegen *La robe rouge* und *La veine*, die jetzt die deutschen Hof- und Stadttheater beherrschen, exportieren können. m.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Berlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Bagdadbahn und der Persische Meerbusen

Eine militärpolitische Studie



on den politischen Ereignissen der letzten Wochen beschäftigt keins die gesamte Welt so lebhaft und anhaltend, als der bevorstehende Baubeginn der Bagdadbahn, die mit ihrem Anschluß an die anatolische Eisenbahn und mit ihrer Anlehnung an den Persischen Meerbusen eine der größten und bedeutungsvollsten Verkehrsstraßen unsrer modernen Zeit werden soll. In Wort und Schrift ist auf die Handelsvorteile eingehend und wiederholt hingewiesen worden, die fast alle großen Staaten der Welt aus diesem gewaltigen Unternehmen zu erwerben hoffen, aber fast nirgends finden sich erschöpfende Angaben über die große Bedeutung, die die Bagdadbahn und der Persische Meerbusen in engem Zusammenhang miteinander, vom strategischen Standpunkt aus, haben werden.

So wie die Dinge heute liegen, läßt sich an dem Thatbestand nicht deuten, daß England im Besitz des Suezkanals einen großen Teil des Weltverkehrs vollständig beherrscht und in Abhängigkeit von sich hält, und daß dazu die stark befestigte Stellung von Aden am Ausgang des Roten Meeres ihm nach allen Teilen der östlichen Welt ein strategisches Übergewicht verschafft hat, das in der ersten Stunde eines Konflikts von großer Wichtigkeit sein kann. Nun lehrt ein Blick auf die Karte, daß, wenn der Persische Golf in dauerndem Besitz einer fremden Macht ist, wenn dazu die Bagdadbahn dem Welthandel und dem Verkehr neue Zu- und Abfuhrwege von Westen nach Osten und umgekehrt eröffnet, nicht nur Englands wirtschaftliche Rolle anders wird, sondern auch seine militärische Bedeutung in Asien eine völlige Umwandlung und Verschiebung zu seinen Ungunsten erfahren muß. Das mächtige Bollwerk der Befestigungen von Aden würde alsdann in bedrohlicher Weise flankiert, die wegen geringer Bewegungsfreiheit mangelhafte Verteidigung des Suezweges noch mehr geschwächt, und die ganze Position der Engländer am Roten Meer und am Suezkanal der Gefahr, umgangen zu werden, ausgesetzt sein. In voller Erkenntnis dieser gefährlichen Stellung hat die britische Politik schon seit Jahren ihr Auge auf die Vorherrschaft im Persischen Meerbusen gerichtet, und nicht besser kann dieses Vorhaben charakterisiert werden, als durch die

Worte Lord Curzons, des Vizekönigs von Indien, in seinem bedeutamen Werke „Persia“: „Ein russischer Hafen im Persischen Busen wäre eine Herausforderung zum Kriege; der britische Minister, der die Übergabe eines Hafens an Rußland zulassen würde, wäre ein Verräter des Reichs.“ Derselbe Curzon ist es auch gewesen, der die Aufmerksamkeit seines Vaterlandes auf den Besitz von Maskat gelenkt hat, und trotzdem daß in diesen Tagen mit aller Bestimmtheit die Nachricht verbreitet worden ist, die Bestrebungen der Engländer seien hier gescheitert, thut man gut, wenn man diese Meldung mit aller Vorsicht aufnimmt und mehr mit der Thatsache rechnet, daß der dem Persischen Meerbusen vorgelagerte Golf von Oman fast in englischer Reichthümlichkeit liegt, und daß die westlich von der Hormusstraße liegende Ephinstonebucht, die einen sichern Ankerplatz für die gesamte britische Kriegsflotte abgeben würde, als weiterer Zuwachs großbritannischen Besitzes ins Auge gefaßt ist.

Bekäme England auch noch Koweit am Nordrande des Persischen Meerbusens, die projektierte Endstation der Bagdadbahn, in seinen Besitz, so würde damit nicht nur einer der wichtigsten Handelsplätze dieses Schienenweges in britischer Gewalt sein, sondern Großbritannien würde sich auch auf diese Weise eine wertvolle Basis schaffen, von der aus es einen wirtschaftlichen und militärischen Einfluß auf die Bagdadbahn auszuüben versuchen könnte. Vor der Hand fallen ja die rein militärischen Vorteile dieser Eisenbahn nur der Türkei zu, die mit ihr endlich die Möglichkeit finden wird, die in Mesopotamien und am Taurus auf weitem Raum auseinandergezogenen Truppenteile im Mobilmachungsfalle schnell und rechtzeitig zu konzentrieren und sich dadurch für einen Krieg, sei es auf europäischem oder auf asiatischem Boden, einen ganz bedeutenden Zuwachs an militärischem Ansehen zu schaffen. Diese unter schweren Opfern errungenen Vorteile würden aber fast in sich zerfallen, gelänge es England, erst in Koweit und dann in allmählichen Fortschritten an der Bagdadbahn entlang in Bagdad, Biredschik und Adana festen Fuß zu fassen und nachhaltigen Einfluß auf diesen nicht nur kommerziell, sondern auch strategisch wichtigsten Stützpunkten zu gewinnen.

Das Ausfallthor und den Flankenschuß, für den England, abgesehen von wirtschaftlichen Vorteilen, den Persischen Meerbusen hält, will es sich jedoch nicht allein durch Flottenstützpunkte und Kriegsschiffe sichern, sondern es will weiter diesem Meeresbecken durch den Ausbau eines strategischen Bahnnetzes in Indien und durch die dadurch herbeizuführende Möglichkeit der Verwendung seiner Landarmee eine noch höhere Bedeutung verschaffen. Zu diesem Zweck soll die erst neu angelegte Karawanenstraße Ruschi-Kerman durch einen Schienenweg ersetzt werden, der nach Osten seinen Anschluß an die Bahn Ruschi-Quetta finden wird und nach Westen von dem strategisch wichtigen Knotenpunkt Kerman aus durch Südpersien nach Koweit weiter geleitet werden soll. Von der weiteren Fortsetzung dieser Bahn nach Port Said wollen wir heute nur als Gerücht Kenntnis nehmen. Die englische oberste Heeresleitung ist nun der Ansicht, durch die erstgenannte Bahn dem russischen Vormarsch nach Indien durch Afghanistan wirksam in die Flanke fallen und sich durch ihre im Persischen Meerbusen schwimmende Flotte einen starken Rückhalt für eine

in Südpersien wirkende Landarmee schaffen zu können; sie überieht aber dabei die Mangelhaftigkeit der englisch-indischen Armee und rechnet zu viel mit der Unachtsamkeit und Unthätigkeit der russischen Regierung. Diese ist aber schon lange auf ihrer Hut, und nicht erst die bedrohliche Haltung Englands in Koweit, oder die Anwesenheit des englischen Kreuzers „Perseus“ und dreier Kanonenboote im Persischen Meerbusen haben Rußland die Augen über die militärische Bedeutung der Bagdadbahn sowie über Englands Absichten in Asien geöffnet, sondern die Erkenntnis der strategischen Vorteile, die zunächst die Türkei, dann aber auch jede fremde Macht durch die Beherrschung der Bagdadbahn haben muß, und sodann die Bedeutung des Persischen Golfs für die Operationen einer russischen Armee gegen Indien haben die Zarenpolitik und die militärischen Maßnahmen in Mittelasien und nach Persien zu in die rechten Wege geleitet gegenüber den Expansionsbestrebungen der Engländer.

Diese Verhältnisse lassen sich aber nur dann sachgemäß und zutreffend beurteilen, wenn man über die militärische Lage Rußlands an den Grenzen gegen Persien und Afghanistan Bescheid weiß, und wenn man das afghanische und das englisch-indische Heer mit in den Bereich der Erwägungen zieht. Die zuletzt genannte Armee verfügt zur Zeit über 218210 Mann, die sich mit 73362 Mann auf englische Truppen und mit 144848 Mann auf eingeborne verteilen, und zu denen die vier großen Armeen von Bombay, Madras, Bengalen und dem Punjab gehören. Anspruch auf einigen militärischen Wert haben von diesen Soldaten nur die englischen und von den eingebornen die verhältnismäßig geringe Zahl derer, die zu den Stämmen der Gurkhas und Sikhs gehören oder aus den Bergen Nepals und dem Punjab angeworben werden.

Der Zahl nach sind die zunächst stehenden russischen Truppen weit schwächer, denn die beiden in Turkestan stehenden Armeekorps haben nur 60000 Mann und 34 Batterien; da sie, mit Ausnahme zweier veruchsweise formierter Eskadrons Turkmenen, sämtlich ein und derselben Nation angehören, so können sie mit Fug und Recht nur mit den vorewähnten 73362 Mann englischer Truppen verglichen werden. Auch der verbleibende Unterschied von 13362 Köpfen zu Ungunsten des russischen Kontingents schrumpft noch zusammen, wenn man berücksichtigt, daß England von seinen britischen Truppen in Indien noch 1500 Mann zur Garnison Aden und 3500 Mann zur Besatzung von Birma abgeben muß.

Was aber den Stärkeunterschied der beiden Rivalen in Zentralasien noch mehr verringert, das ist der Umstand, daß England im Notfall Verstärkungen aus dem Mutterlande frühestens in 18 Tagen heranziehen kann, während Rußland dagegen innerhalb 24 Stunden 70000 Mann aus dem Kaukasus von Baku aus über das Kaspische Meer nach Krasnowodsk beordern und hierdurch eine wesentliche Unterstützung für seine beiden Armeekorps aus dem Turkestan finden kann. Auch darf schließlich bei einer solchen Gegenüberstellung der Truppenstärken nicht unerwähnt bleiben, daß England unter der dauernden Besorgnis steht, die eingebornen Regimenter könnten sich, dem Beispiel früherer Jahre folgend, in entscheidender Stunde gegen die Fremdherrschaft erheben und ihre Kriegsdienste verweigern oder gar zum Feinde übergehen. Es ist ja schon

viel geschehen, derartiges zu verhindern. So verspricht man sich von der Verteilung der Anhänger der verschiedenen Glaubensrichtungen unter die einzelnen Truppenteile und Truppengattungen große Erfolge, nachdem man gesehen hat, wie kameradschaftlich z. B. das in Haiderabad garnisonierende bengalische Lanzenreiterregiment lebt, das sich aus einer Eskadron Muselmanen, je einer Eskadron aus den Sekten der Brahminen, der Siwas und der Wischnus und einer Eskadron Sikhs zusammensetzt. Aber auch hierdurch sind die Gefahren einer Meuterei nicht beseitigt, und diese Sorge im Verein mit der Unzulänglichkeit des britisch-indischen Truppenkontingents Rußland gegenüber hat die englische Regierung auf umfassende militärische Reformideen gebracht, deren Annahme und Durchführung, wenn sie auch noch nicht gesichert sind, doch heute als sehr wahrscheinlich angesehen werden müssen.

In der Hauptsache beziehen sich die sämtlichen organisatorischen Neuerungen, die für Indien geplant sind, zunächst auf eine Vermehrung der dortigen Armee um rund 40000 Mann. An diese Basis, ohne die, wie man meint, ein wertvoller Neubau des abbröckelnden Heeresgebäudes nicht gedacht werden kann, hängt sich eine lange Reihe anderer Fragen und Wünsche von Wichtigkeit, die in ihrer Gesamtheit das Reformwerk abrunden und zu einem brauchbaren Instrument gestalten sollen. Obenan steht unter diesen Fragen mit Recht die Notwendigkeit, im Interesse der kriegsmäßigen Ausbildung und Vorbereitung der Truppen, diese innerhalb des indischen Grenzgebiets in geeigneter Weise zu verlegen, als dies bis jetzt der Fall ist. Zur Zeit ist nämlich die gesamte englisch-indische Armee über 191 Garnisonen verteilt, von denen 10 mit 43000 Mann belegt sind, sodas für die übrigen Truppenteile noch 181 Garnisonen übrig bleiben, in denen durchschnittlich je etwa 900 Mann untergebracht sind. Erwägt man dazu, das diese Standquartiere meist sehr weit voneinander entfernt liegen, die wenigsten mit Eisenbahnen miteinander verbunden, und Schieß- und Exerzierplätze nur sehr selten vorhanden sind, so kann man sich ungefähr ein Bild von der militärischen Ausbildung dieser Truppen machen, die noch dazu einen höhern Vorgesetzten fast nie zu sehen bekommen, und, wie es in einem Jahresbericht heißt, innerhalb der letzten dreißig Jahre nur ausnahmsweise zu Manövern zusammengezogen werden konnten. Die einzige Garnison in dem ganzen indischen Reiche, die etwas besser daran ist als die andern, ist Secunderabad, das mit 7170 Mann belegt ist und sich mit dem benachbarten Bolarum (1500 Mann) zuweilen zu größern militärischen Übungen zusammenthut. In diesen Umständen will also die Reorganisation gründlich eingreifen, und wenn auch der hohen Kosten wegen, die mit ihr verbunden sind, nur langsam und allmählich damit vorgegangen werden kann, so soll doch angestrebt werden, die gesamte Armee der Hauptsache nach in etwa sieben großen Plätzen zusammenzubringen und jedem eine Garnison von etwa 3000 Mann zu geben, die in großen Lagern untergebracht werden sollen. Als geeignet hierfür werden Rawalpindi, Umballa, Allahabad, Bangalore, Secunderabad und Puna genannt.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wendet man auch der Bewaffnungsfrage in Indien zu, mit der man insofern schon begonnen hat, als die Ausrüstung

der Infanterie mit dem neuen 7,7 Millimeter Lee-Enfield-Gewehr im vergangenen Jahre sehr gefördert worden ist und in diesem Jahre abgeschlossen werden soll. Für die indische Artillerie dagegen ist schon seit langer Zeit so gut wie gar nichts geschehn, sodaß die Absicht erklärlich ist, hier möglichst bald mit umfassenden Reformen vorzugehen. Und zwar sollen sich diese nicht nur auf die Anschaffung neuerer Geschützmodelle, sondern auch auf eine große Verstärkung der Zahl der Batterien ausdehnen, die als nicht ausreichend angesehen wird.

Aber außer von der Verstärkung und Verbesserung seiner Armee in Indien verspricht sich die englische Politik noch ganz besondere Vorteile von Afghanistan und meint, es würde ein leichtes sein, die Hauptplätze dieses Landes, Kandahar, Kabul und Herat, an sich zu reißen und von hier aus Rußland in der Flanke und im Rücken zu bedrohen. Diese Rechnung Englands war bis jetzt jedenfalls verfehlt, denn zuverlässige Nachrichten aus Afghanistan sagen, daß der verstorbene Emir die Zügel seiner Regierung noch bis zu seinem Tode fest in Händen gehalten und namentlich der Ausbildung seiner Armee eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ist der Afghanenfürst auch allen europäischen Kulturverhältnissen völlig abgeneigt gewesen, und, als absolutester Herrscher vielleicht der ganzen Welt, unduldsam gegen jeden fremden Einfluß, so hatte er doch so viel aus der Geschichte gelernt, daß ein starkes und gut geschultes Heer die einzige Stütze seines Thrones sei. Wie stark die afghanische Armee ist, läßt sich durch Zahlen nicht belegen, und die Meldung einzelner Blätter, der Emir habe seine Reserve zur Verstärkung der aktiven Armee einberufen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, gehört in das Gebiet der Fabel. Soweit ist die militärische Organisation Afghanistans noch nicht gediehen, daß man eine aktive Armee und eine Reserve unterscheiden kann; das ganze Volk einschließlich der Weiber gehört zur Armee, wenn der Emir zu den Waffen ruft, und nur „Kinder, Krüppel und Greise“ dürfen sich einem Mobilmachungsbefehl entziehen. Annähernd genaue militärische Zahlen giebt es nur für die für die Armee bestimmten Pferde, die auf 75000 angegeben sind; sie werden im eignen Lande gezogen und sind den Kosakenpferden im Außern zwar ähnlich, sonst aber nicht so leistungsfähig wie diese. Ferner verfügt das afghanische Heer über etwa 20000 Kamele zum Transport von Munition und Bagage und über vierzig Elefanten, die zur Garnison von Kabul gehören und in der Hauptsache als Geschützbespannung verwandt werden. Für seine Artillerie zeigte der Emir ein ganz besonderes Interesse; er war unermülich selbst thätig für deren Verbesserung, bekümmerte sich sehr eingehend um die Thätigkeit im Arsenal zu Kabul, wo dreitausend Arbeiter beschäftigt sind, und wohnte zuweilen sogar den Übungen bei, die auf dem Schießplatz seiner Residenz stattfanden, und bei denen häufig bis auf 2000 Meter Entfernung geschossen wurde. Der Emir sah mit Recht die Hauptverteidigung seines Landes in einer brauchbaren Artillerie, und die zweihundert Geschütze, über die die afghanische Armee bis jetzt verfügt, werden auch sicherlich eine sehr ernste Rolle spielen, wenn es den Engländern etwa einfallen sollte, z. B. vom Khaiberpaß her, Kabul anzugreifen.

Reges militärisches Leben herrscht in Kabul, wo 8000 bis 10000 Mann in Garnison liegen und zum größten Teil kaserniert sind. Die Pferde haben keine Unterkunftsräume; im Sommer und Winter stehen sie in einer langen Stallgasse zu hunderten im Freien, am Hals und am rechten Hinterfuß gefesselt, und haben nur so viel Freiheit, sich Nahrung zu suchen. Eine gleichmäßige Uniformierung giebt es für die Armee nicht; nur die 500 Mann starke Leibwache des Emirs trägt eine solche, alle übrigen Leute haben einen nach innen gewandten dunkeln Pelz, leinene Beinkleider, eine Art Sandalen und als Kopfbedeckung einen verschiedenfarbigen Burnus. Bewaffnet ist die Infanterie mit dem Henri Martini-Gewehr, die Reiterei mit der Lanze, und es wird berichtet, daß sich beide Waffengattungen, wenn auch nicht europäisch geschult, im Gelände doch ganz geschickt zu benehmen wissen.

Ogleich England der Ansicht ist, kurzerhand mit Afghanistan fertig werden zu können, scheint es doch dessen militärische Leistungsfähigkeit zu fürchten und wünscht lebhaft sein Zusammengeh'n mit Rußland zu verhindern. Damit sind vielleicht die kürzlich verbreiteten Gerüchte in engen Zusammenhang zu bringen, die ohne Zweifel aus englischer Quelle stammen, daß der gegenwärtige Herrscher von Afghanistan seine Rüstungen in britischem Solde fortsetze und für den Fall eines Konflikts mit Rußland auf seiten Englands stehen werde. Aber ebenso unzutreffend wie diese Nachrichten sind, so haben auch nur Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zur Verbreitung der Ansicht geführt, Rußland wolle in Südperisien dem britischen Rivalen das Feld räumen und sich vorläufig mit seinen wirtschaftlichen Erfolgen in nördlichen Perisien beruhigen und deshalb lebiglich hier das in die Wege geleitete Eisenbahnetz von der kaukasischen Grenze bei Tiflis über Alexandropol nach Tabris weiter verfolgen. Demgegenüber sprechen sichere Anzeichen dafür, daß Rußland zwar ernstlich daran denkt, eine Verbindung mit der Bagdadbahn von Hamadan (an der projektierten Hauptlinie Dschulfa-Tabris-Bender-Abbas) nach Bagdad zu suchen, aber daß es ebenso das ostpersische Eisenbahnetz in Angriff nehmen und einen Schienenweg von Aşchabad entweder über Meshhed-Kerman nach Bender-Abbas am Persischen Golf oder über Herat-Kerman nach demselben Endziel legen will. Erreicht Rußland bei der Ausführung dieses Projekts als erster in Kerman das Ziel, so hat es nach unsrer Ansicht das Rennen gegen England gewonnen, und die dann in kürzester Frist aus Turkestan und dem Kaukasus von Tashkent wie von Krasnowodsk heranzuführenden Armeekorps werden durch die wegsamern Gegenden Südafghanistans und durch Beludschistan schneller ihren Weg nach Indien finden, als dies über schwierige Gebirgspässe von Nord- und Mittelasghanistan möglich ist. Auch in diesem Falle dürfte die militärische Bedeutung des Persischen Meerbusens dadurch zum Ausdruck kommen, daß der Sieger von Kerman die Operationen seiner Kriegsstotte in diesem Meere in der Hand behält und hier nicht nur einen wirksamen Schutz von Flanke und Rücken, sondern auch unter Umständen eine wertvolle Basis für seine Zufuhr findet.

Ein Teil der deutschen Presse verbreitet sich mit auffallender Beharrlichkeit darüber, daß Deutschland am Persischen Meerbusen wie mit der Bagdad-

bahn keinerlei politische Interessen verfolge, sondern nur wirtschaftliche Ziele im Auge habe. Wir meinen, daß das wiederholte Betonen dieses Standpunkts, auch wenn er als richtig anerkannt werden sollte, den Zwecken und den Absichten, die damit verfolgt werden, nicht förderlich ist, denn nach unserm Dafürhalten lassen sich heutzutage wirtschaftliche und strategische Werte nicht voneinander trennen, und deshalb dürfen wir nicht mit den Händen im Schoß den militärischen Vorgängen an der sich neu entwickelnden großen Handelsstraße, von der hier die Rede ist, zuschauen und dürfen ebensowenig ohne weiteres darauf rechnen, daß uns dort Handelsserfolge schon als reife Früchte zufallen werden. Der beste Handelsweg ist unstreitig auch die beste strategische Linie, das lehrt uns der Suezkanal; aber wie dieser seine große militärische Bedeutung und seinen Wert für England nicht durch bloßes Zuschauen der englischen Politik erlangt hat, so werden auch die Bagdabbahn und der Persische Golf nicht zu demselben Ansehen gelangen, wenn nicht die Mächte, die hier reelle Interessen haben, ihren Vorteil mit offenen Augen zu verfolgen wissen.

von Wiegleben



Nationalitätskämpfe

5. Verteidigung



ie schwersten Verluste erleidet ein zurückgedrängtes Volkstum immer durch die Angleichung seiner Angehörigen an die vorbringende Nation. Da diese Angleichung nur bei sehr geschwächtem Nationalbewußtsein in bedenklichem Maße geschehn kann, ist das wirksamste Mittel, ihr zu begegnen, die Bedung und Lebendighaltung des Nationalbewußtseins. Dadurch kann noch in letzter Stunde ein völliger Umschwung der Dinge herbeigeführt werden, wenn es gelingt, dieses Bewußtsein bis in die niedern Schichten des Volks hinab zu beleben und zu kräftigen: das anfangs des neunzehnten Jahrhunderts scheinbar einer unabwendbaren Verdeutschung verfallne Tschechentum ist durch eine solche innere Wiedergeburt vom drohenden Untergange gerettet worden. Und auch der Umschwung, der sich seit kurzem bei unsern Stammesgenossen in Österreich-Ungarn anbahnte, ist vor allen Dingen auf das Wiedererwachen des deutschen Sinnes zurückzuführen. Er hat an die Stelle dumpfer Verzweiflung, die die Sache des Deutschtums in Österreich schon verloren geben zu müssen wäunte, wieder einen frischen, fröhlichen Kampfesmut gesetzt; er hat die erschlaffte Widerstandskraft wieder aufgerüttelt und gestählt, die schon wankenden Reihen des Deutschtums wieder zum Stehn und zum Ausharren im Kampfe vermocht.

Der Umschwung in der Entwicklung des österreichischen Deutschtums, wie er sich aus den letzten Volkszählungen ergibt, zeigt mit aller Deutlichkeit, in wie kurzer Zeit durch eine solche nationale Wiedergeburt scheinbar verlorne Posten wiedergewonnen werden können. Die weit stärkere Zunahme der

Deutschen im Vergleiche zu den Tschechen in der letzten Volkszählungsperiode beruht nicht etwa auf einer größeren natürlichen Vermehrung der Deutschen, noch weniger wohl auf Germanisierung tschechischer Volkselemente, jedenfalls aber darauf, daß in Deutschen, die bei frühern Zählungen als Tschechen bezeichnet waren, das wieder lebendig gewordene Nationalbewußtsein auch den Mut des Bekenntnisses zur deutschen Sache wieder geweckt hat.

Das Wiedererstarken des deutschen Sinns in Oesterreich wurde auch die Grundlage für die Kleinarbeit, die schon seit Jahren in den zahlreichen Schütz- und Trupvereinen geübt wird. Jetzt will man diesen Schutzbestrebungen in den einzelnen Kronländern gemeinsame Spitzen geben durch die Errichtung von „Volksräten“, denen alle wichtigen Ereignisse an der Sprachgrenze und in sonst gefährdetem Gebiet gemeldet werden sollen, damit man in der Lage ist, jeder sich zeigenden Gefahr baldigst in einheitlich geschlossenem Vorgehn zu begegnen. Für das schnelle Erstarken der deutschen Bewegung Oesterreichs ist es bezeichnend, daß auch die Wiedergewinnung des verlorenen Sprachbodens schon ernsthaft ins Auge gefaßt wird. Das bedeutet den Übergang zum Angriff. In den deutschen Schutzvereinen Oesterreichs hat man längst erkannt, welche oft entscheidende Bedeutung die Vorgänge des Wirtschaftslebens für die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse haben. Die wirtschaftliche Stärkung des Deutschtums ist darum eines ihrer Hauptmittel zur Erzielung nationaler Erfolge: Heranziehung deutscher Ärzte, Anwälte, Handwerker, Vermittlung deutscher Dienstboten in Gegenden, in denen eine Stärkung des Deutschtums erwünscht ist; Gewährung von Darlehn zur Erhaltung deutschen Besizes, der sonst in slawische Hände übergehn würde. Durch Erhaltung und Neubeschaffung deutschen Unterrichts suchen die Schulvereine schon seit längerer Zeit das Deutschtum zu stützen, wo es in seinem Bestande bedroht ist.

Auch auf dem Boden des Deutschen Reichs machen sich seit kurzem hier und dort ähnliche Bestrebungen geltend. In Nordschleswig geht unter der Leitung des Pastors Jacobsen in Scherrebek mit der Hebung des deutschen Bewußtseins eine planvolle wirtschaftliche Arbeit Hand in Hand: neue Industriezweige werden ins Leben gerufen, Seebäder eröffnet, Darlehnskassen begründet und jeder wirtschaftliche Vorteil wahrgenommen, um in ihm einen Rückhalt und Stützpunkt für das sich ausbreitende Deutschtum zu gewinnen. In den preussischen Ostprovinzen hat der Ostmarkenverein eine Thätigkeit begonnen, die sich in mancher Beziehung an die nachahmenswerten österreichischen Vorbilder anlehnt. Immer noch ist jedoch hier die deutsche Privat- und Vereinsthätigkeit, die zur Erhaltung und Wiederbefestigung des Deutschtums entfaltet wird, verschwindend im Vergleich zu dem, was von polnischen Vereinigungen geleistet wird. Und was insbesondere jeder einzelne Pole durch ausschließliche Begünstigung des polnischen Handels und Gewerbes bis zum Boykott der deutschen Unternehmungen für die Entwicklung seines Mittelstandes leistet, hinter dem bleibt die deutsche Bevölkerung nur zu weit zurück. Würden die Deutschen, Einzelne wie Behörden, dem Beispiel der Polen folgen und nur von Deutschen kaufen oder arbeiten lassen, so würde das sich immer drohender gestaltende wirtschaftliche Übergewicht des polnischen Mittelstandes bald beseitigt sein.

Gewinnt es nun auch in Österreich immer mehr den Anschein, als ob das dort endlich aufgerüttelte Deutschland imstande wäre, aus eigener Kraft das auf seinem Boden vorgebrungne Slaventum zu bewältigen und vielleicht auch manchen anscheinend schon verlorenen Posten wiederzugewinnen, so ist doch von dem Deutschland der preussischen Ostprovinzen kaum etwas ähnliches zu erwarten, wenn sich auch die Kräfte des Widerstandes dort auf deutscher Seite noch ganz anders regen sollten, als es jetzt der Fall ist. Dort vollzieht sich das Vordringen des Polentums gleichsam wie die Wirkung eines jedes menschlichen Widerstandes spottenden Naturgesetzes. Der durch das Daniebertgebot der Landwirtschaft mächtig geförderte Zug nach Westen und in die großen Städte — unter diesem Worte kann man die hier hauptsächlich wirkenden Thatsachen wohl zusammenfassen — muß die Stellung des Deutschland im Osten schwächen, die des Polentums im Westen aber desto mehr stärken bis zu einem andauernden Vordringen, solange dieser Zug anhält. Inzwischen hat sich die in früheren Jahren auf deutscher Seite dem Polentume gegenüber herrschende siegesgewisse Sorglosigkeit, die sich hauptsächlich auf unsre doppelte Überlegenheit der Zahl und Kulturhöhe begründete, schon nahezu ins Gegenteil verwandelt. Und in der That, was es mit der Überlegenheit der Kultur auf sich hat, ist ja schon erörtert worden, unsre zahlenmäßige Überlegenheit aber ist gegenwärtig nur Schein. Sie fällt zwar sehr in die Augen, wenn man die weit mehr als siebzig Millionen in Europa wohnenden Deutschen den etwa sechzehn Millionen Polen gegenüberstellt; aber auf die Gesamtzahlen kommt es hier gar nicht an, sondern nur auf den Teil davon, der in den nationalen Kampf verwickelt ist. Und der vermindert sich bei den Deutschen durch Abströmen nach Westen immer mehr, während die Polen in ihrem unaufhaltfamen Vordringen nach Westen beständig neue Massen nachschieben. So kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen unsre überlegene Zahl im Kampfe mit dem Polentume gar nicht zur Geltung kommen; der Kampf wird im örtlichen, landschaftlichen oder provinziellen Rahmen ausgefochten, und in ihm werden die Deutschen mehr und mehr in die Minderheit gedrängt, soweit sie nicht schon längst darin sind. Was frommt bei so unheilvoller Entwicklung der Dinge den Deutschen unserer Ostprovinzen das Bewußtsein, daß sie siebzig Millionen Volksgenossen in dichten Massen hinter sich haben? Ja, wenn man diese gewaltigen Kraftreserven gegen das Polentum mobil machte, dann würde sich das Blatt im Osten wohl bald wenden.

Soll hier wirklich durchgreifend Wandel geschafft werden, so genügt es nicht, wenn die deutsche Bevölkerung der gefährdeten Provinzen die innere Wiedergeburt durchmacht, wie sie gegenwärtig in Österreich vor sich geht. Zwar ohne eine solche wird es sicher nicht gehn, wenn sie allein auch nicht imstande sein wird, dem Drucke der sich vorwärtschiebenden polnischen Massen zu widerstehn, dem Abströmen der eignen Volksgenossen Halt zu gebieten. Es handelt sich hier um nichts geringeres, als einen schon seit einer langen Reihe von Jahren rieselnden Völkerstrom aufzuhalten und ihn in die entgegengesetzte Richtung umzuleiten; dem heute herrschenden Zug nach Westen einen solchen nach Osten entgegenzustellen.

Man halte mir nicht entgegen, daß solche gleichsam durch das Walten von Naturgesetzen in Bewegung gesetzte Strömungen nicht durch Menschenkraft zum Verstopfen oder zur Annahme einer andern Richtung gebracht werden können. Diese Strömungen sind doch auch nur das Ergebnis ganz bestimmter bewegender Ursachen; und wenn man nur diese Ursachen aufheben oder ihnen eine in veränderter Richtung wirkende Kraft beigesellen kann, so muß die Strömung entweder aufhören oder sich anderswohin wenden. Und eine solche Wirkung, die Einzelne, auch wenn sie sich zu thatkräftigen, von nationaler Gesinnung getragenen Vereinigungen zusammengeschlossen haben, wenigstens nicht in dem nötigen Maße durchzusetzen vermögen, kann doch über Nacht durch eine einschneidende Veränderung im Wirtschaftsleben der Völker oder langsamer durch stetiges Einwirken der Staatsleitung herbeigeführt werden. Gesetzt zum Beispiel, daß durch Umwälzungen auf dem Weltmarkt unfre jetzt danieder liegende Landwirtschaft wieder gewinnbringend und auf dem platten Lande infolge dessen günstige Erwerbsquellen für viele Tausende unsrer Arbeiter eröffnen würden, so würde der heute in beängstigendem Maße bei uns herrschende Strom in die großen Städte sicherlich sofort eingeschränkt werden, vielleicht noch darüber hinaus eine Gegenströmung entstehen, durch die städtische Arbeiter ländlicher Herkunft, die dem Landleben noch nicht ganz entfremdet sind, wieder in ihren einstmaligen ländlichen Wirkungskreis zurückgeführt würden. Ein solcher Vorgang würde sofort eine tiefgreifende Wirkung auf die Nationalitätsverhältnisse unsrer Ostprovinzen äußern: in der fortschreitenden Entvölkerung der deutschen Landbezirke würde ein Nachlassen, vielleicht sogar ein Stillstand beobachtet werden; der polnische Zuzug würde in demselben Maße entbehrlich werden, sich also verringern und vielleicht allmählich ganz aufhören. Das Ergebnis würde jedenfalls sein, daß in deutschen Grenzbezirken die Dauer des Deutschtums auf längere Zeit hinaus gesichert wäre als heute, wo sich Jahr für Jahr das Übergewicht des Polentums entschiedener zur Geltung bringt.

Das wäre doch immer schon ein Erfolg; wenn auch ein bescheidener, so doch ein erster Schritt zu der unerläßlichen Umkehr in diesem unheilvollen Entwicklungsgange. Und wenn man sich vergegenwärtigt, welche Rolle in frühern siegreich durchgeführten Nationalitätskämpfen gerade unser Bauernstand gespielt hat, so wird man diese Erfolge nicht zu gering anschlagen: überall war, im Westen wie im Osten, der deutsche Bauer der Bahnbrecher unsrer nationalen Ausdehnung! Und wo immer auch heute noch das deutsche Bauernwesen blüht, da braucht uns um die Erhaltung unsers nationalen Besitzstands nicht zu bangen; an einem lebenskräftigen, innig mit dem Boden verwachsenen deutschen Bauernstande werden die bräuernden Wogen fremder Überflutung, wo es auch sein möge, zerschellen. Wo aber der deutsche Bauer fehlte, wie z. B. in den baltischen Landen, da haben sich die deutschen Ritter, Gelehrten und Bürger wohl lange deutsch erhalten, aber die Germanisierung ihrer fremden Umgebung haben sie nicht durchzusetzen, den zusammenhängenden deutschen Sprachboden nicht zu erweitern vermocht. Diese Thatsachen müssen auch bei den Aufgaben der Gegenwart immer wieder betont werden. Jedenfalls wird auch heute durch die Erhaltung und Neubelebung eines kräftigen deutschen

Bauernstandes die uns beunruhigende Nationalitätenfrage des Ostens schon zu einem großen Teile gelöst werden. Die jetzt unser Volk bewegende Frage, wie der daniederliegenden Landwirtschaft aufzuhelfen sei, dürfte niemals als Standesfrage behandelt werden, denn das Gedeihen eines so großen und verhältnismäßig noch jugendfrischen Teils der Nation ist schon an sich für diese eine Lebensfrage. Und wenn man sich in den ablehnenden Kreisen unseres Volks ernsthaft vergegenwärtigen wollte, welche Bedeutung die Erhaltung gerade dieses Standes nicht nur für die deutsche Wehrkraft hat, sondern auch für die Behauptung unseres Volkstums, so mühte auch hier endlich die Erkenntnis aufzudämmern, daß es sich dabei um eine Frage handelt, die vom Standpunkt enger wirtschaftlicher Interessentkreise zu behandeln eine Verflüchtigung an der Nation bedeutet. Eine gesunde Agrarpolitik im Sinne eines wirksamen Schutzes der nationalen Arbeit ist die unerläßliche Grundlage einer erfolgreichen Nationalpolitik.

Damit sind wir bei der Bethätigung des Staats in den Nationalitätskämpfen angelangt. Die grundlegende Frage, ob der Staat überhaupt in diese Dinge eingreifen oder ganz unparteiisch über den Nationen stehen soll, kann hier nicht erörtert werden. Sie kann eben nur von Fall zu Fall beurteilt werden. Was dem einen Staate durch das bunte Gewirr der in ihm sich gegenseitig in Schach haltenden Nationen verboten wird, wird dem Nationalstaat, der sich bei allen möglichen fremden Beimischungen im wesentlichen auf eine einzige Nation gründet, geradezu zur Pflicht. Wird die Nation, aus deren Entwicklung er emporgewachsen ist, irgendwo in ihrem Bestande bedroht, so gebietet es ihm geradezu die Selbsterhaltung, sie mit allen Kräften zu stützen. Denn durch ihr Dahinschwinden würde er selber der sichersten Grundlage seines Bestehens beraubt werden.

Hat nun der Staat in solcher Lage Partei im Kampfe der Nationen ergriffen, dann soll er auch jeden Gedanken an eine sentimentale Versöhnungspolitik fahren lassen und nur noch darauf bedacht sein, die ihm zu Gebote stehenden Machtmittel auf die wirksamste Weise zur Aufrechterhaltung und Ausbreitung der von ihm vertretenen Nation zu gebrauchen. Mit der Feindschaft seiner stammfremden Bevölkerung muß er von vornherein rechnen; sie wird ihm entgegengebracht werden von dem Augenblick an, wo das Bewußtsein eignen Volkstums, eigener Bestimmung in ihr wach geworden ist. Auch bei der allergrößten Nachgiebigkeit und Schonung kann der Staat nicht darauf rechnen, dieses Erwachen auf die Dauer zu verhindern; ist es aber erfolgt, so ist damit der Staat, auch ohne den geringsten feindseligen Schritt unternommen zu haben, als das zu bekämpfende Hindernis nationaler Ausgestaltung erkannt. Damit ist die Frage der Zukunft zwischen dem Nationalstaat und seiner stammfremden Bevölkerung gestellt; Entgegenkommen des Staats in Nationalitätsangelegenheiten wird bei dem äußerlich ungestörten friedlichen Staatsbürgerverhältnis gern angenommen als Abschlagszahlung auf die erstrebte völlige Freiheit. Aber Dank, geschweige denn Anhänglichkeit wird der als natürlicher Feind der nationalen Entwicklung erkannte Staat damit nicht gewinnen. Am richtigsten und erfolgreichsten wird in solcher Lage immer der Staat handeln,

der mit aller Entschiedenheit als Träger des in ihm verkörperten nationalen Gedankens auftritt und ohne nutzloses Liebeswerben den sich auf seinem Boden regenden zentrifugalen Bestrebungen fremder Volksbestandteile mit planmäßiger Bekämpfung der fremden Nationalität selber begegnet. So wird er sich bei seinen fremden Untertanen doch wenigstens die Achtung erzwingen, die man einem mannhaften Gegner nicht zu versagen pflegt; während der Staat, der solchen Bestrebungen mit schwächlich schwankender Haltung gegenübertritt, neben der längst verlorenen und dadurch sicherlich nicht wiederzugewinnenden Liebe und Anhänglichkeit auch noch die Achtung der fremden Bevölkerungsteile verfehrt und tiefe berechnete Unzufriedenheit in der eignen — sagen wir Staatsnation erregt.

Wo nun, wie in den östlichen Provinzen Preußens, die sich immer unzweideutiger und kräftiger äußernde staatsfeindliche Gesinnung der Polen noch besonders an Gefährlichkeit gewinnt durch die fortschreitende Ausbreitung dieses Volkstums über bis dahin deutsche Gebietsteile, sie als Bestandteile des wieder zu errichtenden polnischen Nationalstaats beanspruchend, da sollte man meinen, die Haltung der Regierung sei ein für allemal vorgezeichnet; jedes Schwanken sei ausgeschlossen bis zum Erreichen des Zieles, das allein hierin Wandel schaffen kann, der Überwindung des Polentums. Wie in Wirklichkeit die Haltung der preußischen Staatsregierung der polnischen Gefahr gegenüber bisher beschaffen gewesen ist, brauche ich hier nicht auszuführen. Sie ist hinreichend bekannt in ihrer beklagenswerten Art, an der das Schwanken das einzige Befähigte war. Noch vor wenig Jahren haben wir wieder eine Erneuerung des vergeblichen Bemühens erleben müssen, die Polen durch Entgegenkommen auf den unwiederbringlich verlorenen Boden preußischer oder gar deutscher Staatsgesinnung zurückzuführen. Das Deutschtum unsrer Ostmarken leidet heute und wer weiß wie lange noch unter den Folgen dieser unglückseligen Experimente. Möchte es dem neusten und hoffentlich letzten Umschwung unsrer Regierungspolitik, der sich durch die Rede des Ministerpräsidenten Grafen Bülow vom 18. Januar 1902 im preußischen Abgeordnetenhause angekündigt hat, beschieden sein, diese verderblichen Folgen einzudämmen. Das wird gelingen, wenn man jetzt vom Herumdoktern an einzelnen Symptomen übergeht zum Angreifen des Übels an der Wurzel durch ein Zusammenwirken aller in Betracht kommenden Behörden mit der gesammelten Kraft des deutschen Volks. Dies zu hoffen berechtigen die martigen Worte des Kanzlers. Und auch in unserm Volke bricht sich immer mehr die Überzeugung Bahn, daß dem Polentum gegenüber nicht mehr Veröhnung, sondern nur noch Kampf und Sieg unsre Lösung sein darf.

Wenn der erhöhte Schutzzoll und sonstige zu Gunsten der Landwirtschaft ergriffene und zu ergreifende Maßregeln natürlich auch dem preußischen Polentume zu gute kommen werden, so werden sie doch andererseits den bedenklich gelockerten Zusammenhang unsrer ländlichen Bevölkerung mit der heimischen Scholle wieder befestigen, das im Schwinden begriffene Heimatgefühl wieder neu beleben, den Zug nach Westen und in die großen Städte eindämmen helfen. Die so herbeigeführte Stärkung des deutschen Gegengewichts gegen das Über-

wuchern des Polentums wird zwar noch nicht einmal dazu ausreichen, dem Vordringen des Polentums nach Westen einen unüberschreitbaren Damm entgegenzusetzen. Das zu erreichen genügt nicht eine so gewissermaßen unberuhte Nationalitätspolitik, die neben ihrem eigentlichen Zweck, der Förderung der Landwirtschaft, auch der Wagschale des nationalen Kampfes wie zufällig einige Gewichte beifügt; dazu sind besondere Maßnahmen nötig, mit einem Worte ein offensives Vorgehen gegen das Polentum. Dieses Wort verursacht vielleicht schon manchem Deutschen ein gelindes Gruseln, der in dem bei uns leider so häufigen übertriebenen Gerechtigkeitsfönn selbst den Schein eines Unrechts gegen ein andres Volkstum so ängstlich meidet, daß er lieber das eigne darunter Schaden leiden läßt. Das ist die Aftergerechtigkeit nach dem Motto: fiat justitia, pereat mundus, in Wahrheit himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen das eigne Fleisch und Blut, die aus feigherziger Schwachheit und nationaler Bewußtlosigkeit geboren ist. Und die Gefährdung der Gleichheit vor dem Recht ist ja auch ein Schredensgespenst, durch das sich mancher sonst ganz verständige Deutsche ins Hochhorn jagen läßt.

Es muß immer wieder betont werden, daß eine Behauptung der deutschen Stellungen im Osten ohne Zurückdrängung des Polentums ein Ding der Unmöglichkeit ist. Alle die deutschen Sprachinseln und Minderheiten, die in allen Gegenden des polnischen Sprachgebiets angetroffen werden, können eben in ihrem deutschen Charakter nur erhalten werden durch einen stetigen deutschen Zugang, der die Minderheiten allmählich zu Mehrheiten erhebt, auch in Nachbarorten deutsche Anlehnung und so ein allmähliches Zusammenwachsen der heute noch zerstreuten deutschen Sprachinseln unter sich und mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete herbeiführt, d. h. durch eine fortschreitende Eindämmung des Polentums. Findet aber dieser notwendige deutsche Zugang nicht statt, so müssen die zerstreuten deutschen Sprachinseln und Minderheiten im Laufe der Zeit untergehen im Polentum, dessen ansteigende Welle dann auch von den dichtern deutschen Siedlungen Stück um Stück abbröckeln wird. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten haben wir zu wählen. Wer vor einer wirklichen Bekämpfung des Polentums zurückschreckt, giebt damit Tausende von Deutschen der Polonisierung preis; wer aber diese versprengten Deutschen ihrem Volkstum erhalten will, kann das nur erreichen durch ein planmäßiges Zurückdrängen des Polentums auf der ganzen Linie und weit über die heute umstrittenen Orte hinaus. Eine auf die Behauptung des gegenwärtigen deutschen Besitzstandes allein gerichtete Politik würde sich sehr bald als un-durchführbar erweisen. Polen und Deutsche sind in den Kampfgebieten so durcheinander geschoben und vermischt, daß eine Neugestaltung der sprachlichen Besitzverhältnisse unbedingt erfolgen muß, bei der nur das fraglich sein kann, ob sie durch Polonisierung der versprengten und eines Teils der geschlossen angesiedelten Deutschen oder durch eine umfassende Germanisierung, durch die die heutigen deutschen Sprachinseln landfest werden, erreicht wird.

Danach müßte unsere Staatsleitung, auch wenn sie sich als Ziel nur die Erhaltung des Deutschtums in seinem jetzigen Besitzstande vorsehen würde, doch, um dies erreichen zu können, in ihren praktischen Schutzmaßregeln weit

darüber hinaus angreifend gegen das Polentum vorgehn. Denn das rüstige Fortschreiten eines sich kraftvoll ausbreitenden Volkstums, wie es heute bei den Polen geschieht, nur mit Abwehrmaßregeln bekämpfen zu wollen, ist ein von vornherein verfehltes Unternehmen. Der fortschreitenden Durchsetzung deutscher Gebiete durch polnische Zuwandring kann, soweit sich diese aus dem Reichsgebiet ergänzt, mit Abwehrmaßregeln überhaupt nicht beigekommen werden. Nur die Zuwandring über die Reichsgrenze herein kann durch Ausweisungen wieder entfernt werden. Die einzige Hoffnung, die man bei rein abwehrendem Verhalten noch für die Zukunft des Deutschtums hegen könnte, würde darauf beruhen, daß die stetig ins deutsche Sprachgebiet hinüberbringenden Polen durch den Einfluß deutscher Umgebung, deutscher Schulen und Kultur allmählich verdeutschet würden. Aber diese Hoffnung geht gegenwärtig nicht in dem für die Sicherung des Deutschtums in seinem Befißtande notwendigen Maße in Erfüllung: das unverhältnismäßige Ansteigen der polnischen Masse auch in Teilen unfrer Ostprovinzen, in denen die Stellung des Deutschtums bis dahin befestigt schien, redet eine ganz andre Sprache, die zu allem eher als zu roßigen Zukunftshoffnungen berechtigt.

Es gilt eben auch hier, wie auf so vielen andern Gebieten und vielleicht mehr noch der alte Satz: Angriff ist die beste Verteidigung. In unsern Ostprovinzen wenigstens hat sich die nationale Lage durch lange Vernachlässigung so unheilvoll gestaltet, daß nur noch von einem entschlossenen Angriff, nicht aber von schwachmütigen, ängstlich auf die Innehaltung der Verteidigungslinie beschränkten Abwehrmaßregeln ein Wandel der Dinge gehofft werden kann. Der Vorteil des Angriffs springt in die Augen. Schon die natürliche Ausbreitung eines kräftigen Volks geht immer angriffsweise vor sich, indem überschüssige Kräfte in den Bereich der Nachbarnation vorgeschoben werden. Die reine Defensive ist auf die Aufsaugung solcher vorgeschobener fremder Volksteile beschränkt, die doch nicht immer in dem notwendigen Maße geleistet werden kann. Gelingt sie bei andauerndem Nachschube nur teilweise, so ist das nächste Ergebnis die fortschreitende Durchsetzung des Sprachgebiets der defensiven Nation. Dem Vordrängen ist es gelungen, an Stelle eines bisher einheitlichen Bezirks ein Mißgebiet zu setzen. Diese neue Lage findet ihren Abschluß in der sich allmählich von neuem festsetzenden Sprachgrenze, wobei ein Gebietsverlust der Defensive unvermeidlich ist. Wenn also die Abwehr einem kräftig genug andauernden Vordrängen gegenüber niemals das Feld behaupten kann, so ist es notwendig, ebenfalls zum Angriff überzugehen, wenn man sein Gebiet ungeschmälert erhalten will. Wenn wir z. B. dem Vordrängen des Polentums ein ausreichend starkes deutsches Vordrängen entgegenstellen, oder vielmehr unsre frühere nur ins Stocken gekommene Vorwärtsbewegung nach Osten wieder aufnehmen, dann können wir es beruhigt mit ansehen, wenn vielleicht noch eine Zeit lang das Polentum fortfährt, sich nach Westen auszubreiten. Wir haben Reserven genug zur Führung dieses Kampfes. Und wenn wir nur einen Teil von ihnen heranziehen, so können wir inmitten und im Rücken des jetzt noch vordringenden Polentums feste Dämme des Deutschtums errichten, durch die das heute brandende Meer des Polentums

in einzelne stille Seen zerteilt werden wird, und dessen an der Wurzel getroffnem blühendem Wachstum Verflümmung und Verderben folgen muß.

Ähnliche Erwägungen mögen in Bismarck den im Jahre 1886 ausgeführten Entschluß gereift haben, in dem Nationalitätskampf, der sich im preußischen Staatsgebiete zwischen Polen und Deutschen abspielte, die Machtmittel des Staats nachdrücklicher zu Gunsten des bedrängten Deutschtums anzuwenden. Seine Massenausweisungen ausländischer Polen, durch die er zunächst das den freien Blick versperrende Gestrüpp entfernte, und weiterhin dem preußischen Polentum die Möglichkeit reicher Verstärkung über die Reichsgrenze her abschnitt, beschränkten sich zwar durchaus auf die Verteidigung; aber das Ansiedlungsgesetz, durch das eine Menge deutscher Sprachinseln mitten im polnischen Sprachgebiet der Provinzen Posen und Westpreußen geschaffen werden mußte, trug um so entschiedner den Stempel des Angriffs: die von polnischen Grundbesitzern erkauften Güter sollten zur Errichtung deutscher Bauernschaften verwandt, und durch fortschreitenden Auskauf des polnischen Großgrundbesitzes sollte eine stetige Erweiterung des deutschen Bauernbodens erreicht werden. Und doch war Bismarcks alleiniges Ziel ausgesprochenmaßen die Erhaltung des bedrohten Deutschtums unsrer Ostprovinzen, nicht etwa die Vernichtung des dortigen Polentums; aber seine Taktik war ein kühner Vorstoß, durch den bei jagdgemäßer Durchführung die Kräfte unsers Polentums schließlich gebrochen werden mußten. Das war jedoch nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck; denn eine wirkliche Sicherung des Deutschtums wird in unsern Ostprovinzen erst dann erreicht sein, wenn das Polentum niedergerungen am Boden liegt.

(Schluß folgt)



Catholica

Von Joseph Mayer

3. Die päpstlichen Diplomaten

S ist wohl allgemein bekannt, daß es unter den diplomatischen Vertretungen der Kurie im Auslande vier Nuntiaturen erster Klasse in Paris, Madrid, Lissabon und Wien, drei Nuntiaturen zweiter Klasse in München, Brüssel und Rio de Janeiro (Petropolis), zwei Internuntiaturen im Haag und in Luxemburg und sechs apostolische Delegationen in Südamerika giebt. Die andern kurialen Beamten im Auslande haben zwar auch den Titel apostolische Delegaten, hängen jedoch von der Propaganda ab und haben keinen diplomatischen Charakter.

In frühern Jahrhunderten waren die Legaten und die Nuntien fast durchgängig die vorzüglichsten Diplomaten, die nur gelegentlich von den besten der venetianischen Gesandten übertroffen wurden. Heute ist das infolge der Zeit-

umstände anders geworden. Wenn früher ein Legat in seine Legation ging, so war das ein Ereignis für ganz Rom. Er wurde im Konfistorium ernannt, und nach Beendigung der Konfistorialverhandlungen wurde dem neuernannten Legaten eine besondere Ehrung zu teil, indem alle Karbinäle ihn vom Palaste zu seiner Wohnung geleiteten. Die Vollmachten eines Legaten waren ganz außerordentlich; es waren mehr als fünfzig Bullen und Breven nötig, alle auszufertigen. War alles bereit, so nahm der Legat Abschied vom Papste, und er setzte sich dann gleich in den Sattel, um an seinen Bestimmungsort abzugehn. In der Regel gaben ihm zehn bis zwölf Karbinäle ein Stück Wegs das Geleite. Kam er aus seiner Legation zurück, so sandte er einen Kurier voraus, um seine Ankunft im Palast und bei den Karbinälen anzumelden. Seine Freunde aus dem heiligen Kollegium ritten ihm vier bis sechs Meilen entgegen und brachten ihn zu seiner Wohnung. Am folgenden Tage wurde er vom ganzen Kardinalskollegium abgeholt und zum Konfistorium geleitet, wo der Papst den Rechenschaftsbericht in Empfang nahm.

Alles das ist schon lange dahin. Karbinäle werden heute nur in den allerfeltesten Fällen als *legati a latere* hinausgeschickt. Die diplomatischen Geschäfte ruhn ausschließlich in den Händen der Nuntien, Internuntien und Delegaten. Bei den vielfach schlechten und langwierigen Verbindungen mit Rom vermochten die Legaten und die Nuntien früher nicht mit einfachen Vollmachten auszukommen, weil Wochen, ja Monate vergehn konnten, bevor sie auf eine Anfrage Antwort erhielten. Diese Thatsache, daß einem im Dienste der Kirche erfahrenen Manne sozusagen die völlig selbständige Erledigung der mitunter sehr wichtigen Angelegenheiten anheimgegeben werden mußte, erzeugte ein Gefühl so hoher Verantwortlichkeit, daß alle Geistes- und Körperkräfte in den Dienst der Sache gestellt wurden. Die Unbeschränktheit in den Entschlüssen, das Gewicht der zu erledigenden Geschäfte und die Gewißheit einer sorgfältigen Prüfung und Revision der getroffenen Entscheidungen entwickelte in diesen Männern die höchsten Kräfte und erzeugte Ergebnisse, die uns heute noch in ihrer trocknen geschichtlichen Form aufrichtige Bewunderung abringen.

Mit der Verbesserung der Wege, der Einführung der Posten und der Konsolidierung der europäischen Landkarte sehen wir die Vollmachten der kurialen Diplomaten langsam schwinden. Dieser Prozeß vollzog sich besonders stark im achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Als dann der Telegraph, die Eisenbahnen und Dampfboote hinzukamen, wurde die innere Bedeutung der Nuntiaturen in derselben Weise beschnitten, wie der Verkehr erleichtert wurde. Heute sind die Nuntien fast nur noch Mittelsmänner für den Gedankenaustausch zwischen der Kurie und den Kabinetten und umgekehrt, wenn wir dabei von den geistlichen Vollmachten absehen, von denen sie noch eine Anzahl behalten haben.

Wenn auch der diplomatische Verkehr keine besondern Anforderungen mehr an die Nuntien stellt, so kann heute einer doch zu der Bedeutung eines großen Diplomaten gelangen, wenn er sich nicht darauf beschränkt, Depeschen zu chiffrieren oder dechiffrierte Depeschen ins Auswärtige Amt zu tragen, sondern

vielmehr dem Lande, worin er weilt, seine Aufmerksamkeit in der Weise schenkt, daß er die Kurie in regelmäßiger Weise über alle bedeutenden Strömungen in Kirche, Kultur und Wissenschaft auf dem Laufenden erhält. Und doch — um es gleich vorweg zu nehmen — wie wenige der heutigen Nuntien sind einer solchen Aufgabe gewachsen!

Die diplomatischen Vertretungen der großen Völker im Auslande haben seit fünfzig Jahren eine stetig steigende Arbeit zu bewältigen. Früher dachte man nicht daran, etwas anderes als die politische und die militärische Lage auf Grund des allgemeinen Volksreichtums und der Volksstimmung beobachten zu lassen und darüber Bericht einzufordern. Mit der Zeit wurden alle wirtschaftlichen Dinge von einiger Bedeutung, die früher fast ausschließlich in die Beobachtungszone der Veruskonsulate fielen, auch den Botschaften und den Gesandtschaften zum Studium überwiesen, und es wurden ihnen für diese Zwecke teils dauernd, teils auf eine Reihe von Jahren Fachmänner auf diesen Gebieten beigeordnet. Alle diese Dinge fallen für die Nuntiaturen weg. Für diese haben sie keinerlei direkte Bedeutung, und das Personal der päpstlichen Vertretungen ist zur Übernahme derartiger Aufgaben natürlich auch gar nicht vorgebildet.

Dafür liegen den Nuntiaturen, Internuntiaturen und Delegationen andre Aufgaben ob, die bei den weltlichen Diplomaten eine höchst untergeordnete Rolle spielen, wenn sie überhaupt Beachtung finden. Hierher gehört vor allem die genaue Beobachtung der geistigen Strömungen in dem Lande oder den Ländern, wo die Herren beglaubigt sind: die geistigen Strömungen mit ihrer Einwirkung auf katholische Wissenschaft, katholisches Leben und katholisches Denken. Die Lösung einer solchen Aufgabe setzt eine Anzahl Fähigkeiten voraus. Erstens gehört dazu ein feines Gefühl für geistige Strömungen, die nicht immer gleich faßbar in die Erscheinung treten, deren Vorhandensein einem geschulten Geiste aber doch bemerkbar wird. Die Beurteilung dieser Manifestationen des geistigen Lebens einer Nation setzt eine große Gelehrsamkeit und weiten Blick voraus. Die richtige Beurteilung kann nur im Zusammenhang mit einer richtigen Bewertung der Vergangenheit erfolgen, hat also historische Kenntnisse zur Voraussetzung.

Es erhebt sich nun die Frage, sind unsre heutigen Nuntien in der Lage und gewillt, diese wichtige Aufgabe richtig auszuführen? Unzweifelhaft sind sie angewiesen, auf diese Frage zu achten, aber es kann durchaus nicht behauptet werden, daß sie dieser Aufgabe gewachsen seien. Der Gründe hierfür giebt es eine ganze Anzahl. Vor allem ist es, wenn man von Frankreich und Belgien abieht, fast durchgängig der Fall, daß das diplomatische Personal in seiner Gesamtheit die Landessprache nicht versteht. Wenn sich die Diplomaten in Madrid und Lissabon nach und nach die herrschende Sprache aneignen und sie so weit gekommen sind, daß sie sie mit Nutzen verwenden können, werden sie meistens befördert, die einen zum roten Hute, die andern in ein anderes Land. Für München, 's Gravenhaag und Wien liegen die Dinge noch wesentlich ungünstiger. Es sind Ausnahmen, große Ausnahmen, wenn sich der eine oder der andre daran macht, das Holländische oder das Deutsche zu erlernen,

und sich nicht bloß einige Brocken anzueignen zum Gebrauche für Dienerschaft und Kutscher. Daß es unter solchen Umständen zu einer völligen Isolierung der Nuntien kommt und kommen muß, darf nicht Wunder nehmen. Univerfaler angelegte Naturen, wie der frühere Nuntius in München und Wien, der jetzige Kardinal Agliardi, verstehen auch solcher Schwierigkeiten Herr zu werden, auch wenn sie die Sprache nicht erlernt haben. Für andre, deren Erscheinen in der päpstlichen Diplomatie als Phänomen zu bezeichnen ist, haben Sprachen überhaupt keine Schwierigkeiten, wie es bei Monsignor Riuti, Nuntius in Lissabon, der Fall ist. Es ist ihm ganz gleich, ob man ihn auf Italienisch, Französisch, Englisch, Deutsch, Portugiesisch, Spanisch oder Hindustanisch anredet. Alle diese Sprachen beherrscht er mit derselben Feinheit und Leichtigkeit. Die überwiegende Mehrzahl der päpstlichen Diplomaten jedoch läßt in dieser Beziehung außerordentlich viel zu wünschen übrig. Das geht so weit, daß es einige unter ihnen giebt, die die eigentliche diplomatische Sprache, das Französische, in einer höchst interessanten, aber manchmal völlig unverständlichen Weise „sprechen.“ Es kursieren eine Anzahl Anekdoten in Wien und im Faubourg St. Germain in Paris, die diese „Fähigkeiten“ in vollendeter Weise wiederpiegeln.

Man kann nicht behaupten, daß es für die Beobachtung und die Beurteilung geistiger Strömungen von besonderm Vorteile sei, wenn die Verhältnisse in den Nuntiaturen so liegen. Thatsächlich entsprechen die nach Rom gelangenden Mitteilungen der Nuntien in sehr vielen Fällen dieser geringen Gewandtheit in den Sprachen. Daß es zudem für das Verständnis der Vorkommnisse nicht förderlich ist, wenn die staatsrechtlichen Zustände des Landes in der Nuntiatur nur in dunkeln Umrissen bekannt sind, muß auf der Hand liegen. Daß eine intimere Bekanntschaft mit der politischen und der Kulturgeschichte des Landes beiseite geschoben wird mit der Bemerkung: *de minimis non curat praetor*, erleichtert die Aufgabe der Nuntien auch nicht. Daß die Berührung mit den leitenden Persönlichkeiten des katholischen Volksteils im Lande nur eine höchst minimale ist und mehr dem Zufall überlassen bleibt, und daß infolgedessen eine einseitige Information durch die wenigen Bevorzugten eintreten muß, kann häufig beobachtet und beklagt werden, ohne daß es möglich wäre, hier durchgreifende Besserung zu schaffen. Es giebt zudem noch manche andre Gründe, die mitwirken, daß die Thätigkeit der *chefs de mission* und ihres Personals nach dieser Richtung hin oft höchst unfruchtbar und einseitig bleibt.

Wenn sich ein Nuntius auf den Standpunkt stellt, daß er sich grundsätzlich nur um die Dinge zu bekümmern brauche, die thatsächlich an ihn herantreten, dann ist es um eine gedeihliche Thätigkeit überhaupt schon geschehen. Denn es wird sehr schnell im Lande bekannt, daß diese Grundzüge in der Nuntiatur herrschen, und damit ist dann die Trennung zwischen der Nuntiatur und den Katholiken vollzogen. Das traurige Beispiel einer solchen Isolierung der Nuntiatur, bei der nur ganz wenige Personen verkehren, diese aber großen Einfluß haben, können wir zur Zeit in einem großen Staate beobachten. Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß diese wenigen einflußreichen Personen

selbstverständlich nach bestem Wissen und Gewissen handeln, die Informationen der Nuntiatur jedoch nach wie vor einseitig bleiben und bleiben müssen. Die Nuntiatur ist dort ein schönes Dekorationsstück mit einigen Dinern und Empfängen, führt aber im übrigen ein beschauliches Dasein, das nur durch einzelne diplomatische Ereignisse hier und da etwas belebt wird.

Da der theologische Standpunkt des gesamten diplomatischen Personals der Kurie durchaus einheitlich, und zwar eng thomistisch ist, so ergibt sich, daß die Beurteilung aller theologischen Ansichten — wenn sie überhaupt zur Kenntnis der Nuntiatur gelangen — selbstverständlich danach erfolgt. Das ist aber die Beurteilung der Schule, nach ihren Ansichten, nicht die Beurteilung der Kirche aus dogmatischen Gründen. Es kann nicht ausbleiben, daß Einseitigkeiten vorkommen, die böses Blut machen, was für die gedeihliche Thätigkeit eines Nuntius von präjudizierender Bedeutung ist. Was nun gar ein Nuntius in der Beziehung leisten kann, der selbst früher Philosophie und Theologie nach den engsten Schulvorschriften doziert hat, kann man sich vorstellen. Wenn es sich zudem Heißsporne zur Pflicht machen, den Nuntius auf alle von der herrschenden Schule abweichenden Veröffentlichungen aufmerksam zu machen, so ergeben sich schwer erträgliche Verhältnisse, die der Vertiefung theologischer Probleme in keiner Weise förderlich sind. Ich will mich auf diese Andeutungen beschränken, da der Fachmann ohnehin weiß, wie die Dinge liegen.

Sehen wir uns jetzt einmal in Kürze die Besetzung der diplomatischen Missionen der Kurie in Europa an. In Paris ist die Nuntiatur mit einem Nuntius, einem Nuntiaturrat und einem Sekretär besetzt. Der Nuntius, Monsignor Benedetto Lorenzelli, war längere Jahre Philosophieprofessor am Kolleg der Propaganda, wurde dann, unter Verbeihaltung seiner Professur, Rektor des böhmischen Kollegs in Rom und endlich Internuntius in Holland und Luxemburg. In regelmäßiger Beförderung wurde er dann Nuntius in München und darauf in Paris. Den Nachweis seiner diplomatischen Befähigung hatte Monsignor Lorenzelli durch eine zweimalige Überbringung des Kardinals biretts an den Wiener Kaiserhof erbracht, wo böshafte Zungen die Befürchtung aussprachen, er möchte für dieses Amt ad vitam ernannt werden. Die Thätigkeit des Internuntius in Holland war eine fortlaufende Kette von Freundschaftsbezeugungen in Gestalt von päpstlichen Dekorationen und Titeln, auch lernte er Holländisch, sodaß er die dortigen Zeitungen verstehen konnte, und fand sich in die sozialen Gewohnheiten der Holländer mit Anstand hinein. Daß er seine italienischen Tischsitten hartnäckig beibehielt, nahm man ihm in der ersten Zeit übel, legte jedoch später kein besonderes Gewicht mehr darauf. Monsignor Lorenzelli's Nuntiatur in München weist keine besondern Ereignisse auf, es sei denn, daß man sein einseitiges Auftreten für die Neuscholastik dahin rechnen will. Erfolge hat er auf diesem Gebiete keine gehabt, trotz der großen Anstrengungen, die er gemacht hat. Als er nach Paris versetzt wurde, war es sein erstes Bestreben, sich des dortigen Nuntiaturrates Monsignor di Belmonte zu entledigen und einen völligen homo novus, Monsignor Vittorio Amadeo Ranuzzi aus Bologna, an seine Stelle zu bringen. Unter den künftigen Diplomaten der Kurie hat dieses Einschleichen eines unerfahrenen neuen Vor-

mannes keine besondere Begeisterung hervorgerufen, wie man sich leicht denken kann. Die Pariser Thätigkeit des Nuntius Lorenzelli hat bisher keinen einzigen großen Erfolg, wohl aber — und das liegt in den dortigen Verhältnissen — zahlreiche kleinere Sachen zu verzeichnen gehabt. Die vornehmen Kreise, die fast ausnahmslos zur royalistischen oder zur bonapartistischen Fahne schwören, stehen der Nuntiaturnach jeder Richtung hin gleichgiltig gegenüber. In ihren Salons macht ein *atqui* oder *nego suppositum* keinen Eindruck.

Neben dem schon genannten Nuntiaturrat Monsignor Ranuzzi ist noch Monsignor Carlo Montagnini als Sekretär der Nuntiaturnach zu nennen. Er ist ein Schüler Monsignor Riutis, des jetzigen Vissaboner Nuntius. Montagnini war Sekretär Riutis, als dieser apostolischer Delegat in Ostindien war. Große Sprachgewandtheit und einnehmendes Wesen zeichnen den jungen Diplomaten aus, dessen Karriere dem Anscheine nach leider auf Paris beschränkt bleiben soll. Das wäre im Interesse der Kurie lebhaft zu bedauern.

Die österreichische Nuntiaturnach war bis zum Sommer 1896 mit der machtvollen Persönlichkeit besetzt, die heute noch in allen österreichischen Kreisen in so vorzüglichem Ansehen steht, mit Monsignor Agliardi. Als er im Kardinalspurpur Wien verließ, war die Trauer groß. Sein Nachfolger war Monsignor Emidio Taliani, der früher in München und Paris im diplomatischen Dienste gewesen, dann aber im Kapitel des Laterans verschwunden war. Graf Soluchowski kannte Taliani von Paris her. Als es sich um einen Ersatz Agliardis handelte, fiel ihm sein alter Freund Taliani wieder ein, dessen Ratschläge ihm bei seiner Vermögensverwaltung in Paris von Nutzen gewesen waren. Ein gegen die Kurie geäußertes Wunsch war von Erfolg gekrönt, sodaß Monsignor Taliani eines Tages zur Verwunderung aller aus der lateranensischen Versenkung als Nuntius für Wien auftauchte. Seine Nuntiaturnachthätigkeit ist durch die größte Reserve ausgezeichnet, sodaß die Wiener ihren Nuntius weder von Person noch aus ihnen bekannt gewordenen Thaten kennen. Der Gegensatz zu dem allbeliebten Vorgänger Monsignor Agliardi konnte nicht größer sein. Der Regierung ist Monsignor Taliani eine sehr genehme Persönlichkeit; dem katholischen Volke ist er vollkommen gleichgiltig.

Prinz Eroy, früher preußischer Gardeoffizier, dann Student im belgischen Kolleg in Rom und später geheimer dienstthuender Kammerherr des Papstes, wurde vor einigen Jahren zum Nuntiaturrat in Wien ernannt. Seines Bleibens dort war nicht lange. Der Nuntius konnte es nicht mit ansehen, daß sein Rat mehr soziale Beziehungen hatte, als er selbst, und so verzichtete er auf dessen weitere Mitarbeit. Monsignor Eroy ist jetzt Domherr in St. Peter. An seiner Stelle ist Monsignor Nicotra ernannt worden, der aber zur Zeit noch als Geschäftsträger in München weilt. Die Funktionen eines Sekretärs liegen in den Händen des im vorigen Aufsätze genannten beigeordneten Minutanten Monsignor Aversa.

Die Wiener Nuntiaturnach hätte ein so unendlich großes Arbeitsfeld, wenn sie es haben wollte. Die auferlegte freiwillige Reserve ist verhängnisvoll und unentschuldigbar. Sie trägt nicht dazu bei, das Ansehen der päpstlichen Diplomatie in Österreich zu heben. Die Schwierigkeit der Verhältnisse kann nicht

den Grund dafür abgeben, sich diesen Verhältnissen überhaupt nicht zu nähern. *Quieta non movere* ist ein Grundsatz von doppelter Bedeutsamkeit; im Wiener Nuntiaturpalais wird er nicht in der richtigen Weise verstanden.

Von der spanischen Nuntiatur ist wenig zu sagen. Monsignor Aristide Rinaldini, der Nuntius, führt mit seinem Uditore Monsignor Peri-Morosini ein beschauliches Stillleben, das nur hier und da durch Verhandlungen über beabsichtigte Änderungen des Konkordats oder die Neubefetzung des vatikanischen Botschafterpostens und andre Dinge angenehm unterbrochen wird. Die Karriere des Nuntius war insofern interessant, als er vor Jahren es nur mit Mühe durchsetzen konnte, daß er dem diplomatischen Dienst erhalten blieb, als ihm die Vergrabung in der Beamtenchaft der Kurie drohte. Der Uditore war nacheinander in Paris, München und Brüssel beschäftigt, bevor er nach Madrid kam. Als Schweizer ist er zur Zeit der einzige Nichtitaliener in der Diplomatie. Er kann sich aber auch nur deswegen darin halten, weil er aus der italienischen Schweiz stammt. Ich habe schon hervorgehoben, daß die systematische Ausschließung fast aller Ausländer aus dem Dienste der Kurie nicht als besondere Bethätigung der ausgleichenden Gerechtigkeit bezeichnet werden kann.

In Lissabon ist Monsignor Andrea Riuti Nuntius. Ihn habe ich schon verschiednemal in besondrer Weise als äußerst befähigten Diplomaten nennen können. Er ging zuerst als chef de mission nach Ostindien, um die von Monsignor Agliardi begonnenen schwierigen Verhandlungen über die Errichtung der Hierarchie und Begrenzung der portugiesischen (goanischen) Jurisdiktion zu Ende zu führen. Von Dotacamund aus, wo er seine Residenz aufgeschlagen hatte, ordnete er alles zur Zufriedenheit der Kurie, der englischen und der portugiesischen Regierung. In den höchsten Kreisen Indiens hat er und sein sympathischer Sekretär, Monsignor Montagnini, das allerbeste Andenken hinterlassen. Nach kurzer Beschäftigung in der Propaganda als Sekretär der orientalischen Riten wurde er auf die Münchner Nuntiatur versetzt, wo man ihn als lieben Bekannten begrüßte, da er hier früher als geringerer Uditore gewirkt hatte. Seine völlige Beherrschung der deutschen Sprache sicherte ihm in den weitesten Kreisen das Ansehen und die Autorität, ohne die ein Nuntius nicht heilsam wirken kann. Ohne mich hier auf weitere Einzelheiten einlassen zu können, bemerke ich, daß seine Beförderung auf die Nuntiatur erster Klasse in Portugal mit allgemeinem Bedauern in Deutschland vernommen wurde. Mit ihm siedelte das ganze Nuntiaturpersonal, der Uditore Monsignor Bovieri und der Sekretär Monsignor Leoni, dorthin über. Die Thätigkeit des Nuntius in Lissabon ist gesegnet, obschon er in der schwierigen Lage war, sich als Nachfolger eines in Portugal fast angebeteten Nuntius bewähren zu müssen, wie es der jüngst verstorbne Kardinal Domenico Jacobini gewesen war. Zur Zeit sind die Verhältnisse Portugals so, daß nur ein so gewiegter Diplomat, wie Riuti einer ist, es fertig bringen kann, sich mit Erfolg in seiner Stellung zu behaupten.

Unter den Nuntiaturen zweiter Klasse kommt München zunächst in Frage. Ein Nuntius ist nicht dort, da Monsignor Sambucetti wegen schwerer nervöser Erkrankung gegen alle Erwartung plötzlich um seinen Abschied einkam. Trotz

seiner Rückkehr nach Rom hat sich sein Gesundheitszustand nicht gebessert, sodaß man ihn wohl definitiv aus der Reihe der päpstlichen Diplomaten wird streichen müssen. Aus diesem Grunde unterlasse ich es auch, sein vielbewegtes Leben hier zu skizzieren, obschon das aus mehr als einem Grunde sehr interessant wäre. Mit manchen Mitgliedern des deutschen Episkopats hat Monsignor Sambucetti nicht in den besten Beziehungen gestanden. Sein Weggang hinterläßt keine fühlbare Lücke. Augenblicklich verwaltet der Uditore Monsignor Nicotra, der für denselben Posten schon nach Wien ernannt ist, die Geschäfte der Nuntiatur als Geschäftsträger. Ihm steht Monsignor Bassallo als Sekretär zur Seite. Man erwartet allgemein, wenn der Gesundheitszustand des Prälaten es erlauben sollte, die Ernennung des Haager und Luxemburger Internuntius Monsignor Tarnassi zum Nuntius in München. Damit würde in gewissem Sinne eine Anknüpfung an die unvergessenen Traditionen des frühern Nuntius Monsignor Agliardi erreicht, was nur höchst angenehm berühren könnte.

In Belgien ist der vom Pariser Nuntius ausgeschaltete Nuntiaturrat Monsignor Granito Pignatelli di Belmonte Nuntius. Was für ihn eigentlich als Zensur gedacht war, ist zur Beförderung geworden, wofür Monsignor di Belmonte in gewissem Sinne dankbar sein wird. Besonders wichtige Verhandlungen haben der Nuntius und sein Uditore Monsignor Sibilis nicht zu führen, dagegen zeichnet sich die Brüsseler Nuntiatur durch eine gesellschaftlich vornehme und gewandte Vertretung des päpstlichen Stuhles aus. Feinheit der Manieren und edle Denkweise sind in der belgischen Nuntiatur mehr zu Hause als in einzelnen andern. Derartiges im diplomatischen Dienste gering anzuschlagen, hieße Thorheiten reden; und auf diese Dinge nicht achten, hieße seinen Souverän in empfindlicher Weise kompromittieren.

Als letzte der europäischen diplomatischen Vertretungen sind die in Personalunion verwalteten Internuntiaturen in Holland und Luxemburg zu nennen. Der Internuntius Monsignor Tarnassi weilt seit dem Haager Friedenskongreß fern von Holland. Die diplomatischen Beziehungen zwischen der Kurie und der Regierung sind zwar nicht abgebrochen, aber doch sehr gelockert worden, weil die Regierung dem Ansinnen Italiens nicht widerstand, den Papst zur Konferenz nicht einzuladen. Seit dieser Zeit versieht der Uditore Monsignor Giovannini die Geschäfte der Internuntiaturs. Monsignor Tarnassi bezog sein altes Quartier in der Via Sistina in Rom, im kanabischen Kolleg, und wartete die Entwicklung der Ereignisse ab. Nach dem plötzlichen Weggange Monsignor Sambucettis von München wurde Monsignor Tarnassi als sein Nachfolger in Aussicht genommen, obschon er mittlerweile schwer erkrankt war. Sein Gesundheitszustand giebt auch jetzt noch zu Besorgnissen Veranlassung, sodaß es zweifelhaft ist, ob er nach München wird gehn können. Um diesen sprachkundigen und gewandten Diplomaten, der sich auch schon in außerordentlicher Mission in Rußland Ruhm erworben hat, wäre es wirklich schade, wenn seiner Thätigkeit ein Ziel gesetzt werden sollte.

Aus dieser kurzen Skizze der diplomatischen Vertretungen der Kurie in Europa kann man allerlei Schlußfolgerungen ziehn, auf die ich jedoch an

dieser Stelle nicht ausführlich eingehen kann. Es mag genügen, auf die Thatsache hinzuweisen, daß eine einheitliche Ausbildung und Erziehung als größter Mangel empfunden wird. Das hängt mit der Thatsache zusammen, daß jeder beliebige Prälat in den diplomatischen Dienst eingeschoben werden kann, und daß dies nicht selten geschieht, aus Gründen, die sich mit diplomatischer Vorbildung und diplomatischem Verständnisse nicht decken. Als typisches Beispiel dafür mag der verstorbne Pariser Nuntius Monsignor Clari genannt werden, der ohne weiteres sein Bistum Viterbo gegen seinen Willen mit der Stelle in Paris vertauschen mußte. Die Erfolge dieser Nuntiatursind bekannt.

Der diplomatische Dienst der Kurie ist endlich auch das Unsicherste für eine regelmäßige Beförderung, was man sich denken kann. Von einer gewissen Regelmäßigkeit des Aufsteigens kann keine Rede sein. Das hat Vorteile für die Kurie auf der einen Seite, führt aber auch zu schwerer Schädigung des diplomatischen Dienstes auf der andern Seite. Die stillschweigende Zensurierung verdienter Beamten dadurch, daß man sie monate-, ja jahrelang unbeschäftigt in Rom zurückhält, ohne ihnen einen entsprechenden Lebensunterhalt anzuweisen, macht keine Freude und verbittert weite Kreise, die mit diesen Herren bekannt sind. Es werden offene und geheime Anstrengungen gemacht, wieder eine Stelle zu erhalten, und das Intriguenspiel zieht sich endlos hin. Diese Dinge bleiben nicht unbekannt, und sie tragen nicht dazu bei, das Staatssekretariat populärer zu machen. Ich bin weit entfernt, alle Fälle, wo Beamte zur Disposition gestellt werden, als unberechtigt zu bezeichnen, aber viele davon sind es, und diesen Dingen sollte man mehr Aufmerksamkeit schenken. Ein wichtiges Mittel hierbei ist, die Heranziehung von Neulingen im diplomatischen Dienst für die Stellungen vom Uditore an aufwärts zu vermeiden.

Die materielle Stellung der chefs de mission ist im allgemeinen auskömmlich, wenngleich nach keiner Richtung hin glänzend. Eine sehr bescheidne Lebenshaltung wird mit den Gehalten ermöglicht, aber mehr auch nicht. Die Gehalte der Uditoren und Sekretäre dagegen spotten jeder Beschreibung. Das sind keine Gehalte, das sind höchstens Trinkgelder. Mancher bessere Diener hat einen höhern Gehalt als diese Herren. Auch sind sie in ihrer persönlichen Freiheit fast so beschränkt wie Böglinge in einem Seminar. Solche Dinge tragen ebenfalls nicht dazu bei, die kuriale Diplomatie besonders zu heben und die Arbeitsfreudigkeit der Beamten zu steigern.

Es wären noch die unverständlichen Beschränkungen des Verkehrs mit der Kurie bei der Benutzung des Telegraphen, die mangelnde Information der Nuntien über den Stand der Verhandlungen in andern Nuntiatursind durch das Staatssekretariat, die geringe Sorgfalt bei der Bewahrung einzelner Nuntiatursarchive und ähnliches zu erörtern, was aber bei andrer Gelegenheit nachgeholt werden soll. Modern im guten Sinne ist der diplomatische Dienst der Kurie im allgemeinen leider nicht.





Mary als Philosoph



Die neuere Philosophie, die ihrem Kerne nach deutsche Philosophie ist, hat den Völkern, und besonders dem unsern, unermeßliche Wohlthaten erwiesen. Sie ist die Schöpferin der Naturwissenschaften und damit der materiellen Lebensbedingungen der heutigen Kulturvölker, denn die moderne Naturwissenschaft ist so gut wie die der alten Griechen aus der Philosophie und in Wechselwirkung mit ihr erwachsen. Die Philosophie hat durch die Naturerkenntnis, die sie erschloß, zwar noch nicht den Aberglauben unmöglich gemacht — es bekennen sich ja sogar philosophisch gebildete Männer zum Spiritismus —, aber ihm sein Herrschaftsgebiet bedeutend eingeengt, die Periode des allerfurchtlichsten Aberglaubens geschlossen und der Wiederkehr eines Zustands vorgebeugt, wo ein blutigieriger Aberglaube auf dem Stuhle des Strafrichters Platz genommen und von da gewüthet hatte. Die Philosophie hat die Blicke von den unfruchtbaren Spitzfindigkeiten einer kirchlichen Metaphysik ab und auf die irdische Erscheinungswelt, die dem Menschen von Gott zugewiesene Werkstätte hin gelenkt und im Bunde mit Dichtern und Künstlern aus fanatischen Kirchenmännern wieder Menschen gemacht, die nun auch wieder Christen werden konnten. Und das sind viele geworden. Erst nach der Befreiung vom Orthodoxyismus und vom Aberglauben sind die Grundwahrheiten, die Grundsätze und die Grundkräfte des Christentums wieder lebendig geworden auch in solchen Herzen, auf denen atheïstische Köpfe sitzen, und haben sich in humaner Gesinnung und in Werken der Nächstenliebe bethätigt. Aber freilich hat die Philosophie auch neue Brücken zum Atheismus hinübergeschlagen, der, wenn er weithin und lange genug die Köpfe beherrscht, zuletzt auch in die Herzen eindringt. Kant macht allen Vernünftigen den dogmatischen Fanatismus unmöglich, indem er der Überzeugung zum Durchbruch verholfen hat, daß unsre Erkenntnis nicht über die sinnliche Erfahrung hinausreicht, und daß wir von der Beschaffenheit metaphysischer Wesen nichts wissen können. Aber er ist zu weit gegangen, indem er die drei Ideen: Seele, Kosmos und Gott im Erkenntnisgebiet bloß noch als Regulative, d. h. als brauchbare Hypothesen, gelten ließ und sie ins Gebiet der praktischen Vernunft verwies. Er über sah, daß es Menschen giebt, denen Ich, Universum und Gott Denknöthigkeiten sind. Die Seelen sind in dieser Beziehung nicht gleich konstruirt, die Beweise für das Dasein Gottes wirken deshalb nicht bei allen überzeugend und sind also, darin hat Kant Recht, keine Beweise im strengen Sinne des Worts, aber für alle, die wirklich an Gott glauben, ist das Dasein Gottes eine Denknöthigkeit, wenn sie diese auch gar nicht in die Form eines Beweises einzukleiden vermögen. Dann hat

Kant übersehen, daß es auch Erfahrungen giebt, die nicht sinnlich in seinem Sinne sind: Erfahrungen des Gemüts und der Lebensschicksale, in denen viele Gott finden. Hat Gott in der Erkenntnisphäre gar keine Daseinsberechtigung mehr, so ist der Spott Heines berechtigt, Kant habe die hinausgeworfne Gottheit wieder hereingeholt aus Mitleid mit seinem alten Bedienten, der ohne einen Gott nicht habe auskommen können, und der Spott der Sozialdemokraten, alle Gebildeten wüßten zwar, daß es keinen Gott gebe, aber um ihre Herrschaft zu behaupten, müßten sie sich und dem Volke einen vorlügen.

Hegel sodann hat den Atheismus offen verkündigt, und es gehört ein ziemlicher Grad von Verstandeschwäche dazu, das nicht einzusehen. Die absolute Idee, die sich in der Natur entäußert und erst im menschlichen Bewußtsein zu sich kommt, ist so wenig Gott wie Schopenhauers Wille und Hartmanns Unbewußtes. Zu einem unbewußten Wesen, das noch dazu außerhalb der materiellen Welt gar nicht vorhanden ist, kann man nicht beten, und nur ein Narr könnte es verehren oder lieben. Damit hört also jede Möglichkeit einer Religion auf. Feuerbach war so ehrlich, das zu bekennen, erkannt werden es wohl alle Schüler Hegels haben, die nicht auf den Kopf gefallen waren. Feuerbach lehrt: der Gott der Theologie ist ein Gespenst, und dieses Gespenstes letzte Zuflucht ist die Hegelsche Philosophie geworden, deren absolute Idee eben auch nur ein Gespenst ist. Es giebt nichts im All als diese materielle Welt, und alle metaphysischen Ideen sind nur Spiegelungen materieller Vorgänge. Der Mensch ist das höchste aller Wesen, und wenn man durchaus das Wort Gott gebrauchen will, der einzige Gott. Und nachdem dieses Evangelium des Materialismus von den Büchner, Vogt und Moleschott unter den Nichtphilosophen des gebildeten Bürgerstandes verbreitet worden war, hat es Marx, von ganz andern Tendenzen wie jene Physiker geleitet, in die proletarischen Massen getragen, erst lange Zeit, nachdem er es sich selbst angeeignet hatte. Damals, in seinen Philosophenjahren, war er noch nicht Nationalökonom. Die Kritik, die er und seine Freunde: Ruge, Bruno Bauer und Köppen damals an den deutschen Zuständen übten, deckt sich ungefähr mit der von Heine und den jungdeutschen Schöngelstern geübten, verfolgte aber ganz andre Ziele. Namentlich Marx ist (ebenso wie der edle Feuerbach) niemals auf das ausgegangen, was damals Emanzipation des Fleisches hieß und was heute „sich ausleben“ genannt wird. Marx entstammte einer in jeder Beziehung guten Familie, zog sich als Student nur dadurch den Unwillen des Vaters zu, daß er vollkommen gleichgiltig gegen Geld und Brotverdienst war und sich unter Büchern vergrub, „um Ungetüme zu gebären,“ dabei die Geselligkeit und seine gesellschaftliche Ausbildung vernachlässigte; er verlobte sich als Ahtzehnjähriger mit seiner Jugendfreundin Jenny von Westphalen, führte sie mit fünfundzwanzig Jahren als Gattin heim, ist ihr immer treu geblieben und zeitlebens in meist kümmerlicher Lage ein musterhafter, fürsorglicher und zart sinniger Gatte und Familienvater gewesen. „Obgleich oder vielmehr weil Marx kein Philister war, so hat er nie im Zigeuner den gebornen Vorkämpfer der menschlichen Kultur erblickt,“ sagt Mehring.

Franz Mehring giebt nämlich bei J. H. W. Diez Nachs. in Stuttgart Grenzboten I 1902

Zerstreutes und bisher Ungedrucktes aus dem litterarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle heraus. Der erste sieben erschienene Band enthält: Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1841 bis 1844.*) Mehring hat die einzelnen Aufsätze mit sehr guten, selbstverständlich vom marxistischen Standpunkt aus geschriebenen Einleitungen versehen, die den Zusammenhang der publizistischen Erzeugnisse der beiden sozialistischen Propheten mit den Ereignissen, den geistigen, politischen und wirtschaftlichen Strömungen der Zeit deutlich machen. Wir sind dadurch instand gesetzt, Marzens geistige Entwicklung vollständig zu überschauen und ihn zu verstehen. Es sind weder häusliche Traditionen noch persönliche Schicksale oder Leidenschaften gewesen, die ihn in die revolutionäre Richtung und in den Kommunismus hineingetrieben haben, sondern angeborener Grüblersinn, energische, den Dingen auf den Grund gehende Denktätigkeit, unbestechliche Ehrlichkeit und ein warmes Herz. Voraussetzungslos ist er freilich nicht an seine Forscherarbeit gegangen. Er hatte natürlich keine andre Lust einatmen können, als die damals das gebildete Deutschland erfüllte, und die war eben die des Hegelkults, d. h. die eines halb unbewußten Atheismus. Man sieht das gleich an seiner Doktorarbeit über den Unterschied der demokratischen von der epikuräischen Naturphilosophie. (Er hatte zuerst Jura studiert und war dann zur Philosophie übergegangen.) In der Vorrede zitiert er des äschyleischen Prometheus Wort: Den Göttern allen heg' ich Haß, und bemerkt dazu: „Prometheus ist der vornehmste Heilige und Märtyrer im philosophischen Kalender.“ Und am Schluß der Abhandlung schreibt er: „Komm mit deinen Göttern in ein Land, wo andre Götter gelten, und man wird dir beweisen, daß du an Einbildungen und Abstraktionen leidest. Mit Recht. Wer den alten Griechen einen Wandergott gebracht hätte, dem würden sie die Nichtexistenz dieses Gottes bewiesen haben, denn für die Griechen existierte er nicht. Was für ein bestimmtes Land die Götter aus der Fremde, das ist das Land der Vernunft für Gott überhaupt, eine Gegend, in der seine Existenz aufhört.“ Übrigens beweist die Abhandlung nicht allein den außerordentlichen Scharfsinn des Verfassers, sondern auch sein gründliches Quellenstudium und wird auch heute noch (sie ist ihrerzeit ungedruckt geblieben) den Philosophen neue Einblicke in die antike Atomistik erschließen. In der Form erinnert sie sehr an Hegel.

Während nun aber Marx als Metaphysiker von Haus aus Materialist war, blieb er als Ethiker zeitlebens Idealist. Das höchste und das einzig wertvolle war ihm der Mensch, aber der Mensch Kants, Fichtes und Hegels, der sittlich freie und humane Mensch, der nicht bloß zivilisierte, sondern kultivierte Mensch; und sobald er sich, was schon im Jünglingsalter geschah, der praktischen Philosophie zuwandte, war deren Inhalt Politik, weil er mit seinen Lehrmeistern glaubte, daß das Menschheitsideal nur im Staate verwirklicht werden könne. Darum war er notwendig revolutionär, weil die Politik seiner

*) Der gleichzeitig herausgegebene vierte Band bringt: Briefe von Ferdinand Lassalle an Karl Marx und Friedrich Engels.

(wie jeder andern Zeit) sehr wenig geeignet schien, das Menschheitsideal zu verwirklichen. Der Zwangsstaat erschien als ein System von Fesseln, die den im Volke lebenden guten Geist hinderten, sich frei zu entfalten und den Ver-nunftstaat zu verwirklichen. Den Litteraten machte sich vor allem die Fessel der Zensur fühlbar. Die meisten von ihnen begrüßten deshalb mit Jubel die Zensurinstruktion vom 24. Dezember 1841, worin der Romantiker auf dem preußischen Throne „jede ungebührliche Beschränkung der schriftstellerischen Thätigkeit ausdrücklich mißbilligte, das Bedürfnis einer freimütigen und anständigen Publizistik anerkannte und die Zensoren zur angemessenen Beobachtung des Zensuredikts vom 18. Oktober 1819 anhielt.“ Nur Marx durchschaute die Wertlosigkeit der Instruktion und erlebte die schlagendste Bestätigung der Richtigkeit seines Urteils, indem seine Kritik des königlichen Erlasses in Deutschland nicht gedruckt werden konnte, weil gerade in den Tagen, wo sein Manuskript bei Ruge einging, dessen Deutsche Jahrbücher von der Zensurbehörde abgeschlachtet wurden. Der Artikel, die erste publizistische Leistung des jungen Marx, erschien 1843 mit dem sonstigen Nachlaß der Jahrbücher zusammen in einem Sammelwerke, das Feuerbach, Bauer und Ruge in Fröbels litterarischem Kontor zu Zürich und Winterthur herausgaben.

Marx hatte indes schon anderweitig eine Unterkunft für die Gedanken gefunden, mit denen er angefüllt war. Am 1. Januar 1842 erschien die erste Nummer der Rheinischen Zeitung, für die er zuerst als Mitarbeiter und dann als Redakteur gewonnen wurde. Ihre Gründer waren Mitglieder des vornehmen rheinischen Bürgertums, die den preußischen Staat in einem den Interessen des ökonomischen, industriellen und geistigen Fortschritts entsprechenden Sinne umgestalten wollten; an der Spitze standen Camphausen und Hansmann. Die Kölnische Zeitung war damals noch ein unbedeutendes Provinzblatt. Nach fünfvierteljährigem Bestand wurde „auch dieser getreue Eckart“ von der Zensur totgeschlagen, weil er die Klagen der Weinbauern an der Mosel über ihre elende Lage veröffentlicht hatte. Das Blatt war selbstverständlich weder sozialistisch noch kommunistisch. Als ihm die Augsburger Allgemeine wegen eines Feuilletons über Berliner Familienhäuser einmal Kommunismus vorgeworfen hatte, schrieb Marx: „Die Rheinische Zeitung, die den kommunistischen Ideen in ihrer jetzigen Gestalt nicht einmal theoretische Wirklichkeit zugestehn, also noch weniger ihre praktische Verwirklichung wünschen oder auch nur für möglich halten kann, wird diese Ideen einer gründlichen Kritik unterwerfen. Daß aber Schriften wie die von Leroux, Considérant und vor allem das scharfsinnige Werk Proudhons nicht durch oberflächliche Einfälle des Augenblicks, sondern nur nach lang anhaltenden und tief eingehenden Studien kritisiert werden können, würde die Augsburgerin einsehen, wenn sie mehr verlangte und mehr vermöchte als Glacephrasen.“ Allerdings machte er einmal von Proudhons: Eigentum ist Diebstahl Gebrauch, aber Mehring sagt ganz richtig, daß darin kein Zugeständnis an den Kommunismus liegt; jeder nicht vom Klasseninteresse verblendete Politiker mußte im vorliegenden Falle daselbe sagen, auch wenn Proudhon das berühmte Bücklein: *Qu'est-ce que la propriété?* gar nicht geschrieben hätte. Es handelte sich um die

Debatten des rheinischen Provinziallandtags über ein Gesetz, das das Auflesen von dürrem Holz zum Diebstahl stempelte. Marx machte in der Kritik des Gesetzes unter anderm zweierlei geltend: daß ein solches Gesetz Verbrechen und Verbrecher schaffe, und daß es die Folgerung: Eigentum ist Diebstahl nahe lege. In Beziehung auf das erste sagt er unter anderm: „Auf der einen Seite steht die Notwendigkeit, daß eine Masse Menschen ohne verbrecherische Gefinnung von dem grünen Baum der Sittlichkeit abgehauen und als Raffholz der Hölle des Verbrechens, der Infamie und des Elends zugeschleudert werden. Auf der andern Seite steht die Möglichkeit der Mißhandlung einiger jungen Bäume [mit der die Vorlage begründet worden war], und es bedarf kaum der Anführung: Die hölzernen Götzen siegen, und die Menschenopfer fallen!“ Er beruft sich auf die Humanität der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung, die den Munddiebstahl von der kriminellen Behandlung ausschließt. In Beziehung auf das zweite schreibt er: „Das Volk sieht die Strafe, aber es sieht nicht das Verbrechen, und weil es die Strafe sieht, wo kein Verbrechen ist, wird es schon darum kein Verbrechen sehen, wo die Strafe ist. Indem ihr die Kategorie des Diebstahls da anwendet, wo sie nicht angewendet werden darf, habt ihr sie auch da beschönigt, wo sie angewendet werden muß. Und hebt sich diese brutale Ansicht, die nur eine gemeinschaftliche Bestimmung in verschiedenen Handlungen festhält und von der Verschiedenheit abstrahiert, nicht selber auf? Wenn jede Verletzung des Eigentums ohne Unterschied, ohne nähere Bestimmung Diebstahl ist, wäre nicht alles Privateigentum Diebstahl? Schließe ich nicht durch mein Privateigentum jeden dritten von diesem Eigentum aus, verlege ich also nicht sein Eigentumsrecht? Es ist daher ein ebenso historisches als vernünftiges Faktum, daß die unterschiedslose Härte allen Erfolg der Strafe aufhebt, denn sie hat die Strafe als einen Erfolg des Rechts aufgehoben.“ Selbstverständlich war es der größere Grundbesitz, von dem das Gesetz gefordert wurde. Gegen ihn und die ihn beschützende Bureaucratie, nicht gegen das damals in Deutschland politisch und wirtschaftlich noch schwache Industriekapital war alle Opposition gerichtet. Das Junkertum beherrschte auch die Provinziallandtage, und Marx erklärte, eine Monarchie ohne Landtag sei ihm lieber als ein solcher Landtag; zur öffentlichen Intelligenz der Regierung hege er mehr Vertrauen als zur Privatintelligenz von Grund und Boden.

Die Politik der Rheinischen Zeitung war also nicht die des Kommunismus, den die französische Revolution zu verwirklichen versucht hatte, und dessen Theorie die Kant: Fichtische Moral war, nach der alles, was Menschenantlig trägt, sittlich und darum frei sein soll, weil in dieser Theorie beide Begriffe zusammenfallen. Sie tritt besonders in zwei Aufsätzen von Marx hervor. Der erste ist eine zweite Abhandlung über Zensur und Preßfreiheit, gleich dem Artikel über Holzfrevel durch Verhandlungen des rheinischen Landtags veranlaßt. Materiell sind natürlich alle Bekämpfer der Zensur im Recht. Die amtliche Bevormundung der Presse, die zuerst durch die Zensur und dann auf Grund des Preßgesetzes durch die Strafjustiz geübt worden ist, war bisher eine ununterbrochne Reihe von Dummheiten, die den Staat lächerlich und ver-

ächtlich gemacht haben, ohne ihm etwas zu nützen. Die Verbreitung unsittlicher Schriften einzuschränken, mag einigermaßen gelungen sein; was aber die sogenannten staatsgefährlichen Ideen betrifft, so ist deren Fortschritt diesseits der schwarz-gelben Grenzpfähle nicht einen Augenblick aufgehalten worden, während man in Österreich mit den schlechten Ideen und denen von zweifelhaftem Wert auch die guten, das Denken überhaupt totgeschlagen und dadurch das Volk intellektuell und sittlich tief geschädigt hat. Auch wird man sowohl die ehrliche Begeisterung anerkennen müssen, mit der Marx die freie Presse verherrlicht, als auch die in dieser Verherrlichung ausgesprochenen Wahrheiten, z. B. auf Seite 239: „Die freie Presse ist das überall offene Auge des Volksgeistes, das verkörperte Vertrauen eines Volkes zu sich selbst, das sprechende Band, das den Einzelnen mit dem Staat und der Welt verknüpft, die inkorporierte Kultur, die die materiellen Kämpfe zu geistigen Kämpfen verklärt und ihre rohe stoffliche Gestalt idealisiert. Sie ist die rücksichtslose Beichte eines Volkes vor sich selbst, und bekanntlich ist die Kraft des Bekenntnisses erlösend. Sie ist der geistige Spiegel, in dem ein Volk sich selbst erblickt, und Selbstbeobachtung ist der erste Schritt zur Weisheit. Sie ist der Staatsgeist, der sich in jede Hütte kolportieren läßt, wohlfeiler als materielles Gas. Sie ist allseitig, allgegenwärtig, allwissend. Sie ist die ideale Welt, die stets aus der wirklichen quillt und, ein immer reicherer Geist, neu belebend in sie zurückströmt.“ Indem er den Einwurf, wenn die Pressfreiheit etwas taugen solle, so setze sie vollkommene Menschen voraus, zurückweist, vernichtet er zugleich allen Pessimismus. „Was sich entwickelt, ist unvollkommen. Die Entwicklung endet erst mit dem Tode. Also bestünde die wahre Konsequenz darin, den Menschen totzuschlagen, um ihn aus diesem Zustande der Unvollkommenheit zu befreien. Alles ist unvollkommen, zugegeben! Die Pressfreiheit ist unvollkommen, aber auch die Zensur ist unvollkommen, die Regierungen und die Landtage sind unvollkommen. Warum soll gerade die freie Presse unter allen diesen Unvollkommenheiten vollkommen sein? Die wahre Konsequenz kann nur darin bestehen: wie ich bei der Betrachtung eines Gemäldes den Standpunkt verlasse, der mir nur Farbenflecke, aber keine Farbenharmonie, wüst durcheinander laufende Linien, aber keine Zeichnung giebt, so den Standpunkt zu verlassen, der mir die Welt und die menschlichen Verhältnisse nur in ihrem äußerlichsten Schein zeigt, und ihn als falsch zu erkennen, denn wie könnte auch ein Standpunkt zum Urteil, zum Unterscheiden befähigen, der über das ganze Universum nur den einen platten Einfall hat, daß alles unvollkommen ist? Dieser Standpunkt ist das Unvollkommenste unter allen Unvollkommenheiten, die ihn umgeben.“

Aber Marx ist so sehr ein Prinzipienmensch, daß das Prinzipielle bei ihm immer das Hauptfächliche ist, und dieses Prinzipielle spricht er in folgendem Satze aus. „Von dem Standpunkte der Idee aus versteht es sich von selbst, daß die Pressfreiheit eine ganz andre Berechtigung hat als die Zensur, indem sie selbst eine Gestalt der Idee, der Freiheit, ein positiv Gutes ist, während die Zensur eine Gestalt der Unfreiheit, die Polemik einer Weltanschauung des Scheins gegen die Weltanschauung des Wesens, eine nur negative Natur ist.“

Und dieses Prinzip ist nun falsch. Nicht die Freiheit ist das positiv Gute, sondern der gute und weise Mensch ist das positiv Gute, und die Freiheit, die etwas negatives ist, nämlich die Abwesenheit von Fesseln, ist nur eine Bedingung, ohne die sich jenes positiv Gute für gewöhnlich nicht voll entfalten kann. Nun giebt es aber nicht bloß gute, sondern auch böse und schlechte Menschen, und der unwissenden und unverständigen sind zu allen Zeiten mehr gewesen als der weisen. Wird demnach allen schrankenlose Freiheit erlaubt, so werden sie wahrscheinlich mehr Böses und Unverständiges zu Tage fördern als Gutes. (Abgesehen davon, daß unbeschränkte Freiheit schon darum nicht möglich ist, weil die Menschen dort, wo keine Obrigkeit Schranken setzt, einander gegenseitig auf das ärgste einschränken.) Daß nun die Obrigkeiten, deren Beruf es ist, in der Presse und im Leben das Gute frei zu lassen, das Böse, Unvernünftige und Verderbliche aber zu fesseln, selbst Menschen von mangelhafter Güte und Einsicht sind, ist eine Sache für sich, ist eben das, was die Bekämpfung der Zensur materiell berechtigt erscheinen läßt. Hier handelt es sich jedoch um das Prinzip. Wenn auch wir vertrauen, daß in dem irdischen Wust von Schlechtigkeit, Bosheit, Unvernunft und Dummheit die Vernunft schließlich siegen werde, so wurzelt dieses unser Vertrauen einzig und allein in dem Glauben, daß der Gott, den Marx leugnet, die Entwicklung des Menschengeschlechts leitet und sich dabei, je nach Umständen, bald der Freiheit, bald der Fesselung bedient; die zweite wirkt bekanntlich oft auch dann Gutes, wenn sie von Schlechten und Unverständigen geübt wird, indem die Unterdrückung die Kraft der Unterdrückten stählt und diese zwingt, sich selbst zu prüfen, ihre Fehler abzulegen, ihren Verstand anzustrengen. Marx meint, die zensierte Presse sei an sich schlecht, die freie an sich gut; bei jener sei das Gute, was sie zufällig hervorbringt, bei dieser das ebenso zufällige Schlechte gegen ihr Wesen. Aber wenn das Volk, das die freie Presse hat, schlecht ist, so ist das Schlechte, das sie hervorbringt, durchaus nicht gegen ihr Wesen. Die Freiheit, das heißt die äußere, die politische und soziale Freiheit, ist, wie gesagt, an sich weder etwas Gutes, noch etwas Böses, sondern eine leere Form, die erst durch die Füllung mit einem bestimmten Menschenmaterial etwas Positives und dann manchmal etwas Gutes und manchmal etwas Böses wird. Daß sie unter allen Umständen und überall zum Guten aus schlagen müsse, kann man nur dann behaupten, wenn man überzeugt ist, daß es verdorbene Völker weder jemals gegeben habe, noch jemals geben werde. Also, um das Gesagte zusammenzufassen: mit der Bekämpfung der preussischen Zensur war Marx materiell im Recht, aber der philosophische Standpunkt, von dem aus er sie bekämpfte, ist unhaltbar.

Nicht weniger irrig als der erste Grundsatz des philosophischen Liberalismus, daß die politische Freiheit das positiv Gute sei, ist der zweite, daß nur das Vernünftige Recht und Gesetz sein könne. Diesen Satz verteidigt Marx in einer Kritik der historischen Rechtsschule, die er in der Person ihres Hauptvertreters, des Göttinger Professors Hugo († 1844), bekämpft. Hugo behauptet, daß auch solche Einrichtungen, die der Vernunft widersprechen, als Produkte der historischen Entwicklung und als positive Satzungen zu Recht

bestehn. Marx dekretiert einfach: „die Zensur kann, so wenig wie die Sklaverei, jemals gesetzlich werden, und wenn sie tausendmal als Gesetz vorhanden wäre.“ Es dürfte sich in allen Gesetzgebungen aller Zeiten nicht ein einziges Gesetz ausfindig machen lassen, das nicht in irgend einer Beziehung oder unter gewissen Umständen der Vernunft widerspräche. Wenn nur das unbedingt vernünftige Gesetz zu Recht besteht, dann giebt es überhaupt keine zu Recht bestehenden Gesetze und keinen Staat. Die Lösung der Schwierigkeit liegt darin, daß die Vernünftigkeit der Gesetze eine Forderung ist, die anerkannt werden soll, der aber niemals Genüge geleistet werden kann, und daß jeder geschichtlich gewordne Rechtszustand sowohl vernünftig als unvernünftig ist; unvernünftig am Ideal gemessen, vernünftig in Ansehung der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit. Die historische Schule war die notwendige Reaktion gegen ein Jakobinertum, das sich einbildete, das absolut Vernünftige nicht allein erkannt zu haben, sondern es auch erzwingen zu sollen und zu können, und sie würde sich nur dann ins Unrecht setzen, wenn sie die Verpflichtung leugnete, das historisch Gewordne den Forderungen der Vernunft entsprechend zu bessern. Unvernünftig ist z. B. auch ein Gesetz, das den Achtstundentag einführt, denn es ist offenbar unvernünftig und zudem eine arge Freiheitsbeschränkung, also gegen beide liberale Prinzipien, einen Mann, der ohne Schädigung seiner Gesundheit zwölf Stunden arbeiten könnte und es des größeren Verdienstes wegen gern thun möchte, daran zu verhindern. Aber wenn dieses Gesetz das einzige Mittel sein sollte, eine ganze Bevölkerung vor leiblicher und geistiger Verkümmern zu bewahren, so würde das an sich Unvernünftige vernünftig als Mittel, eine noch größere Unvernunft zu verhüten. Es erregt Marxens sittliche Entrüstung, wenn Hugo die Sklaverei verteidigt im Hinblick auf die Thatsache, daß der Sklave durchschnittlich in einer bessern Lage sei als der Bettler in den Ländern der allgemeinen Freiheit, aber die Thatsache wird durch keine Entrüstung aus der Welt geschafft, und Hugo hat sie nicht einmal in ihrer ganzen Größe dargestellt; er hätte statt der Bettler die freien Arbeiter nennen sollen, deren Elend später Marx selbst und sein Freund Engels geschildert haben.

Mit dem Widerspruch Marxens gegen Hugos Behauptung, daß die Sklaverei weder an der tierischen noch an der vernünftigen Natur des Menschen etwas ändere, da sie ihn, einen guten Herrn vorausgesetzt, an der Entfaltung zur vollen Kraft und Schönheit nicht hindere und alle Gewissenspflichten bestehn lasse, kommen wir zum Kerne des doktrinären Liberalismus, den wir später ins Auge fassen. Unter den Sätzen, die Marx als Proben von Hugos Verschrobenheit anführt, steht auch der, daß die Erziehungskunst gegen das Recht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, nicht weniger einzuwenden habe als die Kunst zu lieben gegen die Ehe; sei es doch offenbar unvernünftig, daß ein Mensch, dem kein anderer seine Kinder anvertrauen würde, nicht allein die eignen Kinder erziehn, sondern auch verständige Pädagogen, die ihm etwa drein reden wollen, von der Erziehung ausschließen dürfe. Daß Marx diese Stelle, anstatt sie lobend hervorzuheben, in die Verdammnis einschließt, ist deswegen interessant, weil die Sozialisten alter und neuer Zeit aus der pädagogischen Unfähigkeit

der meisten Eltern gefolgert haben, das Recht der Erziehung gebühre dem Staate. Dieser hat denn auch, zuerst im philosophischen Preußen, das spartanisch-platonische Recht wieder geltend gemacht — gegen alle Eltern ohne Ausnahme in beschränktem Maße durch den Schulzwang und den Zwang zur Militärdienstpflicht, in Fällen aber, wo das Elternrecht oder Unrecht gemeinschädliche Wirkungen erzeugt, durch die Zwangs- oder Fürsorgerziehung ganz unbefränkt. Goethe sagt: „Man könnte erzogne Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären.“

(Schluß folgt)



Kursächsishe Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

6. Torgau

(Schluß)



ebri gens war Torgaus Glanz zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts schon merklich zurückgegangen. Eine Feuersbrunst hatte im Jahre 1599 den Teil des Nordflügels, der die Gemächer der Kurfürstin enthielt, und den elbwärts daran anstoßenden hochragenden Hasenturm in Asche gelegt; der Wiederaufbau des Turms erfolgte nicht in der frühern Höhe, die Wiederherstellung der Gemächer nicht in der alten Pracht. Weit mehr aber litt das Schloß in den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs, namentlich 1637, als Banér mit seinen zügellosen Horden länger als vier Monate Torgau besetzt hielt. Immerhin galt Torgau noch das ganze siebzehnte Jahrhundert lang neben Dresden als die bevorzugteste Residenz des kursächsischen Hofes. Als aber Dresden unter August dem Starken fast der alleinige Sitz des glänzenden Hofes wurde, und sich dort der Adel fast des gesamten Lands seine Paläste baute, fiel Schloß Hartenfels mehr und mehr der Vereinsamung und Vergessenheit anheim.

Nur in der Kriegsgeschichte hat Torgau, obwohl keine eigentliche Festung, eine bedeutende Rolle weiter gespielt, zunächst im Zeitalter Friedrichs des Großen. Der Scharfblick des großen Strategen hatte gleich beim Ausbruch des dritten Schlesi schen Kriegs die Wichtigkeit der Stadt erkannt, von wo man, immer die Elbe als Deckung der linken Flanke benutzend, schnell in das Herz der sächsischen Länder vordringen konnte. Deshalb dirigierte er die mittelste der drei Kolonnen, die er am 28. August 1756 in Sachsen einrücken ließ, auf Torgau; er richtete dort sofort ein preussisches Feldkriegsdirectorium ein und ließ die Stadt besetzen. Seitdem war Torgau der nördlichste Punkt der zu den Kagenhäufeln, dem beherrschenden Punkte des Meissen-Rossener Plateaus, und nach Dresden führenden „innern Linie,“ auf der er oder sein Bruder Heinrich die zur Deckung Sachsens verfügbaren Streikräfte in Sil-

märschen hin und her warf. Das glänzendste Beispiel dieser Kriegsführung gab der König nach dem in unmittelbarer Nähe von Torgau, auf den Süptiger Höhen, am 3. November 1760 erfochtenen blutigen Siege, indem er die noch immer starke Armee Dauns und Laschys so schnell nach Süden trieb, daß er am 8. November eine starke Stellung bei Weißen, zwischen den Kapenhäusern und Schletta, einnahm, während sein General Hülsen die Reichsarmee bis an die Saale westwärts jagte. Friedrich der Große war während des Siebenjährigen Kriegs auch mehrmals persönlich in Torgau; eines Tags stand auch er bewundernd im Hofe des Schlosses Hartenfels und äußerte sein Bedauern darüber, daß er das schöne TreppenhauS nicht in die Tasche stecken und mitnehmen könne. Der große König hielt überhaupt in dem in der Kultur überlegnen Sachsen damals eine scharfe Musterung über alles ab, was seinen Landen von Nutzen werden könnte. So hat er nicht nur Volksschullehrer, Rattendrucker aus Chemnitz und Freiburger Mineure mit heimgenommen, sondern gegen das Ende des Kriegs auch seine Generale angewiesen, Ehegeschließungen seiner Soldaten mit wohlhabenden sächsischen Bauerntöchtern zu begünstigen, „damit etwas Geld ins Land käme.“

Während des Siebenjährigen Kriegs hatte das Schloß Hartenfels als preußisches Hauptlazarett gedient: damit begann der Verfall des Schlosses, der leider bis zum heutigen Tage noch andauert. Es war beim Abschluß des Hubertusburger Friedens in einem trostlosen Zustande, und die zerrütteten sächsischen Finanzen gaben zunächst keine Möglichkeit, es auch nur einigermaßen wieder herzustellen. So tauchte denn wenig Jahre nach dem Friedensschlusse bei der sächsischen Regierung der Plan auf, in die Städte, wo so vielen wettinischen Fürsten und Prinzessinnen die Hochzeitstrompeten erklingen waren, ein Zuchthaus für Strafgefangene zu verlegen. Dergleichen geringschägige Behandlung herrlicher alter Bauten lag auch im Geschmace der „Aufklärung“ dieser Zeit. Damals (1762) wurde auch Annaburg und noch manches andre kurfürstliche Schloß einer fiskalischen Nutzung übergeben: es war, als sollte das Übermaß des Prunkes, das unter August dem Starken und seinem Nachfolger in Sachsen geherrscht hatte, dadurch geföhnt werden, daß man die kunst- und erinnerungsreichsten Herrscherstize alter Zeit den nüchternsten Staatszwecken opferte. Daß man aber im Volke gerade den Sturz der Torgauer Herrlichkeit mit Teilnahme betrachtete, das klingt noch aus dem alten Schumannschen Staats-, Post- und Zeitungslexikon heraus, wo es vom Torgauer Schlosse heißt: „Nun raffelten nicht mehr Karossen der Fürsten in demselben, wohl aber Ketten; die Spinnräder schnurrten, und in dem Hofe, wo sonst Fürsten und Ritter turnierten, erhielten nun Züchtlinge den Willkommen.“

Bevor das Schloß seiner neuen Bestimmung übergeben wurde, fand eine Auktion alles dessen statt, was noch von der alten herrlichen Einrichtung übrig war, eine Verschleuderung vornehmster Erzeugnisse älterer Kunst, die bei einer sonst tüchtigen und gewissenhaften Verwaltung eben nur unter der Herrschaft Rousseauscher Ideen über den Unwert des historisch Gewordenen denkbar war. Durch einen glücklichen Zufall besitzt die Fürstenschule St. Afra zu Weißen einige wertvolle Bruchstücke der ehemaligen Einrichtung des Torgauer Schlosses, die

der abliche Schulinspektor J. A. von Carlowitz (1771 bis 1783) in der Auktion erstanden und der Schule geschenkt hat. Dazu gehört vor allem das schon früher besprochne herrliche Ölgemälde des Kurfürsten Moriz, das vielleicht von Tizian oder einem seiner Schüler herrührt, ferner ein gleich großes, ebenfalls sehr gutes Bild des Kurfürsten August, ein kleineres auf Holz gemaltes Porträt Friedrichs des Weisen von Lukas Cranach und einige andre Fürstenbilder, auf deren Herkunft aus dem Torgauer Schlosse schon Hermann Peter (Programm von St. Afra 1880, S. 25) aufmerksam gemacht hat.

Aus derselben Quelle stammt aber auch vielleicht ein altes Ölgemälde der afrikanischen Inspektionsstube, das Luthers und Melanchthons Brustbild in derb realistischer Auffassung nebeneinander zeigt. Endlich aber werden als ehemaliges Inventar des Torgauer Schloßes durch Inschrift bezeugt vier etwa 40 Centimeter im Durchmesser haltende, in Blei gefaßte Medaillons mit wundervoller Glasmalerei, die ich vor Jahren unbeachtet in einem Winkel der afrikanischen Bibliothek stehn fand. Auf dem Bleirande des ersten steht geschrieben: Cum A. S. 1771 arx quae est Torgaviae dieta Hartenfels usui publico accommodaretur, has quattuor vetustatis reliquias ab interitu vindicavit J. A. v. Carlowitz. Man kann diese teilweise zerbrochene, teilweise auch ungeschickt ergänzten Trümmer nur mit Wehmut betrachten: sie stammen aus der glänzendsten Zeit des Schloßes, aus den Tagen Johann Friedrichs, und geben uns auch in ihrer Verwahrlosung noch einen Begriff von dem feinen Renaissancegeschmack, der einst in den Zimmern und Sälen dieses Fürstensitzes waltete. Sie sind die letzten Überbleibsel einer größern Reihe, die vielleicht in die Mitte der Fenster des Festsaalbaues eingelassen waren und die Wappen der Schloßherrschafft und symbolische Darstellungen der menschlichen Beschäftigungen und Künste enthielten. So zeigt das erste Medaillon in herrlichen Farben das Wappen der Kurfürstin Sibylla, der Gemahlin Johann Friedrichs, mit der Unterschrift: Herzogin von Sachsen Sibylla, Herzogin von Züllich, Cleve (und Berg), es ist also wohl noch zu Lebzeiten des Kurfürsten Johann gemalt worden. Über der zweiten Tafel steht „Pfalz,“ doch ist das von zwei Rittern getragne Wappen nicht richtig ergänzt. Darüber ist noch die Jahreszahl MD.. erkennbar. Das dritte Medaillon trägt die Überschrift: Coquinaria = Kochkunst. Darunter ist als Küche ein säulengetragenes Gewölbe dargestellt, worin drei als Köche weiß gekleidete Männer hantieren, deren Köpfe mit großer Freiheit gezeichnet sind. Links davon hängt ein Kessel überm Feuer, daneben stehn ein Topf mit Löffel und ein Löffelbrett, Wasserzuber u. a. Das vierte Medaillon trägt die Überschrift Mercatura über einem Wappenschild, über das sich das Kastell und die Masten zweier hochgetakelter Kauffahrteischiffe erheben.

Ein Menschenalter später pochte eine neue Zeit an die Thore von Hartenfels. Die altväterischen sächsischen Bataillone und Schwadronen sind in Waffenbrüderschaft mit den Preußen auf dem Schlachtfelde von Zena trotz tapfrer Gegenwehr der modernen Kriegskunst des korsischen Eroberers unterlegen. Während nun Napoleon den Staat Friedrichs des Großen mit Vernichtung bedroht, findet er es vorteilhaft, die alte sächsisch-preussische Eifersucht wachsend, den Kurfürsten von Sachsen schmeichelnd zu umwerben, und Friedrich

August der Gerechte läßt sich durch diese Lockung gerade so blenden, wie Friedrich Wilhelm III. und seine Ratgeber zur Zeit der dritten Koalition (1803 bis 1805). So wird das „Königreich Sachsen“ ein Glied des Rheinbundes und damit eine Domäne des Innerächtlichen. Bald hat auch er die strategische Wichtigkeit der beiden nord-sächsischen Elbstädte Wittenberg und Torgau erkannt; er verlangte zuerst, daß Wittenberg „zu einer die ganze Mittel-Elbe beherrschenden Festung ersten Ranges und zum Hauptbollwerke des Königreichs“ erhoben werde. Aber der König erschrak vor den ungeheuern Kosten und schlug die Befestigung Torgaus vor, das sich auch „durch seine Lage an der Hauptstraße von der Ober nach Leipzig empfehle,“ und Napoleon war damit zufrieden. Immerhin war auch dieser Plan auf 6074519 Thaler veranschlagt!

So begann man denn gegen Ende des Jahres 1810 die Vorstädte Torgaus abzubauen, wobei weder die vor dem Hospitalthore liegende Kirche noch das Waisenhaus noch die auf dem Gottesacker beerdigten Toten geschont wurden. Der Bau der Wälle, Kasematten, Redouten, kurz, die ganze Festungsanlage erfolgte nach den vom Kaiser genehmigten Plänen des sächsischen Ingenieurmajors Aster, und es waren dabei im Sommer 1811 gegen 4000 Soldaten und 700 Maurer und Zimmerleute beschäftigt; später stieg die Zahl der Civilarbeiter bis auf 1500, die einen Tagelohn von 5 Groschen 6 Pfennigen und außerdem wöchentlich 2 Groschen Quartiergeld erhielten; das entspricht nach heutigem Geldwert etwa einem Tagelohn von 2 Mark. Gegen Ende des Jahres 1811 war das große Werk, Sachsens Zwinguri, im Rohbau fertig; aber der Ausbau der ganzen Anlage wurde, obwohl die königlichen Kassen dafür bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen wurden, auch in den folgenden beiden Jahren nicht ganz vollendet.

Im Frühjahr 1812 rauschen an den Wällen der neuen Festung die Völkerströme vorüber, die ein allmächtiger Wille gegen die Einöden Rußlands lenkt — die Völkerströme erstarren dort in Eis und Schnee — nur dünne, verrieselnde Minniale kommen zurück, halbverhungerte und erfrorne Menschen, deren todesmatter Blick immer nur dasselbe sagt:

So hat sie Gott geschlagen
Mit Mann und Roß und Wagen.

Ihnen allen voran auf schnellem Schlitten der wahrwizige Frevler, der gewissenlos dem Anblick des von ihm angestifteten Elends entfloh, und hinter ihnen reiten als Boten des neuen Völkerfrühlings die härtigen Kosaken auf struppigem Steppentroß.

Es ist eine wunderbare Zeit, die noch heute in den Erzählungen unsrer Großmütter nachzittert. Aber ungleich fielen die Lose für die deutschen Stämme: unsern preussischen Nachbarn war es vergönnt zu handeln, uns Sachsen vorzugsweise nur zu dulden. Welches von beiden ist wohl schwerer? Eine wirklich „voraussetzungslose“ Geschichtschreibung giebt es nicht und kann es nicht geben, weil jeder Mensch so und so viele „Voraussetzungen“ unbewußt in sich trägt, von denen er sich nicht befreien kann. Aber es erscheint mir abgeschmackt, heute

noch, nachdem ein gnädiger Gott die deutschen Stämme mit Blut und Eisen unter Zeichen und Wundern zu einem unlöslichen Ganzen zusammengefügt hat, die Geschichte der Freiheitskriege in dem Sinne zu schreiben, daß auf Preußen alles Licht und Lob, auf Sachsen aller Schimpf und alle Schande gehäuft wird. Derartige Übertreibungen konnte man allenfalls verstehen in der Zeit der deutschen Krisis, als es darauf ankam, Preußens historisches Recht auf die führende Stellung im neuen Deutschland recht eindringlich zu erweisen. Aber schon Heinrich von Treitschke, der den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte“ im Jahre 1879 abschloß, hätte sich zu einer objektiven Würdigung der sächsischen Verhältnisse durchringen müssen. Bei aller Anerkennung der großen Verdienste, die er sich um die publizistische Vorbereitung des deutschen Nationalstaats erworben hat, und bei aller Bewunderung, die man dem glänzenden Stilisten zollen muß, ist es doch tief bedauerlich, zu sehen, in welchem Grade er den Verhältnissen seiner Heimat, die er eigentlich im Grunde seines Herzens liebt, feindselig gegenübersteht, und wie er einen Gegensatz zwischen Fürstenthum und Volk konstruiert, den es in solcher Schärfe wahrlich nie gegeben hat. Es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß Heinrich von Treitschke, einer der begabtesten und edelsten Söhne des sächsischen Stammes, diesem durch die pessimistische Auffassung seiner Geschichte in den Augen der übrigen Deutschen, besonders aber der preussischen Nachbarn furchtbar geschadet hat; giebt es doch unter den Sachsen selbst hunderte von Gebildeten, denen durch die von Treitschke ausgesprochenen bitteren Urtheile die Freude an der Geschichte der Heimat völlig vergällt ist; sie wagen an die sächsische Geschichte seit der Zeit Napoleons gar nicht zu rühren, weil sie nur Schmerz und Enttäuschung zu ernten fürchten. Eine wissenschaftliche Revision der Treitschkschen Urtheile über das Verhalten Sachsens im Freiheitskriege ist das erste, was geschehn muß, wenn man die noch heute auch das Ratheder beherrschenden Verdächtigungen und Anklagen auf das rechte Maß zurückführen will, denn der für diese Zeit oft ungerechterweise auf Sachsen gehäufte Tadel frißt sich wie ein Gift auch in die Beurteilung der Gegenwart hinein. Noch vor vier Jahren hat mir ein übrigens hoch verdienter preussischer General in Neapel an offener Wirtstafel vor den gespitzten Ohren von Schweizern und Österreichern im Laufe der Unterhaltung rückhaltlos erklärt, die Sachsen seien schlechte Deutsche, und der einzige „gute Preuze“, den es in Sachsen gebe, sei des Königs Majestät.

In Prag und in Torgau liefen während der kritischen Maitage des Jahres 1813 die Schicksalsfäden Sachsens zusammen. In Prag saß der sächsische König, entschlossen, sich von Napoleon zu trennen, wenn nur Oesterreich sich mit Sachsen zu bewaffneter Vermittlung vereine; deshalb hatte er am 21. April eine Konvention mit Oesterreich unterzeichnet. In Torgau, der mit Kanonen und Kriegsgerät wohl versehenen Festung, stand General Thielmann mit dem Kerne des sächsischen Heeres, etwa 12000 Mann, gebunden an die ihm am 23. April übermittelte Order seines Königs, „daß die Unabhängigkeit der Festung Torgau mit dem größten Ernste behauptet und gegen jedermann erklärt werde, und daß dieselbe nur auf Meinen Befehl im Einverständnis mit dem Kaiser von Oesterreich geöffnet werden kann.“ An General

von Thielmann, ehedem einen aufrichtigen Bewunderer des Strategen Napoleon, der aber aus dem russischen Feldzuge als ein abgefagter Feind des Korsen zurückgekehrt war, ergingen nun die dringendsten Lockungen der Verbündeten, sich ihnen auch über den Willen des allzu bedenklichen Königs hinweg anzuschließen. Seiner Gesinnung nach wäre er vielleicht auch ein zweiter York geworden, wenn das ihm unterstellte Offizierkorps einmütig gewesen wäre. Aber während die jüngern Offiziere mit Ungeduld und Begeisterung den Augenblick herbeisehnten, wo sie Schulter an Schulter mit den Preußen und Russen gegen den bisherigen Zwingherrn kämpfen dürften, waren die ältern, namentlich die Generalmajore von Steindel und von Sahr, nicht etwa aus Neigung für die Franzosen, sondern aus Respekt vor ihrem König der Ansicht, daß ohne seine ausdrückliche Genehmigung keinerlei Konvention abgeschlossen werden dürfe. Die allgemeine Spannung kam zum Ausdruck am 27. April, als Thielmanns Geburtstag gefeiert wurde. Schon bei der Gratulation am Morgen erklärte ihm Sahr, daß er sich jedem Versuche des kommandierenden Generals, die Festung und die Armee den Verbündeten in die Hände zu spielen, mit allen Kräften widersetzen werde, und als später beim Festmahle der Gefeierte ohne seine französischen und westfälischen Orden erschienen war und in einer Schlußansprache seinen Offizieren verkündete, daß er sich von Frankreich lössage, da sprang Sahr auf und rief: „Ja, Herr General, wir werden sechten, mit den Franzosen gegen die Russen und Preußen, mit den Russen und Preußen gegen die Franzosen, wie unser König will! Nichts von Politik! Nur unser König soll leben.“ Darauf entstand ein allgemeiner Tumult, der nichts offenbarte als die Zwiespältigkeit des Offizierkorps.

Fünf Tage später (2. Mai) wurde der todesmutige Angriff der Verbündeten auf Napoleons Flanke bei Groß-Görschen blutig zurückgewiesen, Russen und Preußen traten den Rückzug nach der Lausitz an, und Sachsen fiel von neuem in die Hände der Franzosen. Aber auch für diesen Fall lautete ein vom König am 5. Mai aus Prag an Thielmann erlassenes Hand schreiben, er solle den Franzosen, falls sie das Kriegsglück an die Elbe zurückführe, Torgau nicht öffnen — und so wies dieser nicht nur den auf Berlin marschierenden Key, sondern auch den General Reynier, der schon bis Süptitz vorgeückt war, entschieden ab. Aber am 7. Mai änderte sich die Situation zunächst in Prag. Dorthin war schon am 3. Mai ein von Napoleon teilweise diktiertes Brief des Herzogs von Weimar gelangt, der in Bezug auf den König die unzweideutige Wendung enthielt: *s'il est contre moi, alors il perdra ce qu'il a*. Des Königs Antwort darauf lautete fest und entschieden, sein Verfahren sei einzig und allein bestimmt *par le premier de mes devoirs, celui de veiller au salut de mes peuples que Dieu m'a confiés*. Ebenso widerstand er der dringenden Aufforderung, Torgau den Franzosen zu öffnen, die ihm der am 4. Mai in Prag eingetroffene Gesandte Napoleons, Baron Serra, überbrachte. Als aber am 6. und 7. Mai die Hiobsposten von Groß-Görschen und dem Rückzug der Verbündeten zur Elbe in Prag anlangten, als ein Augenzeuge der Schlacht berichtete, daß Napoleon auch einer Leipziger Deputation die Abfegung des Königs und die Verwüstung Sachsens mit den zornigsten

Worten angedroht hatte, als von Metternich keinerlei Zusage einer baldigen bewaffneten Intervention in Sachsen eintraf, dieser vielmehr nach außen hin jede Verbindung mit Sachsen ableugnete und auch den König verpflichtet hatte, Stillschweigen zu bewahren, da brach der Widerstand des schwer geprüften Mannes zusammen, und er beeilte sich, Napoleons Verzeihung und damit die möglichste Schonung Sachsens zu gewinnen.

Am 10. Mai saß Thielmann in Torgau gerade bei der Mittagstafel, als der Befehl des Königs eintraf, die Festung mit allen Truppen und allem Kriegsgerät dem französischen General Reynier zu übergeben. Bei der ihm bekannten Gefinnung der Stabsoffiziere konnte Thielmann es nicht wagen, gegen den Willen des Königs eine „Konvention von Taurroggen“ herbeizuführen. Aber für seine Person war sein Entschluß gefaßt. Er übergab den Oberbefehl dem Generalmajor von Steindel und ritt gegen Abend, begleitet von dem Oberstleutnant von Aster, dem genialen Festungsbaumeister, zum Thore hinaus, um in Wurschen bei Baußen, dem Hauptquartier der Verbündeten, Kriegsdienste zu nehmen. So fielen also in Torgau die Würfel, die über das Schicksal Sachsens während des Freiheitskriegs entschieden.

Niemand wird das Verhalten des Königs Friedrich August in Prag von dem Vorwurfe der Schwäche und Unentschlossenheit freisprechen können. Aber falsch und tendenziös gefärbt erscheint das Urtheil Treitschkes, wenn er I, 458 sagt: „Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte er sofort, noch bevor eine drohende Mahnung des Protectors ihn erteilte, wieder zu den Fahnen zurück, denen sein Herz immer angehangen.“ Da war sogar General Thielmann, der doch wahrlich nicht als Parteigänger des Königs gelten kann, ein gerechterer Richter. In einem am 22. März 1816 aus Münster an den preussischen Legationssekretär Dorow gerichteten Briefe schreibt er: „Der König ist trotz seines in der Geschichte unvergleichbar geschriebenen Fehltritts ein edler, ein ansgezeichneter Mensch. . . . Niemand glaube, daß er je aus Neigung auf Napoleon gegangen habe, dessen war sein tugendhaftes Herz nie fähig; nur Furcht konnte ihn, seinem schwachen Charakter gemäß, dazu bestimmen, und als Mensch hatte er ihm intimidierend imponiert. So wie sich die Gelegenheit zeigte, schloß er sich an Oesterreich an, freilich nicht kräftig und entschlossen, sondern mit halben Maßregeln. . . . Welche Beständigkeitsprobe wurde aber auch diesem schwachen Charakter durch Oesterreichs Unentschlossenheit aufgelegt!“

Zunächst war es also die Furcht, die den König zu Napoleon zurückführte, und dann, als die Reihe der deutschen Siege begonnen hatte, bannte ihn eine sehr begreifliche Scham an den falsch gewählten Maß. Das furchtbare innere und äußere Elend, das dadurch über Sachsen kam, hinderte sicherlich einen der tüchtigsten deutschen Stämme, das ihm eigentlich zukommende Maß an Siegesfreude und erhebender Begeisterung zu genießen, und streute auch für zukünftige politische Irrungen böse Keime aus. Aber je tiefer man sich in die Gedanken und die Wünsche der Menschen dieser Zeit einlebt, um so mehr verliert man den Mut, zu verurtheilen. Statt bösen Willens findet man oft nur eine unglaublich verwirrte Situation oder eine ungelückte Verknüpfung

der Umstände, der vielleicht auch ein Friedrich Wilhelm III. von Preußen nicht gewachsen gewesen wäre.*) Drum sage ich: Weg mit den harten Urteilen über Menschen und Verhältnisse einer Zeit, die uns im Lichte einer schweren von der Vorsehung verhängten Prüfung erscheinen muß. Richtiger als viele Geschichtschreiber haben die Dichter der Freiheitskriege die Schuldfrage behandelt, allen voran M. von Schenkendorf, wenn er die „Beichte am 28. Oktober 1813“ also beginnen läßt:

Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln alleamt an Ruhm.

Ferner möchte ich darauf hinweisen, daß eins der herrlichsten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks, das mit der Überschrift „Dynastien und Stämme,“ nicht nur für Staatsmänner, sondern auch für Historiker geschrieben ist; die dort niedergelegte politische Weisheit läßt auch manche Episode des Zeitalters der Freiheitskriege in anderm Lichte erscheinen.

Und schließlich hat ja auch Sachsen für die irrite Politik des Jahres 1813 durch Abtretung seiner größern Nordhälfte an Preußen schwer genug gebüßt; eine weitere Strafe durch immer wiederholte Schmähungen in Geschichtswerken ist überflüssig. Es sei fern von mir, die alte Wunde wieder aufreißen zu wollen. Auch der konservative Sachse unsrer Tage erkennt in der 1815 vorgenommenen Teilung des Landes eine politische Notwendigkeit, wir sehen darin den unerläßlichen Zoll, den Sachsen dem durch höhere Zügung zur Führung der Nation erwählten größern Brudertamm entrichtete. Wir freuen uns also aufrichtig des unter preußischem Regiment blühenden Zustandes der Provinz Sachsen, wir sind aber auch stolz darauf, daß der verkleinerte Staat der Albertiner unter der treuen Fürsorge seines Königshauses und dank dem ähnen Fleiße und dem unbeirrten Unternehmungsgeiste seiner Bevölkerung im Laufe der Zeit so an innerer Kraft und Bedeutung gewonnen hat, daß seine Geltung im Gesamthaushalte der Nation kaum geringer ist als vor 1815. Eben deshalb dürfen wir aber auch mit voller Unbefangenheit auf die Jahre 1813 bis 1815 zurückschauen, zumal da auch diese Zeit sächsischer Geschichte neben ihren tiefen Schatten auch Lichtblicke enthält. Als solche müssen uns die überaus bedeutenden Opfer erscheinen, die auch in Sachsen von Einzelnen und von der Gesamtheit dem deutschen Vaterlande gebracht worden sind. Sachsen war seit dem Frühling 1813 vorzugsweise Schlachtfeld, Lazarett und Kirchhof. In Leipzig lagen noch tagelang nach der Schlacht die Leichen auf den Straßen und in den Häusern zu Haufen; auf dem Lande rings umher sogar wochenlang, bis die verstärkten Bauern die Massengräber geschaufelt hatten. Aber auch in Dresden wurden während der Belagerung die Leichen aus den Fenstern einfach auf die unten vorüberfahrenden Totenwagen gestürzt. Fast in allen

*) Theodor Flahe, dem niemand eine Voreingenommenheit für die sächsische Heimat vorwerfen wird, da seine Geschichte Sachsens vom nationalliberalen Standpunkt aus abgefaßt ist, sagt III, 158: „Es verdient bemerkt zu werden, wie Friedrich Wilhelm und Friedrich August, zwei Naturen von großer innerer Übereinstimmung, wesentlich nur durch die äußern Verhältnisse auf so ganz verschiedene Standpunkte gestellt worden waren.“

Städten gab es Lazarette — im ganzen 101 — und eben deshalb Lazarettfieber und Typhus unter den hungern den Einwohnern. Und unter so fürchterlichen Verhältnissen wurde doch zur Fortführung des Kampfes gegen Napoleon ein Heer von 20000 Mann Linientruppen und 20000 Mann Landwehr ausgehoben und ausgerüstet, außerdem aber traten die, die aus dem allgemeinen Ruin noch etwas gerettet hatten, seit dem 31. Oktober 1813 zu dem „Banner der freiwilligen Sachsen“ zusammen, einem den Lützowern nachgebildeten Freikorps, bei dem jeder selbst die Kosten der Bewaffnung trug, von 92 Offizieren, 2226 Mann, 692 Pferden; um bei dieser Truppe eintreten zu können, verkaufte z. B. der wackere Leipziger Professor Krug sein Silberzeug. Das Kommando über die zur Belagerung von Mainz ausrückenden 1593 Mann und 389 Pferde führte der Oberst von Carlowitz, unter ihm kommandierte die Reiterei der edle Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, der Freund Steins und des Dichters Novalis. Die Fahnen des „Banners der freiwilligen Sachsen“ werden noch heute auf dem Schlosse Siebeneichen aufbewahrt; gegenwärtig aber hat sie der liebenswürdige Schlossherr dem neubegründeten Meißner Altertumsmuseum auf einige Zeit zur Ausstellung überlassen.

Daß die Sachsen auch für die große Sache zu sterben mußten, bewiesen sie im März 1814 in Belgien, wo allein bei dem allzu kühnen Vorstoße Thielmanns gegen Courtray 39 Offiziere und 1168 Mann, meist sächsische Landwehrlente, gefallen sind. Von alledem steht in Treitschkes Deutscher Geschichte kein Wort! Und was erduldeten die von Franzosen besetzten, von den Verbündeten belagerten sächsischen Festungen! Versehen wir uns nach langer Abschweifung in unsre Stadt Torgau zurück! Den ganzen Sommer 1813 war auf Befehl des französischen Kommandos mit fieberhafter Eile an der Verstärkung und Armierung der Festungswerke gebaut worden, am 10. Juli hatte Napoleon selbst alle Vorkehrungen besichtigt. Als dann am 27. Oktober die Belagerung durch die Verbündeten begann, drängten sich in der engen Stadt und ihren Forts 24000 Franzosen. Die Kirchen, Schloß Hartenfels und zweiundachtzig Bürgerhäuser waren zu Lazaretten eingerichtet; sie waren für 3000 Kranke und Verwundete bestimmt, in Wahrheit aber mußten 12000 (!) aufgenommen werden. Bald waren die Vorräte verzehrt; immer wieder wurde auf Befehl des Generals Narbonne bei den Bürgern auf Kleider und Lebensmittel requiriert; endlich verzehrte man Klagen, Hunde und Matten, bis am 26. Dezember die Kapitulation unterzeichnet wurde. Was wurde aus den Einwohnern? Lakonisch meldet ein alter Bericht: „Zwei Drittel der Einwohner wurden davon (vom Typhus) ergriffen, und ein Fünftel wurde ein Raub des Todes.“ Im Januar zogen die Preußen ein — aber es dauerte bis zum März, ehe alle Leichen begraben und die Stadt notdürftig gereinigt war. Schloß Hartenfels aber, das Hauptlazarett, erwies sich als eine solche Pesthöhle, daß Sträflinge aus Lichtenburg herbeigehtolt werden mußten, um es wieder bewohnbar zu machen. —

Von diesen Bildern des Jammers und des Todes kehrt der Geist gern zur lebendigen, freudigen Gegenwart zurück. Heute dient das Schloß als Kaserne des Regiments Nr. 72, und so herrschte denn, als ich um die Mittags-

zeit im Hofe stand, rings um mich her ein reges und fröhliches Treiben. Ordnonanzen laufen hin und her, einige Soldaten waschen und trocknen singend und pfeisend ihr Drilllichzeug am Brunnen, dann tritt die Wache an, der schmucke Leutnant zieht den Degen, und im wuchtigen Gleichtritt ziehn die muntern Söhne der alten „Mesopotamia“ durchs dröhnende Thor. Da fällt eine freudige Zuversicht die Seele: die Zeit ist vorüber, wo das gierige Auge des Spaniers, des Schweden und des Franzosen um diese Mauern schweifte; uns alle umfaßt und schützt das Reich! Die warme Herbstsonne lacht über der neu aufblühenden Stadt, die in rüstiger Kraft ihren Panzergürtel zersprengt, und vergoldet die Türme und Zinnen des Schlosses, aber freilich, sie enthüllt auch die bösen Wunden und Schrammen, die es im Kampfe mit der Zeit und widrigem Schicksal davongetragen hat: der Fuß fällt von den Wänden, die schönen Steinmearbeiten sind bröcklig geworden, der Hof unansehnlich, der tiefe und breite Graben verwildert. Das ist um so auffallender, als es sonst nicht preußische Art ist, die Denkmäler alter Baukunst verkommen zu lassen: die Schlösser zu Lichtenburg und Annaburg, die Preußen gleichfalls von Sachsen übernommen hat, traf ich in musterhafter Verfassung. Wie ich höre, sollen es Refortfreitigkeiten bis jetzt verhindert haben, daß etwas für die Erhaltung oder die Wiederherstellung des Torgauer Schlosses geschehe. Aber ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß das Auge unsers kunstsinigen Kaisers auch einmal auf Schloß Hartenfels fallen möchte, eins der ehrwürdigsten Vermächtnisse deutscher Renaissance und der Reformation zugleich; er ist der rechte Mann, auch hier den gordischen Knoten bürokratischer Bedenklichkeit zu lösen oder zu zerhauen. Es wird ja kaum möglich sein, den alten Glanz des Schlosses wieder zu erwecken, aber schon eine Ausbesserung und schonende Pflege des noch Vorhandnen würde alle billigen Wünsche erfüllen.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Frig Anders (Max Allihn)

Zwölftes Kapitel

Wie Doktor Duttmüller Hochzeit machte



Am Morgen vor dem Hochzeitstage waren die Arbeiten und Vorbereitungen im Fronhof in ein Stadium fieberhafter Thätigkeit getreten. Im Zimmer der gnädigen Fräulein legten zwei Schneiderinnen die letzte Hand an das Brautkleid. Die gnädigen Fräulein waren in die Kirche gegangen, um dort nach dem rechten zu sehen, der Herr Oberstleutnant revidierte seinen Weinkeller, und die gnädige Frau hielt Generalprobe mit dem Personal ab. Im Speisesaal war schon die große Festtafel aufgestellt, auch war schon das Arrangement in großen Zügen angelegt. Auf den Nebentischen standen Stöße von Porzellantellern, sowie Gläser in den verschiedensten Formen, altes Familienkristall mit breiten Goldrändern und

neue dünnwandige Gläser, beides in Regimentskolonnen, als gälte es hundert Personen zu bewirten. Alle Schränke waren ausgeräumt. Denn die gnädige Frau hielt darauf, daß viel Glas auf dem Tische stand, und daß häufig mit den Tellern gewechselt wurde, und zwar prompt und geräuschlos. — Wenn es nach dir ginge, pflegte Egon zu sagen, du ließeſt für jedes Radteschen einen besondern Teller bringen. Aber die gnädige Frau beachtete den Spott nicht. Sie wußte es besser, sie wußte, was sie ihrem Hause schuldig sei.

Sie hatte an der Mitte des Tisches Platz genommen, zu ihrer Rechten saß Rosa, die die vornehme Dame spielte, obwohl sie ihre Haare nur flüchtig gemacht hatte, und auf der Linken Marie, die den Kopf in die Schultern zog, sich zierte und lachte. Gegenüber standen wie die Orgelpfeifen in tiefem Ernste drei Bediente in Livree, ein brauner, ein blauer und ein grüner. Der braune Lange war Direktors Johann, der blaue mittlerer Größe Klapphorn und der grüne Kleine des Doktors halbwüchsiger Andreas. Es war ihnen schon beigebracht worden, daß sie nicht umhersehau'n, aber auch nicht so steif dastehn dürften wie Soldaten im Giebel.

Die gnädige Frau winkte mit der Vorknette. — Ich habe gewinkt, sagte sie, Johann, haben Sie es nicht gesehen? Wenn ich winke, so nehmen Sie dort vom Tische die Suppe und präsentieren Sie von der Braut an nach rechts. — Johann nahm den Teller und reichte ihn Rosa hin. — Ich bin die Braut, Johann, sagte die gnädige Frau. Johann machte ein verwundertes Gesicht, und Marie kicherte. — Aber Sie geben ja rechts. Links wird präsentiert. — Jetzt wußte Johann gar nicht mehr, was er thun sollte. Die gnädige Frau ließ die Vorknette sinken und jagte: Klapphorn, zeigen Sie es ihm einmal. — Also nun noch einmal. Von der Braut an nach rechts und links. Sie geben den Suppenwein, Andreas. Aber um Gottes willen nicht so hart auftreten! — Rosa nahm mit großem Anstande ihr Glas entgegen und setzte es etwas enttäuscht — weil es leer war — nieder. Marie zog den Kopf ein und lachte.

So, jetzt treten Sie wieder an Ihren Platz, sagte die gnädige Frau. Aber in der richtigen Reihenfolge. Und nicht schwätzen. Und sich nicht umsehen, sondern achten Sie auf mich. — Ich habe gewinkt. Jetzt nehmen Sie die Teller wieder weg. Von rechts, Johann. Von rechts nimmt man die Teller. Sehen Sie doch, wie es Klapphorn macht. Und nicht den Löffel auf den Boden werfen. Und den Teller nicht so schief halten.

Es ist ja nichts drin, sagte Johann.

Aber morgen wird etwas drin sein, und Sie werden es der Dame über das Kleid gießen.

Rosa quittierte „die Dame“ mit gemessenem Augenaufschlag.

Morgen, wenn die Teller weggenommen werden, wird auch nichts drin sein, erwiderte Johann.

Die gnädige Frau schlug die Augen gen Himmel und ließ die Vorknette erschöpft sinken. — Mein Gott, sagte sie, ist die Bevölkerung dieses Landes ungebildet! Also noch einmal. Treten Sie an Ihren Platz. Sie, Andreas, rechts! Ich habe gewinkt.

Auf dieses Zeichen erschien in der offenen Thür ein junger Herr in tadellosem Gesellschaftsanzuge, den Eszylinder in der Hand, sah sich erstaunt um und trat näher. Der gnädigen Frau wollten die Arme vom Leibe fallen. Auch das noch!

Bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich hier unangemeldet eindringe, sagte der junge Mann, aber ich traf niemand im Hause, und die Thüren standen offen.

Die gnädige Frau ließ ihre Augen im Kreise herumgehen, um den zu finden, dessen Pflichtvergessenheit ihren Unwillen verdiente. Aber sie konnte niemand beschuldigen, da sie selbst ihr ganzes Personal um sich versammelt hatte.

Sie haben die große Liebenswürdigkeit gehabt, mich zur Hochzeit Ihrer Frauen ein Tochter einzuladen, und ich komme, mich Ihnen vorzustellen.

Ach so. Wo hatte denn die gnädige Frau ihre Gedanken gehabt? Dieser Besuch mußte doch erwartet werden. Und Duttmüller hatte auch nichts gesagt. Schrecklich! Sie faßte den Eingetretnen ins Auge. Es war ein hübscher junger Mann von natürlicher freier Haltung. Golde Lippen, klares Auge, heller Sinn und fester Mut, wie es ein Mädchenherz von „dem Herrlichsten von allen“ verlangt. Nur war er nicht so zartfarbig wie jene nur für ein kurzes Leben bestimmte Idealgestalt, sondern männlich und gebräunt. Er hatte echte Seefarbe im Gesicht, was nicht zu verwundern war, da er das Schiff erst seit zwei Tagen verlassen hatte.

Die gnädige Frau erwiderte ein paar konventionelle Redensarten und wollte sich erheben.

Bitte gnädige Frau, sagte Wandrer, bleiben Sie sitzen, und gestatten Sie, daß ich mich einen Augenblick hinzusetze. Sie sind beschäftigt, und ich möchte nicht stören. Wie ich sehe — er musterte nicht ohne Humor die drei dienstbaren Geister — halten Sie eben Personalprobe, eine Sache von großer Wichtigkeit, und die gar nicht ernst genug genommen werden kann. Vielleicht darf ich Ihnen helfen. Vielleicht können Sie mich als Verjuchstäninchen gebrauchen.

Die gnädige Frau lächelte. Es war nett von dem jungen Manne, ihr so gewandt über die Schwierigkeit hinwegzuhelfen.

Ich höre, Herr Sandmann — sagte sie.

Wandrer, Felig Wandrer, gnädige Frau.

Ich höre, daß Sie der Jugendfreund unsers Doktors sind.

Jawohl. Wir haben auf derselben Schulbank geessen, oder vielmehr, eigentlich nicht. Er saß immer auf der ersten Bank, und ich mehr auf der zweiten — bis uns das Schicksal trennte.

Das Schicksal?

Ja. Ich konstruierte ut finale mit dem Indikativ, ein Verbrechen, dessen Tiefe Sie, gnädige Frau, nicht zu ermessen imstande sind; und er mit dem Konjunktiv. Er vollendete seinen Lauf, und ich wurde Kaufmann.

Kaufmann! ein fatales Wort. Die gnädige Frau fühlte sich sogleich um einige Grade erlähmt. Wenn es wenigstens Kommerzienrat gewesen wäre! Aber freilich konnte man nicht verlangen, daß ein junger Mann gleich mit dem Kommerzienrat begünne. Nur verursachte es einige Schwierigkeit, mit einem Kaufmanne geistige Berührungspunkte zu finden. Wenn er nicht gerade Kaufmann gewesen wäre, würde sie einige Namen und Persönlichkeiten vorgeführt haben, und daraus würde sich das übrige von selbst ergeben haben. Aber sie kannte — außer dem Dorfkrämer — nicht einen einzigen Kaufmann. Da warf Johann, der nicht hatte still stehn können, eine hinter ihm stehende Weinflasche mit dem Fuße um und lenkte damit die Aufmerksamkeit auf sich zurück.

Aber Ihre Personalprobe, gnädige Frau, sagte Wandrer. — Gnädige Frau waren etwas verlegen, wie sie die Sache in der Gegenwart fremder Leute weiterführen sollte.

Darf ich Ihnen helfen? sagte Wandrer und fuhr fort: Wie heißen Sie? Also Johann, nehmen Sie mal die Flasche, die Sie umgeworfen haben, und schenken Sie ein.

Die Flasche ist ja noch zu, entgegnete Johann.

Johann, Sie sind ein — Lamm. Haben Sie gebiert, Menschenkind?

Jawohl, Herr Wandrer.

Na sehen Sie, dann müssen Sie doch wissen, was „markieren“ heißt. Hier wird also markiert.

Befehl, Herr Wandrer.

So, nun kommen Sie mal her und schenken mir ein, aber bitte, nicht militärisch. — Sagt der Mensch kein Wort und schenkt auch noch über den Daumen ein. Johann, Sie sind ein — ungeschliffner Edelstein. Jetzt passen Sie mal auf, ich wills Ihnen vormachen. Geben Sie mir Flasche und eine Serviette. Gnädige Frau, bitte, dirigieren Sie.

Die gnädige Frau winkte mit der Vorknetze. Wandrer trat mit leisem, schnellem Schritt hinter den Stuhl von Rosa, nannte flüsternd den Namen des Weins, schenkte ein und zog sich ebenso zurück. In Miene und Haltung völlig echt. Kein herrschaftlicher Diener hätte es besser machen können. Nur ein klein wenig ins Drollige übertrieben. Marie lachte laut auf, und auch die gnädige Frau schmunzelte.

So, nun nochmal.

Johann rückte der Jungfer Rosa ernstlich auf den Leib, buchstabierte die Etikette seiner Flasche und rief: Winkler! Hasensprung! wie wenn er dem Füsilier Winkler den Kompagniebefehl überbrächte, einen Hasensprung zu machen.

So nicht, Johann. Hören Sie mal zu. Wenn Sie einschenken, so nehmen Sie die Flasche so in die Hand. Etwa so, wie der Herr Leutnant sein Glas hält, wenn er dem Herrn Kommandeur zutrinkt. Dann treten Sie hochachtungsvoll und diskret heran. Bei einem Feste, wie einer Hochzeit, darf vom Traten an eine Nuance Vertraulichkeit hinzukommen, aber nur eine Idee. Dann warten Sie eine Pause in der Unterhaltung ab und sagen „W'l'r Has'nspr'ng.“ Es ist nur eine schüchternere Erinnerung, bei der man aus dem Tone die Entschuldigung heraus hören muß. Denn die Herrschaften wissen ganz genau, was Winkler Hasensprung ist. Und dann schenken Sie ein. Nicht voll, wie beim Herrn Direktor, wenn Herrengesellschaft ist, sondern zwei Strohhalm breit über die Hälfte des Glases. Denn hier ist die Feuchtigkeit nur Accidenz.

Klapphorn machte ein sachverständiges Gesicht.

Wissen Sie, was Accidenz ist? fragte Wandrer.

Zawohl, Herr Wandrer, Accidenz ist ein Steuerbeamter.

Ach so? erwiderte Wandrer lachend, von wegen der Accise. Sie vermuten vielleicht, gnädige Frau, daß ich früher Oberkellner gewesen bin.

O nein, Herr Sandmann, erwiderte die gnädige Frau — Wandrer wollte ich sagen, mein Gott, ich kann Ihren Namen nicht behalten, Viktor Wandrer — Felix Wandrer, gnädige Frau.

Nein, in Hotels lernt man diese Nuancen, die Sie ganz richtig beschrieben haben, nicht, sondern nur in der guten Gesellschaft.

Zum Beispiel in der ersten Kajüte der Schnelldampfer oder im guten englischen Klubhause. Ich weiß nicht, gnädige Frau, „wie Sie über Rußland denken,“ ich meinerseits kann zwar das englische Volk, das sich bei uns auf dem Kontinente herumtreibt und uns anpöbelt, nicht leiden, aber von der guten Form des feingebildeten Engländer's könnten wir etwas formlosen Deutschen noch mancherlei lernen.

Wenn es Felix Wandrer darauf angelegt gehabt hätte, das Herz der gnädigen Frau im Sturme zu erobern, er hätte es nicht besser anfangen können. Bei der gnädigen Frau ging die Sonne auf. Sie erhob sich, führte Herrn Wandrer in das Empfangszimmer, bedauerte, daß ihre Töchter nicht zu Hause seien, und ließ „den Herrn“ aus dem Keller heraufrufen. Dieser nahm Herrn Wandrer in sein Studierzimmer, wo er sich von dessen Reisen erzählen ließ. Während dessen nahm die unterbrochene Generalprobe ihren Fortgang.

Am andern Morgen brachte ein Bote den Brautführerfräulein für Fräulein Ellen, der einfach entzückend war, wie die Schneiderinnen sagten, und zum Kleide paßte wie dazu bestellt. Ellen bemühte sich, nichts besonderes daran zu finden, besonders weil jetzt auch Mama anfang, Herrn Wandrer's Loblied zu singen. Und sie hätte doch so gern einmal einen Hampelmann mit rotem Kragen gehabt.

* * *

Aus Alices Tagebuch

Ich muß wohl anders sein als andre Mädchen. Sie tanzen lachend in die Ehe hinein, und ich überschreite die Schwelle mit Wehen und Herzklopfen. Mir ist es eine Aufgabe, ein schwerer und doch begehrter Beruf. Ich möchte zuvor

vierzig Tage in die Wüste gehn und fasten und beten. Mich hat es manchmal verdrossen, wenn Mädchen mit ihren Schätzen lusten und spielten wie die Kinder. Jetzt möchte ich es selbst können; aber ich kanns nicht. Ist es Stolz? Ist es Kälte? Ich habe Louis von Herzen lieb, ich möchte ihm eine gute Frau sein, ich möchte alles thun, daß er nie den Tag bereute, wo er seine Hand in die meine gelegt hat. Aber ich kann es ihm nicht sagen. Ich kann es nur diesen Blättern anvertrauen. Und er kann es auch nicht.

Ich weiß jetzt, was des Dichters Kunst ist. Es ist die Gabe, sein Herz aufzuschlagen wie ein Buch und es reden zu lassen. Ich bin kein Dichter, Louis auch nicht. Wir sind eine unaufgeschnittne Geschichte von zwei Theilen in einem Bande.

Neulich fragte ich ihn, was ihm am meisten Freude mache. Er antwortete nur ein einziges Wort: Du. Ein einziges Wort, und doch welch reicher Schatz! Wenn mir das bleibt, dann will ich froh sein und zufrieden, was auch kommen mag.

Wie hoch hätte ich sonst das Glück geschätzt, die Frau eines Künstlers zu sein. Das Höchste schien mir der Lorbeer zu sein. Ich irrte. Das Höchste ist der Dank. Seit jener Nacht, wo wir, Louis und ich, nach dem Unglück im Schachte Leben retten konnten, weiß ich es, das Höchste ist der Dank. Er steigt wie ein Rauch auf gen Himmel und wird zur Segenswolke und läßt Segen auf die Erde herabströmen. Ich möchte mehr sein als die Hausfrau meines Mannes, ich möchte, wie es in der Schrift steht, seine Gehilfin sein. Wie edel von jenem bayrischen Prinzen und seiner Gemahlin, daß sie den Purpur ablegen und den Blinden in ihrem Volke mit ihrer Kunst dienen.

Ich bin froh. Wenn es auch nicht die volle Klarheit ist, wenn es auch wie ein leichter Schleier vor der Sonne steht. Ellen aber hat Thränen in der Tiefe ihres Auges. Schmerzts sie die Trennung? Hat sie Sorge um mich? Ach Ellen, man muß Glauben haben. Ich habe Glauben. Ich glaube an meine Zukunft, es muß, es muß ja gut werden.

Wohl ist der Hochzeitstag für eine Braut keine leichte Sache, aber eine Brautmutter, die ihre Tochter aus dem Hause geben, ausstatten und zur Kirche geleiten soll, und auf deren Schultern alles liegt, hat es auch nicht leicht. Auch die gnädige Frau hatte noch schwere Prüfungen zu bestehen, ehe sie mit einem Seufzer der Erleichterung die Vornette aus der Hand legen konnte.

Der Polterabend wurde nicht oder nur andeutungsweise im engsten Kreise gefeiert. Eigentlich sollte es auch zur Hochzeit kein Festmahl, sondern nur ein Frühstück mit einer After-Dinner-Rede geben. Dann sollten die Brautleute unter nachgeworfnem Schuhwerk abreisen. Aber es war gegen die deutsche Landesitte nicht aufzukommen. Die Jugend des Dorfs ließ sich das Poltern nicht nehmen und bearbeitete das alte Gartenthor mit Töpfen, eisernen Pfannen und Steinen so sehr, daß es sich von seinen Leiden nie wieder erholt hat. Auch im Küchendepartement ging es bis spät in die Nacht einigermaßen laut zu. Näheres hat man jedoch darüber nicht in Erfahrung gebracht.

Um zehn Uhr des andern Tages kam der feierliche Augenblick, wo man die Brautleute zum Standesamte geleitete. Der Herr Oberstleutnant schüttelte dem Doktor mit ernster Ergreifensheit die Hand, und der Doktor schneuzte sich die Nase

und sagte: Hm, ja! Während dessen besserte man noch an der Kleidung der Braut und legte die letzte Hand an Gut und Schleier. Die gnädige Frau erhob die Porzette zum Zeichen, daß sie einige beherzigenswerte Worte zu sprechen beabsichtigte, aber es kam nicht dazu. Denn in demselben Augenblick langte Erzellenz Marfshall an.

Erzellenz Marfshall war eine kleine, weißhaarige, corpulente Dame, von deren Gesicht etwas gutes zu sagen schwer war. Doch hatte die gnädige Frau herausgefunden, daß Erzellenz eine ganz entschiedne Ähnlichkeit mit der Königin Viktoria von England habe, was Erzellenz nicht ungnädig anhörte. Erzellenz hatten ein vornehm-leidendes Aussehen, einen verschwommen und zerstreuten Blick und waren schwach auf den Beinen. Die gnädige Frau überließ also blutenden Herzens ihre Tochter ihrem Geschick, daß sie auf das Standesamt führte, und wandte sich mit strahlendem Lächeln dem Empfange des hohen Gastes zu. Man nahm im Drawingroom Platz.

Wir sind Ihnen zu großem Danke verpflichtet, Erzellenz, sagte die gnädige Frau, daß Sie die Gnade haben, unser Fest durch Ihre Gegenwart zu verschönern.

Ich durfte doch nicht fehlen, liebe Konstanze, erwiderte Erzellenz, Sie wissen doch, welchen Anteil ich an Ihnen und an Ihrer Familie nehme. Ich will von ganzem Herzen wünschen, daß Sie für Ihre Alice eine gute Wahl getroffen haben, wenn auch der Name des Bräutigams Dett— Dutt—?

Gnädige Frau, gnädige Frau! rief Marie, die den Kopf durch die Thür gesteckt hatte. Die gnädige Frau winkte unwillig mit der Porzette ab. — Duttmüller, Erzellenz, erwiderte sie.

Dutt— —müller nicht soviel Garantie bietet als der einer alten Familie.

Marie war in das Zimmer eingetreten und flüsterte der gnädigen Frau mit dem Tone des Entsetzens in der Stimme ins Ohr: Gnädige Frau, der Puter ist weg.

Die gnädige Frau winkte unwillig ab. Puterfragen fanden gegenwärtig keinen Widerklang in ihrer Seele.

Doktor Dutt—müller ist Arzt? fuhr Erzellenz fort.

Ja Arzt, ein ganz bedeutender Mann. Es leidet keinen Zweifel, daß er demnächst als Professor an die Universität berufen wird.

So? jagten Erzellenz, einen Ton gnädiger gestimmt, das ist ja recht erfreulich. Da darf man ja wohl voraussetzen, daß er nach Berlin berufen wird.

Jetzt kam es der gnädigen Frau zum Bewußtsein, was sie gehört hatte. Allbarmherziger Himmel, der Puter ist weg. Was soll denn nun werden? Sie hätte auffpringen und hinausstürzen mögen. Das ganze Festessen stand und fiel mit diesem Puter. Und er war weg. Aber sie mußte sich bezwingen. Was hätten Erzellenz gesagt, wenn man sie um Küchen Sorgen willen verlassen hätte? Erzellenz, die sich nie um die Küche gekümmert hatten und gar nicht wußten, wie es einer Hausfrau zu Mute ist, der ihr Diner unter den Händen entschwindet.

Man hat Beispiele, sagte die gnädige Frau, daß berühmte Ärzte —

In der That — Esmarch, erwiderte Erzellenz.

Und Fortmann hat eine Hofdame Ihrer Majestät zur Frau.

In der That. Erzellenz wurden noch einen Ton gnädiger.

Und Frau Professor Hintelbey ist eine geborne Gräfin Kapphengst — Allerdings, allerdings.

Und es kommt ja doch alles darauf an, daß die Kinder glücklich werden. Und Alice ist so für das Glück prädestiniert, sie ist so ganz Gefühl, so ganz Hingebung, sie verdient es so sehr, einen guten — Mann zu bekommen. Beinahe hätte sie gesagt: Puter zu bekommen, denn während sie sprach, trat mit immer größerer Deutlichkeit das Unglück in der Küche vor ihr geistiges Auge. Aber es war ja unmöglich, der Puter mußte ja da sein.

Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke Tante Viki und ihr Kadett an, glücklicherweise erschien auch Egon, und sie konnte die Gelegenheit benutzen, zu entflüchten.

In der Küche herrschte der Geist ratloser Verzweiflung. In der Mitte der Küche stand Rosa, als gehe sie die Sache nichts an. Ihre Nase war röter als sonst, und ihre Augen blickten verständnislos in die Ferne. Sie befand sich offenbar in dem Zustande jenes großen Denknichts, das sich nach der Versicherung erfahrener Leute an gewissen Andern-Morgen einstellen soll. Alle andern suchten eifrig nach dem Puter. Die Lägeln leuchtete in der Kollammer umher, die Eberten störte mit dem Besen unter den Betten in der Mädchenstube, und Klapphorn rückte die Schränke von der Wand.

Jetzt kam auch mit wehenden Haubenbändern Frau Duttmüller angefegelt.

Denken Sie sich, rief die gnädige Frau, der Puter ist weg.

Was ist weg? Der Puter ist weg? Da möchte einen ja der Schlag rühren, erwiderte die Duttmüllern. Rosa, wo haben Sie den Puter? Denken Sie an die Vogtei in Draunsfels. Wo haben Sie den Puter?

Rosa schüttelte nur verständnislos den Kopf.

So ein Puter kann sich aber doch nicht verkrümmeln, jagte die Duttmüllern, der ist ganz gewiß gestohlen.

Man besichtigte den Haken in der Vorratskammer, an dem er gehangen hatte. Der Haken war da, aber der Puter war weg. Man erwog, ob es möglich sei, durch das vergitterte Fenster einzusteigen. Es war nicht möglich. Dagegen war es nicht ausgeschlossen, daß einer mit einer Stange, an der ein Haken befestigt war, den Puter fassen und durch die Eisenstäbe herausziehen konnte. — Ob das Fenster aufgestanden habe? — Dies ließ sich trotz ausführlicher Erörterung nicht feststellen. Aber es mußte wohl so gewesen sein. Sogleich erinnerte sich die Eberten, daß sie heute früh vor Tage einen Menschen vom Fronhose her habe kommen sehen, der habe ein Paket unter dem Arme getragen und habe sich immer so umgesehen. Da habe sie gleich gedacht, der hat gewiß den Puter vom Fronhose gestohlen. Und die Lägeln konnte es bestätigen, nur war es eine Schächterfrau gewesen mit einem Korb auf dem Rücken. Denn die Schächters stöhlen ja wie die Raben. Es entstand nun die Frage, wer der Mann, und wer die Frau gewesen sein könnte.

Ach was! jagte die Duttmüllern, dabei kommt nichts raus. Lägeln, springen Sie mal hinüber zum Fleischer und fragen Sie mal, ob der eine Hammelleule habe.

Die gnädige Frau erhob beschwörend ihre Vornette und sagte: Eine Hammelleule, Frau Duttmüller, bedenken Sie —!

Was denn sonst? in der Not kriecht der Teufel fliegen.

Die gnädige Frau ließ resigniert die Vornette sinken. Die Lägeln kam zurück und berichtete: Gestern sei eine Hammelleule dagewesen, und morgen werde wieder geschlachtet. Das half nun für heute nichts. So mußte man noch tiefer herabsinken, so tief wie es überhaupt möglich war, und Hackfleisch für einen italienischen Hosenbraten kommen lassen. Es war auch kein Hackfleisch mehr zu haben, bloß noch ein paar Bratwürste. Man befand sich im Angesicht einer Hungersnot. Und oben saßen Ezzellenz, die immer nur das Beste gewöhnt war. Wie sollte das enden? Man stand in tiefer Niedergeschlagenheit im Kreise. In der Mitte stand der Anrichtetisch, und auf ihm der Schnellbrater, blank und vorwurfsvoll, da man nichts hatte, ihn zu füllen.

Die gnädige Frau wollte verzweifeln und war den Thränen nahe. Die Duttmüllern rückte die Arme in die Hüften und warf mißtrauische Blicke auf Rosa, und die Lägeln sah die Eberten an, und die Eberten sah die Lägeln an. Und beide machten die schönsten Vorschläge, die alle leider nur mit Wenn anfangen und mit dem Imperfektum der Unmöglichkeit endeten.

Tragen Sie das Ding weg, jagte die Duttmüllern im Tone des Untersuchungs-

richters, der den Delinquenten abführen läßt. Rosa reagierte nicht. Da griff die Duttmüllern selbst zu und fand, daß der Schnellbrater ungewöhnlich schwer sei. Sie setzte ihn nieder und öffnete den Deckel. Da lag der Puter, schön zurecht gemacht, fix und fertig für den Ofen.

Aber Rosa!

Fräulein Rosa, wenn ich bitten darf.

Ach was, so eine Person wie Sie sollte man nur noch per „er“ anreden.

Ja, aber mein Gott, wie kommt denn der Puter in den Schnellbrater?

Rosa hatte keine Ahnung und vermutete, daß ihr Klapphorn oder Marie einen Streich gespielt hätten.

Dummes Zeug, erwiderte die Duttmüllern und wies eine leere Flasche vor, ich weiß wohl, wie es zugegangen ist. Nun aber fix, der Vogel mußte schon seit einer Stunde auf dem Feuer stehen.

Die gnädige Frau entfernte sich erleichterten Herzens, und Frau Duttmüller übernahm das Kommando. — Aber bitte, liebste Frau Duttmüller, verfahren Sie milde mit ihr, sagte die gnädige Frau, sonst läuft sie uns noch vor Tische davon.

Während dessen waren das Brautpaar, York und Onkel Alfons in zwei Wagen nach Affeborn zum Standesamt gefahren.

Standesbeamter war Herr Quakenbrück, Kaufmann und Inhaber der Postagentur. Schlag zehn Uhr hielten die beiden Wagen mit dem erforderlichen Aplomb vor der Thür, und die Herren stiegen steifbeinig aus, York in Uniform mit dem Gardehelm. Frau Quakenbrück überfiel ein tödlicher Schrecken. Man rechnete bei gewöhnlichen Leuten mit einer halben Stunde Verspätung, als aber Gretchens Breitenbach in Rodersdorf Hochzeit gemacht hatte, da hatte es eine ganze Stunde gedauert, ehe alles beisammen war. Und hier fuhr man mit dem Glockenschlage vor.

Eduard rief sie mit gellender Stimme ins Haus hinein, aber sie wußte, daß Eduard jetzt nicht zu haben war, denn er saß eingekerkert in der Oberstube und rasierte sich. Frau Quakenbrück, eine kleine, bewegliche Frau, drehte sich vor Aufregung dreimal auf dem Flecke herum und eilte dann vor die Thür, um die Herrschaften zu empfangen. Die Herrschaften traten ein. Rechts in der Hausflur war der Laden, der nach tausend Dingen duftete, links die Thür zum Postzimmer. Frau Quakenbrück hielt eine kurze Ansprache und öffnete das Zimmer. Es war durch ein keineswegs sauberes und sehr abgegriffenes Gitter in zwei Hälften geteilt. In dem abgeschlossenen Raume waren die Wage und postrote Bücher, auch war der „Abteil“ zugleich der Amtsbraum des Standesbeamten. Leute gewöhnlicher Herkunft wurden hier einfach über das Gitter getraut, während das Publikum, das gerade Palette brachte, zusehen durfte. Aber das ging hier nicht. Und so führte sie die Herrschaften in das nächste Zimmer, die gute Stube, machte resolut vier Stühle frei und nötigte, sich zu setzen. York wollte stehen bleiben, aber es nützte ihm nichts, er mußte sich unbedingt setzen. Frau Quakenbrück hielt sich für verpflichtet, ihre Gäste zu unterhalten, bis Eduard mit dem Rasieren fertig sei, und hatte schon eine Betrachtung über das Wetter zum heutigen Tage begonnen, als es draußen klingelte, und sie in den Laden gerufen wurde.

Jetzt hatten die Herrschaften Zeit, sich das Zimmer anzusehen. Quakenbrücks waren in guten Verhältnissen. Da standen „stilvolle“ Rußbaummöbel, frisch aus der Möbelfabrik. An der Wand über dem Sofa hingen Familienphotographien, kunstreich um einen Glaskasten gruppiert, worin ein ausgestopftes Eichhörnchen hochte. Auf dem Sofa lag eine Kollektion eben ausgepakter Wintermützen, auf dem Spiegelschrantle waren etliche Duzend Cigarrentisten aufgestapelt, auf dem Fensterstode lagen Handschuhe, und auf den Stühlen Ballen von Flanell. Herr Quakenbrück hatte den Tisch in die Mitte des Zimmers gerückt und ein paar gläserne verfilberte Leuchter darauf gestellt und das Ehestandsregister bereit gelegt.

Es dauerte ziemlich lange, ehe Herr Quakenbrück kam. Alice sah bekommen

zu Boden, Duttmüller ernst feierlich an die Decke, York bearbeitete seine Stiefelspiße mit seiner Degenscheibe, und Onkel Alfons, der als Standesbeamter seiner Stadt bei sich zu Hause auf Pünktlichkeit hielt, war ungeduldig. Endlich hörte man draußen die antreibende Stimme der Frau Quakenbrück, da aber inzwischen Leute ins Postbureau traten, so mußten diese erst abgefertigt werden. Endlich thaten sich beide Türen der guten Stube auf. Durch die eine erschien der Herr Standesbeamte, durch die andre schaute, sich im Hintergrunde haltend, seine liebe Frau und wer sonst im Hause war. Herr Quakenbrück schloß diese Thür, aber sie that sich hinter seinem Rücken leise wieder auf. Herr Quakenbrück war ein etwas corpulenter ältlicher Herr, der von jeher nicht viel von schnellen Bewegungen gehalten hatte, aber nachdem er Standesbeamter geworden war, noch feierlicher und langsamer geworden war. Er trug zu Hause immer ein Sammetkappchen und die lange Weise in der Hand. So erschien er auch zum Standesaktus, doch hatte er sich zur Feier des Tages beim Rasieren geschnitten und auf den Schnitt Watte geklebt. Er begrüßte die Herrschaften feierlich, fragte nach ihrem Befinden, stellte die Bitterungslage fest, setzte sich hinter sein Buch und fing an zu malen. Ab und zu schob er die Hornbrille auf die Stirn, rauchte ein paar Züge kalt und teilte den Herrschaften von ihren Personalien mit, was sie schon wußten, worauf diese nickend quittierten, und der Standesbeamte sich fragenden Blicks an seinen städtischen Kollegen wandte, als wollte er sagen: Ist es nicht recht so? Donnerwetter, sagte der städtische Kollege ungeduldig zu sich, der alte Kerl hätte das auch vorher fertig machen können.

Endlich war der Bogen vollgemalt, endlich hatten alle Beteiligten unterschrieben, endlich war die Vorlesung der endlosen Reihe der Standesgesetzparagraphen, die nicht wie sonst im Sturme hergesagt, sondern hübsch nachdrücklich vorgetragen wurden, zum Ende geblieben, da räusperte sich Herr Quakenbrück zu einer Spezialansprache. Onkel Alfons winkte ab, aber der Herr Standesbeamte hielt es für eine Aufforderung anzufangen und fing an. Er verbreitete sich über die Ehe nach ihrer sittlichen, ihrer sozialen und ihrer persönlichen Bedeutung a) beim Eingehn, b) bei der Führung und c) bei der Lösung der Ehe. Herr Quakenbrück hatte die Rede aus einem Buch abgeschrieben, hatte sie bei der Hochzeit von Gretchen Breitenbach auswendig gelernt und verwandte sie seitdem immer bei Brautpaaren höherer Gattung. Zum Schluß wurde er gerührt und schüttelte allen Beteiligten die Hände.

Man empfahl sich, Duttmüller zog das Portemonnaie, aber es war nichts zu zahlen. York grüßte steifrüdiger und steifbeiniger. Onkel Alfons schüttelte dem Kollegen die Hand, und Frau Quakenbrück knifste und bat, wie sie gewöhnt war, die Herrschaften, bald wiederzukommen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Produkte der religiösen Gärung. Wir stellen diesmal zwei von der rechten und drei von der linken Seite zusammen. Der in Praxis und Theorie unermüdblich thätige Pfarrer von München-Glabbach, Lic. L. Weber, hat im vergangnen Jahre bei E. Bertelsmann in Gütersloh ein Sammelwerk herausgegeben und selbst dazu nicht weniger als fünfzehn Beiträge geliefert: Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltliteratur. Was ihm den Plan eingegeben hat, war die Geschichte der Weltliteratur von Julius Hart. Als

er beim Lesen sah, wie da Christentum und Reformation beurteilt werden, und sich zugleich an J. Scherr's Auffassung erinnerte, da sagte er sich, daß solchen Büchern gegenüber doch auch einmal der positiv-evangelische Standpunkt in der Beurteilung der Weltliteratur zur Geltung gebracht werden müsse. Er gewann eine Anzahl von Mitarbeitern — wir nennen nur Höcker, Tschadert und Paulsen —, die in siebenunddreißig Aufsätzen die Hauptreligionen des Altertums, die altchristliche Zeit, den Islam, die mittelalterliche Literatur, die Literatur des Reformationszeitalters und der letzten drei Jahrhunderte behandeln. Die Aufsätze sind alle gut und interessant, manche, wie „Die romanische Literatur des Mittelalters“ von Bowninkel, der neben Dante und Petrarca auch die weniger bekannten Ariost und Tasso ausführlich behandelt, als Früchte selbständiger Forschung wertvoll. „Den neuesten Realismus“ vernichtet Paulsen schonungslos. Natürlich kann, auch abgesehen von der Tendenz des Wertes, nicht jeder mit jeder Ansicht der Verfasser einverstanden sein; so z. B. thut Samtleben dem Roman von Alphons Daudet: *Fromont jeune et Risler aîné* gewiß Unrecht, wenn er ihn mit Zolas *Suboleten* in einen Topf wirft. Aber solche Kleinigkeiten haben dem gelungenen Ganzen gegenüber nichts zu bedeuten. Gelungen bis auf den Schluß. Vic. Weber, der den letzten Aufsatz geschrieben hat, läßt uns nämlich mitten in den „unchristlichen und antichristlichen Weltanschauungen der Gegenwart“ sitzen und verabschiedet sich mit einer nichts-sagenden Konstatierung und einem ohnmächtigen Wunsch: „Wir sehen, es gärt und rogt durcheinander. Möge eine Zeit neuer Klarheit und Wahrheit kommen!“ Fühlte er sich außer Stande, den Lesern zu sagen, auf welcher Seite ungefähr die neue Wahrheit zu suchen sei? — Ein sehr empfehlenswertes kleines Buch ist: Gott. Warum wir bei ihm bleiben müssen. Von Karl König. (Erstes Bändchen der vom Pfarrer Gerstung bei Paul Waepel in Freiburg i. B. und Leipzig herausgegebenen Sammlung: Neue Pfade zum alten Gott.) Da der Wert des Büchleins in der kraftvollen Persönlichkeit liegt, die sich darin ausdrückt, so würde ihm eine Analyse des Inhalts nicht gerecht werden. Für den Verfasser ist der Glaube an den persönlichen Gott Selbstbehauptung. Der Wille zum Leben fordert den Glauben an die Denkgesetze, den der für sich allein arbeitende Verstand samt der ganzen Wirklichkeit durch Sceptis auflöst und vernichtet, und den Glauben an die Zweckmäßigkeit des Weltalls. „Wer ohne diesen Glauben Naturwissenschaft und Astronomie treibt, spottet seiner selbst und weiß nicht wie.“ Mit Hilty sagt er: „Was keine anhaltende, ruhig sittliche Kraft giebt, das ist nicht wahr, und was solche Kraft verleiht, das muß Wahrheit allermindestens in sich tragen.“ So ist es denn nicht der Verstand, der das Kriterium der Wahrheit hat. Die Naturwissenschaften haben die Probe des Experiments zu bestehen, und weiter als das Experiment reicht, reichen sie nicht; die Geisteswissenschaften aber haben die innere Erfahrung; für sie gilt der Satz: „Die Seele hat ein Recht darauf, an ihre besten Güter zu glauben.“ Zu den Orthodoxen gehört König nicht; Gott, meint er, könne man erfahren, aber nicht die Dreieinigkeit oder die *communicatio idiomatum*.

Ein Anonymus hat (in E. Pierjóns Verlag, Dresden und Leipzig, 1901) die Schrift herausgegeben: Das Entwicklungsgesetz und das Kirchendogma nebst kritischem Ausblick [so!] in die Zukunft. Obwohl die Voranstellung des Entwicklungsgesetzes bedenklich macht, erregt doch das Vorwort die Erwartung auf etwas ähnliches wie das, was König bietet. Der Verfasser beklagt es, daß der heute im Kirchenregiment herrschende Orthodoxismus die protestantische Bevölkerung der Kirche entfremde, und will, dem Bedürfnis der nur dogmenfeindlichen aber nicht religionslosen Kreise entgegenkommend, Anleitung geben zu einer „vom Dogmenzwang befreiten, dem jetzigen Bildungsstande entsprechenden Auffassung des Weltprozesses.“ Wenn wir aber dann lesen, daß „Liebe kein treibendes agens, kein maßgebendes Prinzip bei der Schöpfung und in der Organisation des Weltprozesses gewesen sein“ könne, und daß Gott für die Wissenschaft „nichts weiter ist als der Inbegriff alles Seins und Werdens,“ wenn wir ferner lesen: „So wie wir jetzt die Mängel

und Schwächen der Bibel kennen, wäre eine göttliche Inspiration derselben nur ein trauriges Zeichen göttlicher Weisheit," und wenn wir am Schluß des Haupt-
 satz seines Glaubensbekenntnisses erfahren: „Im Anfang war Gott, und Gott war
 die Kraft, und die Kraft war im Stoff und belebte ihn, und Gott und Kraft und
 Stoff waren ihrem Wesen nach eins," so müssen wir sagen: bei dieser Art von
 angeblicher Reform kann nicht nur vom Christentum, sondern auch von Religion
 keine Rede mehr sein. Übrigens ist alles, was in dem Broschürchen steht, nur
 dilettantisches Geschwätz. Dagegen haben wir es bei Friedrich Thudichum,
 Professor der Rechte a. D. an der Universität Tübingen, mit einem gründlichen
 Gelehrten zu thun, der in seinem neuesten Buche: Die wahren Lehren Jesu
 (Leipzig, Max Sängewald, 1901) ganze Arbeit macht, sodaß mit ihm verglichen
 die Herren von der Tübinger Schule als Muster bescheidener Zurückhaltung er-
 scheinen. Nach ihm ist alles und jedes gefälscht; im vierten Jahrhundert sind die
 Evangelien und die paulinischen Briefe für die Zwecke der Priesterschaft zurecht-
 gemacht worden. Die Tübinger Schule hatte uns doch noch die ersten vier von
 den Episteln Pauli gelassen, bei Thudichum lesen wir Seite 197: „Der Brief an
 die Galater ist nach meiner Ansicht in der angeführten Stelle (2, 1 bis 14 über
 das Verhältnis des Paulus zu Petrus) unbestimmt und außerdem, wie alle Briefe
 des Paulus, eine Fälschung des dritten oder vierten Jahrhunderts." Thudichum
 hat ohne Zweifel eine für einen Juristen erstaunliche Bibelgelehrsamkeit, aber wie
 es scheint, hat er mehr als Bearbeitungen zweiter und dritter Hand als aus den
 Quellen geschöpft. Nehmen wir die erste beste der neutestamentlichen Schriften,
 die er ins vierte Jahrhundert setzt, z. B. den Hebräerbrief; wenn wir aus dem
 betreffenden Artikel in der Encyclopädie von Herzog und Blitt erfahren, daß dieser
 Brief von Tertullian zitiert, von Irenäus und Hippolyt (im Anfange des dritten
 Jahrhunderts) besprochen, ja schon vor dem Jahre 100 in Rom gelesen worden
 ist, so müssen wir die Solidität der Grundlage, auf der Thudichums Bibelkritik
 ruht, bezweifeln. Die kritische Aussonderung des vermeintlich echten aus den ersten
 drei Evangelien durch Vergleichung ihrer Texte — das vierte Evangelium wird
 in Bausch und Bogen verworfen — ist eine sehr fleißige Arbeit und enthält so
 manchen vernünftigen und brauchbaren Gedanken. — Eugen Schmitt hat vom
 Standpunkte der marxischen Geschichtskonstruktion ein geistreiches, originelles und
 durch schöne Darstellung glänzendes Buch geschrieben: Die Kulturbedingungen
 der christlichen Dogmen und unsrer Zeit. Mit Buchschmuck von F. W. Giffarz
 (Eugen Dieblichs in Leipzig, 1901). Jesus ist das personifizierte Proletariat, die
 ersten Christengemeinden sind Gesellschaften von Kommunisten. Der Antichrist, der
 Fürst dieser Welt ist der Kaiser als Repräsentant der Besitzenden. Da der Versuch,
 die Umstürzler auszurotten, mißlingt, so schließt der kluge Konstantin einen Kom-
 promiß — nicht mit den Umstürzlern selbst, sondern mit ihrer Priesterschaft, die
 als Organisation zur Verteidigung gegen das Heidentum notwendig geworden war,
 und die schon das demokratische Christentum in sein Gegenteil verkehrt hatte. Der
 weltliche und der geistliche Cäsar teilen sich in die Welt Herrschaft, der Antichrist
 setzt sich an Christi Stelle, und der arme leidende Knecht Gottes, der liebende
 Bruder seiner leidenden Brüder, wird als Gottsohn, der dem Vater wesensgleich
 ist, und als Weltenrichter zum überirdischen Spiegelbilde des Cäsar und zur Thron-
 stütze gemacht. Das geschieht amtlich auf dem Konzil zu Nicäa, und in ähnlicher
 Weise verläuft die weitere Dogmenbildung nach den jeweiligen Bedürfnissen der
 Herrschenden. Im Buche selbst mit seinen tiefen und keineswegs durchaus un-
 wahren geschichtsphilosophischen Betrachtungen klingt das alles nicht so banal wie
 in unserm trocknen Abriss. Unter den verschiedenen Auffassungen des Christentums,
 denen der strenge Diesseitigkeitsglaube zu Grunde liegt, ist diese die erträglichste;
 vor allem ist sie weit würdiger als die des Vulgärrationalismus oder die Häretische.
 Alle diese Leute verrichten eine notwendige Vorbereitungsarbeit. Wenn dereinst
 das religiöse Genie kommen wird, das dem Volke ein zeitgemäßes Christentum zu

bringen gesandt ist, so wird der gute und rasche Erfolg seiner Sendung zum Teil davon abhängen, in welchem Grade verschiedene heute noch ziemlich fest gewurzelte Vorurteile hinweggeräumt sind, z. B. das von der Erbsünde, gegen das Thuidichum, wie wir es selbst schon gethan haben, Christi Wort anführt, daß gerade den Kindern — und er meinte ungetaufte — das Himmelreich gehöre. Also die Kritik ist notwendig. Nur sollen sich die Kritiker nicht einbilden, daß sie selbst schon mit ihrer Arbeit die Religion der Zukunft oder auch nur ihre Grundlage schafften. Mit der Textkritik und der Quellengelehrsamkeit ist so gut wie gar nichts ausgerichtet. Während Thuidichum noch weit über Baur und Schwegler hinausgeht, kommen die heutigen liberalen Theologen, ähnlich wie die Erforscher des griechischen und des römischen Altertums, zu viel konservativen Ergebnissen. Dr. G. Lisko z. B. hält nach seinem neuesten Buche (Roma Peregrina, Berlin, F. Schneider u. Komp., 1901) die sogenannten Gefangenschaftsbriefe Pauli wieder für echt. Fälschungen sieht er ja auch überall, aber er läßt sie von den ephesinischen Johannesjüngern noch vor Ablauf des ersten christlichen Jahrhunderts vorgenommen sein. Was kann solchem Meinungsstreit der Gelehrten gegenüber der schlichte Christ besseres thun als sagen: Da ist es doch das einfachste, ich gehe noch ein paar Jahrzehnte weiter hinauf und halte die neutestamentlichen Schriften für echt und ungefälscht? Nicht anders steht es mit dem Herausklauen des vermeintlich Echten nach Kriterien, die der Philosophie und der Ethik entnommen sind — scheinbar; denn in Wirklichkeit ist es allemal der persönliche Geschmack und der Wunsch des Kritikers, was entscheidet, und da die Geschmäcke und Wünsche verschieden sind, so kann es auf diesem Wege niemals zu einer endgiltigen Entscheidung kommen. Für Schmitt ist die Geschichte von dem reichen Manne und dem armen Lazarus der Angelpunkt des urchristlichen Bewußtseins, der Punkt, auf dem die proletarische Bruderkiebe in den Haß gegen die Besitzenden umschlägt, und zugleich der Punkt, wo das Höllendogma und damit das ganze spätere, in Satanismus umgeschlagene Christentum keimt. Thuidichum, ein Bourgeois, der von dieser Auffassung des Christentums keine Ahnung hat, erklärt die ihm höchst anstößige Geschichte für ein späteres Einschleibsel.

Hic liber est in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

und schon damit bewährt sich die Bibel durch alle Jahrhunderte als etwas, was viel, viel größer ist als ein einzelnes orthodoxes oder entwicklungstheoretisches oder rationalistisches oder sozialdemokratisches Glaubensbekenntnis.

Zu diesem Häuflein von Schriften hatten wir, verführt durch den Titel, auch die Broschüre gelegt: Die ewigen Wahrheiten im Lichte der heutigen Wissenschaft, eine erkenntnistheoretische Studie in leicht verständlicher Form von Werner A. Stille, Dr. phil. (Berlin, R. Friedländer u. Sohn, 1901). Beim Lesen wurden wir inne, daß wir uns getäuscht hatten; mit den ewigen Wahrheiten meint Stille die mathematischen Grundsätze. Aber schließlich fanden wir doch, daß wir uns eigentlich nicht getäuscht hatten, denn der Verfasser weist in einer langen Polemik gegen Locke nach, daß dieses Philosophen Bemühen, Gott und seine Allmacht vor der Welt Herrschaft der mathematischen Wahrheiten zu retten, vergeblich sei. Ein schwieriges Problem, man darf wohl sagen, eines der unlösbaren Welträtsel, liegt hier freilich vor.

Deutsch-amerikanische Kulturbeziehungen. Es giebt eine vortreffliche amerikanische Revue, die durchaus dem Zweck „des vergleichenden Studiums der litterarischen, sprachlichen und anderen Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika“ gewidmet ist. Americana Germanica heißt diese von einer Reihe an amerikanischen Universitäten wirkender Gelehrten herausgegebene Vierteljahrsschrift, die auch von dem German Publication Fund of America für die darin publizierten wissenschaftlichen Arbeiten materielle Unterstützung erhält. Es liegt schon der dritte

Band, 1899 bis 1900, vollständig vor (Newyork, The Macmillan Cie.). Nicht minder zeigen die in Baltimore erscheinenden *Modern Language Notes*, die ebenfalls hervorragende amerikanische Gelehrte zu Herausgebern und Mitarbeitern haben, wieviel Anregung die deutsche Kultur den angelsächsischen Stammesgenossen über dem Atlantischen Ozean giebt. Jetzt gerade, wo infolge der Reise des Prinzen Heinrich die alten Beziehungen zwischen der großen Republik und den deutschen Ländern so vielfach besprochen werden, finden wir in den zwei letzten Jahrgängen der genannten Zeitschriften sehr gelegen eine Reihe von größern Aufsätzen, auf die wir hier aufmerksam machen wollen; sie behandeln die gegenseitigen Kulturbeziehungen wissenschaftlich erschöpfend und geben eine Fülle interessantesten Materials. Da ist zunächst ein Essay in den *Americana Germanica: Early Influence of German Literature in America*, von Frederic S. Wildens, der den Einfluß und die Verbreitung der ins Englische überetzten deutschen Litteratur in Amerika in chronologischer Reihenfolge schildert. Mit Gessners „Tod Abels“ geht es 1762 an; bis 1770 sind sechs verschiedene *The Death of Abel* erschienen, und dreimal finden sich Nachbildungen *The Death of Cain*. Neben Gessner tritt Klopstocks *Messiade*, Goethes *Werther*, Lessings *Miss Sara Sampson* (als *Lucy Sampson or the Unhappy Heiress*, Philadelphia, 1789) auf den Plan. Die amerikanische Bühne steht ganz unter dem Einflusse Kopeeuevs, von dem nicht weniger als fünfunddreißig Stücke, namentlich in den Übersetzungen des Newyorker Theaterdirektors und Geschichtschreibers des amerikanischen Theaters, William Dunlap, über die Bretter gingen. Nur einer der deutschen Dichter kann um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts mit Kopeeuev konkurrieren: Friedrich Schiller, der deutsche Shakespeare. Namentlich „Die Räuber“ begeistern das amerikanische Publikum, und wir finden wahrhaft ergreifende Besprechungen des Schillerschen Jugenddramas in amerikanischen Kritiken der damaligen Zeit. Aber auch *Piselo*, *Kabale und Liebe* (*The Minister* oder auch *The Harpers Daughter*) und *Don Carlos* kommen zwischen 1795 und 1806 in den Vereinigten Staaten auf die Bretter. Wildens giebt in einer Ausstellung eine ausführliche Bibliographie von 187 zwischen 1762 und 1826 in Amerika erschienenen englischen Übersetzungen (auch Nachdrucke in England publizierter) von Erzeugnissen der deutschen Litteratur. Wir finden außer den genannten *Campe*, *Chamisso*, *Goethes Goetz* und *Hermann und Dorothea*, *Ysland*, *Jung-Stilling*, *Knigge*, *Labater*, *Pestalozzi*, *Salzmann*, sehr früh den Geisteserbeher Schillers und *Die Piccolomini*, *Schlegel*, *Wieland*, *Zichoffe*, dessen *Abalkino* als Roman gelesen und als Drama gespielt wird. „Die Räuber.“ „*Abalkino*“ und „*Rinaldo Rinaldini*“ von *Vulpus* zeigen, wie die amerikanische Freiheitsbewegung trotz des puritanisch strengen Volkes „Ein freies Leben führen wir“ ganz besonders liebte. Während so Wildens das erste und frühe Auftreten der deutschen Litteratur in Amerika schildert, behandelt eine Abhandlung in demselben Bande der *Americana Germanica: The influence of the American Revolution upon German Literature*. *James Taft Hatfield* und *Elfrieda Hochbaum* haben dazu Massen von Stellen aus den bei uns gewiß teilweise unzugänglichen Quellen zusammengetragen, wie die angegeschlossene Bibliographie beweist. Und doch ist ihnen manches entgangen, was dann *John A. Walz* (jetzt in *Harvard University*) in den *Modern Language Notes* (Juni, November und Dezember 1901) nachgetragen hat. Die Abhandlung von *Hatfield* und *Hochbaum* beginnt damit, das allgemeine Interesse an Amerika zu schildern, das sich in den zahlreichen, schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erscheinenden deutschen Beschreibungen von Land und Leuten äußert. Abgesehen von Übersetzungen aus dem Englischen ist in Halle 1752 schon eine allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika von *Siegmund F. Baumgarten*, 1744 eine ähnliche in *Uemgo* u. a. m. herausgekommen. *Goethe* schreibt in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*: „Der lebhafteste Trieb nach Amerika im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein jeder, der sich diesseits einigermaßen unbequem fand, sich drüben in Freiheit zu setzen hoffte; dieser Trieb ward genährt durch wünschenswerte Besitzungen, die

man erlangen konnte, ehe sich noch die Bevölkerung weiter nach Westen verbreitete.“ Die Indianer und die Negerklaven sängen an, in der deutschen Poesie eine Rolle zu spielen; Pfeffel, Goethe, Schubart, Schiller sprechen von ihnen, und ein Anonymus fingt im Göttinger Musenalmanach von 1784 das Lied eines Negerklaven in Amerika: „Bin ein Mensch wie Weiße, habe nichts gethan; plagen mich mit Fleiße, sehn als Tier mich an usw.“ Auch der große Entdecker, Kolumbus, Cortez, Pizarro, bemächtigt sich die deutsche Dichtung; und schon 1774 weiß Stolberg in dem an Klopstock gerichteten Gedicht „Mein Vaterland“ von dem Segen, den die deutsche Einwanderung hinüber brachte, zu singen:

Kolumbia, du weinstest, gehüllt
In Trauerschleier, über den Fluß,
Welchen der lachende Mörder
Oben führen zum Erbe lieh;
Da sandte Deutschland Segen und Volk:
Der Schoß der Jammererde gebar,
Staunte der schwellenden Ähren
Und der schaffenden Fremdlinge.

Der amerikanische Freiheitskampf war der erste praktische Ausbruch des revolutionären Geistes am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Es fanden sich auch ängstliche Gemüter, die schlimme Rückwirkungen für Europa davon befürchteten; das sind aber im ganzen wenige. Das Interesse an den amerikanischen Ereignissen war ganz gewaltig, und diese wurden in Deutschland in ganz besonders und für diese Zeit ungewöhnlich reicher Weise bekannt. Wenn man die Äußerungen deutscher hervorragender Männer von damals über den Kampf der Amerikaner gegen die Engländer liest, glaubt man sich in die Gegenwart des Burenkriegs versetzt. Friedrich der Große schreibt 1775 an den Grafen Ralaph: „Es erhellet immer mehr, daß der König von England mit seinen Kolonien hohes Spiel spielt und sich in diese Wirren zu tief eingelassen hat, um siegreich daraus hervorzugehn. . . Gewiß ist dies, fast ganz Europa nimmt Partei für die Kolonien und verteidigt ihre Sache, während die Sache des Hofes weder Gönner noch Förderer findet.“ Der große Preußenkönig verbot auch den Durchzug der verkauften Ansbacher, Hanauer und Zerfster Landeskinder durch sein Gebiet und wirkte durch diese Verzögerung des Einschiffens der nötigen Ersatztruppen auf den Gang des Krieges ein. Zahlreiche von den Deutschen in Amerika geschriebene Briefe und Berichte hielten das Interesse in der Heimat wach, und das in Braunschweig (1777) erscheinende „Amerikanische Archiv“ ist dem ausgesprochenen Zweck gewidmet, dem Publikum Authentisches vorzutragen, damit es sich ein sicheres Urteil bilden könne. Denn die englischen Siegesbulletins von Anno dazumal unterscheiden sich in nichts von denen, die wir seit zwei Jahren selbst erleben. Als Schiller 1781 die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ herausgab, hat er Gelegenheit, sich über die von den Engländern verbreiteten Siegesnachrichten lustig zu machen. Die *Modern Language Notes* vom Juni 1901 zitieren Voas: „Schillers Zeitung persiflierte die unwahrscheinlichen Siegesberichte der Engländer“; Brahm: „Derb werden die Engländer verspottet wegen ihrer prahlerischen Bulletins im amerikanischen Befreiungskriege“ und Minor: „Schillers Zeitung kann ihren Spott über den gejunkteten britischen Löwen nicht unterdrücken“ (die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ selbst waren mir nicht zugänglich). Wie Franklin und Washington in Deutschland höchste Anerkennung fanden, wie Bürger, Goethe, Wolf, Stolberg, Rupert Becker, Pfeffel, Schubart, Georg Forster die Leiter der amerikanischen Bewegung in Poesie und Prosa verherrlichten, wird von Hatfield und Hochbaum ebenso fleißig zusammengetragen wie die Zeugnisse, daß der revolutionäre, oder besser gesagt, freigeitliche Geist infolge davon in der deutschen Dichtung zu mächtigem Ausdruck kam. Gerstenbergs Bardendichtung, Klopstock und die Nachahmer

der beiden hatten den Boden zu solchen überschwenglichen Äußerungen präpariert wie „Der Feldgefang zu einer Freiheitschlacht“ (E. im Göttinger Musenalmanach, 1775), von dessen achtundzwanzig Strophen zehn mit „Freiheit! Freiheit! Freiheit!“ beginnen. Goethes Egmont (1774/75) hat den „Aufstand der Niederlande“ als charakteristischen, durch die amerikanische Revolution eingegebenen Hintergrund, und Friedrich Leopold Stolberg, der schon als Jahnähriger eine Ode an die Freiheit geschrieben hatte, und den Vögel „Adler der Freiheit“ nennt, wird 1775 von der köstlichen Frau Rat in Frankfurt mit dem besten Rotwein aus ihrem Keller geneckt und gebudt: „Hier ist das wahre Tyrannenblut!“ In diesem Kapitel ist allerdings das, was der „Sturm und Drang“ eingegeben hat, von dem, was möglicherweise durch die amerikanischen Nachrichten veranlaßt wurde, schwer zu scheiden, und bezeichnenderweise spielt ja Klingers „Sturm und Drang“ in Amerika. Sehr reich ist auch der „die direkten Anspielungen auf die amerikanische Revolution in der deutschen Poesie“ enthaltende Absatz an interessanten und wenig bekannten Quellenzeugnissen. Das „Deutsche Museum“ (Februar 1777) schreibt: „Wenn der Himmel Cäjärs Partei nimmt, so halten wir es immer mit Cato, und der Kongreß hat wichtige Freunde unter unsern Schriftstellern und Dichtern, welche es alle nur mühsam begreifen, wie es zugeht, daß ein gedungnes Heer diese Söhne der Freiheit bändigen kann.“ Schreiben wir 1777 oder 1902? Goethe, Klinger, Klopstock, Voss, Lessing, Lenz, Schubart, Pfeffel u. a. m. sind diese Freunde. Goedting (Kriegslied eines Provinzialen, 1782) singt:

Ziehst du das Schwert für etwas mehr
Als deinen Lumpensold?
Und du willst siegen, Sklavenheer?
Erkaufft du Sieg mit Gold?
Doch du, du braves deutsches Blut!
Sag an, was suchst du hier?
Landeigentum und Freiheit? Gut!
Wir teilen gern mit dir!

Das Buch von Lowell, das den Anteil der Hessen und anderer deutscher an England verkaufte Hilfstruppen schildert — es ist jetzt auch in deutscher Übersetzung erschienen —, findet hier in dem Abschnitt German Poets and the Soldier-traffic eine treffliche Ergänzung. Dazu bringt Walz in den Modern Language Notes (Dezember 1901) vortreffliches Zusatzmaterial aus Komödien der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts; aus Stephanis des Jüngern „So muß man Füchse fangen,“ aus dem „Loch in der Thür,“ den „Mäuschgen“ von C. F. Wrehner (Leipzig, 1786) enthält nach Walz das beste Zeugnis für die Haltung der deutschen Mittelklassen zum amerikanischen Krieg und die Frage der hessischen Hilfstruppen; in Schillers „Kabale und Liebe“ hat aber doch schon jeder Deutsche die Wirkung dieser Schmach des achtzehnten Jahrhunderts, des Soldatenhandels, an sich gespürt. Die Litteraturangaben bei Hatfield und Hochbaum beweisen, daß nach Kappys „Leben des amerikanischen Generals Fr. W. von Steuben“ und „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika“ noch viel neues Material auch für diese Frage aufgetaucht ist. Jetzt beginnen die Americana Germanica in ihrem letzten Heft (1901, Ende) das Tagebuch aus den Jahren 1776 bis 1780 des Kapitäns Wiederhold, gestorben 1805 zu Kassel als Major, abzu drucken; und ein Aufruf von Schröder (Marburg) in den Modern Language Notes (Juni 1901) zeigt, daß dieser Gelehrte mit einer Arbeit über den Ruf der hessischen Hilfstruppen in englischen Diensten beschäftigt ist: er verlangt Nachweis sprichwörtlicher Redensarten über sie und vulgärer oder dialektischer Ausdrücke, die sich auf die Hessen beziehen. Es ist schade, daß die Zeitschriften, die das Band zwischen Deutschland und Amerika litterarisch und wissenschaftlich verknüpfen halten, zu den „unzugänglichen oder wenig zugänglichen“ gehören. Ihr Stoff verdient die größte Verbreitung.

m.

Gegen den Theaterdusel. Im zweiten unserer Niescheartikel haben wir (S. 287 des zweiten Bandes der Grenzboten 1898) geschrieben: „Mit der Wagneret dürfte der verrückte Plan einer Erneuerung höherer Kultur durch das Theater für immer begraben sein,“ und haben dann die darin liegende Geringschätzung des Theaters begründet. Wir lachen oft über die großen Zeitungen und die illustrierten Blätter, die Bühnenaufführungen, neue Bühnenstücke, Theaterdichter und Schauspieler als Gegenstände und Personen von ungeheurer Wichtigkeit behandeln, und wir freuen uns, ein Schriftchen anzugeben zu können, das diesem Unsinn entschieden entgegentritt: Der Theaterdusel. Eine Streitschrift gegen die Überschätzung des Theaters von Alfred S. Fried. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei (ohne Jahreszahl). Wir teilen die philosophische Grundanschauung des Verfassers nicht, die ihn zu der Ansicht führt, daß Glaube und Kunst ihren Verus an der Wiege der Menschheit erfüllt hätten, und daß heute an die Stelle des Glaubens die Wissenschaft, an die Stelle der Kunst „das warme Leben“ zu treten habe — Glaube und Kunst werden allezeit zu den Bestandteilen des Lebens gehören, die es warm erhalten. Aber darin sind wir mit ihm einverstanden, daß die meisten der heutigen Bühnenstücke keine Kunstwerke sind, daß die heutige Bühnendichterei weiter nichts ist als ein einträgliches Handwerk, und daß die Schauspielerei eine teils wertlose, teils verberbliche Kunst ist, die ihren Verehrern die Lust und die Fähigkeit zu ernster Arbeit und das Verständnis für die großen Aufgaben der Zeit raubt und sie zu einem marklosen unnützen Volk macht, das an Stelle der echten Lebensinteressen nur noch das Interesse für den Filtterkram einer Scheinwelt hegt. Glücklicherweise ist die Zahl der „habitues“ gering, kann auch, wie Fried ausführlich nachweist, niemals zahlreich werden, und aus diesem Grunde würde das Theater nicht einmal dann eine Volksbildungsanstalt sein können, wenn es sich seiner Natur nach dazu eignete. Wir erlauben uns, des Verfassers gute und sonst erschöpfende Darstellung nur mit dem einen Satze zu ergänzen: Abgesehen von den wirklichen Volksbildungsanstalten nach Art der englischen und der dänischen Volkshochschulen, der englischen und amerikanischen Volksbibliotheken, die vorläufig nur einem kleinen Teile des Volkes zugänglich sind, giebt es nur drei Bildungsquellen, die stetig und für das Ganze strömen, je nach Umständen eine allein oder zwei oder alle drei zusammen: die Kirche, die Zeitung und die Unterhaltungsliteratur, die Novellistik.

Berichtigung. In unserm Maßgeblichen in Heft 7: „Ein Mangel in unsrer Gesetzgebung,“ das den Wiesbadner Droguißteuprozeß behandelt, ist unserm Mitarbeiter leider durch Verwechslung ein Versehen passiert, das wir berichtigen müssen. Der Droguiß wurde nicht nur, wie in den Grenzboten gesagt worden war, zu zehn Mark Strafe verurteilt, und der Gehilfe wurde nicht freigesprochen, sondern der erste erhielt acht Wochen Haft und zwanzig Mark Geldstrafe, der andre fünfzig Mark Geldstrafe. An den Ausführungen unsers Mitarbeiters ändert das nichts, wir werden aber in der nächsten Zeit einen objektiven Artikel über Apotheken und Drogenhandel im allgemeinen von sachverständiger Seite bringen.





Was wird aus dem Zolltarif?



U zwei Monaten hatte die Zolltarifkommission das Zolltarifgesetz und von den 946 Positionen des Tarifs kaum 40 in erster Lesung durchberaten, dann ist sie in die Osterferien gegangen. Am 8. April will sie die Verhandlungen wieder aufnehmen. Allein von dem ersten Abschnitt des Tarifs, der die Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft, die andern Naturerzeugnisse aus dem Tier- und dem Pflanzenreich und die Nahrungs- und Genußmittel umfaßt, sind noch etwa 175 Positionen unbesprochen geblieben, worunter namentlich die Zölle auf Erzeugnisse der Forstwirtschaft und der Viehzucht noch überreichlich Gelegenheit zu Debatten geben werden. Das Zolltarifgesetz hat durch die Kommission mehrfache Abänderungen erfahren. Vor allem in der Erhöhung der vom Bundesrat in § 1 vorgeschlagenen Minimalzollsätze auf die vier Hauptgetreidearten. Dann ist der Absatz 1 des § 12 wesentlich verändert worden. Er lautet im Entwurf: „Der Zeitpunkt, mit dem dieses Gesetz in Kraft tritt, wird durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats bestimmt,“ wofür die Kommission folgende Fassung vorschlägt: „Dieses Gesetz tritt an einem durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats festzusetzenden Tage, spätestens am 1. Januar 1905 in Kraft.“ Weniger wichtig ist vielleicht der neu von der Kommission eingefügte § 7a, wonach bei der Einfuhr von Waren, die nach dem Herstellungslande verschiedenen Zollsätzen unterliegen, ein Ursprungszeugnis verlangt werden soll. Der in § 10a von der Kommission gemachte Vorschlag, kommunale Abgaben auf Getreide, Mehl, Vieh, Fleisch und dergleichen zu verbieten, wird wohl vom Reichstage, schon weil er die Kompetenz der Reichsgesetzgebung zu überschreiten scheint, abgelehnt werden. Die übrigen Abänderungen des Tarifgesetzes können unerwähnt bleiben. Die Abänderungen an den durchberatnen Positionen des Tarifs selbst enthalten meist Zollerhöhungen. Die dazu in einigen Fällen beantragte Festlegung von Minimalzöllen hat bisher nicht die Mehrheit der Kommission gefunden, doch sind wohl noch mehr solche Anträge, z. B. bei den Erzeugnissen der Viehzucht, zu erwarten, deren Ablehnung nicht feststeht.

Wenn man diese Differenzen zwischen dem Regierungsentwurf und den Kommissionsvorschlägen für sich allein, ohne Berücksichtigung unsrer politischen und wirtschaftlichen Parteiverhältnisse betrachten könnte, so wären sie nicht allzu tragisch zu nehmen. Bis die Vorlage endgiltig von Reichstag und Bundesrat verabschiedet sein wird, könnten noch mancherlei Beschlüsse über die Streitpunkte gefaßt und wieder umgestoßen und nochmals gefaßt werden, und schließlich Gesetz und Tarif doch in einer Fassung zustande kommen, wie sie die verbündeten Regierungen und vor allem der Kaiser, dem die Vereinbarung neuer Handelsverträge zunächst obliegt, zum Besten des Ganzen haben wollen und haben müssen. Dank der weitgehenden Zerkahrenheit unsrer politischen und wirtschaftlichen Parteizustände aber liegt die Sache ganz anders. Thatsächlich sind die Aussichten auf das Zustandekommen des Zolltarifs sehr unsicher, ja nach dem Urtheil vieler, auch besonnener Politiker überhaupt kaum mehr vorhanden. Obgleich wir nicht zu den unbedingten Lobrednern des Entwurfs gehören, müssen wir das völlige Scheitern der Vorlage für sehr bedenklich halten, sowohl für die praktische Handelspolitik des Reichs, wie für unsre ganze politische und wirtschaftliche Lage und Entwicklung. Jedenfalls kann die symptomatische Bedeutung des traurigen Standes der Tariffrage gar nicht schwer genug genommen werden, denn wenn auch fernerhin vor so anerkannt hochwichtigen politischen Entscheidungen, die nur im Zusammenwirken von Regierungen und Reichstag getroffen werden können, von den parlamentarischen Parteien in der Weise, wie bisher in der Tariffrage, einer Verständigung mit den verbündeten Regierungen Widerstand geleistet oder ausgewichen würde, so müßte sich der deutsche Konstitutionalismus den großen Aufgaben gegenüber, die dem Reich nach außen und nach innen die Gegenwart und die nächste Zukunft stellt, einfach für bankrott erklären. Dann gerieten wir in österreichische Verhältnisse hinein, und zwar ohne eine Entschuldigung dafür zu haben, wie man sie dort in dem tragischen Verhängnis des Nationalitätenstreits hat. Daß sich die Sozialdemokratie und der ihr dienstbar gewordne Teil des Freiinns solcher Zustände nicht schämt, sondern freut, kann nicht verwundern und ist auch nicht das Schlimme an der Lage. Daß aber große Parteien, die sich selbst als die staatsbehaltenden ansehen und sich auch als solche von der Regierung angesehen und behandelt wissen wollen, die Parteien, die sich den Beruf zusprechen und den Beruf haben, das monarchische Prinzip und damit den Bestand der Staatsordnung und die politische Existenzmöglichkeit des Deutschen Reichs zu vertreten, in diesem Kampf um den Zolltarif thatsächlich die weitaus gefährlichere Opposition sind, daß sie, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, ja zum Teil in dem Glauben, ihre Pflicht zu thun, die Hauptschuld an dem ganzen Elend in der Tariffrage und die Hauptverantwortung für ihr etwaiges Scheitern auf sich nehmen, das droht zu einem nationalen Unglück auszuschlagen. Mit Recht hat noch in der letzten Sitzung der Tariffkommission vor den Osterferien der Staatssekretär des Außern erklärt, weder im englischen noch in einem andern Parlament wäre es denkbar, daß die parlamentarischen Parteien die bündigsten, unzweideutigsten Erklärungen der Regierung in einer Weise ignorierten, wie

dies bei uns in der Zolltariffrage bis jetzt fortgesetzt geschahn ist. Darin liegt die große Gefahr nicht nur für die zur Zeit schwebende handelspolitische Aktion, sondern für die Weiterführung einer gedeihlichen nationalen Politik überhaupt. Wenn, wie es den Anschein hat, diese Parteien bei dem Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeiten nach den Osterferien im preussischen Landtage und vielleicht auch in den Landtagen anderer Bundesstaaten, auf die dort vielleicht noch sicherer scheinende Majorität rechnend, vorhaben sollten, diese Nichtachtung der Überzeugung und Aufgabe der Reichsregierung in demonstrativer Form zu zeigen, so würden sie damit ein Beispiel geben, das sie über kurz oder lang selbst am bittersten bereuen müßten. Wer das staatsmännische Verständnis und den bewährten Patriotismus kennt, die diese Parteien trotz allem auszeichnet, der muß solche Vorgänge im deutschen und im preussischen parlamentarischen Leben für geradezu unbegreiflich erklären.

Die Opposition der Linken ist zur Zeit das weit geringere Übel. Ihre Absicht, jede Erhöhung der Agrarschutzzölle abzulehnen und die Tarifreform als solche zu vereiteln, hat immer nur auf eine schwache Minorität in den Kommissionen und im Plenum zu rechnen. Nur durch die Stimmen ihrer extremsten Gegner von rechts erlangt sie ihre Bedeutung. Wirklicher Obstruktionsversuche Herr zu werden, haben die Mehrheitsparteien in der Hand, wenn sie nur auf dem Platze sind. Und das ist in dieser Frage von Männern, die sich in den Reichstag wählen lassen, doch unbedingt zu verlangen, mit wie ohne Tage- oder Anwesenheitsgeseltern. Und die Herren werden auch wohl am Platze sein, sobald die Obstruktion Ernst macht. Hüten soll man sich nur, die Minoritäten zu brutalisieren und den Tarif durchpreitschen zu wollen. Schon der nächsten Reichstagswahlen wegen. Nichts müßte mehr beklagt werden, als wenn die Sozialdemokraten in dieser Weise ins Recht gesetzt würden; sie wünschen sich nichts sehnlicher. In der Kommission hat übrigens bisher die Opposition von rechts reichlich ebensoviel zur Verschleppung der Arbeiten beigetragen, wie die von links. Sachlich sind die Sozialdemokraten zum Kampf gegen jede Erhöhung des Agrarschutzes am allerwenigsten legitimiert. Das hat der Genosse Schippel ihnen und der ganzen Welt in seinen Grundzügen der Handelspolitik haarscharf bewiesen, am schärfsten freilich auf der letzten Seite des Buchs, wo er den Versuch macht, die Konsequenzen seiner ganzen Geistesarbeit und wissenschaftlichen Überzeugung der Parteitaktik zuliebe, der er vorher das vernichtendste Verdammungsurteil gesprochen hat, zu verschleiern. Mit einer Partei, die solche Früchte treibt, ist jede sachliche Auseinandersetzung unmöglich. Es fehlt ihr dafür völlig das Verständnis und jede Spur guten Willens.

Anders verhält es sich mit der Mehrzahl der liberalen Opponenten gegen jede Agrarzollerhöhung und jede Tarifreform. Sie, die theoretischen Antisozialisten vom reinsten Wasser, empfinden die Unnatürlichkeit und Unwahrscheinlichkeit ihres Bündnisses mit der Sozialdemokratie mehr und mehr. Schippels Buch wird wohl dazu mit beigetragen haben. Mit ihnen kann doch sachlich verhandelt werden, und so arg sie auch in doktrinäer Einseitigkeit oder parteitaktischen Rücksichten befangen sein mögen, ihre Intelligenz, ihre reichen Kennt-

nisse und ihr doch ganz gewiß einwandsfreier Patriotismus berechtigten immerhin zu der Hoffnung, daß sie durch die gemeinsame Arbeit in der Kommission das tiefe Mißtrauen gegen die politischen und wirtschaftlichen Tendenzen der verbündeten Regierungen, das sie von vornherein beherrscht hat, überwinden können, den besondern Schwierigkeiten der Lage mehr Rechnung tragen und den Standpunkt der lückenlosen Negation aufgeben werden. Vielleicht darf man namentlich vom Handelsvertragsverein in dieser Beziehung in Zukunft einen günstigen Einfluß hoffen. Soweit die führenden Personen in ihm, die Fundamente der heutigen Rechts- und Gesellschaftsordnung anerkennend, ernsthaft den tief daniederliegenden deutschen Liberalismus, den politischen wie den wirtschaftlichen, wieder zu Ehren und Kräften zu bringen bestrebt sind, und soweit sie persönlich sich unabhängig fühlen von den Tagesströmungen des großen Haufens, werden sie sich doch am wenigsten der Überzeugung verschließen können, daß ein Mittelfeld der Regierung zwischen den beiden extremen, schließlich allein das Feld behauptenden Heerlagern, hier den Bund der Landwirte, dort die Sozialdemokratie, für ihre Ziele der schwerste Schlag wäre, der sie treffen könnte.

Freilich müssen sie auch anerkennen, was ihnen doch wohl nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß die verbündeten Regierungen mit Recht und mit großem Geschick und Fleiß die gründliche Revision des alten Zolltariffschemas im Sinne einer größeren und sachgemäßen Spezialisierung vorgenommen haben, gerade auch zum Zweck des Zustandbringens günstigerer Handelsverträge. Das Erstarken der merkantilistischen Strömung im Auslande macht das Bedürfnis nach einem in dieser Beziehung guten Tariffschema heute besonders dringend. Es war sehr wohlgethan — wenn man auch bedauern muß, daß es überhaupt nötig war —, daß der Staatssekretär des Innern am 12. Dezember vorigen Jahres im Reichstage nachwies, wie sehr man schon bei den Verhandlungen, die zu den Caprivi'schen Handelsverträgen führten, die Mangelhaftigkeit des alten Tariffschemas empfunden hat. Wir würden es für eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit auch vom liberalen Standpunkt aus halten, wenn die Leiter des Handelsvertragsvereins die Regierung in die unangenehme Lage bringen wollten, auf der Grundlage des alten Tariffschemas die Verhandlungen über die neuen Handelsverträge durchzuführen zu müssen. Aber auch die Erhöhung zahlreicher Positionen des Verhandlungstarifs kann doch gerade des ausländischen Merkantilismus wegen sehr im Interesse unsrer neuen Handelsverträge liegen. Gewiß ist diese Erhöhung nicht „belanglos,“ sie wird sogar von der allergrößten Bedeutung, wenn befürchtet werden muß, daß Handelsverträge nicht zustande kommen, ja wohl gar die Regierung es nicht ernst nähme, sie zustande zu bringen. Aber auch der Handelsvertragsverein kann doch jetzt nicht mehr zweifeln, daß es der verantwortlichen Stelle voller Ernst mit der Kontinuität der Handelsvertragspolitik ist, daß sie sich jeder weiteren Erhöhung des Tarifentwurfs, die die Handelsvertragsverhandlungen stört, zu widersetzen entschlossen ist, und daß sie nicht gewillt ist, den neuen Generaltarif in Kraft zu setzen, bevor nicht neue Handelsverträge da sind. Die nicht schutzöllnerischen Kommissionsmitglieder haben die hohen Generaltariffsätze des Entwurfs recht gewissenhaft zu prüfen, und der Handelsvertragsverein wird eine dankenswerte

Aufgabe erfüllen, wenn er dabei hinter ihnen steht, wo etwa agrarische oder industrielle Hochschutzzöllnerei des Guten zuviel gethan hat. Das ist, wie der Verlauf der Vorarbeiten nun einmal gewesen ist, wahrscheinlich reichlich genug geschehn, gerade auch bei den Industriezöllen, obwohl die Motive sagen, die Industrie bedürfe keiner allgemeinen Verstärkung ihres Zollschutzes. Aber grundsätzlich wegen der Zollerhöhungen im Verhandlungstarif die ganze Tarifreform ablehnen, das könnte der Handelsvertragsverein heute doch nur dann, wenn er chikanöse Opposition machen wollte. Und das ist den Herren, zu denen sich Exzellenz Hobrecht auf die Bank setzt, doch nicht zuzutrauen.

Aber auch die Festlegung der höhern Getreidezölle im Entwurf sollte reise, praktische Politiker liberaler Richtung nicht mehr bestimmen, die Regierungsvorlage nicht nur abzulehnen, sondern sie sogar im Wege der Obstruktion mit Hilfe der Sozialdemokratie ganz zu Falle zu bringen. Auch wenn sachlich die Notwendigkeit einer Erhöhung der Getreidezölle als unerwiesen gilt, und wer ihre Festlegung im Tarifgesetz für fehlerhaft hält, wird zugeben, daß sich die verbündeten Regierungen für verpflichtet halten konnten, diese Konzession an die Reichstagsmehrheit zu machen, ohne deshalb auf die Kontinuität der Handelsvertragspolitik verzichten zu wollen. Wir möchten hier das, was Conrad darüber in dem jüngst erschienenen Heft seiner Jahrbücher schreibt, gerade dem Handelsvertragsverein und seinen parlamentarischen Worthaltern, aber auch allen andern Partien recht sehr zur Beherzigung empfehlen:

Man muß natürlich voraussetzen, daß die Reichsregierung darüber informiert ist, welche Aufnahme die Vorlage im Auslande finden wird, ob überhaupt und mit welchem Erfolge darauf hin Handelsverträge zustande zu bringen sind; und da sie ausdrücklich erklärt hat, unter allen Umständen solche zu erstreben, so darf man wohl mit Ruhe die weitere Entwicklung abwarten. Vielleicht, daß sich dann das Ausland selbst als unser bester Bundesgenosse erweist und uns vor der Übermacht des Agrarierturns schützt. Es erweist sich so manchemal als das Element, das das Böse will und das Gute schafft. Man muß anerkennen, daß so gut Frankreich die hohen Zölle erträgt, das auch für Deutschland möglich sein wird, und besonders, weil, wie vom Bundesratsstische wiederholt betont wurde, wir höhere Getreidepreise längere Zeit gehabt haben, und zwar bei einem geringern Wohlstande, niedrigeren Zöllen und sehr viel niedrigeren Löhnen. Sobald daher die gegenwärtige Arbeitslosigkeit, deren Folgen doppelt energisch mit Aufwand von umfassenden Mitteln zu mildern sind, überwunden ist, wird auch die Arbeiterbevölkerung die Last zu tragen imstande sein. Wir werden sie als eine ungerechte beklagen und fortdauernd bekämpfen; darum einen Stillstand oder gar einen Rückgang in unsrer wirtschaftlichen Entwicklung zu befürchten, liegt kein Grund vor. Die Wirkung wird von beiden Seiten wesentlich überschätzt. Die Befürworter wie die Gegner der Zollerhöhung haben zu häufig Unklarheit in die Diskussion gebracht, indem sie sich Blößen gaben, die von den Gegnern eifrig bei ihren Angriffen ausgenutzt sind, wodurch die Diskussion von dem Kernpunkt abgelenkt wurde. Es kann sich dabei nicht um ein Entweder-Oder handeln, sondern nur um ein „Wieviel.“ Wird das erst in einem höhern Maße erkannt und anerkannt, stellt man sich bei der Verhandlung allein auf den praktischen Boden des wirtschaftlichen Bedürfnisses, so werden sich die Gegensätze mildern und ein Kompromiß leichter zustande zu bringen sein, und das zu erreichen muß als das alleinige Ziel angesehen werden. Daß aber die Gegner der Getreidezölle die Pflicht haben, sich den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers mit Ruhe zu unterwerfen, bedarf für ein Land, dem das

allgemeine direkte Wahlrecht zur Seite sieht, keiner Begründung. Jeder Versuch einer Obstruktion oder sonstiger parlamentarischer Gewaltmaßregeln würde das Ansehen des Konstitutionalismus empfindlich schmälern, sodas der Schaden ungleich größer wäre, als er durch eine verfehlte Zollpolitik dem Lande zugefügt werden kann. Vielleicht wirkt die jetzige Erfahrung darauf hin, das Bürgertum aus seinem Indifferentismus aufzurütteln, ihm die Bedeutung des Wahlrechts klar zu machen und es zu allgemeinerem Gebrauch dieses Rechts zu veranlassen. Damit würde das jetzt zu bringende Opfer zum großen Teil aufgewogen werden.

Wenn wir auch nicht alles unterschreiben wollen, was Conrad hier sagt, das steht doch auch für uns fest: wenn der politische und wirtschaftliche Liberalismus in Deutschland überhaupt noch ernsthaft praktische Politik zu treiben befähigt ist, so hat er in der Zolltariffrage die Pflicht, sich der Obstruktion und jeder Beteiligung an dem sozialdemokratischen Lärm gegen die Regierungsvorlage als gegen einen verabscheuungswürdigen Brotvucher zu enthalten. Wir können die Herren nur immer wieder daran erinnern, das die vier weitaus die Mehrheit des Reichstags ausmachenden Parteien die Erhöhung der Getreidezölle verlangt haben, und das darin nicht etwa nur die Landwirte, oder gar nur die Großlandwirte, hinter ihnen stehn, sondern das sich auch fast die gesamte organisierte Großindustrie Deutschlands dem Verlangen angeschlossen hat, und ebenso die der Mittelstandsbeziehung nachlaufenden Bürger. Wir sind wahrhaftig nicht geneigt, den innern volkswirtschaftlichen Wert dieser Kundgebungen für höhere Getreidezölle zu überschätzen, aber wenn die verbündeten Regierungen sie bei der Einbringung des Zolltarifs nicht ignorierten, so hat der deutsche Liberalismus sicher am wenigsten ein Recht, ihnen das zu verargen. Wer die Majorität zur Entscheidung ruft, soll ihre Entscheidung respektieren, auch wenn sie ihm gegen den Strich geht, ja auch wenn sie dem gemeinen Besten wehe thut. Es ist die schwere aber heilige Pflicht der Regierung, im konstitutionellen Staat in solchen Fällen das Kompromiß zwischen Majorität und Minorität herbeizuführen. Ein solches Kompromiß hat der Entwurf in seinen Minimalzöllen vorgeschlagen. Es wäre politisch sehr unbillig, aber fast noch mehr unflug vom Liberalismus, diese Bedeutung der Minimalzölle des Entwurfs zu verkennen oder zu ignorieren. Wir haben es für unnötig und falsch gehalten, das sich die Nationalliberalen vorzeitig auf höhere Getreidezölle setzten; das sich ihre Mehrzahl jetzt für den Vorschlag der Regierung entschieden hat, ist gut und weise.

Das der Handelsvertragsverein für seine Zwecke von dem Eintreten einer längern Periode von Verlängerungen der Handelsverträge auf ein Jahr erwarten könnte, ist nicht recht verständlich, da er doch die Langfristigkeit des Vertragsverhältnisses obenan stellt. Und noch weniger kann man sich nach einem vertragslosen Zustand unter Geltung des alten Generaltarifs sehnen. Die verbündeten Regierungen haben erklären lassen, das sie auch mit den vorgeschlagenen Minimalzöllen zu neuen annehmbaren Handelsverträgen zu kommen hoffen. Deshalb und in Anbetracht der ganzen soeben dargelegten Verhältnisse sollten sie auch die Gegner des Tarifs, wie sie der Handelsvertragsverein organisiert hat, die Probe machen lassen. Würden diese Gegner im Bunde mit den Sozialdemokraten die verbündeten Regierungen durch Obstruktion dazu

zwingen, die Zolltariffrage einem neu zu wählenden Reichstage vorzulegen, so würde der deutsche Liberalismus wahrscheinlich mit den schlechtesten Chancen in die Wahlkampagne eintreten. Man warte doch ab, was für Verträge mit dem neuen Tarif zustande kommen, und wie die Stimmenverhältnisse im Reichstag sein werden, wenn über sie zu beschließen sein wird.

Den Tarifgegnern links steht in der Kommission eine Mehrheit gegenüber, die sich tariffreundlich nennt, in der aber in Wirklichkeit dem Regierungsentwurf, wie wir schon gesagt haben, die gefährlichste Opposition gemacht wird. Trotz der wiederholten unzweideutigen, in der bestimmtesten Form durch ihre Vertreter abgegebenen Erklärung der verbündeten Regierungen, daß das Bestehen auf einer Vermehrung und Erhöhung der Minimalzölle die Verabschiedung der Tarifvorlage vereiteln werde, da sie in jedem Stadium der Verhandlungen unannehmbar sei, ist in der Kommission ein Antrag zum Beschluß erhoben worden, der die Minimalzölle auf die vier Hauptgetreidearten für den Doppelzentner folgendermaßen erhöht:

Regierungsentwurf	Kommissionsbeschluß
Roggen 5 Mark	5 Mark 50 Pfennige
Weizen 5 Mark 50 Pfennige	6 Mark
Gerste 3 Mark	5 Mark 50 Pfennige
Hafer 5 Mark	5 Mark 50 Pfennige.

Für den Antrag haben die von den beiden konservativen Parteien in die Kommission entsandten Mitglieder mit Ausnahme des Freiherrn v. Wangenheim, des Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, gestimmt, ferner die dem Zentrum angehörenden Mitglieder und ein Nationalliberaler. Die Mehrheit der nationalliberalen Reichstagsfraktion hat sich dagegen für den Regierungsentwurf festgemacht. Ob und wie weit sich die andern „tariffreundlichen“ Fraktionen durch das Votum ihrer Delegierten für gebunden erklärt haben, ist uns nicht bekannt, doch kann man annehmen, daß ein Teil ihrer Mitglieder im Reichstag auch die von der Kommissionsmehrheit beschlossenen Erhöhungen als nicht ausreichend ablehnen würden, auch wenn die ganze Vorlage dadurch zu Falle käme. Freiherr v. Wangenheim hat schon diesen Weg betreten. So weit der Einfluß des Bundes der Landwirte reicht, würde also die Annahme des Tarifentwurfs wahrscheinlich auch dann nicht gesichert werden, wenn sich die verbündeten Regierungen den Kommissionsbeschlüssen unterwürfen. Einigkeit oder auch nur Klarheit über das, was die engere konservative Mehrheit der sogenannten Tariffreunde als letztes Wort ihrer Hauptforderung ansieht, ist durch den Kommissionsbeschluß nicht geschaffen worden. Noch unklarer vollends ist es, ob und wie weit die Regierung dem Tarifentwurf eine Mehrheit im Reichstag verschaffen könnte, wenn sie die übrigen von ihr für unannehmbar erklärten Kommissionsbeschlüsse schließlich doch annähme, ganz abgesehen von den Abänderungen, die die Kommission wahrscheinlich noch beschließen wird. Wir meinen, schon damit ist die von der Mehrheit der sogenannten Tariffreunde geschaffene trostlose Lage hinreichend charakterisiert. Wahrhaftig die Regierung lernt jetzt in harter Schule das Wort würdigen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden werde ich mich selbst bewahren.

Und was sind die Gründe, die diese tariffreundliche Opposition dafür geltend macht, daß die verbündeten Regierungen ihre wiederholt und so besonders nachdrücklich gegebenen Unannehmbarkeitsserklärungen widerrufen sollen? Zunächst sind die formellen Einwendungen, die man neuerdings ins Treffen führt, sehr bemerkenswert. Unter anderm hat sie Graf Mirbach in der Kreuzzeitung wie folgt formuliert: „Ein hoc volo, sic jubeo steht den verbündeten Regierungen dem Reichstage gegenüber nicht zu. Der Reichstag hat unbestritten das Recht, an jedem Teil einer Vorlage der verbündeten Regierungen nach seinem Ermessen Änderungen vorzunehmen. Beschlüsse der verbündeten Regierungen und des Reichstags sind hinsichtlich des Zustandekommens eines Gesetzes vollkommen gleichwertig. Wenn der eine Faktor der Gesetzgebung von vornherein erklärt: »Ich willige in eine Abänderung nicht«, so wird man anzunehmen berechtigt sein, daß die Seite, die diesen Standpunkt einnimmt, auf das Zustandekommen der betreffenden Vorlage keinen entscheidenden Wert legt.“ Die Deutsche Tageszeitung hat diese Sätze ihren Lesern als wohlberedigte Beurteilung der „dem Geiste der Verfassung widersprechenden Haltung der Regierung“ alsbald zur Beachtung empfohlen. Auch sonst begegnet man in agrarischen Zeitungen diesen Sophismen. Die bündlerische Agitation ist augenscheinlich bestrebt, sie den landwirtschaftlichen Wählermassen beizubringen zu suggerieren. Der Ruf zum Kampf gegen das Hoc volo, sic jubeo im Deutschen Reich scheint ihr vielleicht als neues Feldgeschrei sehr wertvoll, aber konservativ ist er nicht und in der Zollfrage auch durchaus unbegründet und objektiv unwahr. Wir erwähnten schon, daß es unter Umständen die Pflicht der Regierung sei, ein Kompromiß zwischen zwei gegnerischen parlamentarischen Heerlagern herbeizuführen, auch wenn sie sich als eine Mehrheit und eine Minderheit darstellen. Gerade von konservativer Seite wird man diese Pflicht, die Härten des Majoritätsprinzips zu mildern, anerkennen müssen. Völlends da, wo es sich um wirtschaftliche Interessengegensätze handelt. Es hieße den Grundsatz: Autorität, nicht Majorität! in sein demokratisches Gegenteil verkehren, wenn man diese Pflicht und damit das Recht, sie zu erfüllen, der Regierung bestreiten wollte, wo das den Interessen der Mehrheit gerade paßt. Von einem Kompromiß zwischen Regierung und Reichstag ist hier gar nicht die Rede, sondern das Kompromiß ist zu schaffen zwischen den parlamentarischen Vertretern der Freunde der Lebensmittelzollerhöhung und den Vertretern der Gegner dieser Maßregel. Die verbündeten Regierungen haben nach der Verfassung — nach ihrem Buchstaben wie nach ihrem Geist — unbefreitbar und bisher unbestritten das formelle Recht, in jedem Stadium der Verhandlungen Vorschläge der Mehrheit als unannehmbar zu bezeichnen, sie könnten ihre Pflicht als Wähler der Gesamtinteressen sonst nicht erfüllen, und materiell stellt sich ihre politische und staatsrechtliche Aufgabe gerade in solchen Fällen, wie dem vorliegenden, als eine sehr viel höhere dar, als die einer Reichstagsmehrheit, wäre sie auch viel größer und einiger, als sie es in diesem Falle ist. Die Theorie des Grafen Mirbach kann im parlamentarischen Leben demokratischer Republiken vielleicht Sinn haben, und auch in parlamentarisch regierten Scheinmonarchien mag sie in gewissem Maße diskutabel erscheinen,

den monarchisch-konstitutionellen Grundsätzen, nach denen die Politik im Deutschen Reich gemacht wird, und die wir gegen alle Angriffe von rechts wie von links gewahrt wissen wollen, schlägt sie ins Gesicht. Das hat Graf Mirbach gewiß nicht beabsichtigt. In erregten Kämpfen entschlüpfen solche Sophismen leicht der Feder, und auch wenn sie in der Kreuzzeitung stehn, so werden sie wenig schaden. Ihre Leser wissen sie zu beurteilen. Aber wenn sie zu Agitationszwecken hinausgetragen werden in die Massen unter der Firma des Grafen Mirbach und der Kreuzzeitung, so tragen sie nur zu viel zu der verhängnisvollen Erscheinung bei, die wir seit Jahren als die politische Korruption der landwirtschaftlichen Bevölkerung beklagt und bekämpft haben. Schon aus dieser formellen Betrachtung der Sache ergibt sich für uns die Pflicht der konservativen Parteien, anzuerkennen, daß — mögen die Differenzen groß oder klein sein — nicht die Regierung ihre Unannehmbarkeitserklärungen widerrufen darf und kann, vielmehr die jetzt noch dissentierende Mehrheit der Tariffreunde nachgeben darf, kann und muß. Es scheint auch ganz vergessen zu werden, daß die Regierung mit ihren Vorschlägen thatsächlich der agrarischen Mehrheit schon sehr weit entgegengekommen ist, und daß diese ihre Vorschläge wahrscheinlich schon das Ergebnis eines internen Kompromisses sind. Die Zustimmung des Widerrufs muß deshalb dem unbefangenen Beurteiler gerade vom konservativen Standpunkt als ein unerhörtes Ansinnen bezeichnet werden. Wer die Autorität der Regierung gewahrt wissen will, muß das Verlangen danach verdammen, aber erst recht müßte er seine Erfüllung beklagen. Wenn es, wie wir fürchten, in weiten Kreisen der gebildeten Bevölkerung und bis in die obern Staffeln der politischen Gesellschaft hinauf dafür vielfach an Gefühl und Verständnis fehlt, so ist das ein Merkmal der beklagenswerten Verwirrung des Urteils über öffentliche Angelegenheiten, an der unsre Zeit leidet. Ihr immer wieder und immer weiter gehende Konzessionen zu machen, würde eine unverantwortliche politische Sünde sein.

Und fast noch weniger vermögen wir die sachlichen Gründe, mit denen die Mehrheit der Tariffreunde gegen die Regierungsvorschläge kämpft, als gerechtfertigt anzuerkennen. Es ist jetzt nicht angebracht, auf all die volks- und landwirtschaftlichen Einzelfragen zurückzukommen, die dabei eine Rolle spielen und oft genug auch in den Grenzboten besprochen worden sind. Wir verweisen in dieser Beziehung hauptsächlich auf die längern Aufsätze über „die Handelspolitik im Jahre 1901“ im ersten und über „den Kampf um den Zolltarif“ im letzten Bande des Jahrgangs 1901. In der Hauptsache müssen und dürfen wir uns hier auf den nochmaligen Hinweis beschränken, daß über diese Gründe nach jahrelanger Untersuchung und Diskussion nur eins festgestellt ist: — das ist ein non liquet. Es gilt dies vor allem in der Frage nach der Abmessung der Getreidezollerhöhung. Die offiziellen Versuche, den Maßstab zu finden, sind absolut resultatlos geblieben. Die Erhebungen über die Produktionskosten sind vollständig ins Wasser gefallen. Weder die Motive der Vorlage, noch die Reichtagsreden der Regierungsvertreter gebenken ihrer Ergebnisse mit einem Wort oder einer Zahl. Der Staatssekretär des Innern, dem doch selbst der Bund der Landwirte das Zeugnis, der über diese Dinge

am besten unterrichtete Staatsmann im Deutschen Reiche zu sein, gewiß nicht versagen kann, und der das lebhafteste Interesse daran hatte, die Ergebnisse der von ihm selbst angeregten Enqueten für die vom Bundesrat in den Minimalzöllen vorgeschlagene Zollerhöhung geltend zu machen, hat sich in seiner Reichstagsrede vom 3. Dezember nur auf die privaten Untersuchungen des Professor Howard über „die Produktionskosten unsrer wichtigsten Feldfrüchte auf Grund der Ergebnisse von 140 Wirtschaften während der letzten drei bis fünf Jahre“ berufen können, eine sehr verdienstliche Arbeit, die aber die von landwirtschaftlichen Sachverständigen behauptete Unmöglichkeit, buchnäßig die Produktionskosten so festzustellen, daß die gewonnenen Zahlen für die einzelnen Feldfrüchte zu zollpolitischen Schlüssen verwendbar wären, vielmehr bestätigt als widerlegt. Wir behalten uns vor, darauf und auf die sehr ernste Frage später näher einzugehen, ob der seit den sechziger Jahren in den intensiven „Musterwirtschaften“ geradezu ungeheuerlich in die Höhe getriebene Produktionskostenaufwand privat- und volkswirtschaftlich so uneingeschränkt, wie dies meist geschieht, als rationell und als ein Glück betrachtet werden kann oder nicht. Wenn wir der Allgemeingiltigkeit der Howardschen Ergebnisse ein entschiedenes non liquet entgegensetzen, so wissen wir uns mit einer sehr großen Anzahl intellektuell und technisch auf der Höhe stehender praktischer Landwirte durchaus einig und ebenso mit fast allen Vertretern der agrarischen Wissenschaft. Auch der Staatssekretär des Innern und der preussische Landwirtschaftsminister werden das am wenigsten bestreiten.

Es fehlt zur Zeit absolut jede sichere Grundlage zu einem Urteil darüber, ob der vom Bunde der Landwirte geforderte Zoll von 7 Mark 50 Pfennigen für alle vier Hauptgetreidearten, oder der von 6 Mark, den der Landwirtschaftsrat verlangt, oder die von der Kommissionmehrheit vorgeschlagenen Sätze, oder schließlich die des Regierungsentwurfs „ausreichend“ oder zu niedrig oder zu hoch sind. Man weiß eigentlich nicht einmal zu sagen, zu was sie ausreichen sollen, wie weit ihre Heilwirkung überhaupt reichen wird, ob die landwirtschaftliche Not damit in der Hauptsache, oder halb oder nur zum kleinsten Teil aus der Welt geschafft werden könne. Jedenfalls haben sich die Landwirte zu einer argen Überschätzung ihrer Wirkung verleiten lassen. Es könnte passieren, daß auch bei dem Zoll von 7 Mark 50 Pfennigen die Landwirte, oder doch ein sehr großer Teil von ihnen, mit der Wirkung der Zölle bitter unzufrieden seien und den Agitatoren des Bundes der Landwirte, die ihnen alles Heil versprochen haben, wenn sie nur zähe festhielten an der Opposition gegen die Regierung, dafür schlechten Dank wissen würden. Dem Bunde wäre deshalb vielleicht mit der Annahme seiner Vorschläge am wenigsten gedient. Werden die Regierungszölle Gesetz, und bleiben die Landwirte unzufrieden, dann bleiben die Bundesfeldherren die großen Männer; und werden die Kommissionssätze angenommen, und bleiben die Landwirte unzufrieden, so sind die Herren noch größer. Und wenn die Vorlage ins Wasser fällt, dann stehn sie am größten da. Die landwirtschaftliche Unzufriedenheit gilt ihrer Menschenkenntnis wohl als das Durabelste. Vielleicht liegen solche tatsächliche Erwägungen der Bundesleitung bei seiner gegenwärtigen Haltung nicht

fern. Das Agitatorische gilt wahrscheinlich zur Zeit alles. Die zum Teil nur äußerlich vom Bund verschiednen tariffreundlichen Reichstagsparteien müssen diese Taktik wohl nolens volens mehr oder weniger respektieren, die Furcht vor der bändlerischen Agitation unter den Wählern liegt ihnen schwer in den Gliedern, so schwer, daß auf der ganzen Linie nur wenige es wagen, ehrlich und offen, wie es ihre konservative Überzeugung verlangen müßte, der Zustimmung zum Regierungsentwurf das Wort zu reden. Nur einige wenige Herren in der Provinz haben bisher den landwirtschaftlichen Vereinen die Wahrheit gesagt gegen die Weisungen des Bundes. Thatsächlich bestimmen sachliche Gründe die sogenannte tariffreundliche Opposition heute gar nicht mehr, und es lohnt deshalb auch nicht, noch ein Wort über sie zu verlieren.

Die von den oppositionellen Tariffreunden für das preussische Abgeordnetenhaus beschlossene Aktion ist durch zwei Anträge eingeleitet worden. Der eine Antrag ist, wie die Zeitungen berichten, von sämtlichen konservativen Landtagsabgeordneten — wieder mit Ausnahme des Freiherrn v. Wangenheim — und von den meisten Mitgliedern des preussischen Zentrums unterschrieben. Er lautet dahin: „Die Staatsregierung aufzufordern, im Bundesrat dafür einzutreten, daß den von der Mehrheit der Reichstagszolltarifkommission ausgedrückten Wünschen auf Verstärkung des landwirtschaftlichen Zollschutzes über die Zolltarifvorlage hinaus entsprochen werde.“ Der zweite Antrag ist von der freikonservativen Fraktion eingebracht und schlägt dem Hause vor, den vorstehenden Antrag in folgender Fassung anzunehmen: „Die königliche Staatsregierung zu ersuchen, im Bundesrat dafür einzutreten, daß eine Verständigung mit dem Reichstage betreffs der von der Zolltarifkommission gefassten Beschlüsse auf Verstärkung des Zollschutzes für die Landwirtschaft über die Sätze der Zolltarifvorlage herbeigeführt werde.“ Man sieht daraus zunächst, wie wenig es den Herren noch um den „ausreichenden“ Zoll zu thun ist, sondern alles nur auf den taktischen Zweck abzielt, die verbündeten Regierungen zur Revokation ihrer Unannehmbarkeitserklärungen zu bestimmen. Solche Manöver erfordern natürlich alle möglichen Feinheiten, wie sie der Unterschied der beiden Anträge zeigt. Einen bemerkenswerten Kommentar dazu liefert die freikonservative Post, indem sie es zunächst verständigerweise für ziemlich gleichgiltig erklärt, ob der eine oder der andre Zollsatz um 50 Pfennige höher oder niedriger bemessen wird, und die Rücksicht auf das Zustandekommen der Zolltarifvorlage in den Vordergrund stellt. In dieser Hinsicht solle den Deutschkonservativen und den bairischen Zentrumsmännern — von den Freikonservativen ist gar nicht die Rede — durch eine mäßige Konzession bei dem Weizen- und Gerstenzoll die Zustimmung erleichtert werden, während sie ohne eine solche vielleicht den Zolltarif überhaupt zu Falle kommen lassen würden. Und dann heißt es weiter: auch wenn die Konservativen sich trotz der von ihnen abgegebenen Erklärung im Interesse des Gemeinwohls zur Annahme der Zolltarifvorlage bei unveränderter Beibehaltung der dort vorgesehenen Getreidezölle entschließen sollten, würde dies doch nur „auf die Gefahr einer äußern Katastrophe oder einer bedenklichen innern Veränderung der Partei gesehen können.“ Denn es unterliege keinem

Zweifel, daß alsdann die gemäßigten Elemente, „die sich von den weitgehenden Forderungen des Bundes der Landwirte emanzipiert haben, durch mehr auf dem Boden dieser Forderungen stehende Männer ersetzt werden würden,“ während umgekehrt, wenn es den Deutschkonservativen des Reichstags ermöglicht wäre, für die Zolltarifvorlage zu stimmen, „ohne den Schein zu erwecken, umgefallen zu sein,“ daraus eine wesentliche Verstärkung der gemäßigten Richtung der Partei zu erwarten wäre.

Auch wenn wir der realpolitischen Praxis die weitesten Konzessionen machen wollen, diese überfeine Taktik sollte doch von den Konservativen im eignen Interesse entschieden zurückgewiesen werden. Der Vorwurf des „Umfalls“ würde ihnen wie den Freikonservativen dadurch sicher auch nicht erspart werden, und zum Schaden würden sie auch noch den Spott des Bundes der Landwirte ernten und verdient haben. Die Taktiker der Post mögen vielleicht ländliche Kreise kennen, in denen die Verwirrung der politischen Anschauungen so weit gediehen ist, daß loyale Rücksicht auf die Politik der verbündeten Regierungen verächtlich gemacht wird, Unterwürfigkeit aber gegenüber den Übertreibungen und Irrtümern des agitatorisch aufgeregten großen Haufens der Genossen, ganz wie in der Sozialdemokratie, als Klassenpflicht zu gelten anfängt, wo trotz hochkonservativen äußern Anstrichs Hardens Zukunft etwa das Niveau der Loyalität und Königstreue bezeichnet, das Ansehen und Beifall in Vereinen und im Verkehr verschafft, und wo die Frage, wer „umfallen“ müsse, die Abgeordneten oder die Regierungen, ohne weiteres im letzten Sinne beantwortet wird. Daß diese politische Entartung aber schon zur Regel in der preußischen Landbevölkerung geworden sei, bestreiten wir ganz entschieden. Es liegt, wenigstens in den altpreußischen, deutschen Gebietsteilen, nur an den konservativen Abgeordneten selbst, an dem Mangel an Offenheit und Courage, wenn jetzt noch in ihren Wahlkreisen den Übertreibungen der Agitatoren des Bundes der Landwirte mehr geglaubt wird als den ernstesten, unzweideutigen Erklärungen der verbündeten Regierungen. Auf die sachliche Begründung ihres Bestehens auf der von der Regierung für unannehmbar erklärten Erhöhung der Minimalgetreidezölle haben die konservativen Herren verzichtet. Darüber sind jetzt für jeden urteilsfähigen und ehrlichen Politiker die Akten geschlossen. Sie werden gut thun, sich das vor Augen zu halten, wenn sie nach Ostern im preußischen Landtage den Versuch machen, die Staatsregierung zu einem „Umfall“ zu veranlassen, der zwar ihrer eignen, persönlichen Eitelkeit und dem Parteiorganismus einen Augenblickserfolg bringen könnte, das Ansehen der Regierung und der Monarchie aber — darüber sind sich die Herren doch klar — in der ganzen Bevölkerung, der städtischen wie der ländlichen, schwer schädigen würde. Mit einer solchen Schuld sollten konservative Männer gerade in der Gegenwart ihr Gewissen nicht belasten.

ß





Nationalitätskämpfe

5. Verteidigung

(Schluß)



ie durch das Ansiedlungs-gesetz von 1886 eingesetzte Ansiedlungs-kommission für die Provinzen Posen und Westpreußen hat in den fünfzehn Jahren ihres Bestehens, also bis Ende 1900, eine Gesamtfläche von 147474 Hektar angekauft, von denen 55347 Hektar auf den Regierungsbezirk Bromberg, 49962 Hektar auf Posen, 33563 Hektar auf Marienwerder und der Rest auf Danzig entfallen. „Über ein Sechstel der Fläche der Kreise Znin und Gnesen, ein Achtel der Kreise Wąngrowitz und Briesen, ein Zehntel des Kreises Wreschen, mehr als ein Zwanzigstel in weiteren neun Kreisen sind erworben“ (Akademische Blätter, 16. Jahrgang, Nr. 3, 1. Mai 1901, S. 39). Aufgeteilt sind bis Ende 1900 mehr als 93894 Hektar in 5634 Stellen, von denen 4277 besetzt sind. Das würde schätzungsweise eine Gesamtansiedlung von 30000 Deutschen einschließlich der Familienangehörigen ergeben. Und wenn von den 4277 Stelleninhabern auch 830 aus Posen, 732 aus Westpreußen stammen, so stellen die 586 aus Westfalen, 374 aus Brandenburg, 278 aus der Provinz Sachsen, 222 aus Pommern, 200 aus Schlesien, 198 aus Hannover, 180 sonst aus Preußen, 87 aus Württemberg, 372 sonst aus dem Deutschen Reiche und 218 aus dem Auslande Zugewanderten doch immer noch eine stattliche Vermehrung der deutschen Bevölkerung beider Provinzen dar. Wenn trotz dieser Leistungen der Ansiedlungskommission das Deutschtum der Provinzen Posen und Westpreußen der Entwicklung des Polentums gegenüber in den letzten Jahren nicht nur keine Fortschritte gemacht hat, sondern sogar immer noch stark hinter ihr zurückbleibt, so müssen außer den oben dargestellten das Polentum begünstigenden Verhältnissen noch andre Umstände mitwirken, durch die die Thätigkeit der Ansiedlungskommission wenigstens zu einem guten Teile gelähmt wird.

Dies geschieht zunächst durch die außerordentliche Preissteigerung der Grundstücke im Ansiedlungsgebiete. Von Anfang an galt es als Grundsatz bei der Ansiedlungskommission, ihren Güterbedarf durch Ankauf aus polnischer Hand zu decken, weil dadurch eine unmittelbare Verminderung des polnischen Grundbesitzes erreicht wurde. Von Deutschen wurde in der ersten Zeit gar nicht, später nur ausnahmsweise gekauft. Die Folge davon war, daß der Kaufpreis der polnischen Güter künstlich in die Höhe getrieben, der der deutschen entsprechend gedrückt wurde. Hatte also ein Pole sein Gut an die Ansiedlungskommission verkauft, so war er in der Lage, mit dem Erlöse ein weit größeres Besitztum aus deutscher Hand wieder zu erwerben, als er zuvor

besseren hatte. Es mußte sich also aus dem Wirken der Ansiedlungskommission ein Austausch deutschen und polnischen Grundbesitzes ergeben, bei dem der Vorteil entschieden auf polnischer Seite stand. Richtiger wäre es demnach gewesen, wenn die Ansiedlungskommission von vornherein grundsätzlich zwar ebenfalls im polnischen Sprachgebiet, aber aus deutscher Hand gekauft hätte. Dann würde sie zwar auch allmählich teurer und teurer gekauft haben, aber die Wertsteigerung wäre dann dem deutschen Besitze zu gute gekommen, hätte ihn vor der Erwerbung durch Polen geschützt, während die verhältnismäßige Entwertung des polnischen Besitzes dessen Übergang in deutsche Hand erleichtert hätte. Dann würde ferner der metallische Segen, der aus der Klasse der Ansiedlungskommission in Gestalt der Kaufgelder bisher auf die Polen ausgegossen wurde, mit seiner belebenden Kraft dem Deutschtum zu gute gekommen sein und ihm reiche Mittel zu dem nunmehr erleichterten Erwerbe polnischen Grundbesitzes zur Verfügung gestellt haben. Einer zu hohen Steigerung der deutschen Güterpreise könnte durch gelegentlichen Übergang zum Kaufe von Polen wohl vorgebeugt werden, sowie dadurch, daß man Güter, deren Preis durch die Spekulation in die Höhe getrieben ist, nicht erwirbt. Da die einmal gemachten Fehler nicht wieder umgekehrt gemacht werden können, muß es mit Dank begrüßt werden, daß die Ansiedlungskommission wenigstens von dem schädlichen Grundsätze, nur von Polen zu kaufen, zurückgekommen ist. Von den im Jahre 1900 erworbenen 16575 Hektar stammen nur noch 4981 Hektar, also ein starkes Viertel, aus polnischer Hand. Es müßte aus den oben entwickelten Gründen gewünscht werden, daß der Ankauf aus deutscher Hand immer mehr zur Regel würde.

Die sonst gegen die übermäßige Verteuerung der Grundstücke und zur Förderung der deutschen Besiedlung vorgeschlagenen Mittel, wie die Verleihung des Rechts der Zwangseenteignung an die Ansiedlungskommission und das Verbot des Grunderwerbes durch Polen außer im Erbwege, scheinen vor der Hand keine Aussicht auf Annahme zu haben. Über ihre Durchführbarkeit und Wirkung wird sehr verschieden geurteilt. Ob z. B. durch die Zwangseenteignung eine ins Gewicht fallende Verbilligung der Tätigkeit der Ansiedlungskommission erreicht werden würde, begegnet Zweifeln. Ihr Hauptwert würde darin beruhen, daß sie ermöglichte, solche Güter, deren Besitz den deutschen Ansiedlungsgütern Schluß und Zusammenhang geben würden, und die deshalb von den Polen um jeden Preis festgehalten werden, gegen den Willen ihrer Herren zu erwerben, mit einem Wort, der polnischen Gegenarbeit gegen die Ansiedlungskommission den Boden zu entziehen. Aber wenn wir nur dafür sorgen, daß der durch die staatliche Ansiedlung eröffnete Strom deutscher Zuwandrer in die bedrohten Provinzen immer reichlicher fließt, dann können wir den Polen solche Güter ruhig einstweilen lassen, um anderswo zu kaufen, wo es unter annehmbaren Bedingungen möglich ist. Der ungeminderte Fortgang des Siedlungswerkes wird die beste Bürgschaft dafür sein, daß allmählich Schluß und Zusammenhang in die deutschen Niederlassungen kommt, und daß die uns vorenthaltenen scheinbar unentbehrlichen Abrundungsgüter dem um sie her anwachsenden Deutschtum schließlich von selber in den Schoß fallen.

Weit einschneidender als die Zwangsenteignung würde ohne Zweifel das Grunderverbodsverbot wirken. Es würde nicht nur die Güterpreise zum Sinken bringen, sondern auch den polnischen Anteil am Grundbesitz fortschreitend einschränken. Seine Durchführbarkeit ist durch die jüngst vorgenommene Sprachenzählung gesichert. Von einem solchen Mittel wird aber erst dann Gebrauch gemacht werden dürfen, wenn sich alle andern als unzureichend erwiesen haben. Und das wäre doch noch abzuwarten, zumal da die erst seit kurzem hervorgetretene Schwenkung des preußischen Staatsministeriums in der Polenangelegenheit den wieder kräftiger gehandhabten Maßnahmen zur Förderung des Deutschtums eine erhöhte Wirkung verleihen wird.

Ein bis zu andauernder Zurückdrängung des Polentums gesteigertes Fortschreiten der deutschen Besiedlung Westpreußens und Posen's kann allerdings niemals von der Thätigkeit der Ansiedlungskommission allein erwartet werden, auch wenn dieser, wie wir jetzt hoffen dürfen, im Bedarfsfalle der Hundertmillionenfonds wieder und wieder erneuert wird. Um solche Wirkungen zu erzielen, müssen zum mindesten alle irgend in Frage kommenden staatlichen Behörden das Werk mit allen Kräften fördern helfen. Das sollte sich eigentlich von selbst verstehen, aber die bisherige Haltung einiger Staatsbehörden macht es doch notwendig, dies besonders zu betonen. Wie sehr durch die Einrichtung von Übersetzungsstellen bei der Reichspost der Übermut der Polen gesteigert worden ist, lebt noch in frischer Erinnerung. Weit mehr noch ist das Polentum, über dessen staatsfeindliche Gesinnung heute kein Verständiger mehr im unklaren sein kann, durch eine andre Behörde gefördert worden.

Die preußischen Generalkommissionen zur Errichtung von Rentengütern haben bis Ende 1899 in der ganzen Monarchie 8475 Rentengüter ausgelegt mit einem Gesamtflächeninhalt von 94493 Hektarn. Von diesen 8475 Gütern sind 5449 in deutscher, 2605, also beinahe ein Drittel der Gesamtzahl, in polnischer Hand. Die außerdem angezielten Litauer, Masuren, Kassuben, Tscheden haben nur etwas über 400 Güter erhalten.

Da auf Westpreußen 2948 Güter mit 34070 Hektarn und auf Posen 1413 Güter mit 16010 Hektarn, zusammen 4361 Güter mit 50080 Hektarn kommen, so zeigt sich, daß die Generalkommission gerade in diesen Provinzen, in denen zugleich die Ansiedlungskommission wirkt, ihre Hauptthätigkeit entfaltet hat. Nächstdem kommen die Provinzen Ostpreußen, Pommern und Schlesien, jede mit nur wenig über 1000 Gütern. Die übrigen Provinzen von Brandenburg an westlich sind nur schwach mit höchstens 301 (Westfalen) bis hinab auf 17 Güter (Sachsen) vertreten, sodaß sich also als eigentlicher Boden der Rentengutsbildung gerade die Provinzen herausstellen, die mit Westpreußen und Posen in erster Linie von dem Kampfe zwischen Deutschtum und Polentum berührt werden. (Vgl. Akademische Blätter, 15. Jahrgang, Nr. 10, S. 161.)

Nach Ausweis obiger Zahlen verhalten sich in den fünf östlichen Provinzen Preußens die durch die Generalkommissionen errichteten polnischen und sonstigen nichtdeutschen Rentengüter (zusammen 3021) zu den deutschen wie 3 : 4,6, in Posen und Westpreußen sogar etwa wie 1 : 1. Das bedeutet eine durch Staatsbehörden herbeigeführte Befestigung des Polentums im Kampf-

gebiete, durch die der ebenfalls staatlichen Ansiedlungskommission ihre ohnehin so saure Aufgabe noch schwerer, ja unerfüllbar gemacht, durch die der Wiederbefestigung des Deutschtums auf dem ihm schon unter den Füßen schwindenden Boden direkt entgegengearbeitet wird.

Im Jahre 1900 ist die Thätigkeit der Generalkommissionen sehr zurückgegangen: nur 322 Rentengüter sind in der ganzen Monarchie begründet worden. Von der Generalkommission Bromberg insbesondrer, die für die beiden Provinzen Westpreußen und Posen zuständig ist, sind nur 93 Rentengüter ausgelegt worden. Deshalb haben denn auch die polnischen Rentengüter nur geringen Zuwachs erhalten: sie sind von 2605 auf 2619, die deutschen von 5449 auf 5703 gestiegen. Sonst ist nur noch bemerkenswert die Vermehrung der litauischen Rentengüter von 68 (Ende 1899) auf 111 (Ende 1900).

Auf jeden Fall sind die Generalkommissionen, wenn man ihre Gesamtleistung ins Auge faßt, und wenn man den im Jahre 1900 hervorgetretenen Rückgang ihrer Thätigkeit als vorübergehend betrachten darf, eines der handlichsten und wirksamsten Mittel, durch das der Staat auf die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse des Ostens nach Maßgabe seines eignen wie des deutsch-nationalen Interesses, was sich hier vollkommen deckt, einwirken könnte. Da die Regierung jetzt die der Ansiedlungskommission gesteckten Ziele mit allen Mitteln fördern will, wird sie sich dazu entschließen müssen, zum mindesten den Generalkommissionen der ostelbischen Provinzen die ausschließliche Ansiedlung von Deutschen vorzuschreiben.

Es ist schon öfter der Wunsch laut geworden, daß auch für Oberschlesien und Ostpreußen eine im Sinne der Ansiedlungskommission arbeitende Behörde geschaffen würde. Erginge die Vorschrift, nur Deutsche anzusiedeln, an die Generalkommissionen, so würde schon damit dieser Wunsch im wesentlichen erfüllt sein. An der Berechtigung des Staates, bei seiner eignen Siedlungsthätigkeit alle Bewerber grundsätzlich auszuschließen, deren Ansiedlung aus irgend einem Grunde dem Staatsinteresse zuwiderläuft, kann nicht gezweifelt werden. Den Polen gegenüber wird ein solcher Ausschluß geradezu geboten durch die Pflicht der Selbsterhaltung.

Durch einen solchen in dauernd bindender Form ausgesprochenen Ausschluß der Polen von jeder staatlichen Ansiedlung würde das bisherige Gegeneinanderwirken der beiden großen Siedlungsbehörden für die Zukunft unmöglich gemacht und die ausschließlich deutsche Ansiedlung in den Ostprovinzen an Umfang verdoppelt werden können. Dann wird, besonders wenn das Ansiedlermaterial mehr und mehr aus den westlichen Teilen Deutschlands gewonnen wird, und wenn auch die Provinzialverwaltungen, wenn kapitalkräftige Privatgesellschaften und Einzelne zur Erweiterung des deutschen Siedlungsgebiets kräftig mitwirken, das heute erst langsam rinnende Bächlein des nach Osten dringenden Deutschtums zu einem Strome anschwellen, der dem uns jetzt noch Jahr für Jahr schädigenden Zuge nach Westen entgegen wirken und ihn schließlich mehr und mehr beiseite drängen wird.

Ist ein solcher deutscher Strom nach Osten erst in Fluß gekommen, so wird er bald nicht mehr auf die von der Ansiedlungskommission und den General-

kommissionen herangezogenen Bevölkerungsteile beschränkt bleiben: deutsche Handwerker und Arbeiter werden sich ihm anschließen; und auch die Deutschen der obern Gesellschaftsschichten werden sich nicht mehr so fremd fühlen in den Landen, die unter stetigem Zufließen deutschen Volkstums einen immer heimischeren Charakter gewinnen werden. Dazu werden auch die vom Grafen Bülow in Aussicht gestellten Maßnahmen zu Gunsten der Beamtenchaft des Ostens in Gestalt von Dienstwohnungen und Zulagen sicherlich beitragen. Und auch die Errichtung von Garnisonen in den kleinern Städten, womit schon ein Anfang gemacht ist, wird dem deutschen Bürgertum als kräftiger Rückhalt dienen. Noch lange aber wird die deutsche Siedlungsthätigkeit darauf hinauslaufen, deutsche Inseln im polnischen Gebiete zu schaffen, bis sich endlich der notwendige Schluß, das Zusammenwachsen zu einem neudeutschen Sprachgebiete vollziehen kann. Bis dahin werden wir uns auf die nationale und wirtschaftliche Widerstandskraft der Pioniere des Deutschtums verlassen müssen. Die sorgfältige Auswahl des Ansiedlermaterials, wie sie von der Ansiedlungskommission vorgenommen wird, gewährt in dieser Hinsicht einen hohen Grad von Sicherheit. Insbesondere ist man mit der Ansiedlung von Katholiken zurückhaltend gewesen: den bis Ende 1900 angesiedelten 4028 Evangelischen stehen nur 249 Katholiken gegenüber. Vielleicht sind auch das noch zu viele, denn nach den bisherigen Erfahrungen können wir auf die nationale Zuverlässigkeit und Unererschütterlichkeit der deutschen Katholiken den Polen gegenüber keine Häuser bauen. Und daß wir mit schweren Geldopfern neue deutsche Dörfer im Polengebiet errichten, die vielleicht nach einer kurzen Reihe von Generationen ihr Deutschtum verleugnen und zu Stützpunkten des Polentums werden, ist jedenfalls nicht der Zweck des Ansiedlungsgesetzes. Dagegen ist eine ansehnliche kirchliche Versorgung sowohl der altangesessenen wie der neu angesiedelten evangelischen Deutschen auch von höchster nationaler Bedeutung, denn ohne Frage ist ein reges evangelisches Bewußtsein eines der festesten Bollwerke gegen den Polonismus. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß jede evangelische Kirche im Osten eine gegen das Polentum vorgeschobne Festung des Deutschtums sei. Es muß deshalb mit Dank begrüßt werden, wenn im Staatshaushalt für 1902 ein größerer Betrag zur Unterstützung evangelisch-kirchlicher Einrichtungen, namentlich in der Provinz Posen, ausgeworfen ist.

Nicht allein die Neubildung und das Zusammenwachsen deutscher Sprachinseln im polnischen Sprachgebiete zu widerstandsfähigen Massen würde die Wirkung einer wesentlich erhöhten deutschen Ansiedlungsthätigkeit im Osten sein; die Schaffung zahlreicher kleiner Stellen, wie sie durch die Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen und über die ganze Monarchie hin durch die Generalkommissionen geschieht, muß auch allmählich dem ländlichen Arbeitermangel entgegenwirken. Indem durch sie eine Grundlage für das Heranwachsen eines neuen ländlichen Arbeiterstandes geschaffen wird, wird mit der Zeit in manchen Gegenden der Bedarf an polnischen Saisonarbeitern geringer werden, und demgemäß der polnische Zug nach Westen sich verringern. Der deutsche Gegenzug nach Osten dagegen wird, je mehr Ansiedlungsgelegenheit in unsern Ostprovinzen geschaffen und dem Deutschtum ausschließlich offen

gehalten wird, um so kräftiger strömen. Es ist keineswegs gleichgiltig, von welcher Richtung die Masse der deutschen Neusiedler heranzieht: wir brauchen eine Gegenbewegung gegen den herrschenden Zug nach Westen, und diese wird am wirksamsten sein, wenn sie sich in möglichst genau entgegengesetzter Richtung hält. So wird auch das Schwergewicht der überschüssigen Volkskraft des deutschen Hinterlandes am besten und wirksamsten zur Geltung kommen. Deutsche aus Galizien, Wolhynien oder sonstigen östlichen Gegenden zur Versetzung der Ansiedlungsgüter heranzuziehen, empfiehlt sich nicht oder doch nur dann, wenn eine dort entstandne deutsche Auswanderungsbewegung sonst in Gegenden lenken würde, wo die Erhaltung des Deutschtums unwahrscheinlich ist. Eine solche Bewegung aber zu veranlassen, liegt nicht im Interesse des Deutschtums; denn dadurch würden wir selbst dazu beitragen, den uns schädigenden Zug nach Westen zu verstärken, den Zug nach Osten aber, von dem die ganze deutsche Zukunft unsrer Ostprovinzen abhängt, einzuschränken. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß eine aufsteigende Entwicklung des Deutschtums in Rußisch-Polen sehr wohl eine günstige Rückwirkung auf die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse unsrer Ostprovinzen ausüben kann. Zieh'n wir aber diese vorgeschobnen Posten unsers Volkstums ein, so heben wir diese Möglichkeit der Rückwirkung auf, ohne zu wissen, ob die direkte Wirkung an Ort und Stelle, die wir durch die Verpflanzung erzielen können, größer sein wird. Sicher ist nur, daß wir damit keine einer weiteren Ausdehnung des Deutschtums selber zerstören würden, von denen wir gar nicht wissen, welche nationale und politische Bedeutung sie in hundert oder zweihundert Jahren erlangt haben könnten. Mit einem Worte: gedeihn die Außenposten unsers Volkstums, so darf man nicht an ihre Einziehung denken. Wo sie auch sein mögen, werden sie uns bestimmt von Nutzen sein; sie in die Front der nationalen Kampflinie zurückzuziehen wäre also thöricht, zumal da wir im Innern unsers Volksgebiets überschüssige Kräfte genug haben, die wir in die Kampflinie vorschieben können. Die Losung „Vorwärts“ ist auch hier immer besser als „Zurück.“ Gedeihn sie aber nicht, sind sie vielleicht gar in ihrem Bestande bedroht, so werden sie uns nirgends so schädlich sein wie in der Kampflinie, denn dort würden sie wohl am ehesten zu Fall kommen und uns dadurch viel empfindlicher schädigen, als durch den Untergang in weiter Ferne.

Ist mit dem Zuge nach Osten der Geist nationaler Offensive wieder in uns lebendig geworden, und gelingt es uns, Massen dorthin vorzuschieben, die einen Wandel der Dinge zu erzwingen vermögen, dann kann die gegenwärtige große Ausbreitung des Polentums, die noch so manchen Deutschen mit schwerer Sorge erfüllt, der Neubefestigung unsers Volkstums sogar Vorschub leisten. Denn durch die Verbreitung des Polentums über einen unverhältnismäßig großen Raum bietet es einem wieder vordringenden Deutschtum weit mehr Angriffspunkte dar, als wenn es noch geschlossen auf seinem alten Stammboden angesammelt wäre. Besonders sind die westlichen Arbeiterkolonien der Polen in den rheinisch-weißfälischen Grubenbezirken infolge ihres zu weiten Abirens vom Heimatboden schon jetzt eine Quelle der Schwächung für das Polentum, sodaß wir uns ihretwegen nicht zu beunruhigen brauchen.

Um kurz zusammenzufassen, so ist gegenwärtig die Lage in unserm Osten die, daß das Polentum immer noch trotz Ansiedlungskommission und anderer schwächerer Verteidigungsmittel auf unsrer Seite das Deutschthum zurückdrängt. Wie Graf Bülow im Abgeordnetenhaus mitgeteilt hat, ist in dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 die polnische Bevölkerung in der Provinz Posen um 10,5 Prozent, die deutsche nur um 3,75 Prozent gestiegen; und an Grundbesitz hat das Deutschthum von 1897 bis 1900 in Posen 15997, in Westpreußen 14630 Hektare verloren. Alle Arbeit zu Gunsten des Deutschthums wird vergeblich sein, wenn es nicht gelingt, größere deutsche Massen nach Osten vorzuschieben und dort durch Grundbesitz zu befestigen. Dies kann und muß erreicht werden durch Verwandlung der Generalkommissionen in nationale Siedlungsbehörden, die ihre Thätigkeit auf Deutsche beschränkt, durch Steigerung und Sicherstellung der Wirksamkeit der Ansiedlungskommission auf unbegrenzte Zeit und durch eine Sperrung unsrer Ostgrenze, soweit es die notwendige Rücksicht auf die Landwirtschaft zuläßt. Um endlich ein einheitliches Vorgehen und Zusammenwirken aller mit dem Polentum in Berührung kommenden Behörden zu erreichen, wäre es angezeigt, wenn eine nicht an ein bestimmtes Ressort gebundene Zentralbehörde besonders mit der Überwachung und Leitung unsrer polnischen und sonstigen Nationalitätsangelegenheiten im weitesten Umfange betraut würde. So würde sich am ehesten eine feste Praxis den unserm Staat einverleibten fremden Volksteilen gegenüber ausbilden, eine streng sachliche, von Gefühlsregungen nicht beeinflusste stetige Behandlungsweise, die wir uns vor allen Dingen erst aneignen müssen. Eine sichere Grundlage wird ein solches Vorgehen gewinnen in der Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins, auf das wiederum eine feste Haltung der Regierung belebend zurückwirken wird; ferner in dem daraus erwachsenden unerschütterlichen Zusammenhalt im wirtschaftlichen Kampfe, wo die Behörden mit gutem Beispiel vorangehen sollten; besonders aber in einer erfolgreichen Bekämpfung des landwirtschaftlichen Notstandes.

Das Ringen zwischen Deutschthum und Polentum wird seine Entscheidung finden durch die Gestaltung des ländlichen Besitzes und der wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt. Der deutsche Bauer wird sich auch hier, wie er es überall gethan hat, als Bahnbrecher des Deutschthums bewähren. Es ist also durchaus richtig, wenn bei den deutschen Abwehrmaßregeln das Hauptgewicht auf diese Dinge gelegt worden ist. Sonstige Verteidigungsmittel, an denen es nicht fehlt, dürfen daneben selbstverständlich nicht vernachlässigt werden, wenn man auch Wirkungen wie von dem Vortwärtsbringen deutscher Bauernkraft von ihnen nicht erwarten darf.

Heute scheint man sich besonders von einer allgemeinen Hebung des Kulturstandes der beteiligten Provinzen günstige Wirkungen für das Deutschthum zu versprechen. Möchte man sich darin nicht irren und nicht vergessen, daß unsre ganze Polennot erst auf Grund der fürsorglichen Kulturthätigkeit des preussischen Staats zu ihrer heutigen Größe angewachsen ist. Die Hebung der Landeskultur läßt sich in ihren gewiß segensreichen Wirkungen eben nicht auf das Deutschthum beschränken; in der Regel kommt sie der Nation am

meisten zu statten, die sich am kräftigsten bethätigt. Und das ist jetzt die polnische. Darum lieber erst das Deutschtum unsrer Ostprovinzen stärken! Ist das in ausreichender Weise geschehn, so wird damit die allgemeine Kulturhebung schon von selbst kommen. Und was etwa noch zu wünschen übrig bleibt, kann auch dann noch in Angriff genommen werden.

Eine nationale Sprachen- und Schulpolitik kann im fremden Sprachgebiete keine selbständigen Erfolge erringen. Die in der Schule erlernte Staatsprache ist für viele totes Kapital und geht in spätern Jahren wieder verloren, wenn nicht die Anforderungen des praktischen Lebens ihre Kenntnis und Handhabung gebieterisch verlangen. Deshalb ist es wichtiger als die Schulreform, die Verhältnisse des wirtschaftlichen und überhaupt des öffentlichen Lebens so zu gestalten, daß in ihnen der Gebrauch der deutschen Sprache mehr und mehr zur Notwendigkeit wird, daß durch ihre Nichtkenntnis wirtschaftliche und andre Nachteile entstehen. Darauf kann z. B. dadurch hingewirkt werden, daß für alle solche Versammlungen, deren staatliche Beaufsichtigung gesetzlich vorgeschrieben ist, die Staatsprache als alleinige Verhandlungssprache festgesetzt wird; oder daß vor Gericht die eines Dolmetschers bedürftige Partei ihn auch bezahlen muß. Eine Verlängerung der Dienstzeit für Soldaten, die der deutschen Sprache nicht hinreichend mächtig sind, würde auch nicht ohne Erfolg sein. Am kräftigsten wird aber auch in dieser Richtung eine unaufhaltsam fortschreitende deutsche Besiedlung wirken. Indem durch sie die jetzt noch überwiegend polnischen Gebietsteile mehr und mehr in zweisprachige verwandelt werden, wird auch die Notwendigkeit der Kenntnis der deutschen Sprache immer zwingender werden.

Gestützt durch einen solchen Entwicklungsgang kann auch die Schule sehr wertvolle Dienste leisten, nur dürfte es notwendig sein, das Deutsche immer mehr zur alleinigen Unterrichtssprache, einschließlich der Religion, zu machen. Noch förderlicher würde es für das Deutschtum und für eine friedlichere Gestaltung der Dinge im Osten sein, wenn der Staat sich entschloße, unter keinen Umständen polnischen Geistlichen die Erteilung des Religionsunterrichts oder irgend welche Rechte der Schulaufsicht anzuvertrauen.

* * *

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so stehn wir jetzt vor einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Wanderungen deutschen Volkstums. Anfänglich waren diese Wanderungen durchaus nach Westen und Süden gerichtet, bis sie in der Völkerverwanderung ihren Höhepunkt erreichten, und in ihrem Gefolge eine neue feste Abgrenzung gegen das Romanentum bewirkten. Dann folgte das gewaltige Zurückströmen deutscher Volkskraft nach Osten, das den Wiedergewinn weiter ostelbischer Gebiete zur Folge hatte, ohne jedoch eine Abgrenzung gegen das Slawentum herbeizuführen, die als endgiltig oder doch nur für längere Zeit dauernd angesehen werden kann. In den Blutströmen des Dreißigjährigen Krieges war die Kraft des deutschen Volkstums, die diesen Abschluß im Osten hätte herbeiführen können, bis zur vollsten Erschöpfung aufgebraucht worden. Als sich das deutsche Volk soweit erholt hatte,

daß sich wieder ein nach außen strömender Überschuß bilden konnte, wandte sich dieser wieder nach Westen, unwiderstehlich angezogen von den weiten zukunftsreichen Gefilden, die sich jenseits des Weltmeers aufgethan hatten. Ein kleiner Teil nur schlug den für das Deutschtum so verheißungsvollen Weg nach Osten wieder ein und wurde dort von der Hand der preußischen Könige zu einem Bollwerk gegen das Slaventum geformt oder leistete österreichischen und russischen Machthabern die ersten und wichtigsten Dienste als Pflaazer einer neuen Kultur in weiten wüsten Landstrichen. Der über den Ozean nach Westen flutende gewaltige deutsche Volksstrom hat in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht: die jährlich in Nordamerika einwandernden Deutschen zählten nach Hunderttausenden. Seitdem sind die Vereinigten Staaten gesättigt; sie denken jetzt vor allem an Verringerung der Einwandruug, obwohl diese schon längst nicht mehr so mächtig strömt wie noch vor wenig Jahren, und besonders der deutsche Anteil sich sehr stark vermindert hat.

Kommen nun Zeiten, wo deutsche Volkskraft wieder mächtig über die Sprachgrenze hinausströmt, wohin soll sich dann dieser Überschuß wenden? In unsern Ostprovinzen wird nur ein kleiner Teil Platz finden können. Ihnen so viel wie möglich davon zuzuführen, wird gewiß ein Gegenstand ernstester Sorge für unsre Regierung sein, die nun ja endlich die Notwendigkeit vermehrter deutscher Siedlung im Osten und den festen Entschluß, sie zu befördern, ausgesprochen hat. Weit schwierigere Aufgaben aber stellt die große Masse unsrer überquellenden Kraft, die sich nicht innerhalb der Reichsgrenzen festhalten läßt. Möchte es endlich gelingen, auch sie, von der uns im Laufe der Jahrhunderte schon so unermeslich viel verloren gegangen ist, der dauernden Ausbreitung des Deutschtums dienstbar zu machen.

Hans Witte



Catholica

Von Joseph Mayer

4. Die Propaganda



it dem kurzen Namen „Propaganda“ bezeichnet man die römische Kongregation zur Verbreitung des Glaubens, congregatio de propaganda fide. Sie ist nächst der katholischen Kirche selbst die bedeutendste Einrichtung der Welt auf religiösem Gebiete. Neben zahlreichen Gebieten Europas, die noch als *terrae missionis* gelten, verwaltet sie die ganze übrige Welt mit Ausnahme Südamerikas und einzelner Bistümer und Kirchenprovinzen in den andern Weltteilen.

Die Propaganda ist aus dem Bestreben hervorgegangen, die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche einheitlich zu organisieren. Dieses Ziel ist

im Laufe der Jahrhunderte in wunderbar harmonischer Weise erreicht worden, und außerordentlich ist viel Gutes durch diese Kongregation geschaffen worden.

Vor kurzem habe ich eine ausführliche Darstellung der gesamten katholischen Missionsthätigkeit gelesen. Neben den vielen, sehr bemerkenswerten Mitteilungen des belefenen Verfassers fand ich auch einige Ansätze zu kritischer Beleuchtung mancher Dinge. Diese Kritik, die sich vermutlich mit Rücksicht auf den allgemeinen Leserkreis des Buches in sehr schüchternen Grenzen hielt, ließ aber erkennen, daß sowohl bei der Zentralbehörde in Rom wie in manchen der Missionsthätigkeit gewidmeten sonstigen Einrichtungen die Dinge nicht auf einem Standpunkt stehn, wie es im gegenwärtigen Zeitabschnitte wünschenswert wäre. Ich bin darum den Dingen nachgegangen und will versuchen, meine Erkundigungen an geeigneter Stelle sowie meine Studien über diesen Punkt hier kurz zusammenzufassen.

Am bemerkenswertesten erschienen mir die beweglichen Klagen über den Inhalt des „amtlichen Handbuchs der Propaganda.“ Leichtfertige Zusammenstellung, unzuverlässige Zahlen, mangelnde geschichtliche Genauigkeit, falsche Tabellen und ähnliches wird dem Handbuch zum Vorwurf gemacht, also es fehlt so ziemlich alles, was einem derartigen Werke den eigentlichen Wert verleihen müßte. Vor mir liegen verschiedne Jahrgänge dieses Buches, dessen letzte Ausgabe aus dem Jahre MCMI datiert ist und folgenden Titel führt: *Missiones Catholicae cura S. Congregationis de propaganda fide descriptae anno 1901* (editus die 1. Junii 1901). Romae, ex typographia polyglotta S. C. de propaganda fide. Auf XLII und 759 Seiten wird das umfangreiche Material über die Missionen auf der ganzen Welt untergebracht.

Die Anlage des Buches geht dahin, daß zunächst die europäischen und dann die asiatischen, afrikanischen, amerikanischen und australischen Missionen des lateinischen Ritus behandelt werden, und am Schlusse sämtlicher orientalischen Riten gedacht wird. In der Regel werden in den Unterabschnitten erst allgemeine Nachrichten über ein Land gebracht und dann die kirchlichen Verwaltungen besprochen. Jedes Erzbistum oder Bistum, jedes Vikariat, jede Präfektur oder Mission erhält ein eignes Kapitel, worin der Reihe nach Angaben gemacht werden über Entstehung, Ausdehnung und Grenzen der Mission, über die Zahl der Katholiken, Stationen, Kirchen und Kapellen, über den Missionsoberen und seine Hilfskräfte, die verschiedenen Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, Besonderheiten des Gebiets nach Sprache, Hygiene und Klima, sowie über den Umfang und die besondre Thätigkeit der männlichen und der weiblichen Klostergenossenschaften.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein Buch, worin zuverlässige Mitteilungen über alle diese Dinge zu finden wären, zu den interessantesten Werken gehören müßte, die es gäbe. Ich wurde bei meinen Studien darauf geführt, zunächst Stichproben zwischen den einzelnen Jahrgängen des Handbuchs zu veranstalten. Hierbei mußte ich bestätigen, daß die einfache Herübernahme veralteter Daten aus frühern Jahrgängen eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit dieser Veröffentlichung ist. Das ist um so bedauerlicher, als die Erlangung neuer und zuverlässiger Angaben dem Kenner der einschlägigen Litteratur in

sehr vielen Fällen eine Leichtigkeit ist. Wenn es, wie die Bücherproduktion der letzten Jahre zeigt, für Private möglich ist, auf diesem Gebiete tüchtigens zu leisten, so dürfte es für einen Beamten der Propaganda, der doch gewiß für seine Arbeit über alle einschlägigen Akten der Kongregation verfügen kann, eine Kleinigkeit sein, in Bezug auf Umfang und Genauigkeit der Zahlen alle Konkurrenten zu schlagen.

Die in das Handbuch eingestreuten zusammenhängenden Tabellen sollen starke Fehler aufweisen, sagt man. Diese Angabe kann ich ebenfalls bestätigen, indem nämlich in den Tabellen vielfach andre Zahlen stehn, als in den einzelnen Kapiteln. Warum das so sein muß, ist völlig unklar; ein Rückschluß auf eine gewisse Sorglosigkeit bei der Arbeit dürfte darum kaum zu gewagt erscheinen. Ob fernerein die historischen Notizen allewege auf kritischer Untersuchung beruhen, bleibe dahingestellt. Bei dem Mangel einer modernen Urkundenpublikation über das Missionswesen darf man solche Dinge nicht zu tragisch nehmen. Die heutigen Italiener fangen erst wieder an, sich auf die muratorischen Überlieferungen zu besinnen. Immerhin ist der Ärger der Forscher begrifflich, wenn sie Dinge suchen, die in einem amtlichen Handbuche richtig stehn müßten, sie jedoch häufig Steine statt Brot erhalten.

Ich vermeide es, in weitere Einzelheiten einzugehn, und will nur hervorheben, daß das ganze Handbuch in der That den Eindruck macht, als ob es mit großen Kosten, viel Mühe und wenig Verständnis für die große Aufgabe zusammengestellt werde. Ob es die Arbeit eines Einzelnen ist oder kollektiv bearbeitet wird, konnte ich bei meinem Gewährsmanne nicht in Erfahrung bringen. Wie dem auch sei, als amtliche Veröffentlichung dürfte das Buch entschieden nicht auftreten, so groß sind seine Fehler, und so lückenhaft zahlreiche Abschnitte. Immerhin muß man anerkennen, daß es für viele Angaben fast die einzige Quelle ist, sodas der relative Wert des Buches nicht gar zu sehr unterschätzt werden darf. Eine solche bedingte Anerkennung räumt jedoch den berechtigten Wunsch nicht weg, daß bei der nächsten, im Jahre 1904 zu erwartenden Ausgabe ein statistisch und historisch geschulter Sachmann nach dem Rechten sehen möchte.

In der Reihe der Kardinalpräfecten der Propaganda ist der gegenwärtige, Kardinal Ledóchowski, der zweite Nichtitaliener. Er regiert als vierundzwanzigster, und zwar vom Jahre 1892 ab, in der Reihe, die im Jahre 1622 beginnt. Seine zehnjährige Regierung ist, entgegen den Prophezeiungen der Italiener, die den Ausländer nur sehr ungern an dieser einflußreichen Stelle sahen, recht gesegnet gewesen. Mit manchen veralteten Einrichtungen wurde ausgeräumt, und wohlthätige Reformen im innern Dienst wurden eingeführt, die zunächst auf scharfen, kombinierten Widerstand der Beamten und Agenten stießen. Als diese aber merkten, daß sich der Griff der festen Hand nicht lockerte, und die völlige Zustimmung des Pontifex nicht fehlte, beruhigten sich diese rückständigen Elemente und lebten sich langsam in die neue Ordnung der Dinge ein.

In den allgemeinen Anschauungen der Kongregation trat eine tiefgehende Krise ein, als eine energisch geförderte Bewegung der in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen allgemein besprochen wurde. Es wurde gebeten,

den deutschen katholischen Einwanderern Seelenhirten zu geben, mit denen sie in ihrer Muttersprache verkehren, die in deutscher Sprache zu ihnen predigen möchten. Des weitern wurde der Kongregation anheimgestellt, zu erwägen, ob es nicht passend wäre, in den Sprengeln, in denen Klerus und Volk in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Zunge angehören, auch den Bischof aus der Reihe der deutschen Priester zu wählen. Unter absoluter Wahrung aller Jurisdiktionsfragen sollte mit diesen Wünschen dem berechtigten Verlangen der Deutschen Nordamerikas, in ihrer Muttersprache pastoriert zu werden, entgegengekommen werden.

Diese der Kongregation vorliegenden Wünsche wurden nun bedauerlicherweise dahin mißverstanden, als ob die Deutschamerikaner, ohne Rücksicht auf die bestehende kirchliche Einteilung, verlangten, eigne deutsche Diözesen zu bilden, die alle anderssprachigen Katholiken desselben kirchlichen Gebiets ausschließen sollten. Es war selbstverständlich niemand eingefallen, eine solche Absurdität zu wünschen; aber die Köpfe waren erhitzt, und der Kampf wogte heiß. Scharfe Proteste aus Amerika liefen ein, und unberufne Ratgeber, die den Deutschen nicht wohl wollten, mischten sich in die cause célèbre, und so kam es zu einer unverblünten Verwerfung der Vorschläge, die zwar in eine sehr gnädige und süße Form gekleidet war, jedoch über die Tragweite der Entscheidung nicht hinwegtäuschen konnte.

Diese Kurzsichtigkeit wurde nur nach und nach wieder gut gemacht, als aus Deutschland, Südamerika, Nordamerika usw. steinerweichende Klagen der ausgewanderten Italiener einliefen, in denen sie ihre völlige religiöse Verwahrlosung schilderten, weil sie keine italienischen Priester hätten, mit denen sie sich verständigen könnten. Von großer Wirkung waren auch die sich in derselben Richtung bewegenden Vorstellungen der ausgewanderten Polen, Tschechen, Slavonier usw. Da erst erkannte man, wie richtig die Deutschen mit ihrer Petition vorgegangen waren. Obgleich keine sonderlichen Sympathien für die ausgewanderten Deutschen in der Propaganda großgezogen werden, bewunderte man doch ihre kluge Voraussicht und erkannte in der Theorie ihre Wünsche als berechtigt an; in der Praxis soll diese Anerkennung jedoch, wie mir aus St. Louis und Columbus, Ohio, mitgeteilt wird, noch sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Das vorstehend Geschilderte hat in Rom zu heißen Kämpfen, vielen Intriguen, manchen merkwürdigen Beeinflussungen und sonstigen äußerst bemerkenswerten Erscheinungen geführt. Zwei der Hauptfeinde der Deutschen sind schließlich in ihren eignen Netzen gefangen worden und haben von ihren Stellen weichen müssen. Das aber ist erreicht worden, daß die Kongregation die Deutschamerikaner nicht mehr als halbe kirchliche Revolutionäre, wenn man so sagen will, ansieht. Von einer Umwandlung der Antipathien in Sympathien kann jedoch noch lange keine Rede sein.

Nachdem die Deutschamerikaner durch ihr mannhaftes und unerschrockenes Auftreten den Karbinälen und den Prälaten die Augen geöffnet hatten, fingen diese allmählich an zu verstehn, daß auch etwas für die Millionen von Italienern im Auslande geschehn müsse. Aber ehe noch von Italien aus eine

That geschewn war, hatten die praktischen Deutschen ihnen auch hierin den Rang abgelaufen. In der Erzdiözese Köln wurde eine regelrechte Pastorierung der italienischen Arbeiter in die Wege geleitet und organisiert, eine Sache, die — wenn man von Mailand absieht — noch keinem italienischen Bischof für die zahlreichen sich in seinem Sprengel aufhaltenden Fremden eingefallen war. Wollten diese geistlichen Beistand haben, so mußten sie sich ihn selbst verschaffen. Allmählich findet aber die entschlossene Fürsorge der Deutschen auch in Italien hier und da Nachahmung.

Eine zweite Krisis in den Anschauungen der Kongregation vollzog sich in der Schulfrage in Nordamerika. Hierüber erhalte ich folgende Nachrichten:

Ohne mich auf Einzelheiten einlassen zu können, teile ich Ihnen ergebenst mit, daß das System der Pfarrschulen gegenüber der religionslosen, häufig aber auch religionsfeindlichen Staatschule von deutschen Katholiken und Lutheranern als das einzige Mittel erprobt worden ist, um unter Beibehaltung der Muttersprache und unter völliger Sicherung des katholischen bzw. lutherischen Glaubens tüchtige, autoritätsstreue Staatsbürger heranzuziehen. Alle gegenteiligen Bemühungen muß man als lässlich gescheitert betrachten. Die Propaganda hätte sich von vornherein resolut auf diesen deutschen Standpunkt stellen müssen, und zwar in ihrem eigensten Interesse. Man hat es aber vorgezogen, jahrelang mit dem Nativismus zu liebäugeln, mit ihm und ihrem Häuptling zu verhandeln und sich von seinen römischen Agenten an der Nase herumführen zu lassen. Man sieht den Fehler, den man gemacht, jetzt auch in der Kongregation selbst ein und fängt an, das System der Pfarrschulen mit einigem Nachdruck zu empfehlen. Hoffen wir, daß diese Energie von Jahr zu Jahre wachsen möge.

Diese Auslassung unterbreitete ich einem genauen Kenner der Verhältnisse. Er bemerkte kurz dazu: „Stimmt ganz genau, wenngleich die Einkleidung der Gedanken eine etwas lebhaftere Form erhalten hat.“

* * *

Obgleich es richtig ist, daß die Teilung der einzelnen Vikariate und Präfecturen im Missionsgebiet im allgemeinen auf Antrag der Missionsoberen erfolgt, so geht die Kongregation doch nicht selten auch selbständig vor. Man kann nun nicht behaupten, daß sie dabei immer eine glückliche Hand gehabt hätte. Der für diese schwierigen Unterhandlungen in Thätigkeit tretende große Apparat ist dafür meist zu wenig sachmännisch im geographischen und kirchengeschichtlichen Sinne beraten. Verwaltungsgrundsätze sind eine gute Sache, und keine feste Organisation kann ihrer entraten; aber damit allein kommt man auch nicht aus. Man kann sich denken, daß unter den zahlreichen Orden und Genossenschaften, denen die Missionierung der Heiden obliegt, allerlei kleine Rivalitäten bestehen, die jeder gern zu seinen Gunsten zum Austrag bringen möchte. Gegenüber solchen Erscheinungen soll nun die Propaganda als unparteiische, rein sachlich urteilende Richterin entscheiden.

Es ist gewiß notwendig, daß die allgemeinen theologischen, kanonistischen und verwaltungsrechtlichen Grundsätze zur Geltung kommen; doch hiesse es das Wesen der Heidenmissionierung völlig verkennen, wenn man nur diese Prinzipien zu ihrem Rechte kommen ließe, ohne auf Geographie und Geschichte das

notwendige Gewicht zu legen. Das Geschichtliche ist häufig wichtiger und entscheidender als das Geographische.

Unter den vierzehn in Rom residierenden Mitgliedern der Propaganda aus dem Kollegium der Karbinäle ist keiner, den man als eigentlichen Fachmann in Geschichte und Geographie bezeichnen könnte, obschon die Karbinäle Parocchi, Steinhuber und Segna sehr großes allgemeines Wissen haben. Von den Konsultoren der Kongregation sind dreißig in Rom ansässig. Ausgezeichnete Theologen, Kanonisten und Männer mit umfassender allgemeiner Bildung sind unter ihnen, aber kein Geograph oder Historiker. Die sechs Minutanten haben reiche Erfahrungen in der Geschäftsbehandlung der Fragen ihrer Abteilung, ohne daß es von einem bekannt geworden wäre, daß er sich auf historischem oder geographischem Gebiete besonders ausgezeichnet hätte. Die Zeit ist nun vorbei, daß man Missionsgebiete mit einem Strich auf der Landkarte abgrenzt. Bei der großen Ausbreitung der Missionen, rein geographisch gesprochen, ergeben sich tagtäglich schwere Bedenken über die lokal abgegrenzte Amtsgewalt der einzelnen Missionsobern, aus dem einfachen Grunde, weil ein souveräner Strich auf der Karte zwei benachbarte Gebiete scheiden soll. So etwas mag für die Wüste Sahara oder die Wüste Gobi gehn, für besiedelte Gebiete ist dieser veraltete Brauch heute völlig unzulässig. Breiten- und Längengrade statt natürlicher, oro- oder hydrographischer Merkmale oder festgestellter politischer Scheidelinien als kirchliche Grenzen aufstellen, geht heutzutage nun und nimmermehr. Will man mir entgegenhalten, daß die Linien des Erdgradnetzes auch noch hier und da als politische Grenzen bestehen, so erwidere ich zunächst, daß das — soweit nicht Binnenseen in Frage kommen — immer nur provisorische sind, die sobald wie möglich einer wissenschaftlichen Abgrenzung weichen; und weiterhin kommen keine schwerwiegenden kirchlichen Jurisdiktionsfragen dabei in Betracht. Es muß also als eine der wichtigsten Aufgaben der Kongregation der Propaganda bezeichnet werden, daß sie durch Fachmänner unter möglichster Berücksichtigung und Schonung der bestehenden Verhältnisse eine auf gesunden geographischen Prinzipien aufgebaute Verschiebung der Missionsgrenzen vornehmen läßt. Hand in Hand damit muß dann auch die Herausgabe eines Missionsatlases in großem Stile geschehn, und die Beschreibung der geographischen Grenzen der Missionsgebiete im amtlichen Handbuche der Propaganda einer ganz eingehenden Revision unterzogen werden. Bei alledem kann die sorgfältige Berücksichtigung der Geschichte der Missionen nur von dem allergrößten, zuweilen ausschlaggebenden Nutzen werden. So wie die Dinge jetzt liegen, können sie ganz unmöglich bleiben, weil sie nach jeder Richtung hin veraltet sind.

Kann das Archiv der Propaganda diese Arbeiten wesentlich fördern? Die Antwort lautet selbstverständlich bejahend. Denn nach den bekannt gewordenen Mitteilungen enthält es große und wichtige Schätze für die Missionsgeschichte. Hat es die historische Wissenschaft aber in sachgemäßer Weise ausbeuten können? Diese Frage bedarf einer näheren Untersuchung.

Nach dem Vorgange Leos XIII. bei der Eröffnung des vatikanischen Geheimarchivs wurden den wenigen Forschern, die sich um Mitteilung von

Akten aus dem Propagandaarchiv an den Generalpräfecten oder den Generalsekretär wandten, keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Als Anfang der achtziger Jahre Monsignor Domenico Jacobini Generalsekretär wurde, merkte man sofort, daß ein Mann mit weitem Blick die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen habe. Die Historiker machten sich das zu nutze und erschienen nun in größerer Zahl und fanden das lebenswürdigste Entgegenkommen. Unter Jacobinis Nachfolger, Monsignor Persico (1891 bis 1893), blieb die Liberalität im großen und ganzen aufrecht erhalten, wenn auch die Erlaubnis nicht mehr mit derselben Bereitwilligkeit für unbeschränkte Benützung der Akten erteilt wurde. Und dann kam die traurige Zeit des Monsignor Ciasca, der vor wenig Wochen als Kardinal gestorben ist. Ob schon früher Skriptor der vatikanischen Bibliothek und dann Präfect des Geheimarchivs, entsprach es seinen Instinkten, die Archivalien unter Verschuß zu nehmen; und das hat er so gründlich besorgt, daß nicht einmal der Generalpräfect den Mut fand, gegen diese rückständige, unverständige und unverständliche Maßregel Einspruch zu erheben. Das Propagandaarchiv blieb verschlossen, und nur starker diplomatischer Druck vermochte es bei zwei Gelegenheiten einem Forscher zu eröffnen. Als Monsignor Ciasca im Jahre 1899 Kardinal wurde, freuten sich alle Beamten der Propaganda und alle, die mit der Kongregation zu thun haben, ganz außerordentlich über diese Beförderung, weil nun ein anderer die Stelle als Generalsekretär einnehmen würde. Diese Freudensfundgebungen sind bezeichnend. Monsignor Ciasca war ein eifriger, gewissenhafter Arbeiter, der weder sich noch seine Beamten schonte, aber Liebe und Verehrung wußte er nicht um sich zu verbreiten. Eine gewisse asketische Strenge legte er auch in seine Stimme, wodurch längere Unterhaltungen mit ihm leicht etwas Peinliches erhielten. Seinem unbedingten Willen wußte er überall Geltung zu verschaffen, auch bis in die höchsten Kreise hinauf. Nun ist dieser arbeitsame, strenge Mann aus dem Leben geschieden, der überall mit dem besten Willen an die Geschäfte herantrat, aber nicht immer den richtigen Standpunkt den modernen Verhältnissen und Anforderungen gegenüber zu finden wußte.

Es ist verständlich, daß ein so strenges Regiment sogar von einem wohlwollenden Nachfolger nicht gleich über den Haufen gestoßen werden konnte. Zudem kamen die Wünsche des Archivars den einschränkenden Maßregeln entgegen, indem er eine Verminderung seiner Arbeitslast infolge des Wegfalls der Bedienung der Forscher nur freudig begrüßte. Immerhin ist der Archivar verständig genug, sich nicht direkt an der Förderung des Gedankens völliger Abschließung zu beteiligen. Kommen die Herren Gelehrten wirklich bis in sein Reich, dann finden sie in ihm einen zuvorkommenden Beamten.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, ob das Archiv eine Neuordnung der Grenzen der Missionsgebiete wesentlich zu unterstützen imstande sei. Die Frage muß theoretisch behaftet werden; praktisch ist bisher die Ausbeutung des Archivs zu wenig gefördert worden, als daß sie genügende Anhaltspunkte für die historisch-richtige, mit den gegenwärtigen Bedürfnissen in Einklang stehende Festlegung der Grenzen ermöglichen könnte. Es wäre sehr schön, wenn die Kongregation die große und zeitgemäße Aufgabe in die Hand nähme, ein um-

fassendes Urkundenbuch — das sich vom Bullarium der Propaganda wesentlich unterscheiden müßte — durch tüchtige Fachleute zusammenstellen und kommentieren zu lassen.

Man dürfte sich nicht wundern, wenn diese Vorschläge zunächst eine Abweisung in Rom erfahren würden. Derartigen grundstürzenden Unternehmungen bringt man in der Ewigen Stadt fast immer eine wenig fördernde Meinung entgegen. Das darf aber nicht abhalten, die Forderungen der neuen Zeit auszusprechen und solange zu wiederholen, bis sie ausgeführt werden. Das Haupthindernis wird sein, daß solche Dinge mit italienischen Kräften allein nicht zu machen sein werden. Und deshalb wird man zunächst schon von einer bloßen Erörterung des Plans absehen. Aber auf die Dauer kann die Sache unmöglich so weiter gehn, und darum wird sich der ganze Plan später mit innerer Notwendigkeit von selbst wieder aufdrängen. Schön und würdig wäre es freilich, wenn der greise Kardinal Ledóchowski, unterstützt von den Kardinalen Steinhuber, Satolli und Parocchi, diese Frage noch in die Wege leiten wollte. Er würde darin mit Recht das schönste Blatt in seinem Ehrenkranz der Oberleitung der Propaganda sehen können.

* * *

Folgender Brief hat in diesem Zusammenhang noch Interesse.

Rom, den 31. Januar

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihre Anfrage bezüglich des Museums Borgia der Propaganda beehre ich mich zu beantworten, wie folgt.

Die wissenschaftlichen Schätze des Museums sind sehr groß, sowohl bezüglich der Handschriften wie der fast zahllosen sonstigen Gegenstände. Die Verwaltung des Museums ruht in den Händen des Generalverwalters der Propagandagüter, der stets ein Kardinal ist. Der Kustode des Museums ist ein freundlicher, zukommender Herr, Journalist von Beruf, mit einigen dichterischen Anlagen, der die Kustodie im Nebenamte hält. Die Besuchszeiten des Museums sind beschränkt, sodaß die eigentliche wissenschaftliche Arbeit nur mit Schwierigkeiten äußerer Art betrieben werden kann. Hindernisse findet man keine, wenn man sich über seine Person auszuweisen vermag.

Ob es erreichbar sein wird, hierin Wandel schaffen zu lassen, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich nicht in Erfahrung bringen konnte, ob der Kardinalverwalter zur Änderung und Erweiterung der Arbeitsstunden selbständig befugt ist oder nicht. Sollte dazu das Einverständnis der Kongregation nötig sein, so würde Ihr Plan wohl größeren Schwierigkeiten begegnen. Auf jeden Fall wird es sich lohnen, die Frage öffentlich zu erörtern, um zu sehen, ob entsprechende Anregungen auf guten Boden fallen. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so setzen Sie sich zunächst mit Kardinal Ledóchowski in Verbindung, da in dessen Hand doch alle Fäden zusammenlaufen. Eine entsprechende Eingabe richten Sie passenderweise an seinen Sekretär, den Prälaten Meszyczyński, der Ihnen wohl auch die Antwort geben wird, da der Herr Kardinal selbst nur noch ganz notdürftig seine Augen gebrauchen kann. Er muß dieselben darum sehr schonen.

Indem ich Ihren Plänen besten Erfolg wünsche, zeichne ich, sehr geehrter Herr Professor,

hochachtungsvoll und ergebenst als Ihr N. N.

P. S. Sollte es sich um Studien bestimmter Art handeln, deren Abschluß nicht zu lange Zeit in Anspruch nimmt, so glaube ich, daß der Generalverwalter,

der, wie mir der Kustode sagte, Kardinal Vincenz Vanutelli ist, nach Anhörung des Kustoden besondere Stunden täglich dazu festsetzen könnte. Es wäre dann nicht nötig, den oben angegebenen, umständlichern Weg zu machen. D.D.

Aus diesem Schreiben geht hervor, daß die Verwaltung des Borgiamuseums recht wohlwollend ist, daß jedoch die Besuchszeiten des Museums keineswegs dessen Bedeutung entsprechen. Es wäre darum sehr schön, wenn diese hochinteressante Anstalt dadurch mehr in den Kreis der großen Sehenswürdigkeiten Roms gezogen würde, daß sie häufiger geöffnet würde. Auf diese Weise würde auch den Forschern ein großer Dienst erwiesen, und die dort aufgespeicherten Schätze würden durch wissenschaftliche Erörterung in unser Wissensgebiet systematisch eingeordnet werden. Freilich wäre es dazu nötig, daß ein besonderer Kustode ernannt würde, da die Verwaltung des Postens im Nebenamt immer zu Unzuträglichkeiten führen muß. Auch diese Gelegenheit lege ich dem Generalpräfecten Kardinal Ledóchowski ans Herz, damit auch hier allmählich und nach Maßgabe der verfügbaren Mittel ein moderner Betrieb eingerichtet werde.

Eine Erörterung über die unter der Propaganda stehende philosophisch-philologisch-theologische Hochschule, Collegium Urbanum genannt, sollte eigentlich hier angegeschlossen werden. Doch verschiebe ich sie auf spätere zusammenfassende Aufsätze über die sämtlichen päpstlichen Hochschulen Roms.



Marx als Philosoph

(Schluß)



Im Jahre 1843 ging Marx mit seiner Gattin nach Paris, um dort die von Ruge und Fröbel geplanten Deutsch-französischen Jahrbücher zu redigieren, von denen nur ein Heft (im März 1844) erschienen ist. Die der Gründung vorangehende Korrespondenz zwischen Ruge, Marx und Bakunin und die zwei Beiträge Margens für das Heft (zur Hegelschen Rechtsphilosophie und zur Judenfrage) zeigen, wie Marx zum Sozialismus gekommen ist: nicht durch die Nationalökonomie und nicht durch die Entrüstung über das Fabrikarbeiterelend — beide Gebiete lernte er gerade erst von da ab, vorzugsweise durch Engels, kennen; sondern durch eine verschrobene Dialektik, mit der er sich, nachdem die Bourgeoisie seine Hoffnung getäuscht hatte, die Illusion vorgaukelte, daß die Proletarier berufen seien, die Völker, zunächst das deutsche, zu befreien.

Nach Hegels Vorbild in Selbstaufhebungen jeder Position fortschreitend, argumentiert er folgenbermaßen. Die alte Welt gehört dem Philister. Der Philister ist kein Mensch. Was er will, leben und sich fortpflanzen, das will auch das Tier. Menschen, das wären geistige Wesen, freie Männer, Republikaner. Beides wollen die Spießbürger nicht sein. Diesem politischen Tier-

reich gegenüber sind die herrschenden Offiziere und Landjunker im Recht; ihre Fähigkeiten reichen vollkommen hin, diese Tiere zu beherrschen und zu benutzen. Und dieses Tierreich ist notwendig eine Monarchie, denn nicht die Ehre, wie Montesquieu meinte, sondern der entmenschte, verächtliche und verachtete Mensch ist das Prinzip der Monarchie. Der alte König von Preußen war selbst ein Philister; er verlangte nichts besseres als den Dienerstaat, den er hatte, die ungestörte Beherrschung seiner Philister durch seine schweigend gehorchenden Diener. Der neue König ist ein muntre Mann von Geist, dem dieses tote Wesen nicht genügt; nicht das tote Gesetz, das volle lebendige Herz des Königs soll regieren. So brachte er Bewegung ins Land. „Aber die übrigen Herzen schlugen nicht wie das seinige, und die Beherrschten konnten den Mund nicht aufthun, ohne von der Aufhebung der alten Herrschaft zu reden. Die Idealisten, die so unverschämt waren, den Menschen zum Menschen machen zu wollen, ergriffen das Wort, und während der König altdeutsch phantasierte, meinten sie, neudeutsch philosophieren zu dürfen. Die Diener des alten Despotismus machten diesem undeutschen Treiben bald ein Ende. Es war nicht schwer, die Wünsche des Königs, der für eine große Vergangenheit voll Pfaffen, Ritter und Hörige schwärmte, mit den Idealisten, die eine Ordnung der freien Menschen statt der Ordnung der toten Dinge, also letzten Endes die Republik wollten, in fühlbaren Konflikt zu bringen.“ Indes hat die Unterdrückung der Presse die Bewegung der Geister nicht zum Stillstand zu bringen vermocht und wird es nicht vermögen. Die Feinde des Philistertums: die denkenden und die leidenden Menschen, sind zur Verständigung miteinander gelangt. Das übrige wird die vom Despotismus betriebene Menschenzüchtung, die Übervölkerung schafft, beforgen, und in noch höhern Grade das neue Erwerbswesen, das zur Ausbeutung von Menschenmassen zwingt. Beide zusammen werden zu einem Bruch in der bestehenden Gesellschaft führen. „Die leidende Menschheit, die denkt, und die denkende Menschheit, die unterdrückt wird, muß für die passive und gedankenlos genießende Philistervelt ungenießbar und unverdaulich werden.“ Von unsrer Seite muß die alte Welt vollkommen ans Tageslicht gezogen und die neue positiv ausgebildet werden. Und zwar ist mit der Kritik der Religion zu beginnen. („Wissenschaftlich“ war die Religion schon vernichtet, nicht bloß durch Hegel, der ihren Schein bestehen ließ, sondern einerseits durch Strauß und die bibelkritische Tübinger Schule, deren Haupt Ferdinand Christian Baur war, andererseits durch Feuerbach und Marxens Freund Bruno Bauer, der nicht wie sein Tübinger Namensverwandter historisch verfuhr, sondern mit Hegelscher Willkür die evangelischen Geschichten in Phantasieprodukte auflöste.) Gesellschaft und Staat haben, weil sie eine verkehrte Welt sind, die Religion hervorgebracht, die das Bewußtsein dieser verkehrten Welt von sich selbst ist. Das religiöse Elend ist einmal der Ausdruck des wirklichen Elends, zum andern aber die Protestation gegen das wirkliche Elend.

„Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks. Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volks ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusionen

über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusion bedarf. Die Kritik der Religion ist also im Keim die Kritik des Himmels, dessen Heiligenschein die Religion ist. Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik.“ In Deutschland nun kann diese Kritik nicht den politischen Zustand zum Gegenstande haben, weil dieser Zustand unter aller Kritik ist — „selbst die Verneinung unsrer politischen Gegenwart liegt schon als bestaunte Thatsache in der Kumpfkammer der modernen Völker“ —, sondern nur die deutsche Staats- und Rechtsphilosophie kann ihr Gegenstand sein. Der Kampf gegen die politische Gegenwart Deutschlands ist der Kampf gegen die Vergangenheit der modernen Völker. Ginge die Entwicklung des deutschen Geistes nicht über die politische Entwicklung Deutschlands hinaus, so könnte sich ein Deutscher an den Problemen der Gegenwart höchstens in derselben Weise beteiligen wie ein Russe. Zum Glück aber sind wir keine Russen.

„Wie die alten Völker ihre Vergangenheit in der Einbildungskraft erlebten, so haben wir Deutschen unsre Zukunft in Gedanken, in der Philosophie erlebt. Wir sind philosophische Zeitgenossen der Gegenwart, ohne ihre historischen Zeitgenossen zu sein. Die deutsche Philosophie ist die ideale Verlängerung der deutschen Geschichte. Die deutsche Rechts- und Staatsphilosophie ist die einzige mit der offiziellen modernen Gegenwart al pari stehende deutsche Geschichte. Das deutsche Volk muß deshalb diese seine Traumgeschichte mit zu seinen bestehenden Zuständen schlagen und nicht nur diese, sondern auch ihre abstrakte Fortsetzung der Kritik unterwerfen. Den Praktikern muß man sagen: Ihr könnt die Philosophie nicht aufheben, ohne sie zu verwirklichen, den Philosophen: Ihr könnt eure Philosophie nicht verwirklichen, ohne sie aufzuheben. War nur in Deutschland die spekulative Rechtsphilosophie [Hegels] möglich, dies abstrakte überschwengliche Denken des modernen Staats, dessen Wirklichkeit ein Jenseits bleibt, mag dieses Jenseits auch nur jenseits des Rheins liegen, so war ebenso sehr umgekehrt das deutsche, vom wirklichen Menschen abstrahierende Gedankenbild des modernen Staats nur möglich, weil und insofern der moderne Staat selbst vom wirklichen Menschen abstrahiert oder den ganzen Menschen nur auf eine imaginäre Weise befriedigt. Die Deutschen haben in der Politik gedacht, was die andern Völker gethan haben.“ Es fragt sich nun, ob die Praxis durchzuführen vermögen wird, was die Kritik als Forderung gefunden hat, d. h. ob in Deutschland eine Revolution möglich ist, die das Volk nicht allein auf die in Frankreich erklommene Stufe, sondern auf die höhere des wirklichen Vernunftstaats zu heben vermag. Die hierfür nötige Gedankenenergie, die geeignet ist, den Menschen zu packen, ist vorhanden. Nur das Radikale packt, und die deutsche Philosophie ist radikal, denn sie geht von der Aufhebung der Religion aus. „Die Kritik der Religion kommt zu dem Ergebnis, daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist, Verhältnisse, die man nicht besser schildern kann als durch den

Ausruf eines Franzosen bei der Ankündigung einer Hundesteuer: „Arme Hunde! Man will euch wie Menschen behandeln!“ Ist demnach die eine Bedingung einer radikalen Revolution in Deutschland vorhanden, so fehlt dafür die andre: das Menschenmaterial. Deutschland hat die ökonomischen Vorstufen der Revolution noch nicht erklimmt, und keiner seiner Stände ist fähig, sich mit dem revolutionären Gedanken zu erfüllen. Kein Stand hat die Kühnheit zu sagen, was der dritte Stand in Frankreich gesagt hat: Ich bin nichts, aber ich will alles sein. „Den Hauptstock deutscher Moral und Ehrlichkeit nicht nur der Individuen, sondern auch der Klassen bildet jener bescheidne Egoismus, der seine Beschränktheit geltend macht und gegen sich geltend machen läßt. Das Verhältnis der verschiedenen Sphären der deutschen Gesellschaft ist daher nicht dramatisch, sondern episch.“ [D. h. die eine Klasse köpft nicht die Mitglieder der andern, sondern die eine macht bald neben, bald nach der andern ihre Ansprüche geltend, und so alle der Reihe nach, und keine sagt: Ich will allein da sein; alles oder nichts! Eben darauf hat die Gesundheit des deutschen Volkslebens und der deutschen Entwicklung im Gegensatz zu der in Revolutionen und Restaurationen verlaufenden romanischen beruht.]

Bis hierher kann die Argumentation nicht verschoben genannt werden. Marx sieht zwar alle Personen, Zustände, Verhältnisse und Ereignisse mit Augen an, die von Vorurteil getrübt sind, aber die Elemente der damaligen geistigen und politischen Bewegung und wie sie ineinandergreifen giebt er richtig an. Doch jetzt kommt das Verschobne. „In Frankreich genügt es, daß einer etwas sei, damit er alles sein wolle. In Deutschland darf einer nichts sein, wenn er nicht auf alles verzichten soll. In Frankreich ist die partielle Emanzipation der Grund der univversellen. In Deutschland ist die univverselle Emanzipation *conditio sine qua non* jeder partiellen. In Frankreich muß die Wirklichkeit, in Deutschland muß die Unmöglichkeit der stufenweisen Befreiung die ganze Freiheit gebären. In Frankreich ist jede Volksklasse politischer Idealist [mit dem Mause] und empfindet sich [schauspielert sich die Empfindung vor] zunächst nicht als besondere Klasse, sondern als Repräsentant der sozialen Bedürfnisse überhaupt. Die Rolle des Emanzipators geht also der Reihe nach in dramatischer Bewegung an die verschiedenen Klassen des französischen Volkes über. In Deutschland dagegen, wo das praktische Leben ebenso geistlos wie das geistige Leben unpraktisch ist, hat keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft das Bedürfnis und die Fähigkeit der allgemeinen Emanzipation, bis sie nicht durch ihre unmittelbare Lage, durch die materielle Notwendigkeit, durch ihre Kette selbst dazu gezwungen wird. Wo also die positive Möglichkeit der deutschen Emanzipation? Antwort: In der Bildung einer Klasse mit radikalen Ketten, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, der die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, die einen univversellen Charakter durch ihre univversellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechtthin an ihr verübt wird, die der völlige Verlust des Menschen ist, also nur durch die völlige Wiedergewinnung des Menschen sich selbst gewinnen kann. Diese Auflösung der Gesellschaft als ein besondrer

Stand ist das Proletariat. Das Proletariat beginnt für Deutschland erst zu werden, durch die hereinbrechende industrielle Bewegung.“

Die Phrase, daß das Proletariat durch seine eigne Befreiung auch die Völker befreien werde, und daß nur das Proletariat diese Leistung vollbringen könne, gehört bekanntlich zum eisernen Bestande der orthodoxen sozialdemokratischen Phraseologie; von der Emanzipation, die in Frankreich stufenweise vor sich gegangen sein soll, schweigt man heute klüglich. Wenn Marx das Jahr 1901 erlebt hätte, so würde er aus dem Munde der radikalen französischen Kammerredner das Bekenntnis vernommen haben, daß die Franzosen bis dahin noch nicht einmal die Vereinsfreiheit von Preußen, Sachsen und Oesterreich gehabt haben; und wenn sie das neue Vereinsgesetz mit einem Schläge über die drei genannten Staaten hinausgehoben hat, so haben sie das, seinem Scharfsinn würde es nicht entgangen sein, nicht der Freiheitsliebe irgend einer ihrer Klassen und Parteien, sondern nur dem Hasse gegen die Kirche zu danken, der die Unterdrückung der Orden nur um den Preis der allgemeinen Vereinsfreiheit erlangen konnte. Daß diese Freiheit so wenig wie irgend eine andre gesetzlich verbürgte Freiheit respektiert werden wird, wenn sie der herrschenden Partei, Clique oder Person einmal unbequem wird, versteht sich bei dem französischen Nationalcharakter von selbst. Daß ferner nicht der Deutsche, sondern der französische Bauer und Kleinbürger — und aus solchen besteht das französische Volk zum größten Teil — der echte Philister ist, daß dieser Philister seine Kammereschwäger nicht aus idealen Gründen wählt, sondern um eine Chauffee, eine Bahnstation, für seinen Sohn ein Amt zu bekommen, daß diese Philister ihren Präfekten wie Schafherden folgen und um des geradezu blödsinnigen Revanchegedankens willen dem Russenkaiser die Stiefel ableden, das weiß heutzutage alle Welt.

Was aber die befreiende Kraft des Proletariats betrifft, so hat ja Marx später in England Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. England war schon vor der französischen Revolution der Idealstaat der französischen und der deutschen Philosophen, denn der gemeine Engländer war de jure weder Höriger eines Feudalherrn noch Unterthan eines Polizeistaats, sondern ein freier, sich selbst regierender Staatsbürger, also nach Marxens Philosophie ein Mensch. Und dennoch ist dieser freie Staatsbürger ins Untermenschentum des Proletariats versunken. Nachdem sein Zustand eine Gefahr fürs Gemeinwesen geworden war, haben die herrschenden Stände seine Selbstbefreiungsversuche unterstützt und geleitet, teils um des Gemeinwesens willen, teils weil die Grundaristokratie und die Geldaristokratie in ihrem Kampfe gegeneinander sich abwechselnd der Arbeiter bedienen zu sollen glaubten. Das Ende dieser Emanzipation ist, daß das Proletariat zwar einen kleinern Prozentsatz der Bevölkerung ausmacht als vor fünfzig Jahren, aber nicht verschwunden und so unfähig ist, sich selbst, geschweige denn andre Klassen zu befreien, wie jedes echte Proletariat, daß aber die durch Reformen befreiten Arbeiter weder Proletarier noch Revolutionäre, sondern kleinbürgerlich gesinnte Philister sind, deren Mangel an proletarischem Klassenbewußtsein der Vorwärts namentlich nach jedem Gewerkschaftskongreß beklagen muß. So fehlt denn dem Lande der großen Revolution,

das in die Abhängigkeit teils von Präfekten teils von „Waffen“ zurückgefallen ist, obwohl es genug sozialistische Raifonneurs hat, die befreiende Klasse; England dagegen kann sich zwar eines ziemlich starken Lumpenproletariats rühmen, hat aber keine Aussicht, durch dieses befreit zu werden, weil alle, die das nötige Geld haben, schon politisch frei, wenn auch trotzdem Manmannsknechte sind, die Proletarier aber, wie gesagt, nicht einmal sich selbst zu befreien vermögen; und wer weiß, ob nicht die schon befreite Klasse der organisierten Arbeiter, wenn die Quellen des englischen Reichtums mehr und mehr versiegen, wieder ins Lumpenproletariat hinabsinkt. Daß in Frankreich die Zahl der Proletarier verhältnismäßig gering ist, kommt bekanntlich von seiner ökonomischen Rückständigkeit, wie die Sozialdemokraten einen Zustand mit vorherrschendem Handwerk und Kleinbaurntum nennen. Mit alledem wollen wir weder die politische Freiheit der Engländer schmähcn, die wir trotz ihrer Schattenseiten zu würdigen verstehen, noch die große Revolution herabsetzen, die durch Zerschlagung des Feudal- und Kirchenbesitzes die gute Grundbesitzverteilung bewirkt und dadurch das ganze französische Volk mit Ausnahme der Pariser Pitteratur- und Kammernarren konservativ gemacht, also nicht eine Stufe zur radikalen Revolution, sondern eine Schutzwehr dagegen gebaut hat.

Wir wollen nur daran erinnern, wie verrückt nicht allein der marxische Glaubenssatz vom weltgeschichtlichen Verufe des Proletariats, sondern überhaupt jede Konstruktion der Weltgeschichte a priori ist. Das, was die Herren historische Entwicklung nennen, den Fortschritt der gesamten zivilisierten Menschheit von einem überall gleichmäßig herrschenden Zustande zum andern, sodaß man von dem Zurückbleiben der einen Nation hinter der andern sprechen könnte, giebt es überhaupt nicht. Jede Nation hat ihre eigentümliche Kultur, politische und Sozialverfassung, zu der Klima, Lage, Boden, Volkscharakter und geschichtlich gewordene Verhältnisse zusammengewirkt haben, und deren zukünftige Gestalt niemand voraussehen kann. Nur die moderne Technik ist durch eine ihrer Schöpfungen, die Verkehrsanstalten, Gemeingut aller Völker geworden. Aber obgleich diese Technik hie und da den politischen und sozialen Zustand beeinflusst und einigermassen umwälzt, macht sie dennoch weder die Staatsverfassungen noch die Kulturzustände gleich, und wer aus dem Grade ihrer Anwendung auf die Stufe der politischen und der geistigen Freiheit schließen wollte (wie sie in den Kreisen der sogenannten Freidenker verstanden wird), der würde sich nur lächerlich machen. Die Völker, die die meisten und vollkommensten Maschinen haben, Engländer und Nordamerikaner, sind religiös bis zur Bigotterie; die mexikanischen Nonnenklöster haben eher elektrische Beleuchtung gehabt als manches deutsche Theater, und zu industriellen Zwecken ist die Elektrizität zuerst am Südrhange der Alpen angewandt worden, bei einer Bevölkerung, die weder sozial noch politisch noch intellektuell auf der Höhe — immer im Sinne unsrer Freigeister gesprochen — etwa der sächsischen steht.

Vor allem ist das echte Menschentum, das Marx als radikalster Prophet der idealistischen deutschen Philosophie verwirklichen wollte, ganz unabhängig sowohl von der Staatsverfassung wie vom technischen Fortschritt — nicht im gleichem Grade von den ökonomischen und den sozialen Zuständen. Der technische

Fortschritt ist für jede dichte Bevölkerung in der gemäßigten Zone nötig, weil sie ohne ihn Hungers sterben würde, aber das höchste, was dieser Fortschritt im Bunde mit der Philosophie, mit Revolutionen, Sozialreformen und Wohltätigkeit bisher erreicht hat, ist, daß einem Teile des durch Überbevölkerung entstandnen Proletariats ein winziger Teil der leiblichen und seelischen Bedingungen echten Menschentums wiedergegeben wird, deren ganze Fülle jedes Glied eines freien Bauernvolks — das letzte wird soeben in Südafrika ausgerettet — ohne Technik, Philosophie, Revolution und Staatseinrichtungen als freie Güter umsonst genießt. Andererseits sind auch die Bauern und der Diener so manches Grundseigneurs alten Stils echte Menschen gewesen. Damit stehn wir bei dem Grundirrtum des radikalen Liberalismus, den wir schon berührt haben, als wir die Entrüstung Marxens über die Behauptung der historischen Rechtsschule erwähnten, auch der Sklave könne Mensch sein.

Diesem irrigen Grunddogma ist die Abhandlung über die Judenfrage gewidmet, eine Rezension zweier Schriften Bruno Bauers über den Gegenstand. Bauer hatte den Juden gesagt: Ihr fordert die staatsbürgerliche Emanzipation. Niemand in Deutschland ist politisch emanzipiert, wie sollen wir euch befreien? Ihr Juden seid Egoisten, wenn ihr eine besondere Emanzipation für euch als Juden verlangt. Ihr müßtet als Deutsche an der politischen Emanzipation Deutschlands, als Menschen an der menschlichen Emanzipation arbeiten und die besondere Art eures Drucks und eurer Schmach nicht als Ausnahme von der Regel, sondern vielmehr als Bestätigung der Regel empfinden. Wenn die Juden Gleichstellung mit den christlichen Unterthanen verlangen, so erkennen sie den christlichen Staat, d. h. die allgemeine Unterjochung, als berechtigt an. Der christliche Staat kennt nur Privilegien, nicht Freiheit, sondern nur Freiheiten. [Das ist keine Eigentümlichkeit des christlichen Staates; Freiheit, einschließlich der Freiheit zu verhungern und gefressen zu werden, giebt es nur für die wilden Tiere; für die Menschen giebt, wie fürs Vieh, nur Freiheiten.] Der Jude besitzt als Jude Rechte, die der Christ nicht hat. Die will er behalten, z. B. das Recht, am Sonnabend von allen Arbeiten, Diensten und staatsbürgerlichen Handlungen frei zu sein, und dazu noch die Sonderrechte der Christen haben; das ist unbillig. Wenn der Jude vom christlichen Staat emanzipiert sein will, so fordert er, daß der Staat sein christliches Vorurteil aufgebe. Giebt denn der Jude selbst sein religiöses Vorurteil auf? So lange der Staat christlicher Staat, und der Jude Jude bleibt, kann keiner von beiden weder emanzipieren noch emanzipiert werden. Von Emanzipation kann erst die Rede sein, wenn beide, der Staat und der Jude, von der Religion emanzipiert sein werden. Wie hebt man den religiösen Gegensatz auf? Dadurch, daß man die Religion aufhebt. Sobald Jude und Christ ihre Religionen nur noch als verschiedene Entwicklungsstufen des menschlichen Geistes, als verschiedene abgelegte Schlangehäute und den Menschen als die Schlange erkennen, die sich gehäutet hat, stehn sie nicht mehr in einem religiösen, sondern nur in einem kritischen, wissenschaftlichen, in einem menschlichen Verhältnisse. Die Wissenschaft ist ihre Einheit; Gegensätze in der Wissenschaft lösen sich durch die Wissenschaft selbst.

Marx entgegnet (wir winden uns nicht mit ihm durch alle seine Antithesen und Synthesen hindurch, sondern springen von einer Hauptstation zur andern): Das ist falsch. Die Nordamerikaner sind politisch frei und dabei das bigotteste Volk der Welt. Ihr Staat ist von der Religion emanzipiert, denn er erkennt keine Staatsreligion an, aber jeder einzelne ist Sklave der Religion; er hält es für unmöglich, daß man ohne Religion ein rechtschaffener Mensch sein könne. Was folgt daraus? Daß die politische Befreiung noch gar nicht die wahre, die menschliche Befreiung gebracht hat. Der vollendete politische Staat ist das Gattungswesen des Menschen im Gegensatz zu seinem materiellen Leben [zwei sehr unglückliche Bezeichnungen; Marx meint: das Leben in einer geistigen Gemeinschaft im Gegensatz zum individuellen Leben, was man heute altkrüftisches und egoistisches Leben nennt]. Indem aber der Staat alle Schranken und Beziehungen des individuellen Lebens bestehend läßt, ja sie sogar anerkennt, schützt und stützt, führt der Staatsbürger ein doppeltes Leben: ein Leben in der höhern Gemeinschaft und das gewöhnliche bürgerliche Leben. Diese beiden Leben, das des *citoyen* und das des *bourgeois*, verhalten sich zu einander wie Himmel und Erde; der Staat ist dasselbe für das bürgerliche Leben, was die Religion für die profane Welt war. Der so geartete Staat kann die Juden wirklich emanzipieren, wie er es denn in Frankreich wirklich gethan hat. Bauer meint, der Jude könne, solange er Jude bleibt, der Menschenrechte nicht teilhaftig werden. Im Gegenteil! Die sogenannten Menschenrechte, die im Jahre 1791 und 1793 in Frankreich verkündigt worden sind, enthalten ebenso wie die Verfassung von Pennsylvanien das Recht, sich zu einer beliebigen Religion zu bekennen; die politische Emanzipation hat die Schranke der Religion, sowie die des Privateigentums und aller privaten Interessen anerkannt; keins dieser sogenannten Menschenrechte geht über den egoistischen Menschen hinaus. Die Revolution hat die alte Staatsform, die Feudalität, zerschlagen und die Gesellschaft in freie Individuen aufgelöst. Diese sind jetzt das Material für den politischen Geist. Dieser hatte sich früher in einzelne Stände und Korporationen wie in Sadgassen zerteilt und verrannt. Jetzt ist er gesammelt und hat die Sphäre des Gemeinwesens, der allgemeinen Angelegenheiten geschaffen, an der jeder einzelne teilnimmt. Aber die Vollendung des Idealismus des Staats war zugleich die Vollendung des Materialismus der bürgerlichen Gesellschaft. Denn die Grundbestandteile dieser neuen Gesellschaft sind eben die einzelnen Menschen, und der natürliche Mensch ist der egoistische Mensch. Befreit von den Fesseln der Feudalität, die ihn immerhin an eine Gemeinschaft und dadurch mittelbar an die große Gemeinschaft banden, bewegt er sich zügellos, wie und wohin immer die Selbstsucht ihn treibt, und der Staat erkennt diese seine Bewegungsfreiheit an. Soll aus diesem im Rahmen des Staats tobenden Kriege aller gegen alle die wahre menschliche Gesellschaft hervorgehn, so muß der einzelne Mensch revolutioniert werden, die menschliche Natur muß sich ändern, wie Rousseau richtig gesagt hat. „Erst wenn der wirklich individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurüknimmt und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen Gattungsweisen geworden ist [soll heißen Gemein-

schaftsweisen; die Gattung ist ja eben das Tierische, das Marx verabscheut), erst wenn der Mensch seine *forces propres* als gesellschaftliche Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in der Gestalt der politischen Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.“

Bedeutend verständlicher sprechen das Alte und das Neue Testament von der innern Umwandlung, die aus den selbstfüchtigen Menschen Bürger eines Reichs der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens machen soll. Die Philosophie hat an die Stelle der Kirche den Staat gesetzt; dieser soll leisten, was Aufgabe der Kirche ist, und so soll auf Erden ein Gottesreich entstehen ohne Gott. Die Herren übersehen dabei mancherlei. Die Kirche ist gleich dem Staat eine mit menschlichen Unvollkommenheiten behaftete Institution, aber sie vermag immerhin vielen Einzelnen den Geist selbstloser Liebe einzusößen, und diese geläuterten Einzelnen mildern die Härten des Kampfes zwischen Mensch und Mensch, Stand und Stand, Staat und Staat, zu dem die Natur zwingt, heilen so manche in diesem Kampfe geschlagne Wunde und erhalten die tröstliche Hoffnung auf ein jenseitiges vollkommenes Gottesreich lebendig. Über die Kirche sowohl in ihrer katholischen wie in der evangelischen Gestalt haben die Schwarmgeister das Verdammungsurteil gesprochen, weil sie den Kampf nicht aufhebt, weil sie die unsichtbare Kirche der einzelnen geläuterten Seelen nicht zur sichtbaren allgemeinen Kirche macht, nicht alle Menschen in Engel verwandelt, das irdische Leben nicht von seinen Naturbedingungen löst. Diese Schwarmgeister lebt aufs neue im radikalen Liberalismus auf, der vom Staat oder von der Gesellschaft fordert, daß sie den Himmel auf Erden herstellen. Dabei wird nun außer der Interessengegensätze erzeugenden und zum Kampfe zwingenden Natur zunächst übersehen, daß das Himmelreich längst gekommen ist. Auch in solchen Zeiten, wo die Kirche ihrer Aufgabe am meisten untreu geworden ist, und die Feudalherren ihre Hörigen wirklich wie Tiere behandelt haben, sind unzählige Menschen wirkliche Menschen gewesen, und haben sich die edelsten Blüten des Menschentums sogar in den Herzen von Sklaven und Hörigen entfaltet. Daß der innerlich freie Mensch seine äußere Lage mit seinem innern Zustand in Übereinstimmung zu bringen sucht, und daß in einer Gesellschaft von lauter innerlich freien Menschen die juristischen Fesseln sich von selbst lösen, das hat schon Paulus angedeutet. Es verhält sich mit der Inhumanität von Staat und Kirche ungefähr so wie mit der sogenannten Moralstatistik, die uns zwar sagt, wie viel Diebe, Mörder und Trunkenbolde alljährlich verurteilt werden, die aber niemals wird sagen können, welches Quantum edler Gesinnung in Millionen Seelen lebt. So kann man zwar die verbrannten Ketzer und Hexen, die in Schlachten gefallenen Soldaten und die unschuldig Verurteilten zählen, aber man wird niemals ermitteln können, wie viel Tröstungen, Erhebungen und Anregungen zum Guten die Religion auch in den Zeiten tiefster Verderbnis der Kirche gespendet hat, und ob nicht der Staat auch in seinen verwerflichsten Formen unzählige Leben geschützt und bewahrt hat, die bei gänzlicher Staatlosigkeit, in der Anarchie, zu Grunde gegangen sein würden. Dagegen wissen wir, daß, wie schon hervor-

gehoben worden ist, die tiefste Erniedrigung, die vollständigste Entmenschung des Menschen in dem freisten Lande Europas eingetreten ist, und daß die Ansicht, das Menschentum fange beim politischen Menschen oder gar beim Republikaner an, eine von der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts tausendfach wiederlegte Einbildung ist.

Die Herren übersehen ferner, daß, auch wenn alle Menschen Altruisten wären, ein große Länder oder gar die Erde umfassendes Gemeinwesen, dessen Glieder alle vom politischen Geist erfüllt wären und in unmittelbarer für alle gleicher Beziehung zum Ganzen stünden, technisch unmöglich ist. Wir gehn auf die Sache, die wir oft erörtert haben, nicht näher ein und wiederholen nur: Ein Großstaat kann nicht anders als feudal, ständisch, oder wie man das sonst nennen will, gegliedert bestehen. Ob der Stand Stand oder Klasse, ob die Zunft Zunft oder Gewerkeverein genannt wird, ob die Repräsentanten der Ritter, der Bürger und Bauern, der Kirche und der Kaufmannschaft Landstände oder Abgeordnete heißen, darauf kommt nichts an. Gerade dadurch, daß ein Mensch Glied einer Familie, einer Korporation oder einer Gemeinde ist, in der er seine Kräfte bethätigt, ist er Mensch; im Großstaat oder gar in der Menschheit kann er sie nicht bethätigen, weil beide viel zu weite Gebiete sind. Besonderheiten sind nicht Schlangenhäute, die im Laufe der Zeit eine nach der andern abgestreift werden können, sondern Zwiebelhäute: werden sie alle weggenommen, so bleibt gar nichts übrig; sie machen das Wesen des Menschen aus. Übrigens wächst auch unter der absterbenden Schlangenhaut immer wieder eine neue.

Ferner wird übersehen, daß ein Reich Gottes nicht möglich ist ohne Gott. Beim natürlichen Menschen findet sich Gutes wie Böses. Die Natur produziert den gutartigen Menschen, sie produziert aber zugleich die Erschwerungen seines Lebens, in deren Überwindung er zornmütig, verlogen, neidisch, böshaft wird, und deren Übermaß die einen zu Verbrechern, die andern zu kraftlosen Lumpen macht. Ob das Gute oder das Böse überwiegt, das ist, an sich betrachtet, zufällig. Die Zuversicht, daß das Gute siegen müsse, stellt sich erst dann ein, wenn das Gute nicht als zufälliges Naturprodukt, sondern als das Erzeugnis eines ewigen, unveränderlichen, allmächtigen Schöpferwillens angesehen wird, und erst dieser Glaube verleiht die Kraft, für das Gute zu kämpfen und an seiner Verbreitung zu arbeiten. Ausnahmen, d. h. in demselben Sinne wirkende Atheisten, bestätigen die Regel.

Endlich aber: Der einzelne Atheist mag ein noch so guter Mensch sein, er hat kein Recht, zwischen gut und böse, gerecht und ungerecht zu unterscheiden; alle diese Unterschiede sind der idealistischen Philosophie entnommen, die ihrer Natur nach theistisch ist. Ein idealistischer Atheist ist eine *contradictio in adjecto*. Die konsequenten Atheisten sind nicht aus Hegels, sondern aus La Mettries und aus Darwins Schule hervorgegangen. Da der folgerichtige Atheist nichts anderes als Materialist sein kann, so ist sein Mensch weiter nichts als ein winziger Bestandteil des organischen Schimmelüberzugs, mit dem sich die Oberfläche jedes Planeten bei einem gewissen Grade der Abkühlung bedeckt. Aus dem Zellkümppchen Mensch hat die „Wissenschaft“ das Gespenst Seele

ebenso hinausgetrieben, wie sie aus dem großen Atomhaufen Welt das Gespenst Gott hinausgetrieben hat; und obwohl für den gemeinen Verstand eine Empfindung ohne empfindendes Subjekt ein ewig unveränderliches Wissen bleiben wird, haben wir doch, die „Wissenschaft“ befiehlt es, im Menschen weiter nichts zu sehen als einen Komplex von Empfindungen. Dieser Komplex ist bedeutend weniger, als ehemals ein Vieh war, denn ein Vieh war ein Tier, das mit einem Menschengenossen in Wechselwirkung stand und dadurch selbst ein wenig Geist wurde, aber Geist giebt es eben nicht mehr.

Die atheistische Philosophie war notwendig, weil Staat und Kirche mit Gott und dem Christentum Mißbrauch getrieben und sie zu Mitteln der Herrschaft, der Ausbeutung, des Genusses herabgewürdigt hatten. Es mußte von den Vernünftigen gesagt werden, daß sie an den Gott, den dieser Staat und diese Kirche verkündigten, nicht mehr zu glauben vermöchten. Aber diese Vernünftigen: Bourgeoisie und zünftiges Gelehrtentum, machten es, nachdem sie die Monarchie, den Adel und den Klerus in der Herrschaft abgelöst hatten, nicht besser als ihre Vorgänger. Sie vereinigten sich zu einer Kirche des Atheismus, verbargen diesen ihren Atheismus unter allerlei bildlichen Redensarten und ließen die Kirchen als Schafställe fürs Volk bestehen unter der Bedingung, daß die Schafzucht in ihrem Dienst und in ihrem Interesse betrieben würde. Damit war die geschichtliche Notwendigkeit von Marx und seiner Sozialdemokratie gegeben. Diese beiden haben bewiesen, daß in der Zeit der Maschinenpresse der Kult des reinen Menschentums von den Herrschenden nicht mehr als Privilegium monopolisiert und in einer Geheimkirche betrieben werden kann. Das Volk bekennt sich jetzt zu dieser neuen Religion, und die Herrschenden sehen sich vor die Wahl gestellt, ob sie dem Volke das menschenwürdige Dasein verschaffen oder ihre Religion für falsch erklären und zum Christentum, und zwar zu einem nicht erheuchelten und nicht gemißbrauchten Christentum zurückkehren wollen, das selbstverständlich den Herrschenden die Verpflichtung auferlegt, auch den Massen die materiellen Bedingungen des Menschentums zugänglich zu machen, soweit es in ihren Kräften steht. Daß die ökonomische Freiheit zunächst mehr Unmenschentum als Menschentum schafft, hat sich ja Marx selbst anzuerkennen gezwungen gesehen, und es ist sehr hübsch, wie er — wir haben das auch und schon wiederholt gethan — in der Rezension von Bauers zweitem Artikel zeigte, daß der Jude, d. h. der rücksichtslose und schlaue dem Rammonsdienst ergebene Egoist, nichts andres ist als der moderne Kaufmann (welcher heutige Mensch aber, außer dem Beamten, wäre nicht Kaufmann?), und daß das moderne Erwerbsleben in allen zivilisierten Staaten unaufhörlich den Juden, wie er von den Antisemiten beschrieben wird, in unzähligen Exemplaren germanischer und romanischer Abstammung, vorzugsweise aber bei den Angelsachsen hervorbringt. Die bürgerliche Gesellschaft hat sich bei Marx noch besonders dafür zu bedanken, daß er den Atheismus in seiner inkonsequenten Form, in der idealistischen, unter dem Volke verbreitet hat; wird er erst in der Form allgemein, deren einziges Moralgebot die Selbstbehauptung im Kampfe ums Dasein ist, dann wird man noch allerlei Überraschungen erleben. Wendet sich dagegen die Wissen-

schaft vom Atheismus ab, so hat tatsächlich das Proletariat sich und alle anderen Stände emanzipiert, freilich nicht von dem, worin Marx das Freiheitsvernichtende sah.



Ein französischer Teufelsbündner



eisterbeschwörer hat es schon früh gegeben. Lange vor dem klassischen Vertreter Faust erschienen Gestalten orientalischer Sage, der altchristlichen Legenden, des Mittelalters in diesen magischen Zwielicht. Nimmt man nun gar noch die Reihe der nachsaufstischen Paktierer hinzu, so bietet sich dem Beschauer wahrlich eine bunte Gesellschaft dar. Und doch wäre nichts verkehrter, als diese Beschwörer in Vausch und Vogen als faustische Gestalten zu bezeichnen, sei es als Vorgänger, sei es als Abkömmlinge. Man braucht nur einmal die Objekte zu mustern, wofür so viele ihr Seelenheil preisgeben, wenn man erkennen will, wie wenig sie mit dem Übermenschen Faust zu schaffen haben. Natürlich spielten bei den meisten der liebe Mammon und die Günst der Frauen die Hauptrolle, daneben erstreckt sich die Begehrlichkeit auf eine angesehene Stellung, mühelose Erfolge und dergleichen mehr. Das sind aber im Grunde doch Nichtigkeiten im Vergleich zu dem Faustproblem des Wett-eifers mit der Gottheit, des unstillbaren Erkenntnisdranges. Der Forscher-titanismus eines Faust hat mit den Begehrlichkeiten solcher Untermenschen nichts gemein. Deshalb ist Kritik geboten beim Heranziehn wirklich verwandter Sagen. Die äußerliche Ähnlichkeit eines Pakts genügt keineswegs. So mag wohl die alte Sage vom Simon Magus, ja auch die Erzählung von der Päpstin Johanna einen gewissen Zusammenhang mit der Faustsage nicht verleugnen, aber weder die Sage von Cyprian von Antiochia, noch auch die vom vielgenannten Theophilus kann nähere Beziehungen aufweisen, von dem guten Duzend der päpstlichen Teufelsbündner ganz zu schweigen. Dagegen könnte eine andre Sage, die Luxemburglage, die sogar die ältere Faustsage eine Zeit lang in den Hintergrund drängte, ganz den Anschein erwecken, als ob sie nur eine Abzweigung davon sei. Diese Frage hat Anton Rippen-berg einer gründlichen Untersuchung unterzogen in seinem Buche über Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers (Leipzig, Wihl. Engelmann, 1901. VIII, 280 S.).

Das Buch bringt eine umfassende Darstellung und verrät eine tüchtige methodische Schulung des Verfassers. Ebenso verdient der Sammelleiß, mit dem er in oft entlegnen Bibliotheken des In- und Auslands Ernte gehalten hat — die dem Anhang beigegebene Bibliographie allein weist 106 Nummern auf! —, Dank und Anerkennung. So willkommen aber auch gerade bei so einem weitstichtigen Stoffgebiet eine gewisse Ausführlichkeit ist, und so wenig die Sagenforschung ein hastiges Arbeiten verträgt, eine größere Konzentration wäre doch an manchen Punkten ganz angebracht gewesen. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben, denn er recapituliert wiederholt. Dabei soll nicht verkannt werden, daß er in dem sichtslichen Bestreben, ein lesbares, nicht nur ein gelehrtes Buch zu schreiben, die löbliche Gelehrtentugend der Entfugung reblich geübt hat. Das Thema selbst ist glücklich gewählt. Denn die Luxemburglage kann geradezu als Musterbeispiel dienen für das Studium der Sagenentwicklung; alles Typische ist hier in seltner Vollständigkeit zu-

sammen. Von der Wurzel bis in die letzten Verzästelungen läßt sich dieses Gebilde der Volksphtantasia in seinem organischen Wachstum verfolgen. Hier braucht man sich nicht erst emsig zu bemühen, den historischen Kern aus den Anspielungen von Zeitgenossen herauszukonstruieren, von deren Vollständigkeit es eben schließlich abhängt, ob man z. B. Faust als einen ruhmredigen, herumvagabundierenden Gaukler auffaßt, oder etwa als einen auch bei geistlichen und weltlichen Vornehmen angesehenen kenntnisreichen Mann. Der Träger der Luxemburgsage ist eine geschichtlich hinreichend bekannte Persönlichkeit. Eben deswegen konnte der erste Teil der Arbeit, der sich mit dem historischen Herzog von Luxemburg beschäftigt, trotz der bisher ungebührlichen Vernachlässigung in dem Zusammenhang manche Kürzung vertragen.

Der Verfasser zeichnet darin den Herzog als eine wenig sympathische Figur, so populär er auch zuzeiten gewesen ist. Er war eben mehr berüchtigt als berühmt, ein Mann ohne Skrupel und ohne festen Charakter, der sich vom ehemaligen Frondeur zum geschmeidigen Höfling gemodelt hatte, ein ausgesprochener Genußmensch, den Frauen und dem Spiel wie den Tafelfreuden ergeben — aber ein tüchtiger Kriegsmann von Feldherrnbegehung, verschlagen und persönlich tapfer bis zur Verwegenheit, nachsichtig gegen Offiziere und Mannschaften, kurz ein Despot und Streber, dessen Haupttriebfeder ein maßloser Ehrgeiz war. Geboren am 8. Januar 1628 in Paris, hatte sich François Henri Comte de Bouteville, aus dem Geschlechte der Montmorency, schon als Dreieunddreißiger durch eine raffinierte Spekulationsheirat unter thatkräftiger Beihilfe seiner ebenso pikanten wie intriganten Schwester, der Duchesse de Châtillon, die Herzogswürde verschafft und durch diesen frivolen Schwager die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Aber erst nach einem reichlichen Jahrzehnt, nämlich durch den Eisfeldzug des Jahres 1672 und die dabei erfolgte barbarische Verwüstung der holländischen Dörfer Bodegrave und Swammerdam, wurde er zum Typus eines teuflischen Mordbrenners. Von neuem beschäftigte man sich intensiver mit ihm nach seiner verunglückten Mission im Elsaß. Der Fall der Festung Philippsburg trug ihm 1676 eine Fülle von Spottverfen ein. Aber auch dann war seine Persönlichkeit noch nicht reif für eine Sagenentwicklung, so gut sie anscheinend dafür präpariert war. Noch mangelte ein gewisses mystisches Dunkel, hinter dem die geschichtlichen Konturen verbleichen mußten, ehe die Volksphtantasia ihre gestaltende Wirkamkeit entfalten konnte. Die Verhältnisse, unter denen sich dieser Fortschritt vollzog, hat der Verfasser zum Gegenstand besonders eindringender Betrachtung gemacht, ohne daß es ihm bei den obwaltenden Schwierigkeiten möglich gewesen wäre, völlige Klarheit zu schaffen. Für die Skizzierung der Sagenentwicklung genügt die Tatsache, daß der Herzog als eins der zahlreichen Opfer des entsetzlichen Giftmischerprozesses, in dessen Mittelpunkt die anrühige devineresse Boissin mit ihren priesterlichen Helfershelfern stand, im Januar 1680 in die Bastille wanderte. Dieses geheimnisvolle Verschwinden des so hochgestellten und stadtbekanntesten Aristokraten mußte bei der ungeheuren Erhitzung der Gemüter natürlich die abenteuerlichsten Mutmaßungen zeitigen, zumal da seitdem das böswillige Gerede von einem Teufelspakt des Herzogs mit immer größerer Bestimmtheit auftrat. Daraus keimte die Sage allmählich auf. Von den spätern Lebensschicksalen des Herzogs sei bei dieser Übersicht zunächst abgesehen, da sie für die weitere Ausbildung der Sage nur unwesentlich ins Gewicht fallen.

Mit dieser Ausbildung, soweit sie für Frankreich und Holland in Betracht kommt, befaßt sich der zweite Teil der Untersuchung. Der Verfasser dringt schrittweise vor. Die Behutsamkeit seiner Schlußfolgerungen ist um so rühmenswürdiger, als eben jede Volksüberlieferung, gleichviel ob für Lied oder Sage, notwendig lüdenhaft ist. Wie wichtig aber gerade die Gesamtdisposition eines

Volls für die Aufnahme und Entwicklung einer Sage ist, lehrt seine Darstellung überzeugend. So sehen wir die Luxemburgsage überhaupt nicht rechte Wurzeln in Frankreich schlagen. Daran war gewiß das Fehlen der der Sagenbildung günstigen „idealen Ferne“ mit schuld, insofern der Herzog schon nach wenig Monaten aus seiner Haft entlassen wurde. Dann aber war das französische Volk zu der Zeit dem Teufelsglauben in seinen rohem Formen schon ziemlich entwachsen. Ein gut Teil besser hätte Holland für die Entwicklung der Sage disponiert scheinen können. Denn dort war ja, namentlich seit dem weitverbreiteten und litterarisch überaus fruchtbaren Pamphlet *Avis fidelle aux véritables Hollandois* vom Jahre 1673, das der Diplomat Abraham de Wicquefort in greller Übertreibung des Thatächlichen verfaßt hatte, die Persönlichkeit des Luxemburgers in aller Munde. Aber die Atmosphäre, in der er in der Pamphletlitteratur erscheint, ist doch vor allem die militärische. Der Teufelsglaube spielt darin nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle, obwohl verschiedene Patte des Geschaften erwähnt werden. Das wertvollste der holländischen Pamphlete *Le Maréchal de Luxembourg au lit de la mort*, 1695 erschienen, wird vom Verfasser ausführlich analysiert, da es für die Fortbildung der Sage in Deutschland von großem Wert ist.

Auf diese geht der dritte, wichtigste Teil der Arbeit ein. Denn erst auf deutschem Boden gewann die Luxemburgsage rechte Lebenskraft. Der militärische Charakter, den sie überhaupt nie ganz abgestreift hat, ist ihr — das wird nachdrücklich hervorgehoben — auch hier zunächst durchaus eigen. Das ist eben der Fundamentalunterschied von der Faustsage, der sie sich mit der Zeit immer mehr und mehr anpaßt. Die Anknüpfung an Holland vermittelten die Pamphlete, der „*Avis*“ voran. Dadurch wurde der Herzog als fanatischer Wüterich rasch populär. Ein Mann von so unmenschlicher Grausamkeit, der dazu den Teufel beständig im Munde führen sollte, galt gewißlich von vornherein nicht als recht geheuer. Da bot sich allerdings das von Frankreich einbringende Gerücht seines Teufelspakts geradezu als einleuchtende Erklärung und löste die Spannung. Denn an Empfänglichkeit dafür fehlte es in dem damaligen Eldorado des Teufelsglaubens nicht, wenigstens nicht bei den in Frage kommenden Volksschichten. Diese nämlich blieben auch später von den leidenschaftlichen Kämpfen, unter denen sich die Gebildeten von dem Glauben an die sinnensällige Erscheinung des Teufels befreien und zur Aufklärung durchdrangen, wie ausführlich gezeigt wird, noch geraume Zeit verhältnismäßig unberührt. Eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit der alteingebürgerten Sage vom Erzzauberer Dr. Faust mag das Aufblühen der neuen gefördert haben. Auch bei dieser häufte man bald geschäftig allerhand fremde Motive auf den Helden, und das Ergebnis dieser lebendigen Überlieferung ist wie bei jener ein Volksbuch; es stammt der Druckangabe nach aus dem Jahre 1680 und wurde rasch verbreitet und nachgedruckt. Der Verfasser ist ebenso ein Anonymus wie beim Spiesischen Drucke, steht auch etwa auf derselben Stufe wie jener Kompilator, insofern die meisten seiner Züge längst Gemeingut des deutschen Volkes waren, worüber wir durch eine umsichtige Zusammenstellung von Parallelen hinreichend unterrichtet werden. Der Umfang dieses Büchleins freilich ist weit dürftiger. Es bietet nicht viel mehr als den achtundzwanzig Punkte umfassenden Pakt.

In ein neues Stadium trat die Sage erst nach dem Tode des Herzogs im Jahre 1695. Und es ist interessant zu beobachten, wie sich diese allmählich auch in der gedruckten Überlieferung weiter auswächst und der Faustsage nähert. Die nächste Zuthat war die Ausschmückung seines Lebensendes. Der Teufel sollte den berüchtigten Mann geholt haben. Es ist begreiflich, daß ein solches Gerücht mit unerkennbarer Schadenfreude und Genugthuung vom Volke aufgenommen wurde. In Wirklichkeit freilich hatte der Herzog vielmehr als

reuer Sünder, der sogar den geistlichen Beistand eines Fénelon und Bourdaloue nicht verschmähte, das Zeitliche gefegnet. Das Verbrechen von dem gewaltigen Tode leitet der Verfasser von der oben erwähnten Tragikomödie ab, in der der Marschall auf dem Totenbette seinen Teufelspakt vernichtete. Hier mögen wohl manche Zwischenglieder verloren gegangen sein. Als erstes gedrucktes Zeugnis für diese zweite Phase hat der Verfasser ein dünnes Heftchen ausfindig gemacht, das betitelt ist: *Histoire Très Véritable du (!) la Mort du Maréchal de Luxembourg arrivé (!) à Paris dans son Palais*. Um dessen Quellen hat er sich ernstlich bemüht, ohne gänzlich ins Reine kommen zu können. Doch scheint ebenso eine mündliche Tradition, wie die durch die Masconsage beeinflusste Canopeerzählung und dieses oder jenes Faustmotiv eingewirkt zu haben. Von den drei Fassungen, die sich nun ausbilden, wird die die maßgebende, die zwischen den Pakt und den Bericht von der Teufelsabholung eine auf holländischen Ursprung zurückgehende Schilderung der Greuelthaten des Herzogs und seiner Soldaten einschleibt. Die somit in der Hauptsache abschließende Modifikation fällt nach den Darlegungen des Verfassers etwa um das Jahr 1696. Eine nicht unwesentliche Veränderung erfuhr das Büchlein in dieser zweiten Gestalt im Jahre 1707 durch das handlichere Oktavformat und einen vier Bilder enthaltenden doppelseitigen Kupferstich. Die letzte Vermehrung erhielt es durch die Ausgabe von 1716. Sie ist in mancher Beziehung höchst charakteristisch.

Denn in diesem Jahre wurde das Volksbuch, durch eine warnende Rede bereichert, aufs neue in die Welt geschickt und fand ein dankbares Publikum. Ein mysteriöser Vorfall hatte das halb eingeschlafene Interesse an der Sage plötzlich neu belebt, die sogenannte Zenaische Christnachttragödie. Der Held dieser Geschichte ist der Studiosus der Medizin Johann Gotthard Weber, der in der Christnacht 1715 zum Zwecke einer Schatzhebung eine Teufelszitation mit verhängnisvollem Ausgang in Szene setzte. Die Vorrede ist ein Gewinn von recht zweifelhaftem Wert. Der pastorale Ton verrät sofort den geistlichen Verfasser, aber einen Mann, der an die leibhaftige Erscheinung des Bösen, an „Pacta und Verbündnisse“ steif und fest glaubt und deshalb den armen Menschenkindern mit Ernst ins Gewissen redet. Man wird unwillkürlich an die Gestalt des Zeloten Petrus Goldschmidt in der Stormschen Novelle „Renate“ erinnert. Wie dieser „dem holländischen Schwarmgeist, dem unverkämten Dr. Balthasar Bedern und seiner »Bezauberten Welt«, den Text gefeget“ zu haben meint und sich alle neu erstehenden „verworfenen Zauberer und Hexenadvokaten“ zu bestehen rüstet, allen voran den Professor Thomasius in Halle, so eifert auch er geflüstert gegen den zeitgemäßen Skeptizismus. Daß er dabei seine Moralisation einem andern Werke weiblich abborgt, stimmt ganz zu seiner sonstigen Physiognomie.

Die Geschichte des Volksbuchs ist damit noch nicht zu Ende, sondern wird vom Verfasser noch bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts verfolgt, wenn auch die nachweisbaren Drucke nicht über das achtzehnte hinausgehen. Wir sehen dabei, wie der Charakter des Buches immer mehr dem Bedürfnis seiner Leser angepaßt wird, indem man den Titelkupferstich durch grobe und gröbere Holzschnitte ersetzt, wie aber auch durch Drucker- oder Setzerweisheit der Text schließlich in geradezu schauderhafter Weise verballhornt wird. Daneben richtet der Verfasser mit Recht seinen Blick auf das Volksschauspiel, die Marionettenbühne und die Wäntelsänger, sammelt die letzten Belege mündlicher Tradition und belehrt, wie die Opposition gegen die Sage mit der Zeit immer weitere Kreise zieht, bis zuletzt in der jetzt verschollenen Fosse „Das Reich der Toten“ die Gestalt des Herzogs zur lächerlichen Figur wird. Schon vorher hatte man die beiden großen Teufelsbündner Faust und Luxemburg in einem Totengespräch aus dem Jahre 1733 in ziemlich komödienhafter Art

konfrontiert und einander gehörig den Text lesen lassen, sodasß Luxemburg gegen Schluß in die klägliche Jeremiade ausbricht: „Was hilfts nun mir, daß ich in der Welt so ein großer Generalfeldmarschall gewesen, der zuweilen über zweimalhunderttausend Mann kommandiert! auch meine Feinde jederzeit auff das siegreichste zu erlegen, künstlich gelernet! Besonders aber meinem Ehr- und Länderbegierigen König zu gefallen, mich mit Leib und Seele dem Teuffel so freventlich aufgeopfert. Ach gerechtes Verhängniß! gewiß nichts anders, als daß ich mir die unendliche höllische Marter auff ewig zugewürdet!“

Die im Anhang wieder abgedruckten wichtigen Entwicklungsstufen der Sage werden ebenso wie die beigegebenen Abbildungen manchem willkommen sein, besonders das interessante Porträt des Titelhelden. Zu wünschen wäre es, daß der gut unterrichtete Verfasser die vernünftige zusammensassende Behandlung der deutschen Volksbücher selbst in Angriff nähme. Er dürfte wohlgerüstet an die Bewältigung dieser mühsamen, aber dankenswerten Aufgabe herantreten.

Leipzig

O. Kadendorf



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Mar Allihn)

Zwölftes Kapitel

Wie Doktor Duttmüller Hochzeit machte

(Fortsetzung)



Als man wieder zu Haus angekommen war, schritt man zum Frühstück, das so vornehm war, daß keiner merklich davon satt wurde, und dann folgte die große Pause, die großen Staatsaktionen vorauszugehn pflegt. Kein Mensch ist zu sehen, kein Laut zu hören, nur in den innersten Gemächern herrscht lebhasste Thätigkeit. Man ist mit der Toilette beschäftigt. Der Friseur baut seine Kunstwerke auf, und die Kammerjungfer hat Fäden im Munde und ist bespickt mit Stecknadeln wie ein Stachelschwein — nur auf der andern Seite. Es ist eine Stunde angestrengtester Thätigkeit. Ich sage: eine Stunde, aber dabei ist zu berücksichtigen, daß, wie es eine kurze und eine lange Elle giebt, so auch eine kurze und eine lange Stunde. Die in Rede stehende Stunde gehört zu den längsten ihres Geschlechts. So ging es nun auch im Fronhose zu. Er erschien wie ausgestorben, sein Leben hatte sich in die innersten Räume zurückgezogen. Sogar Klapphorn und Marie waren unsichtbar.

Während dessen ging der Herr Pastor in seinem Studierzimmer auf und ab und memorierte seine Rede, was ihm, da er alt war, und sein Gedächtnis gelitten hatte, schwer wurde. Des Dorfes bemächtigte sich schon eine sich mehr und mehr steigende Aufregung. Sogar von auswärts kamen Zuschauer an. Unten vorm Gartenthor des Fronhofs hatte sich eine Schar Kinder zusammengedröttet, die die Ehrenpforte bewunderte und von Zeit zu Zeit Hurra rief. Diese Ehrenpforte war das Werk Klapphorns. Sie bestand aus zwei mit Quirlanden umwundenen Rüstbäumen, zwischen denen in schön geschwungenen Bogem eine Quirlande hing. An der Mitte dieser Quirlande hing in grüner Umrahmung eine bunt bedruckte Pappe mit der Inschrift: „Willkommen.“ Zwar paßte das Wort: Willkommen nicht recht für Leute, die sich anschickten wegzugehn, auch hatte ursprünglich auf der Tafel gestanden: „Willkommen, deutsche Brüder,“ und sie war, da die deutschen

Brüder weggeschnitten waren, etwas aus der Fassung gekommen, aber man sah doch die Liebe.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit rollte des Direktors Wagen mit dem Direktor, Lybia und Wandrer auf den Fronhof. Die Pöplische Glaskutsche langte mit halbständiger Verspätung an, kam aber immer noch zur rechten Zeit. Nummehr begann die Auffahrt, sehr vornehm und im schnellsten Tempo, als fürchte man, die Kirche werde bis zum Schluß der Trauung nicht mehr stehn. Zwei Leute in Livree auf dem Boock, neben Johann Klapphorn und neben Pöplizens Kutscher des Doktors Andreas. Man raste vor Hapichs Beobachtungsposten vorüber und hielt vor der Pfarre, wo der Bediente die Wagenthür aufriß. Man stieg aus und begab sich in Pastors gute Stube, wo man wartete, bis alles versammelt war, und begab sich dann in feierlichem Zuge in die Kirche. Die Kirche war bis auf den letzten Platz mit Zuschauern gefüllt, kaum daß der Herr Kantor den nötigen Raum für die Festgäste frei hielt.

Und wo war Dorchon Hapich? Ratet einmal! Dorchon war vierzehn Tage lang schwer erzürnt gewesen. Während dieser Zeit hatten es die Thürschlüsselner schlecht. Sie zürnte aber gemeist über sich selbst, daß sie eine so dumme Gans gewesen sei, den Doktor selbst in den Fronhof zu treiben. Dann besann sie sich, daß sie ihres Vaters Tochter, und daß sie dazu berufen war, dereinst über den Brauncu Vären zu herrschen. Und dazu hätte sie ja den Doktor gar nicht brauchen können. Und Wilhelm Reigebarth aus Aklum war auch ein hübscher Mensch, der städtische Manieren hatte und später einmal im Braunen Vären den Wirt spielen konnte, wohlverstanden, soweit sie ihm den Zügel nachließ. Aber auch bei gebrochnem Herzen wäre es nicht zu verlangen gewesen, daß man auf ein solches Schauspiel wie die Trauung des Doktors verzichtete. Dorchon war eine Hapich und auf nichts weniger als aufs Verzichten eingerichtet. So saß sie also in der vordersten Reihe und war ganz Auge.

So eine Hochzeit war auch noch nicht dagewesen, solange Holzweißig stand. Vier Bediente in Livree und eine Erzellenz und Kleider von Sammet und Seide und Federn in den Haaren und ein Gardeleutnant und ein Leutnantslehrling und der Herr Doktor, bildschön, wie aus dem Modejournal geschnitten, und das gnädige Fräulein Alice, von der man vor lauter Schleiern gar nichts sah.

Der Herr Pastor hielt mit seiner alten, zittrigen Stimme eine Rede, die herzlich gut gemeint war, von der aber nur wenige etwas verstanden. Alice gar nichts. Alice sah marmorweiß aus und sah und hörte nichts. Sie hatte die Empfindung, als wäre sie in einem großen Strome und werde widerstandslos in die endlose Weite getragen. Es war eine große Vangigkeit wie eine Flut über sie hereingebrochen. Sie fühlte unter sich den Boden weichen und hätte mit Petrus auf dem Meere rufen mögen: Herr hilf, ich verfinke. Aber sie spürte die Hand nicht, die sie hätte halten können. Und so betete sie — wenn man das ein Gebet nennen konnte: Ach Gott, ach lieber Gott, es muß ja gut werden. Ich will ja nichts für mich. Ach Gott, es muß ja gut werden.

Und auch Doktor Duttmüller hörte nichts von seiner Traureden. Er hatte die Empfindung, als ließe die Schnalle seiner Kravatte nach, und daß verurachte ihm solche Sorge, daß ihm die ganze schöne Rede verloren ging.

Als sich die Hochzeitsgesellschaft wieder im Empfangszimmer des Fronhofs sammelgefunden hatte, gab es einen etwas länglichen Ständer. Jetzt strafte sich, daß der Puter zu spät aufs Feuer gekommen war. Erzellenz, die, wie wir wissen, schwach auf den Beinen war, setzte sich, hielt Cercle und nahm als Familienhaupt die Glückwünsche in Empfang. Sie küßte die Braut feierlich auf die rechte Wange und die linke Wange und überreichte ihr mit dem Anstand einer Königin einen Perlenknecht. Alice stammelte ein paar Dankesworte und nahm den kostbaren Schmuck mit zaghafter Hand entgegen, um ihn möglichst schnell auf den Tisch zu legen, auf dem die Hochzeitsgeschenke aufgebaut waren.

Nunmehr stand man in Gruppen im Zimmer in leise geführter Unterhaltung. In der Mitte Duttmüller und Alice, in einer Haltung, als hätten sie sich wichtiges mitzuteilen. Aber es geschah nichts. Die bewaffnete Macht hatte sich in der Nähe des Geschenktisches aufgestellt, York, der sich in der nach seiner Meinung verdammte gemischten Gesellschaft sehr exklusiv hielt, und der Kadett, dem natürlich auch nicht zuzumuten war, mit jedermann zu verkehren, wenn ein Gardeoffizier gegenwärtig war. Er bemühte sich also, seiner Länge eine Elle zuzusetzen, und seine Stimme ins Männliche zu forcieren, was ihm freilich nur ungenügend gelang, denn die Stimme schlug immer über und krähte wie die eines Hahns. Im Fenster standen die ältern Herren, und die ältern Damen hatten sich der Ezgellenz zur Seite gesetzt. Ellen war nicht zu sehen, Wandrer sprach mit Lydia, und Fräulein Ulrike, die Tochter von Onkel Alfons, flog von Gruppe zu Gruppe.

Es ist schon mitgeteilt worden, daß die Familie von Onkel Alfons nicht ganz für voll angesehen wurde, weil er Bürgermeister einer kleinen Stadt geworden war und schlechte Formen angenommen hatte, und weil seine Frau, eine geborne Zaube, und deren Tochter Ulrike doch gar zu bürgerlich-gewöhnlich waren. Glücklicherweise war die Frau nicht mitgekommen, aber Fräulein Ulrike war da und bewegte sich im Kreise ihrer vornehmen Verwandten nicht gerade schüchtern, vielmehr äußerst wißbegierig.

Jetzt segelte sie an den Geschenktisch heran und nahm den Perlen schmuck in Augenschein.

Das ist ja aber reizend, sagte sie zu York, ein Perlen schmuck. Das ist gewiß ein alter Familienschmuck, der aufgefrischt worden ist. Wo hat ihn denn Tante Ezgellenz machen lassen? Perlen bedeuten ja wohl Thränen? Nicht wahr, York, Perlen bedeuten Thränen? Was hat denn Tante Lilli geschenkt? Haben denn Strackwizens auch was geschenkt? Wer ist denn der Herr — Sandmann da drüben? Kaufmann? Und was ist denn der Herr Direktor? — Auch Kaufmann? Wie komisch!

Da Fräulein Ulrike auf ihre vielen Fragen von York nur einseitige Antworten erhielt, so segelte sie ab und legte sich bei Wandrer und Lydia vor Anker, worauf sie die tief sinnige Frage that: Sie sind also jetzt hier, Herr Sandmann?

Ja, gnädiges Fräulein, erwiderte dieser respektvoll, ich kann es nicht leugnen, ich bin jetzt hier. — Lydia lachte.

Sagen Sie mal, Herr Sandmann —

Wandrer, nicht Sandmann, schaltete Lydia ein.

Sie heißen nicht Sandmann, sondern Wandrer, wie komisch! Sind Sie denn mit Doktor Duttmüller verwandt.

Nur sehr entfernt, erwiderte Wandrer. Wir haben auf derselben Schulbank geessen.

Wie komisch! Sagen Sie mal, kennen Sie Herrn Friedrich Wilhelm Schulze in Hinterhausen? Er ist auch Kaufmann. Ein sehr gutes Geschäft. Man kriegt nirgend bessern Kaffee. — Darauf hingab sie sich an Lydia und wollte wissen, wo sie ihr Kleid gekauft habe. Wandrer trat zurück und wandte sich den ältern Herren zu.

Wird nicht bald gefuttert, sagte Onkel Alfons, ein großer und wohlbeleibter Herr, in lautem und jovialem Tone, nach euerem pimpligen Frühstück ist es mir ganz flau im Magen geworden.

Egon sah sich um, ob er nicht Anzeichen des beginnenden Dinners entdeckte; aber es war nichts zu sehen. Seine Frau und Ezgellenz spannen ein langes Gespräch, und Klapphorn stand so unbeteiligt neben der Thür, wie die Schildwache, wenn der Kommandeur verreist ist.

Hast du nicht wenigstens einen anständigen Schnaps, fragte Onkel Alfons, daß man dem Hunger eins auf den Kopf geben kann?

Den hatte Egon zwar, aber der konnte doch nicht hier getrunken werden. Man zog sich also durch die offene Thür soweit in des Herrn Oberstleutnants Zimmer

zurück, daß man von den Damen nicht gesehen werden konnte. Egon ging selbst hinab in den Keller und kam mit einer Flasche Jamaikarum und einem Teller mit Gläsern zurück. Man kostete.

O pfui Teufel, rief Onkel Alfons, und zwar so laut, daß er selber darüber erschrak, in der Furcht, von Erzellenz gehört zu werden. Die andern waren von dem Rum ebenso entsetzt wie er. Und doch war es eine Flasche mit silberner Kapsel und der Inschrift: Echtes Jamaikarum, die sechs Mark gekostet hatte.

Doktor, kommen Sie mal rein, rief Onkel Alfons Duttmüller zu, beurgunzen Sie mal dieses Getränk.

Der Doktor kostete, dachte intensiv nach und sagte: Dies scheint Rum zu sein.

Ha! ha! Sehr gut. Aber was für eine Sorte?

Ja, sagte Duttmüller, da würde man eine wissenschaftliche Analyse anstellen müssen.

Herr Wandrer, sagte Direktor Wenzel. Kommen Sie, bitte, einmal herein und kosten Sie einmal. Das soll Jamaikarum sein. Sie waren ja erst voriges Jahr drüben.

Wandrer kostete. — Dies ist weder Jamaica noch Rum, sagte er, sondern braun gefärbter Fusel, wie man ihn beim Dorfkaufmann das Vier für eine Mark kriegt.

Klapphorn stand in der Thür und war im Begriff, ein Glas Wasser zu präferieren. Klapphorn machte eine höchst kuriose Miene, knickte fast in die Kniee ein, schielte über die Schulter auf Herrn Wandrer und hielt das Brett so schief, daß es ein Wunder war, daß das Glas nicht herabfiel.

Ich würde, fuhr Wandrer fort, den Kerl wegen Injurien verklagen, der einem zumutet, so etwas für Rum zu halten.

Ist mir unbegreiflich, sagte Herr von Nienhagen, ein reines Rätsel.

Ich glaube, entgegnete Wandrer, indem er lachend Klapphorn ins Auge faßte, ich könnte Ihnen das Rätsel lösen, aber ich möchte empfehlen, die Lösung bis morgen zu verschieben.

Nach gemessener Zeit kam Bewegung in die stagnierende Masse. Klapphorn nahm Aufstellung neben der Thür des Speisezimmers und horchte. Nun erschien auch Frau Duttmüller in einem schweren, schwarzen Atlaskleide mit einer schönen großen Haube auf dem Kopfe. Sie hatte es für angemessen gehalten, über das Kleid eine weiße Schürze zu binden und so zu erscheinen. Sie würde in dem Kleide und der Haube ganz nobel ausgesehen haben, wenn nicht eine gewisse Armhaltung daran erinnerte hätte, daß sie dem Teile des Volkes angehörte, der mit den Armen arbeitet.

Frau Duttmüller berichtete mit Befriedigung, daß alles fertig sei. Hierauf wurde sie Erzellenz vorgestellt. — Dies, meine liebe Erzellenz, sagte die gnädige Frau mit freundlichem Winken ihrer Vornette, ist die Mutter unsers Doktors, eine vortreffliche Dame, die heute mit Stolz auf ihren Sohn blicken kann.

Das kann ich auch, erwiderte die Duttmüllern; das können Sie für ganz gewiß glauben, daß ich das kann. So einen Sohn so weit bringen und durch die Schule und Universität und für alles sorgen, Kleidungsche und Bücher und Getränke, das ist weiß Gott keine Kleinigkeit. Die Damen sahen sich an und lächelten süßsäuerlich. — Originelle alte Dame, sagten Erzellenz.

Und besonders, fuhr die Duttmüllern fort, wenn man so allein da steht, und der natürliche Vater ist durch die Lappen gegangen, und keiner sorgt für einen und giebt einem was, und man muß alles mit seiner Hände Arbeit schaffen und die halben Nächte aufstehen und Strümpfe stopfen, und die alten Augen wollen nicht mehr, das können Sie mir glauben, oder Sie können es mir nicht glauben, da hört man die Engel im Himmel pfeifen.

Originell, originell!

Wein Louis ist aber auch —. Weiter kam sie nicht, denn Klapphorn riß die Flügelthür auf, und man erhob sich, ordnete sich zum Zuge und nahm an der

Festtafel in der wohlervognen Reihe Platz. Neben dem Bräutigam auf dem Ehrenplatze, der eigentlich der gnädigen Frau zulam, saß Erzellenz, womit markiert wurde, daß sie das Oberhaupt der Familie darstelle. Neben ihr Egon. Neben der Braut saß der Herr Pastor, und dann kamen die gnädige Frau und Onkel Alfons. Die Jugend war auf beiden Flügeln der Tafel untergebracht. Ulrike hatte mit dem kleinen Kabetten für's Lieb nehmen müssen.

Das Diner begann steif und feierlich. Jeder machte mit verbindlicher Miene seiner Nachbarin einige selbstverständliche Bemerkungen. Die Damen nickten der Braut innig lächelnd zu, und der Bräutigam sagte Hm! ja, nahm abwechselnd die Gabel und das Messer in die Hand und legte sie wieder nieder. Darauf ergriß der Oberstleutnant das Wort und hielt scheidig und zündend, wie es sich für einen alten Militär schickte, seine Rede. Er begrüßte seine Gäste, die von Osten, Westen, Norden und Süden herbeigeekelt waren und sich um das heutige Fest wohlverdient gemacht hatten, und wünschte, was man bei solcher Gelegenheit zu wünschen pflegt. Dann redete der Herr Pastor auf das Brautpaar eine Relativulation seiner Predigt, die freilich zu lang ausfiel und in ein Zwiegespräch mit der Braut auslief. Darauf gab es einen großen Aufstand. Schon fielen die ersten Rotweinflecke.

Nummehr fingen das vortreffliche Erzeugnis der perfekten Köchin und die guten Weine des Hochzeitsvaters an zu wirken. Man wird lebhafter, man stößt an, man redet im Chor. Onkel Alfons nimmt sich heraus, Witze zu machen und sie selbst zu belachen. Fräulein Ulrike sitzt einem Spiegel gegenüber und kann nicht umhin, sich mit ihrem Bilde im Spiegel zu unterhalten, legt ihr Gesicht in malerische Züge und prüft, wie sie sich ausnimmt, wenn sie sich nach links lächelnd ihrem Kabetten zuneigt oder nach rechts gewandt den Herrn Direktor ausfragt. Es ist eine schlimme Sache, wenn einer bei Tisch sich einen Spiegel gegenüber hat. Sogar Doktor Duttmüller wunderte sich über die Gesichter, die er von seinem Bisavis zu sehen kriegte. Auf dem linken Flügel, wo Yorl und Lydia saßen, ging es lebhaft zu, und man hörte die bekannten Leutnantsstöße; auf dem rechten Flügel, wo Ellen und Felix Wandrer saßen, herrschte ziemliche Einsilbigkeit. Ellen war ihrem Brautführer gegenüber von großer Zurückhaltung und sprach mit ihm nur die nötigsten Worte. Was hatte sie denn? Sie stand unter dem Zwange, gerade wie als kleines Mädchen bewußt ungezogen sein zu müssen. Niemand hatte ihr etwas gethan, aber das gerade ärgerte sie am meisten. Es wäre ihr lieber gewesen, wenn sie Grund gehabt hätte, Böses mit Bösem zu vergelten. Sie begnadete also mehr, als nötig gewesen wäre, ihren Herrn mit dem Anblick ihres Popses und unterhielt sich lebhaft mit Vetter Fritz, dem Kabetten, der wie ein junger Hahn krächte und ihr Schülerwitze aus dem Korps erzählte. Während dessen betrachtete Fräulein Ulrike ihr Bild im Spiegel, und Wandrer sprach mit Tante Lilli, die zu seiner Linken saß, oder beobachtete die Gesellschaft mit stillem Humor.

Nein, es geht doch nicht, sagte Ellen zu sich selbst. Was kann Herr Wandrer dafür, daß mein Leutnant ausgeblieben ist. Sie wandte sich ihm also zu und fragte in etwas überlegnem Tone: Sie sind also Kaufmann, Herr Wandrer?

Ja, gnädiges Fräulein, mit Haut und Haaren, erwiderte Felix Wandrer.

Was ist das eigentlich, ein Kaufmann?

Ein Kaufmann, gnädiges Fräulein, sagte Wandrer, indem er vergnüglich lächelte, ist ein Jüngling. Ein Jüngling, der hinter dem Ladentische steht, daher der Name „Ladenjüngling.“ Er ist ein Herr über alle Feringe und sauern Gurken und waltet weise über Petroleum, Bichorien und Rosinen. Am Tage zieht er im Keller Spiritus ab, und abends klebt er Düten. Im Winter erfrieren ihm die Hände, und im Sommer geht er mit einem weißen Strohhute und einer großen Wusennadel im Schluß Sonntags nachmittags spazieren. Und wenn er sich sehr gehoben fühlt, daß heißt am Sonntage nach dem Ersten, spielt er Billard.

So? sagte Ellen und sah ihren Nachbar einigermassen mißtrauisch an.

In der That, so ist es. Ich darf natürlich nicht voraussetzen, daß Sie sich schon, etwa um ein Pfund Kaffee zu kaufen, in die Höhle des Löwen gewagt haben.

Daß dürfen Sie allerdings nicht voraussetzen, erwiderte Ellen. Sie war ärgerlich. Es schien, als nähme er sie nicht für voll. Sie war doch kein „kleines Fräulein“ mehr, sondern völlig erwachsen. Aber sie hatte ihn ja auch nicht für voll genommen, sondern war ungezogen gewesen. Und ihr Gerechtigkeitsgefühl mußte ihr sagen, daß er sich völlig korrekt benommen hatte. Und der Strauß, der vor ihr stand, war wirklich äußerst geschmackvoll, und sie hatte nur sehr kühl gedankt. Sie wandte sich wieder an ihren Kabetten und ließ sich eine geistreiche Geschichte erzählen, wie Georg von Jörbig Windbeutel mit Schlagflagne in die Tasche gesteckt, und wie er sich in der Pferdebahn darauf gesetzt, und was die Mitwelt darüber geurteilt habe. Darauf wandte sie sich wieder an Wandrer und fragte: Ich höre, daß Sie eben zurückgekehrt sind. Wo waren Sie denn?

In Tokio, gnädiges Fräulein.

In —?

Zawohl, ganz da hinten. Damit winkte er nachdrücklich über seine linke Schulter.

Bei den alten Japanesen?

Zawohl. Eben bin ich über San Franzisko und Newyork zurückgekehrt.

Herr Direktor, rief Ellen diesem zu, Ihr Herr Wandrer lügt aber ganz erschrecklich. Eben behauptet er, er sei in Tokio bei den alten Japanesen gewesen.

Daß ist ganz richtig, erwiderte der Direktor, und keineswegs gelogen.

Jetzt sah Ellen ihren Nachbar mit etwas andern Augen an. Sie sah, daß er gebräunte Gesichtsfarbe hatte und eher wie ein junger Forschnngskreisler als wie ein Adenjungling aussah. — Dann können Sie wohl auch Japanisch? fuhr sie fort.

O ja, ein wenig.

Dann sagen Sie doch etnmal, was heißt auf Japanisch: Guten Morgen, Herr Fischer?

Fu shi yama ta-o si-shé!

Und chinesisch?

Tschau tschi fan poc co fu tsché! Aber hier kommt es sehr auf die Aussprache an. Man muß eine Schnupftabakdose haben und dazwischen niesen, dann geht es am besten.

Und Portugiesisch? Halt, das weiß ich selbst: Buenos dias, Don Pescator.

Verzeihen Sie, das ist spanisch. Portugiesisch heißt es: Bons dias, Senhor — Aber man redet sich im Portugiesischen nicht mit dem Vaternamen, sondern mit dem Vornamen an und sagt: Bons dias, Senhor João, coma esta voce? Ich weiß freilich nicht, ob Ihr Herr Fischer zu den Hansen unter den Fischern gehört.

Sie sprechen wohl alle Sprachen?

Alle nicht, aber mehrere, und von jeder ein wenig. Nur soviel, daß ich sagen kann: Lettern lauft, Mühlen lauft! Lauft, lauft! Lettern lauft!

Hm! — Ellen dachte nach; dann sagte sie: Fu shi yama, das ist doch ein Name. So heißt doch ein japanischer Minister.

Ich bezeuge Ihnen meinen tiefsten Respekt über ihre diplomatischen Kenntnisse.

Wenn es aber der Name eines Ministers ist, so heißt es doch nicht Guten Morgen.

Für den vorliegenden Fall ist, meine ich, der Unterschied unerheblich. Denn ich darf doch nicht voraussetzen, daß Sie nach Japan gehn und dem bewußten Herrn Fischer Guten Morgen sagen werden.

Sie sind ein schrecklicher Mensch, rief Ellen und wandte sich lachend und ein wenig schmolend ab. Aber sie konnte ihrem Herrn, weil er so lustige Augen hatte, nicht ernstlich böse sein.

Sie bleiben also jetzt in Holzweißig, fuhr Ellen nach einiger Zeit fort. Ja, gnädiges Fräulein, ich gedenke einen gesetzlichen Lebenswandel zu beginnen. Dann müssen Sie sich aber auch das Lügen abgewöhnen.

Ich werde es versuchen, falls nicht der Herr Direktor als kaufmännischer Chef Widerspruch erhebt.

Ich höre, daß Sie gestern Mama geholfen haben, die Dienerschaft einzuzüben. Sehen Sie, Johann macht Ihrem Unterrichte alle Ehre.

Aber Klapphorn nicht. Nehmen Sie sich doch in acht, Klapphorn. Gnädiges Fräulein hätten eben beinahe einen Überguß von Bratenjauce aufs Kleid bekommen.

Es war so. Klapphorn war offenbar geistesabwesend und hätte bei einem Haar die Sauciere auf Ellens Kleid geleert.

Was hat denn Klapphorn? fragte Ellen?

Kann ich Ihnen sagen, gnädiges Fräulein, er hat Wunder gethan.

Was hat er gethan?

Wunder hat er gethan. Er hat Zamalcarum in Fusel verwandelt und fürchtet, daß die Geschichte herauskommt. Darum hat er eine Heidenangst und schießt immer auf Ihren Herrn Vater.

Wo wissen Sie das denn her?

Man kombiniert. Aber bitte, legen Sie bei Ihrem Herrn Vater ein gutes Wort ein. Der arme Mensch hat so schon Strafe genug.

Während dessen hatte Onkel Alfons schon seinen vierten Toast gehalten und kam nun auf Tante Juliane zu sprechen, eine irgendwo sitzende Stütze der Verwandtschaft. Es sei undankbar, ihrer am heutigen Tage nicht zu gedenken.

Und die Mutter Duttmüller haben sie vergessen, sagte Ellen. Herr Wandrer, Sie müssen eine Rede halten, nur ein paar Worte. Es würde die alte Frau kränken, wenn man sie überginge.

Sie haben Recht. Aber Sie müssen fürlieb nehmen. Ich bin kein Redner und kein Dichter.

Zawohl, nur ein paar Worte.

Wandrer dachte ein wenig nach. Dann erhob er sich, ließ sein Glas klingen und sagte:

Verzeihung, wenn ich's wag, der Toaste Zahl zu mehren.
Das beste, was es giebt, mehr wert als Ruhm und Geld,
Die Mutterliebe ist's, das Höchste in der Welt.
Des Doktors Mutter gilt's mit diesem Glas zu ehren.

Sie lebe hoch.

Ich will nicht behaupten, daß dieser Toast ein besondres Meisterstück war. Aber er machte Eindruck. Jeder empfand es, daß man ein Veräumnis gut zu machen habe. Man erhob sich und stieß mit Frau Duttmüller an und ehrte sie und ihre Mutterliebe. Es war der glücklichste Augenblick ihres Lebens.

Man hatte sich noch nicht wieder gesetzt, da trat Duttmüller mit dem Ausdruck tödlicher Verlegenheit an Wandrer heran und hielt ihm eine Arbeitskarte entgegen. — Es ist ein Mensch draußen, sagte er, der mir diese Karte hereingeschickt hat. Das ist ja schrecklich. Sieh doch zu, daß du mir den Menschen vom Leibe hältst.

Wandrer warf einen Blick auf die Karte und las: Alois Duttmüller, Arbeiter aus Köpenick. Die Karte war schmutzig und nur dürftig mit Marken besetzt. Alle Hagel, dachte Wandrer, Alois Duttmüller, das ist gewiß der väterliche Luribams! Der kommt aber wie gerufen. Als er die Treppe hinabgestiegen war, fand er unten einen alten, verkommenen Bagabunden, der einen Fuselbunzt um sich verbreitete, und obwohl niemand auf ihn hörte, räsonnierte wie ein Rohrpaß:

Hier! sagte er, det is ja hier eine saubre Wirtschaft! Hier! mich hier draußen uf det Trottoir stehn zu lassen, wie Raulen, wo id doch der Vater vons Janze bin. Id verlange meinen väterlichen Anteil, verstehn Sie mir?

Wer sind Sie denn? fragte Wandrer.

Ach, mein Louis, mein einziger Louis, heulte der Bagabund und versuchte Thränen zu vergießen und Wandrer zu umarmen.

Gehn Sie mir vom Leibe, Sie dreckiger Kerl, rief Wandrer. Ich bin Ihr Louis nicht.

Aber der Kerl ließ sich nicht bedeuten, sondern fuhr fort zu heulen: Mein Louis, mein einziger Louis.

Wenn Sie jetzt nicht still find, sagte Wandrer, so wird man Sie mit Glanz an die Luft setzen.

Wat? Mich? Hier? An die Luft setzen? Wo id meinem Louis sein eheliblicher Vater bin und mein allerhöchstes Alibi nachweisen kann? Hier! Bliestern Se man Ihre Lichter en bisken uff, wenn Se lesen können: Alois Duttmüller aus Köpenick bei Berlin. Verstehn Sie mir? Alois Duttmüller, Louis Duttmüller sein eheliblicher Vater.

Schreien Sie nicht so. Machen Sie, daß Sie davon kommen, wer weiß, wo Sie die Karte herhaben.

Kauschmeißen, mich? Hier? Nicht in de Düte, wo id der Vater vons Janze bin. Kauschmeißen, mich? So blau! Ober id mache einen Rabau, dattet ganze Dorf uffstüblig wird.

Wie Sie wünschen. Aber dann wird man Sie kurzerhand ins Spritzenhaus sperren.

Das war ja scheußlich. Wenn der Mensch Lärm schlug, gleichviel, ob er der echte oder der falsche Duttmüller war, so gab das einen unerhörten Skandal. Das ganze Hochzeitsfest und vielleicht auch das eheliche Glück Duttmüllers wurde gestört. Alice mußte sich doch entsetzen, wenn dieser Mensch vor sie hintrat und väterliche Rechte geltend machte. Das durfte unter keinen Umständen geschehn.

Nun seien Sie aber einmal verständig, sagte Wandrer, ich bin ein Freund von Doktor Duttmüller und weiß genau, daß sein Vater vor fünfzehn Jahren gestorben ist. Dies war freilich eine tolle Lüge.

Ranu? als wie ide? id wäre tot? Rumpiß.

Mausjetot. Gerichtlich tot erklärt und altemäßig reponiert. Dagegen ist gar nichts zu machen. Ja, warum haben Sie die langen Jahre über nichts von sich hören lassen? Wenn Sie jetzt kommen und väterliche Rechte geltend machen wollen, so müssen Sie erst beweisen, daß Sie leben. Bis dahin sind sie tot und können nichts beanspruchen.

Alois Duttmüller ließ die Ohren hängen. Nicht einmal einen lumpigen Happenpappen, sagte er.

O ja, Ihren Braten und eine Flasche Wein sollen Sie haben. Gehn Sie nur dort in die Leutestube. Der Kerl zog ab. Klapphorn, sagte Wandrer zu dem Bedienten, den er gleich darauf traf. Sie wissen, daß Sie etwas gut zu machen haben, von wegen der Flasche Rum. (Klapphorn sank in sich zusammen.) Unten ist ein Kerl, der allerlei Unsiun spricht. Nehmen Sie sich des Menschen an, geben Sie ihm ein Stück Fleisch und eine Flasche Wein, und sorgen Sie dafür, daß er das Maul hält. Ober nein. Wein ist für diese Sorte zu dünn. Nehmen Sie hier Ihren „echten Rum“ und füllen Sie soviel in ihn hinein, bis er genug hat. Dann schleppen Sie ihn in den Kutschenschuppen und legen ihn auf ein Bund Stroh. Aber nehmen Sie sich in acht, daß Sie selber keinen Schaden leiden.

Als Wandrer in den Speisesaal zurückkehrte, hatte man sich gerade erhoben.

Wo waren Sie? fragte Ellen, die beunruhigt ausjah.

Ich habe Ihr väterliches Schloß gegen einen Raubritter verteidigt.

Sie haben ihn doch nicht umgebracht?

Nein, dies besorgt eben Klapphorn. Ich hoffe, in einer Stunde liegt er auf dem Stroh. Sie brauchen nicht zu erschrecken. Klapphorn bekämpft ihn mit seinem edten Zomailarum.

Ist es nicht Unrecht, einen Menschen betrunken zu machen?

Mag sein. Aber ich verfähre nach Kriegsrecht. Au corsaire corsaire et demi. Der Mensch drohte, einen bösen Sclandal zu machen. Das durfte durchaus nicht geschehn, und so habe ich ihn unschädlich machen lassen.

Ellen erwiderte nichts. Sie sagte sich, daß es nicht ganz leicht sei, gegen diesen Wandrer die Überlegne zu spielen. Und das gefiel ihr nicht schlecht.

Als die Abschiedsstunde gekommen war, hielt die gnädige Frau noch eine ihrer Reden, die mit guten Lehren und Exempeln geschmückt war. Aber sie war nicht recht bei der Sache. Sie schaute nach dem Hausmädchen und war erst beruhigt, als dieses berichtete, alles sei in Ordnung. Der Obersteuermann umarmte seine Tochter und wünschte ihr mit Thränen in den Augen alles Gute, und Ellen wußte sich vor Schluchzen nicht zu fassen. Sobald sich der Wagen in Bewegung setzte, flog ihm aus der Thür ein halbes Dugend alter Schuhe nach. So wollte es die englische Sitte, und so hatte es die gnädige Frau angeordnet. Diese Schuhe flogen Klapphorn, der eben sein Opfer aufs Stroh gebettet hatte, präzis an den Kopf.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Elegie des Herrn von Richtighofen. Als wir in den Zeitungen lasen, was nach der Meinung des Staatssekretärs Freiherrn von Richtighofen für die Deutschen der rechte Weg sei, den Buren besser als durch Protestieren und Nörgeln zu nützen, hatten wir den wohlthuenden Eindruck, damit einer Auffassung zu begegnen, die, ohne von dem Standpunkt abzugehen, daß man die englische Ansicht über die Kriegsfrage nicht theile, human, billig, freundschaftlich und klug sei.

Es kommt im Leben leicht vor, daß man etwas nicht ansehen muß, was einem gar nicht gefallen will: ein Freund von uns, ein Starke, der unsrer Überzeugung nach einem andern Freunde von uns, einem weniger starken, Unrecht thut und mit ihm nach dem Grundsatz verfährt, daß Macht vor Recht geht. Man fühlt in solchen Fällen, daß man nicht handeln möchte und nicht handeln „könnte“ wie er, und abgesehen von der Entrüstung und der Teilnahme, die man empfindet, hat man noch obendrein das unbehagliche Gefühl, daß sich unser Freund mit seinem Vorgehn in des Teufels Küche bringen wird. Man war nicht in der Lage, ihm mit Erfolg abzureden, als er seinen Entschluß faßte, und man ist später noch weniger in der Lage, ihn an dessen Ausführung zu hindern. Über die eigne Meinung hat man ihn nicht im unklaren gelassen, ebensowenig darüber, daß man mit seinen Wünschen auf der Seite des andern stehe. Unserm Freunde ist es schon sehr fatal, daß wir ihm nicht Recht geben, daß ihm auch andre nicht Recht geben, obwohl er — was könnte man sich in solchen Fällen nicht alles einreden — im Rechte zu sein glaubt. Wenn die Sache nun nicht so glatt geht, wie er geglaubt hatte, wenn sie ihm große und schwere Opfer kostet, wenn mit dem andern nicht so leicht fertig zu werden ist, als er angenommen hatte, wenn in der eignen Familie bei jedem neuen Mißerfolge Hohn und Schadenfreude laut werden, so müßte er kein Mensch sein, wenn er nicht gereizt wäre.

Diesem Gefühl trägt man denn auch in solchen Fällen gern Rechnung. Was man einmal gesagt hat, um ihm abzuraten, wiederholt man nicht täglich zweimal in allen Tonarten, seine Mißerfolge bejubelt man nicht, als wenn er, statt unser Freund zu sein, unser Feind wäre, im Gegentheil, man thut den eignen Gefühlen, soviel man kann, Zwang an und sieht nur zu, wo man ausgleichen, helfen, geschicktes Unheil namentlich für den andern, dessen Rechtsstandpunkt man theilt, und den man für vergewaltigt ansieht, weniger fühlbar machen kann. Offenbar nicht aus Feltigkeit oder Liebedienerci, vielleicht für den Augenblick auch nicht einmal aus Freund-

schaft, denn über die leuchtende Scheibe dieses Mondes treibt der Wind nur zu leicht dunkles Gewölk, sondern namentlich um deswillen, weil man sich sagt: Solange er dich als Freund anerkennt, wird ers leichter geschehn lassen, wenn er sieht, daß du bemüht bist, dem andern die Folgen der erlittenen Unbill erträglicher zu machen, und schließlich wird doch einmal der Augenblick kommen, wo die beiden jemand brauchen, der zur Sühne spricht: dazu würdest du, der du beiden nahe stehst, der rechte Mann sein, vorausgesetzt, daß du vermeidest, was deinen Freund unnötig erbittert.

Es lag so nahe, unser Verhältnis den Engländern und den Buren gegenüber so aufzufassen, und es scheint so weise, unser Betragen in dem Sinne zu regeln, daß wir beim Einblick in die Rede des Staatssekretärs kaum begriffen, wie es möglich gewesen war, daß wir uns die Sache nicht schon selbst in so verständiger Weise zurechtgelegt hatten. Die gewaltigen und weisen Herren — es fällt uns im Augenblick nicht ein, ob es Genueser oder Spanier waren —, vor denen Kolumbus sein epochemachendes Ei aufgestellt hatte, mögen eine ähnliche Empfindung gehabt haben: so einfach, so banal, so praktisch, und doch hatten sie ohne den kleinen Toc des Weltentdeckers mit dem rastlos herumtollenden Ding nicht fertig werden können.

Es ist erstaunlich, was der Mensch im Mißverstehn leisten kann, wenn er nicht verstehen will. Die englischen Zeitungen haben Herrn von Nichthofen zumeist verstanden, als wenn er sich englischer Vokabeln bedient hätte. Sie haben nicht den Eindruck gehabt, „die salzige Thräne barmherziger Nahrung schluden zu müssen“; dagegen ist seine Rede, obwohl sie deutsch war, einer Anzahl deutscher Zeitungen völlig dunkel geblieben, und wenn man ihre Artikel darüber liest, kommt man auf den Gedanken, daß sie ihnen in chinesischem Wortlaute vorgelegen habe.

Unsre Annahme, daß es sich, wenn von England die Rede ist, für uns um einen Vetter und guten Freund handelt, trifft ja freilich für ihre Gefühle nicht zu. Das ändert für sie die Sachlage. Wir begreifen das, nur daß es auch dem Verständnis für die durchaus klare Auseinandersetzung des Staatssekretärs im Wege steht, nimmt uns wunder. Es giebt englische Zeitungen, die Deutschland nicht grün sind, warum sollte es umgekehrt nicht auch bei uns Zeitungen geben, die England nicht mögen? Nichts natürlicher als das. Auch daß diese Anglophoben aus dem unseligen südafrikanischen Kriege zwischen den beiden Vettern einen Zankapfel zu machen bestrebt sind und die Verdächtigungen, abfälligen Kritiken, Ausrufungs- und Fragezeichen fudertweise auf den Markt gefahren bringen, läßt sich begreifen. Aber ist die Animosität ein Grund, Dinge in einer Rede zu finden, die nicht darin sind, und ohne Not — Gott verzeihe uns das harte Wort — Ungeheuerlichkeiten zu sagen, die man nur blinder Wut zu gute halten kann? Wo ist die Elegie, die Herr von Nichthofen gedichtet und dem Abgeordnetenhaufe vorgetragen haben soll? Findet man vielleicht die Bemerkung „elegisch“, es könne der Würde der Nation keinen Abbruch thun, wenn sie beim Empfang von Nachrichten, wie z. B. der von der schweren Verwundung Lord Methuens, menschliche Sympathien bezeige? Ist es das? Nun, offen gestanden, elegisch mutet uns die Bemerkung nicht an, eher ritterlich — was ja auch verpönt ist, vor allem aber natürlich und menschlich, während z. B. die sanatischen Gefühle eines Mitarbeiters der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ einem Torquemada Ehre machen würden. Namentlich Militärs werden solche Ausbrüche mit staunendem Befremden gelesen haben. Durch keinen besondern Preßangriff in den Harnisch gebracht, und nur durch die Mißart der frommen Nichthofenschen Denkart zu wilder Verferkewut gereizt, entlad sich das Blatt wie folgt: „Nein, wir haben keine Teilnahme übrig für den vornehmen Herrn, den jetzt bei Nichtenburg sein Schicksal ereifte: wir jubeln darüber und sprechen es aus, weil wir ehrlich sind. Denn — was das unglückliche Wort „denn“ alles leisten muß — die Höflichkeit mag ein Werkzeug der Diplomaten sein. Das Volk wird von großen Gefühlen bestimmt. Leidenschaften der Regierungen mögen von Schwäche zeugen, Leidenschaften des Volks zeugen immer von Stärke.

Und wir heucheln auch kein Mitgefühl mit dem gebrochnen Wein des Lord Methuen, und — das anaphorische „und“ wirkt sehr aufregend — und wir haben dafür einen einfachen Grund: wir hegen solches Mitgefühl nicht.“

Der Soldat beunruhigt sich nicht. Die Welt steht noch nicht auf dem Kopfe. Wer ein richtiger Kerl ist, hat nach wie vor Mitgefühl übrig für jeden, den das Schicksal auf dem Kriegspfade ertt. Nur der Schreibtisch und die Klostermauern zeitigen solche fanatische Wut, die denn auch wie jedes andre Luftfeuerwerk harmlos mit ein paar Bombenschlägen verpufft.

England und Japan. England ist es in der argen Bedrängnis, in der es seit nunmehr bald drei Jahren steckt, gelungen, mit einem aufstrebenden, zu Lande und zu Wasser wehrhaften Volke Ostasiens, den Japanern, ein Bündnis zu schließen. Daß auf dem absteigenden Aste seiner Laufbahn sitzende England ist mit diesem Bündnisse wieder in die Bahnen getreten, die es im letzten Viertel des achtzehnten und im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts wandelte. England giebt das Geld, und der Verbündete giebt das Blut. Damit hat es erreicht, was ihm bis jetzt in dem Burenkriege fehlte, wo es nunmehr alle seine Truppen, die im Mutterlande und in seinen Kolonien überhaupt verfügbar sind, hat festlegen müssen. Japan hat zunächst nur das Bewußtsein, durch den Abschluß dieses Bündnisses in die Reihe der Großmächte eingetreten zu sein, gewiß, das soll keineswegs bestritten werden, ein schöner Erfolg für sein Vorwärtstreben. England ist wenigstens die Sorge für Ostasien los und kann alle seine Kräfte in Südafrika und in Afghanistan, sowie im Persischen Meerbusen verwenden. Ob aber seine Mittel da ausreichen werden, scheint im höchsten Grade zweifelhaft. Einmal hat der Krieg in Südafrika ganz den Charakter des Guerillakriegs angenommen, wie seinerzeit der Kampf Spaniens gegen die Heeresmacht des gewaltigen Napoleons I. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß das Ende des Krieges noch lange nicht abzusehen ist. Sogar Lord Kitcheener ist mit seinen Blockhauslinien noch nicht weiter gekommen und hat sich dahin ausgesprochen, daß der Krieg bis zur Krönungsfeier des Königs Eduard im Juni dieses Jahres nicht zu Ende sein könne. Auch die Forderungen von Geld, die die englische Regierung an ihr Parlament stellt, deuten auf eine längere Dauer des Kampfes hin. In Westasien aber sind die Engländer keinesfalls imstande, irgendwie ernstlich gegen Rußland aufzutreten. Rußland arbeitet ruhig an der Herstellung von Eisenbahnen durch ganz Asien von Westen nach Osten und schafft sich dadurch die Möglichkeit, seine gewaltigen Heereskräfte rechtzeitig an den rechten Ort zu schaffen. Der Fehler, der dem Kaiser Nikolaus I. 1855 den Verlust von Sebastopol einbrachte, nämlich daß er aus Abneigung gegen Eisenbahnen, die er als ein Mittel ansah, seinem Volke mit dem Eindringen höherer Kultur revolutionäre Ideen einzuföhren, es veräuerte, solche zu bauen, und somit seine Heeresmassen nicht zeitig genug nach der Krim schaffen konnte, wird sich unter Nikolaus II. in den asiatischen Kämpfen mit England nicht wiederholen. Ruhig setzen sich die Russen in Afghanistan und in Ostasien in der Mandchurerei jetzt schon fest, und ihre Eisenbahnen bieten ihnen die Mittel, ihre Streitmacht an beiden Orten so zu vermehren, daß es den Engländern schwer fallen dürfte, ihnen in angemessener Stärke entgegenzutreten. In der Mandchurerei müßten alsdann die Japaner heran. Ob sie den Russen dort zu Lande und zu Wasser gewachsen wären, müßte sich dann zeigen. Die Engländer können ihnen dort zu Lande gar nicht beistehn, da sie jetzt schon durch Südafrika und auch in Afghanistan völlig festgelegt sind. Außerdem könnten sie Truppen nach Ostasien nur auf dem Seewege befördern, und wenn auch die Zahl ihrer Schiffe dazu ausreichte, so mehren sich doch die Anzeichen des Rückgangs ihrer Flotte in bedenklicher Weise. Ein Marinechriftsteller, Dr. Fred. Jane, veröffentlicht in dem Sammelwerke *All the world's fighting ships* die Antworten, die er auf eine Umfrage bei einer Reihe von Fachleuten im letzten Sommer erhalten hat. Darunter

ist eine Antwort von einem Anonymus, die in der „Täglichen Rundschau“ vom 4. Januar dieses Jahres mitgeteilt worden ist, und die die Reihenfolge, nach der die Linienschiffe der Großstaaten von ihm bewertet werden, angiebt. Voran stehen die deutschen, dann die französischen, die amerikanischen, russischen, italienischen, japanischen Linienschiffe, und ganz zuletzt die englischen. Wenn sich auch diese Reihenfolge wesentlich auf die neuesten Schiffsbauten beziehen dürfte, und England immer noch eine große Zahl von Kriegsschiffen haben wird, die den andrer Großstaaten gewachsen sind, so beweist sie immer, daß Englands Schiffsbaukunst von andern Seemächten überholt worden ist. Das ergibt sich ja auch schon aus dem gründlichen und auch in England eingestandnen völligen Zusammenbruch der dortigen Torpedobootsbaukunst. Die englische Admiralität wendet sich nunmehr der bewährten deutschen Torpedobaukunst zu. Noch schlimmer aber steht es mit der Besetzung der englischen Kriegsflotte. Die Sollstärke der englischen Marine beträgt im Frieden 118000 Mann. Englands im Kriegsfalle wirklich verfügbare Reserve beträgt nur 35000 Mann. Da aber 100000 Mann dazu vorhanden sein müßten, so fehlen 65000 Mann Reserve. Woher nehmen? Die früher in zahlreicher und vortrefflicher Beschaffenheit für Englands Marine verfügbaren Schleswig-Holsteiner dienen jetzt infolge der allgemeinen Wehrpflicht auf der deutschen Flotte. Bei dem 1850 abgeschlossenen Londoner Protokoll, das den ersten deutsch-dänischen Krieg 1848 bis 1850 benedigte, wurden englische Äußerungen bekannt, die dahin gingen, daß England einer Abtretung Schleswig-Holsteins an Deutschland nicht zustimmen könne, weil ihm die seeräuhrende Bevölkerung der schleswig-holsteinischen Küsten für die Besetzung seiner Flotte unentbehrlich sei.

Die Besetzung Mytilenes durch die französische Flotte wäre von England gewiß ebensowenig ruhig hingenommen worden, wie vorher die Besetzung Faschodas in Afrika 1898. Damals mußte Frankreich nachgeben, wie ich in den Grenzboten, Jahrgang 1898, geschildert habe. Als nun die französische Flotte ruhig nach Mytilene fuhr, rührte England, das doch sonst alles thut, seine herrschende Stellung im Mittelmeer zu behaupten, keinen Finger. Frankreich setzte seinen Willen durch. Das ist gewiß ein Beweis, daß es mit England bergab geht, namentlich auch mit seiner Herrschaft zur See.

Ähnlich ist es jetzt mit Wei-hai-wei in Ostasien. Nach einem Aufsatze des aus dem chinesisch-japanischen Kriege bekannten W. von Hanneken möchte England diesen Hafen, für den es schon ansehnliche Summen verwandt haben soll, gern behalten. Aber die Mittel fehlen ihm dazu. Deshalb soll, wie Hanneken ausführt, nach Englands Wunsch Japan, falls es nötig ist, den Platz in Ordnung halten und nötigenfalls beschützen. Aber der Schutz Wei-hai-weis ist gewiß nicht die einzige Aufgabe, die im Laufe der Zeit an Japan herantreten wird. Japan wird plötzlich einsehen, daß es seinen Eintritt in die Reihe der Großmächte teuer bezahlen muß. Denn England wird und kann ihm nicht helfen, wenn es in Ostasien zu kriegerischen Verwicklungen mit Rußland kommt, wohl aber wird England von seinem neuen Verbündeten, Japan, den kräftigsten Schutz seiner, nämlich der englischen, Interessen in Ostasien, besonders in China, ganz kategorisch fordern.

Die Pelinger astronomischen Instrumente sind ad acta gelegt worden. Sie werden nicht als Trophäe, sondern als ein Geschenk, mit dem man sich nicht brüsten, behandelt werden, und wenn die Reichsregierung im nächsten Budget einen Ausgabenposten in Vorschlag brächte, der zur Deckung der Kosten bestimmt wäre für eine in der Nähe des Inlusturms anzulegende „Dublette,“ so würden wir von unserm Standpunkt aus nichts dagegen einzuwenden haben. Da man nach den Regeln der internationalen Courtoisie und der Bärenjagd die Schenkgeberin nicht hineinwünschen und nicht hineinsetzen kann, so wäre als Nächstbestes schon etwas damit gewonnen, wenn wenigstens das Geschenk dem lieben Sonnenauge entrückt würde.

Wir haben die Art, in der sich der Reichstag mit der Erklärung des Reichs-

kanzlers begnügt hat, sogleich als einen Beweis staatsmännischer Klugheit erkannt. Denn ganz abgesehen davon, daß es doch niemand, dem es um das Gedeihen und Erstarben des Deutschen Reichs zu thun ist, Vergnügen machen kann, mit den Leuten an einem Stränge zu ziehen, die in diesem Falle die Sache in die Hand genommen hatten, so mußte es für jeden Einsichtigen klar sein, daß der geeignete Augenblick, sich die eiligen Dinger vom Halse zu halten, vorüber war, und daß man der Regierung nicht gut zu einem Schritt zureden konnte, der von mehr als einer Seite falsch und von vielen Seiten hämißlich beurteilt worden wäre.

Das deutsche Volk ist zum großen Teil nicht trophäenfreudig, dafür aber — Kant hat nicht umsonst gelebt und gelehrt — überaus vernünftig: wenn man ihm erzählt, es handle sich in einem gegebenen Falle nicht um einen Krieg, sondern um eine Expedition, mit der man einer in die Brüche gekommenen Regierung wieder aufzuhelfen wünsche, so nimmt es eine derartige Versicherung umso mehr für bare Münze, falls, wie sich das ja während der chinesischen Expedition zugetragen hat, der Vortschafter der gefährdeten Macht ruhig bei uns verbleibt, statt seine Pässe zu verlangen. Aber an einer solchen ihm einmal vorgereiteten Konvention oder Fiktion, wie man es nun gerade nennen mag, hält der Deutsche, der doch in seinem Innersten ein ganz klein wenig Bedacht ist, dann unverrückbar fest, und was mit einer solchen Annahme nicht stimmt, findet vor seinen Augen keine Gnade. Er würde, auch wenn es sich um ein als Krieg anerkanntes Ringen gehandelt hätte, den Chinesen kaum als ebenbürtigen Gegner anerkannt haben, da es für ihn und sein Urtheil bei einem Feinde nicht sowohl auf den Fanatismus und die Grausamkeit, als auf Disziplin, Kriegskunst, Ausdauer und Ausbildung des Mannes ankommt. Auch in einem wirklichen Kriege mit einem solchen Gegner erbeutete Trophäen würden sich deshalb nur einer auf gewisse Kreise beschränkten Popularität zu erfreuen gehabt haben. Nun gar eine Trophäe, von der man nicht recht weiß, unter welchem Titel, *modus acquirendi*, sie auf uns gekommen ist, und die man uns schließlich noch als Geschenk einer Dame mundrecht zu machen sucht, im Vergleich zu der die Urgroßmutter der Vöge, mit andern Worten des Teufels Großmutter, beim deutschen Volke in Achtung und Ansehen steht.

Die allgemeine Befremdung über die Nachricht von der Verschiffung der Instrumente und deren vorläufiger Unterbringung in der Drangerie von Sanssouci war deshalb begreiflich, und auch an maßgebender Stelle wird man davon kaum überrascht gewesen sein. Veranlaßt worden waren diese dem deutschen Volke nicht sehr sympathischen Maßregeln höchstwahrscheinlich von einer Seite, gegen die wir nicht voreingenommen sind, und von der wir nur sagen wollen, daß sie mit Helm und Degen bewaffnet ist und leicht einige Atmosphären Dampfkraft zu viel hat.

Es wäre unrecht, ihr den Dank vorzuenthalten, den ihr Deutschland schuldet. Wir stützen ohne sie noch im tiefsten Morast. Wie weit man mit schönen Redensarten und edeln Gefühlen in der Politik kommt, wenn man einen Kampfhahn zum Nachbarn hat, hat man gesehen. Im Juli 1870 war es ein Segen, war es die Rettung Deutschlands, daß wir uns auf diesen kriegerischen, unternehmenden Geist stützen konnten. Mit dem Blute des Volks sind die Herren nicht sparsam gewesen, das haben selbst ihre Verehrer nicht von ihnen behauptet, dafür aber auch nicht mit dem eignen: schließlich hatten wir doch, so schwer auch die Opfer waren, den laut krähenenden Eroberer von unsern Grenzen abgewehrt, und das war die Hauptsache. Durch welches Land dieser schneidige, an Oboriten und andre fidele Heiden erinnernde Geist über das deutsche Volk gekommen ist, weiß jeder. Wenn uns auch in vergangenen Jahren wegen der allzugroßen Schneidigkeit bisweilen ein wenig bange gewesen ist, da wir an ein Jahrtausend für seine Straftheile brauchendes aber gerechtes Regiment glauben, so sind wir doch zu sehr Söhne unsrer Zeit, als daß wir die Hand der Vorsehung nicht segnen sollten, die uns in den jederzeit kampfsüchtigen und kampfbereiten besichert hat, was uns fehlte. Der Deutsche neigt zur Theorie: es sollte, meint er leicht, keinen Krieg geben, und er hat damit nicht so sehr Unrecht, weil er selbst friedliebend ist. Aber er vergißt, daß es auch andre Nationen in der Welt giebt, die

für kriegerischen Ruhm ihren letzten Blutstropfen hingeben würden, und da es so ist, so ist es ein Segen, daß wir die mit einigen Atmosphären jubel arbeitenden haben.

Von diesen Ermüdungen muß man auch ausgehn, wenn man sich über die Heimfendung der unseligen Instrumente ein Urteil verschaffen will. Mit solchen Leuten geht das kriegerische Gefühl durch. Was sind für sie Konventionen und Fiktionen, wenn es Gelegenheit zum Zuhauen giebt, und wenn vor ihnen in den Reihen ihrer Bataillone und Schwadronen der eine um den andern vom mörderischen, nicht nach Konvention und Fiktion fragenden Geschloß erreicht wird? Wir können nicht finden, daß sie so gar Unrecht haben, denn da, wo zugehauen wird, gehören solche diplomatische Verschmittheiten nicht hin, und es wird begreiflicherweise gehandelt, als gäbe es dergleichen nicht. Aber mit dem Zuhauen kommt auch gleich der alte Obotriteneiser wieder in Thätigkeit: Beutemachen, Trophäen heimzuführen, die heimatischen Fluren mit Beweisen der anererbten militärischen Tapferkeit bedecken, das liegt ihnen im Blut, wie den Füchsen das Jagen, und da jedermann bekanntlich die mit seinen guten Eigenschaften zusammenhängenden Schwächen hat, so darf man sich auch darüber nicht wundern. Trophäe ist ihnen alles, womit sich der Gegner großthun könnte, und was ihnen für das besetzte Land bezeichnend erscheint. Es war darum im Buche des Schicksals geschrieben, daß jemand die großen, absonderlichen, ungefügen Dinger mitgehn heißen mußte. Ein ganz klein wenig sind wir freilich damit „reingefallen,“ aber so etwas kommt in den besten Familien vor. Wenn man nur höhern Orts aus dem Vorgefallnen die Lehre ziehn will, daß man den Mehratmosphärischen die Bügel nicht zu locker lassen darf, so ist mit dieser auf Kosten unsers Rußs für Uneigennützigkeit und Vorsicht gemachten Erfahrung schon viel gewonnen, und wir großen deshalb den Instrumenten nicht: *requiescant in pace.*

Brügge und Ypern. Wir erfüllen eine bisher versäumte Pflicht, wenn wir hier auf ein ansehendes Buch aufmerksam machen, das aus der Sammlung der von E. A. Seemann in Leipzig herausgegebenen „Berühmten Kunststätten“ durch zwei eigentümliche Vorzüge hervorragt. Der hochverdiente Brüsseler Kunstforscher Henri Hymans lebt mit seinen Gedanken und Gefühlen ganz in den Gegenständen seiner Schilderung, und er ist zugleich ein so vollendeter Schriftsteller, daß er uns in knappen, alle Ermüdung fern haltenden Worten nicht etwa Beschreibungen, sondern wirkliche Bilder zu geben versteht. Die flandrische Stadt Brügge, etwas abgelegen und heute viel weniger bekannt als etwa Venedig oder Nürnberg, mit denen sie oft verglichen worden ist, hat einen großen Teil ihrer beweglichen Kunstschätze abgeben müssen, zuerst im sechzehnten Jahrhundert an die plündernden spanischen Herren, dann im achtzehnten nach der Aufhebung der geistlichen Orden, der großen Bewahrer künstlerischer Werke, an die Kommissare der französischen Republik, und endlich an die ausländischen Händler nach der Auflösung der Zünfte, deren Gildehäuser und Kapellen nun ihres innern Schmucks beraubt wurden. Aber die Bauwerke selbst sind geblieben, vier Thore, eine Unmenge schöner Kirchen, Klöster und Altersasyle, dazu alte Paläste, Kaufhäuser und ganze Straßen mit den Wohnungen der kleinern Bürger. Seine höchste Blüte hatte Brügge im fünfzehnten Jahrhundert unter der Regierung Philipps des Guten von Burgund, dann, mit dem Beginn des sechzehnten, begann der Niedergang, der zum Meere führende Kanal versandete, die fremden Kaufleute zogen weg, ihre Befestigungen verödeten, und die einst 150 000 Einwohner sind heute auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen. Aber ohne gerade noch eine blühende Stadt zu sein, hat Brügge doch während des ganzen sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts an dem allgemeinen Leben der Niederlande teilgenommen, und diese spätere Zeit hat noch viel zu dem Stadtbilde, so wie es jetzt ist, beigetragen. Im Gegensatz zu der verkehrsreichen Nachbarstadt Gent, wo Handel und Gewerbe die belebten Straßen durchfluten, liegt Brügge, dessen stille Wasserläufe einstmal's Seeschiffe heranführten, wie im Schlummer, das versteinerte Bild seiner Vergangenheit. Ein altertümlisches und einheitliches

Bild, denn auch die modernen Gebäude sind im „Brügger Stil“ gebaut, der Bahnhof, die Post und zahlreiche Kauf- und Privathäuser, und zwar nach englischen Anregungen, da die Stadt von jeher der Sammelplatz einer auserlesenen brittischen Gesellschaft war. In keiner zweiten Stadt des Festlands hat diese Neugotik des Profanbaus soviel Boden gefunden, und für uns ist sie in ihrer dort ausgeübten Erscheinung von großem Interesse, weil ja auch unjern Städten diese Richtung nicht fremd geblieben ist. Hymans steht ihr mit vorsichtigem Zweifel gegenüber: ob sie einen Fortschritt bedeute und als eine fruchtbare Bewegung anzusehen sei, müsse die Zeit lehren; das Verdienstliche ihres planmäßigen Ernstes und ihrer tüchtigen Ausführung erkennt er an. Aber Brügge macht, wie er sagt, gar keinen Anspruch darauf, eine monumentale Stadt im modernen Sinne zu sein, es hat nur den einen Gedanken, seine Reichtümer zu erhalten, und nichts ist ehrenwerter. Man bricht dort keine neuen Straßen durch, man reguliert keine alten, und es giebt keine Straßenbahnen! Man durchwandert Straßen und Gäßchen, in denen man außer dem Geräusch der eignen Schritte nur noch das eintönige Klappern der Spitzenkloppe hört, aber auch wenn wir uns dem Zentrum der Stadt durch breiter werdende Straßen nähern, nimmt Leben und Bewegung um uns herum nicht zu. Man denkt unwillkürlich an Siena oder Florenz, wenn man an einem schönen Frühlings- oder Herbstmorgen auf die Grand' Place tritt und die edeln Umrisse der „Hallen“ vor sich sieht.

Hier beginnt Hymans seinen Umgang und kommt dann auf den nahen Burgplatz, wo sich die nächstberühmten und ihrem Eindruck nach besonders schönen Bauwerke befinden: die Kapelle vom heiligen Blut, das Rathhaus und die alte Kanzlei, dazu aus dem siebzehnten Jahrhundert die Propstei des Donatian mit ihrer Fassade im Stil Ludwigs XIII., aber ins Bläuische überseht; ein zweites Rathhaus, das des „Freien von Brügge,“ jetzt Justizpalast, ist dagegen jammervoll entstellt. Die Art, wie Hymans jedesmal auf das Charakteristische in der Erscheinung der Bauten und auf ihre Bedeutung für die Kunstgeschichte hinweist, möchten wir ideal nennen, weil wir uns denken, daß diese manchmal ganz kurzen Andeutungen auch wirklich gelesen werden. Sie begleiten die eigens hergestellten Abbildungen, zu deren Aufnahme seine vertraute Ortskenntnis die Anleitung geben konnte, und die nun in der That auch etwas ganz besonders geworden sind. Wir haben in einem so wohlfeilen Werke noch nichts so schönes gesehen, und es scheint uns, daß in Bezug auf den Bilderschmuck auch in den übrigen Büchern der Sammlung dieser Eindruck nicht wieder erreicht ist. Wir sehen außer den Hauptkirchen und den wichtigern öffentlichen Profangebäuden noch Straßensichten mit Häuserfassaden, einzelne ansehnliche oder historisch berühmte Wohnhäuser, sodann Plätze, Quais und landschaftliche Durchblicke, bildmäßig abgeschlossen und von künstlerischer Wirkung.

Die Stadt hat zwei Gemäldesammlungen. Die eine, in einer Waisenhauskapelle der Katharinenstraße untergebracht, ist in einem so schimpflich unwürdigen Zustande, daß sich ihr stolzer Name Musée de l'Académie wie ein unziemlicher Scherz ausnimmt; sie enthält wertvolle Werke der Brügger Schule, vor allem ihrer drei wichtigsten Vertreter Jan van Eyck, Memling und Gerard David; die andre, in dem wundervollen alten Johannisospital, ist die klassische Stätte von Hans Memling, den man nur dort kennen lernen und nach seinem Verdienst würdigen kann. Wir überlassen hier unsre Leser der genußvollen Führung eines Kenners aus erster Hand, deren Eindruck ein kurzer Auszug nur verwässern würde, und geben unsre Teilnahme durch eine einzige Bemerkung kund. Auf Memlings kleinem Diptychon des Martin van Nieuwenhoven im Johannisospital finden wir hinter der Madonna links, unter der mit dem Wappen des Stifters bemalten Fensterscheibe, ein eingerauhtes kleines Mund, das uns an die bei Jan van Eyck, Petrus Christus oder dem Meister von Flemalle vorkommenden Hohlspiegelbildchen erinnert; in dem köstlich gemalten, verschwimmenden Hellbunzel unterscheiden wir zwei Figuren, über deren Bedeutung wir noch in keiner Beschreibung etwas gefunden haben. Nach der im Johannisospital geltenden Meinung soll Martin van Nieuwenhoven dargestellt sein,

wie er vor der Madonna kniet. Das wäre recht überflüssig, da er schon als große Einzelfigur auf der einen Tafel des Diptychons abgebildet ist, und außerdem hat diese kleine Madonna des Fensterbilds kein Kind im Arm, dafür aber ein Buch und ein Betpult. Es ist also, wie wir meinen, die Maria der Verkündigung, zu der der Engel kommt, der leicht für einen knieenden Mann gehalten werden konnte.

Das kleine Ypern mit seinen kaum 17000 Einwohnern nimmt mehr als ein Drittel unerss Buchs ein, denn es ist ungemein reich an großen Bauwerken, und an jeder Straßenecke fesseln uns neue höchst malerische Häusergruppen. Worte, sagt der Verfasser, vermögen den Eindruck nicht zu schildern, den die Tuchhalle in ihrer überwältigenden Majestät macht; ihre Nachbarin, die Martinskirche, ist eins der schönsten Beispiele der Gotik in den Niederlanden, und von dem reichen Grunde ihrer köstlich gegliederten Fassaden, die einen Überblick über die Gewölbemachtungen von fünf Jahrhunderten geben, hebt sich in mächtigem Relief die Fleischhalle ab, das vollkommenste Bildhaus des Mittelalters. Hier ist das alte Haus wirklich alt, weil es Ypern mehr als andern Städten geglückt ist, der Geißel der Restaurierung zu entgehen, und dabei ist nichts von Einförmigkeit zu bemerken, da englische und französische Motive bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein mit einheimischen abwechseln. Auch sieht die Stadt nicht danach aus, als beweinte sie eine unwiederbringliche Vergangenheit. Lebenslust und Freude am Dasein liegen offen zu Tage, und eine sonnige Heiterkeit empfängt den fremden Besucher. Wundervoll gelungen sind die vielen Straßensichten mit ihren schmutzen Häuserfassaden. Von den 114 Abbildungen des Bandes kommen fünfzig allein auf Ypern.



Litteratur

Brodhaus, Konversations-Lexikon. Bierzehnte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. F. A. Brodhaus in Leipzig, Berlin und Wien, 1901

Daß die Konkurrenz auch auf litterarischem Gebiet ein mächtiger Antrieb zur beständigen Vervollkommnung ist, sieht man deutlich an der Entwicklung der Konversationslexika von Meyer und von Brodhaus. Jede neue Auflage des einen oder des andern Werks zeigt das offenbare Bestreben, hinter den Neuerungen und Ergänzungen des Konkurrenzwerks nicht zurückzubleiben, die in früheren Auflagen weniger berücksichtigten Gebiete eingehender zu behandeln und den Fragen und Erscheinungen der Gegenwart einen erweiterten Raum zu gewähren. Es ist deshalb nicht mehr richtig, zu behaupten: die Bedeutung des Meyerschen Lexikons liege auf dem technisch-naturwissenschaftlichen Gebiete, die des Brodhaus'schen auf dem historisch-litterarischen. Gerade das Brodhaus'sche hat auf dem andern Gebiete, wie die vorliegenden Bände zeigen, derartige Fortschritte gemacht, daß es den Vergleich mit der letzten Auflage des Meyerschen sehr gut aushalten kann, obgleich es sparbarer mit den Abbildungen von Apparaten ist (man vergleiche z. B. die Artikel „Abdampfen“ und „Ammoniak“) und längere, eigentlich ja auch in sachwissenschaftliche Spezialwerke gehörende Auseinandersetzungen unterläßt. Wo es sich aber um rein praktisch-technische Fragen handelt, z. B. in dem Artikel „Aufzug,“ da geht Brodhaus zuweilen noch über Meyer hinaus. Eine besondere Aufmerksamkeit hat Brodhaus in dieser Auflage den volkswirtschaftlichen und den juristischen Fragen zugewandt. Wertvoll und gemeinverständlich sind z. B. die Artikel über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Aktiengesellschaften, über den Ackerbau und über die Berufstätigkeit (dieser Artikel vermisse wir an dieser Stelle bei Meyer). Es ist natürlich, daß das Bürgerliche Gesetzbuch die juristischen Artikel stark beeinflußt und ganz neue nötig gemacht hat. Dazu gehören die Artikel über Abfindung, Abgaben, Abgeleiteten Erwerb, Abgesonderte Befriedigung, Ablieferung beim Warenkauf, Abwesenheit, Anfechtung usw. Bei den litterarischen Artikeln wäre für eine neue Auflage wohl zu erwägen, ob es nicht ratsam:

sei, daß bibliographische Material mit all dem Zahlenwerk etwas einzuschränken und den dadurch gewonnenen Raum für eine kurze Charakteristik des Schriftstellers und seiner Werke zu verwenden. Diese Charakteristik vermessen wir z. B. bei Augier und auch bei Alfred Austin, dem lebenden englischen poeta laureatus; auch ist bei Austin gerade das Werk nicht erwähnt, das für den deutschen Leser am interessantesten ist: *The Conversion of Winckelmann* (London, 1897). Die äußere Ausstattung dieser Auflage ist vortrefflich.

Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild.
Verlag Wartburg. Inh. Werner-Verlag, Berlin

Dieses Prachtwerk, das wir im 30. vorjährigen Heft Seite 192 empfohlen haben, liegt jetzt vollendet vor uns. Die 9. bis 50. Lieferung enthalten die Abhandlungen: „Die protestantische Märtyrerkirche Frankreichs“ von Dr. Theodor Kistelhaus, „Der Große Kurfürst und die Begründung des modernen Toleranzstaats“ vom Geheimen Archivar Dr. Ludwig Keller, „Joh. Val. Andrea und Amos Comenius, zwei Lichtgestalten in finsterner Zeit“ von Dr. Julius Brügel (unter den Abbildungen sechs aus dem *Orbis pictus* und das Titelskizzenbild dieses berühmten Werks) und „Rembrandt und die religiöse Kunst der protestantischen Niederlande“ von Professor Dr. H. Weizsäcker, mit mehr guten Nachbildungen Rembrandtscher Meisterwerke als manche angesehenere Geschichte der Malerei bietet. Ferner: Das evangelische Kirchenlied; Joh. Seb. Bach und Georg Fr. Händel; Leibniz und die Anfänge des Pietismus; Der Protestantismus im Zeitalter Friedrichs des Großen und Goethes; Das Erwachen des vaterländischen und religiösen Lebens am Anfang des Jahrhunderts; D. Schleiermacher, der Kirchenvater des neunzehnten Jahrhunderts; Der Einfluß von Kant und Fichte auf die Entwicklung des Protestantismus; Die evangelische Kirche im neuen Deutschen Reich; Die Innere Mission; Die evangelische Mission unter den nichtchristlichen Völkern; Evangelischer Bund und Gustav Adolfs-Verein. Um vom Reichthum der Illustration einen Begriff zu geben, führen wir an, daß Goethe in acht, Schleiermacher und Kant jeder in neun Bildnissen dem Auge vorgeführt werden. Zur Charakteristik des Besten, der das Werk durchweht, schreiben wir folgende Stelle aus dem Kapitel über das Kirchenlied heraus: „Die Gemeinde wird gerade in unsern Tagen wie nie zuvor durch den Lauf der Dinge auf die Pflege ihres heiligen Sanges-Erbes zurückgebrängt. Unser Volk ist in weiten Kreisen predigtmüde; das wird sich sobald nicht ändern. Auch werden weder alte Kultordnungen noch neue Agenden dem gottesdienstlichen Leben zu stärkerer Anziehung verhelfen.“ Auf Seite 212 und 213 ist als Datum der Aufhebung des Geistes von Rantes zweimal der Oktober 1785 angegeben. Zwar kann dieser Irrthum, da unmittelbar daneben das Todesjahr Ludwigs XIV. (1715) steht, nicht einmal den Geschichtsunkundigen irre führen, er ist also ein bloßer Schönheitsfehler, aber schon ein einziger solcher Schönheitsfehler stört in einem so schönen Werke.



Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 61. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsere Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im März 1902

Die Verlagsbandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



